BUCH DER WELT: ILLUSTRIRTES VOLKSBLATT

<36610543590017

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre etc.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.



Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1860.

Das Buch der Welt.

1860.



Stuttgart.
Carl Hoffmann.



Graf Geert von Oldenwörd.

Dat weer Graf Geert de Grote, de keem von Oldenwörn,
De wull de Buern in de Marsch dat recht Opsitten lehrn.

Anno 1319 am 8. September.

(Tafel 1.)

Seitlich von Norderwolt, gegen das äußerste Kirchdorf der Ditmarschen, Büsum, liegt ein einzelne Schenke mitten auf kahler, brauner Haide, rechs und links von Watten umgeben, Meeresgrund, der nur zur Ebbe bloßliegt, und über den die heranwogende Fluth wohl mehr wie mannstief sich ergießt. Es war ein uralter Hof, der Telschenkrug, den, so lange man wußte, die Familie Isenbrand besessen hatte. Und rings in der Gegend, von Heide bis Brunsbüttel, im ganzen ditmarschen Lande waren die Isenbrands in Ehren bekann; in all' den Fehden mit Dänemark, mit dem trotzigen Oldenburger und dem übermüthigen, gewaltthätigen Landadel waren sie voran gewesen; ja, es war vorgekommen, daß Großvater, Vater und Enkel zu gleicher Zeit und auf dem gleichen Felde für die Gerechtsame und die Freiheit des Volkes geschlagen hatten. So kam es, daß die Bauern rings umher gern auf dem Telschenkrug sich fanden und dort manches Wichtige voraus besprachen.

Und so war es auch heute, wo ein Dutzend ernster Männer um den Tisch saßen, denen man es ansah, daß sie nicht zur Erholung und Kurzweil sich hier gefunden hatten. Trüb qualmte die Lampe, die von der rauchigen Decke herab über den Tisch hing.

„So war es von je her," schloß eben ein untersetzter Mann, dessen ganze Erscheinung eine gewaltige Stärke kundgab, „und so muß es bleiben. So steht es im uralten Landbuche geschrieben, und wir Alle wollen nichts Neues aufbringen, aber auch unsre alten Rechte nicht abthun lassen!"

„Ersen Koog hat Recht," stimmte ein Anderer bei, „und ich denke, Graf Geert wird sich besinnen, ehe er Ernst mit seinen Drohungen macht. Eine Steuer von jedem Gaul in Altenwörden will er erheben; aber ich möchte Der nicht sein, der sie einzöge."

„Die Pferde sind unser Eigen," sprach zornig Jürgen Lüders, „sie sind unter unsern Dächern aufgewachsen, und haben das Gras von unserm Grund und Boden gefressen, bis heute. Was hat der Gräf dazu gethan? Nichts! so hat er auch nichts von den Mähren zu begehren, und es möchten Wenige unter uns sein, die des lieben Friedens halber ihm auch nur einen Dreiling zu zahlen Lust hätten."

„Den Klüverstaken (Springstock) über den Kopf!" versicherte Ersen Koog, „aber sonst nichts."

„Wie ist unser langer Geert nur zu dem curiosen Einfall gekommen, die Pferde zu besteuern?" frug ein silberhaariger Greis.

„Der Karsten Remming von Altenwörd ist schuld daran!" lachte Jürgen Lüders. „Er hat, wie Ihr wißt, vier Buben, und jeder davon reitet sein eigenes Pferd von verschiedener Farbe, damit der Alte schon weit über das Feld hin erkennen kann, welcher seiner Söhne dort trabt. Nun kommt Graf Geert eines Tages geritten, plagt nach seiner Art den Gaul wieder kläglich, daß dem alten Remming schier die Galle überläuft. Der Ritter bemerkt es wohl, wie er die Fäuste ballt, aber gerade ihm zum Hohn rennt er dem Roß die Sporen nur noch wilder in die Flanken, daß das Thier stürzt und einen Fuß bricht. Nun war die Reihe sich zu ärgern am Grafen, und als das arme Roß erstochen war, lachte der Bauer höhnisch, zumal da der Thierquäler die Nase im Falle sich blutig geschlagen hatte. Darüber waren die vier Jungens heim gekommen, und Graf Geert bewunderte um so mehr die Schönheit der Rosse, als er selbst keines zur Hand hatte, ihn bei dem argen Regenwetter heim zu tragen. Daß ihm ein Bauer ein Pferd verweigern könne, fiel ihm freilich nicht ein, und so rief er trotzig von der Warf herunter: Jetzt bring' mir den Braunen da einmal hierher! — Der Bursche entgegnete: Ich muß auf's Feld! und zog den Gaul zu Stalle. — Nun, so bring' du den Rappen! — Ich muß an das Siel! kam es zurück, und das Pferd verschwand. — So bring' hurtig den Schimmel! — Erst muß er fressen! — Nun will ich den Fuchs reiten! — Den brauch' ich selbst! höhnte der Junge, kletterte bockbeinig in den Sattel und jagte davon. — Dem Grafen versagte nun vor Zorn fast die Stimme. Das sind Eure Jungen, Karsten Remming, die mich vor Euren Augen zu verspotten wagen? — zankte er.

„Die Buben sind mein, Herr Graf, entgegnete der Alte, aber die Pferde habe ich ihnen geschenkt; sie sind ihr Eigen, und ich darf ihr Recht so wenig kränken, als Ihr das meinige.

„Aber Ihr sollt auch meine Gerechtsame nicht antasten, murrte der Graf, dafür werde ich sorgen.

„Wir sind freie Ditmarschen, gab Karsten zurück, und haben nichts mit einander zu schaffen.

„Aber ich bin kaiserlicher Waffenmeister, zürnte der Graf, und muß dafür sorgen, daß des Kaisers Heerbann in dieser Gegend stets wehrhaft gefunden werde. Zuerst will ich Euren Jungen einmal das Aufsitzen lehren lassen. Sie haben sich morgen alle Vier mit ihren Pferden auf meiner Burg zu stellen, denn die Kerle reiten, wie Affen auf dem Bären.

„Meine Jungen kommen gewiß nicht, versicherte Karsten, denn Ihr habt uns nichts zu befehlen. — — Und daraufhin ist von Hof zu Hof umgesagt worden, daß die Pferde gezählt und besteuert werden sollen. Wer reiten wolle, so heißt es, solle auch ordentlich aufsitzen lernen."

„Wenn aber Graf Geert den kaiserlichen Heerbann, der im nahen Holstein liegt, aufbietet," mahnte der Greis, „so könnte er uns viel Böses anthun. Er ist immer in Geldnoth; bietet ihm ein paar hundert Mark an: so haben wir unsern Rechten nichts vergeben und doch viel Unheil verhütet."

Da erhob sich hinten am Ofen eine hohe Gestalt, das Haupt von langen braunen Locken umwallt, in die das Alter noch keinen Reif gestreut hatte. „Wie alt seid Ihr, Clas Wöltjes?" frug der Aufgestandene.

„Sechsundsiebenzig!" war die Antwort.

„So müßt Ihr noch wohl wissen," rief mit dröhnender Stimme der Frager, „wie es dem deutschen König Wilhelm und seinem ganzen Heerbanne vor dreiundsechzig Jahren bei uns erging!"

Die trüben Augen des alten Mannes begannen aufzuleuchten. „Ja, es war Euer Großvater, Hinnerk Isenbrand, der ihn mit dem Klüverstaken auf dem Berkmoor erschlug!" rief er lautfreudig.

„Ich bin jünger als mein Großvater war, als er den deutschen König ohne Waffe erschlug, und denke es mit dem Holstengrafen auch noch aufzunehmen. Der König bot ihm so viel Silberthaler, als seine Stahlrüstung schwer sei, für sein Leben, und Ihr wißt wohl noch, welche Antwort er erhielt? —"

„‚Du hast an der friesischen Freiheit dich vergriffen, und drum mußt du sterben!'" riefen all' die Männer, einstimmig das alte Wort wiederholend.

„Und wißt Ihr noch, wie es dem Grafen Rudolph von der Bökelburg erging, als er verlangte, die Bauern sollten vor ihm und vor seiner Frauen Walburg niederknieen?"

„Man hat ihn erschlagen!" kam der Chor zurück.

„Und die Bokelnburg geschleift," setzte der Hausherr hinzu.

„Nun, schlimmer soll es Graf Geert von Oldenwörd auch nicht gehen, das wollen wir versprechen!" höhnte Ersen Koog.

„So wollen auch wir des Schadens nicht achten, den Graf Geert uns thun wird," rief Clas Wöltjes, „denn ohne das wird er's nicht thun."

„Und auch des Blutes nicht," rief Jürgens; „wo gehauen wird, fallen Späne, und der Anfänger mag es verantworten hier und dort."

Es war still geworden in der Stube. Leise klirrte die Kette, an der die Lampe schwankte, anschwellend und verhallend tönte das Brausen der See herüber, und des Nachtreihers unheimlicher Ruf scholl aus dem Moor. Der alte Wulf Isebrand war allein in der Döns geblieben; er hatte das Fenster aufgeschoben und blickte lange in die Nacht hinaus, durch die der rauhe, eintönige Gesang der Fischerboote zuweilen vom Winde getragen ward. „Das Jahr geht zur Neige," flüsterte er leise vor sich hin; „die Störche rüsten sich zum Abzuge, die Schwalben sammeln sich, und Alles, was fröhlich singt auf Moor und Haide, hat der Kuckuk schon längst mit fortgenommen. Und dennoch ist mir's, als sollte noch vor dem Schnee etwas Ungeheures und Schauerliches in mein altes Leben hereinbrechen. Es ist ein unheimliches Stück Erde, dieser Telschenkrug, und die alten Sagen erzählen von blutigen Kämpfen, die schon zur Heidenzeit hier vorgefallen sind. Woher wohl mag es kommen, daß jeder der Besitzer seine älteste Tochter ‚Telsche' taufen lassen muß. Alle, so weit die Sage reicht, bis zu mir, haben es gethan, und Keiner hat es vielleicht gewußt, warum, so wenig wie ich auch. Und wenn ich heute die Wahl hätte, mein Kind anders zu nennen, als bei diesem alten, schier verschwundenen Namen, so würde ich es ja doch nicht thun. Meiner verstorbenen Frau zu Lieb habe ich dort zu Altenwörd das Gut dicht neben der Burg gekauft, weil das unterirdische Stöhnen im Moor ihr allzu schaurig vorkam, und doch sind wir nicht hingezogen, und bleiben da, wo Wind und Wellen von den Deusen*) reden und rings die alten Maalsteine von Mord und Blut erzählen. Die gute Beke fürchtet sich nicht mehr, und ich mag mich nicht von ihrem einsamen Grabe trennen. Nicht unter so vielen Leuten mag ich begraben sein; mit einander, einsam haben wir in Frieden gelebt, und auch im Tode wollen wir beisammen liegen. Das Haff braust hohl und wild," fuhr er im Selbstgespräche fort, „und es wird um die höchste Fluthzeit sein, da tobt es immer am wildesten, wenn das alte Meer wieder zurück muß in sein angewiesenes Bett, und nichts mitnehmen darf vom Lande, das es ewig wild bedrängt und hinabschlingen möchte, wie zur Zeit Kaiser Lothars, wo es den ganzen Dollart, siebenundzwanzig Dörfer und drei Städte hinabzog zur dunkeln Tiefe, und nur die Insel Nessa stehen ließ. Gott gnade den hingerafften armen Seelen! Nun, wir sind Menschen, und besonders wir Friesen, die nie wissen, ob sie naß oder trocken sterben. — Da kommen Schritte über's Moor, man hört's am dumpfen Hall — nun, das muß ein guter Bekannter sein, der bei Nacht über's Moor geht und das Versinken nicht fürchtet."

Die Schritte waren, obwohl auf dem weichen Grunde nur dem geübten Ohre vernehmbar, nah und näher gekommen; ein weiter Satz am Klüwerstock (Springstock) trug den Nahenden über den breiten, tiefen Wassergraben,

---

*) Deusen: Kobolde, böse Geister.

der meistens den künstlichen Hügel, auf dem das Haus, vor Ueberfluthungen geschützt, steht, (die Warf) umschließt, dann kam er festen Schrittes den Kiesweg heran.

„Wulf Isenbrand," rief es herauf, „seid Ihr noch wach?"

„Ja, mein Junge," kam die Antwort zurück, „was gibt es noch in der Nacht?"

„Graf Geert von Altenwörd hat mit seinem Bruder Johann von Ostroh und dem Vetter Johann von Mekelnburg zu Grimmslit sich verbündet; sie wollen einen Raubzug hierher gegen Büsum und Norderwolt ausführen. Eure Pferde sind es besonders, auf die es abgesehen ist. Jetzt, Nachbarn, wahrt euch."

Die Schritte tönten wieder die Warf hinab; der Graben ward übersprungen, und bald lag das weite Moor wieder stumm wie zuvor, und nur die See brauste aus der Ferne, und ein vom Neste verscheuchter Kiebitz schrie kläglich durch die Nacht.

Der Morgen dämmerte leise. Wie ein silberner Flor wogte der Nebel über dem Schlik der Watten, die bei der Ebbe nicht mehr als Meeresboden erschienen, wenn ihr zäher Schlamm, mit Queller *) hie und da bekleidet und mit regellosen Prielen **) durchfurcht, auch dem Unkundigen zeigt, daß dieser Grund noch nicht zu festem Lande gehöre. Starke Weiber, mit rauhen Schifferhosen von Hanflinnen angethan, waten barfuß durch den Schlamm und benützen das erste Morgenlicht, die kleinen Krebse, die sie in der Stadt als ‚Krauth' ausrufen, zu fangen. Doch jetzt, wissen sie, kehrt die Fluth zurück, deßhalb eilen sie, die Landmarke zu gewinnen, denn: ‚die Nordsee hat Flügel' sagt das Sprüchwort. Und es ist wahr, der anschwellenden Fluthwelle entrinnt kein trabendes Pferd. Die verschiedenen Mövenarten erheben sich mit trägem Flügelschlage und rufen den Gefährten mit rauhem, widrigen Schrei, und die fernhin strahlende Laterne des Leuchtthurms dort auf der Felsspitze erlischt. — Weiter in's Land hinein, wo die fetten Marschen sich strecken, beginnt auch schon das Leben in bildlicheren Gestalten sich zu regen. Aus den Dörfern kommen frische, rüstige Mädchen, die grün angestrichene Tracht auf den kräftigen Schultern, von denen zierliche Ketten niederhängen, welche die blinkend mit Messing beschlagenen Milcheimer tragen. Statt der abgrenzenden Hecken säumen hier tiefe Wassergräben jedes einzelne Besitzthum, und, dem streifenden Vieh zu wehren, sind die Eingänge mit Schlagbäumen geschützt. Fast an jedem derselben steht phlegmatisch ein derber Bursche, regungslos wartend, bis die Erwartete mit bloßen Füßen durch das thaunasse Gras daherkömmt. Er öffnet dann den Schlagbaum und schließt ihn sorglich wieder hinter der Eingetretenen, um sie dann mit wortkargem Plaudern bis zur nächsten Barriere zu begleiten, wo sie ihre Kühe zusammenruft und melkt. Dann eilt er mit dem steifen Schritt der Schiffer davon, die gewöhnt sind, den ganzen Tag im schmalen Kahn festzustehen und dort nur gewaltig rudernd die Arme zu gebrauchen, wodurch natürlich der Gang etwas eigenthümlich Ungelenkes und Unbehendes bekömmt. —

Das Paar, mit dem unsere Erzählung geht, war nach einem herzlichen Gruße wohl fünfzig Schritte stumm neben einander gegangen, bis das Mädchen frug: „Wohin heute, Kort?"

„Auf einen Stör!" antwortete der Bursche eben so kurz.

„Weißt du, daß die Edelleute einen Ritt gegen uns ausgemacht haben?"

Nur ein Blick, trotzig und verachtend zugleich, mit einem dumpfen Kehllaute, war die Antwort.

„Sie werden die Marsch überfallen, wenn ihr auf der See seid," begann das Mädchen wieder, „jetzt, wo die Fische draußen liegen."

„Es sind noch Leute genug daheim für das adliche Geschmeiß."

„Sie sind zu weit zerstreut, und der lange Geert von Altenwörd wird thun was er kann."

„Wir auf dem Wasser müssen eben genau Acht haben, und ihr zu Hause sollt uns ein Zeichen geben, bei Nacht durch Feuer, am Tage durch Rauch! — Aber, Telsche, wann ist denn unsre Hochzeit?"

„Wenn wir es mit Ruhe vor den Edelleuten können!"

„Ich will so Viele todtschlagen, wie ich kann," versicherte der Liebende mit einem Gesicht, welches in aller Ruhe dennoch zeigte, wie sehr ihm dies christliche Vornehmen am Herzen lag. „So lange das Volk lebt," setzte er hinzu, „so lange haben wir keinen Frieden."

„So sagt mein Vater auch," nickte das Mädchen, „also gebt ordentlich Acht da draußen."

„Soll geschehen," gelobte Kort; „aber laßt euch nicht überrumpeln."

Sie nahm die Tracht mit den vollen Eimern auf die runden Schultern, reichte dem Verlobten die Hand und wandte sich den Häusern zu; Kort öffnete und schloß ihr den Schlagbaum, dann wandte er sich mit weitem, schiebenden Schritte zur See, an deren hallendem Ufer er die Gefährten schon versammelt fand. Der Wind stand günstig vom Lande ab und legte sich frisch in die seitlich gespannten Segel. Der Mann saß bequem im Hintertheile des Bootes und hielt das flache, breite Ruder unter dem Arm steuernd fest. Ihm zur Hand lag eine derbe Pike mit Widerhaken, um, wenn er einen Flunder oder Heilbutt leise dahingleitend auf dem Grunde bemerkte, ihn gleich harpuniren zu können.

Es war zur Zeit des Abendmelkens, als Wulf Isenbrands liebliche Tochter die Tracht mit den blanken Eimern aufnahm, den gewohnten Weg zu machen und damit das Tagewerk zu schließen. Kort war dießmal nicht zur Hand, ihr den Schlagbaum zu öffnen, und sie mußte ihre Last absetzen, um es selbst zu thun. Die Sonne berührte sinkend schon das von ihren letzten Strahlen feurig erglühende Meer, und Telsche konnte es sich nicht versagen, ihr von einem zur Seite liegenden Hügelrande einen Augenblick nachzuschauen. Sie sank tiefer und tiefer, doch das Mädchen hatte sich immer an ihrer Pracht nicht satt

*) So wird die erste Pflanze genannt, die auf dem periodisch-trocknen Meeresboden sich ansiedelt.

**) Prielen = Wasserrillen.

gesehen. Schritt für Schritt war sie den Hügel hinaufgestiegen, wie das Zauberbild vor ihr hinabsank; doch jetzt stand sie auf der rundlichen Kulme, und auch der letzte, dunkelrothe Streifen war versunken. Sie wandte das rosige Gesicht dem Meere zu, aus dem ein leichter Nebel sich erhob; die Ebbe begann abzulaufen, und ließ schon am Butendyk in einzelnen, dunkeln Flecken die Watten vortreten. So konnte sie nicht erwarten, ein Boot zu entdecken, und wandte sich zum nahen väterlichen Dache und zu dem weit und braun dahinter sich dehnenden Moor.

(Schluß auf S. 7.)

Verbrechen und Sühne.

Eine Sage.

Erstes Kapitel.

Eine schwarze That.



Es war jene Zeit, in welcher rohe Unwissenheit, finsterer Fanatismus und empörender Aberglaube ihr furchtbares Scepter über unserem unglücklichen Vaterlande schwangen, die Zeit der Hexenprozesse und der Ketzerverbrennungen, als der Vogt meines Heimathstädtchens — der Name thut nichts zur Sache — an einem Sommermorgen im Lehnstuhl saß, die volle Weinkanne vor sich, die er nur allzu sehr liebte, und seine Ehehälfte also anredete:

„Ist Lorenz immer noch nicht zurückgekommen? Zwar das seh' ich selbst, sonst hätte er mir schon seine Aufwartung gemacht. Wo bleibt der Junge so lange, Weib? Er kennt ja den Weg über den Berg von Kindesbeinen an, und überdem sind wir dem Vollmond nahe, also daß er sich schwerlich verirren mochte."

Die Frau, eine Fünfzigerin, deren graues Haar genugsam andeutete, daß schon mancher Sturm über ihr Haupt hinweggezogen war, stand bei diesen Worten ihres gestrengen Eheherrn stille und antwortete in sanftem Tone:

„Das weiß ich selbst nicht, lieber Herr, wo unser Sohn so lange weilt. Vielleicht daß er drüben in H. Bekannte gefunden hat und sich von diesen hat zurückhalten lassen. Anders weiß ich keinen Grund."

„Was! Lorenz sich zurückhalten lassen!" fuhr der Alte auf. „Wenn ich ihm expresse geboten, seine Heimkehr zu beschleunigen! Das sollt' er mir wagen, der ungezogene Junge, das sollt' er!"

„Nun mich dünkt," wollte die Frau ihn begütigen, „Lorenz ist aus den Bubenjahren heraus und darf mit seinen zwanzig Jahren schon einmal einen freien Schritt in die Welt wagen."

„Und das sagst du mir, Weib! Gedenkt dir's nimmer, wie ich ihm jüngst den Filz las und ihn bedräuete, so lange ich Herr im Hause sei, möge er sich fein hüten, den Herrn spielen zu wollen? Und dabei bleibt's! Der Junge muß gezogen werden. Und absonderlich, wenn er, wie dießmal, etliches Geld für mich im Seckel führt, soll er nach meinem Worte leben, nicht nach seinen Anschlägen, basta."

Die Frau, durch diese bestimmten Reden ihres Mannes eingeschüchtert, schwieg stille, und fuhr fort, ihrem Geschäfte nachzugehen. Nach einer Weile begann der erboste Vogt auf's Neue:

„Schick' ungesäumt den Hans aus, Weib; er mag dem Jungen den Berg hinauf entgegen gehen. Ich bin des ewigen Wartens und Harrens müde."

„Das hab' ich schon gethan, lieber Herr," erwiederte die Frau, von ihrer Arbeit aufblickend. „Ich dachte Euch damit einen Gefallen zu erweisen."

„Schon recht; aber sagen hätte man es mir vorher sollen. Ich muß wissen, wo meine Leute sind. Das Hausregiment, merk' ich, wird zu laxe geführt; ich muß andere Saiten aufziehen."

Die Frau erbleichte ein wenig bei diesen Worten, nahm sich aber schnell zusammen und zeigte wieder den gewöhnlichen sanften Gesichtsausdruck. Der ergrimmte Vogt seinerseits griff zu der vor ihm stehenden Weinkanne und suchte mit einem derben Zuge seinen Zorn hinunterzuschwemmen.

Da polterten Tritte die Treppe herauf.

„Meister Thomas kommt," bemerkte der Vogt. „Geh' ihm entgegen, Weib, und sag' ihm, daß er kein solch' ungebührlich Getrab mache, als käme ein Dragonerroß heraufgeschritten. Und führ' ihn ungesäumt herein."

Die Frau that, wie ihr befohlen war, und brachte einen Mann herein, in dem wir sogleich den Amtsdiener des Vogts erkennen. Er war gedienter Soldat und trug eine Art städtischer Uniform. Die Mütze in der Hand, schritt er mit auffallendem Zögern auf den gestrengen Herrn zu, und durch eine unzweideutige Handbewegung desselben zum Sprechen aufgefordert rapportirte er:

„Habe dem gestrengen Herrn Vogt zu vermelden, daß der Annaliese ihr Ulrich soeben im Städtchen die Kunde verbreitet, daß —“

In diesem Augenblick hallten auf's Neue Schritte vor der Thüre, und ein junger Mann trat hastig ein und rief, ohne die gewöhnlichen Begrüßungsformeln einzuhalten:

„Herr Vogt, droben am Berge liegt Euer Lorenz von frevler Hand erschlagen!“

„Was lügst du, Schurke!“ rief aufspringend mit zorngeröthetem Antlitz der Vogt, während seine Frau mit einem lauten Schrei niedersank und sofort von dem Amtsdiener im Verein mit einer herbeieilenden Magd auf ein Bette gebracht wurde. Eine Weile nachher kehrte Meister Thomas, wie wir ihn soeben haben nennen hören, wieder in das Zimmer zurück, wo der Vogt inzwischen mit dem jungen Manne ein scharfes Verhör angestellt hatte.

„Thomas, nehmt hier den Verbrecher fest als den Mörder meines Sohnes!“ herrschte der Vogt dem Eintretenden zu.

„Den Ulrich!“ fragte der Amtsdiener, dem das Blut in den Adern gerann.

„Thut, wie ich Euch gebiete!“ fuhr der Vogt weiter fort, als der Amtsdiener mit der Ausführung des Befehls zögerte.

„Nun denn in Gottes Namen, komm' mit, Ulrich,“ wandte sich Thomas mit Thränen in den Augen an den jungen Mann, der gefaßt dastand. „Und geben alle Heiligen, daß du dich von dem Verdachte reinigen mögest.“

„Das wird sich finden,“ sagte der Vogt finster, und winkte dem Amtsdiener zum Weggehen.

Ulrich sprach kein Wort. Die Lippen fest auf einander gepreßt ging er sicheren Fußes vor Meister Thomas her, ohne durch irgend welche Bewegung den Sturm zu verrathen, der in ihm tobte. Nur sah er bleich und angegriffen aus, und sein sonst immer so geordnetes Haar war etwas verwildert; aber das mochte ebensogut davon herkommen, daß er diesen Morgen so ganz wider Erwarten auf die Leiche des Lorenz gestoßen war.

Nachdem Thomas mit seinem Gefangenen abgegangen war, zog der Vogt dreimal an einer künstlich geflochtenen Schnur, welche just über seinem gewöhnlichen Platz am Tisch hing. Auf sein Klingeln trat ein Diener ein.

„Warum hast du nicht nach Lorenz, meinem Sohne, geschaut, du Hund?“ wüthete der Unmensch gegen denselben.

Aber dieser kannte die Weise seines Herrn, in dessen [illegible] er ergraut war.

„[illegible]r Vogt,“ sagte er gelassen, indem er ruhigen [illegible]den Tyrannen hintrat, „Herr Vogt, der alte [illegible] was seines Amtes ist, und darum hab' ich [illegible]orenz geschaut, noch ehe Euer Gnaden es mir [illegible]aben. Auch bin ich jetzt nur da, um Euer Ge[illegible]u melden, daß über eine kleine Weile ein Wä[illegible]it der Leiche Eures Sohnes angefahren kommen wird.“

„Weß ist das Wägelein?“

„Jonas, der Schmied, hat anschirren lassen, sobald er von Ulrich erkundet, wo Euer Sohn liege.“

„Der Schurke!“ murmelte der Vogt, indem er die Faust ballte. „Doch den wird die Strafe ereilen, die ihm gebührt. Galgen und Rad sind zu wenig für den Mörder meines einzigen Sohnes; ich will fürchterliche Rache nehmen. Geh' zum T—, Alter!“



(Siehe Seite 7.)

Hans zog sich zurück und überließ den Vogt seinen finsteren Gedanken. Es war merkwürdig, welchen eigenthümlichen Eindruck die Nachricht von der Mordthat auf den Letzteren gemacht hatte. Er hatte keine Thräne für das Andenken des ihm auf so schreckliche Weise entrissenen Sohnes; hätte er eine Thräne vergießen können, sie wäre der Tribut gewesen, den er der Menschlichkeit dargebracht hätte. Aber mit der Menschlichkeit wie mit der Menschheit hatte der Vogt längst schon gebrochen; er war wie von einem Dämon besessen, und die von ihm hart heimgesuchten Bewohner des Städtchens waren auch sammt und sonders der festen Ueberzeugung, daß der Leibhaftige in ihrem Vogte seinen Sitz aufgeschlagen habe. Wenn dennoch Niemand es wagte, diesen Mann von einem Amte zu entfernen, in welchem er unsäglich viel Elend stiften konnte, so ließ man sich daran nur durch die grenzenlose Furcht hindern, die man vor dem Vogt hatte. Letzterer sah nun gemäß seiner ganzen Anschauungsweise in der Ermordung seines Sohnes nur einen Akt der Privatrache, die sich an ihm, dem Vater, für irgend eine Unbill schadlos halten wollte, und demgemäß war der Vogt über den vermeintlichen Mörder nicht sowohl darum erbittert, weil derselbe einen Mord begangen und denselben an seinem

Sohn begangen, als darum, weil er ihn an **seinem** Sohn begangen hatte. Mit Einem Worte, durch die Ermordung des Lorenz fühlte sich der Vogt nicht sowohl in seinem Gefühl verletzt, als in seinem Eigenthum geschädigt, und so ward er durch die Kunde von dem Schicksal seines Sohnes nicht viel mehr berührt, als wenn man ihm hinterbracht hätte, daß ihm ein Stück Vieh oder sonst ein Besitzthum entwendet worden sei. —

Indessen fuhr vor dem Hause des Vogts ein Gefährt an, das mit einem Pferd bespannt war. In demselben lag, sorgfältig in ein weißes Leintuch eingehüllt, der Körper des unglücklichen Lorenz. Mehrere Männer, die den Wagen begleitet hatten, hoben die Leiche sachte vom Wagen herab und trugen sie in das Amthaus, wo der alte Hans in einem besonderen Zimmer bereits Anstalten zu ihrem Empfang getroffen hatte. Der Arzt und der Chirurg des Städtchens waren schon zur Hand und untersuchten die Leiche, erklärten aber alsbald, daß menschliche Hülfe hier nichts mehr vermöge, indem von den vier Schlagwunden, die der Ermordete am Hinterhaupt habe, schon eine einzige genügt haben würde, den Tod herbeizuführen.

Der Vogt hatte lautlos die Leiche empfangen; nun stand er vor derselben mit verschränkten Armen und stierte sie an. Sodann begann er die Taschen des Erschlagenen durchzustöbern.

„Der Hund hat das Geld geraubt!“ knirschte er vor sich hin. „Oder hat Einer von euch die Taschen meines Sohnes leichter gemacht?“ wandte er sich drohend und mit zusammengezogenen Brauen an die Männer, welche immer noch im Hintergrunde des Zimmers standen.

Diese schworen bei Allem, was heilig, daß sie den Körper des Lorenz in demselben Zustand, wie er sei, getroffen, und daß sie ihn nicht weiter berührt hätten, als um ihn in das Tuch einzuhüllen und auf den Wagen zu legen.

„Also Raubmörder! Gut, Bube, dein Lohn soll dir werden,“ murmelte der Vogt ingrimmig. „Verlaßt das Zimmer, ihr Leute, und geht heim. Ihr, Meister Blasius, bleibt hier.“

So geschah es, und der Arzt blieb bei der Leiche zurück, woselbst nun der Vogt sofort eine Spezialuntersuchung über den Leichenbefund mit ihm abhielt.

Zweites Kapitel.

Der Halsprozeß.

Ueber dem Städtchen, in welchem sich die Kunde von dem Mord und der Verhaftung Ulrichs wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, lag eine dumpfe Schwüle. Einerseits machte schon die verbrecherische That an sich einen tiefen Eindruck, und dieß nur um so mehr, weil man von dem rachsüchtigen Charakter des schon in gleichgültigen Dingen so strengen Vogtes nicht blos Gerechtigkeit erwartete, sondern die äußerste Gewaltthat fürchtete in einem Falle, wo sein eigenstes Interesse so unmittelbar betheiligt war. Andererseits nahm gerade betreffs der Festnahme des angeblichen Mörders die ganze Bürgerschaft Partei theils für, theils gegen den Letzteren. So sehr nämlich der Vogt und sein ihm gleichgearteter Sohn bei Alt und Jung gehaßt und gefürchtet waren, und so wenig man sogar nach dem schauerlichen Ende des Einen menschliches Mitgefühl für den Einen oder den Andern hatte, so empörte sich doch natürlich der Rechtssinn der Leute gegen die That als solche, und darum begehrte Jedermann eine gebührende Bestrafung derselben. War also darüber nur **eine** Stimme, so herrschte dagegen eine um so größere Meinungsverschiedenheit darüber, ob Ulrich der Mörder sein werde oder nicht. Die Einen — und diese bildeten vorerst die Mehrzahl — sprachen die feste Ueberzeugung von seiner Unschuld aus. Sie führten den Beweis aus seinem ganzen Wesen, das ihn als einer solchen Frevelthat unfähig erscheinen lasse, und aus seiner durchaus tadellosen Vergangenheit. Dawider aber brachten Andere gewichtige Gründe vor, welche in der Untersuchung auch für die moralische Ueberzeugung der Richter erschwerend in die Wagschale fallen konnten. Was Jene für Ulrichs Unschuld angeführt hatten, ließen Diese nicht als stichhaltig gelten, da irgend eine geheime unvorhergesehene Veranlassung auch das innerste Wesen eines Menschen so umwandeln könne, daß er zu Allem fähig sei; nehme man aber eine solche Veranlassung an — und dieselbe müsse bei der vorliegenden That jedenfalls angenommen werden — so **könne** Ulrich so gut als jeder Andere der Mörder sein. Und nun glaubte, wer auch nur im Allgemeinen Ulrichs Beziehungen zur Familie des Vogts kannte, wirklich sich eine solche Veranlassung denken zu können. Einmal war es stadtkundig, daß Ulrichs Mutter, die alte Annaliese, — Niemand wußte genau, warum — einen unversöhnlichen Groll schon Jahre lang gegen den Vogt hegte; dieser Groll konnte sich leicht von der Mutter auf den Sohn vererbt und diesen zu der Rachethat veranlaßt haben. Daß aber die Rache gerade den Sohn des Vogtes, nicht letzteren selbst traf, erklärte sich aus der gleichfalls allgemein bekannten Thatsache, daß Lorenz früher mehr denn einmal Ulrichs Schwester Katharina öffentlich beschimpft hatte, was ihm Ulrich, sowie Katharina's Verlobter, Aloys Baumbacher, mit Zinsen heimzugeben sich heilig gelobt hatten. Die That erschien somit zugleich als eine Rache an Lorenz selbst, und das steigerte die Vermuthung, daß Ulrich der Thäter sei, fast zur Gewißheit. Ließ sich aber das erweisen, so bedauerte man zwar von ganzem Herzen den unglücklichen jungen Mann, der sich durch ein so natürliches Gefühl zu solchem Verbrechen hatte hinreißen lassen, aber von dem Grundsatz, daß Gerechtigkeit geübt werden müsse, konnte und wollte darum doch Niemand abgehen.

Solcher Art war die Stimmung unter der Bürgerschaft. Im Hause des Vogts sah es keineswegs [illegible]licher aus. Die Hausfrau, eine fromme D[illegible] unter dem eisernen Regiment ihres Eheherrn s[illegible]lich viel ausgestanden hatte, war ernstlich erkrankt, und durfte, so dringend und flehentlich sie aufzustehen und die Leiche ihres Sohnes zu sehen verlangte, ihr Zimmer nicht verlassen. Der Vater, nicht gebrochen durch so s[illegible] Erfahrungen, sondern im Gegentheil einen teuflischen Ingrimm in sich verschließend und nur mitunter, wo sich Gelegenheit bot, gegen Schuldige und Unschuldige wüthend,

brütete Rachegedanken wider den Thäter, während er Anstalten zur feierlichsten Bestattung seines Sohnes traf. Meister Blasius durfte sich keinen Augenblick aus dem Zimmer, wo die Leiche lag, entfernen; sogar die Nächte mußte er, in einem Lehnstuhl schlafend, daselbst zubringen. Ulrich, jetzt festgeschlossen, wurde mehrmals in das Zimmer geführt und sollte Angesichts des Opfers seine Unthat bekennen; doch war aus ihm Nichts weiter herauszubringen, als die beständige Versicherung seiner Unschuld.

„Ich werde dich mürbe machen, Bube!“ hatte der Vogt bei der letzten Gelegenheit dieser Art geknirscht, wobei er sich kaum enthalten, dem Gefangenen die geballte Faust in's Antlitz zu schlagen.

Noch eine andere Nachricht erhielt der Vogt an demselben Morgen, mit dem unsere Geschichte beginnt, und auch diese war nicht geeignet, ihn milder und versöhnlicher zu stimmen. Barthel, eines seiner treuesten Werkzeuge bei allen Arten seiner grenzenlosen Willkür, zugleich Folterknecht und Schließknecht für alle in peinlicher Untersuchung Befindlichen, hatte ihm kurz nach dem Einbringen der Leiche seines Sohnes gemeldet, daß in letzter Nacht eine Gefangene entronnen sei, an deren Unsichtbarmachung dem Vogte Alles gelegen war. Wir werden sie späterhin kennen lernen, wo sie in den Gang unserer Geschichte bedeutungsvoll eingreift.

Auch ein Besuch war ihm zugedacht gewesen, den er aber unbedingt zurückgewiesen hatte; Annaliese, die Mutter des verhafteten Ulrich hatte versucht, bis zu dem Vogt zu dringen, von ihm um jeden Preis Schonung für ihren dem Verderben geweihten Sohn zu erflehen. Aber der Alte, dem dieser Besuch höchst ungelegen kam, hatte sich zu gut verschanzt, und mit schwererem Herzen, als sie gekommen war, ohne Hoffnung mußte die Bejammernswürdige sich wieder nach Hause begeben. Nicht einmal wurde ihr der Zutritt zu ihrem Sohne gestattet, so flehentlich sie darum bat. Ja, als sie gewisse, den Leuten unverständliche Drohungen ausstieß, ließ ihr der Vogt, dem man ihre Worte hinterbrachte, bedeuten, wenn sie ihre böse Junge nicht zügeln werde, so werde er sie unschädlich zu machen wissen.

Unter solchen Umständen erschien der Tag der Bestattung. Begleitet von einem ungeheuren Zulauf einer mehr neugierigen als theilnehmenden Menge, wurde die Leiche des Ermordeten von dem ersten Geistlichen der Stadt zur letzten Ruhe eingesegnet, und in einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede feierlich der Himmel angerufen, er möchte Vergeltung üben für das unschuldig ver[illegible] und den wahren Thäter den Händen der [illegible].

[illegible] Heimweg vom Gottesacker kam der Vogt [illegible] Spaliere bildenden Zuschauer vorüber, unter [illegible] vordersten Reihe die alte Annaliese zu erblicken [illegible] Der Vogt, der sie wohl bemerkte, wollte rasch an ihr [illegible]ubereilen, aber sie vertrat ihm den Weg, stellte sich aufrecht und drohend vor ihn hin, und rief ihm mit erhobenen Händen in's Gesicht:

„Vogt, kennst du die Veronika noch? Sie ist bei mir gewesen und will auch dich noch besuchen, ehe sie vollends fertig macht. Das ist schön, Vogt, wenn die Todten, oder die man dafür ausgegeben, also wiederkehren.“

Und ein gräßliches Lachen begleitete diese Worte. Der Vogt entfernte sich ob dieser Anrede, aber rasch wieder besonnen winkte er dem getreuen Barthel, der ihm wie ein Hund stets auf dem Fuße folgte, die Alte in's Gefängniß abzuführen.

„Das Weib ist eine Hexe,“ sagte der Vogt vernehmlich genug, um auch von den Umstehenden verstanden zu werden, „sonst hätte sie keine Todtenerscheinungen. Es ist gut, wenn wir das Otterngezücht auf einmal ausrotten, damit wir Ruhe bekommen.“

„Ja Ruhe, du Teufel!“ schrie Annaliese, von Barthel am Arme gepackt, dem Vogt noch im Abgehen zu. „Ruhe du, der du Unzähligen die Ruhe gemordet hast! Meinen Fluch auf dein Haupt, du siebenfacher Mörder!“

Ihre letzten Worte verhallten unter dem Geräusch und Murmeln der durch diese Scene aufgeregten Volksmenge. Der Vogt, nach seiner augenblicklichen Betroffenheit schnell gefaßt, jetzt wieder ohne Zeichen von Furcht sicher weiterschreitend, kam ohne weitere Zwischenfälle nach Hause. Die Bürgerschaft aber, gewohnt nach dem Scheine zu urtheilen, nicht der Sache auf den Grund zu sehen, war in diesem Falle wirklich geneigt, dem Vogte Recht zu geben, wenn er die Alte hatte festnehmen lassen. Daß sie eine nach allgemeinem Glauben schon längst gestorbene Person auf einmal gesehen haben wollte, wies für oberflächliche Betrachter unverkennbar auf Geistesstörungen, wenn nicht auf das Schlimmere und Schlimmste hin, das der Vogt angedeutet hatte.

(Fortsetzung auf S. 10.)

Graf Geert von Oldenwörd.

(Schluß zu S. 4.)

Selbst auf die Bewohner des Moors macht es einen trüben, unheimlichen Eindruck, der nur verschwindet, wenn man seine einzelnen Schönheiten in der Nähe beachtet und aufsucht: die tausend niedlichen rosenrothen Glocken seiner Haide, an denen die fleißigen Bienen sich beladen, die zarten weichen Flocken der seidigen Sumpfwolle, die duftige Moornelke und noch manche nur auf ihm gedeihende sonderbare Blume, welche die kleinen braunen Haidschnucken aufsuchen, wenn das Rindvieh die scharfen sauren Büsche seines Riedgrases verschmäht oder dabei verkommt. — Den ihm nicht Vertrauten schreckt das dumpfe Rauschen der unter zäher Rasendecke unergründet dahinziehenden Wasser, und die gespenstigen Stimmen, die ihre unterirdische Strömung wach ruft, das so verschiedene sparsame Thierleben der Marsch, und die so schaurige, lautlose Einsamkeit.

Das Mädchen kannte all' diese Erscheinungen längst, und nur der Düwelswarf (Teufelshügel) mit seinem ragenden Hochgerichte machte ihr Schauer; und dennoch wandte sie das blaue Auge nicht von ihm ab; ihr scharfer Blick täuschte sie nicht; was dort im Lichte der sinkenden Dämmerung so unruhig funkelte, waren blanke Brünnen

und lichte Helme, es war der angekündete Haufen hochadlicher Strauchdiebe. Behend eilte sie den Hügel hinab, flink hatte sie die Eimer eingehakt, und hurtig wie die gescheuchte Wachtel glitt sie zwischen den Feldern und Wassergräben dahin; in wenigen Minuten stand sie aufathmend am Telschenkruge. „Vater," rief sie laut, „sie kommen! Wohl fünfzig Pferde sind es; am Hochgerichte ziehen sie her!"

„Das ist ihr letztes Ziel, und sie werden es auch noch erreichen!" brummte der alte Wulf, nahm die schwere Axt von der Wand, und fand draußen den wuchtigen Springstock, ohne den kein Marschbewohner das Haus verläßt. — „Der Warner in der Nacht hatte Recht, und klug thaten wir, unser Gut zu flüchten; komm', das alte, rauchige Haus müssen wir ihnen überlassen; wir gehen über's Moor zu jenem Haus in Oldenwörd, dort finden wir wohl Freunde." — Mit rüstigem Sprung setzte er über den Warfgraben; schweigend folgte ihm seine muthige Tochter.

Bald war das Kirchdorf Oldenwörd erreicht, doch nur wenige Männer fand Wulf Isenbrand zu Hause; alle waren auf der See, den Zug des Störs zu benützen, zu schnell waren ihnen die Räuber gekommen. „Es gibt nur ein Mittel, ihnen Stand halten zu können, und das ist die Burg des Feindes selbst!" rief der alte Wulf. „Alles, was wehrhaft ist, hat Graf Geert aufgeboten zu dem Raubzuge: es sollte nicht schwer werden, das Schloß dort zu gewinnen, in welchem wir jeden Winkel kennen. Wir sind kaum ein Dutzend Männer und werden von der Ueberzahl erschlagen, wenn wir ihnen frei entgegentreten; aber hinter Wall und Mauer können wir die Weiber und Kinder schirmen, bis die Männer von der See rückkehren."

Der Gedanke war gut, und augenblicks ward er ausgeführt. Vier Knechte waren mit dem Vogt zurückgeblieben, mit der Weisung, die wahrscheinlich vereinzelt eintreffenden Trupps und ihre Beute rasch einzulassen und vor den Nachdrängenden zu retten; ein Knecht aber hatte eine Geliebte im Dorfe, die er vor dem Einbrechen der wilden Rotte in der Burg zu sichern suchte; diese öffnete, als man den Lärm im Dorfe hörte, den Eltern und Schwestern ein Seitenpförtchen, durch welches auch die Uebrigen in die Burg drangen. Kaum war dieß indeß geschehen, als ein Trupp, der neun Pferde zu Schruben erbeutet hatte und von den erbitterten Eigenthümern verfolgt wurde, heransprengte. Wie sie die schirmende Brücke aufgezogen fanden, blieb ihnen nichts übrig, als den Genossen entgegen zu jagen und sich mit ihnen zu vereinen. So war der erste Anlauf durch des Feindes eigene Burg freilich abgewehrt, doch schnell und verdoppelt drohte der Sturm wiederzukehren und der kleinen Zahl Verderben zu bringen. In der drängenden Eile hatte man bis jetzt versäumt, den Männern auf der See Nothzeichen zu geben, und dem Wind und der ablaufenden Ebbe entgegen konnten sie vielleicht, nach angestrengt durcharbeitetem Tage, auf der Höhe beilegen und die erleichternde Fluth erwarten, indeß die Ihrigen von einem grimmigen und erbitterten Feinde bedrängt wurden. Von der ragenden Burg aus durften sie keine Nothsignale geben, die den Feind um so eiliger herbeigerufen hätten, und die Männer auf der See nicht angetrieben haben würden, dem Zwingherrn zu Hülfe zu eilen.

Doch während die Eingeschlossenen dieß noch erwogen, hatte Wulf Isenbrand schon das rettende Mittel gefunden. An einem Seil ließ die Tochter den Vater hinab, und der kühne Mann entzündete sein eigenes Gehöft, die starken Gefährten von der See zu rufen, ohne einem Anderen Schaden zu thun.

Die Flamme lohete wild empor und durchzuckte schaurig die aufqualmenden Rauchwolken, die dunkel vor einem leichten Windhauch sich wälzten. Die wenigen Männer, die in den Torfstichen oder sonst auf den Feldern beschäftigt gewesen waren, eilten mit allerlei Löschgeräthen herzu, indeß die Weiber mit flehenden Gebeten das große Cruzifix umringten, welches auf dem freien Platze zwischen Burg und Kirche errichtet stand.

Wulf Isenbrand hatte nicht mehr in die auf seinen Befehl festgesperrte und an allen Zugängen verrammelte Burg zurück gekonnt, und ein Sturz von der morschen Bühne des brennenden Gebäudes hatte ihm beide Füße gebrochen. So hatte auch er sich unter das Bild der benedeiten Mutter tragen lassen, welches am Fuße des ragenden Kreuzes angebracht war, und gab von dort aus, an die Brust der treuen Tochter gelehnt, die nöthigen Befehle.

Doch auch die feindlichen Haufen umher gewahrten die wirbelnden Rauchsäulen. „Das Dorf brennt!" jubelten sie teuflisch froh, und eilten herbei, die Bedrängten zu plündern. Auch Graf Geert sah die Feuersbrunst und spornte mit rohem Hohn sein gepanzertes Schlachtroß, sammt dem Zuge seiner adlichen Genossen. Doch in wilden Grimm wandelte sich sein Siegjauchzen, als er das Thor der eigenen Burg sich versperrt fand. Den alten Wulf durchrannte er mit der Gleene, und jagte über die am Fuße des Kreuzes betenden Weiber und Kinder hinweg. Alles flüchtete vor der Wuth des Unmenschen und seiner ritterlichen Rotte zur festen Kirche, die den Wehrlosen Schutz verhieß. Zu eigenem Verderben hatten die frommen Vorfahren sie so ragend gemauert und das Dach mit Blei gedeckt; Graf Geert ließ seine Bande einen festen Ring um das Heiligthum schließen, und Alles ohne Unterschied erschlagen, was die Mauern verließ, dann [illegible] er mit eigener Faust den ersten Pechkranz in [illegible] und prasselnd fing der hölzerne Einbau [illegible] Sparrwerk, das Gebälk, ja sogar die Kirch[illegible] nach der Weise eines Volkes, welches die [illegible] benszeit auf Schiff und See verbringt [illegible] strichen, damit das theure Holz, welche[illegible] den herüber geholt, nicht vom Nebel [illegible] von Schwamm und Fäulniß zerstört [illegible] der schützende Theer von der Flamme [illegible] schmelzende Blei troff wie glühender Reg[illegible] Ein[illegible] geschlossenen herab. Zum Himmel gellt d[illegible]mmerr[illegible] der Unseligen, denn flehendes Bitten an den Grafen von Oldenwörd ward nur mit schaurigem Hohn erwiedert: „Sie sollen braten, wie Rauchaale!" soll der Entsetzliche lachend gerufen haben, wie die alte Chronik meldet.



1860. 2

Nur Ein Herz war im Jammer der schaurigen Zerstörung ruhigen Muthes und kalter Ueberlegung fähig geblieben: Isenbrands Tochter Telsche! In der Obhut des Gekreuzigten hatte sie die theure Leiche des gemordeten Vaters gelassen, und nur Ein Wunsch war in dem starken Mädchen lebendig: ihn zu rächen! — Sie sah, wie die hochadlichen Vandalen um die Kirche Mord und Brand übten, und wandte sich zur Burg. „Schlagt die Deusen todt und brennt das Wolfsnest nieder!" rief sie Denen in der Burg zu. Schnell ward ihr Wort erfüllt; Vogt und Knechte fielen unter den wuchtigen Hieben der Bauern, und schaurig schwang der rothe Hahn die Flügel um die stolzen Thürme der Burg, die Graf Geert bald wieder einzunehmen gedachte, wenn er seine Rache für die Schmach ihrer Einnahme gekühlt haben würde. Jetzt geschah ihm das Aergste: das Haus seiner Ahnen war der Zerstörung rettungslos verfallen, da es mit sehr wenig Mauerwerk, zumeist von Holz gebaut war. Wohl ließ er ab von der Kirche, doch seine Genossen, die keinen Nutzen von einem Versuche, das Schloß zu löschen, sahen, schauten müssig in die Flammen.

Zur guten Hälfte ihrer Dränger ledig, brachen die in der Kirche Geängsteten verzweifelnd auf den Rest ihrer Henker los, indeß die muthige Telsche den Haufen, der indeß von der See gekommen, empfing, zweckgemäß vertheilte und aufstellte. Wie Hagelwetter fielen die Erbitterten auf die hier und dort Zerstreuten, daß sie bald zur Flucht sich wandten. Nur jenseit des Moors konnten sie Rettung hoffen; dorthin aber hatte Telsche ihren Kort mit seinem Trupp gesandt, der sein Versprechen, so viel Edelleute als ihm nur möglich zu erschlagen, sammt seinen Kameraden voll löste. Graf Geert entrann zwar der Niedermetzelung seiner adlichen Genossen und floh nach Holstein; zum Lande der Ditmarschen ist er nie wieder zurückgekehrt, und nur ein Hügel mit Brandtrümmern beim Dorfe Wörd zeigt heute dem Wanderer, wo Graf Geert des Langen stolze Burg einst stand. —

Auch im Norden, am brausenden Seestrande, war es Frühling geworden. Die Strandläufer, der Regenpfeifer, der zornige Kampfhahn mit dem breiten schirmenden Halskragen waren zurückgekehrt, und der schillernde Kibitz hob eitel die schöngebogene Federkrone. Der Abend sank, und vom Moor herüber tönte der abenteuerliche Ruf der Rohrdommel. Da öffnete sich die Seitenthür des Telschenkruges, und die verwaisete Besitzerin trat, die Tracht auf den Schultern, heraus, zum gewohnten Abendmelken zu gehen. Am Schlagbaume stand, wie damals, Kort, und öffnete ihn stumm.

„Dein Vater," begann nach längerem Schweigen der Fischer, „schläft lange neben deiner Mutter unter den Hängebirken, wie er es wünschte; über zweihundert Edelleute liegen erschlagen dort im feuchten Moor, so daß nicht zehne mehr im Ditmarschenlande leben und ganz ruhig sind. Telsche, wann soll unsere Hochzeit sein?"

Das Mädchen blickte in die Gluth der sinkenden Sonne, und dann nach der Birkengruppe, die die langen Zweige im Abendwinde über dem Grabe der Eltern schwang. Die kleine Hand reichte sie dem Verlobten hinüber, und: „zu Pfingsten" flüsterte sie erglühend.

Schmidt.

Das Rothhuhn.

(Perdix rubra, *Temm.*)

(Taf. 2.)

Die Hühner-Arten überhaupt zeichnen sich vor anderen Vogelgeschlechtern durch die Mannigfaltigkeit, Buntheit und den Farbenreichthum des Gefieders aus. Das Rothhuhn macht von dieser allgemeinen Regel wahrlich keine Ausnahme; es gehört offenbar zu den schönsten europäischen Vogel-Arten; zwei andere europäische Hühner-Arten, nämlich das Steinhuhn, Perdix saxatilis, und das Felsenhuhn, Perdix petrosa, (Buch der Welt 1856, Taf. 35) sehen ihm übrigens auf den ersten Anblick so sehr ähnlich, daß wir es nicht unterlassen können, die Unterscheidungsmerkmale der drei Arten mit wenigen Worten für diejenigen unserer Leser beizufügen, welche sich speziell dafür interessiren:

Rothhuhn.	Steinhuhn.	Felsenhuhn.
Scheitel grau, am Hinterkopfe allmälig in Rothbraun übergehend; von der Stirn aus zieht sich durch das Auge über die Ohrgegend hinweg ein schwarzer Streif, welcher jederseits quer nach vorn über die Halsseiten hinablaufend dicht über der Brust sich vereinigt und sich auf beiden Seiten der Kehlgegend in schwarze streifenartig geordnete Flecken auflöst, welche sich auf Nacken und Oberbrust erstrecken. Wangen und Kehle weiß. Weichenfedern mit einer schwarzen Querbinde.	Scheitel grau; von der Stirn aus zieht sich durch das Auge, über die Ohrgegend hinweg, ein schwarzer Streif, welcher jederseits quer nach vorn über die Halsseiten hinablaufend dicht über der Brust sich vereinigt und sowohl nach der weißen Kehle zu, als auch nach außen ziemlich scharf abgegrenzt ist. Wangen und Kehle weiß. Weichenfedern mit zwei schwarzen Querbinden.	Scheitel und Nacken dunkel rostroth. Wangen, Kehle und ein Streif von der Stirne über dem Auge weglaufend bläulich weißgrau. Ohrfedern blaß rostroth. Ein dunkel rostrothes, an den Halsseiten sehr breites, mit weißen Flecken beperltes Band umzieht den ganzen Hals. Weichenfedern mit zwei schwarzen Querbinden.

Auf unserer Tafel ist eine ganze Rothhuhn-Familie abgebildet; oben auf dem Steine sitzt der alte Hahn; auf der Erde geht die alte Henne, von der Schaar ihrer Kleinen umgeben und diese im Aufsuchen ihrer Nahrung unterstützend. Die kleinen zierlichen Thierchen sehen jungen Wachteln nicht unähnlich; sie gehen in kleinen Schrittchen trippelnd um die Eltern umher, und flüchten sich bei nahender Gefahr, oder um sich vor der Kälte zu schützen, unter die Flügel der Mutter. Es ist ein reizender Anblick, solche kleine Hühnchen unbemerkt zu beobachten; bald da, bald dort schaut ein munteres Köpfchen unter dem Flügel der besorgten Henne hervor, und bisweilen läuft auch eines im Uebermuth auf dem Rücken derselben umher. Beinahe bei allen Hühner-Arten, namentlich auch beim Rothhuhn, ist die Mutterliebe sehr auffallend ent-

wickelt, sie äußert sich durch eine unausgesetzte Wachsamkeit und Besorgniß für das Gedeihen und die Sicherheit der Jungen; das männliche Rothhuhn soll jedoch weniger um das Wohl seiner Nachkommen besorgt sein und dieses Amt der Henne fast ganz allein überlassen. Die Henne bebrütet ihre 10—12 Eier allein, ohne vom Hahn dabei abgelöst zu werden. Die Eier sind etwas größer als Rebhuhneier, und haben eine stumpfere Gestalt als diese; die Schale ist mit vielen sichtbaren Poren versehen, aber dennoch stark glänzend; sie ist von rostgelber Farbe und mit feinen rostbraunen Punkten und Fleckchen übersäet. Das Nest ist kunstlos, befindet sich gewöhnlich im Getreide, in Wiesen oder in Feldhölzern, und besteht entweder nur aus einer ausgescharrten Vertiefung, oder ist mit wenigen trockenen Halmen und Reisern ausgelegt.

Die Heimath des Rothhuhns ist das südliche Europa und ein Theil von Mittelasien. Im südlichen Frankreich, in Spanien, in Italien ist es überall sehr zahlreich. Selbst im südlichen England, namentlich auf den Inseln Jersey und Guernsey ist das Rothhuhn zu Hause, jedoch scheint es dort vor langer Zeit künstlich eingeführt worden zu sein und sich erst allmälig fest eingebürgert zu haben.

Im südlichen Frankreich und in Oberitalien kommt es zugleich mit dem gewöhnlichen Rebhuhn vor, im südlichen Italien und in Spanien vertritt es dagegen die Stelle des letzteren gänzlich. Es bildet, wie das Rebhuhn, wegen seines delikaten Fleisches einen sehr beliebten Jagdgegenstand; man sucht es in den Feldern mit dem Hühnerhunde auf und schießt die auffliegenden herab. Die Rothhühner bilden aber keine so unzertrennliche Ketten (Familien) wie die Rebhühner, sondern werden leichter gesprengt, d. h. sie zerstreuen sich, wenn sie aufgescheucht werden, viel mehr als diese, was die Jagd einigermaßen erschwert. — Eine sehr merkwürdige Eigenthümlichkeit des Rothhuhns, durch welche es vom Rebhuhn vollständig abweicht, ist die, daß es sich nicht selten auf Pfähle, Zäune oder Bäume setzt, ja sogar letzteren bisweilen in der Angst zufliegt, um sich in dem Laub oder hinter dem Stamme zu verbergen. In der Wahl seiner Aufenthaltsorte stimmt es jedoch mit dem Rebhuhn ziemlich überein, indem es in den Ebenen am zahlreichsten ist, aber auch steiniges Hügelland nicht verschmäht; indem es ferner den eigentlichen Wald nie besucht, dagegen in lichten Gebüschen, in Feldhölzern und an Waldrändern besonders zur Winterszeit sehr gerne verweilt.

J. H.

Verbrechen und Sühne.

(Fortsetzung zu S. 7.)

Alsbald nach der Beerdigung leitete der racheschnaubende Vogt das peinliche Verfahren gegen den angeblichen Mörder seines Sohnes ein. Wie wir bereits bemerkt haben, hatte er auch unter der Bürgerschaft eine nicht zu verachtende Partei für sich, welcher die Schuld Ulrichs feststand, und welche daher von dem Gericht nicht sowohl seine Freisprechung erwartete, als vielmehr eine strenge, aber gerechte Bestrafung forderte. Und wirklich kamen zu diesem ganz allgemeinen Verdachte noch mehrere Nebenumstände hinzu, welche, jeder für sich geringfügig, zusammengenommen aber gewichtig, nichts weniger als günstig für Ulrich waren. Von besonders großem Belang war der Bericht, welchen Meister Blasius nach dem Befund seiner Leicheninspektion erstattete.

Die Wunden, vier an der Zahl, von denen zwei schlechthin tödtlich waren, befanden sich sämmtlich am Hinterkopfe des Erschlagenen. Dieser mußte also heimtückisch von hinten angefallen, nicht etwa in Folge eines Angriffs von seiner Seite niedergeworfen worden sein. Somit war ein Fall der Nothwehr nicht anzunehmen. Ferner rührten die Wunden augenscheinlich von einem stumpfen Instrument, ohne Zweifel von einem Hammer her, und endlich waren dieselben nach der Aussage des Arztes bei der Inspektion noch so frisch gewesen, daß sie kaum zwei Stunden vor der Auffindung der Leiche beigebracht worden sein mußten. Dazu hatte Lorenz eine ziemliche Summe Geldes bei sich geführt, die er am Tage vor seiner Ermordung von einem Schuldner seines Vaters im Namen und Auftrag des Letzteren in H. erhoben hatte; deß zum Beweis legte der Vogt eine Urkunde vor, in welcher sein Sohn dem betreffenden Schuldner den Empfang der fraglichen Summe bescheinigt hatte. Diese Summe hatte man in den Taschen des Verstorbenen nicht finden können, und da sich nicht annehmen ließ, daß Lorenz das Geld unterwegs verloren habe, noch weniger, daß Jemand außer dem Mörder die Leiche geplündert haben würde, so klagte der Vogt auf Raubmord.

Nun war aber schon verhängnißvoll der Umstand, daß Ulrich seines Gewerks ein Maurer war und gewöhnlich, wenn er seinem Geschäft nachging, seinen Maurerhammer bei sich trug, ferner daß er eben in diesen Tagen zum Behuf einer in dem Nachbarstädtchen H. übernommenen Arbeit jeden Morgen frühe nach diesem Orte seiner Beschäftigung sich begab, zu welchem Zweck er den nächsten Weg über den Berg einzuschlagen pflegte, so daß ihm also jedenfalls an dem Morgen, wo das Verbrechen verübt wurde, Lorenz lebendig oder todt aufstoßen mußte. Endlich war noch das besonders schlimm für Ulrich, daß man wirklich an dem fatalen Morgen, als er in die Stadt zurückkehrte und Anzeige von der That machte, an seinen Kleidern verschiedene Blutspuren entdeckt hatte, ja daß sogar sein Hammer, den er nach gewohnter Weise auch dießmal bei sich getragen, mit frischem Blute befleckt gewesen war. Das suchte nun freilich Ulrich dahin zu erklären, daß er, wie er die Leiche erblickt habe, in der Rathlosigkeit zuerst den Versuch gemacht habe, dieselbe in die Stadt herunterzutragen; allein das sah denn doch zu sehr wie eine Ausflucht aus, als daß man besonders viel Gewicht darauf legen zu dürfen gemeint hätte. Allerdings ließ sich aus den auf dem Wege befindlichen Blutspuren unwiderleglich nachweisen, daß der Körper des Erschlagenen wirklich eine Strecke weit bergabwärts geschleppt worden war. Aber — machte die Anklage geltend — ließ sich das nicht sehr einfach dadurch erklären, daß man annahm, Ulrich habe den von ihm zu Boden geworfenen Feind

anfänglich bei Seite zu schaffen im Sinne gehabt, hernach aber, die Unmöglichkeit, dieses Vorhaben auszuführen, einsehend, habe er beschlossen, selbst die Anzeige von dem Verbrechen zu machen und dadurch den Verdacht von sich abzulenken? In der That schien diese Annahme so einfach, daß schließlich kein Mensch mehr daran zweifelte, die Sache sei wirklich so zugegangen.

Das waren schlimme Aussichten für den armen Angeklagten. Zwar behauptete er immer noch unerschütterlich seine Unschuld, aber was fruchteten Versicherungen gegenüber der Wucht solcher Verdachtsgründe, vor welchen bald auch die warmen Vertheidigungsreden derer verstummten, welche anfangs auf seiner Seite gestanden waren! Nach dem rohen Rechtsgang jener Zeit ward Ulrich als verstockter Sünder zuerst mit der Tortur bedroht, und als das allein nicht wirkte, wirklich auf die Folter gespannt. Auch so widerstand er noch längere Zeit dem Andrange der Richter, die ein Schulderkenntniß aus ihm erpressen wollten. Aber endlich überwältigt von Höllenqualen und einer dumpfen Verzweiflung hingegeben, welche solcher entsetzlichen Pein einen raschen Tod durch Henkershand vorzog, bekannte er sich zu Allem, was man von ihm verlangte. Mit zerrissenen, schlotternden Gliedern saß er da vor seinen Richtern, gestützt von zwei Männern, die ihn vor dem Umsinken bewahrten, und unfähig, zu sprechen, nickte er zu allen Fragen, welche der Vogt an ihn richtete, mit dem müden Haupte. Nachdem man von ihm herausgebracht, was man gewollt hatte, und was nothwendig war, um mit einigem Schein des Rechts den Racheplan des Vogts zur Ausführung zu bringen, wurde der Delinquent von den Folterknechten mit möglichster Sorgfalt in ein erträglicheres Gefängniß zurückgebracht.

Schon des andern Tages — der Vogt betrieb die Sache mit einem an ihm unerhörten Eifer — versammelte sich noch einmal das Gericht, zwölf schwarzgekleidete Schöppen, den Vogt an der Spitze, und vor einer zahllosen Zuhörermenge ward über den herbeigeführten Mörder der Stab gebrochen, mit der Ankündigung: sobald das Urtheil von dem durchlauchtigen Grafen bestätigt sei, sollte der Delinquent vermittelst Enthauptung durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden. Fühllos hörte Ulrich dieses Todesurtheil an, fühllos ließ er sich maschinenmäßig wieder wegführen, und nachdem die Richter abgetreten waren, ging auch die Versammlung auseinander, die Einen das gefällte Urtheil billigend, ein Theil, freilich nur ein kleiner und einflußloser, über den allzu raschen Gang des Verfahrens das Haupt schüttelnd.

Drittes Kapitel.

Enthüllungen.

Aeußerlich mit tiefem Ernste, aber innerlich frohlockend ob des gelungenen Streiches kam der Vogt nach Hause zurück. Was ihn vornehmlich entzückte, war nicht einmal zunächst die Rache, die er an Ulrich als dem Sohne seiner gefährlichen Feindin und dem muthmaßlichen Mörder seines Sohnes hatte nehmen können, sondern noch vielmehr der Gedanke, daß er nun diese Feindin selbst, die er immer noch in manchem Betracht zu fürchten gehabt, in seiner Gewalt hatte. Schon lange hatte er auf einen Vorwand gelauert, um einen Schlag gegen sie führen zu können; aber schlau und vorsichtig, wie sie war, hatte sie sich wohl gehütet, ihm eine Blöße zu geben, und eine offene Gewaltmaßregel durfte der Vogt, so gefürchtet und allmächtig er war, doch nicht wagen. Jetzt aber in der Verzweiflung über das Schreckensloos ihres Sohnes hielt Annaliese, aller Behutsamkeit vergessend, nicht mehr an sich, sondern drohte dem Vogte öffentlich gerade mit dem Popanz, der allein seine Wirkung auf den grauen Sünder noch nicht verloren hatte. Aber gerade mit diesem, im Ganzen wirkungslosen Ausbruch ihres Rachegefühls gab sie auch dem Vogt eine Handhabe, ihr beizukommen, und dieser ließ die Gelegenheit nicht unbenützt vorüber. Ihre der Menge unverständlichen, ja irrsinnig und gefährlich scheinenden Reden gaben ihm die Kühnheit, mit Benützung dieses Mißverständnisses sie zu vernichten, ehe eine Aufklärung desselben vielleicht ihm selbst zum Schaden ausschlagen möchte. Diese seine Freude trübte nun freilich noch der eine Gedanke, daß Veronika — diese eben war nämlich die Gefangene, deren Entweichen Barthel dem Vogt an jenem Morgen mitgetheilt hatte — sich seiner Gewalt entzogen hatte, und nun in den Stand gesetzt war, ihn in die größten Verlegenheiten zu bringen, wenn er sich ihrer nicht bei Zeiten wieder versicherte. Dazu hatte er aber, wie er vermeinte, ausreichende Maßnahmen getroffen, und darum war die Flucht dieses Weibes nicht vermögend, ihn länger als einen Augenblick zu beunruhigen.

Gegen die alte Annaliese gedachte der Vogt erst vorzuschreiten, wenn einmal das Todesurtheil an ihrem Sohne vollzogen wäre. Schritt vor Schritt wollte er seine Opfer abschlachten, um sich desto länger an den Todesqualen der Verendenden weiden zu können. Vorläufig ward Annaliese in den Thurm geworfen, der noch heute den Namen des „Hexenkäfigs" trägt; derselbe steht auf der westlichen Seite des Städtchens und erhebt sich in ansehnlicher Höhe über den Rest der alten „Ringmauer", der hier noch steht. Er enthielt in seiner bis in die letzten Jahre erhalten gebliebenen Gestalt außer einem 30 Fuß tiefen festen Verließ, dem nicht sehr einladenden Bewahrungsort für schwere Verbrecher, noch ein Gemach, das für unsere Zeit ungemüthlich genug aussah, das aber für jene Tage, in welchen unsere Geschichte sich ereignete, so anständig erschien, daß es wohl zu Zwecken ritterlicher Haft gedient haben mag. Jetzt hat der zerstörende Zahn der Zeit auch diese ehrwürdigen Reste verschwundener Tage angefressen; das ritterliche Gemach ist abgebrochen, und auf dem Boden des Verließes bescheint jetzt die Sonne die hineingefallenen Steine und Mörteltrümmer so lustig, daß, wer den Muth hat, sich mit Hülfe einiger starken Arme an einem verläßlichen Seile hinabzulassen, drunten an dem Orte des Schreckens, dem weiland Aufenthaltsort der Unken und Eulen, in aller Bequemlichkeit seine Zeitung lesen kann. In den Tagen, da der Vogt noch sein schweres Regiment führte, barg dieses Verließ noch all' das Grauen in sich, das die geschäftige Phantasie mit solchen finsteren Löchern,

den Todtengräbern der Menschlichkeit und Gesittung, zu verbinden pflegt, und Annaliese, in dasselbe hinabgehaspelt, hatte in der trostlosen Einsamkeit Zeit genug, über ihre Vergangenheit nachzudenken und auf ihre nächstbevorstehende Zukunft sich vorzubereiten.

Katharine, Annaliesens Tochter, saß während dieser Begebenheiten zu Hause und wollte sich beinahe zu Tode weinen. Den Bruder raubte ihr in den nächsten Tagen auf schreckliche Weise ein erbarmungsloser Richterspruch, den sie nicht einmal als ungerecht anzusehen den zweifelhaften Trost hatte, insofern Alles, was sie aus der Leute Mund über die Gerichtsverhandlung hörte, nur dazu geeignet war, ihre anfängliche Ueberzeugung von der Unschuld ihres Bruders wankend zu machen und umzustoßen, und doppelt quälend war es für sie, nach Allem sich sagen zu müssen, daß sie wohl eine Hauptursache zu dieser unglücklichen That Ulrichs gewesen sei. Ihn selbst zu sprechen, aus seinem Munde zu erfahren, ob er den Lorenz erschlagen habe oder nicht, das hatte ein ausdrücklicher Befehl des Vogts ihr verwehrt. Und nun seitdem vollends ihre Mutter unter der entsetzlichen Anklage der Hexerei, auf welche unabänderlich die Strafe des Feuertodes gesetzt war, im Verließe schmachtete und ihres Urtheils harrte, seitdem wagte kein Mensch mehr, das verpestete Haus zu betreten, in welchem Katharine inbrünstig für Mutter und Bruder betete. Auch den Trost mußte sie entbehren, den Erwählten ihres Herzens um sich zu sehen, aus seinem Munde Worte der Theilnahme und der Aufrichtung zu vernehmen. Ihr Aloys, Maurer seines Zeichens, wie Ulrich, war in H. an derselben Arbeit, bei welcher auch der Letztere betheiligt gewesen, und hatte bei den damaligen mangelhaften Verkehrsmitteln vielleicht noch keine Ahnung von den schrecklichen Ereignissen, welche über seine nächsten Angehörigen so unerwartet hereingebrochen waren. Ja — sie schauderte bei dem Gedanken, ohne ihn wieder sich aus dem Sinne schlagen zu können — war nicht sehr zu befürchten, er möchte seine Hand ganz von ihr abziehen, sobald er Kunde von dem Vorgefallenen erhielte? In der That, ein Mädchen heimzuführen, dessen Bruder als Raubmörder auf dem Schaffot, dessen Mutter als Hexe auf dem Scheiterhaufen geendigt, — dazu gehörte, zumal in jenen Tagen, eine Seelengröße, deren nicht so leicht Einer fähig war.

Katharine sah das Verzweifelte ihrer Lage wohl ein, und oft und viel wünschte sie sich mit Mutter oder Bruder zum schmählichsten Tode verurtheilt, um nur eines Lebens ledig zu werden, das für sie künftig nur noch Elend und Leiden in seinem Schooße trug, und von welchem sich selbst zu befreien, doch ihre tiefe und wahre Religiosität ihr versagte.

Auf der Höhe des Berges, über welchen der Weg nach dem Städtchen H. führte und der nun durch die Mordthat eine so traurige Berühmtheit erhalten hatte, stand in jenen Tagen nahe dem Walde eine alte halbverfallene hölzerne Hütte. Sie diente dem mildthätigen Zwecke, den Hütern des Waldes Obdach gegen die Ungunst des Himmels zu gewähren, wenn der unerbittliche Dienst sie bei Tag oder Nacht im Freien zu bleiben zwang. Daneben war diese Hütte schon manchem Wanderer zu gute gekommen, der auf dieser Höhe von einem Unwetter überfallen es vorzog, statt des Weitermarsches das schlimmste Gestöber hier unter Dach und Fach abzuwarten und vorübergehen zu lassen. In letzter Zeit aber hatte sich einmal ein Flurschütze, dem aus unbekannten Gründen das Leben verleidet gewesen sein mochte, in der Holzhütte an einem Balken erhängt, und seitdem mied man dieselbe, da die Sage ging, daß der Geist des Selbstmörders darin Nachts sein Unwesen treibe. Selbst Jägersleute, sonst der Gespensterfurcht fremd, empfanden nunmehr ein eigenes Grauen vor dem verschrieenen Häuschen, und wichen demselben aus, auch wenn sie bei strömendem Regen noch auf der Streife im Walde waren und noch einen erklecklichen Weg nach Hause vor sich sahen.



In den Tagen aber, da unsere Geschichte sich zutrug, hatte die gespenstische Hütte wieder einmal Bewohner. Treten wir, von hellem Mondschein begünstigt, an dieselbe heran und suchen von der darin geführten Unterhaltung Etwas zu erlauschen! Die Thür ist verschlossen mit einem Riegel, der sich von innen vorschieben läßt. Durch eine Spalte in der Wand erblicken wir beim zweifelhaften Mondlicht auf einem armseligen Strohlager, das den nackten Boden bedeckt, zwei Gestalten, eine männliche und eine weibliche. Der Mann, dem Aussehen nach jung, noch in den zwanzigen, liegt da, den Kopf auf die Hand gestützt und gespannt auf die Gesellschafterin hörend, welche, ein älteres Weib, in lebhaftem Tone und zugleich mit Händen und Kopf gestikulirend ihm etwas ganz Wichtiges zu erzählen scheint.



(Siehe S. 15.)

„Das laß dir vergehen, Aloys," fängt sie eben an, daß du hinunterläufst und gibst dich dem verfluchten Vogt selber als Mörder seines Sohnes an. Den Ulrich haben sie jetzt schon gefoltert" — hier zuckte der junge Mann schmerzlich zusammen — „und zum Tode verurtheilt; das kannst du ihm also nicht mehr ersparen. Daß sie aber das Urtheil nicht an ihm vollstrecken werden, das schwöre ich dir, so wahr ich Gnade für mich bei dem Allmächtigen hoffe und Rache über den Vogt. Wie das zu machen sei, dafür laß mich sorgen, und glaube mir, ich habe ihm mehr zu verzeihen, als er dir, mehr als ihm in Ewigkeit verziehen werden kann. Darum muß ich noch mit ihm Abrechnung halten, und dabei soll auch deiner gedacht werden."

„Aber, Weib, ich kenne Euch ja noch gar nicht, und wiewohl Ihr mir stündlich Hülfe und Rettung verheißet, habt Ihr mir doch noch nicht einmal Euren Namen genannt," entgegnete der junge Mann.

„Ich will ihn dir jetzt sagen, da es an der Zeit ist; nur fürcht' ich, du erschrickst, wenn du ihn hörst."

„Vor einem Namen? Weib, Ihr müßt mich besser kennen lernen, dann werdet Ihr mir keine solche Furchtsamkeit mehr zutrauen. Sagt mir Euren Namen und überlaßt das Erschrecken mir."

„Nun denn: ich heiße Veronika."

„Veronika? So hat schon manches Weib geheißen. Ich kenne Euch daran noch nicht."

„Wohl: ich bin des Vogts Schwester."

„Weib, Ihr faselt, oder wollt mich belügen. Des Vogts einzige Schwester ist schon seit zwanzig Jahren todt."

„Soll todt sein, Bürschchen," lachte die Alte wild auf; „man hat sie für todt ausgegeben. Nun aber lebt sie noch, denn der Himmel hat über ihr gewacht, daß sie noch mit ihrem Brüderchen abrechne. Ich bin Veronika, des Vogts Schwester, ja ich."

„Beweist mir das," sagte Aloys, immer noch ungläubig, „und wenn Ihr mich überzeugen könnet, so will ich Euch vertrauen. Erzählt mir, wie man Euch für todt ausgeben konnte, da Ihr doch noch am Leben waret; erzählet mir Eure Lebensgeschichte."

„Die ist lang, Junge, 40 Jahre lang; aber ich kann sie in wenigen Worten erzählen, und ich will es. Vor etlichen und zwanzig Jahren war ich ein junges, frisches Blut, und schön wie der Tag, wie die Burschen sagten, die mich umschwärmten. Mein Herr Bruder, der Vogt, war damals schon Vogt, er war es vor wenigen Jahren geworden. Der zwang mir nun, weil ich noch minderjährig und er mein Vormund war, wider meinen Willen und meine Wahl einen Mann auf, einen reichen aber alten Gerichtsbeisitzer, dem die erste Frau schon längere Zeit gestorben war. Der war aber ein Trunkenbold und Saufaus, und traktirte mich schon in den ersten Wochen nach unserem Hochzeittag so übel, daß ich in der Leidenschaft zu meinem Bruder lief und ihm in bitteren Worten vor-

hielt, daß er mich an diesen Menschen gefesselt und dadurch mein Lebensglück auf immer zerstört habe. Der aber lachte meiner Noth, meinte, das sei nicht zu ändern, ich sollte mich drein schicken und mir's nach eigenem Gefallen hinter dem Rücken meines Mannes wohl sein lassen. Vielleicht sterbe mein Mann bald, fügte er bei, dann sei ich seiner ledig und das Vermögen bleibe mir doch. Mit solchem tröstlichen Bescheid konnt' ich wieder abziehen. Aber dieses ‚Vielleicht stirbt dein Mann bald' lag mir immer in den Ohren, und ich hoffte jeden Tag, es möchte wahr werden. Das waren meine Honigwochen, Junge! Damals hatt' ich ein Mägdlein bei mir, meiner zu pflegen und zu warten, die war so alt als ich, war mit mir aufgewachsen und mir treu ergeben, weil sie's bei mir gut hatte; dies Mägdlein hieß Annaliese."

„Meine Schwiegermutter?" fragte Aloys, nicht wenig betreten.

„Deine Schwiegermutter, Junge. Sie entsetzte sich an den Mißhandlungen, die ich täglich und täglich mehr von meinem Manne zu erdulden hatte. Noch öfters hielt ich meinem Bruder mein Elend vor, aber er speiste mich mit kalten, herzlosen Worten ab. Als aber die Qual unerträglich wurde und ich dem Vogt rund heraus erklärte, daß mir das zu viel sei, und daß, wenn keine irdische Gewalt mich von dem Elenden befreie, ich mich selbst befreien wolle, — da lachte mein Herr Bruder pfiffig vor sich hin und sagte endlich: Schwester, so gefällst du mir, wenn du auch den Muth hast, Etwas zu wagen. Und nachdem er lange und ernstlich mit mir gesprochen und mir zugeredet, ich sollte ihm vertrauen, da gab er mir endlich ein weißes Pülverchen, das sollt' ich meinem Manne in's Getränke schütten, so werde er in einigen Wochen eine Leiche sein, ohne daß man doch Etwas an ihm würde finden können. Dem glaubt' ich Thörin, lief heim und gab's meinem Manne im Wein, da er, trunken heimtaumelnd, von mir zu trinken verlangte. Annaliesen aber hatt' ich auch davon gesagt und sie half mir bei diesem Vorhaben; also ward auch sie in das Verbrechen verwickelt. Das Pülverchen that seine Schuldigkeit, und nach drei Wochen war ich eine vielbeneidete Wittwe. Herr Gott im Himmel, vielbeneidet! Hätten die Menschen, so da meinten, daß mein vieles Geld mich glücklich und der Tod meines Mannes mich frei gemacht habe, in meines Herzens Grunde lesen können, wie's dort drinnen aussah! Denn schau, Bürschchen, damals war ich noch ein Ding von 21 Jahren und nicht zu Mordthaten erzogen; jetzt ginge es leichter, wie bei dir, und wenn's mein Bruder, der Herr Vogt, wäre, so ginge es zweimal leichter. Mein Herr Bruder hat mich morden gelehrt, Blut von Menschen vergießen als wäre es Schreibdinte, heisa, Bürschchen!"

Das Weib lachte laut auf, wahnsinnig; Aloys aber schauderte.

„Weib," sagte er sehr ernst, „mir ist's nicht leicht ergangen, da ich den Lorenz, den frechen Buben, niederschlug. Aber Gott im Himmel weiß, ich mußte ihm den Schädel zerschmettern, er hat es nicht nur selbigen Morgen, sondern schon früher tausendmal an mir und Andern verdient."

„Laß gut sein, Bürschchen," fuhr Veronika wieder ruhiger fort, „er hat seinen Lohn, wie er ihn gewollt als seines Vaters würdiger Sohn. Laß gut sein. Aber wo bin ich stehen geblieben?"

„Wie Ihr Wittwe geworden seid."

„Recht, das hatt' ich vergessen. Ja, wie ich da so recht tief im Elend steckte vor Gewissensbissen — und die Annaliese steckte auch drin und hat's nicht wegbeten können und doch nicht beichten mögen — da kam mein Herr Bruder, der Vogt, zu mir und meinte, ich sollte in das Kloster gehen, er habe die Sache schon mit der Priorin draußen im Kloster beredet, damit ich meiner Sünden möchte ledig werden. Das wollt' ich aber nicht, da droht' es mir, er lasse mich sammt der Annaliese festsetzen und uns als Mörderinnen den Prozeß machen. Und als ich ihm darauf vorhielt, daß ja er mir das Gift zu dem Mord gegeben habe und wie ich ihn darob belangen wollte, da lachte mein Herr Bruder, sagte, davor bange ihm nicht, man würd' es mir nicht glauben, und wenn ich's beschwüre, so würd' er dagegen schwören, daß ich meineidig sei. Deß ward ich entrüstet und wies ihn zur Thüre hinaus; da sagt' er mir darauf, er wollte noch einmal wiederkehren zu einer Zeit da mir's nicht gefallen sollte, da wollt' er ein deutsches Wörtlein mit mir sprechen. Also ging er seines Weges. Nach wenigen Tagen aber haben sie mich des Nachts in meinem Hause überfallen, holten mich aus dem Bette, verstopften mir den Mund, mich am Schreien zu hindern, und schleppten mich ungesehen in's Hexenkäfig. Allda haben sie mich gehalten an die zwanzig Jahre mit Hunger und Kummer, und da ich in dem Thurmloch eines Knäbleins genas, so ich von meinem gemordeten Mann unter dem Herzen getragen, da hab' ich ihm selbst, es von dem Elend zu erlösen, den Hals zugeschnürt — puh! Wie das der Thurmknecht also erblickte, da er eines Tages zu mir in das Verließ herabgestiegen kam, da nahm er des Kindes Leiche mit sich, sie zu begraben. Mir aber brachte er genug zu essen, auch zu trinken hie und da; denn mich, die leibliche Schwester, umzubringen, war der Herr Vogt noch nicht hartgesotten genug, er war zufrieden, mich den Leuten aus dem Gesichte gebracht zu haben. Der Annaliese aber, und wer sonsten ihn fragte, antwortete er, ich müsse davongelaufen sein, sei vielleicht in ein Kloster gegangen; vielleicht wüßt' ich warum. Und die Leute glaubten das, denn auf den Vogt hatte kein Mensch Verdacht, und Annaliese schwieg, weil das Reden ihr den Kopf gekostet hätte. Das Alles aber erfuhr ich von dem Thurmknecht, der war boshaft genug, mich immer von den Neuigkeiten in Kenntniß zu setzen; sogar wohin er mein Kind, das arme Würmchen, begraben, hat er mir gestanden, also daß ich hernachmals, da ich frei geworden, seine Gebeine habe finden und ausgraben können."

„Und wie seid Ihr denn frei geworden?" fragte Aloys.

„Das will ich dir bei gelegenerer Zeit sagen, Bürschchen, wenn wir mitsammen um den Rabenstein fliegen, heisa, du Kopf ab, ich Kopf ab, gelt? Du mit dem Lorenz, ich mit dem Gerichtsbeisitzer, Gott hab' ihn selig, heisa! Und dem Gerichtsbeisitzer zeig' ich seinen Neffen,

den Lorenz, das wird lustig; freu' dich, Bürschchen, freu' dich auf den Schwank!"

Nach diesem mit wildem Lachen begleiteten Ausbruch des Wahnsinns lehnte die Alte erschöpft an der hölzernen Wand, die Augen geschlossen und den Mund halb geöffnet. Aloys, dessen Kopf immer noch auf seinem Arme ruhte, legte sich nieder und suchte Ruhe, die er doch nicht finden konnte. Was er gehört hatte, gab ihm so reichlichen Stoff zum Nachdenken, daß er kein Auge voll schlafen konnte. Sein eigen Schicksal, wunderlich und räthselhaft, wie es selten seine Knoten in einander schlingt, um Ein Menschenleben zu verwickeln, und dazu die Geschichte dieser elenden Wahnsinnigen, die einst in glücklichen Umständen das Opfer des Frevels geworden — das Alles ging in bunten, wirren Bildern vor seinem lebhaft erregten Geiste vorüber und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Veronika war immer noch in ihrer vorigen Lage, doch bewiesen ihre gedehnten Athemzüge, daß bei ihr die Mattigkeit und Erschöpfung des Körpers über die Lebendigkeit des Geistes gesiegt hatte.

Viertes Kapitel.

Hülfe in der Noth.

Eine Stunde von dem Städtchen thalabwärts lag die „Gaisburg", deren Besitzer, ein genauer und einflußreicher Freund des jeweiligen Herrn von Württemberg, zugleich zu den Schirmherren des Städtchens gehörte und vermöge seiner hohen Machtstellung schon mehr denn einmal gewichtig in die Verhältnisse seiner Schutzbefohlenen eingegriffen hatte. Burkhard von Gaisburg war ein Edelmann im besten Sinne des Worts; in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, verband er mit den schönsten körperlichen Vorzügen eben so viele edle Eigenschaften des Geistes und Herzens, gleich gefürchtet von seinen Feinden und den Feinden der Ordnung, wie geachtet und geliebt von jedem Biedermann. Mit dem Vogt des Städtchens vertrug er sich schlecht; doch hatte sich derselbe in früheren Jahren einmal ein bedeutendes Verdienst um den Ritter erworben, was diesen verpflichtete, ihn zu schonen, auch wo er nicht ganz mit des Vogts eigenmächtigem Vorgehen einverstanden war. Dazu kam, daß der Vogt bei Allem, was er that, im Ganzen einen guten Schein zu wahren wußte, so daß man ihm wenigstens kein Vergehen nachweisen konnte, so dringend man ihn auch jezuweilen im Verdacht haben mochte.

Es war derselbe Morgen, an welchem Ulrichs Haupt nach eingelaufener Bestätigung des Urtheils auf dem Schaffot fallen sollte, als sich schon in der Dämmerung das Burgthor auf Gaisburg öffnete und ein stolzer Ritter mit wallendem Federbusch auf dem seidenen Barett auf edlem Rosse heraussprengte, zwei schmucke Diener ihm auf den Fersen. Die Reise ging in's dunkle Thal hinab. Der Ritter mochte wohl einen adeligen Freund im Thal auf- oder abwärts zu besuchen beabsichtigen; er glänzte in vollem Staate, war jedoch ohne Waffen, das einzige mächtige Schwert, seinen unzertrennlichen Begleiter, ausgenommen. Was ihn aber noch besonders zierte, war die schwere goldene Kette, die um seine Brust spielte, ein Geschenk von seinem hohen Freunde, dem Grafen von Württemberg.

Herr Burkhard war im Thale unten angelangt und ließ nun seinen Braunen etwas rascher traben, als mit Eins aus dem dunkeln Tannenwalde, dem entlang der Weg ihn führte, eine in der Dämmerung kaum zu unterscheidende weibliche Gestalt hervorrutschte und sich gerade vor dem Ritter niederwarf, dessen Roß ob der unerwarteten Erscheinung stutzte und zurückwich.

„Wer bist du, Weib, und was willst du von mir?" fragte der Ritter, dem alle Furcht fremd war, die Unbekannte, sobald er sie recht in's Auge gefaßt hatte.

„Gnade! Erbarmen!" wimmerte eine heisere, tonlose Stimme. „Ich will ja Alles gestehen, aber habt Erbarmen!"

„Was hast du denn zu gestehen?" fragte der Ritter, durch diese Worte aufmerksam gemacht.

In diesem Augenblicke erschollen von dem Städtchen her durchdringende Glockenklänge. Die Gestalt raffte sich plötzlich aus ihrer zusammengekauerten Lage jählings auf und rief mit gellender Stimme:

„Sie richten ihn, sie richten ihn heute, diesen Morgen, den Unschuldigen! Oh, er ist unschuldig wie ein Kind, wie mein Kind! Oh! Oh!"

„Wen richten sie? Wer ist unschuldig?" fragte Herr Burkhard weiter, bereits etwas ungeduldig.

„Den Ulrich, den Ulrich im Städtchen droben. Eilt, helft, Herr Ritter, so wahr Ihr dereinst selig zu werden hoffet. Eilt, eben wollen sie ihn abthun. Oh, er ist unschuldig wie mein Kind — mein Kind! Oh! Oh! Erbarmen!"

Und damit brach das Weib zusammen. Ritter Burkhard gebot sofort einem seiner Begleiter, bei ihr zu bleiben, indeß der Andere Hülfe von der Burg herbeiholen sollte. Er selbst jagte in gestrecktem Laufe thalaufwärts dem Städtchen zu. Er wußte, daß diesen Morgen der angebliche Mörder des Lorenz hingerichtet werden sollte. Obwohl er nun sehr geneigt war, das Weib, das sich ihm soeben in den Weg geworfen, für eine Wahnwitzige zu halten, so hatten doch ihre Reden einen zu guten Sinn, als daß er es nicht hätte der Mühe werth finden sollen, mit Aufbietung seiner ganzen Machtbefugniß dem weiteren Verfahren gegen den Delinquenten Einhalt zu thun, bis sich die Alte über ihre räthselhaften Worte erklärt haben würde.

Schaurig gellte das Armensünderglöcklein von dem Berge, auf welchem das Städtchen lag und liegt, in das Thal herab, der gräßliche letzte Stundenschlag für eine abgelaufene Lebensuhr. Allmälig gerieth der Ritter, je weiter er vorwärts drang, in immer dichtere Volksmassen, welche gekommen waren, das seltene Schauspiel mit anzusehen. Manch' roher Spaß, den da und dort einer der Umherstehenden auf den Mörder machte, schnitt dem edeln Ritter tief durch's Herz, also daß er sich segnete und dem Himmel dafür dankte, hier vielleicht ein Werk der Rettung vollbringen zu können.

Immer langsamer kam der Ritter vorwärts, da die Menge immer dichter wurde und ihm trotz seines Drängens und trotz seines Ansehens mit dem besten Willen nicht schnell Platz machen konnte. So geschah es, daß der schauerliche Zug mit dem Malefikanten bereits auf dem Richtplatz angelangt war, als der Ritter endlich bis zu den Reihen bewaffneter Bürger hindurchgedrungen war, welche zur Verhütung etwaiger Unordnungen aufgeboten worden waren.

„Halt!“ rief der Ritter, sobald er dem Schaffot nahe genug stand, um gehört zu werden. „Halt, im Namen des Grafen!“

Zugleich sprang er vom Rosse, das er einstweilen einem der nächststehenden Bürger anvertraute, und schritt durch die rasch sich öffnende Reihe der Bewaffneten festen Fußes auf das Schaffot, wo Ulrich bereits auf dem verhängnißvollen Stuhle festgebunden war.

„Wie wagt Ihr es, Herr Ritter, das Thun der weltlichen Gerechtigkeit zu stören?“ fragte der Vogt, vor Zorn, vielleicht auch vor Schrecken ob der Unterbrechung bebend, indem er von seinem erhöhten Sitze aufstand. „Wisset Ihr etwa nicht, welche Strafe darauf gesetzt ist?“

„Wohl weiß ich's,“ entgegnete ihm Herr Burkhard mit ruhiger Stimme, „und was ich thue, werde ich verantworten. Im Namen des Grafen, bindet den Delinquenten los und führet ihn in ein anständiges Gewahrsam.“

„Herr Ritter,“ rief der Vogt, „er ist in ehrlichem, offenem Gericht nach Recht und Brauch verurtheilt worden; wie wollet Ihr solch' Urtheil umstoßen?“

„Das sollt Ihr demnächst sehen, Herr Vogt,“ lautete die bestimmte Antwort. „Zuvörderst aber fordere ich als Schirmherr Eurer Stadt, daß Ihr alsbald nach meinem Willen den Gefangenen heimführet, auf daß wir von Neuem ob dem Verbrechen zu Gericht sitzen.“

Gegenüber einem so entschiedenen Auftreten war Nachgeben das Allerräthlichste, zumal für ein böses Gewissen, und der Vogt that denn auch also, jedoch nicht ohne den Ritter nochmals wegen der Folgen seines Eingriffs in das Gerichtsverfahren gewarnt zu haben, wofür er von diesem in den bestimmtesten Ausdrücken zurechtgewiesen wurde.

So trat der Zug seinen Rückweg nach der Stadt an, voran der Ritter, hoch zu Roß, hinter ihm Ulrich auf dem Armensünderkarren, darauf der Vogt, selbst einem zum Tode Verurtheilten ähnlicher als einem Richter, und mit dem Vogte die Schöppen.

Die Volksmenge verlief sich, wie natürlich in ungleicher Stimmung. Die Einen, um das gehoffte Spektakelstück gebracht, schalten laut und rückhaltslos den Ritter, der so unbefugt der Gerechtigkeit das ihr gebührende Opfer entrissen hätte, während Andere, in deren Herzen noch ein Funke von Mitleid und Theilnahme für Ulrich lebte und welche diese Hülfe in der größten Noth als ein sichtliches Wunder des Himmels priesen, der Sache des Verurtheilten einen glücklichen Ausgang wünschten und prophezeiten.

(Schluß auf S. 19.)

Die Bewohner der Walachei.

(Taf. 3.)

Unterhalb Belgrad, bei Orsowa und den berühmten Felsenriffen des eisernen Thores, welche die Karpathen mit dem Balkan verbinden, verläßt die Donau siegreich das serbische Gebirg, und strömt, von beiden Seiten eine Reihe von Nebenflüssen aufnehmend, aber hinfort kein Gebirg mehr berührend, durch ein Tiefland, das zum größten Theile der Walachei und Moldau angehört, und eilt, an der walachischen Grenze 3600 Fuß breit, ihren jetzt allen Flaggen geöffneten Mündungen zu. Die Walachei ist ein 64 Meilen langes und 32 Meilen breites Becken, das im Norden die Karpathen, und zwar das siebenbürgische Hochland mit den transsylvanischen Alpen, und im Süden die Donau in einem sich von Orsowa bis zur Einmündung des Sereth ziehenden Bogen umgrenzen. Die Moldau und Walachei sind die beiden vielgenannten Donaufürstenthümer, Theile des von den Türken unterworfenen Walachenreiches; sie bilden eine europäische Frage, deren versuchte Lösung im letzten Jahre nicht zum ersten Male den Frieden dieses Erdtheils bedrohte. Die Hülfsquellen dieser Länder sind unermeßlich. Sie erfreuen sich einer Fruchtbarkeit, wie sie fast nirgends zu finden ist; das Land hat Minen von allen Metallen, ungeheure, an manchen Orten schon zu Tage liegende Steinkohlenlager, unermeßliche Wälder und nach allen Richtungen sich kreuzende Flüsse. Die Industrie fände hier alle Rohstoffe, welche ihr Gedeihen bedingen. Gleichwohl liegt das Land fast noch im Naturzustande, die Industrie fehlt: nicht einmal die vorhandenen Eisenlager werden benutzt, und die nothwendigsten Werkzeuge des Landmannes, der hier einem Bettler gleicht, müssen vom Ausland bezogen werden. Der Weizen bringt auf dem fruchtbaren Boden 21, der Roggen 30, die Hirse 300 Körner, und auch der Tabak, der Weinstock, die Maulbeer- und Obstbäume liefern den lohnendsten Ertrag; aber der Grund und Boden gehört in großen, kaum zum dritten Theile angebauten Strecken den Bojaren. Es finden sich weite Strecken, auf welchen man Trappen und Birkhühner jagt. Der Bauer hat hier kein Land, und muß für den Boden, den er in Nießbrauch hat, eine Anzahl von Tagesarbeiten leisten, Tagesarbeiten aber, zu deren Leistung er auch in der günstigsten Jahreszeit mehrere Tage braucht. Er allein muß alle Staatslasten tragen, die Straßen unterhalten und Brücken bauen, und er allein muß Zoll bezahlen, wenn er sie begeht.

Die Walachei zählt 2½, die Moldau 1½, also beide Fürstenthümer 4 Millionen Walachen oder, wie sie sich selbst nennen, Romänen, die ihrem Glaubensbekenntnisse nach orientalische Christen sind, wozu noch zwei Millionen im Banat, in Ungarn, Siebenbürgen, der Buckowina und in Bessarabien lebender Romänen kommen. Außer den Walachen wohnen 100,000 Zigeuner (Romnitschel) im Lande, welche rechtslos und ein Gegenstand des Menschenhandels sind. Eben so stark ist die Anzahl der Juden. Auch die Armenier sind zahlreich, sowie die unter ihren Consuln stehenden Deutschen, welche meistens wohlhabende



1860. 5

Handwerker sind. Zu den Römerzeiten ein Theil von Dacien, wurde das Land im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von Fürsten regiert, die von Byzanz abhängig waren, sich später an Ungarn und Polen anschlossen, und nun seit 1421 den Türken als halbsouveräne Vasallen zinsbar sind. Die Fürsten werden aus den Bojaren, dem auch den Reichsrath oder Divan bildenden hohen Adel, gewählt und vom Sultan unter dem Namen Kaimakam bestätigt; bei den Russen heißen dieselben Hospodare. Die Regelung der Angelegenheiten dieser Fürstenthümer beschäftigt die Großmächte gegenwärtig auf's Angelegentlichste.

Der Walache ist durchschnittlich von mittlerer Größe; man sieht meist kräftige, gedrungene, mitunter auch hochgewachsene Gestalten, mit schwarzem, meist langem Haar, gesunder Gesichtsfarbe und feurigen Augen. Er ist sehr gutmüthig, wenn auch mehr aus Mangel an Leidenschaft, als durch Charakter, hat wenige Bedürfnisse und kann sie, bei der dünngesäeten Bevölkerung, leicht befriedigen, weßhalb Diebstähle hier so selten als Duelle und Selbstmorde sind. Jeder Walache, der es irgend vermag, hat Waffen im Hause, die wohl auch zur Ausschmückung der Wohnung und des Anzugs dienen. Reinlichkeit wird auch an der ärmsten Hütte gerühmt, in welcher die Frau Herd und Wände fleißig mit Kalk bestreicht. Desto größer ist der Schmutz in den Straßen, der selbst in den Städten unausstehlich ist. Ueberhaupt ist der Anblick des Landes öde und einförmig, und Baumpflanzungen und Hausgärtchen, wie sie die ländliche Wohnung auf beiliegender Abbildung zeigt, sind als eine Ausnahme zu betrachten.

Die Nationaltracht der Walachen besteht auf dem Lande in langen, mit Schnüren verzierten, um's Knie oft etwas engeren Beinkleidern. Ueber das Hemd, welches ein Gürtel über den Beinkleidern zusammenhält, tragen sie eine Weste ohne Aermel und beim Ausgehen noch ein mit Schnüren besetztes Wamms oder einen Mantel. Der gemeine Bauer bindet eine ungegerbte Sohle um die Füße und trägt das Hemd über der Leinwandhose, eine Mütze von Schaffell, nach der Länge der Wolle bald einer phrygischen Mütze, bald einer Allongeperücke ähnlich und mit einer farbigen Quaste behangen. In einem ledernen Gürtel oder einer Leibbinde steckt das Messer, die Tabakspfeife und der Geldbeutel. Hiezu kommt ein mit Schafspelz und mit rothen oder blauen Schnüren besetzter Mantel von graubraunem Tuch oder ein Schafspelz, der bei schlechtem Wetter umgekehrt und mit der Wolle nach außen getragen wird. Die Vornehmen gingen sonst in türkischer Tracht bis auf die ballonähnliche Bojarenmütze, deren Kuppel ein Drittheil eines preußischen Scheffels fassen soll. Man hat überhaupt in der Walachei wie in der Moldau Vieles von dem Kostüm und der Tracht der Türken angenommen, und man sieht deßhalb gelbe Stiefeln, weite, farbige, mit Schnüren in den verschiedensten Zeichnungen besetzte Beinkleider, weite Gewänder verschiedener Art und Leibbinden von Shawls, in welchen prächtige Waffen stecken; auch der Bart der Moslim fand Nachahmer, der Turban wechselte mit dem großen Bojarenhute, und in neuerer Zeit hat nun auch das rothe Feß Eingang gefunden. Die Juden tragen sich wie ihre polnischen Glaubensgenossen; die Zigeuner aber gehen entweder in Lumpen, oder, wenn sie Diener der Bojaren sind, in glänzenden, in Paris oder Wien gefertigten Livréen.

Die walachischen Frauen sind schön und kräftig, und nehmen sich in ihren bunt besetzten und ausgeputzten Gewändern sehr malerisch aus. Die Mädchen tragen ein langes Hemd mit langen Aermeln, entweder einfach weiß, oder roth und blau, und nicht selten mit Bändern, Glasperlen und Flittern geschmückt. Um die Lenden schlingen sie ein großes, oft mit bunten Streifen durchwebtes Tuch von gestreiftem Wollstoffe, und zwar so, daß eine Seite offen bleibt. An manchen Orten trägt man wohl auch zwei solcher Schürzen, die nicht selten ganz aus Fransen bestehen und an den Hüften nur eine Hand breit herabhängen; eine Tracht, die trotz all' ihrer Einfachheit besonders bei schlanken Figuren sehr gut aussieht, wozu die dunkeln, in Zöpfen um den Kopf gewundenen Haare ungleich mehr als die Korallenschnüre und die um den Hals getragenen Geldstücke beitragen. Was indessen den Kopfputz betrifft, so wird eine Sammtmütze getragen oder gewöhnlicher ein buntes, in der Stadt gekauftes Tuch um den Kopf gebunden, das einzige Kleidungsstück, das sich die walachische Bäuerin nicht selbst verfertigt.

Die Landessprache ist die walachische, aus der lateinischen entstanden und durch die Slaven modifizirt. Hier als Probe der Anfang des walachischen Vaterunsers: Tatel nostru carele in ceruri, sfintzascase numele teu, vie imperacia ta, etc. Die Zigeuner sprechen eine Mundart des Sanscrit.

Der Fremde, der die Walachei besuchen will, reist in der Regel mit Post. Wie in Rußland erhält man die Erlaubniß, Postpferde zu verlangen, nur auf eine Anweisung der Oberbehörde einer Hauptstadt, wo man auch das Pferdegeld zu bezahlen hat. Auf jeder Station wird dem Kapitän oder Postmeister nur der Schein vorgezeigt, und weiter nichts mehr als das Trinkgeld für die Postillone bezahlt. Es gibt nichts Einfacheres, als die kleinen offenen walachischen Postkarren, welche man Carrozzen nennt. Man denke sich einen kleinen Trog von Latten, die auf vier mehr oder weniger runden Rädern und auf Achsen ohne Nägel und alles Eisenwerk sitzen. Der für eine, selten für zwei Personen eingerichtete Kasten wird mit meist übelriechendem Heu angefüllt, auf dem der Reisende, niedergekauert, jedes Haltes und jeder andern Stütze entbehrt.

So lange man auf den weiten Ebenen hinjagt, geht die Reise vortrefflich von Statten. Die Postillone, auf ihren hohen hölzernen Sätteln hängend, zwingen die magern, halbverhungerten Pferde, die nur eine Schlinge von flachem Strickwerk um den Hals tragen, woran die Zugstricke befestigt sind, zu beständigem Galopp. Ein Pferd wird dem andern vorgespannt, und zwar oft eine halbwilde Heerde von zwanzig Stück, wobei je zu vier Pferden ein Postillon gegeben wird, vor einen einzigen Wagen. Der Postillon läßt den Zügel über die Schultern fallen und heult und tobt wie ein Rasender. Rennt das abenteuerliche Gespann durch eine wohlbewachsene Stelle, so suchen die armen Thiere selbst im raschesten Laufe einen

Büschel trockener Halme zu erhaschen. So viel auch in neuerer Zeit für das Straßenwesen geschehen ist, so sind die Wege doch an vielen Orten noch so schlecht, daß der leichteste Wagen nicht aus den tiefen Löchern herauszubringen ist, und nicht selten einige Pferde zurückgelassen werden müssen, was aber auch auf dem besten Wege, besonders wenn es bergauf geht, vorkommt, weil man die Thiere schonungslos zu überjagen pflegt. Ist man glücklich über die schlecht unterhaltene Straße, deren Grund häufig nur quer herübergelegtes Strauchwerk bildet, über gefährliche Furthen schlammiger Flüsse, oder über eine jener weiten, von Geleisen in allen Richtungen durchschnittenen Steppen gekommen, auf welchen der Postillon nach Belieben seinen Weg einschlägt, und die im Durchschnitt 2½ Meilen betragende Station ist erreicht, so wird mit dem Ausschirren wenig Zeit verloren: die Pferde schütteln sich die Stricke ab und weiden auf dem Rasen. Das Herbeitreiben der Pferde von der Weide und die Herstellung der schlechten, häufig zerreißenden Geschirre verursacht manche Verzögerung.

Ist der Reisende in Bukarest, der 80—100,000 Einwohner zählenden Hauptstadt des Landes, angekommen, so muß seine erste Sorge sein, sich der großen Ausdehnung der Stadt wegen eine Equipage zu verschaffen, um so mehr, als selten eine anständige Person zu Fuße durch die krummen, engen, sehr belebten und mit zahlreichen Buden besetzten Straßen dieser halb orientalischen Stadt zu gehen pflegt. Die Häuser sind aus Backsteinen erbaut und statt des Pflasters eichene Bohlen gelegt, unter welchen die Abzugskanäle laufen. Hütten stehen neben Palästen von der anspruchvollsten Architektur und neben großen Höfen, zwischen denen man entweder im Staube erstickt oder im Schmutze nicht weiter kommt. Von den südlichen Anhöhen gewährt die Stadt mit ihren blumenreichen Gärten und Spaziergängen, Schlössern und Klöstern, und ihren mit glänzendem Blech gedeckten achtzig Kirchen und Kapellen einen imposanten Anblick. Ihre Umgebung aber ist nichts als eine weite, sumpfige Ebene, weßhalb häufig Klimafieber hier herrschen. Die Vorstädte sind von der Stadt selbst nicht zu unterscheiden.

Was auf den Straßen von Bukarest am meisten überrascht, ist die Mannigfaltigkeit der Trachten und Gestalten, das rasche, rührige Treiben der doch ganz orientalischen unteren Volksklassen, und die vielen Equipagen, deren man außer den Fiakern 12,000 zählt, sowie die Sitte der Corsofahrten, die jeden Abend vor ein oder das andere Thor angestellt werden. Bei der Betrachtung der langen und gedrängten Wagenreihe wird der aufmerksame Fremde gewahr, daß er in einem Lande ist, dessen Bewohner auf einer Uebergangsstufe begriffen sind. In derselben, mitunter sehr eleganten Equipage, in welcher man eine schöne, reich geschmückte walachische Frau im alten Kostüm sieht, sitzt eine andere, die nach Anzug und Manieren einer Wienerin gleicht, und vielleicht ein walachischer Elegant in schwarzem Frack und weißen Glacehandschuhen einem würdigen Bojaren mit weißem Barte und der ungeheuren Kuppelmütze gegenüber. Auf dem Bocke sitzt bald ein russischer Kutscher im langen Kaftan, bald ein breitbeturbanter Türke, bald ein Arnaute in faltenreicher Fustanella. Die heranwachsende Generation legt sich, vornehmlich in der Tracht, auf französisches Wesen; die Frauen der Bojaren kleiden sich ängstlicher nach dem Pariser Journale, als die Pariserinnen selbst, und was die Großen, zumal die Fürsten betrifft, so haben sie längst die Tracht des Abendlandes und russische Uniformen angenommen. Um aber die Sitten des eigentlichen Volkes zu studiren, ist dem Fremden zu rathen, sich zur Zeit eines Festes oder Marktes nach einer der kleineren Städte oder auch einem der größeren Dörfer zu begeben, und erwähnen wir nur noch der trefflich eingerichteten Bäder der Hauptstadt, in welchen sich die Walachen mit ächt orientalischem Behagen den lauen Dämpfen, dem Kneten, den Einreibungen hingeben, und der auch in den Städten beliebten russischen Schaukel. Obgleich fast in jedem Jahre schwere Unglücksfälle vorkommen, indem das gefährliche Rad dieser großen Schaukeln abwechselungsweise denjenigen in das Weite zu schleudern droht, der sich in der Höhe befindet, haben die Walachen doch eine besondere Vorliebe für diese Belustigung.

Die ärmlichen ländlichen Wohnungen betrachtet der theilnehmende Reisende, der freilich in manchen Gegenden so selten ist als ein Dorf selbst, mit wenig Befriedigung. Die Dörfer sind selten mehr, als ein Durcheinander von Hütten, Strauchwerk und Lehm. Die kleinen Häuschen, meist nur von Strauchwerk geflochten und mit Erde überzogen, haben in der Regel nur ein Zimmer, das zum Wohnen, Schlafen und Kochen dient. Die Wände sind zwar geweißt, aber Alles umher zeugt von Dürftigkeit; auch Garten und Hof fehlt, das Vieh bleibt im Freien, und die sofort ausgedroschene Ernte wird unverzüglich verkauft. Um so mehr wird der Vorüberreisende überrascht, wenn er aus diesen Erdhütten die Bewohner in ihren mit rothem, blauem oder gelbem Tuche oder mit Schnüren bunt verzierten Mänteln hervorkommen sieht.

Die Sitten des Landvolks sind einfach und lobenswerth, und hat man Gelegenheit, dasselbe auf einem Markt oder Kirchweihfeste zu beobachten, so wird man keine ungünstige Meinung von ihm bekommen. Eine Staubwolke erhebt sich auf der weiten Ebene, dem Fremden schon aus der Ferne den Festplatz verrathend. Wir kommen näher und finden ein Gewühl von Zelten, Hütten, Kaufmannsbuden, Wagen und Vieh. Es werden im Ueberfluß Kleider, Stoffe, Bänder, Pelze u. dgl. verkauft. Ueberall Geschrei und Lärm von Instrumenten und Glocken. Wir kommen an und schon ist ausgespannt, denn unser Postillon setzt voraus, daß der Fremde nach den Freuden dieses Lagerlebens lüstern sei. Bald gewöhnt sich dieser an die Atmosphäre dieser Nomadenstadt, und tritt wohl auch unter eines der großen Tücher, unter denen die Walachen auf dem grünen, aber schattenlosen Rasen gelagert sind, und um welche die wiederkäuenden Zugochsen und Büffel die Seitenwände bilden. Ganze Dörfer: Kaufleute, Musikanten und Vergnügungslustige sind hier versammelt; das Kirchweihfest wird mehrere Tage dauern, und überall erhebt sich der Rauch der Feuer, an welchen die einfachen Festgerichte des genügsamen Völkchens bereitet werden.

Wo ein freierer Platz sich zeigt, wird er von einer tanzenden Schaar besetzt; dreißig bis vierzig Paare machen um das lärmende Orchester musizirender Zigeuner Hand in Hand eine große Ronde, deren Anblick durch die bunten und so verschiedenen Trachten sehr malerisch wird. Man tanzt mehr nach der Mitte gegen einander, als im Kreise, und der Tanz nimmt gegen das Ende an Lebhaftigkeit zu. Das süßsäuerliche Getränk, das dir der braune Walache, unter dessen Zelt du getreten, zum Gruße bot und das er Wein nennt, dieses Getränk ist es, was der Musik und den sonst weniger hurtigen Beinen heute so viel Leben gibt. Der ermüdete Tänzer kann den Kreis in jedem Augenblicke verlassen, sowie auch jeder Vorübergehende in denselben eintreten kann. Der Tanz währt bis in die Nacht, und mit Vergnügen bemerkt der Fremde, daß hiebei vieler Anstand herrscht und selbst die tanzenden Zigeunerinnen sich mit Zurückhaltung benehmen. Die endlose Melodie, welche die mit ihren Geigen in der Mitte stehenden Zigeuner aufführen, ist nicht unangenehm, der Tanz einfach und nicht ohne einen Ausdruck antiken Ernstes. Die althergebrachten Gesänge, welche da und dort ältere, unter den Zelten vereinigte Frauen vortragen, haben vielleicht schon dacische und römische Ohren zu den Zeiten Decebals und Trajans gehört.

In diesem bunten Gewühle ohne Ordnung, ohne Polizei und doch ohne Unordnung, findet der ernstere Beschauer Stoff zu den verschiedensten Betrachtungen. Eine junge Walachin mit unangenehmem Gesicht sitzt dort von Freiern umringt, eine andere mit schönem, edlem Gesichte aber einsam unter demselben Zelte. Sie trägt eine ziemlich schmucklose Sammtmütze; an der Mütze jener aber glänzen lange Reihen von Zecchinen oder Paras, die ihre Ausstattung sind. — Unter den jüngeren Zigeunermädchen zeichnen sich nicht wenige durch ihre eigenthümliche Schönheit aus, welche noch das Gepräge des Stammes trägt, von dem dieses Wandervolk herstammen soll. Viele Schriftsteller wollen unter ihnen noch den schlanken, geschmeidigen Wuchs und die zarten Gliedmaßen der Frauen am Ganges finden. Unter den Bauern sind alte Volkslieder zu hören, die zum Theil nicht ohne poetischen Werth sind; und dem Musikkundigen fällt hier die musikalische Begabung der Zigeuner auf, die, ohne eine Note zu kennen, die schwersten, vielleicht nur einigemal gehörten Ouvertüren spielen, und mit ihren schlechten Violinen Wirkungen hervorbringen, die man in unsern Conzertsälen nicht kennt. Dort trägt ein Knabe, von einem Zigeuner begleitet, mit reiner, durchdringender Stimme einen einfachen Gesang, ein melodisches Klagelied vor, in der Weise, in welcher wilde Urvölker ihre Traditionen, ihre Siege und ihr Unglück erzählen. „Die Walachen," sagt Fürst Demidoff, aus dessen Reisen hier Einzelnes entlehnt worden ist, „die Walachen, diese Abkömmlinge der Römer, müssen einen der Gesänge aufbewahrt haben, welche in der Sklaverei trösten, und das letzte Echo einer besseren Vergangenheit sind."

C. F. A. Kolb.

Verbrechen und Sühne.

(Schluß zu S. 16.)

Desselbigen Tages gegen Abend ging Barthel nach dem Hexenkäfig, wo, wie wir oben bemerkt haben, die alte Annaliese gefangen saß. Eine düstere Entschlossenheit, ein Trotz, der zu Allem fähig war, leuchtete aus den unheimlich glühenden Augen dieses würdigen Dieners des Vogtes hervor. In dem Thurme angekommen, hob er das schwere Eisengitter von der Oeffnung, welche in das Verließ hinabführte und über welcher der Haspel an einem Querbalken hing.

„Heda, Annaliese, lebt Ihr noch?" rief Barthel hinunter.

„Erbarmen, Gnade! Um Gottes willen Erbarmen!" winselte die Unglückliche aus der Grabesfinsterniß herauf.

Ein satanischer Hohn flog über die Züge des Folterknechts.

„Soll ja werden!" rief er wiederum hinab. „Habt Acht, wenn ich den Haspel zu Euch hinablasse, so setzt Euch darein, damit ich Euch heraufziehe. Aber seht Euch vor, daß Ihr nicht herausfallet."

„Will mich der Vogt verhören? — Will er mich foltern lassen?" jammerte die Gefangene.

„Nichts damit, Alte; der Vogt wird Euch Nichts anhaben."

„So soll ich wieder frei werden?"

„Ja — für Euer Lebtage."

Und wieder fuhr ein teuflisches Grinsen über Barthels Gesicht, während er hastig den Haspel hinunterließ. Unter heißen Thränen und Dankgebeten gegen den Himmel schickte Annaliese sich zum Einsteigen an.

„Sagt mir," fragte sie noch vorher, „was macht mein Ulrich? Lebt er noch und darf ich ihn noch einmal sehen?"

„Ihr dürft es, ja; Euer Sohn ist durch ein Wunder gerettet worden. Doch sputet Euch, ich habe keine Zeit zum Schwatzen übrig. Sitzt Ihr fest?"

„Ja."

Nun begann Barthel den Korb heraufzuwinden. Es ging langsam, denn die Last war schwer, sogar für die Riesenstärke des Schließknechts. Als das mühsame Geschäft so weit gediehen war, daß man die Gefangene von oben in der Dunkelheit in allgemeinen Umrissen erkennen konnte, hielt Barthel einen Augenblick im Ziehen an, um auszuruhen, wie er sagte; die Frau schwebte in einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Boden ihres bisherigen Kerkers. Barthel machte sich an der schweren eisernen Kette, an deren Ende der Haspelkorb hing, etwas zu schaffen.

„Da hab' ich einmal ein Meisterstück gemacht, Alte," hob er mit rauhem Lachen an. „Ich bin meines Zeichens ein Grobschmied, müßt Ihr wissen, und so hab' ich in langen Stunden einmal mich damit vergnügt, einen von den Ringen dieser Kette also einzurichten, daß man ihn öffnen und schließen kann. Wollt' ich Euch nun einen rechten Streich spielen, Alte, so dürft' ich nur den Ring

öffnen, und Ihr läget zerschmettert in Eurer freundlichen Behausung da drunten."

Annaliese bebte zusammen bei dem Gedanken, diesem Menschen in die Hand gegeben zu sein.

„O spasset doch nicht also mit einem gebrechlichen Weib, die leichtlich Euer Scherz das Leben kosten möchte," bat sie flehentlich.

„Kannst Recht haben, Alte," fuhr Barthel höhnend fort. „Wie wär' es, wenn wir einmal den Schwank mit einander aufführten, he?"



„Gnade! Schonung!" wimmerte die Elende, die das Entsetzlichste ahnte.

„So, nun bist du just im rechten Humor," spottete das Unthier. „Jetzt sprich dein Ave Maria und dein Paternoster, aber mach's kurz, ich habe noch einen weiten Weg vor mir."

„Gnade!" ächzte Annaliese, von Fieberschauern durchschüttelt.

„So fahr' ohne Segen zur Hölle!" rief Barthel hinab und rüttelte an der Kette.

Mit furchtbarem Getöse sank der Haspel in die Tiefe, und ein verhallender Schrei war das letzte Lebenszeichen der Zerschmetterten.

„Du wirst uns nimmer schaden," knirschte der Folterknecht ihr nach, verließ dann rasch das Gemach und den Thurm, schloß alle Thüren hinter sich ab und warf die Schlüssel in den Stadtgraben hinab. Darauf verließ er auch die Mauer, auf welcher der Hexenthurm stand, und war nach wenigen Augenblicken in der Finsterniß verschwunden.

Herr Burkhard von Gaisburg wartete in dem Städtchen das Eintreffen der unbeschränkten Vollmacht zur nochmaligen Einleitung der Untersuchung ab, welche er sich von dem Grafen durch einen unverzüglich abgesandten Reitenden erbat; einstweilen wohnte er auf dem Rathhause, wo immer einige Zimmer für solche edle Gäste bereit gehalten wurden. Der Vogt, dem Namens der Stadt die anständige Unterhaltung des Schirmherrn oblag, ließ es an Nichts fehlen, obwohl er in ihm seinen Todfeind erkennen mußte, sei es, daß er sich trotz aller Gefahren, die ihn dießmal umgaben, dennoch wieder aus der Falle zu ziehen hoffte, oder daß er durch Zuvorkommenheit den Ritter sich geneigter machen zu können vermeinte. Ob seine Berechnung — wenn er sie anders anstellte — richtig gewesen, werden wir sehen. In der Zwischenzeit, ehe eine Antwort von dem Grafen einlief, blieb der Ritter in unausgesetzter Verbindung mit seiner Burg, von welcher immerfort Boten ab und zu gingen. Eines Abends spät fuhr sogar noch ein bedecktes Gefährt mit soldatischer Begleitung vor dem Rathhaus an, und mehrere Personen stiegen aus, um sich mit dem Ritter auf sein Zimmer zu begeben, worauf der Wagen wieder von dannen fuhr. Wer die Ankömmlinge gewesen, konnte Niemand in Erfahrung bringen, da der Ritter und seine Leute das unverbrüchlichste Stillschweigen darüber beobachteten. Nur so viel vermuthete man, daß dieselben mit der bevorstehenden Gerichtshandlung in irgend einem Zusammenhange stehen müßten.

Endlich erschien die erwartete Vollmacht vom Grafen, und Herr Burkhard verlor nun keine Minute mehr. Seine erste Maßregel war die Verhaftung des Vogts — ein unerhörter Schritt in den Annalen der Stadt. Sodann traf er Anstalten zur Befreiung von Ulrichs Mutter. Erst mußte man diese lange erkunden, da Niemand wußte, wo sie hingekommen war, und der Einzige, welcher außer dem Vogt über sie hätte Aufschluß geben können, Barthel, nirgends zu finden war. Daß sie im „Hexenkäfig" sitze, gestand der Vogt; aber man fand den Zugang zu demselben verschlossen, und doch wollte der Vogt Nichts von den Schlüsseln noch von Barthel wissen. Man erbrach die Thüren und fand die Haspelkette abgerissen. Welches neue, furchtbare Geheimniß sollte hier zu Tage kommen! Ein entschlossener Mann erbot sich, mit Hülfe einer Strickleiter in das Verließ hinabzusteigen, und das ward auch ausgeführt. Er fand den Haspelkorb zerschmettert, und über ihm, bedeckt von dem Reste der mächtigen Haspelkette, die blutübergossene, kaum noch kenntliche Leiche der unglücklichen Annaliese. Vermittelst eines langen Seils wurde diese hinaufgezogen, worauf auch der Entdecker derselben die Stätte des Grausens verließ und zum Tageslicht emporstieg.



(Siehe S. 23.)

Fünftes Kapitel.

Recht und Gericht.

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck, den die Enthüllung dieser neuen Scheußlichkeit auf die ganze Bewohnerschaft des Städtchens machte, wurde die erste und letzte Gerichtssitzung über den Vogt gehalten, in welcher zugleich auch Ulrich vollkommen zu seinem Rechte kam.

Wieder saßen die zwölf Schöppen in ernster Amtstracht an ihrem gewohnten Platze; aber die Stelle ihres bisher allgewaltigen Vogtes nahm nun ein Anderer ein, und er selber, der Wütherich, saß nun an dem Orte, der ihm gebührte, auf der Anklagebank.

Die Verhandlung war eine einfache; sie bestand eigentlich nur in einem Nachweis der Ungültigkeit des über Ulrich gefällten Urtheils, und in einer Anklage, welche ein inzwischen angelangter Anwalt Namens des Grafen gegen den Vogt erhob, und welche durch so viele und so überzeugende Beweisgründe erhärtet wurde, daß an ein Läugnen nicht zu denken war. Der Rechtskundige führte in mehr gelehrter als gemeinverständlicher Rede aus, wie vor Allem der Vogt gar nicht befugt gewesen sei, in der Sache gegen Ulrich zu Gericht zu sitzen, denn er sei als Vater des Ermordeten Kläger gewesen, und es widerstreite den gemeinen Rechtsgrundsätzen, daß der Kläger und der Richter Eine Person sei. Zudem trage die ganze erstmalige Verhandlung den Charakter der Ueberstürzung an sich, wozu eben das Bestreben des Vogtes, sich zu rächen, den vornehmsten Anlaß gegeben habe. Demnach sei schon aus diesen Gründen das von dem Vogt gefällte Urtheil ungültig.

Die Schöppen, die mit diesen Worten selbst auch einen indirekten Verweis für ihr ungesetzliches Verfahren erhielten, machten verdrießliche Gesichter; doch der Anwalt, hiedurch unbeirrt, fuhr fort:

Müßte also schon nach dem Angeführten eine neue Untersuchung über die Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten angestellt werden, so sei jetzt vollends nach dem neuesten Stand der Dinge geradezu die ganze frühere Verhandlung für null und nichtig zu erklären, nachdem sich durch Ermittlung des wahren Thäters die Unschuld des Verurtheilten glänzend herausgestellt —

Hier erbleichten mehrere Schöppen, Alle waren auf's Höchste betroffen; ein unaufhaltsames und immer lauter werdendes Gemurmel der Zuhörer verlangte die Nennung des Thäters unter allen Zeichen des Erstaunens und der Betretenheit. Der Anwalt winkte um Ruhe mit der Hand und sprach dann weiter:

Er habe vollgültige Beweise in der Hand für das, was er bisher vorgetragen, und er werde nicht ermangeln, solche der hochachtbaren Versammlung vorzulegen. Zuvor jedoch müsse er über den ganzen Fall gemäß den neuesten Erkundigungen einige nothwendige Aufklärungen geben. Der todtgefundene Sohn des Vogts nämlich sei nicht in räuberischer Absicht angefallen und erschlagen worden, vielmehr habe derselbe — wie gleichfalls durch Zeugniß zu belegen sei — seinen Angreifer gereizt und sei in Folge dessen in der Leidenschaft niedergeschlagen worden. Auch

habe sich durch Nachforschungen ergeben, daß der Ermordete das erweislich von ihm mitgeführte Geld zur Zeit, da der Tod ihn getroffen, schon nicht mehr bei sich gehabt, sondern dasselbe zuvor im letzten Dorfe in der Nacht bei lustigen Gesellen durchgebracht habe, daß er darauf trunkener Weise heimgegangen sei, als in welchem Zustande seine bekannte Händelsucht ihn wohl getrieben habe, einen ihm Begegnenden zum Zorn zu reizen. Demnach müsse auch bei dem wahren Thäter ein milderer Fall angenommen werden. Doch damit sei seine, des Anwalts, Pflicht noch nicht erfüllt; er habe noch die weitere und schwerere, den Vogt im Namen des erlauchten Grafen von Würtemberg anzuklagen —

Hier wieder Unruhe und verwirrtes Gemurmel unter der Zuhörerschaft. Der Vogt saß unbeweglich auf seinem Stuhle, den Blick starr auf den Anwalt gerichtet, der also fortfuhr:

Auch hier wolle er, ehe er die Beweise liefere, zuerst angeben, wessen der Vogt beschuldigt sei, und zwar:

Für's Erste habe benannter Vogt vor zwanzig Jahren seine Schwester Veronika als deren Vormund wider ihren Willen und wider sein Gewissen an einen liederlichen Mann verehelicht.

Für's Zweite habe derselbige Vogt benannter seiner Schwester, da selbige sich über die Mißhandlungen von ihrem Manne bei ihm beschweret, ein tödtlich Pulver gegeben, so sie ihrem Manne sollt' unter das Getränk mischen; als welches sie auch gethan, und sei also ihr Eheherr durch ihre und benannten Vogts, ihres Bruders, Schuld unnatürlicher und ruchloser Weise umgekommen.

Für's Dritte habe derselbige Vogt benannte seine Schwester Veronika bei Nacht in ihrem eigenen Hause überfallen und sofort in den Thurm, „Hexenkäfig“ genannt, werfen lassen, allda dieselbige, nachdem sie eines Kindes genesen, solches Kind aus Verzweiflung habe erwürgt —

Die Menge gab alle Zeichen des Entsetzens und der furchtbarsten Aufregung; der Vogt, nunmehr in seiner ganzen Schlechtigkeit entlarvt, saß wie angedonnert auf seinem Stuhl und der kalte Schweiß troff ihm von der Stirne. Der unerbittliche Rechtsgelehrte machte immer noch weiter:

Zum Vierten habe derselbige Vogt eine andere Frauensperson, vulgo Annaliese genannt, so um sein und seiner Schwester Verbrechen, doch nicht um seiner Schwester letztmaliges Schicksal gewußt, durch Androhung schwerer Rache zum Stillschweigen gebracht.

Zum Fünften habe derselbige Vogt nicht nur nicht, wie es einem christlichen Vater und Gemeindevorstand gezieme, seinen Sohn Lorenz zu einem ordentlichen Menschen und Christen erzogen, sondern er habe im Gegentheil demselben alle schlechten Streiche nachgesehen, ja ihn noch zu solchen angehalten, woraus für Viele unmäßig Herzeleid erwachsen. Ja er habe benannten seinen Sohn Lorenz, wie selbiger in trunkenem Zustande gerühmt, eigens und expresse vermahnt, daß er solle der Annaliesen ihrer Tochter Katharina, wo er anders könnte, an ihrer Ehr' und Reputation Schaden thun, als aus was Ursach' benannter sein Sohn letztlich durch gewaltthätige Hand sei des Lebens beraubt worden. Und habe somit derselbige Vogt auch seines Sohnes Ermordung gutentheils selbst zu verantworten.

Zum Sechsten endlich habe derselbige Vogt neuerdings benannte Annaliese, da sie ihm mit Verrath seiner Schändlichkeiten gedroht, unter Inculsation der Hexerei und schwarzen Kunst gefangen setzen, und damit sie fürder schweigsam würde, auf abscheuliche Weise im Kerker erschlagen lassen. —

Nach diesen Anklägen hielt der Anwalt einen Augenblick an. Nun erhob sich aber unter der Menge, welche gegen das Ende seines Vortrags wieder ruhiger geworden war, auf's Neue ein so ungestümer Ruf nach „Beweis“ und „Gerechtigkeit“, daß Herr Burkhard als Vorsitzender sich erheben und bei schwerer Strafe Stille gebieten mußte. Sobald diese eingetreten war, begann der Rechtsgelehrte abermals:

„Die hochachtbare Versammlung fordert Beweise für die von mir erhobenen Anschuldigungen; wohlan ich will sie liefern.“

Auf einen Wink Herrn Burkhards von Gaisburg öffnete sich eine Seitenthüre, und ein junger Mann wurde von zwei Bewaffneten hereingeführt.

Aloys Baumbacher, denn er war es, ward von dem Anwalt darüber befragt, was er in Betreff des vor einigen Tagen geschehenen Mordes beizubringen habe, worauf er folgende Angaben machte: Er sei an dem Morgen, an welchem die Leiche gefunden worden, nach seiner Gewohnheit vor Tagesanbruch von Hause aufgebrochen, um sich nach H. an seine Arbeit zu begeben. Da sei auf dem Berge drüben Lorenz halbbetrunken auf ihn gestoßen; der habe ihn übel behandeln wollen, habe ihn zumal um seiner Verlobten willen gehöhnt und gesagt, er wolle ihm seine Liebe gesegnen. Und wie drauf er, Aloys, den Lorenz gewarnt, er möchte seiner Zunge Acht haben, wofern er nicht sich selber Ungelegenheiten zuziehen wollte, da habe der Bube gelacht und geantwortet, wie er ihn, den Maurersbuben, nicht fürchte, und wie sein Vater, der Vogt, ihm leichtlich wider solch' Gesindel würde Rath schaffen. Ob solchen und andern frechen Reden ergrimmt habe er, Aloys, seinen Hammer gepackt, und da Jener, sein Unglück ahnend, bergab geeilt, sei er ihm nachgesprungen. Lorenz sei gestolpert und gefallen, so habe er ihn erreicht, und nicht wissend noch bedenkend, was er thue, habe er ihm mit dem Hammer den Schädel eingeschlagen, damit seine Verlobte nunmehr vor dem frechen Gesellen sicher wäre. Darauf sei er, vom bösen Gewissen getrieben, hinweggerannt, da sei ein Weib zu ihm gestoßen, die habe ihm gesagt, sie habe die ganze Sache mitangehört und mitangesehen, wisse auch, daß er gereizt worden, und wolle für ihn zeugen; sie sei vor dem Vogt entflohen und werde nun an ihm Rache nehmen. Mit diesem Weibe habe er sich in den Wäldern umgetrieben, ohne zu erfahren, was man im Städtchen zu der Mordthat sage. Erst am Abend vor der Hinrichtung habe man ihm hinterbracht, daß sein künftiger Schwager Ulrich um seinetwillen sei gefangen gesetzt und gefoltert worden und den Henkerstod erleiden sollte. Darauf habe er sich selbst ausliefern wollen, aber

das Weib habe ihn zurückgehalten und ihm verheißen, daß seinem Schwager weiter kein Haar mehr gekrümmt werden dürfe.

Weiterhin erzählte er nun das Zusammentreffen der Veronika mit Herrn Burkhard, wie er sofort dem Ritter sich als den Thäter zu erkennen gegeben und nun um eine gnädige Bestrafung bitte.

Das hierauf mit dem Gefangenen angestellte Spezialverhör ergab keine neuen Punkte und diente im Wesentlichen nur zur Bestätigung des von ihm und schon zuvor von dem Anwalt angegebenen Thatbestandes. Aloys durfte daher bald bis auf Weiteres abtreten, um der Hauptzeugin, Veronika, Platz zu machen. Aller Augen waren unverwandt und in größter Spannung auf die Thür gerichtet, durch welche dieselbe eintreten sollte. Sie war doppelt merkwürdig, einmal darum, weil man sie halb und halb wie eine von den Todten Auferstandene betrachtete, und weiterhin darum, weil sie mit ihrem Zeugniß in der ganzen Sache eigentlich den Ausschlag geben mußte.

Die Thür ging auf, und heraus trat Veronika, uns schon bekannt, eine bleiche, bis zum Skelett abgemagerte Gestalt mit weißgrauen, spärlichen Haaren, in der Linken ein kleines Kästchen tragend. Ihr folgten zwei Männer, nicht sowohl um sie zu bewachen, als um im Nothfall sie vor dem Umsinken zu bewahren. Doch das war eine unnöthige Besorgniß; denn die Festigkeit und Sicherheit, mit welcher die frühgealterte Greisin, das Auge vor sich zu Boden geheftet, einherschritt, schien die Last der Jahre, welche sie niederbeugte, Lügen strafen zu wollen. In der Mitte der Versammlung angelangt, hielt sie stille und schlug die Augen auf, um forschende Blicke auf die anwesenden Personen zu werfen. Plötzlich trafen dieselben einen besonders wichtigen Gegenstand, den Vogt, welcher, sobald er sie erschaut hatte, alle Hoffnung auf Rettung verloren gebend, bewegungslos und mehr einem Todten als einem Lebendigen ähnlich auf seinem Stuhle saß. Die Versammlung, durch welche sich beim ersten Erscheinen das Geflüster: „Sie ist's! Sie ist's!" hingezogen hatte, schwieg erwartungsvoll, als nun die Alte hastig auf den Angeklagten zuschritt, in geringer Entfernung vor ihm, der nicht aufzublicken wagte, stehen blieb, ihn mit den halberloschenen Augen, deren Glanz auf einen Augenblick in unheimlichem Feuer aufleuchtete, höhnisch und mit dem Ausdruck endlich befriedigter Rache maß, und mit jener heiseren, kreischenden Stimme, welche schon Herr Burkhard vernommen hatte, dem Vogte zurief:

„Schön, daß ich dich noch auf dieser Welt antreffe, Brüderchen, ich habe dir noch meinen letzten Willen zu hinterlassen, ehe denn ich zur Ruhe komme."

Sie lachte kurz abgebrochen auf, schwieg dann und fixirte den Elenden eine Weile, wie um zu beobachten, welchen Eindruck ihre Worte auf denselben machten. Auf einmal stellte sie mit einer raschen Bewegung das Kästchen, das sie trug, vor ihn nieder, kniete zu demselben hin und löste den Deckel von demselben ab. Die Nächststehenden erblickten mit Schaudern die letzten Ueberreste von den vermoderten Gebeinen einer Kindsleiche.

„Die Augen auf, Vogt!" rief die Alte wieder. „Da schau, dein Vetterchen, mein Kind sucht dich heim! Sieh' doch, wie es dich anlächelt!"

Und wieder folgte dasselbe Lachen des Wahnsinns. Der Vogt blickte starr vor sich hin, ohne das Kästchen anzusehen, dessen Inhalt sein böses Gewissen wie mit Folterqualen zerfleischen mußte. Die Alte rüttelte ihn auf.

„Mein Kind, hörst du, Vogt!" begann sie auf's Neue. „Dem armen Tröpfchen ist's schon lange nicht so wohl gewesen wie heute, an Gottes freier Luft. — Ha, ha! Dem sieht's kein Mensch an, daß es zwanzig Jahr' alt ist!" — abermals jenes unheimliche Lachen — „Gelt, Vogt, wir sind alt geworden, du und dein Schwesterchen, dein Herzblatt! Ja, ja, wir haben uns alt gemacht! — Hörst du, Vogt, was die Auferstandenen predigen, die ihre Gräber verlassen, daß sie Fluch bringen den Mördern und Uebelthätern?"

Auf einen Wink Herrn Burkhards wollten die Begleiter Veronika's sie sachte von dem Angeklagten wegbringen. Aber die Alte blieb unbeweglich.

„Laßt mich!" schrie sie zurück. „Mein End' ist nahe, so muß ich mein Haus bestellen und für mein Kind sorgen. — Das merke dir, Vogt, wenn ich sterbe, so nimm mein Kind zu dir und gib ihm ein weicher' Bettlein; denn bisher hat's kalt und rauh geschlummert in seiner Gruft und ist mager geworden, das arme liebe Tröpfchen!"

Sie schwieg erschöpft nach diesen Worten und kniete wieder zu dem Kästchen nieder. Doch alsbald sprang sie von Neuem auf, wie von einem jähen Gedanken durchzuckt; ihr Gesicht wurde bläßer, fahler, ihre Augen glühten, wie sie, die knöcherne Hand gegen den Vogt ausstreckend, mit herzerschütternder Stimme rief:

„Du hast mich gemordet, Vogt, du hast mein Kind mich morden lassen, du hast die Annaliese erschlagen, du hast deines Sohnes Tod verschuldet, den er reichlich verdient hat mit seinem heillosen Lebenswandel. Du hast gemordet, Vogt, und hast noch mehr morden wollen. An deiner Hand klebt Blut, frisch Blut! Fluch dir, du Mörder unseres Leibes! Fluch dir und ewige Pein, du Mörder unserer Seelen! Verdirb nun in dem Fluche, den du selbst auf dich herabbeschworen hast!"

Noch einmal hielt sie inne, aber nur auf kurze Zeit; dann fuhr sie fort, indem sie sich näher zu ihm hinneigte, und ihm, wiewohl laut und Allen hörbar, in's Ohr sagte:

„Vogt, drüben warten wir auf dich, der Gerichtsbeisitzer, Annaliese und ich, da sollst du tanzen lernen, heisa! Und deine Veronika, dein Herzblatt, wird dir aufspielen, daß dirs warm werden soll — und — dann — o mein Kind — Fluch! — Fluch!"

Die Alte sank um, aufgerieben von der fürchterlichen Aufregung, und wurde von ihren Begleitern hinweggetragen. Der Arzt, Meister Blasius, welcher, selbst anwesend, sie augenblicklich untersuchte, erklärte, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben habe, worauf man sie in ein ihrer Familie befreundetes Nachbarhaus schaffte und zu Bette brachte.

Die Verhandlung nahm indessen ihren Gang weiter. Der Anwalt hatte zwar nunmehr seine Hauptzeugin verloren, aber er wußte sich zu helfen; er war nämlich

vorsichtig genug gewesen, schon vor dem Beginn der öffentlichen Gerichtsverhandlung mit Veronika in Anwesenheit der gesetzlich erforderlichen Zeugen ein Privatverhör vorzunehmen und alle Aussagen der Alten zu protokolliren. Dieses Aktenstück wurde sofort verlesen und durch die mündlichen Erklärungen der betreffenden Zeugen erhärtet; so war der Anwalt im Stande, für alle seine Anklagepunkte überzeugende Beweise beizubringen. Damit schloß die eigentliche Verhandlung.

Auf den Antrag des Anwalts hin fällten die Schöppen nach vorhergegangener Berathung folgende Urtheile:

Ulrich sollte alsbald in ehrenvollster Weise auf freien Fuß gesetzt und als unschuldig und in jeder Beziehung tadellos öffentlich erklärt werden;

Aloys Baumbacher, in Anbetracht daß er den Todtschlag in der Leidenschaft verübt, auch ihn selbst eingestanden habe, sollte zu mehrjähriger strenger Kerkerhaft verurtheilt werden;

über die alte Veronika sollte einstweilen Nichts beschlossen, sondern erst ihr weiteres Befinden abgewartet werden;

der Vogt endlich, als mehrfacher Mörder und Verbrecher, sollte nach dem Weg Rechtens seine Thaten mit dem Leben büßen und wurde zum Rade verurtheilt.

Wie Meister Blasius vorausgesagt hatte, starb die vielgeprüfte Veronika wenige Stunden nachdem sie aus dem Rathsaal entfernt worden war. Auch ihr Bruder, der Vogt, entging seiner barbarischen, aber wohl verdienten Strafe dadurch, daß er im Gefängniß sich selbst entleibte.

Aloys Baumbacher, für welchen sich die ganze Gemeinde verwendete, weil er vor der Blutthat immer einen guten Leumund gehabt hatte, wurde völlig begnadigt von dem Grafen, bei welchem namentlich auch Herr Burkhard von Gaisburg ein gutes Wort für ihn einlegte. Doch ward ihm zur Bedingung gemacht, daß er aus dem Städtchen hinwegziehen müsse, wo das Andenken an seine That ihn manchen Widerwärtigkeiten aussetzen könnte. Das that er denn auch schon nach eigenem Wunsche und zog in die Ferne, begleitet von seiner Katharina und seinem Schwager Ulrich, der durch die ausgestandene Tortur für alle Zeit zur Leibesarbeit untüchtig gemacht worden war, ja auch am Geiste nothgelitten hatte.

Erst nachdem diese kleine Familie das Städtchen verlassen hatte, sprach sich Meister Blasius darüber aus, wie aus den Aeußerungen Veronika's zu entnehmen gewesen, daß auch Annaliese an der Ermordung des Gerichtsbeisitzers Theil gehabt habe, und so erschien das herbe Loos beider Frauen als eine zwar schwere, aber gerechte Vergeltung ihrer Schuld.

Die Frau des Vogts überlebte diese Schreckenstage, und widmete, allgemein bemitleidet, den Rest ihres Lebens unabläßigen Gebeten für die Ruhe der Seelen ihrer Angehörigen, wie sie denn auch ihr ganzes ansehnliches Vermögen theils sogleich der Kirche übermachte, theils derselben bestimmte, damit solche aus dem unerschöpflichen Schatz der Gnade, der ihr anvertraut wäre, Vergebung für die Gerichteten gewähren möchte. An der Stelle, wo ihren Lorenz sein Geschick ereilt hatte, ließ sie in ein daselbst befindliches Mäuerchen eine weiße Gedenktafel einfügen, die noch jetzt als das „weiße Tafele“ zu sehen ist. Die Geister der Gemordeten wie ihrer Mörder sind wohl längst versöhnt, die Sage aber lebt im Munde des Volkes, und wie das „Hexenkäfig“ als Ruine noch an jene finstern Zeiten gemahnt, wo unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit und der Gottesfurcht abscheuliche Verbrechen verübt wurden, so ruft das weithin sichtbare „weiße Täfele“, ein unverwüstlicher Zeuge von Verbrechen und Sühne, noch heute jedem Vorübergehenden die Warnung in's Herz: Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses!

Der Ernoult-Pfirsich.

(Taf. 4.)

Wem von unsern lieben Lesern sollten nicht die Pfirsiche bekannt sein, gleichviel ob sie in Gegenden wohnen, wo dieselben im Freien gedeihen, oder wo sie wegen ungünstiger Verhältnisse des Klima's in besonderen Treibereien gezogen werden müssen; und wem sind nicht ebenso die Mandeln bekannt, jene wohlschmeckenden Kerne, die entweder roh verspeist, bei weitem mehr aber zu allerlei Backwerk verwendet werden? Wer nicht mit den Pflanzenfamilien näher bekannt ist, der könnte leicht fragen, wozu diese Gegenüberstellung der genannten zwei Früchte hier gemacht werde, da sie einander doch so sehr unähnlich sind. Betrachten wir die Sache doch etwas näher, so werden wir finden, daß im Gegentheile eine sehr große Aehnlichkeit zwischen beiden ist, so daß die Bäume, welche diese Früchte tragen, leicht für ein und dasselbe angesehen werden können, denn das Wachsthum, die Blätter, die lieblich rothen Blüthen sind einander außerordentlich ähnlich, in den Früchten allein besteht die Verschiedenheit: der Pfirsich hat ein köstliches saftiges Fleisch, welches den in einer Steinhülle eingeschlossenen öligen Samenkern umschließt, während der ebenso beschaffene Mandelkern eine ungenießbare magere Umhüllung hat. Beide Arten sind wirkliche Geschwister, der Botaniker benennt sie auch mit dem nämlichen Arten-Namen „Amygdalus“, und zwar nennt er die Pfirsiche Amygdalus persica, und die Mandel Amygdalus communis. Beide Arten können auch auf einander gepfropft werden, und wird diese Veredlungsweise in manchen Gegenden zum Zwecke der Treiberei vorzugsweise angewandt, um dem zärtlichen Pfirsich durch den Wurzelstock der Mandel eine größere Triebkraft und Fruchtbarkeit zu verschaffen.

Von den Mandeln, von welchen nur der Kern verwendet wird, hat man nur wenige Arten, von den Pfirsichen aber, bei welchen das saftige Fleisch die Hauptsache bildet, hat man sehr viele Varietäten, die sich durch Form, Farbe, Geschmack, Größe, frühere oder spätere Reifzeit 2c. unterscheiden. Außer den vielen schon vorhandenen Varietäten



1860. 4.

werden immer wieder neue mittelst Samenaussaat erzogen, die von den Obstfreunden mit Freuden in ihre Sammlungen aufgenommen werden, theils weil sie besser sind als die schon vorhandenen, theils aber auch nur weil sie — anders sind.

Die beiliegende Tafel zeigt die Abbildung einer wirklich ausgezeichneten Varietät, welche in Jodoigne in Belgien von einem Herrn Ernoult erzogen wurde, von welchem sie auch den Namen trägt. Sie zeichnet sich durch ihre Größe, schöne Farbe, und reichliche Tragbarkeit aus, und kann in Gegenden, in welchen der Pfirsich im Freien wächst, am besten als Spalierbaum an einer Mauer gezogen werden.

W. Neubert.

Ein Zufluchtshaus in London.

Wenn einige unserer Leser schon spät in der Nacht zu London durch die Straßen gegangen sind, so brauchen wir ihnen nicht jene traurigen Gestalten zu beschreiben, welche ausgestreckt auf Hausschwellen oder unter Brückenbögen sich dem Schlafe überlassen. Es ist Winter. Bereits sind die Bettler und die vorgeblichen Krüppel von der Straße verschwunden. Die Unglücklichen, welche jetzt die schweigende Stadt allein oder in Gruppen von zwei und drei noch durchziehen, bilden eine besondere Klasse, welche selten bettelt und noch seltener zu stehlen sucht, — Gruppen, deren tiefes Elend zuweilen selbst der Polizei, welche diese unter dem Namen Obdachloser bekannte Bevölkerung vertreiben soll, Mitleid einflößt.

Wollt ihr sehen, wie diese Wesen leben und leiden? Verweilt eine Stunde mit uns in dem Zufluchtshause in Field-Lane . . . eine Stunde reicht aus, jene Philanthropen zurechtzuweisen, welche behaupten, das System der Arbeitshäuser und Kirchspiel-Vereine genüge zur Abhülfe für alles Unglück der Armen.

Wir durchschreiten eines jener schmutzigen, gewöhnlich lärmenden Stadtviertel, wo die Bewohner sich in engen, verfallenen Behausungen zusammendrängen. Mitten unter diesen Trümmern erblickt man zerlumpte Kinder, die sich nur ihren Bewegungen nach von den Kothhaufen unterscheiden lassen, wo sie Küchenabfälle, einen halbabgenagten Knochen, oder wohl Zeugfetzen, die sie bei dem Lumpensammler gegen ein Stück Brod vertauschen können, aufsuchen. Gehen wir ein wenig weiter, und wir gelangen zu einem Platz, wo sich das Haus des durch Fielding und Ainsworth verherrlichten Räubers Jonathan Wild befand und jetzt sich ein großes, weißgetünchtes Gebäude erhebt. Im Innern desselben blinken mehrere Lichter, wodurch es sich gleich von Anfang vor allen umliegenden Häusern auszeichnet, in welchen selten ein Lichtstrahl durch die Papierscheiben dringt. Es ist unnöthig, euch zu sagen: „hier ist das Zufluchtshaus!“ denn ehe die Nacht völlig hereinbricht, beginnen die Unglücklichen, welche dort um ein Obdach flehen wollen, vor der Thüre sich zu sammeln, auf welche sie einen Blick heften, der nur noch von der Barmherzigkeit etwas zu hoffen scheint.

In dem Maße, als die Nacht vorrückt, tauchen aus allen Straßen und Gassen Greise von sechzig bis siebzig Jahren, Knaben, selbst Kinder auf, alle in der Livrée des Mangels. Von Regen durchnäßt, von Müdigkeit erschöpft, setzen sich diese schwachen Wesen auf eine abhängige Stelle am Boden, ein Stillschweigen beobachtend, das ergreifender ist als die lautesten Klagen, oder wenn sie sprechen, geschieht es so leise, so leise, daß es scheint, Noth und Leiden haben den Ton ihrer Stimme erstickt. Mit demüthiger Scheu weichen sie der geringen Zahl der Vorübergehenden aus, welchen man in diesem Quartier begegnet. Allmälig zählt man bis auf hundert Personen, und das Stillschweigen wird endlich durch Anfälle von Husten unterbrochen, welcher sich von der kranken Brust losmacht, Anfälle von hektischem Husten, Anfälle von erstickendem Keuchhusten. Die also angewachsene Gruppe ist aus allen Parias der Hauptstadt zusammengesetzt: Taglöhnern, den ganzen Sommer ohne Arbeit geblieben; Genesenen, aus dem Hospital kommend, aber noch zu schwach, um ein Handwerkszeug zu führen; Gebrechlichen mit weißen Haaren; verlassenen Waisen und kleinen Gassenkehrern, die schon alle Grade der Entblößung durchgemacht haben; kurz, Vagabunden ohne Feuer und Obdach, welche jahrelang gegen Elend und Versuchungen des Lasters kämpfen, vielleicht theilweise ihm schon unterlegen sind, bis sie eines Tags gleich dem verendenden Wilde in ein Loch kriechen, um daselbst zu sterben, in dem Leichenhause des Kirchspiels achtundvierzig Stunden lang mit der aufgehefteten Inschrift „unbekannt“ ausgesetzt, und hernach dem Messer eines Anatomen überlassen werden.

„Warum,“ fragt vielleicht der Leser, „gehen diese Leute nicht in das Arbeitshaus?“ Die Frage ist ohne Zweifel ganz am Platze, aber um eine entsprechende Antwort zu geben, müßte man hier alle die groben Fehler eines Work-house aufdecken, — die unbarmherzige Strenge, womit man die, welche dort Zutritt finden, behandelt, den unüberwindlichen Widerwillen, welchen der Nothleidende mit einem Wort gegen solche Asyle empfindet. Das ist hier nicht unser Zweck: wir haben nicht mit jenen Unglücklichen zu rechten, welche wir vor dem Zufluchtshause versammelt finden. Es sind ihrer jetzt wenigstens hundert; die Thür geht auf und bleibt offen, bis dreihundert Unglückliche die dreihundert Lagerstätten gefüllt haben, welche in dem Hospital enthalten sind. . . . Aber dieselben sind ohne Zweifel bereits besetzt, denn die Thür wird geschlossen und öffnet sich nicht mehr für diejenigen, welche später noch kommen.

Mit den Eingetretenen zugelassen, bringen wir eine Stunde unter ihnen zu, in der Stimmung, sie zu beklagen, und am aufrichtigsten die Kinder, welche ach! beinahe die Hälfte derselben bilden. Fragen wir die ersten, die sich uns darbieten, und lassen wir sie selbst ihre Leidensgeschichte erzählen.

Da sind vier Knaben, wahre Kinder, denn der älteste ist noch nicht vierzehn Jahre alt. Alle vier sind Waisen, ohne Familie, ohne Freunde, ohne Herd und ohne Hülfsmittel. Allein in dieser ungeheuren Welt! Der eine trägt verflickte Hosen von grober Leinwand und die Reste eines

Von Marburg als **Universität** ist nicht viel zu sagen, denn als solche spielte die Stadt nie eine besonders hervorragende Rolle. Allerdings war sie die erste **protestantische** Universität, und ihr Stifter, Philipp der Großmüthige, (die Gründung geschah anno 1525, und die Bestätigung durch den Kaiser anno 1541,) nannte sie das edelste Kleinod seines Landes; allein die anno 1607 erfolgte Gründung der **Trutz-Universität Giessen** (als katholische Akademie) und die damit verbundene Theilung der akademischen Güter — sogar die Bibliothek mußte getheilt werden, und man nahm die Theilung so barbarisch-wörtlich, daß man die einzelnen Werke total zerriß und z. B. von einem Buche, das 16 Bände hatte, die ersten 8 Bände Giessen und die letzten 8 Marburg zuschob — war für die Entwicklung dieser Universität ein solches Hemmniß, daß sie stets nur zum zweiten oder gar dritten Rang zu zählen war, über welchen sie sich auch bis jetzt nicht erhoben hat, trotz einiger berühmter Professoren, wie in neuester Zeit Vangerow, Savigny, Grimm, und früher Chr. **Wolff**, der, 1723 von Berlin vertrieben, hier eine sichere Zuflucht fand.

Weit berühmter, ja man darf sagen weltberühmt, (wenigstens in der katholischen Menschheit) ist Marburg durch **das Grab der heiligen Elisabeth**, und durch den wahrhaft prachtvollen, im reinsten Styl erbauten altgothischen **Dom**, der sich über ihrem Grabe wölbt, und noch jetzt nach einem Verlauf von sechshundert Jahren so frisch aussieht, als wäre er eben erst aus der Hand der Steinmetzen hervorgegangen. — Elisabeth, diese „Zier der deutschen Frauen", wie sie ein späterer Dichter nennt, war anno 1207 als die Tochter des mächtigen Königs Andreas von Ungarn geboren und schon als zweijähriges Kind dem damals zehnjährigen Söhnlein des Landgrafen Herrmann von Thüringen, Ludwig, verlobt worden. Anno 1221 ward die Ehe vollzogen, aber ihre Dauer war keine lange, denn schon im Jahr 1227 erlag Ludwig bei einem italischen Feldzuge des Kaisers Friedrich zu Otranto einem bösartigen Fieber. Die junge Wittwe, obschon ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und umschwärmt von adelichen Herren, die nach ihrer Hand begehrten, konnte sich zu keiner neuen Heirath entschließen, sondern beschloß, ihr übriges Leben der leidenden Menschheit zu weihen, denn — sie war ein Engel an Güte, Wohlwollen und Demuth. Darum gründete sie ein Spital in Marburg, und bezog dieses mit ihrem strengen und finstern Beichtvater, dem alten Mönch Conrad von Marburg, dessen wir als eines eifrigen Ketzerverfolgers oben schon erwähnt haben, statt auf dem Schlosse oben, welches ihr als Wittwensitz angewiesen war, zu residiren. Ihr Leben war von nun an eine Reihe von Entsagungen, denn nicht nur weihte sie ihre Thätigkeit nur allein der Pflege der Siechen und Armen, nicht nur unterzog sie sich selbst der Wartung der Aussätzigen und Pestkranken, sondern sie legte auch ihrem zarten Körper der Fasten, Kasteiungen und Geißelungen fast mehr auf, als er ertragen konnte. So ward sie zwar mit jedem Jahre hinfälliger und hinfälliger, aber dagegen auch schon zu Lebzeiten als eine Heilige verehrt, und als sie sofort im Jahr 1231 der allzu großen Last, welche sie sich aufgebürdet hatte, erlag, so darf es uns nicht wundern, wenn an ihrem Grabe, zu dem bald die Armen und Kranken von Nah und Fern wallfahrteten, Wunder über Wunder geschahen. Den Ruf dieser Wunder zu vermehren, gab sich der deutsche Orden, welchem Elisabeth das von ihr gegründete Spital nebst vielen andern Gütern vermachte, alle Mühe, und noch mehr trug Papst Gregor IX. hiezu bei, indem er die so früh Verstorbene schon im Jahr 1235 unter die Zahl der Heiligen versetzte. Nunmehr begannen die Deutschordensritter den Bau der mächtigen Kirche, welche den Namen der Heiligen führen und worin ihre Gebeine ruhen sollten. Von 1235 bis zum Jahre 1283, also 48 volle Jahre lang, währte der Bau, aber er wurde auch ein so herrlicher Gottestempel, daß nur wenige seines Gleichen in der Christenheit zu finden sind. Man verschrieb mit großen Kosten die besten Steinmetzen zum Theil von weiter Ferne, und obwohl der Name des Erbauers sich der Nachwelt nicht erhalten hat, so muß es doch ein Mann von besonderem Geschick und mehr als gewöhnlichem Genie gewesen sein, wie der Augenschein zeigt. Nur die härtesten Steine und nur die bestbehauenen Quader wurden zu der Kirche verwendet, und die wunderschönen Doppelthürme, zwischen welchen das großartige Portal in das Innere führt, ragen so stolz und kühn in die Lüfte hinauf, daß man glauben muß, Der, welcher ihren Riß entwarf, müsse nicht minder stolzen und kühnen Geistes gewesen sein. Bis zur ersten Gallerie viereckig und mit vielen Pfeilern und Eckthürmchen versehen, nehmen sie bis zur zweiten Gallerie die Gestalt achteckiger Pyramiden an, und spitzen sich dann bis zum Knaufe rund zu. Jeder Thurm ist 303 Fuß hoch, und der zur Rechten trägt oben auf seiner Spitze das Standbild des heiligen Georg mit gezücktem Schwerte, der zur Linken aber einen mächtigen Stern, eine sonst seltene Knaufzierde. Die durchbrochene Arbeit daran ist wahrhaft kunstreich, obwohl durchaus edel und einfach, und als Ganzes betrachtet glaubt man zwei „Säulen des Herrn" vor sich zu sehen, wie sie fast kein Tempel leicht aufweist. Eben so großartig, als der äußere Anblick der Kirche, ist der Eindruck, wenn man das Innere derselben betritt. Sie hat die Form eines Kreuzes, und ihr hohes Gewölbe ruht auf einer Doppelreihe von Säulen, deren Nischen mit Statuen von Heiligen geschmückt sind. Der prächtige, durch Bildschnitzelei ausgezeichnete Hochaltar befindet sich im Hauptchor; der Chor des rechten Kreuzarmes enthält dagegen zwei kleinere Altäre nebst herrlichen Grabsteinen und Monumenten vieler Landgrafen von Hessen, worunter besonders merkwürdig das Grabmal Wilhelms III., welcher als ein von Schlangen und sonstigem Gewürm zernagter Leichnam dargestellt ist. Der Chor des linken Kreuzarms dagegen zählt drei Altäre mit schönen Gemälden, zum Theil von Albrecht Dürer, und zugleich die kleine Grabkapelle, in welcher der Sarg der heiligen Elisabeth aufbewahrt wurde, weßwegen auch dieser Chor „der Elisabethchor" genannt wird. Es ist eine einfache Kapelle, aber die tiefeingetretenen Stufen zeugen von dem großen Andrang von Wallfahrern in früheren Zeiten, und noch heute muß es Jeden gar wundersam ergreifen, wenn er dieses

stille kleine Häuschen sich ansieht, an welchem der Empfang der heiligen Elisabeth durch den Weltheiland und die himmlischen Heerschaaren in den Hallen des Himmelsraums in halberhabener Arbeit bildlich dargestellt sind.

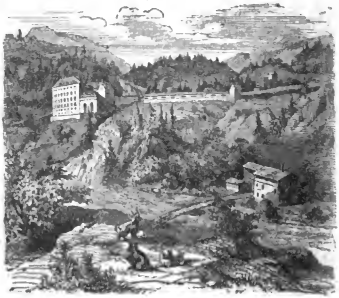
Schon im Jahr 1236 ward die Heilige hier feierlichst beigesetzt, und außer den Bischöfen von Hildesheim, Cöln und Prag, welche ihre Gebeine consecrirten, erschien auch der Kaiser Friedrich II., jener berühmteste der Hohenstaufen, um ihr eine goldene Krone und einen schwergoldenen Becher zu weihen, in welchem später ihr Schädel aufbewahrt wurde. Fast noch kostbarer war der Sarg, in welchem die Heilige ruhte, denn man hatte ihn nicht nur reich vergoldet und mit silbernen Schildereien fast überdeckt, sondern es zierten ihn auch eine Menge von kostbaren Perlen und nicht weniger als achthundert und vierundzwanzig Edelgesteine. Fast drei Jahrhunderte lang lag der Sarg unbelästigt, ein Gegenstand der tiefsten Verehrung und Anbetung für unzählige Gläubige; da kam die Reformation, und mit ihr die Wuth, „dem Aberglauben zu steuern", wie man es nannte. So ließ denn anno 1539 Landgraf Philipp, der Großmüthige, den kostbaren Schrein im Beisein vieler Fürsten, Grafen und Edlen herausnehmen und auf das Schloß bringen; die Gebeine der Heiligen aber ließ er von Neuem an einem andern „geheimen" Orte, den Niemand nennen durfte, bestatten und mit einem „gemeinen gemarkten Stein" bedecken, um den Wallfahrten ein Ende zu machen, die ihm seines neuen Glaubens wegen ein Gräuel waren. Später, anno 1546, kam der Sarg „mit seinen Kostbarkeiten" in die Festung Ziegenhain, damit er dort „desto sicherer" sei, und noch später nach Cassel, von wo aus ihn endlich die Marburger wieder zurückerhielten; aber — die goldene Krone wie der goldene Becher waren verschwunden, und statt der Edelsteine und ächten Perlen war unächtes, geringfügig Zeug an den Schrein befestigt worden. Darin bestand jene „Sicherung", wegen der man den Sarg geflüchtet hatte, und darin lag auch wohl der Hauptgrund, warum die „Wallfahrten" gewaltsam aufgehoben wurden!

Die Gebeine der heiligen Elisabeth sind wohl längst zu Staub und Asche vermodert (obwohl vor einigen Jahren ein Fund gethan wurde, von dem man glaubte, er beziehe sich auf diese Gebeine), auch von Wallfahrten in jene Kirche ist keine Rede mehr; aber die Elisabethenkirche selbst besteht fort in der alten Pracht, und der Name „Elisabeth" wird noch genannt werden, wenn auch dieser stolze Himmelsbau dem Loose alles Irdischen erlegen ist. Lebt dieser Name ja doch in den Herzen aller Marburger, und außerdem in manchem Denkzeichen, das ewig unvergänglich ist! Nennen wir in dieser Beziehung nur den Elisabethenbrunnen, vor dem Elisabethenthor, dessen herrliche Wasser noch immer eben so frisch und klar hervorquellen, als zu der Zeit, da die ungarische Königstochter die verpesteten Kleider der Siechen und Kranken darinnen wusch!

Dr. Gr.

Wildbad Gastein.

Die warmen Quellen Gasteins entspringen in den Salzburger-Alpen am Fuße des Graukogls, welcher meist nur aus Granit und Gneis besteht und eine Beimischung von großen Feldspath-Krystallen, graulichem Glimmer und etwas Quarz hat. Sechs an der Zahl dringen die Thermen an verschiedenen Stellen des Berges hervor und haben meistens 36 bis 38 Grad Wärme. Ihr Wasser ist farblos, ohne Geruch und Geschmack, und so durchsichtig, daß man auf dem Boden der Bade-Behältnisse die kleinsten Steinchen erkennt, und es verliert diese Reinheit selbst dann nicht, wenn es einige Tage steht. Die Hauptquelle soll in 24 Stunden über 70,000 Cubikfuß Wasser liefern, dessen von Alters her berühmte Heilkraft sich besonders bei allen Nervenleiden und bei solchen Krankheiten zeigt, die



Wildbad Gastein.

Folge geschwächter Lebensthätigkeit sind. — Wer den Weg nach Gastein von Salzburg aus nimmt, gelangt über den schauerlichen Klamm-Paß zuerst nach Hof-Gastein, der Filial-Bade-Anstalt des Wildbades, welche das Badewasser in hölzernen Röhren aus einer Entfernung von 4000 Klaftern empfängt. Dann steigt der Weg allmälig zu 3000 Fuß Meereshöhe hinan, bis sich die ersten Häuser der versteckt am Felsen und im Thale gelegenen Ortschaft Gastein zeigen. Die meisten Häuser scheinen an den Felsen nur angelehnt zu sein. Auch ist die ganze Schlucht zwischen dem fast 9000 Fuß hohen Graukogl und dem 6000 Fuß hohen Schneeberg kaum 600 Schritte breit und zum großen Theile von dem 600 Fuß hohen Wasserfall der Ache eingenommen, der durch seine Höhe, Mannigfaltigkeit und Wasserfülle den großartigsten Eindruck macht.





Messina.

(Taf. 5.)

Wenden wir uns von der schönen Hauptstadt Neapel, in der wir uns Seite 162 des vorigen Jahrgangs umgesehen, dem durch seine Naturschönheiten und die antike griechische Kunst so reich geschmückten Sicilien zu. Wir verlassen den großen Golf von Neapel, zwischen Capri und der Küste von Sorrent hinsteuernd, und eine kurze, durch den reinen blauen Himmel und die wechselnden malerischen Uferlandschaften so reizende Seereise führt uns dem Süden zu. In goldener Morgenbeleuchtung strahlen die rothen Felswände von Amalfi und Campanella, und während die prächtig grüne See schon etwas bewegter wird, zeigen sich noch, in weichen Tinten verschwimmend, die Gebirge des Golfs von Salerno. Den ergreifendsten Anblick auf dieser Ueberfahrt gewährt aber, zumal des Nachts, der Anblick des steil und kraterförmig aus dem Meere steigenden Vulkans Stromboli, dessen Ausbrüche, sich nach Pausen von acht Minuten wiederholend, dem Schiffer weithin als Leuchtfeuer dienen. Lipari zeigt seine sonnigen Städtchen, der Volkano die über seinen beiden Feuerbergen aufsteigende Rauchsäule, und bald erblicken wir südwärts das blaue Madonio-Gebirg (Nebrodi Montes) Siciliens, das stolz von dem 10,300 Fuß hohen Aetna überragt wird. Bald werden wir nun der äußersten Nordspitze der dreieckigen Insel, die im Alterthum auch Trinakria hieß, Capo di Gallo, gewahr, und am Cap di Faro öffnet sich die hier nur ⅛ Meile breite Straße von Messina, welche die Insel kaum von Calabrien trennt. Rechts, südlich vom Faro, an einer kleinen Bucht der Meeresenge liegt Messina, das sich von der Seeseite aus ganz prächtig präsentirt; hinter ihm erblicken wir die sicilianische Gebirgskette bis Taormina, links die reich mit Städten besetzte calabrische Gebirgskette. An der schmalsten Stelle der Meerenge, dem Cap Faro gegenüber, liegt Scylla, ein steiler, senkrecht aus der See aufsteigender Felsen an der Küste Calabriens, an dessen Fuß sich die Meeresströmungen brechen, dem Meeresstrudel Charybdis gegenüber, von welchem die Schriftsteller des Alterthums so grausenhafte Schilderungen machten. Bei dem heutigen Stande der Schifffahrt haben beide ihren Ruf verloren, wenn auch die Wellen bei der Durchfahrt etwas höher gehen und einige Vorsicht nöthig wird, wie wir an dem auf dem Radkasten stehenden Kapitän merken, der dem Steuermann seine Befehle gibt. Noch entfernt vom Hafen Messina's, sehen wir uns von einigen Kähnen begleitet, in denen uns eine ungeduldige Bettlerschaar entgegenfährt, um noch vor unserer Landung ein Almosen zu empfangen.

Messina liegt an dem Fuße prächtiger Gebirge, gegenüber von Reggio. Sichelförmig erstreckt sich eine Landzunge mit Festungswerken und Leuchtthurm in's Meer hinaus, und hinter einem Mastenwalde von Schiffen aller Nationen erhebt sich der wohl eine Meile lange bogenförmige Quai, die über vierzig Ellen breite und mit den schönsten Palastfragmenten umgebene Palazzata, und das thürmereiche Messina bis zu den Klöstern San Gregorio und Kapuccini. Im Hintergrunde erheben sich die gewaltigen Formen hoher, kühn gezackter Gebirge, der Peloro und die Nebroden mit ihren Klöstern und Kastellen. Der Anker sinkt, das Schiff wird von einem Heer von Barken umschwärmt, Offizianten der Polizei, Sanität und Douane kommen an Bord, und erst nach umständlichen und widerwärtigen Verhandlungen wird uns gestattet, die Landungsbarke zu betreten, in der uns stattliche, sonnverbrannte Matrosen an den Quai rudern.

Messina, nach Palermo der bedeutendste industrielle Platz Siciliens und Freihafen seit 1852, ist auch durch seine Citadelle und sechs Forts der wichtigste strategische Punkt der Insel. Die Einwohnerzahl Messina's beträgt 85,000.

Obgleich sich die, ursprünglich von der gebogenen Landzunge den Namen Zancle führende Stadt eines hohen Alterthums rühmt, hat sie von Alterthümern doch wenig aufzuweisen. Nach den punischen Kriegen in die Gewalt der Sarazenen gekommen, 1058 von Graf Roger genommen und geplündert, nach der sicilianischen Vesper von Karl von Anjou bedrängt, kam Messina unter Karl II. immer tiefer in Verfall, bis zuletzt das furchtbare Erdbeben von 1783, das auch Calabrien verwüstete, die Stadt in einen ungeheuren Trümmerhaufen verwandelte, aus dem sie sich nur langsam wieder erhob, nun aber doch breite schöne Straßen (il Corso, Strada Ferdinanda) mit eleganten Gewölben und viele interessante Gebäude hat, von welchen die Kathedrale, das Rathhaus, die Loggia (Börse), das große Hospital, das Theater, das Zeughaus und die Citadelle die sehenswerthesten sind. Die von Roger gegründete Kathedrale, die jenem furchtbaren Erdbeben in ihren Haupttheilen widerstand, ist mit Ornamenten überladen. Die antiken Säulen aus ägyptischem Granit, welche das Innere zieren, sollen von einem Neptunus-Tempel herstammen, und der berühmte Altar der „Sacra Lettera“ enthält einen Brief und eine Haarlocke der heiligen Jungfrau. Vor der Kathedrale steht eine Reiterstatue Karls II. und ein mit phantastischen Seethieren von der Hand Michel Angelo's gezierter, mit Ketten umgebener Brunnen. Von dem prächtigen Corso, der Messina in die See- und in die Hügelstadt theilt, führen viele kleine Straßen auf den Quai. Fast den höchsten Theil der Stadt nimmt das Kloster San Gregorio mit seinem hohen, spitzen Glockenthurm ein. Je höher man aber die an den Bergen liegenden Straßen hinansteigt, desto enger und schmutziger werden dieselben, bis man die großartigen Treppen der Klosterterrasse erreicht. Eine weite, unvergleichliche Fernsicht auf Land und Meer, aber die hohen Fenster des Klosters sind mit Brettern verschlagen, die nur von oben das Licht hereinlassen. — In dem schönen Klostergarten mit seinen dichten Orangen- und Citronenwäldchen soll Göthe das berühmte Lied der Mignon gedichtet haben: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?“

Besuchen wir, um auch die Bewohner kennen zu lernen, den von Menschen wimmelnden Quai, sodann einen der öffentlichen Gärten und eine der Vorstädte.

Noch in einer der Nebenstraßen gehend, vernehmen wir das Getöse des Marktes, der auf dem Quai gehalten

wird. Auf Tischen und auf dem reinlichen Lavapflaster sind Naturprodukte, Geräthschaften und Fabrikate aller Art ausgebreitet, zwischen welchen regsame Messineserinnen und Calabreserinnen umhergehen. Die Ersteren tragen schwarzseidene Mantillen, schwarze kokette Schleier, und in den reichen dunkeln Haaren eine Camelia oder Rose, die ihnen trefflich zu Gesichte steht. Ziemlich allgemein ist in den mittlern Ständen noch der Cendàl, ein großer, schwarzer, nur die Augen frei lassender, bis auf die Knöchel reichender Schleier von Wolle oder Seide, den die Linke mit zierlicher Gewandtheit unter dem Kinn zusammenfaßt und an die Brust drückt, wodurch sich das Gewand dem Körper, den Wuchs vortheilhaft hervorhebend, anschmiegt und einen Faltenwurf bildet, der dem an den Bildsäulen römischer Matronen gleicht. Die Frauen aus Calabrien tragen über den mit Nadeln zusammengehaltenen Haarflechten ein eigenthümlich gefaltetes Tuch, und sind außerdem an dem rothen, mit Bändern und Litzen verzierten Brustlatz zu erkennen. Die Männer haben meist die französische, alle Welt heimsuchende Tracht, und nur mitunter noch die Zipfelmütze, die kurze Sammtjacke, eine farbige Leibbinde und kurze Beinkleider. Bei kühlem Wetter wird der Carbonarimantel getragen, den sie malerisch über den Rücken zu werfen wissen. Am auffallendsten sind dem Fremden die Trachten der zahlreichen Ordensgeistlichen, dunkelbraune Kutten mit breitkrämpigen weißen Filzhüten, und noch mehr die langen schwarzen Gewänder mit Kapuzen und einem großen scharlachrothen Kreuz, worauf sich die langen pechschwarzen Bärte etwas unheimlich ausnehmen.

Ueberall begegnen wir Wagen mit Maulthieren und eigenthümlichen, mit großen braunen Stieren bespannten Karren, welche Orangen, Citronen &c. auf den Frucht- und Gemüsemarkt bringen, massive, ziemlich hohe Holzkästen auf zwei Rädern ohne Speichen aus ganzen Scheiben, mit einer spitz zulaufenden Gabel, auf welcher der die Stiere mit dem Stachelstabe antreibende Führer steht. Unsere jüngeren Leser würden hauptsächlich die kleinen Eselchen amüsiren, welche in komischen, muthwilligen Sprüngen um ihre mit Früchten beladenen Mütter herspringen und sich auf eine sehr possierliche Art gegen die kläffenden Hunde vertheidigen. Auf dem Markte sind Südfrüchte, große Kohlköpfe, Artischocken, Endivien, Schoten, Radieschen aufgestellt, am Hafenquai in Weidenkörben die verschiedensten Seeprodukte, Fische von sonderbarer Gestalt und prächtigen Farben, Krebse, Muscheln und Seespinnen.

In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer öffentlicher Garten, der mit Recht den Namen Flora führt, denn neben den schönsten Palmen, Caladien und Papyrus prangt er mit großblumigen Camellien und andern Blumen in Fülle, und an Sonn- und Feiertagen um 20 Uhr (gegen 2 Uhr) auch mit den schönsten Damen Messina's, deren herrliche Formen an ihre griechische Abkunft erinnern. Alt und Jung findet sich hier ein, um zu sehen und gesehen zu werden, aqua gelata zu trinken und den lustigen Piecen der Militärmusik zuzuhören. Wir finden hier Gelegenheit, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Volkes zu bewundern, dem eigentlich „jeder Tag ein Fest“ ist. Die Feinheit des geselligen Umgangs und die ganze Heiterkeit des Daseins muß auch den Fremden in die angenehmste Stimmung versetzen.

In den Vorstädten und auf den Höhen, wo viele Klöster, aber auch andere, weniger heilige Asyle sind, liegen kleine Casinos in Orangewäldchen und an den Höhen prächtige Lorbeerbäume, Johannisbrodbäume, Kastanien und kräftige Pinien, auch reichbebaute Aecker mit dichten Oleanderhecken. Was aber zu dem tropischen Aussehen namentlich der felsigen und sonnverbrannten Partien beiträgt, sind die riesenhaften Aloës- und Cactusstauden. Durch eine ärmliche Vorstadt und an den großen, sich schon aus der Ferne durch ihren Geruch ankündigenden Fabriken, in denen Essenzen und ätherische Oele bereitet werden, kommen wir in einige am Strande liegende Fischerdörfer, in welchen wir vor manchen Häusern die ganze Familie mit ihren Netzen beschäftigt finden. Die schöngewachsenen Gestalten und gebräunten, ausdrucksvollen Gesichter betrachtend, gehen wir zögernd vorüber. Etwas entfernter sehen wir in einer zwischen tiefen Sandfeldern liegenden Bucht die Fischer, auf Kähnen stehend oder im Wasser watend, ihre großen feingestrickten Netze an's Ufer ziehen, in welchen sie Fische und Muscheln der verschiedensten Art gefangen haben und nun in Schilfkörbe legen. Den Fremden reizt das eigenthümliche Schauspiel, und für weniges Geld erhält er einen Korb voll prächtiger Muscheln.

Es ist gewöhnlich, daß die Fremden hier vom Leuchtthurm aus das sich hier darbietende unvergleichliche Panorama betrachten. Die calabrische Küste mit dem nahen Reggio liegt vor uns ausgebreitet, die liparischen Inseln mit dem rauchenden Volcano, hinter uns das dunkelblaue jonische Meer. Die wunderbaren Lichtwirkungen der Abendsonne machen auf den Empfänglichen einen unvergeßlichen Eindruck, auch wenn ihm der Anblick der hier nicht seltenen Fata Morgana nicht zu Theil werden sollte.

K—d.

Ein Ritt nach Californien.

Das kann man einmal einen Ritt heißen! So etwa zweitausend englische Meilen, d. i. achthundert deutsche Stunden weit, im Sattel zuzubringen, stets unter freiem Himmel, ohne eine Stadt zu passiren, oder auch nur ein Dorf, ohne irgend Etwas, das wie ein gebahnter, gepflasterter oder chaussirter Weg aussieht, ja ohne ein Wirthshaus oder Herberge!

Wir waren unserer Sechs, ein Deutscher und fünf Amerikaner, und außer dem Reise- und Jagdvergnügen hatten wir noch einen kleinen Extrazweck, nämlich den, das Land ein bischen zu erforschen, welches zwischen Missouri und Arkansas einerseits und Californien und Oregon andererseits liegt. Soll doch dieses ungeheure Land in wenigen Jahrzehnten schon der Cultur eröffnet werden! Hat es doch einen unermeßlichen Vortheil, jetzt schon die besten Plätze, die nutzbringendsten Lagen kennen zu lernen!

So machten wir uns also von Westport aus — einem schnell aufblühenden Grenzstädtchen Missouri's, wo sich die Karawanen nach Santafé, sowie die Auswanderer nach Californien und Oregon zu sammeln pflegen, und wo man Alles findet, was man zu einer langen Binnenreise braucht, — auf den Weg, nachdem wir uns mit allem Nöthigen, als da sind Lebensmittel, wollene Decken, Reit- und Pack-Maulthiere u. s. w., versehen und die hiezu nöthige Bedienung nebst einem Führer gemiethet hatten. Hiedurch wuchs unsere Karawane auf zehn Mann und achtzehn Maulthiere an. Von den letzteren war übrigens keines allzu schwer beladen, da wir eine schnelle Reise zu machen beabsichtigten, und also nur das unumgänglich Nothwendigste mitnahmen. Das unumgänglich Nothwendigste! Aber man bedenke wohl: wir durften nicht hoffen, vor drei Monaten das Ziel unserer Reise zu erreichen, und unterwegs trafen wir weder ein Wirthshaus, noch einen Mezger oder Bäcker oder Specereikrämer, sondern wir waren rein blos auf unsere Vorräthe und auf die etwaige Vermehrung derselben durch die Jagd angewiesen.

Am 15. Mai verließen wir Westport, und unser erstes Ziel war Council-grove, eine Entfernung von 122 Meilen.

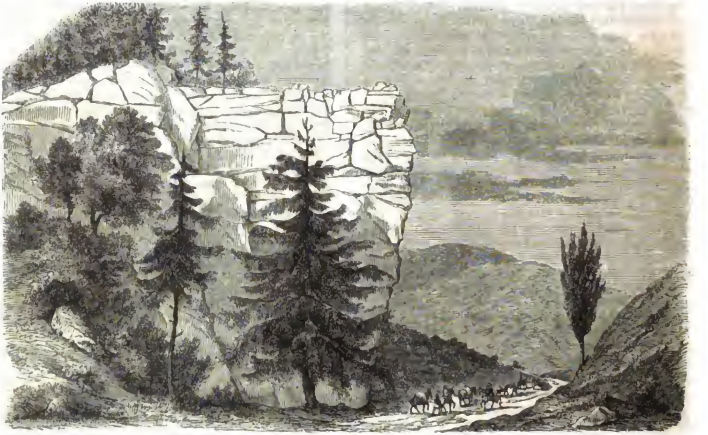
Der Weg dahin, obwohl er durch kein bebautes Land, sondern durch den Anfang der großen westlichen Prairie führt, ist einer breiten Landstraße nicht unähnlich, denn die vielen Karawanen und Wagenzüge, welche diesen Weg schon gegangen sind, haben tiefe Spuren zurückgelassen. Ueberdieß liegen links und rechts vom Wege verschiedene Hütten, worin sich theils die halbcivilisirten Grenzindianer, theils auch schon weiße Ansiedler niedergelassen haben. Man ist also auf dieser Strecke der Civilisation noch nicht ganz entrückt; auch hatten wir auf dem ganzen Ritt nur ein Abenteuer, das uns aber viel Widerwärtigkeiten verursachte. Denn als wir in der Nähe von Dragooncruk, einem kleinen, aber in einer tiefen Rinne dahinfließenden Strome, übernachteten, überfiel uns ein solcher Donner- und Regensturm, daß wir nicht blos total durchnäßt wurden, sondern daß auch unsere Maulthiere, welche bisher ruhig grasten, in jähem Schrecken sämmtlich auf einmal aufpackten und in die Prairie hinausrannten. Die Mexikaner nennen dergleichen „Ausreißen" ein „Stampede", und sind schon daran gewöhnt. Unsere zwei Maulthiertreiber machten sich also sogleich auf, die Thiere wieder einzufangen, und wir alle rannten hinterdrein. Zum Glück waren die Maulesel einer Stelle des Flusses zugerannt, wo derselbe eine scharfe Biegung macht, und wo sie von selbst stillehielten; so fingen wir sie mit leichter Mühe. Von nun an aber koppelten wir die Thiere an langen Leinen im Cirkel, und wir selbst schliefen außerhalb des Cirkels, gleichsam eine Runde um denselben bildend, so daß die Thiere über unsere Körper hätten hinwegsetzen müssen, wenn sie das Weite suchen wollten.

Nach einem Ritt von vier Tagen, am 18. Mai, erreichten wir Council-grove, den „Rathsherren-Hain", ein wunderhübsches Wäldchen, wohin noch vor ein paar Dutzend Jahren kein weißer Fuß gedrungen war. Damals kamen hier die Häuptlinge der verschiedenen in der Prairie herumstreifenden Indianer zusammen, um über Krieg und Frieden zu berathen (daher auch der Name des Platzes); jetzt steht eine Methodistenkapelle da, um die Indianer zu bekehren und zu taufen! Außer der Kirche findet man eine Grocerie, d. i. einen Specerei- und Schnapsladen, und neben diesem stehen etwa zwanzig niedere Holzhütten, von halbcivilisirten Indianern bewohnt, welche Viehzucht treiben. Vor fünf Jahren noch war hier nicht die Spur von einer Ansiedlung zu finden. Gehen noch fünf oder zehn Jahre vorüber, so ist Council-grove eine Stadt geworden, und die ganze Strecke von da bis nach Missouri wird von weißen Ansiedlern mit Beschlag belegt sein. Die Civilisation schreitet vorwärts!

Unser nächstes Ziel war nun Fort Atkinson, am Arkansas gelegen, 239 Meilen von Council-grove entfernt. Der Weg dahin führt über eine ungeheure wellenförmige Ebene, die fast gar keine Abwechslung gewährt. Doch findet man Wasser in Menge, und einige Nebenflüsse des Arkansas, wie der Cottonwoodcreek, der Little Arkansas, der Pawnee u. s. w. sind bei Regenzeit schwer zu passiren, da natürlich alle und jede Brücken fehlen. Solche wären auch nur mit Mühe herzustellen, denn das Holz wird jetzt sogar an den Flußufern immer rarer und am Ende ein gar seltener Artikel. Man wäre daher auf dieser Tour oft und viel gezwungen, ohne Feuer zu campiren, wenn man nicht ein Ersatzmittel für das Holz hätte, das sich überall auf der Prairie in großer Menge findet. Es ist dieß der „Buffalodreck" (die Excremente des Büffels), welcher, in der Sonne getrocknet, ein recht gutes Feuermaterial gibt, und an welchem unser Koch (ein Mulatte) auch nicht versäumte unsern Kaffee zu kochen. — Nun erst fühlt man, daß man die Civilisation hinter sich gelassen hat! —

Die einzige Abwechslung auf diesem einförmigen Wege bieten die Büffelheerden, die man nun in Menge zu sehen bekommt. Anfangs glaubten wir einen Wald vor uns zu haben, bis dieser Wald sich bewegte, und uns überzeugte, daß es lebende Wesen seien. Unser indianischer Führer verstand sich vortrefflich auf die Jagd dieser Thiere, und so hatten wir von nun an keinen Mangel an Büffelzungen und Büffelmarkbeinen, welche nebst den Rückenstücken das Beste am ganzen Thiere sind. Auch Antilopen sahen wir, konnten aber keine zum Schusse bekommen, da sie zu flüchtig für uns waren und wir mit der Jagd keine Zeit verlieren mochten.

Am dritten Abend begegneten wir einer Karawane California-Auswanderer, welche, von Arkansas kommend, die Route durch Neumexiko und Sonora, dem Gilaflusse entlang, machten. Der Zug bestand aus verschiedenen schweren Wägen, mit Ochsen bespannt, und einer großen Heerde Kühe, von denen wir treffliche Milch erhielten. Die Wägen waren in einem Kreis aufgestellt, und inmitten desselben brannten große Lagerfeuer, an welchen die Männer ihre Waffen putzten und das „Geschirr" reparirten. Die Weiber melkten die Kühe, buken „Flammkuchen" und bereiteten die Abendmahlzeit; die Kinder aber lagen still und ruhig in ihren Wiegen unter den Wägen, vor



Der Coochalope-Paß.
(Siehe S. 39.)

Wind und Wetter geschützt. Als das Essen vorbei war, nahm man einige alte Teppiche und sogar „Wiegensessel" oder Schaukelstühle (Rocking-chairs) von den Wägen herab, und Alles setzte sich in der Runde um das Feuer und rauchte gemüthlich seine Pfeife. Sogar die hübschen Mädchen, die mit im Zuge waren, verschmähten das „böse Kraut" nicht, und dampften nach Herzenslust aus ihren „Maiskolben-Köpfen".

Am 25. erreichten wir „Fort Atkinson". Wer sich aber darunter eine „Festung" denkt, der täuscht sich gewaltig. Es ist vielmehr nur eine feste Station für nordamerikanisches Militär, welches bekanntlich über die großen Territorien zerstreut ist, um die Ein- und Ueberfälle der Indianer abzuhalten. In Atkinson liegen nur etwa hundert Mann, die Hälfte Infanterie, die Hälfte Cavallerie. Die „Kaserne", in welcher sie untergebracht sind, besteht aus einer Reihe von kleinen Häusern, welche alle zusammen von einer Pallisade umgeben sind. Als Baumaterial verwendet man in der Prairie die sogenannten Adobes, d. i. „in der Sonne getrocknete" Backsteine, welche zwar nicht so hart werden, wie gebrannte Backsteine, aber doch immerhin ihre Dienste thun. Noch öfter bestehen derlei Wohnungen aus nichts als Rasenstücken, welche man aus dem Boden schneidet und kreuzweise über einander legt. Freilich schön sehen solche Hütten nicht aus, auch zerfallen sie schon nach wenigen Jahren wieder, weßwegen das ganze Fort Atkinson einer „lebendigen Ruine" nicht unähnlich ist; allein wie soll man sich helfen, wo Holz und Steine fehlen? — In Atkinson schliefen wir seit zehn Tagen zum ersten Mal wieder unter einem Dache; doch hielten wir uns nur einen Tag auf und versorgten uns so viel möglich von dem „Marketender" der kleinen Garnison mit neuen Vorräthen. Viel konnte er uns nicht ablassen.

Am 26. Mai brachen wir wieder auf, und unser nächstes Ziel war die Mündung des Huerfano, da, wo er sich in den Arkansas ergießt, eine Strecke von 247 Meilen. Der Weg wurde nun immer wellenförmiger und unebener, und wir näherten uns den Felsengebirgen. Auch hörten bald alle Spuren von Wagenrädern oder Pferdehufen auf, und — was das Trübseligste für uns war, auch das Holz nahm ein Ende! Auf Hunderte von Meilen war kein Strauch, viel weniger ein Baum zu sehen, und wir mußten uns mit Buffalo-Excrementen behelfen, so unangenehm uns auch sein Geruch sein mochte! Doch nach einem Ritt von fünf Tagen hörte dieser Uebelstand auf, denn wir erreichten nun die „Big timbers", d. i. einen dichten Wald von Unterholz, der fast ganz aus Baumwollenstauden besteht und sich meilenweit am Arkansas hinauf erstreckt. Von nun an waren die Ufer dieses Flusses wieder mit Gesträuch bewachsen, und das Gras wurde fetter und fetter. Die Big timbers sind ein beliebter Ueberwinterungsort für



Thal des Rio de la Laguna.
(Siehe S. 39.)

die Indianer, denn hier „im dichten Gebüsche" sind sie vor den eisig kalten Winden des Winters geschützt, während auf der Ebene selbst dem Sturme kein Hinderniß entgegensteht. Auch ihr Vieh findet hier immer ein wenig Nahrung, denn der Arkansas gefriert nur selten in dieser geschützten Lage, und das Gras grünt sogar unter dem Schnee. Nicht selten finden sich daher hier im Winter und Spätherbst auch Weiße ein, um mit den Indianern um Pelze und Büffelhäute zu feilschen. Sogar eine Hütte war früher von den weißen Jägern errichtet, liegt aber jetzt in Ruinen. — Nunmehr, mit dem erneuerten Holzreichthum, stellte sich eine Plage ein, welche wir auf der Prairie selbst gänzlich (und mit vielem Vergnügen) entbehrt hatten, ich meine die Musquitos, denen sich später noch die großen Bremsen zugesellten, welche uns und unsere Thiere fast zu Tode marterten. Die Musquitos und die Bremsen ziehen nämlich nur den mit Gebüsch bewachsenen feuchten Flußthälern nach, während sie auf der kahlen, trockenen Hochebene nicht fortkommen. So ist immer im Leben eine Wohlthat von einer Plage paralysirt, und nicht umsonst haben reisende Franzosen dieser Gegend den Namen „Purgatoire" oder Fegfeuergegend geschöpft!

Vierzig Meilen ober den Big timbers betraten wir die Ruinen von Bentsfort, eines vor wenigen Jahren erst verlassenen Forts, von welchem nichts mehr steht, als die Giebelmauern einzelner Häuser. Alles Andere ist dem Erdboden gleich gemacht. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in solcher Einöde auf Trümmer menschlicher Wohnungen zu gerathen! — Das Fort wurde deßwegen gänzlich zerstört, damit es nicht zum Schlupfwinkel marodirender Indianer werde; die Garnison aber kam nach Fort Massachussets weiter oben in den Bergen zu liegen.

Endlich nach einem Ritt von acht Tagen (am 2. Juni) hatten wir den Huerfano erreicht, und traten mit ihm in die Region der Berge ein. Wie angenehm erfrischend säuselte hier die Luft, da sie über die Hochgebirge „der spanischen Berge" hinströmt und vom ewigen Schnee ihrer Spitzen abgekühlt ist! Wie reich und üppig war hier die Vegetation, wie mächtig schoß das fette Gras empor, wie fein blühte der wilde Cactus, der alle Bäche einfaßte, welcher Wald von Bäumen und Weiden und wilden Rosen und armsdicken Reben, alle mit Traubenknospen zur Ueberfülle behangen! Welcher Reichthum an Wild aller Art, an Antilopen, Hirschen, Rehen, Hasen, wilden Truthühnern, Tauben und sonstigem Geflügel! Wahrhaftig, es war ein wunderbar herrlicher Ort, der vor uns lag, wenn auch die Dornen des Cactus unsere Maulthiere arg genirten! — Und eben so prächtig, wie die Gegend, zeigte sich auch die Aussicht. Nördlich erschien der Horizont begrenzt von dem himmelanstrebenden Pikespeak, einer mit ewigem Schnee bedeckten Bergspitze der Felsengebirge; westlich und nordwestlich dehnten sich die Sierra Mojada, die Sangre-de-Kristo-Berge und die „Spanish Peaks", d. i. die spanischen Gebirgshöhen, aus; südlich und östlich lag

die Prairie, die Unermeßliche, und vor uns strömte der Huerfano, der mächtige Strom, fast mächtiger als der Arkansas selbst, in den er ausmündet! Wahrhaftig für Männer, die seit achtzehn Tagen im Sattel saßen und über eine endlose, aller Abwechslung bare Ebene dahingeritten waren, mußte es scheinen, sie haben das Paradies erreicht! — Der Huerfano oder „Waisenkinderfluß“ ist ein klares, tiefes Wasser, dessen Ufer dicht mit Weiden und Baumwollenstauden bewachsen sind. Seine Breite mag 70 bis 75 Fuß betragen, und er hat selbst am äußersten Uferrunde noch eine Tiefe von 5 Fuß; doch ist er nicht schwer zu überschreiten, da es an einzelnen Stellen breite Furthen gibt; wenn aber der Schnee auf den Bergen schmilzt, so schwillt er zu einem Strome an, der den reißendsten auf der Welt zur Seite gesetzt werden muß, und über den man nur mit Lebensgefahr setzen kann. Eine Merkwürdigkeit desselben ist der „Cannon“ oder „Rinnsal“, durch den er vielleicht zehn Meilen lang fließt. Dieser Rinnsal ist eigentlich nichts Anderes, als ein „fortgesetzter Abgrund von mehreren hundert Fuß Tiefe“, durch welchen der Fluß sich Bahn gebrochen hat. Es ist also hier von keinem Thal mehr die Rede, sondern von einem ungeheuer tiefen, zehn Meilen langen Schlund, welcher oben, wo er mit dem Erdboden parallel liegt, weit enger ist als unten, wo der Strom sich weit in beide Seiten hineingebohrt und ganze Strecken von Erde hinweggeführt hat. Wer den Rinnsal der Tamina bei Pfäffers, wo dieses reißende Gebirgswasser sich einen Paß durch die Felsen forçirt hat, sah, kann sich etwa einen Begriff davon machen, obgleich der Huerfano-Cannon vielleicht um's Zehnfache tiefer, länger und schauriger ist. Weil nun aber die Erde auf den beiden Seiten des Rinnsals weithinein unterhöhlt ist, so kann es nicht anders sein, als daß von Zeit zu Zeit tiefe Löcher hineinbrechen, welche nur mit großen Umwegen vermieden werden können, und welche um so gefährlicher sind, als sie meist durch einen dichten Wald von Cedern- und Fichtenbäumen verdeckt werden. Diese Löcher sind nichts Anderes, als Abgründe oder vielmehr Präcipisse von oft vier- bis fünfhundert Fuß Tiefe, und fast immer so steil abfallend, daß ein Sturz in eines derselben sicherer Tod wäre.

Eine eben so große Naturmerkwürdigkeit, wie der Huerfano-Rinnsal, ist der „Huerfano-Butte“, ein ungeheurer Bergkegel, der sich hart am Flusse, nur fünfzig Schritte von seinem Ufer entfernt, zu schwindlichter Höhe erhebt. Man sieht diesen Kegel viele Meilen weit, und in seine Nähe gekommen, meint man ein künstlich aus mächtigen Steinen erbautes rundes Kastell, einen sich zuspitzenden Wall von über einander gethürmten Felsen zu erblicken. Von seinem Fuße bis über die halbe Höhe ist er dicht mit Bäumen und Strauchwerk aller Art besetzt, die Spitze aber ist kahl, nur sind die mächtigen Steinblöcke mit Moos überzogen. Wie dieser Berg hierher kam, — wer will es sagen? Wahrscheinlich ist er vulkanischen Ursprungs, denn rings umher gibt die ganze Natur Zeugniß, daß hier einst vor Jahrtausenden unterirdische Feuer gewaltet haben.

Unser nächstes Ziel war nun Fort Massachussets, eine Strecke von nur 85 Meilen, aber voll romantischer Abwechslungen. Anfangs kamen wir durch eine liebliche, sanft ansteigende, wellenförmige Ebene, die, vom Arkansas beginnend, sich bis zum Fuße der Sangre-de-Kristo-Berge und des großen Gebirgszugs der Sierra Mojada hinzieht. Das Gras wuchs überall üppig, fast mannshoch, und die Weide war herrlich, besonders am Flusse Huerfano; an Holz aber hat das Thal ohnehin Ueberfluß. Nach einem Ritt von etlichen und vierzig Meilen jedoch fing der Weg an steiler zu werden, denn wir betraten jetzt die Sangre-de-Kristo-Berge, die sich hoch genug zum Himmel erheben, da sie nichts Anderes, als Ausläufer der Felsengebirge sind. Die Scenerie ist hier wahrhaft imposant. Wir übernachteten einmal am Cuchada, einem kleinen Nebenflüßchen des Sangre-de-Kristo, und die hohen überhängenden Felsen wirkten so gewaltig auf unsere Einbildungskraft, daß wir glaubten am Eingang einer mächtigen gothischen Kirche zu stehen. — So wild aber auch die Gegend ist, so wird sie doch von wenigen an Fruchtbarkeit übertroffen. Wir fanden hier das fetteste Gras, ganz überdeckt mit Wiesenblumen aller Art. An den Bergabhängen wuchsen Erdbeeren in unübersehbarer Menge, und die zarten Veilchen erinnerten mich an meine Heimath. Wild war in reichem Ueberfluß vorhanden, wie auch Holz, und beides wußten wir zu nützen, um die Nacht so angenehm als möglich zu verbringen. Wir schossen nämlich eine Antilope und machten sie uns am Feuer zurecht; gegen den strömenden Regen aber errichteten wir von Gesträuch und jungen Bäumen ein Obdach, unter welchem wir trocken und ruhig schliefen. Die Nähe der Sierra Mojada, zu deutsch „der nassen Berge“, machte sich nämlich hier im höchsten Grade bemerklich, denn es regnet in diesen Gegenden fast ohne Ausnahme jeden Tag. Hie und da ist's nur ein sanfter dichter Nebel, der jedoch bis auf die Knochen hinein durchnäßt; nicht selten aber fällt der Regen in Strömen, so daß man glaubt, die Tage der Sündfluth wollen sich wiederholen. Und dann bläst fast immer ein Wind dazu, daß Menschen und Thiere nichts thun können, als geduldig stille zu liegen, bis der ärgste Sturm vorüber ist. Doch ist der Regen vorüber und bricht die Sonne durch's Gewölke, so lebt die ganze Natur frisch auf, und die Gegend wird in eine so lachende und fruchtbare Flur verwandelt, daß man fast keine ähnliche finden wird.

Am 5. Juni erreichten wir Fort Massachussets, wo wir über eine Woche verweilten, weil Einer von uns in das etwa 80 Meilen entfernte Taos (in Neumexiko) reiten mußte, um uns einen Führer durch's Territorium Utah zu holen. Wir bekamen auch wirklich einen, und zwar einen ausgezeichneten, obgleich er nur Ein lebendiges Bein hatte, weßwegen er den Beinamen „Stelzfuß“ führte. Dessenungeachtet war er ein vortrefflicher Reiter und hatte sein halbes Leben in der Wüste des Territoriums Utah zugebracht, weßwegen er auch die Sprache der Utah-Indianer hinlänglich verstand, um sich mit ihnen verständlich zu machen. — Fort Massachussets liegt am Utahcreek, in einer tiefen Kluft, und sieht bei weitem besser erhalten aus, als Fort Atkinson. Die Häuser — alle von Adobes erbaut — bilden ein Viereck und werden durch eine hohe Pallisadenmauer geschützt; auch haben sie Raum für 150 Mann,

worunter die Hälfte Kavallerie. Nur wenige Meilen unter dem Fort tritt man in das breite San-Luis-Thal, worunter man das ganze obere Thalbecken des Rio Grande del Norte versteht, welcher, in der Sierra de San Juan entspringend, eine Strecke von 2000 Meilen durcheilt, ehe er in den atlantischen Ocean sich ergießt. Dieses Thal ist meist 20—25 Meilen breit und von vielen Morästen durchzogen; auch wimmelt es darin von Mosquiten und Bremsen, so daß eine Reise darin zu den unangenehmsten gehört, die man sich denken kann.

Am 14. Juni verließen wir Fort Massachussets. Unser nächstes Ziel war nun der Coochatope-Paß, welcher die große Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Ocean bildet und 124 Meilen vom genannten Fort entfernt liegt. Der Weg führt im Anfang durch das San-Luis-Thal und ist ganz eben; auch stößt man nirgends auf Hindernisse, die vielen Sumpflöcher ausgenommen, welche man oft nur auf großen Umwegen vermeiden kann. Von hier kommt man in das Sahwatschthal, und nun wechselt auf einmal die Sceuerie. Die Ruhe und Einförmigkeit des San-Luis-Thals verschwindet, und die wilde Gebirgslandschaft beginnt wieder. Das dürre schilfartige Gras des Sumpfbodens macht der herrlichen Weide Platz, und das Wild streift in ungezählter Menge durch die Thalschluchten. Der Sahwatsch ist ein fast eben so tiefer und breiter Strom, als der Huerfano, und entspringt auf dem Sahwatschgebirge, das übrigens auch den Namen Sierra Blanca führt, weil seine höchsten Spitzen das ganze Jahr hindurch „weiß glänzen", da sie mit ewigem Schnee bedeckt sind. Wir passirten ihn, nachdem wir etwa 30 Meilen lang seinem Laufe gefolgt waren, und auch da noch war er so tief, daß das Wasser den Maulthieren bis an die Kruppe reichte. Nunmehr betraten wir die Schlucht, welche den berühmten Coochatope-Paß bildet, den Uebergang von einem Flußsystem in das andere, von einem Weltmeere zum andern, vom Atlantic zum Pacific! Der Eintritt in diesen Paß ist ein prächtiger. Herrlich bewaldete Berge erheben sich zu beiden Seiten, untermischt mit Felsenpartien, über welche stets frische Quellen herabrieseln. Sieben Meilen weit ist der Paß ziemlich eben, denn es geht in immerwährenden Krümmungen aufwärts, so daß man alle Augenblicke vermeint, jetzt sei die Kluft durch einen Berg geschlossen und der Weg habe ein Ende. Aber jetzt fängt der Paß an steiler zu werden, und wird bald immer steiler und steiler. Dazu kommt noch, daß eine Menge Bäume und Aeste querüber liegen, todtes Holz, das wegzuräumen sich Niemand die Mühe nimmt, so daß man nur langsam vorwärts kommt. Die äußerste Spitze des Passes heißt das Puerto de los Cibolos, das „Büffelthor", — Coochatope, ein utahindianisches Wort, bedeutet auch nichts Anderes, als das Büffelthor, — so genannt, weil durch diesen Paß die Büffel der nördlichen Ebenen und Territorien in das San-Luis-Thal und die südwestlichen Prairien zu wandern pflegen. Auch Elennthiere müssen in Masse hier durchpassiren, denn wir fanden eine Menge ihrer Hörner in den Schluchten zerstreut herumliegen, und wilde Ziegen, den Gemsen zu vergleichen, weideten zu Hunderten an den steilen Abhängen. Ueberhaupt fanden wir einen solchen Ueberfluß an Wild, besonders auch an Antilopen und Hirschen, daß man hätte glauben können, dieser Paß mit seinen bewaldeten Schluchten, seinen wasserreichen Thälern und seinem saftigen Grase, das hie und da mit wildem Klee untermischt ist, sei eine zweite Heimath und Urstätte aller Thiere des Waldes.

Die Aussicht auf der Höhe des Passes ist wahrhaft prachtvoll, ja über alle Beschreibung großartig. Stolze Berge, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind, erheben ihre Häupter zu den Wolken, reiche Quellen vereinigen ihre Rinnsäle mit einander, um zu mächtigen Strömen angeschwollen in die Thäler hinabzufließen, und hart in unserer Nähe dehnten sich die reichsten Wiesen, die üppigsten Waldungen aus. Nur eine kurze Strecke von dem höchsten Punkte des „Thores" oder Passes sahen wir das letzte Wasser, das dem atlantischen Ocean zufloß. Es war dieß ein Nebenflüßchen des Coochumpah, der sich mit dem Sahwatsch verbindet. Fünf Minuten unterhalb des Passes, „auf der andern, d. i. der westlichen Seite des Berges", entsprang ebenfalls ein Bächlein, das aber schon dem stillen Ocean zufloß. Das ist die größte Wasserscheide der Welt, denn hier oben auf dem höchsten Punkte des Coochatope standen wir gleichsam mit einem Fuße in den Wassern, die dem Golf von Mexiko zuströmen, mit dem andern in denen, welche in den Golf von Californien ausmünden. Kann es etwas Großartigeres geben?

Vom Coochatope bis zum Grandriver, unserem nächsten Reiseziele, sind es 134 Meilen. Der Weg führt über eine an Hügeln und Bergen reiche Gegend, welche man unter dem Namen „Bergkette von Sahwatsch" begreift. Auf dieser Gebirgskette wächst Alles im Ueberflusse, besonders Holz und Gras. Darum fehlt es auch nicht an Wild aller Art. Quelle entspringt an Quelle, und die herrlichsten Ströme fließen dem Grandriverthale zu. Der Grandriver — der große Fluß, auf spanisch Rio grande, bildet, wenn mit dem eben so großen Greenriver, dem grünen Flusse vereinigt, den großen Colorado des Westens, der sich in den Golf von Californien ausmündet. Somit ist er gleichsam nur eine Zinke des Colorado, aber eine mächtige, wie schon der Name darthut. Er entspringt in dem „Mittelpark" des Felsengebirges und ist ein großartiger Strom, dem wenige auf Erden zu vergleichen sind. Wir mußten auf unserer Tour vom Coochatope-Paß herab eine nicht geringe Anzahl seiner Nebenflüsse passiren, so den Coochatopefluß, so genannt nach dem Passe, in dessen Nähe er entspringt, den Estrendoso, Jaroso, Rio de la Laguna und den Navaquasitch. Die vier letzteren entspringen alle auf der Sierra de la Plata, und sind im Sommer, wenn der Gebirgsschnee schmilzt, so angeschwollen, daß es schwer ist, sie ohne Brücken oder Fähren zu passiren. Die Thäler dieser Flüsse sind alle sehr eng, und die Flußwasser brausen über mächtige Felsen hinunter. Besonders schmal und romantisch ist das Thal des „Rio de la Laguna" oder des „Binnensee-Flusses". Derselbe entspringt nämlich aus einem kleinen, kaum 12 Morgen großen See, der am Fuße des „Silbergebirges", d. i. der Sierra de la Plata, liegt und von unterirdischen Quellen gespeist wird. Hierher kommen oft Mexikaner und andere Händler,

die sich des Profits halber in die Wildniß wagen, um mit den Indianern Tauschhandel zu treiben und sie dabei regelmäßig zu betrügen. Vor wenigen Jahren war auch eine Partie bis hierher gedrungen, fünf Amerikaner und ein halb Dutzend Mexikaner. Bald bekamen sie Streit mit einer Bande Utah-Indianer, welche hier in diesem windgeschützten Thale überwinterten. Die Indianer waren die Mehrzahl, und geboten den Weißen, zurückzukehren, woher sie gekommen seien. Diesen Befehl noch klarer zu machen, legten sie eine Reihe von Elennthierhörnern quer über das Thal, und erklärten den Weißen: „sie dürften diese Grenzscheide nicht übertreten bei Gefahr ihres Lebens." Die Weißen hielten dieß für eine leere Drohung und schritten vorwärts. Bald sollten sie aber nicht blos merken, sondern fühlen, daß die Drohung Ernst war; denn sie wurden alle getödtet, und — nur aus dem Munde der Indianer selbst erfuhr man später den Hergang. Die Reihe der Elennthierhörner lag noch in derselben Ordnung, gänzlich unberührt, wie wir das Thal passirten; ein Warnungszeichen für alle Weißen!

(Fortsetzung auf S. 44.)

Die Fischotter.

(Taf. 6.)

Der Körperbau sowohl als die Lebensweise der Fischotter bietet viel Merkwürdiges dar. Der flache breite Kopf, die kleinen Augen und Ohren, der lange, glänzende behaarte Leib und der dicke kurzbehaarte Schwanz geben dem Thiere ein sehr eigenthümliches Aussehen, und unterscheiden es sehr auffallend von den verwandten Marderarten. Ihr Pelz hat eine weiche, graugelbe Grundwolle und längere steife, glänzendbraune Haare. Ein ausgewachsenes Exemplar erreicht eine Totallänge (von der Nase bis zur Schwanzspitze) von 4 Fuß und mehr, und ein Gewicht von 22—25 Pfund. Die Fischotter ist ein recht eigentliches Wasserthier; ihr ganzer Körperbau, namentlich auch die starken Schwimmhäute zwischen den Zehen befähigen sie, sehr gewandt auf und unter dem Wasser, mit dem Strom und gegen denselben zu schwimmen, zu tauchen und mehrere Minuten unter Wasser zu bleiben. Auf dem Lande sind dagegen ihre Bewegungen plump und schwerfällig; meist pflegt sie sich in kurzen Sprüngen fortzubewegen und dabei den Rücken stark gekrümmt zu tragen. Ihre Fährte ist etwas stärker, als die eines Fuchses, und zeigt deutlich die Schwimmhäute; gewöhnlich stehen zwei Spuren schief neben einander, ähnlich wie beim Edelmarder. Wie die meisten Raubthiere, führt die Fischotter ein nächtliches Leben und hält sich den Tag über in verborgenen Schlupfwinkeln, in den Löchern überhängender Ufer, in Fuchs- oder Dachshöhlen und in hohlen Bäumen auf. Bei recht kaltem Wetter oder in unbewohnten stillen Gegenden sucht sie auch bisweilen am Tage offenere Plätze aus, indem sie sich z. B. auf dem Kopfe einer gestutzten Weide sonnt, oder gar an offenen Stellen auf dem Eise sitzt. Wenn sie von einem Eisloche aus in das Wasser niedertaucht, so findet sie das erstere stets wieder, und kommt an demselben wieder zum Vorschein, um Luft zu schöpfen oder herauszusteigen.

Die Fischotter ist fast über ganz Europa und einen großen Theil von Asien verbreitet. Fischreiche Gewässer, sei es in der Ebene oder im Hochgebirg, seien es Bäche, Seen oder Flüsse, dienen ihr zum Aufenthalt. Fließende Gewässer scheint sie jedoch vorzuziehen, namentlich wenn dieselben von überhängenden ausgehöhlten Ufern eingeschlossen sind und ihr dadurch günstige Gelegenheit zum Versteck bieten.

Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Fischen und Krebsen, jedoch macht sie auch auf Wasserratten und Frösche Jagd; auch Wasservögel und deren Eier werden ihr nicht selten zur Beute; da sie sehr gefräßig und raubgierig ist, und nach Art der Marder mehr mordet, als sie zu verzehren im Stande ist, so wird sie der Fischzucht oft sehr gefährlich. Von großen Fischen, welche sie auf eine Insel oder an's Ufer zu schleppen pflegt, verzehrt sie gewöhnlich nur die fleischigen Theile und läßt den Kopf, die Gedärme und das Skelet liegen. Auch die Krebse zerkaut sie so, daß sie die Schale übrig läßt. Diese Reste ihrer Mahlzeit, welche man auf Steinen im Wasser oder am Ufer findet, verrathen leicht ihren Aufenthalt.

Die Stimme der Fischotter ist ein lautes Pfeifen; dasselbe wird am häufigsten zur Paarungszeit, nämlich im Januar und Februar, gehört. Die Jungen, 2—4 an der Zahl, werden blind geboren und kommen gewöhnlich im April oder Mai zur Welt, jedoch scheint dieß nicht stete Regel zu sein, denn man hat schon mitten im Winter ganz junge Fischottern gefunden. Wenn sie noch klein sind, lassen sie sich leicht zähmen, und werden fast so vertraut wie ein Hund, folgen ihrem Herrn auf Schritt und Tritt, lassen sich zu allerlei Kunststücken (zum Apportiren ꝛc.) abrichten, und gewöhnen sich auch sehr leicht an einfache, aus Küchenabfällen ꝛc. bestehende Kost. Sie wachsen langsam und sind erst nach zwei Jahren vollkommen ausgewachsen.

In der Wiener Jagdzeitung 1858 befindet sich eine interessante Anmerkung von Reichl über die Zähmbarkeit junger Fischottern, welche wir hier wörtlich wiedergeben: „Bei einer großen Ueberschwemmung zu Ende Juli fand ich einmal um die Mittagszeit drei junge, fast halberwachsene Fischottern auf einem Weidenstock am Ufer, woselbst sie unablässig pfiffen, wahrscheinlich um die Mutter herbeizulocken. Bei meiner Annäherung entsprangen sie zwar, ich fing aber mit Hülfe eines Fischers zwei davon und brachte sie in meine Wohnung. Mit lauwarmer Milch erhielt ich sie mehrere Tage, bis daß die Magd eines Abends die größere, ob absichtlich oder unversehens, mit einer Wassertonne erdrückte. Die schwächere Otter gedieh zusehends, sie verkameradschafte sich bald mit dem Hühnerhunde, gewöhnte sich an ihn, fraß später aus Einem Futternapfe mit ihm; allein letzterer mußte stets warten, bis daß die Otter sich dick und breit angefressen hatte. Wurden beim Essen die Teller gewechselt, so war sie die erste auf dem Abwaschtisch, und wehe der Magd, die sie dann



6.

wegjagen wollte; sie widersetzte sich bei diesem Anlasse, und nicht eben selten gingen Teller und Alles, was sich da vorfand, in Scherben. Knochen nagte sie eben so ab, wie der Hund, und konnte sie einen erwischen, so retirirte sie damit in einen Winkel, und biß nach Jedem, der sich ihr hier näherte; mich selbst biß sie bei diesem Anlaß durch den Stiefel, als ich sie von der Thüre wegjagen wollte. Fische rührte sie gar nicht an; auch ging sie nicht in's Wasser; dafür sprang sie Enten und Hühnern nach und erwürgte sie, konnte sie ihrer habhaft werden. Rohe Erdäpfel waren für sie Leckerbissen. — Ging ich irgend wohin, und sie bemerkte es, so lief sie neben mir her, immer aber einige Schritte parallel von mir an der Seite, am liebsten in einer Acker- oder Erdäpfelfurche gedeckt, woselbst sie nicht alsogleich bemerkt werden konnte. Sie wich jedem Menschen und so auch Thieren aus, kam aber in weitem Bogen wieder zu mir. — So wie sie älter wurde, wurde sie auch böser. Schlug man sie mit der schwächsten Ruthe, so zog sie sogleich das Hintertheil nach sich, als sei es gelähmt. Ihr liebster Aufenthalt war auf dem Boden unter'm Dach. Einmal kroch sie auf das Dach hinaus und fiel einen Stock hoch herunter; sie schien zerschmettert. Der Adjunkt, welcher zufällig dazu kam, ergriff sie bei den Vorderläufen, schüttelte sie etwas, setzte sie auf die Erde, und siehe! sie lief schnell davon. Nach mehr als acht Tagen kam sie erst wieder zum Vorschein und forderte frisch und munter ihr Frühstück. Bei ihrer Böswilligkeit, Gefräßigkeit und Unreinlichkeit machte sie sich besonders den Dienstboten verhaßt, und so fand ich sie bei meiner Rückkehr von einer länger dauernden Geschäftsreise verendet, angeblich sollte sie wieder vom Dache gestürzt sein. Ich hatte sie ein und ein halbes Jahr lang gehabt, ohne daß sie vollständig ausgewachsen war."

Der Geruchssinn und das Gehör sind bei der Fischotter ungemein ausgebildet, wogegen ihr Gesicht nicht sehr scharf zu sein scheint. Ihre große Vorsicht und ihr nächtliches Leben erschweren die Jagd auf sie bedeutend; dazu kommt für den Jäger noch der Uebelstand, daß sie ihren Aufenthalt häufig verändert, weßhalb selbstverständlich mancher Versuch, ihrer habhaft zu werden, mißglückt. Der hohe Preis jedoch, in welchem der Pelz, namentlich im Winter, steht, und der große Schaden, welchen diese Raubthiere in fischreichen Gewässern anrichten, spornen den Waidmann zu besonderem Eifer. In der That gehört ein gut Theil Ausdauer und Jagdeifer dazu, in einer eiskalten, mondhellen Winternacht stundenlang regungslos auf dem Anstand zu stehen, um — vielleicht — die Fischotter zu schießen, deren Anwesenheit man vermuthet.

Eine weniger beschwerliche, aber nur bei schmaleren Gewässern anwendbare Methode, die Fischotter zu jagen, ist die, daß man über und unter der Lokalität, in welcher man die Otter vermuthet, große sackförmige Netze in das Wasser hält, so daß die dazwischen liegende Strecke des Baches oder Flusses ganz abgeschlossen ist, und nun die hohlen Ufer mit Stöcken und durch lebhafte Hunde so beunruhigt, daß die Fischotter ihren Versteck verläßt und in's Wasser schlüpft; meist schwimmt sie gegen den Strom und wird, sobald sie sich in dem Netze verwickelt hat, rasch an's Land gezogen und getödtet. Bedient man sich keiner Netze und läßt nur die Ufer durch Hunde abstöbern, so ist es nöthig, daß sich gewandte Schützen in ziemlicher Anzahl am Rande des Wassers aufstellen und die Fischotter, welche beim Schwimmen öfters nur die Nase über dem Wasserspiegel zeigt, schießen, sobald sie dieselbe gewahr werden.

Auch im Tellereisen und im Schwanenhals lassen sich die Fischottern fangen, und zwar legt man ein solches am besten in seichtem Wasser unter den Sand, und nimmt als Köder einen kleinen Fisch, einen Vogel oder einen Krebs; jedoch wird der Fang mit dem Eisen nur Solchen gelingen, welche mit dem Stellen 2c. eines solchen gut vertraut sind; Sonntagsjäger werden daher ihre Rechnung nicht dabei finden.

J. H.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Anno 1500 am 18. September.

Im Schlosse zu Rendsburg ward zum Martinstag 1499 ein großes Fest begangen. Der alte König Christiern war endlich zu seines Sohnes heimlicher Freude gestorben, und Prinz Johann hatte in Kopenhagen die dänische Krone empfangen. Schon längst war „Herrschen" sein höchster Wunsch gewesen, aber der alte Christiern kannte die hochfliegende Weise seines stolzen Sohnes zu gut, um ihm eine Provinz des Reiches zu eigener, freier Verwaltung zu übergeben, welches, wie der Alte ahnte, gewiß nur Unheil über Land und Leute gebracht haben würde. In den Kanzleien der Hauptstadt mußte der Kronprinz angestrengt, und wenn auch widerwillig, arbeiten, daß er, wie der Vater meinte, die so verschiedenen Gerechtsame und Bedürfnisse der einzelnen Landestheile kennen und einst herrschen lerne, was der Greis für gar nicht so leicht hielt, wie der Sohn glaubte. Er sog aber hierbei nur bittern Haß gegen die milde, wenn auch keineswegs rasch durchgreifende Regierungsweise seines Vaters ein, die er damals schon eine heillose Federfuchserei nannte, ohne unsre heutigen Dikasterien zu kennen. „Grad durch!" rief er oft bei ihm zur Entscheidung vorliegenden Angelegenheiten; „reiß' was mag!"

Jetzt war der Alte, der ihm schon lange im Wege gestanden, in die Gruft gesunken, und in vollen Zügen sog er die Wonne ein, nach der er sich so lange gesehnt. Der Traum, alle drei skandinavischen Kronen auf seinem Haupte zu vereinen, war unter den jetzigen Umständen — das sah er selbst ein — nicht ausführbar; desto ernster aber strebte er danach, die Mittel dazu sich zu sammeln, und das Hauptmittel dazu war — Geld. Jütland war durch den schwedischen Krieg, der es von der Eider bis zum Skagerhorn durchwüthet hatte, völlig ausgesogen, die Inseln sämmtlich waren ihm als arm bekannt, und ihre störrigen Stände keineswegs zu Opfern bereit. Das war es, was dem jungen Fürsten im Vollgenusse seiner Herrlichkeit die sonst so glatte Stirn umwölkte. Mit Mühe nur bezwang er sich so weit, daß sein Mißmuth das Fest zu Rendsburg

nicht störte, wenn auch Einzelne mit schärferem Blick des Königs Verdruß wohl gewahrten. Mit einigen Vertrauten, die seinem leisen Winke folgten, zog er sich in seine innern Gemächer zurück.

Judäus Tillisch, der Amtmann von Rypen, war der Erste, der sich dem jungen Fürsten anschloß, und Reynold Sforza, der sich Herzog von Mailand nennen ließ, obwohl er nur einer Seitenlinie jenes im Sinken begriffenen Hauses angehörte. Abenteuernd trieb er sich an verschiedenen Höfen herum, und versuchte eben jetzt sein Glück an der Unerfahrenheit König Johanns.

„Laßt vor Allem Wein bringen,“ rief er dem dienstthuenden Kämmerlinge zu, „daß der König seinen Aerger ersäufe; dann können wir immer noch zu den tanzenden Dirnen zurückkehren. — Und was ist's, mein königlicher Vetter, was Euch bei dem Banquett der guten Rendsburger verdrossen hat? Sie drehen und neigen sich ja so zierlich, wie ihre schweren Grasochsen, und thun ihr Bestes in alle Wege. Beim heiligen Ambrosius von Mailand! es scheint ein reiches Volk hier an der Grenze des deutschen Landes zu hausen.“

Der König stieß einen wilden Fluch aus.

„Nun, nur stät!“ fuhr der Wälsche fort; „das ist kein Unglück, wenn man ein reiches und dummes Volk zu Nachbarn hat, die man auch noch zu seinen Unterthanen machen kann. Armes Gesindel, wie die Savoyarden, die nur betteln und Beschwerden aushecken können, unsre lieben Nachbarn in Italien, die möchte ich nicht zu meinem Gebiete ziehen; doch solches fette Marschvieh, das ist schon einen Ritt werth.“

„Das habe ich dem Rechte nach nicht mehr nöthig,“ murrte König Johann.

„Wie versteht Ihr das, mein hoher Vetter?“ frug der Lombarde.

„Schon 1474, also vor fast dreißig Jahren schon,“ begann Tillisch, „hat Kaiser Friedrich III. Holstein, Stormarn und Ditmarschen zu einem Herzogthum vereint und die Krone Dänemark förmlichst damit belehnt.“

„Helf Gott!“ schrie Herzog Reynold, „warum nehmt Ihr denn nicht das reiche, schöne Land in Besitz und füllt Eure Truhen bis zum Rande? Geld ist Macht! Man kann Alles damit erlangen.“

Der König ballte die Fäuste und stürmte mit weiten Schritten durch das Gemach.

„Es ist ein störriges und widerspänstiges Volk in diesen Marschen,“ hob Tillisch gar zierlich an zu reden. „Sie sind hartnäckig, wie ihre Ochsen, und zwischen Moor und Dämmen bös anzugreifen; das haben ihre Feinde schon öfter erfahren. Ich bin ein Ditmarsche und kenne meine Landsleute.“

„Nun, Herr Judas, oder Judäus, „wie fangen Wir's denn an, zu Unserem Rechte zu gelangen?“

„Ja, das möchten wir wissen, Herr Säckelmeister,“ höhnte Reynold.

Der Amtmann von Rypen schnitt ein böses Gesicht. „Ich bin kein Kriegsmann, Herr Herzog,“ begann er mit tückischem Lächeln, „doch ist mit der Feder schon mehr Land erobert und auch behauptet, wie mit dem Schwerte.“

„Ich weiß von all' Euren Fuchsschwänzereien nichts,“ entgegnete Herzog Reynold; „ich weiß nur, daß mein Ahnherr, Muzio Attenduolo, ein Bauer aus Cotignola war und mit dem Schwerte sich den Herzoghut von Mailand und den Namen il Sforza errang.“

„E r r i n g e n,“ sagte ich schon, „ist oft leichter als b e h a u p t e n; das zeigt Euer glorreiches Geschlecht,“ entgegnete der Tückische.

Der Stich traf tief und um so schmerzender, als Ludoviko Sforza, Herzog von Mailand, erst vor wenigen Wochen von Ludwig XII. von Frankreich gefangen nach Loches abgeführt worden war, wo er auch später im Kerker starb. Der Herzog strich, zitternd vor Zorn, den langen rothen Bart, denn er bemerkte wohl das schadenfrohe Lächeln seines dänischen Gastfreundes.

„Ich will Euren Satz zugeben, Herr Amtmann von Rypen,“ sprach er kalt. „So laßt meinen königlichen Freund und mich zuvörderst das Geschenk des deutschen Kaisers mit dem Schwerte e r r i n g e n, dann könnt Ihr es mit Euren Ränken und Kniffen b e h a u p t e n.“

„Geplaudert wäre, denke ich, genug davon,“ rief König Johann jetzt unwirsch, „so kommt einmal zur Hauptsache; wie zwingen wir die störrischen Bauern?!“

„Divide et impera!“ dozirte Tillisch. „Die Stormarn und Ditmarschen haben mit einander Grenzstreitigkeiten: erbietet die Krone Dänemark zur Schiedsrichterin.“

„Dann wären die armen Bauern allerdings verlesen,“ lachte der Italiener, „und Ihr, Herr Judäus, hättet den Käse, den sie theilen wollten, verschlungen. Ob aber Eurem Königlichen Herrn diese Manier behagen möchte, steht dahin.“

„Wißt Ihr eine ritterlichere Weise, die zum Ziele führt?“ frug Johann.

„Allerdings!“ rief Herzog Reynold. „Beauftragt mich, und ich werbe Euch eine Truppe, die den Teufel aus dem warmen Neste jagt. Die Kosten müssen die Bauern tragen.“

„Und wo fangen wir an?“

„Das müßt Ihr wissen; ich weiß nicht, wie das Gesindel sich unter einander eingenistet hat. In einem Monat ist doch jedenfalls die Hatz zu Ende? — wegen des Contrakts mit den Söldnern!“ frug der Herzog.

„Nehmet doch lieber zwei Monate an!“ warnte Tillisch, „die Bursche haben gar harte Köpfe.“

„Ich habe vernommen,“ warf König Johann ein, „die frommen Landsknechte haben gar trockene Gurgeln, ausgezeichnete Zähne und weite Taschen. Die würden Holstein, Ditmarschen sammt Stormarn verschlingen und einsacken, und Uns die nackten Bauern zum Füttern überlassen, wenn man ihnen Zeit dazu läßt; deßhalb möchte ein Vertrag auf Kriegsdauer das Beste sein.“

„Und wollt Ihr wirklich alle drei Landschaften zumal angreifen?“ frug Tillisch bedenklich.

„Warum nicht?“ meinte Reynold. „Habe ich einmal die Landsknechte da, so geht es in einem Zug hin, und so viele Dänen werden dann aufzutreiben sein, daß wir die Besiegten und Eingeschüchterten in Ordnung halten.“

„Die Dänen sind allen Umwohnern verhaßt,“ versicherte der Amtmann von Rypen, „und werden die Deutschen

schon deßhalb gehörig plagen und drücken, wenn man sie ihnen unter den Fuß legt — ich fürchte nur — —"

„Na, was?" frug der König.

„Daß die Marschleute sich zwar langsam besinnen," kam zögernd die Antwort, „dann aber die Dänen zumal todtschlagen."

Ein höhnisches Lachen gaben die beiden Fürsten zurück. — „Mein guter Tillisch," nickte der König, „meine Dänen werden die deutschen Grasochsen so knebeln, daß sie gewiß nicht stoßen sollen."

„Zu einer solchen allgemeinen Erhebung," versicherte der Herzog, „sind die Deutschen viel zu geduldig, zu dumm, zu uneinig. Der Zweite und Dritte thäte so Etwas schon nicht, weil der Erste den gescheidten Einfall dazu gehabt hätte."

„In Gottes Namen denn," seufzte der Amtmann, „wo belieben die Herren denn anzufangen, mit dem Wagrischen Stierkopf, dem Schwan von Stormarn, dem Ditmarschen Reiter, oder der Holsteiner Nessel? Wohin habe ich die Magazine zu dirigiren, und für wie viel Volk?"

„Das Alles wissen wir noch nicht," gähnte der König, dem die Verhandlung schon zu lange dauerte. „Wenn Ihr, Vetter Herzog, Uns eine gehörige Anzahl Landsknechte geworben habt, dann sollst du, Tillisch, das Nähere erfahren; bis dahin fülle nur Stall und Scheuern auf ein bis zwei Monden. — Jetzt kommt zurück zum Saal."

„Ich möchte erst bestimmte Antwort haben," forderte Herzog Reynold; „wohin geht zuerst der Zug, daß ich mit den Leuten handeln kann, und was ist mein Theil an der Beute? Ich will wissen, warum ich das Schwert ziehe."

„Tillisch, antworte du!" murrte der König geärgert.

„Ich würde die Ditmarschen zuerst angreifen," bestimmte der Gefragte. „Das Land liegt zwischen Dänemark, Elbe und See eingeschlossen, und hat, wenn wir von der Eider her angreifen, von keiner Seite Succurs zu erwarten. Wir haben ganz Dänemark, und hier das feste Rendsburg nah im Rücken, zu gesichertem Rückzuge."

„Davon will ich nichts hören!" gähnte der König.

„Eilen die Herren nur einigermaßen, so macht der Frost Moor und Gräben fest, und besonders die Reiterei kann ungehindert agiren."

„Recht und klug!" lachte der Herzog; „und nun mein Lohn?"

„Nehmt ganz Wagrien," bot König Johann; „sowie wir mit den Ditmarschen fertig sind, helfe ich es Euch einnehmen! Es ist Euer, von Ploen bis Hilligenhaven."

„Topp!" schrie der Abenteurer; „morgen schon reise ich ab, wenn Ihr mir zweitausend Spezies auszahlen laßt, zum Draufgeld für die Landsknechte!"

„Gib ihm das Geld, Tillisch," winkte der König, „lieber heute wie morgen, daß ich den fuchsbartigen Banditen vom Halse los werde;" und hastig ging er davon.

„Fünfzehnhundert Spezies zahle ich Euch baar, Herr Herzog, „wenn Ihr eilt, die Truppen zu fördern. Benützt die günstige Laune des Königs!" rieth Tillisch.

„So haltet morgen früh das Geld bereit, brummte Reynold, „aber in Gold, daß es gut zu verpacken ist; und den braunen friesischen Hengst muß man mir noch drein geben."

Mit klirrenden Schritten ging er dem Könige nach, der einige Demoisellen in seinem Gefolge hatte, welche ihn schon längst beim Banquett vermißt hatten.

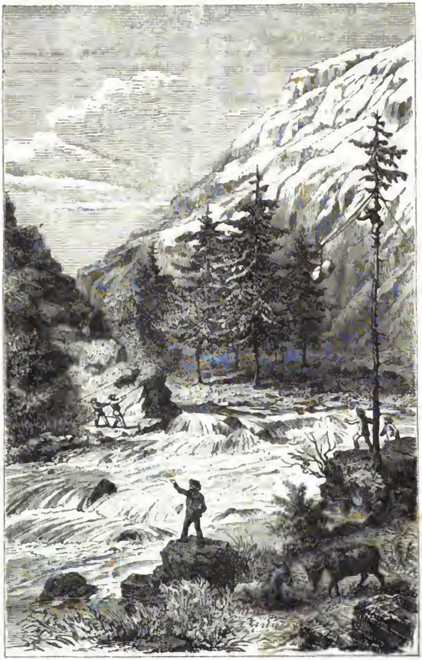
Das Völkchen, dem diese leichtsinnigen und übereilten Rüstungen galten, war weit entfernt, etwas davon zu ahnen. Ruhig ging Jeder seinen friedlichen Beschäftigungen nach: denn, seit die dreihundert Edelleute, von Holstein her, vor fast hundert Jahren (1404) einen Einfall in die Ditmarschen gewagt hatten und in der Hamm bis auf den letzten Mann erschlagen waren, hatte man nichts vom Kriegsgetöse vernommen, und nur in den Liedern des Volks ward davon erzählt, wie sie, die hohen stolzen Herren, sämmtlich auf dem Moor, im Brand der Augustsonne, da lagen, und wie zweihundert und dreiundachtzig Edelfrauen bleich in Trauer und Thränen kamen, die Leichen zu lösen. Siebzehn Ritter davon waren unverehelicht und wurden den Damen ohne Entgelt mit heimgegeben. Die Ditmarschen dachten nicht daran, Raubzüge gegen ihre Nachbarn zu unternehmen, und daß Kaiser Friedrich III. ihr Land an Dänemark verschenkt hatte, hielten sie, wenn sie je davon hörten, höchstens für eine Anwandlung von Blödsinn, da sie nicht begreifen konnten, wie Jemand etwas verschenken könne, welches andern Leuten von Urzeiten her gehört hatte. Deßhalb fingen sie Krabben und Störe, wie bisher, bauten ihre fetten Weizenäcker, pflegten Pferde und Rindvieh, und — befanden sich wohl dabei.

Der alte baufällige Telschenkrug, von dem in der Erzählung „Graf Geert von Oldenwörd" (Seite 1) die Rede war, hatte von den Nachkommen des Paares, mit dessen angesetzter Hochzeit sie schloß, neu erbaut werden müssen, doch Leben und Sitte der Bewohner war durchaus unverändert geblieben, bis auf die Namen, die ebenfalls keiner Mode unterlagen. Kort, der Verlobte der Telsche von 1319, war zwar nur ein Brudersohn des alten Isenbrand gewesen, den der Graf Geert von Altenwörden erstach; doch die Umwohner waren völlig zufrieden, daß der alte Namen auf dem neuen Kruge geblieben, und der alte biedere Sinn und Muth in das neue Haus sich vererbte. Und so war es gekommen, daß anno 1500 wieder ein Wulf Isenbrand den Krug und eine Tochter Telsche besaß, wie 1319. Dieser war in seinen jungen Jahren länger mit einem englischen Schiffe zur See gewesen, und hatte so mehr vom Kriege gesehen, als seine Landsleute, die daheim geblieben und sich redlich genährt hatten. Doch ein redlich ditmarsches Herz hatte er, neben seinen Erfahrungen, wieder mitgebracht, und Beides hatte ihm Achtung und Zuneigung in reichem Maße erworben, die wie ein Erblehen auf dem Kruge hafteten.

(Schluß auf S. 48.)

Ein Ritt nach Californien.

(Fortsetzung zu S. 40.)



Der Rio de la Laguna war so angeschwollen und raste so wild über sein Felsenbett hinweg, daß wir in großer Noth waren, unser Gepäck „trocken" hinüber zu bringen, denn der Fluß war so tief, daß die Maulthiere das andere Ufer nur schwimmend erreichen konnten, da ihnen das Wasser weit über den Kopf ging. Wir fällten daher eine hohe Föhre hart am Uferrand, und hofften, dieselbe werde, wenn wir ihren Fall so richteten, daß er quer über den Fluß gehe, einen guten Anhaltspunkt zu einer Brücke geben; aber der mächtige Baum fiel zum Theil in's Wasser und wurde alsbald vom Strudel fortgerissen. — Wir mußten daher auf ein anderes Auskunftsmittel denken. Einer von uns konnte besonders gut schwimmen; er warf sich in's Wasser und kam nach schwerem Kampfe glücklich hinüber. Ein Anderer fing ein indianisches Roß, das ruhig im Thale graste, und sprengte auf demselben in den Fluß. Auch dieser kam glücklich hinüber. Nun warfen wir den Beiden eine Leine zu, und an dieser zogen sie ein schweres festes Seil hinüber, welches fähig war, die Lasten unseres Gepäcks zu tragen. Das Seil wurde von Denen drüben um einen Felsen hart am Ufer geschlungen, und wir selbst befestigten es auf unsrer Seite auf der höchsten Spitze eines mächtigen Tannenbaumes, wie dieß auf dem Bilde hier zu sehen ist. Ein eiserner Haken mit einer Schlinge ward über das Seil geschoben und unser Gepäck an die Schlinge gehängt. So flog dieses lustig über den Fluß hinüber, ein Stück nach dem andern, während wir nach jeder Passage den Ringhaken wieder an der Leine zurückzogen. So brachten wir vermittelst dieses neumodischen Beförderungsmittels in einem Tage unsere ganze Bagage hinüber, und zu guter Letzt schwammen wir auf den Maulthieren auch hinüber. Das Wasser war eisig kalt, und oft waren wir nahe daran, zu ertrinken; aber doch ging noch Alles glücklich von Statten, und ein scharfer Ritt von einigen Meilen brachte wieder Wärme in unsere halberstarrten Glieder. Es war dieß am 22. Juni, und für uns gleichsam der Vorschmack dessen, was uns die beiden nächsten Tage treffen sollte; denn unser Hauptleiden begann am 23. Juni, und erreichte seinen Gipfel am 25., 26., 27., 28. und 29. dieses Monats.

Wir waren nämlich noch etwa vierzig Meilen vom Rio grande, unserem nächsten Zielpunkte, entfernt. Nach einem Ritt von einigen Stunden erreichten wir die beiden Flüsse, durch deren Vereinigung sich der Nawaquasitsch, der „Schafschwanzfluß" bildet. Diese zwei Flüsse, von den Mexikanern „Los Riitos Quartos" (die „Zwillinge") genannt, waren zwar sehr angeschwollen, aber es gelang uns doch, sie zu passiren, jedoch nicht ohne daß ein großer Theil unseres Gepäcks naß wurde und ein Mantelsack mit vielen für uns sehr werthvollen Gegenständen ganz verloren ging. Doch dieß war nur der Anfang. Am 24. Juni erreichten wir den Uncompagre, einen weiter südlich gelegenen Seitenstrom des Rio grande, und marschirten an dessen Ufer dem Rio grande zu. Noch vor Abend hatten wir den letzteren erreicht; aber — was für



Ueberfahrt über den Rio grande.
(Siehe S. 46.)

ein Fluß war es! Wohl hatten wir ein großes Wasser erwartet, aber einen solchen mächtigen Strom, — wie sollten wir diesen passiren? Brausend und brüllend stürzte er dahin, und wenn seine Wellen an den sandigen oder lehmigten Ufern anprallten, so klang es wie Artilleriefeuer und Kanonendonner. Sein Bett war voll von mächtigen Baumstämmen, welche er auf seinem stürmischen Laufe ausgerissen hatte, und welche, wenn sie gegen einander stürzten, sich aufbäumten, gleich riesenhaften Wasserzauberern, um gleich darauf wieder in der Tiefe der gurgelnden und tobenden Wellen zu verschwinden. Der Fluß mochte wohl seine achthundert Fuß breit sein, und von einer Furth war weit und breit keine Rede. Wir machten uns also gleich daran, ein Floß zu bauen.

Hart am Ufer lag an einer Stelle viel todtes Holz, umgeworfene, halbmodernde Baumstämme. Wir schritten darauf zu; der Weg führte aber durch einen Sumpf, in dem unsere Maulthiere, bis an den Bauch einsinkend, fast stecken blieben. Somit waren wir genöthigt, das Gepäck auf unsern Köpfen hinüber zu bringen, oft selbst beinahe versinkend. Eine wunderschöne Aussicht belohnte uns, denn wir hatten, gerade gegenüber von uns, auf der andern Seite des Stromes die Pareamoot-Berge, d. i. die „Elennthiergebirge“, so genannt, weil ganze Heerden dieser Thiergattung dort herumstreifen. Ueppiger kann die Natur vielleicht nirgends getroffen werden, als auf diesen Bergen; aber — was half uns diese Aussicht, da wir in der Sonne arbeiten mußten, ohne irgend einen Schutz vor ihren glühenden Strahlen, eine reine Beute der Bremsen und Mosquitos, welche uns zu Tausenden und Abertausenden umschwärmten und aussaugten! Das war eine gräßliche Nacht, die wir hier zubrachten!

Am 25. war das Floß fertig. Wir brachten es in's Wasser, um seine Tragfähigkeit zu probiren. Auf einem ruhigen Flusse würde es gewiß seine Pflicht erfüllt haben, aber wie konnte es diesen Wellen gegenüber Stand halten? Es war nämlich das Unglück, daß der Fluß hier eine große Biegung machte und daher die Strömung der Wellen vom rechten Ufer auf das linke Ufer zuging. So trieben alle Baumstämme auf unser Ufer zu, und alle Wellen brachen sich auf unserer Seite. Diesen Mächten konnte das schwache Floß nicht lange widerstehen. Ein paar Stöße wildfluthender Baumstämme, ein paar Wirbeldrehungen — und das mühsam construirte Ding lag in tausend Trümmern und schwamm den Fluß entlang. Ein Glück, daß wir unser Gepäck noch nicht darauf hatten! — Hier war der Rio grande für uns also nicht zu passiren; so beschlossen wir, ein paar Meilen weiter südlich zu marschiren, den Uncompagre zu überschreiten und unterhalb der Mündung dieses Stroms in den Rio grande eine Furth zu suchen. Wir hofften, dort die Strömung ruhiger zu finden! — Wir trugen also unser Gepäck wieder durch den Sumpf und zogen unsere Maulthiere nach. Es war ein trauriges und mühsames Geschäft, und — eine trauriger aussehende Gesellschaft konnte man wohl nicht in der Welt finden, denn unsere Maulthiere waren halb lahm und wir selbst bis unter die Arme wie in Koth getaucht; die Mosquitos und Bremsen stachen uns, wo sie einen

bloßliegenden Fleck Haut fanden, und unsere Gesichter waren mit Beulen und Blutrinnen überzogen. Wir tauften den Sumpf den „Verzweiflungsmorast“, und nie hat ein Fleck Land seinen Namen mit mehr Recht verdient. — Nach kurzer Zeit erreichten wir den Uncompagre. Es ist dieß nur ein Nebenfluß des Rio grande, aber er ist fast so mächtig, als dieser selbst. Wir lasen unsere stärksten Maulthiere aus, um den reißenden Fluß zu überschreiten und das Gepäck zu tragen. Das Wasser ging ihnen über den Rücken, und sie konnten mit ihren Füßen kaum den Boden des Strombettes fassen. Doch kamen alle glücklich hinüber, bis auf eines. Dieses verlor den Grund und sank ein, immer tiefer und tiefer hinabsinkend. Die Last, die es trug, war zu schwer, als daß es hätte schwimmen können, und so ward es hülflos vom reißenden Strome fortgerissen und entschwand bald unsern Augen. Mit ihm war all' unser Vorrath von Pinole (gerösteten und gemahlenen Maiskörnern) und noch eine Menge anderer fast unentbehrlicher Artikel verloren. Ueberhaupt waren unsere Vorräthe nun arg zusammengeschmolzen, denn was nicht ganz verloren ging, wurde wenigstens so durchnäßt, daß es kaum mehr zu gebrauchen war. — Abermals lagerten wir uns an einem steilen Uferrand des Rio grande, abermals hatten wir die herrlichste Aussicht auf die Pareamoot-Berge, und abermals waren wir die Beute der gräßlichen Bremsen, der Furia infernalis dieser Thäler! Wo sich ein solches Thierchen niederließ, war es, als führe Einem die Spitze einer rothglühenden Stopfnadel in's Fleisch, und ein Strom von Blut floß augenblicklich nach. Menschen und Thiere litten außerordentlich von diesen Fliegen!

Am 26. gingen wir daran, einen Kahn auszuhöhlen, denn eine Furth fand sich nicht und ein Floß mußte auf der Stelle zerschellen. So blieb nichts übrig, als einen schweren Baum zu fällen und in ein Canoe zu verwandeln. All' unser Handwerkszeug bestand übrigens in zwei stumpfen Aexten und zwei leichten Beilen, welche zum Glück nicht mit dem (oben berührten) Packmaulthier verloren gegangen waren. Was konnte hiemit Großes geleistet werden? Doch gingen wir frisch an's Werk. Der Baum ward gefällt und auszuhöhlen angefangen. Das Holz war aber so naß, daß einzelne Splitter davon, wenn in's Wasser geworfen, sogleich untersanken. Endlich nach unsäglicher Mühe und nach einer angestrengten Arbeit von anderthalb Tagen war der Kahn fertig. Wir zündeten ein mächtiges Feuer an, um ihn, so gut es ging, zu trocknen, damit er wenigstens etwas leichter werde und um so eher schwimme. Es ging auch, und zwei Mann setzten über den reißenden Strom; aber der Nachen ging so tief, trotzdem daß die Zweie nur ganz wenig von unserem Gepäck mitgenommen hatten, — daß die Ränder kaum vier Zoll über das Wasser emporragten. Zweimal noch an diesem Tage (am 28.) ward die Ueberfahrt gewagt, so daß am Abend ein ziemlicher Theil unseres Gepäckes und drei Mann auf dem rechten Ufer des Rio grande standen, während die Andern auf dem linken übernachteten. Unser „Stelzfuß“ war es, welcher die Hin- und Herfahrt unermüdlich bewerkstelligte, und wenn er einen Mann mit etwas Gepäck auf das rechte Ufer gebracht hatte, sogleich allein wieder auf die linke Seite zurückruderte. Am 29. in aller Früh begann die Fahrt von Neuem. Die Ladung war dießmal ungewöhnlich stark. Ich war unter den Dreien, die am rechten Ufer hielten. Der Nachen näherte sich immer mehr, aber er war so schwer beladen, daß er trotz aller Anstrengung der zwei Männer darin immer weiter den Fluß hinabtrieb. Wir sprangen ihnen entgegen, aber der Nachen flog pfeilschnell den Strom hinab. Plötzlich hörten wir einen furchtbaren Schrei. Wir eilten zur Stelle. Da rangen die zwei Männer mit den Wellen, und nur mit der entsetzlichsten Anstrengung gelang es uns, sie zu retten, so reißend war der Strom. Der Nachen war umgestürzt und flog den Fluß hinab. In zwei Minuten sahen wir keine Spur mehr von ihm. Mit ihm verloren wir sieben Flinten, viele unserer Pistolen und Revolver, alle unsere Munition, einen Theil unseres Sattelzeuges, den größten Theil unseres Kaffee's und Zucker, viele Teppiche, und besonders alle die Spielereien, welche wir zu Geschenken für die Indianer mit uns führten. Und da standen wir nun, mitten in einer Wildniß, in welche vielleicht noch nie eines weißen Mannes Fuß gedrungen, abgeschnitten auf Hunderte von Meilen von aller Civilisation, fast ohne Lebensmittel, beinahe ohne Waffen, dem Hasse oder Mitleid der Indianer preisgegeben, mit denen wir jetzt alle Augenblicke in Collision kommen mußten, da wir das unermeßliche Gebiet der „Utahs“ bereits betreten hatten! Was sollten wir beginnen? Ein Theil war hüben, der andere drüben, dazwischen ein reißender Strom von 800 Fuß Breite! Unsere beiden Aexte waren zerbrochen, unsere Beile stumpf geworden, ein zweites Canoe zu erbauen war nicht möglich, auch wenn wir nicht Alle so entmuthigt gewesen wären, wie wir es doch in der That waren. Was thun? Es gab nur Einen Ausweg. Einige von uns mußten nach der nächsten civilisirten Ansiedlung, also nach Taos in Neumexiko, zurückreisen, um „neu einzukaufen“, und die Andern mußten warten, bis die „zweite Equipirung“ ankam. Wir hatten „Schiffbruch“ gelitten und mußten unsere Fregatte frisch auftakeln! — Vor Allem war nothwendig, daß wir uns wieder mit Denen „drüben“ (auf dem linken Ufer) vereinigten. Zu dem Ende schwammen noch zwei der tüchtigsten Schwimmer zu uns herüber, um uns in der Verfertigung eines Floßes zu helfen; denn ein Floß mußte uns dießmal retten, wenn irgend Etwas uns retten konnte! Es konnte uns auch retten, weil die Strömung des Flusses, wie schon gesagt, vom rechten zum linken Ufer ging, und das Floß also von selbst dem linken Ufer zugetrieben wurde. Wir waren bald eifrig an der Arbeit, eifriger als je sonst in unserem Leben, denn es galt ja eben dieses Leben! Am 30. Mittags 1 Uhr war das Floß fertig, 12 Fuß lang und 8 Fuß breit. Einen Theil des Gepäcks, das zwei Tage zuvor zu uns herübergeschifft worden war, das Allernothwendigste, nahmen wir mit auf das Floß, den größten Theil aber waren wir genöthigt zurückzulassen, um unsern Schwimmapparat nicht zu sehr zu belasten und uns dadurch Alle dem Untergang zu weihen. Dennoch, als wir uns endlich ihm anvertrauten, sank das Floß so tief in's Wasser ein, daß wir Alle über anderthalb Fuß tief im

Strome standen. Reißend wurden wir von den Wellen fortgerissen, querüber kamen wir nicht, aber dennoch näherten wir uns dem andern Ufer immer mehr; und endlich warf uns eine mächtige Welle in den weichen Grund, welcher das linke Ufer hier bildet. Wir waren gerettet!

Kein Menschenleben war verloren gegangen, nicht einmal das der Thiere, ein einziges ausgenommen, aber unser Gepäck war sehr verringert. Statt eilf großen Päcken besaßen wir deren nur noch drei. An Teppichen und Kleidern hatten wir zwar keinen großen Mangel, um so mehr aber an den so überaus nothwendigen Lebensmitteln, und vor Allem an Waffen. All' unsere Vorräthe bestanden aus 25 Pfund Zwieback, der meist zu Staub geworden war, aus 20 Pfund getrocknetem Wildpret und 10 Pfund Speck. Und davon sollten eilf ausgehungerte Männer vielleicht wochenlang leben! Doch wir verzweifelten nicht; wir hatten ja auf den äußersten Nothfall unsere Maulthiere, um uns vor dem Hungertode zu retten, bis die Partie, welche nach Taos zu eilen hatte, Hülfe bringen konnte. Zum Glücke fanden wir auch noch in der Ecke eines alten Mantelsacks etwas Pulver und Blei und ein wenig Tabak. Wer war nun reicher als wir?

Nachdem wir zwei Tage lang denselben Weg, den wir vorher gemacht, zurückgeritten, erreichten wir am 2. Juli das Ufer des Nawaquasitsch, und hier in dieser herrlichen Gegend, umgeben vom reichsten Weideland, wo Wild und Baumfrüchte im Ueberfluß zu haben waren, hier beschlossen wir in einem Seitenthälchen zu warten, bis die Beiden, welche sich jetzt unter Anführung des Stelzfußes von uns trennten, um in Taos in Neumexiko die zu unserer Weiterreise so überaus nöthigen Einkäufe zu machen, wieder zu uns stoßen würden. Ihnen gaben wir fast alle Vorräthe mit, welche wir hatten, und doch hätten sie verhungern müssen, wenn sie nicht unterwegs an den Grenzen Neumexiko's auf halbcivilisirte Indianer gestoßen wären, welche ihnen von ihrem getrockneten Fleische mittheilten! Ihnen gaben wir auch eine Flinte mit, und eine behielten wir; denn aus diesen zwei Schießgewehren bestand alle unsere Bewaffnung in einem wildfremden Lande, das, wenn überhaupt bewohnt, nur von wilden Nationen bewohnt war! Wir trennten uns mit schwerem Herzen von einander, denn wir wußten nicht, ob wir uns wiedersehen würden. Alle Freudigkeit der Reise war von uns gewichen; unsere Gemüther waren traurig bis zum Tode; denn so viel war gewiß, die Zeit nahte rasch, wo die Indianer von der Büffeljagd in den Ebenen, auf der sie jetzt sämmtlich begriffen waren, in die Gebirgsgegenden zurückkehren mußten, und was dann mit uns wenigen Weißen geschehen mochte, konnte Niemand voraussagen!

Bis jetzt hatten wir nur wenig von Indianern gesehen, und diejenigen kleinen Banden, denen wir begegnet waren, zeigten keine Feindseligkeit, da wir sie mit Geschenken, mit Glasperlen und andern Schmucksachen, die wir zu dem Zwecke von Westport mitgenommen, zufrieden stellen konnten. Jetzt fehlte es uns an solchen Geschenken gänzlich, weil dieselben mit unserer übrigen Bagage im Rio grande verloren gegangen. Doch — wir ängstigten uns vielleicht ohne Grund; die ersten paar Tage unserer Einsamkeit in dem Nebenthale des Nawaquasitsch gingen ja ruhig vorüber! Eines Morgens aber wurden wir plötzlich durch gellende Zurufe erschreckt. Eine Bande von etlichen und fünfzig Utahs umschwärmte uns. Sie waren sämmtlich gut beritten und mit langen Flinten bewaffnet; doch schienen sie keine feindseligen Absichten zu hegen, denn sie führten Weiber und Kinder bei sich. Einer unserer Leute verstand so viel von ihrer Sprache, um ihnen unsere Verluste begreiflich zu machen. Alsbald packten sie eins ihrer Lastthiere ab und theilten uns von ihren getrockneten Fleischvorräthen mit. Einer von ihnen, augenscheinlich der Häuptling, trug einen von Wind und Wetter arg mitgenommenen europäischen Hut, eine „runde Angströhre“, und war nicht wenig stolz auf diesen Schmuck, zu dem er, Gott weiß wie, gekommen war; denn alle Indianer sind sonst gewohnt, keine Kopfbedeckung zu tragen! Wir gaben ihnen als Gegengeschenk einiges Pulver und Blei, so viel wir entbehren konnten. Die Hauptfreude aber machte ihnen eine Schachtel voll — Streichzündhölzchen, von denen sie wahrscheinlich vorher noch nie etwas gesehen hatten. Sie spielten damit, wie Kinder, und Jeder eignete sich einige an, um „ein Feuerchen“ anzumachen. So schieden wir äußerst freundlich von einander, und nicht ohne daß wir die Gewandtheit bewunderten, mit der sogar kleine Buben von fünf und sechs Jahren ihre feurigen Rosse tummelten und mit Bogen und Pfeil umzugehen wußten, denn jeder ihrer Knaben hatte einen kleinen Bogen in der linken Hand nebst zwei Pfeilen und traf damit im schnellsten Laufe sein Ziel.

Acht Tage blieben wir nun wieder einsam. Da streiften plötzlich drei indianische Reiter an unserem Lager vorbei, denen bald darauf ein Dutzend Andere folgten. Wir theilten unsere Speise mit ihnen, und einer von ihnen lud uns ein, sie in ihrem Lager zu besuchen. Sie waren nämlich soeben von der Büffeljagd zurückgekehrt, und hatten ihr Lager etwa zehn Meilen von uns entfernt aufgeschlagen. Wir wußten, daß wir ihrer Einladung folgen mußten, wenn wir auch nicht wollten, darum folgten wir anscheinend freiwillig und gerne. Der Weg führte über einen Bergrücken in ein anderes Thal, das man in der That und Wahrheit des „Jägers Paradies“ nennen konnte. Das Thal war nur vielleicht 15 Meilen lang und höchstens 4 breit. Kühne Berge strebten auf beiden Seiten zum Himmel empor, bedeckt mit Wäldern und herrlichem Wiesengrund. Ein wohl 40 Fuß breiter und 3 Fuß tiefer Strom voll süßen klaren Wassers bewässerte das Thal, und Hunderte von Pferden und Gaisen weideten darin, während die Berge von Heerden von Hirschen und Elennthieren bevölkert waren. Die Indianer hatten hier ihre Hütten aufgeschlagen: hölzerne Pfähle, in einer Rundung in die Erde gestoßen und mit Büffelhäuten bedeckt! Vor den Hütten standen Weiber und Kinder und gafften auf die weißen Fremdlinge. Es war ein Bild aus der patriarchalischen Zeit! — Der Häuptling war ein alter, fast altersschwacher Mann, aber doch übte er einen unbeschränkten Einfluß auf das ganze Dörfchen, wenn man ein Indianerlager so nennen darf. Wir rauchten mit ihm und

speisten mit ihm. Und wie speisten wir! Eine Frau brachte zwei breite hölzerne Platten mit fettem gebratenem Hirschfleisch und gekochten Maiskörnern, denen wir alle Ehre anthaten. Dann kam aber eine Speise, welche im ersten Gasthof der Welt nicht feiner und schmackhafter bereitet werden könnte. Es war Welschkornmehl in Gaismilch gekocht und mit Elennthierfett geschmälzt. Man muß Wochen lang, wie wir, kein Brod und keine Mehlspeise gesehen haben, um zu wissen, wie wir es uns schmecken ließen! Ein Glück, daß der „gute Ton“ unter den Indianern erheischt, daß der Gast von der vorgesetzten Speise auch das letzte Krümchen verzehren muß, wenn er nicht unhöflich erscheinen will, denn wir machten so „klaren Tisch“, als wenn wir seit Monaten gehungert hätten. Als wir aufbrachen, um wieder zu den Unsrigen zu stoßen, fanden wir einen Sack voll getrockneten Fleisches und gerösteten Welschkorns, um unserer „Hungersnoth“ abzuhelfen. Leider konnten wir von unserer Seite kein anderes Geschenk machen, als etwas Tabak und zwei leinene Handtücher. Doch Eines fiel uns noch bei. Einer von uns besaß nämlich einen kleinen, mit Blei eingefaßten Taschenspiegel und gab ihn dem Häuptling, und — ein für uns werthloseres, für ihn werthvolleres Präsent hätten wir ihm nicht machen können! Er war so erfreut, daß er nicht nachließ, bis wir versprachen, zwei Tage darauf eine ihrer Jagden auf Elennthiere mitzumachen. Wir thaten es auch, aber Gott verhüte es, daß ich noch einmal gezwungen bin, eine solche Jagd mitzumachen! Ich glaubte doch auch etwas vom Reiten zu verstehen, ich meinte Andere gesehen zu haben, die Keiner „im Sattel“ überbieten könnte; aber nun sah ich, daß ich bis jetzt noch nie „reiten gesehen hatte“. Nun merkte ich, daß Alles Stümperei sei, wessen die Europäer und Amerikaner fähig sind! Sie gaben mir eines ihrer besten Pferde, und nur diesem habe ich es zu verdanken, daß ich noch am Leben bin; denn so toll wir auch dahinjagten, so wenig uns ein Graben, ein Bach, ein umgestürzter Baum im tollsten Galopp ein Hinderniß darbieten konnte, so hoch wir an Klippen hinaufsprengten, welche ich früher blos für wilde Katzen zugänglich erachtet hatte, so wirbelwindmäßig wir die halsbrechendsten Abhänge hinabstürmten, — nie that irgend eines der Thiere einen Fehltritt, nie kam es aus seinem gleichmäßigen Galopp, und nie ermüdete es! Es waren ja gezähmte Mustangs, gezähmte Pferde der Prairie, und diese Thiere, in der Freiheit aufgewachsen, haben andere Knochen, als die in der Civilisation gebornen! — Wir erlegten verschiedene Elennthiere, Antilopen und Hirsche, denn die Indianer erwiesen sich als eben so gute Schützen, wie Reiter.

(Fortsetzung auf S. 52.)

Tagfalter.

(Taf. 7.)

Der kleine Eisfalter, Limenitis Sibylla *L.*, (Fig. 1 a bis 1 e) ist einer der bekanntesten deutschen Schmetterlinge; in manchen Gegenden nennt man ihn: Weißer Admiral, Heckenkirschenfalter oder Bandfleck. Der männliche Schmetterling (Fig. 1 c) hat eine dunklere, sammtig-schwarze Grundfarbe, während diese beim Weibchen (Fig. 1 d) mehr braun ist. Auf der Rückseite der Flügel (Fig. 1 e) sind sich beide vollkommen ähnlich. Dieser Schmetterling liebt besonders schattige Laubwaldungen mit lichten Stellen, und pflegt gern auf Brombeerblüthen, auf sonnigen Büschen oder auch auf sonnigen Waldwegen niederzusitzen. Wenn er so seine Flügel abwechselnd hebt und senkt, und dadurch bald die schwarz und weiße Oberseite, bald die bunte Rückseite seiner Flügel in der Sonne wiegt, bietet er einen reizenden Anblick dar. Er führt aber ein unstätes Leben, und der zarte Schmelz seines Flügelstaubs ist daher nicht von langer Dauer. Nur selten glückt es deßhalb auch, für die Sammlung ganz reine, unverletzte Exemplare zu fangen; zu diesem Zwecke muß man die Raupen aufsuchen und großziehen *). In Gegenden, wo der Schmetterling vorkommt, ist man sicher, mit einiger Ausdauer die Raupen zu finden. Sie sind grün, mit rothen ästigen Dornen, (Fig. 1 a) und leben Anfangs bis Mitte Mai auf dem wilden Gaisblatt, Lonicera periclymenum, welches nebst dem allgemein bekannten zahmen Gaisblatt auf unserer Tafel abgebildet ist. Die Raupen sind träge, leben mehr auf den unteren Zweigen der Sträucher, als auf den Ranken, und ziehen kleine, etwas derbe Blätter den großen saftigen vor. Sie wachsen sehr schnell, hängen sich mit dem Hintertheil an einem Stengel auf, und verwandeln sich dann in die sonderbare höckerige Puppe Fig. 1 b, aus welcher gewöhnlich Anfangs Juni der Schmetterling hervorschlüpft.

Fig. 2 a und b unserer Tafel geben das Bild eines dem kleinen Eisfalter nahe verwandten Schmetterlings, nämlich des kleinen ungarischen Eisfalters, Limenitis lucilla. Sowohl an der Anordnung der weißen Flecken auf der Oberseite, als auch an der sehr abweichenden Zeichnung und Färbung der Hinterseite (Fig. 2 b) ist er leicht von der vorigen Art zu unterscheiden. Er hat mit dieser ganz ähnliche Lebensweise, kommt jedoch nur in Oesterreich, Steyermark, Ungarn und Italien vor. Die Raupe ist braun, mit gelbem Längsstreif über den Füßen, und mit größeren Dornzapfen, als bei der Sibylla-Raupe. Sie lebt auf der weidenblätterigen Spiräe, Spiraea salicifolia, und verpuppt sich an den Stengeln dieser Pflanze.

---

*) Wir benützen diese Gelegenheit, um auf den kürzlich bei K. Thienemann in Stuttgart erschienenen und durch jede Buchhandlung zu beziehenden „Apparat für kleine Schmetterlingsammler“ aufmerksam zu machen. Derselbe enthält in einem hübschen Carton Alles, was zum Schmetterlingsfang und zur Raupenzucht erforderlich ist: ein Fangnetz, zwei Spannbrettchen, ein Florkästchen zur Raupenzucht, 300 Insektennadeln 2c. 2c. — Wir kennen kein hübscheres und passenderes Geschenk für Knaben von 5 bis 12 Jahren, und empfehlen daher den Apparat allen Freunden der Jugend auf's Wärmste.


1.a
1.b.
2 b.
2.a
1 d
1.c.
1.e.
a.
b.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

(Schluß zu S. 43.)

Mehr und mehr war im Laufe der Zeit auch die Kunst, die Dämme zum Schutz des Landes zu erbauen, vervollkommnet, und aus ihr die umsichtige Wissenschaft, sie regelrecht anzulegen; der Telschenkrüger hatte in Holland viel in dieser Richtung gelernt, und ward, da sein Wissen sich erprobte, zum Deichvogt gewählt, welches seinen Einfluß bedeutend erhöhete. Weit hinaus von dem Hügel, auf welcher der Krug lag, sah man über die von tiefen Gräben durchzogenen Kampe, bis an die Deiche, die in weitem Bogen sich hindehnten und die gewaltige Meerfluth von der schirmenden Muttererde zurückhielten. Es waren feste, kluge Bauten, deren Aufsicht Herr Isenbrand leitete und die sich schon lange Jahre bewährt hatten. Das war der Stolz des Alten, und wenn bei Nordwestwind das Haffbrausen noch so laut dröhnte, so lachte er nur wild, nahm den langen Klüwerstock *) und setzte quer über die Fleeten **), bis er seinen lieben Damm erreichte, dessen andere Seite schier bis zur Krone von der Salzfluth bespült ward, wo sie dann wohl fünfzehn und mehrere Fuß höher stand, wie das sicher dahinter ruhende Feld und die Wiesen, auf denen das schwerere Vieh wiederkäuend lag. Dort hatte der Deichvogt seine eigenen kleinen Merkzeichen für Fluth und Ebbe, die Niemand wußte, wie er, und auf deren genaue Beobachtung er viel hielt. — Wie er noch auf der See fuhr und vor dem Mast diente, da begab es sich eines Tages, daß nach einem Sturm, der zwei Tage und Nächte gewüthet hatte, er im Vormars die Wache hatte, und wie er so durch die hohlen Wellentröge spähete, glaubte er das Wrack eines zerschellten Schiffes driften zu sehen, und an der Topstenge — wahrhaftig — da war Etwas festgesurrt, welches noch lebte, eben hatte er einen Arm sich noch rühren sehen.

Er gab ein Signal auf's Schiff herab, und nach einer Viertelstunde hatte er einen prächtigen Jungen von etwa fünf Jahren in seiner Hängematte liegen. Sein Vater war mit einem Barkschiff im Sturme untergegangen und er heiße Hinnerk — das war Alles, was man von ihm herausbringen konnte. Es war Wulf Isenbrands letzte Reise gewesen, und als er in die Heimath kam, brachte er den kleinen Hinnerk mit auf den Telschenkrug. Er heirathete noch im selbigen Jahre, und als sein Weib nach der Geburt eines Töchterchens von seiner Seite genommen wurde, erzog er das Kinderpaar mit einander. Hinnerk war mit seinem freudig kühnen Wesen dem Alten sehr lieb, noch lieber aber war ihm sein einziges Kind Telsche, in der er seine Beke neu aufblühen zu sehen wähnte. Die Kinder indeß — waren Leute geworden, und hatten sie einander auch innig lieb, so waren sie doch im ungestörten freien Beisammensein durchaus harmlos zufrieden. Wie als Kinder wünschten sie nichts, als mit einander zu arbeiten, am gleichen Tisch zu essen, mit einander hinauszurudern auf die blaue See, nach Netz und Reusen zu sehen, und Abends mit einander zu singen.

Auch der Deichvogt war mit dem Status quo völlig befriedigt; die beiden jungen Leute blüheten wie Rosen und arbeiteten jedes für zwei, was wollte er mehr? — Ging er auf den Deich, so mußte Hinnerk ihn meistens begleiten, weil nur er ihn ohne Worte verstand, jeden Wink, jeden Blick zu deuten wußte, ja jeder Andeutung im Sinne des alten Herrn zuvorkam. Stieg er dann in's Boot, so wußte Hinnerk schon, wohin er die Fahrt zu lenken hatte, und legte stets an dem Sihl an, welches der Deichvogt zu untersuchen hatte. Jede schadhafte Stelle am ganzen Deich nicht blos an der Eyder und Elbe von Tönningen bis Brunsbüttel kannte er, sondern draußen auch in der Nordsee vom Landdeep bis zur Marneplaten der Suderelbe war ihm bekannt, und hatte schon oft es bewährt, daß man ihn mit vollem Rechte den besten Lootsen zwischen beiden Strömen nannte. So war es wohl begreiflich, daß der Deichvogt jährlich ein ganz respektables Geld von seinem Hinnerk annahm; denn der Bursche behielt nur seinen Hauslohn für sich und brachte alles Andere seinem Pflegevater, ohne nur zu fragen, was der damit anfinge.

So war Hinnerk sechsundzwanzig, Telsche aber zwanzig Jahre alt geworden, als mit dem Schluß des Jahres 1499 das große Fest der Ditmarschen, der Heyder Pferdemarkt, wiederkehrte. Dorthin wallfahrtet Alles, jeder Vollbauer, der ein Dutzend Roßköpfe an der Krippe hat, und jedes Krauthweib (Krabbenfängerin), die kaum eine eigene Kaffeemühle besitzt; so ist es heute und so war es damals. Ein alter Knecht allein war zum Schutze des Hofes zurückgeblieben, und Telsche, die unwohl sich befand, war in ihrer Kammer, als vier wild aussehende Kerle durch die Straßenthür *) eindrangen. Mit rauhen Flüchen und Drohungen verlangten sie Geld und Gold, und als der alte Klaus Snaars ihnen ruhig versicherte, daß derlei nicht in seinem Verwahr sei, begannen sie den Greis zu mißhandeln, was mit unvermutheter Energie zurückgewiesen ward. Die „Jungfer" vernahm den Wortwechsel, das erzürnte Schelten Klasens, und stand plötzlich mit einem schweren Springstock von zähem Eichenholze neben ihm. Mit bestialer Rohheit erwiederten die Strolche die gütlich abwehrenden Worte des Mädchens, als aber Einer nach ihr zu greifen wagte, traf ihn ihr Schlag so gewaltig auf die Pickelhaube, daß er augenblicks taumelnd fiel. Zur Grotendoer stürmte zu gleicher Zeit ein junger Mann herein, vor dessen wuchtigen Hieben zwei der Angreifer zu Boden stürzten, um nicht wieder aufzustehen. Es war Hinnerk, der ohne Telsche kein Vergnügen in Heyde gefunden hatte und unvermuthet zurückgekommen war. Der Vierte der Räuber war in der Verwirrung entkommen.

Dieß waren die ersten Vorläufer der frommen Landsknechte, welche Reynold von Mailand, den der alte Chronist „de Boßbart" oder „de Geebart" nennt, zur Hülfe

*) Springstock.
**) Tiefe Wassergräben.

*) De Stratendoer ist an der Langseite des Hauses gewöhnlich geschlossen, entgegen der Grotendoer, die unter dem Giebel meistens offen ist.

Johanns von Dänemark in das friedliche Land schickte. Sollten diese dem nachfolgenden Hauptheere ein warnendes Zeichen sein? — so war es wenigstens nicht orakelhaft dunkel und vieldeutig. Wohl hatte Telsche's Schlag den Getroffenen nur betäubt; Hinnerks Klüverstock aber hatte dem Landsknechte den Schädel trotz des Lederhelms durchaus zersplittert, seinem Kameraden aber das Brustbein eingeschlagen; er athmete kaum noch eine Viertelstunde.

Klaus Snaars schleppte die zwei Leichen unter einen zur Seite stehenden Schuppen, und wies dem geknebelten Verwundeten einen warmen Schweinstall an. Die Zeit, welche dieß erforderte, hatte indeß den jungen Leuten genügt, von der Wallung des Augenblicks erregt, sich über ihre Gefühle zu verständigen. Telsche glaubte, von der Hoffnung der ihr plötzlich klar gewordenen Liebe bewegt, daß ihr Vater dem treuen, unermüdeten Geliebten, der ihm eben erst der Tochter Leben und sein Gut gerettet, die Hand der Geschirmten nicht weigern werde. Hinnerk dagegen, erfahrener und umsichtiger, wagte nicht auf einen so leichten Sieg ihrer Wünsche zu hoffen. Und als das Mädchen betheuerte, nicht nachlassen zu wollen, bis sie dem Vater seine Gewährung abgerungen, verwies er ihr dieß als sündhaft ernst und fest. „Dein Vater hat mir als unmündigem Kinde das Leben gerettet," sprach er, „er hat mich zu Dem erzogen, was ich bin; und dies Alles sollte ich dadurch vergelten, daß ich seiner Tochter Herz und Sinn ihm entfremdete und sein Alter mit Kummer erfüllte? — Nein, und wenn mein Herz darüber bräche, nie werde ich das thun! — Sieh', dort kommt dein Vater, und schwer ist es, hinter seinem Rücken auch nur wenige Worte zu tauschen; forsche ihn heut' Abend aus, ich muß hinaus auf die See. Morgen früh beim Melken mag dein Lied mir sagen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe, ohne daß das übrige Gesinde und auch der Vater etwas davon bemerken. Gute Nacht."

Der Deichvogt stieg mit einem sehr ernsten Gesichte vom Pferde, welches keineswegs heiterer ward, als er erfuhr, was sich in seinem Hause zugetragen. Schon in Heyde hatten ihm jüdische Pferdehändler erzählt, welches Gewitter sich über seiner Heimath zusammenziehe; Seeleute, die von den Inseln herüberkamen, berichteten, daß in ganz Dänemark der König Johann Söldner werbe, und von Holland aus sollten mächtige Heerhaufen alten, gedienten Volkes im Anzuge sein, — Alles, um sein theures freies Vaterland zu verheeren, zu knechten. „Und dieses Holstein," brach er, einsam hinreitend los, „das der Sammelplatz dieses Gesindels ist; sein deutsches Volk, welches dieses käufliche Geschmeiß hegt und hehlt, um den Dänen ihren Raub möglich und sogar leicht zu machen, — oh man möchte glauben, daß es Chinesen wären, und keine Stammverwandte!" murrte er dann vor sich hin. „Doch vielleicht kömmt die Zeit, wo die Holsten diese Stammverwandtschaft ängstlich anrufen, wenn dänischer Uebermuth sie drückt, und sie mißhandelt, daß ihnen sogar verboten ist, deutsch zu beten; dann sollen sie sich mit bittrer Reue des Jahres fünfzehnhundert erinnern, und deutsche Zersplitterung verfluchen, die ihnen lügnerische Hülfe vorspiegelt, und nicht hält!" — So stieg er vom Roß, und hörte, daß in seinem Hause der Kampf schon begonnen. Ohne seiner Tochter ein herzliches Wort zu gönnen, ging er in sein hinteres Gemach, wohin erst nach einer Stunde das bange Kind ihm zu folgen sich getraute. Doch sie mußte den Vater wenigstens ausforschen, was ihre Liebe hoffen und fürchten durfte.

Noch dämmerte der späte Decembermorgen nicht, als der Lootse Hinnerk, der in der rauhen Nacht einen Hamburger hereingebracht, in's Haus zurückkehrte. Nur ein Knecht war schon bei den Pferden wach; von der andern Seite, wo die Kühe stehen, schimmerte eine trübe Leuchte und tönte ein leises, trauriges Lied:

De Soen har se von Harten leev,
Se weer so zart, so fee.
De Ole schull int Hus herum:
Wat de sik inbilln de!

Se nehm er Bündel unnern Arm,
Von Thran' de Ogen blank,
Se hä de Ole sacht: Adüs!
Se hä de Soen: Heff Dank!

Se ging bet um de Eck an Tun,
Und sett sik up den Steen.
De Ole schull int Hus herum,
De Soen, de stunn, un ween! *) (Kl. Groth.)

Hinnerk hatte sein Mädchen wohl verstanden: Jede Hoffnung war erloschen! Schweigend verließ er das Haus und trieb seinen Kahn durch das Netz der Fleete, bis er die enge Schleuse erreichte, hinter der die Nordsee an den festen Damm brandete. Es war Ebbe, und gedankenlos starrte er auf die dunkeln Watten hinaus, über die zur Fluthzeit die Wogen hoch herbrausten. Jetzt zogen sie sich zurück in den Schooß des weiten Weltmeeres, welches sie weithin rollt, zu fernen Gestaden, wo die Federkronen der segnenden Palmen über ihnen sich wiegen, wo ein glückliches Volk an ihnen spielt, wo kein Gold die Herzen von einander reißt, ein Dutzend Brodfruchtbäume einem jungen Paare genügt, und eine kleine Hütte sein reiches Glück beschirmt.

Und war denn wirklich alle Hoffnung verloren? Konnte Er, der diesen Mann gebrauchte, daß er ihn als unmündiges Kind aus den stürmenden Wogen errettete, nicht auch das Herz des selbigen Mannes lenken, daß er zwei liebende Seelen vereinend beglückte, wenn sie Ihm vertrauend sich hingaben und recht thaten, und sich nicht zum Unrecht am Vater verleiten ließen, der es immer so treu und liebevoll gemeint hatte? Eine große Gefahr zog über das Land herauf, und ein muthiger, entschlossener Mann konnte Gelegenheit finden, sich den vollen Dank des Landes, ja auch

*) Der Sohn, der hatt' sie herzlich lieb,
Sie war so zart, so fein.
Der Alte schalt im Haus herum:
Was bildet die sich ein!

Sie nahm ihr Bündel unter'n Arm,
Das Aug' von Thränen blank,
Sie sagt dem Alten leis: Lebt wohl!
Sie sagt dem Sohn: Hab' Dank!

Sie ging bis um die Eck' am Zaun,
Da sank sie auf den Sand.
Der Alte schalt im Haus herum,
Der Sohn still weinend stand.

des Führers zu erwerben, oder einen freudigen, ehrenhaften Tod zu finden. — „So bin ich denn bereit zu Beidem!“ rief er laut über die wieder heranschwellenden Wogen hinaus, und beobachtete mit frommem Staunen das wunderhafte Heranschwellen der steigenden Fluth, wie sie rollend mit unbegreiflicher Schnelle heranwuchs, den Lauf der mächtigen Elbe nicht blos zurückdrängte, sondern gewaltig sogar umwendete, so daß sein Kahn, den er sich selbst überlassen hatte, leise wieder landein triftete. „Ich soll nicht fort,“ flüsterte er, „so will ich Deinem Winke gehorchen, Du, dem Wind und Wellen dienstbar sind!“ —

Dem Herzog Reynold war es ohne große Mühe gelungen, mehrere Haufen müssiger Landsknechte für den Dienst König Johanns von Dänemark zu dingen, zumal da es, wie er versicherte, nur einen kurzen, flüchtigen Zug gegen ein reiches, unkriegerisches Völkchen galt. Wäre es Frühling gewesen, so würden ihre Führer sich schwerlich darauf eingelassen haben, weil sie dann erwarten konnten, in einem längeren, wichtigeren Krieg der größeren Fürsten verwendet zu werden; so aber, zur Winterszeit, war es schlimm für sie, wie für ihre Kameraden, die Raben, auch. Dann wurden sie hin und her gescheucht, wie diese auch, und durften auf keine ruhigen und behaglichen Winterquartiere rechnen; ja zersprengt und vereinzelt, jagte manche Dorfgemeinde die Hungrigen mit blutigen Köpfen fort, um so mehr, da die Fürsten ihnen den Durchzug durch ihre Gebiete meist nur ohne Waffen gestatteten. So kam der Antrag König Johanns besonders einem starken Haufen sehr willkommen, den ein riesiger Kerl, der sich Junker Schlenz von Köstrig nannte, anführte. Er hatte als Raufbold einen gewaltigen Ruf und gewährte seiner Bande vor dem Feinde jede Zügellosigkeit; er selbst hieß sie „des Teufels Garde“. An diese noble Truppe, und gelockt von dem resoluten Handgelde, sammt sonstigen flotten Bedingungen, die Herzog Reynold um so bereitwilliger gewährte, als er sie einem Andern zu erfüllen ließ, schloß sich manche andere den Rhein hinunter an, so daß der edle Junker, als er sich dem König bei Itzehoe in Holstein vorstellte, über vierzehntausend Mann gebot. „Wo ist nun,“ rief er nach dem alten Liede, dem König zu, „das ditmarsche Land, im Himmel oder auf Erden? doch, sei es auch wo es wolle, wir wollen es bald gewinnen.“

Dem König und seinem schlauen Factotum Tillisch war voraussichtlich das Treiben und Postuliren dieser gewaltigen Rotte von Alliirten ein wahrer Graus; und da sein eigenes Heer etwas schwächer an Zahl war, so eilte er um so mehr, es unter den Befehl des erprobten Junker Schlenz zu stellen, als er und sein Vetter aus Mailand einigen Widerwillen gegen eigenhändiges Blutvergießen hatte. Tillisch machte einen eingetretenen gelinden Frost zu weiterem Beweggrunde, das Heer zum Angriff zu treiben, obwohl er genau wußte, daß diese Kälte bei weitem nicht genüge, die Moore passirbar zu machen. Zur Ueberwältigung der Ditmarschen, rechnete er, genügt diese Macht vollkommen; je weniger aber zurückkehren, desto weniger werden, nach Erreichung des Zweckes, auszuzahlen sein. Und so kam es, daß am 18. Februar 1500 die „Garde“ von Meldorf her auf dem großen Deich anstürmte.

„Nu waar di, Buur, de Gaar de kumt!“ schrieen die nachdrängenden Dänen und Holsten, als die starke Reiterei in gewaltigem Chok bei Hemmingstedt heranbrauste. Es schien durchaus ungefährlich, dieser Phalanx nachzureiten und auch ein Lorbeerreis für sich zu holen; deßhalb ließ König Hans „de Trummen slan, de Fahnen fleyen“ und stürzte mit seinem glänzenden adligen Gefolge dem Junker Schlenz nach; denn nur von Wörden stellte ein kleiner Trupp — etwa sechshundert — sich seinen Tausenden entgegen. Und voran ging, festen Schritts, ein Mädchen, welches die Fahne der Ditmarschen in starker Hand trug, und laut schallte ein altes Kirchenlied, das sie hell angestimmt hatte:

So help üs Herr, Du häst dat Rik
Im Hewen un up Eer!

Die Reiter stürzten die Böschung des hohen Deiches hinab, um in breiter Linie das Häuflein zu überflügeln und zu erdrücken; doch so wie sie den beschneiten Grund erreichten, brach er unter der Last von Roß und Mann ein, da die Eiskruste noch viel zu schwach war, sie zu tragen. Erschrocken eilten Andere nach, den Kameraden zu Hülfe; doch an der steilen Schräge des Dammes konnten die Pferde nicht angehalten werden, und ein tolles Gewirr im halbgefrornen tiefen Moor war die Folge. Mit grimmigen Schlägen warf der Haufen des Mädchens sich auf die Erstickenden und Versinkenden, und die Verwirrung half den Zornigen würgen und schlachten, als aus der Schanze bei Brake Wulf Isenbrand mit zweihundert frischen Kämpfern hervorbrach, den vorn Bedrängten in den Rücken, denen die eigene gewaltige Menge zu immer steigendem Verderben ward, welches jede Ordnung zerstörte und Wehr und Angriff gleich unmöglich machte. Die Bauern — wenn auch kaum Einer gegen Dreißig — hatten die Höhe des Deiches inne, und warfen die schwer gepanzerten Reiter der schwarzen Garde sammt dem glänzenden Geschwader des holsteinischen und dänischen Adels erbarmungslos in das tiefe Moor stets zurück, wo sie elend versanken. Dazu heulten die Sturmglocken über das ganze Land, und mit dem wilden Geschrei: „Waar di, Gaar, jez kumt de Buur!“ drängten stets neue Haufen erbitterter Kämpfer heran. Noch suchte das dänische Heer sammt der Garde, von den Holsten geführt, einen erhöheten Rücken im Grunde des Moors zu erreichen und so die etwa eine Stunde Wegs entfernte Geest zu gewinnen, als die Unglücklichen gewahrten, daß das Wasser stieg und die Fluth der Nordsee über Moor und Land daherbrauste. Hinnerk, der fürchtete, die ungeheure Ueberzahl, gegen die sein muthiges Mädchen sich gestellt hatte, könnte, durch Verzweiflung getrieben, dennoch den Sieg gewinnen, hatte den Kampf verlassen, die Siehle durch den Deich geöffnet, und so das Heer der fremden Angreifer rettungslos dem Tode geweiht; nur die Pferde, die man noch zu benützen dachte, retteten die zornigen Ditmarschen. Ueber zwanzigtausend Mann sollen in der Schlacht bei Hemmingstedt, am 18. Februar 1500, umgekommen sein. Auch der übermüthige Führer der schwarzen Garde, der Junker Schlenz von Köstrig, ward von einem Mann von Wiemerstedt, den man „den Reimer“ hieß, erstochen. König Johann kam durch Hülfe

eines treuen Knechtes, der ihn auf den Schultern durch das Moor trug, mit dem Leben davon; doch noch heute wird ein altes Lied zwischen Eyder und Elbe gesungen:

Da lag syn Pferd, da lag syn Swerdt,
Syn Helm mit der goldigen Krone!

Das alte Palladium der Däuen, der Danebrog, ward von Hinnerk, der den tapfern Fahnenträger im Zweikampf erlegte, erbeutet, und ein großes Gastmahl, welches der König vorsorglich in Meldorf hatte rüsten lassen, kam den von der Blutarbeit ermatteten Siegern zu gut. —

Ich habe nur noch von der Hochzeit Hinnerks mit seiner muthigen Telsche zu berichten, und wie der Bräutigam nach der Trauung seine dänische Hauptfahne eigenhändig in der Kirche zu Oldenwörden, die damals ausbrannte, feierlich aufhing. Leider muß ich vermuthen, daß sie jetzt nicht mehr dort hängt, weil das ganze Ditmarscher Land dänisch ist. Und doch habe ich es nicht lassen mögen, ein Paar der Kämpfe der Deutschen jener Zeit meinen Lesern vorzuführen, und wäre es nur — des Contrasts wegen.

Schmidt.

Ein Ritt nach Californien.

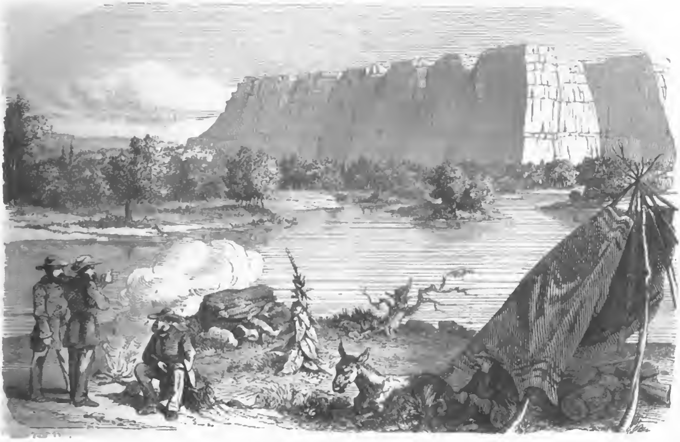
(Fortsetzung zu S. 48.)



(Siehe S. 53.)

Zwölf Tage hatten wir Denen, die nach Taos geritten waren, Zeit gegeben, um uns wieder zu treffen. Es waren etwa 300 Meilen bis dahin, und diese konnten in dieser Zeit hin und her zurückgelegt werden. Aber die zwölf Tage gingen vorüber, und Niemand erschien. Die Zeit wurde uns nachgerade peinlich, fast unerträglich. Sollte ihnen etwas Menschliches begegnet sein? Endlich am 16. Juli kamen sie. Das war ein Wiedersehen! — Sie hatten Alles gekauft, was wir brauchten, und noch zwei Männer als Führer gemiethet, von denen der Eine als kühner Jäger unübertrefflich, der Andere aber schon mit Oberst Fremont in den Felsengebirgen gereist war. Kein Hinderniß konnte nun unsern Ritt mehr aufhalten, denn wir besaßen jetzt „aneinandergenähte rohe Büffelhäute“, welche es uns möglich machten, jeden, auch den breitesten Strom zu überschiffen.

Am 17. Juli brachen wir nach dem Grandriver oder Rio grande auf. Es war derselbe Weg, den wir schon einmal gemacht hatten, und nach einem scharfen Ritt von zehn Stunden hatten wir den Uncompagre wieder erreicht. Wir übernachteten in der Mitte von Indianern, denn die ganze Gegend war nun von ihnen erfüllt, da sie von der Jagd in den nördlichen Prairien zurückgekehrt waren. Diejenigen, die uns zunächst campirten und bei denen wir



Greenriver (der grüne Fluß).

(Siehe S. 55).

uns einzuquartieren gebeten worden waren, benahmen sich freundlich genug. Ihre Freundlichkeit hatte aber einen guten Grund, denn wir bewirtheten sie mit einem herrlichen Kaffee, von welchem sie, als der aromatische Dampf aus dem Kessel emporstieg, kein Auge mehr verwandten. Ihre Augen gingen ihnen fast über und der Mund wässerte ihnen sichtlich. Wie sie jedoch den Kaffee vollends erst verschmeckten, schnalzten sie mit der Zunge, begleiteten jeden Schluck mit einem tiefen „Ugh", und rieben sich endlich, als sie den letzten Tropfen getrunken hatten, den Magen, als Beweis, „wie gut ihnen diese Mahlzeit geschmeckt habe". So viel ist sicher: mit Geschenken und mit einer guten Mahlzeit kann man sich die Meisten der Indianer geneigt machen. Doch fast wäre es uns aber gerade aus demselben Grunde beinahe schlecht ergangen, als wir uns den andern Tag dem Rio grande näherten, um denselben zu passiren.

Zwar war der Fluß nun um ein Bedeutendes, wohl um sechs Fuß gefallen, und da wir keinen Wagen mit uns führten, sondern nur Packmaulthiere, so durften wir hoffen, den Strom ohne einen Nachen und ohne Anwendung unserer Büffelhäute zu übersetzen, allein in dem breiten Thale hatte sich ein starker Indianerstamm gelagert, der mit Weibern und Kindern wohl tausend Köpfe zählen mochte. Es war eine äußerst belebte Scene. Die Weiber waren zum Theil emsig beschäftigt, die Zeltpfähle in die Erde zu rammen. Andere liefen zum Strome und füllten ihre Wassergefäße, um die Mahlzeit herzurichten. Die jungen Männer ritten im Galopp in der Runde herum, und die Aelteren saßen ruhig auf einem Hügel, die Zeit abwartend, wenn die Weiber mit der Aufrichtung der Zelte und der Bereitung des Mahles fertig seien. Alle waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und Viele führten Schießgewehre. Wir wurden sogleich zu dem Hügel geführt, wo die Vornehmsten und Aeltesten in ruhiger Würde schweigend saßen. Ein alter Mann schien der Häuptling von Allen zu sein. Er begrüßte uns mit ernster Geberde, lud uns zum Sitzen ein, und fragte uns, was unser Begehr in diesem fernen Lande sei. Der Vornehmste unter uns ergriff das Wort, und erklärte ihm (mit Hülfe des Stelzfußes als Dolmetscher), daß wir die „Vorläufer von Vielen seien, die nach uns diesen Weg passiren würden, und wenn die Indianer zuvorkommend gegen dieselben seien und ihnen die Wege und Furthen zeigten und mit Nahrung und Speise an die Hand gingen, so würden die Weißen sie mit reichen Geschenken belohnen". Der alte Indianer verzog keine Miene, dagegen verlangte er nun „einige der Geschenke" zu sehen, mit welchen die Rothhäute beglückt werden sollten. Wir hatten ihm zu erklären, „unsere Geschenke" seien im Rio grande begraben, und

wir könnten ihm daher, so gerne wir auch wollten, keine Freigebigkeit erweisen. Er deutete immer nur auf unsere Büchsen und Revolver, mit welchen wir seit der Reise nach Taos wieder reichlich versehen waren. „Ihr kommt durch unser Land und eure Thiere weiden auf unserem Grund und Boden, ihr schießt unser Wild und nährt euch von unserem Eigenthum; was bietet ihr uns für all' diese Wohlthaten?“ Das war seine einfache Rede, und wir konnten ihm nichts Anderes entgegnen, als daß wir Nichts hätten, das wir ihm zur Vergeltung geben könnten. Eine tiefe Pause erfolgte, und wir benützten dieselbe, um uns zu erheben und unsere Maulthiere zu besteigen. Alsbald aber schwangen auch sie sich zu Rosse und umschwärmten uns, wohl in einer Stärke von 250 Kriegern. Unser Führer rief uns zu, vor Allem fest an einander zu halten und uns nicht trennen zu lassen. Das war nämlich ihre unzweifelhafte Absicht; denn Viele von ihnen ritten im rasendsten Galopp auf uns ein, als ob sie uns überreiten wollten, und fünf Schritte von uns entfernt erst rissen sie ihre Rosse auf den Hinterfüßen herum. Einer der jungen Krieger, der Sohn des alten Häuptlings, faßte auf einem solchen Anritt die Flinte unseres Führers, des Stelzfußes, und mühte sich ab, ihm dieselbe zu entreißen. Schon schien ein Kampf unvermeidlich, denn die übrigen Krieger machten Miene, ihm beizustehen, — da ließ der Stelzfuß, welcher das Gewehr am Hahnen hielt, das Schloß knacken, und wir legten sämmtlich die Büchsen an die Backe. Der junge Indianer hörte kaum das Knacken des Schlosses, so wußte er auch, daß sein Leben auf dem Spiele stand; er ließ also das Gewehr fahren und trieb sein Pferd zur schnellsten Flucht an. Dieß rettete uns; denn die Uebrigen folgten ihm in rasender Eile, wahrscheinlich um nun im Ernste über Krieg und Frieden zu berathen. Wir zauderten also keinen Augenblick, über den Rio grande zu setzen, und kamen auch glücklich hinüber. Allein kaum waren wir übergesetzt, so folgte uns ein großer Theil der jüngeren Krieger, und fingen an, uns auf's Neue zu umschwirren. Damit nicht zufrieden, überhäuften sie uns mit Schimpfwörtern, nannten uns Weiber und Feiglinge, verglichen uns (unsrer Bärte halber) mit Gaisen, und drohten uns auszupeitschen, wenn wir ihr Verlangen nach unsern Gewehren nicht befriedigten. So machten wir also Halt, schloßen uns enge zusammen, spannten unsere Hahnen, und erklärten ihnen, daß sie nun zwischen Krieg und Frieden wählen könnten. Wollten sie fechten, so sei es recht, wollten sie nicht, so wollten wir ihnen Einiges gegen ein Pferd in Tausch ablassen. Sie wählten das Letztere, da sie sahen, daß wir entschlossen und gut bewaffnet waren. So gaben wir ihnen gegen ein Roß eine alte Flinte und einige Hemden, und damit zogen sie ab zu unserer nicht geringen Befriedigung, denn es waren ihrer so Viele, daß wir nothwendig hätten den Kürzeren ziehen und sämmtlich unser Leben lassen müssen, wenn sie den offenen Kampf nicht gescheut hätten.

Vom Grandriver nach dem Greenriver, oder dem grünen Flusse, dem zweiten Arme des großen Colorado des Westens, sind es 154 Meilen. Der Weg ist meist eben und führt über große Ketten von Prairieboden. Man findet viel dürres Land mit borstenähnlichem Grase, und oft wächst gar Nichts, als wilder Salbei und Cactus. Allein von Zeit zu Zeit kommt man auf wasserreiche Stellen, wo gutes Gras und sogar Holz in Menge zu treffen ist. Das einzige Hinderniß, das Einem auf diesem Wege entgegentritt, ist der Avoncarea, oder der blaue Fluß, ein fast so mächtiger oder noch mächtigerer Strom als der Rio grande, obgleich er nur ein Nebenfluß des letztern ist. Diese drei Flüsse, der Greenriver, Avoncarea und Grandriver (den Uncompagre auch nicht zu vergessen), sind im Mai, Juni und Juli, wenn der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, nur schwer oder gar nicht von Reitern zu passiren. Wägen aber können zu keiner Jahreszeit hinübergelangen, ohne daß man große Flöße erbaut, welche viel Zeit und Mühe erfordern und trotzdem nur zu oft eine Beute der Wellen werden und im Strome zerschellen. Wenn daher diese Route nach Californien passirbar werden soll, so muß man Fähren errichten, welche von stehenden Truppen gegen die Indianer vertheidigt werden müssen, denn sonst werden Karawanenzüge Wochen-, ja Monateweise aufgehalten, ehe sie ihre Reise weiter fortsetzen können, und wie viel Eigenthum, wie viele Menschenleben sogar dabei auf dem Spiele stehen, kann man sich leicht denken!

Am 19. Juli Abends kamen wir an den Avoncarea, seiner bläulichen Gewässer halber von den Utah-Indianern so genannt. Wir lagerten auf einem hohen Felsenriff, welches weit über den Strom hineinhing. Die Aussicht, wie die Umgebung, war wirklich großartig, fast über alle Beschreibung. Die phantastischen Schatten der nach Norden liegenden Gebirge glichen jetzt unendlichen Reihen von Festungen und Thürmen, dann glaubte man wieder unermeßlich große gothische Kathedralen zu sehen, und unmittelbar vor sich hatte man den mächtigen wilden Strom; über das Ganze aber ergoß sich der rothglühende Schein der untergehenden Sonne und verbreitete einen unbeschreiblichen Farbenglanz. — Der Strom war da, wo wir lagerten, wohl seine 900 Fuß breit und außerordentlich tief. Seine Wellen rauschten wie ewiger Donner, und inmitten derselben überstürzten sich ausgerissene Baumstämme, sich gegenseitig stoßend und bekämpfend, wie gewaltige Riesen, welche der Zorn selbst beim Untergehen noch nicht verläßt. Von einer Furth war weder weiter oben noch unten die Rede; so nahmen wir also unsere Zuflucht zu unserem neumodischen Büffelhäute-Boote, um dessen Tragfähigkeit zu probiren. Wir hieben demnach junge Bäume ab, banden sie in einem Viereck zusammen, gleichsam als Rahmen zu einem großen Spiegel. Die Rahmen selbst verbanden wir fest durch dicke Weiden mit einander, dann tauchten wir die Büffelhäute in's Wasser, bis sie weich und biegsam wurden, und befestigten sie sofort über den Rahmen, so daß dieselben gleichsam das Spiegelglas bildeten. Das war unser ganzes Boot, aber es bewährte sich trefflich, denn es zog kein Wasser, ließ sich leicht regieren, und trug schwerer, als sogar eines jener berühmten birkenrindenen Canoe's, deren Unübertrefflichkeit sonst allgemein angenommen wird. — Am 20. Juli in aller Früh begannen wir, unsere Bagage und uns selbst überzusetzen. Auf dem andern Ufer trafen wir eine Partie Mexikaner, die von einem

Handelszuge nach den Mormonischen Niederlassungen von den Vegas de Santa Clara herkamen. Sie lagerten schon seit zwanzig Tagen hier, ohne übersetzen zu können, denn sie hatten es mit einem Floße probirt und zwei Mann dabei im Strome verloren; nun warteten sie auf das Fallen der Gewässer, waren aber hoch erfreut, als wir ihnen versprachen, ihre Waaren und Bagage überzuschiffen. Dies Geschäft nahm uns diesen und den andern Tag weg, denn wir mußten das Boot allemal auf unserer Seite des Flusses eine große Strecke am Ufer hinaufziehen, um beim Ueberschiffen nicht zu weit den Strom hinabgerissen zu werden, da natürlich bei dem Reißen des Wassers an ein Uebersetzen „in gerader Linie" nicht zu denken war. Doch endlich wurden wir auch mit diesem Geschäfte fertig und trieben nun unsre Maulthiere in's Wasser, denn diese mußten das andere Ufer schwimmend erreichen, und erreichten es auch leicht, da sie gepäck- und sattellos waren. Nun trennten wir unsere Büffelhäute von den hölzernen Rahmen ab und wickelten sie zusammen, um sie später wieder zu gebrauchen.

Am 24. Juli erreichten wir den Greenriver, den grünen Fluß, die zweite „Gabel" des Rio colorado. Die Gegend, durch die wir zuletzt geritten waren, war äußerst trocken, steinig und von „wasserlosen" Rinnen durchzogen. Nördlich und nordöstlich erhoben sich schroffe Berge, von Abgründen unterbrochen, kahl, ohne alle Vegetation. Die Berge selbst glichen Schlössern und Thürmen, oder großen Kirchen, Obelisken und Pyramiden. Ja einmal ganz in der Nähe vom grünen Flusse glaubten wir, eine große Stadt mit vielen Thurmspitzen und großartigen festen Gebäuden vor uns zu haben, und doch waren es nur die Felsen der nahen Gebirge. (Siehe die Abbild. pag. 53.) Der „grüne Fluß" selbst erwies sich als breiter und tiefer, als sogar der Avoncarea und der Rio grande, doch war er nicht so reißend und stürmisch, als jene beiden. Abermals gingen wir daran, unser Büffelhäute-Boot auf einen Rahmen zu spannen, fanden aber, daß sich große Löcher darin gebildet hatten. Wir hatten es nämlich am Avoncarea unterlassen, die Häute gehörig zu trocknen und nachher mit Fett einzuschmieren. Somit faulten sie an einzelnen Stellen, und wir hatten große Mühe, die Löcher mit Schafhäuten und Wachstuchüberziehern zu flicken, daß sie wasserdicht wurden. Doch gelang es uns nur kläglich, und bei unserem oftmaligen Hin- und Herfahren (wir mußten fünfmal übersetzen, bis wir alle unsere Bagage am andern Ufer hatten) waren wir genöthigt, stets Wasser auszuschöpfen, um nicht unterzusinken. Wir schenkten daher die Büffelfelle einigen Indianern, die wir am andern Ufer trafen, da dieselben uns als nicht mehr wasserdicht für die Zukunft nutzlos waren.

Unser nächstes Ziel waren nun die Vegas de Santa Clara, mit ihren kleinen Mormonen-Niederlassungen, im großen Territorium Utah. Man rechnet dahin 242 Meilen, d. h. zum Little-Salt-lake, oder zum „kleinen Salzsee", im Gegensatz zu dem „großen Salzsee", der einige hundert Meilen weiter nördlich liegt und in dessen Nähe die Hauptstadt der Mormonen erbaut ist. Die ersten 90 Meilen führten durch eine unfruchtbare Ebene, oft von trockenen Flußbetten durchschnitten. Hier wuchs nichts, als wilder Salbei und Cactus; dagegen hatten wir auch nicht mehr von Mosquitos und Bremsen zu leiden, da diese Plaggeister Amerika's nur den „Gewässern" nachziehen. Ueberdieß fanden wir von 20 zu 20 Meilen gute Lagerplätze mit frischem Gras und süßem Wasser. Die Flüsse, welche wir zu überschreiten hatten, lauter Nebenflüsse des Greenriver, hatten nicht viel zu bedeuten und legten uns nur wenige Hindernisse in den Weg. Die bedeutendsten waren der San Rafael und der Rio del Moro, d. i. der Burgstrom, so genannt, weil die Berge, denen er entspringt, in ihren wilden Felsenpartien ganz das Aussehen von altergrauen Festungen und Bergschlössern haben, wie man sie in Europa auf den Anhöhen am Rhein und Neckar zu sehen gewohnt ist. Vom Rio del Moro an betritt man wieder eine Gebirgsgegend, Ausläufer des großen Wahsatschgebirges. Man kommt über eine lange Reihe von Hügeln, die durch breite Thäler von einander geschieden sind. Diese Gegend ist äußerst fruchtbar, die Thäler sind alle von lebendigem Wasser gefeuchtet, und an Gras, Holz und Wild ist großer Ueberfluß. Die Grenze dieser Hügelreihe bilden die Vegas (d. i. die Gebirgswiesen) von Santa Clara, an dessen Fuße die ersten Mormonen-Niederlassungen liegen. Nach einem Ritt von acht Tagen hatten wir dieselben erreicht, denn der 2. August brachte uns nach Paragoona, im Thale des „kleinen Salzsees", nur vier Meilen von diesem gelegen, am Fuße der Vegas de Santa Clara.

Diese Niederlassung ist sehr klein, denn sie besteht fast nur aus dreißig Häusern; doch sieht sich die Ansiedlung recht freundlich an, und besonders zeichnet sich die ganze Gegend durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit aus, denn wir fanden hier wilden Roggen in Menge und mit solch' schweren Aehren, daß das bestcultivirteste Feld Europa's sie nicht herrlicher erzeugen könnte. Die Häuser sind aus Adobes gebaut, d. i. aus in der Sonne getrockneten Backsteinen, und mit einem fleischfarbenen Anstrich überzogen, welcher ihnen ein äußerst freundliches Ansehen gibt. Sie bilden zusammen ein großes Viereck, und die Lücken zwischen den einzelnen Gebäuden sind mit Pallisaden versehen, so daß das ganze Dörfchen gleichsam eine Festung bildet, welche einem etwaigen Angriffe von Außen wenigstens eine Zeitlang widerstehen könnte. Außerhalb des Dörfchens, von einem scharfen Zaune eingefaßt, befindet sich das „Feld", d. i. das Allen gemeinsame Land, welches auch Alle „gemeinsam" bebauen, und von welchem die ganze Commune ihre Nahrung bezieht. Die Mormonen sind nämlich „Communisten" im vollen Sinne des Wortes, und jede ihrer Niederlassungen hat demgemäß ein solches „gemeinsames Feld". Das von Paragoona mochte etwa 60 Morgen groß sein und wurde von einem kleinen Flüßchen durchschnitten, mit dessen Wasser man das ganze Stück bewässern konnte. Wir konnten übrigens hier nicht verweilen, denn die sämmtlichen Einwohner hatten soeben einen Befehl von ihrem „Apostel, Papst und Gouvernenr" Brigham Young erhalten, die Niederlassung aufzugeben und nach dem benachbarten, nur eine starke Stunde entfernten Städtchen Parawan überzusiedeln. Und die Leute

gehorchten dem Befehle, als ob's der Wille Gottes wäre! All' das schöne Land, das sie mit einer Arbeit von zwei Jahren kaum hatten in den jetzigen Zustand der Cultur versetzen können, all' ihr Hab und Gut, ihre Häuser und Wohnungen — Alles verließen sie, freudig, ohne Murren, weil Der, der ihr geistlicher und weltlicher Hirte zugleich war, es befahl. Thüren, Fenster, Möbel und Vorräthe aller Art wurden auf Wägen geladen und nach Parawan gebracht; ebenso Pferde, Kühe, Maulesel und sonstiges lebendes Eigenthum. Alles Uebrige ließen sie zurück oder zerstörten es, daß es dem „Feinde“ nicht in die Hände falle.

Der Grund dieser Auswanderung oder vielmehr des Befehls Brigham Youngs lag nämlich in der Feindseligkeit, mit welcher die Utah-Indianer in der neusten Zeit verfuhren und weiter zu verfahren drohten. Ein tapferer Häuptling der Utahs hatte einen großen Theil dieses weitverzweigten Indianerstammes unter seinem Oberbefehl vereinigt. Derselbe hieß sich Wahkah, zu Ehren eines alten amerikanischen Jägers, Namens Joe Walker, desselben, der den Walkerspaß durch die Sierra Nevada in Californien entdeckt hat, ist aber von Geburt kein Utah-Indianer, sondern wurde als kleines Kind gestohlen (wahrscheinlich waren seine Eltern Amerikaner, die durch dieses Wüstengebiet wanderten), und wurde von seinen indianischen Pflegeeltern als „Utah“ erzogen. Schon als Jüngling entwickelte er eine außergewöhnliche geistige wie körperliche Gewandtheit, und wußte bald die tapfersten jungen Krieger um sich zu vereinigen. Jetzt ist er der anerkannte Häuptling des ganzen Stammes, und hat seinem Namen einen solchen Klang verschafft, daß Schrecken und Angst in den Niederlassungen der Weißen entsteht, wo nur dieser Name genannt wird. Sein Volk hängt mit Begeisterung an ihm, und er dehnt seine Streif- und Kriegszüge nicht blos über das Territorium Utah und die Mormonen-Niederlassungen, sondern bis nach Sonora und Neumexiko aus, überall raubend, was ihm ansteht, besonders Pferde, Maulthiere und sonstiges Vieh. Alle seine Unternehmungen waren bis jetzt mit solcher Schlauheit angelegt und wurden mit solcher Kühnheit durchgeführt, daß noch keine einzige mißlang. Besonders die Mormonen hatten unter ihm zu leiden, weßhalb sie auch einen Preis von 15,000 Dollars auf seinen Kopf gesetzt hatten, aber wer sollte den Preis verdienen? Die „Nordamerikaner“ belästigte Wakah wenig, wie er denn auch unsern kleinen Zug zwar durch seine Späher bald ausgewittert hatte, aber uns ruhig weiter ziehen ließ, nachdem er erfahren, daß wir „Swabs“, d. i. in der Utahsprache: Nordamerikaner, seien. Würden die Nordamerikaner „bleibende Wohnstätte“ in diesen Länderstrecken zu errichten versuchen, so würde das bald anders werden, denn Wahkah nimmt das ganze Territorium Utah mit dem kleineren Sonora und dem nördlichen Theile von Mexiko als sein „Erbe“ in Anspruch, auf dem er keinen Weißen du dulden entschlossen ist.

Natürlich konnten sich die wenigen Mormonen in Paragoona gegen einen solchen Feind nicht halten, und deßhalb wurden sie angewiesen, nach dem weit größeren Parawan überzusiedeln. Wir ritten also ebenfalls der letztern Stadt zu, aber es kam uns doch etwas wunderbar vor, als wir hier in dieser, von aller civilisirten Welt abgeschlossenen Einsamkeit eine herrliche Landstraße trafen, eine wirkliche, veritable Landstraße, mit Brücken über das geringste Bächlein! Ja sogar „Wegweiser“ fanden wir an den „Kreuzstraßen“ und „Meilenzeiger“! Das war ein großer Contrast gegen die bisherige Reise durch die Wildniß und kam uns fast wie ein Mährchen vor. — Parawan ist eine Stadt von etwa hundert Häusern, welche zusammen ebenfalls (wie Paragoona) ein großes Viereck bilden. Die Front eines jeden Hauses geht gegen den freien Platz inmitten des Vierecks, und jede Wohnung hat einen kleinen Garten am Hause, der leicht zu bewässern ist; denn der mitten durch Parawan fließende kleine Bach ist so geschickt in Kanäle vertheilt, daß er an jedem Hause vorbeifließt und die Bewohner mit herrlichem Trinkwasser versieht. Das große Viereck in der Mitte der Stadt ist mit Bäumen bepflanzt und gewährt einen schönen, schattigen Spaziergang. Das „gemeinsame Feld“ außerhalb der Stadt war mit einem hohen, pallisadenähnlichen Zaun umgeben und mit herrlichem Mais und Waizen bepflanzt. Es mochte etwa 400 Morgen groß sein, und war natürlich ebenfalls trefflich bewässert. Wir konnten uns nur wundern, wie weit es diese Männer in so kurzer Zeit gebracht hatten, denn die ganze Ansiedlung war kaum zwei Jahre alt. Noch mehr wunderten wir uns, als wir die Eisenschmelzhütten in der Nähe besahen. In den nahen Bergen wird nämlich das herrlichste Erz von der Welt gefunden, und die Mormonen zauderten keinen Augenblick, diese Erzadern auszubeuten. Ein außerordentlicher Glücksfall war es auch, daß sie zu den Eisengruben hin noch Kohlengruben entdeckten, welche in einer Entfernung von nur 18 Meilen am sogenannten „Kohlenflusse“ (soal creek) in Menge gefunden werden. Die Kohlen sind sehr gut, so gut als irgend englische Kohlen sein können, und die Lager scheinen unerschöpflich. Natürlich ziehen sich viele „Einwanderer“ in die Nähe dieser Kohlengruben, besonders Engländer, welche schon im alten Vaterlande den Kohlenbetrieb verstanden. So konnte es nicht fehlen, daß die dritte Mormonen-Niederlassung, in welche wir kamen, Cedarcity, die „Stadt der Cedern“, sich eines gar schnellen Aufschwungs erfreute, und schon damals, als wir dahin kamen, weit größer war, als selbst Parawan, denn die Kohlengruben sind ganz in der nächsten Nähe von der Cedernstadt.

Cedarcity liegt unmittelbar am Fuße der Vegas de Santa Clara, und zählt bereits etwa 300 Häuser. Die Bauart ist ganz dieselbe, wie die von Parawan oder Paragoona; nur widmen sich die Einwohner zumeist dem Kohlengraben, weßwegen das „gemeinsame Feld“ im Verhältniß nicht so groß ist, als es sein müßte, wenn Alle auf den Ackerbau angewiesen wären. Dagegen ist die Viehzucht eine um so ausgedehntere, erfordert aber nicht viel menschliche Kräfte; denn die Vegas oder Bergwiesen von Santa Clara sind wegen des saftigen Grases, das sie liefern, und wegen des milden Clima's, welches dem Vieh selbst über den Winter erlaubt, im Freien seine Nahrung zu suchen, — so zu sagen: weltberühmt. Sie erstrecken



1860

8.

sich in einer Länge von wohl 150 Meilen, und sind so dicht bewässert, daß man auf jeder Tagreise Dutzende von kleinen Bächen überreiten muß. Das Wasser ist kühl und frisch, selbst im heißesten Sommer. Ihre höchsten Spitzen sind mit dichtem Walde, meist hohen Cederbäumen (woher auch der Name Cedarcity kommt), bedeckt, erstrecken sich aber nicht zu einer beträchtlichen Höhe, da sie im Ganzen nichts Anderes als Ausläufer der Wahsatsch-Gebirge sind. Auf ihnen liegen die Kohlengruben, von denen ich oben gesprochen, und zugleich auch einige Salzbergwerke, welche trotz der Nähe von „Little salt lake", des kleinen Salzsees, nicht entbehrt werden können. Das Salzwasser dieses Sees ist nämlich mit Lauge und Gyps geschwängert, und zwar so sehr, daß es zum Kochen fast nicht zu brauchen und an der Luft getrocknet kaum zu genießen ist. So beziehen die Mormonen ihr Salz sämmtlich aus den Steinsalzgruben auf den Vegas de Santa Clara.

Ehe wir die Mormonen verlassen, kann ich nicht umhin, einer Eigenthümlichkeit zu erwähnen, die bei ihnen Sitte ist und vielleicht noch nicht weiter bekannt wurde. Ich meine natürlich nicht die Sitte der Vielweiberei, obgleich auch wir einer Vorlesung über diesen Punkt (d. i. über das Alter und die Weisheit dieser Sitte, über die von den Patriarchen schon gegebenen Beispiele, und über die Wohlthat, welche aus der Polygamie dem ganzen Orient erwachsen) nicht entgehen konnten: sondern ich meine die Gewohnheit der Mormonen, von den Indianern kleine Kinder zu kaufen und als „Hausdiener", als Knechte und Mägde aufzuziehen. Schwarze Sklaven halten die Mormonen nicht, wohl aber „rothe"! Uebrigens behandeln sie dieselben freundlich und erziehen sie in ihrer Religion. Daher kommt es auch, daß ein solcher „Hausklave", der zu seinen Eigenthümern meist „Vater und Mutter" sagt, wieder zu den Indianern zurückkehrt, wenn er erwachsen ist. Auch die Neumexikaner haben diese Sitte, „Kinder zu kaufen", und die Rabeneltern, die ihre Sprößlinge für schlechte Flinten, für „Schnaps oder Perlen" oder sonstige Erbärmlichkeiten verkaufen, sind nur zu häufig zu finden. Sie gehören aber Alle dem Stamme der Pahutahs an, dem diebischsten und schuftigsten Gesindel, das auf der Prairie herumstreift, mit welchem wir aber jetzt erst bekannt werden sollten.

(Schluß auf S. 61.)

Conchylien.

(Taf. 8.)

Von der Betrachtung der eigenthümlichen und oft so seltsamen Formen der unteren, unvollkommeneren Thiere zu höher organisirten aufsteigend, sind es zuerst die Weichthiere oder Conchylien, die auch der Unkundige sofort für Thiere erkennt. Während Mancher beim Anblick der Quallen, der felsbauenden Korallenpolypen, der wunderlichen Seesterne und Seeigel erstaunt die Frage aufwirft: Ist denn das ein Thier? erkennt Jeder in den Weichthieren, zumal den Schnecken, sogleich den thierischen Charakter, wenn er auch über die Entstehung, das Wachsthum und den Bau derselben im Zweifel und Irrthum sein sollte. Die Schalen und Gehäuse haben stets diejenige Aufmerksamkeit und Bewunderung gefunden, die sie durch die ausgezeichnete Schönheit der Formen, ihren Farbenschmelz und ihre Mannigfaltigkeit verdienen, aber an die, mindestens derselben Beachtung werthen, die Schale bewohnenden Thiere wird selten gedacht, obgleich dieselben schon zu den höher organisirten gehören, Arterien, Venen, Kiemen, Herz und Leber besitzen, und die Schale weiter nichts als die schützende Hülle ihres zarten, empfindlichen und nervenreichen Leibes ist. „Die Amerikaner," sagt Oken in dieser Beziehung, „würden keinen Begriff von unsern musikalischen Instrumenten bekommen, wenn wir ihnen nur die Futterale der Geigen und Flöten zeigten." Schade, daß das Weichthier selbst so schwierig zu erhalten und fast nur am Orte des Vorkommens zu studiren ist. Indem wir unsern Lesern wieder einige der schönsten Conchylienschalen vorlegen, erlauben wir uns auch auf die Bewohner der zierlichen Gehäuse hinzuweisen.

Jedem Bewohner des Binnenlandes, der Sinn für die Schönheiten der Natur hat und zum ersten Male das Ufer des Meeres betritt, gewährt es Interesse, nach zurückgetretener Fluth das Gestade zu begehen und das rege Thierleben zu betrachten, das sich zumal in den kleinen, sich hie und da findenden Tümpeln darbietet, die auch während der Ebbe mit Wasser angefüllt bleiben. Man trifft in denselben schon an den deutschen, noch mehr aber an den französischen und italienischen Gestaden eine große Anzahl kleiner Conchylien: Litorinen, Aurikulen, Balanen, Purpur- und Kreiselschnecken; unter den größeren Arten aber vorzüglich die niedlichen Schalen der Napfschnecken oder Patellen, welche man zur Zeit der Ebbe, so weit die Fluth reicht, auch an Felsen und Mauern findet, an denen sie so fest sitzen, daß ihnen die heftigste Brandung nichts anhaben kann. Sobald bei beginnender Ebbe das Wasser zurücktritt, saugt sich das Thier mit dem breiten Fuße, der die ganze untere Fläche der Oeffnung der Schale ausfüllt, so fest wie ein Schröpfkopf an den Felsen an und erwartet die Fluth. Bei ruhigem Wasser klafft die Schale, und das Thier kriecht herum. Nicht selten sieht man Knaben mit kurzen, unten rechtwinklich umgebogenen und geschärften Messern am Strande umhergehen, welche die Patellen von den Steinen und Felsen brechen und ganze Säcke voll dieser Thiere nach Hause tragen. Obgleich diese Napfschnecken eine ziemlich geschmacklose Speise sind, so werden sie doch häufig gebraten, von armen Leuten sogar roh verspeist. Die gemeinen Patellen sind grau oder weißlich, mit mehreren rothbraunen Bändern, und werden an den französischen Küsten Bocksaugen genannt.

Zu den schönsten Napfschnecken tropischer Meere gehört die **langrippige**, Patella longicosta *Lam.* (Fig. 1), welche sich durch ihre Größe, den zwischen den erhabenen Rippen ausgeschnittenen Rand ihrer schüsselförmigen Schale und durch ihre lebhafte Farbe auszeichnet. Die längliche, aus einem Stücke bestehende Schale ist dunkelbraun, der bei den Patellen niemals wie bei den Fissurellen durchlöcherte Scheitel ist rostfarbig, die leistenförmigen Rippen

und die kürzeren, dazwischen liegenden Strahlen weißlich. Das Thier selbst hat einen breiten Rüssel, eine stachlige Zunge, zwei an der Wurzel der spitzigen Fühler sitzende Augen, und bewohnt die Küsten des indischen Meeres. Diese Thiere sind getrennten Geschlechts. Bei einigen Arten ist der kreisförmige Fuß und der Rand des Mantels mit Kieselkrystallen besetzt, vermittelst welcher sie wie die Bohrmuscheln ihren Sitzplatz aushöhlen und dadurch etwas tiefer zu sitzen kommen.

Fig. 2 ist die glatte Mondschnecke, Nerita polita *L.* Ihre dicke, halbkugelig gewölbte, selten über 1 Zoll große Schale ist wenig gewunden und hat eine halbkreis- oder mondförmige, durch einen steinartigen Deckel verschließbare Mündung mit gelblichem, auf der geraden Seite gezähntem Rande. Die Oberseite ist etwas gefurcht, unregelmäßig grau oder grünlich gewölkt, und mit bald mehr, bald weniger deutlichen, durch weiße Streifen und Flecken unterbrochenen Bändern geschmückt. Dies Thier hat cylindrische Fühler, an deren Basis die Augen auf besonderen Stielen sitzen, und einen breiten Fuß. Es kann sich vollständig in das Gehäuse zurückziehen und dasselbe mit dem harten Deckel verschließen. Man findet die Mondschnecken wie die Patellen an Felsen und Steinen, aber auch auf steinigem Grunde, einige verwandte Arten auch an Steinen in unsern Flüssen. Die Heimath der glatten Mondschnecke sind die indischen Meere.

Fig. 3 ist die gefleckte Porzellanschnecke, Cypraea pantherina *Sol.* Sie ist nächst der häufigeren getigerten Porzellanschnecke eine der größten und schönsten. Ihre Länge beträgt gegen 3 Zoll, die Breite 2 Zoll. Der Rücken ist eiförmig gewölbt, die Mündung eine gekerbte, an beiden Enden ausgeschweifte Längsspalte. Der Spindelrand ist wulstig, der Außenrand einwärts geschlagen. Noch junge Porzellanschnecken haben einen offenen, scharfen und dünnen Außenrand, und gleichen deßhalb den Kegelschnecken (Conus). Ausgewachsen umhüllt das Thier sein Gehäuse mit den von beiden Seiten über den Rücken des letztern zusammengeschlagenen Mantellappen, die einen Saft ausschwitzen, welcher das ganze Gewinde verdeckt und zuletzt noch einen dicken Randwulst ansetzt. Auf dem Rücken, wo sich die Säume des Mantels berühren, entsteht ein stets dem Außenrande näher liegender Längsstreifen. Schlägt das Thier den Mantel aus, so wird die innere Seite zur äußeren und zeigt eine Menge Spitzen oder Hörnchen. Die Glätte und der Schmelz der lebhaften Farben wird gleichfalls durch die umhüllenden Mantellappen bewirkt. Unsere gefleckte Porzellanschnecke ist rein weiß, glänzend hart und spröde, wie Porzellan, nur auf der Oberseite dunkelbraun betropft. Der schon berührte Längsstrich ist hell zimmtfarbig, und auch die dunkeln, rundlichen Flecken haben einen Rand von dieser Farbe. Das Thier lebt in Ostindien an sandigen, klippenreichen Gestaden, und zwar meistens im Sande eingegraben, in der Nacht aber auch an den Felsen hängend. Wie in der Regel die am lebhaftesten gefärbten Fische die unschmackhaftesten und unbrauchbarsten sind, so schmecken auch die rauhen und mißfarbigen Porzellanschnecken besser, als die glatten und bunten, ja der Genuß der C. pantherina und anderer schönen Porzellanen soll sogar die gefährlichsten Zufälle hervorrufen. Die Reinigung der Schale vom Fleisch ist umständlicher und schwieriger, als man glauben sollte. Diese und andere große Cypräen dienen zur Zierde, auch werden sie zu Dosen und Löffeln benützt. Unsern Lesern ist das dumpfe Brausen bekannt, das sie, vor die Ohren gehalten, vernehmen lassen. Die schönsten Cypräen kommen von den ostindischen Küsten, die des Mittelmeeres sind klein und unansehnlich.

Fig. 4 ist die dünne Schraubenschnecke, Terebra subulata *Lam.* Dieselbe wird spannenlang und einen Zoll dick, und zeichnet sich durch ein langes, glattes, sehr fein auslaufendes Gewinde aus. Ihre Mündung ist rundlich, die Athemrinne nur kurz. Sie ist glatt, weißlich und am Rande der Windungen mit zwei Reihen unregelmäßiger, rundlicher, dunkelbrauner Windungen geziert. Der Deckel ist klein. Das Thier ist gelblich mit violettem Mantelrande, hat einen Rüssel und Augen auf kurzen Stielen. Es kommt gleichfalls in Ostindien vor.

Fig. 5 ist das Skorpiönchen, Murex scorpio *L.*, und gehört zu der artenreichen Familie der Stachel- oder Felsenschnecken. Der Außenrand ist etwas umgeschlagen, zackig gefaltet und in Dornen ausgezogen, die jedoch nicht zugespitzt, sondern am Ende knotig verdickt sind. Der kurze Wirbel mit seinen Windungen, deren letzte sehr weit und bauchig ist, und die lange gerade Athemrinne oder der Schnabel sind mit in fünf Längsreihen stehenden Höckern und Zacken besetzt, wodurch das Gehäuse ein sehr sonderbares Aussehen erhält. Die Farbe des Gehäuses ist blaßbraun, die Zacken und Höcker dunkler. Das Thier hat kurze Fühler, an deren Wurzeln die Augen stehen, und einen breiten walzenförmigen Fuß, an welchem es den elliptisch gebildeten Deckel trägt, mit dem das Gehäuse geschlossen wird. Die Deckel mehrerer Murex-Arten werden in Ostindien als Räucherwerk auf Kohlen gelegt, oder gepulvert unter andere wohlriechende Stoffe gemengt, deren Stärke sie erhöhen. Zu den Stachelschnecken gehört auch der Murex der Alten, die Purpurschnecke, M. Brandaris *L.* und Trunculus *L.*, in deren Kiemen sich ein drüsiger Körper befindet, der aus vielen, mit einem veilchenblauen Safte gefüllten Bläschen besteht. Das hier abgebildete Skorpiönchen wird in Ostindien an felsigen Gestaden gefunden.

Fig. 6 ist die berühmte ächte Wendeltreppe, Scalaria pretiosa *Lam.* (Turbo scalaris *L.*) Sie wird über 2 Zoll lang und 1 Zoll breit, hat einen Nabel und ausgewachsen 7—8 Windungen, die sich nur an den hohen, scharfkantigen Wülsten berühren, so daß man zwischen den freien, runden Windungen hindurch sehen kann. Die Mündung ist vollkommen rund und hat einen glatten, umgestülpten Rand. Die Farbe ist weiß in's Gelbliche. Die ächte, aus Ceylon kommende Wendeltreppe, die allerdings eine der schönsten Conchylien ist, wurde einst mit 400 bis 500 Gulden bezahlt, und der Besitzer eines ausgewachsenen Exemplars war nicht selten für die weniger glücklichen Sammler ein Gegenstand des Neides. Weniger selten geworden ist jetzt ein schönes Exemplar für

einen Louisd'or zu erhalten. Die unächte, ungenabelte und viel kleinere Wendeltreppe (Sc. communis) ist im Mittelmeere so häufig, daß sie den Kindern zum Spielzeug dient.

C. F. A. Kolb.

Warmbrunn und der Kynast.

Das durch seine wohlthätigen Heilquellen überall gekannte Warmbrunn ist das besuchteste der schlesischen Bäder, und in einem der lieblichsten Thäler am Fuße des Riesengebirges gelegen, das sich von Landshut, Libau und Schatzlar zu dem Schmiedeberger Kamm erhebt und sich, 5 Meilen lang, bei einer Breite von 4 Meilen von O.SO. nach W.NW. bis zum Isargebirge zieht. Der freundliche Badeort, zwischen dem Haidewasser und dem Zacken, und zum Theil noch jenseits des letzteren gelegen, zählt über 300 Wohnungen, unter denen viele stattliche und großartige Häuser, die alle Ansprüche der vornehmen Welt befriedigen, die jährlich in größerer Zahl hier Heilung sucht und findet, und hat über 2300 Einwohner, die meistens von Glas- und Steinschleiferei, Schleier- und Leineweberei, Bleichen, und der Aufnahme und Bewirthung von Badegästen leben. — Hauptgebäude des Ortes sind: das imponirende Schloß des Grafen von Schafgotsch, der um die Aufnahme des Bades durch Bauten und Anlagen sich große Verdienste erworben hat; die katholische Kirche, ein helles, freundliches Bauwerk mit einigen trefflichen Gemälden; die mit ihr zusammenhängenden Gebäude des ehemaligen Klosters oder der Probstei, in deren obern Stockwerken sich die 50,000 Bände zählende gräfliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet, die ausgezeichnete Mangersche Mineraliensammlung, eine Waffenhalle und noch manche andere Merkwürdigkeiten befinden, und die unterhalb des Schlosses gelegene einfache, aber freundliche evangelische Kirche. An Gasthöfen ist kein Mangel; das Hotel de Prusse, der schwarze Adler und das lange Haus gewähren Gästen aus den höheren Ständen genügendes Unterkommen; immer aber fehlt es noch an einem großartigen, umfassenden Gasthause, wie man dergleichen in andern Badeörtern zu finden gewohnt ist, und der geschmackvolle Saal im Gesellschaftsgarten des jenseits des Zackens befindlichen Schönfeldischen Gasthofes, obwohl er eine Zierde Warmbrunns ist, ersetzt diesen Mangel bei weitem nicht.

Die warmen, mit Badehäusern überbauten Quellen, die dem Orte Namen und Bedeutung gegeben haben, das gräfliche und das Probsteibad, brechen unfern des ehemaligen Klosters aus rothem, grobkörnigem Granit hervor. Erst in neuerer Zeit wurden die Bäder erweitert, außer ihnen eine Trinkanstalt eingerichtet, und vom gräflichen Besitzer noch eine Badeanstalt für Arme (das Leopoldsbad) gegründet, und Vorbereitungsbäder im Kloster etablirt. Die Entdeckung der beiden Quellen, deren Wasser vollkommen klar und durchsichtig, von schweflichem Geruch und weichlichem Geschmack ist, und im Grunde des kleinen Beckens eine Temperatur von 30, im Grunde des großen Beckens von 28° R. hat, verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Benutzt wurden sie schon in den ältesten historischen Zeiten, und noch bis heute erhielt sich die Gewohnheit der Landleute, am Tage Sct. Johannis in den Quellen zu Warmbrunn zu baden. Eine dritte, bis jetzt noch nicht benutzte Schwefelquelle von 21° Temperatur entspringt neben dem Hause zum goldenen Adler, fünf andere eisenhaltige Quellen am nördlichen und südlichen Ufer des Zacken.

Als Gesellschaftshaus für die Kurgäste Warmbrunns dient die herrschaftliche Gallerie, in welcher sich Alles zu versammeln pflegt, was die Badezeit an Rang und Intelligenz aufzuzeigen hat, und aus deren südlichem Saal und dem vor ihm angebrachten Balkon man die reizendste Aussicht auf das wenig entfernte Hochgebirge genießt. — Zwischen dem Schlosse, dem geschmackvollen daranstoßenden Garten und der Gallerie breiten sich die Natur-Gartenanlagen aus, welche die Spaziergänge der Badewelt bilden, und in welchen sich auch das Schauspielhaus befindet, welches die Freigebigkeit des Grafen Schafgotsch den Fremden zur Unterhaltung erbaut hat und mit nicht unbedeutenden Opfern erhält. —

Die Umgebungen von Warmbrunn sind ungemein reizend. Einer der freundlichsten Ausflüge führt auf den nicht viel über eine halbe Stunde entfernten Schatzenberg, dessen Höhe selbst für ältere Personen nicht lästig zu ersteigen ist. Hier breitet sich vor dem Besucher die entzückendste Aussicht auf Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf, Schreibershau, Voigtsdorf und die dahinter liegenden Vorberge aus, und erscheint im Glanz eines lieblichen Morgens und in der Gluth eines heitern Abends in der schönsten Beleuchtung; über Allem schwebt aber dann im Duft mäßiger Ferne das Hochgebirge, vom näheren Fuß bis zum entferntern nebelnden Kamm. Noch schöner ist die Aussicht auf das Hochgebirge von dem im Süden von Warmbrunn gelegenen Weyrichsberg, auf welchem ein ansehnliches steinernes Haus als Zerstreuungsort für Badegäste und Einheimische dient. Fast gleich belohnend ist der Besuch des Popelberges bei Gotschdorf, dessen Gipfel übereinander lagernde Granitmassen bilden, in denen man durch das Popelloch, wie durch einen Rahmen, Warmbrunn in seiner schönsten Lage und dahinter den blauen Kranz des Hochgebirges erblickt. Weniger besucht, weil mühsam zu besteigen, ist der über 2000 Fuß hohe Biberstein, auf dessen freier, mit abenteuerlich aufstarrenden Felsen gekrönter Höhe die reizendste Aussicht auf Gebirg und Thal das Herz aufschließt. Besondere Anziehungskraft übt das anmuthige, im Osten von Warmbrunn gelegene Rohnsdorf auf die Badgäste durch seine landschaftliche Schönheiten sowohl, als durch sein treffliches Bier aus, das in ganz Schlesien berühmt ist. Der Weg dahin, der über die Zinkenhöhe führt und fortwährend zur Rechten die Aussicht auf das Hochgebirge und die Koppe gestattet, ist in dreiviertel Stunden zurückgelegt. Von hier aus führt der Weg auf den mit Granitmassen bedeckten Prudelberg, und nach Süden auf den dichtbewaldeten Stangenberg, dessen höchste Felsenhöhe die vom Fürsten von Reuß erbaute Heinrichsburg krönt, von deren

Zinne aus der ganze Zug des Hochgebirges und der sich an dasselbe anschließenden Gebirgsreihen mit einem Blicke zu übersehen ist.

Ein weiterer Ausflug, der aber einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, ist der Besuch des Hainfalls und der Burg Kynast. Der Weg dahin führt am Fuß des Weyrichsbergs und zum Theil an Teichen hin, nach dem Dorfe Giersdorf, an dessen oberem Ende eine Felsenmasse, der Holenstein, durch welche eine spaltenähnliche Höhlung nach dem Bache führt, die Augen des Wanderers auf sich zieht. Nach Ueberschreitung der Brücke erreicht man in kurzer Zeit den Anfang des Dorfes Hain, dessen



Burg Kynast.

auf einer vorspringenden Bergecke gelegenes Wirthshaus nur dürftiges Unterkommen gewährt. Nach kurzer Wanderung an der Berglehne und an den hölzernen Hütten des Dorfes hin gelangt man an die Thalsohle, wo südwestlich aus einem Seitenthale der Hainbach hervorschäumt. Ein hölzerner Steg führt rechts nach den Hütten am Ufer und in das romantische Thal, aus welchem das Rauschen des Hainfalls ertönt, der 24 Fuß hoch über die Felsen herabstürzt und eine der malerischsten und großartigsten Naturscenen des Riesengebirges bietet. — Vom Wirthshause des Dorfes führt ein Fußsteig in die Wiesen hinunter und jenseits des Baches zu den Häusern am Berge hinauf, durch Saalberg hindurch, und am Heerdberge hin die Höhe aufwärts zu den Wachsteinen, bei welchen früher ein mit Wächtern besetzter Thurm den Aufgang zur Burg Kynast sperrte.

Die schönste Burgruine Schlesiens, der dem Grafen von Schafgotsch gehörige Kynast, erscheint jetzt auf der äußersten Felsenspitze eines durch einen Abgrund vom höheren Heerdberge getrennten Vorberges, der zum Theil mit Nadel- und Laubholz bewachsen ist, und auf welchem häuserhohe Granitblöcke in wildem Würfelspiele von Titanen umhergeschleudert worden zu sein scheinen, vor dem Auge des Wanderers, der auf dem äußern Burgplatze, von wo ihn Trommelschall beim Herannahen begrüßt, freundlich empfangen wird. Nach kurzer Rast im Schatten hoher Bäume und Einnahme einiger einfachen Erfrischungen wird vom angestellten Wächter gegen eine kleine Vergütung dem Besucher jeder Theil der sagenreichen Burg gezeigt, die Deutschlands edelste Dichter schon mannigfach besungen. Man wandert durch alle verfallenen Gemächer, durch Küche, Ställe, Keller und Gewölbe, bis zur Mauer, die Theodor Körner in einer seiner schönsten Balladen verewigt hat, und besteigt zuletzt den Thurm, von welchem einst bei einem Bankett ein Edelknappe, in der Qual unglücklicher Liebe zur schönen Elisabeth von Liegnitz, indem er den Becher auf's Wohl der herzoglichen Angebeteten leerte, sich jubelnd in die Tiefe hinabstürzte. Aus dem Munde des Führers hören wir den einfachen Bericht der zahlreichen Sagen, die über den Kynast im Umlauf sind; erfahren, wie Herzog Bolko, der Streitbare, im Jahre 1292 den kühnen Bau vollendete; wie Karl IV. die Veste dem mannhaften Helden Gotsche Schaff zum Lohn für seine Ritterthaten in der Erfurter Schlacht verlieh, und wie sie seitdem fortdauernd das jüngere Stammhaus der Reichsgrafen von Schafgotsch gewesen; wie heldenmüthig sie allen Angriffen der Tartaren, der Hussiten und Schweden widerstanden, bis endlich ein Blitzstrahl im Jahre 1675 den stolzen Bau bis auf die Mauern in Asche gelegt. Noch immer stehen die Trümmer des alten Burgthors, der Zugbrücke; noch sieht man die Staupsäule, an welcher störrische Knechte und faule Fröhner gestäupt wurden, und manche Brust wird beengt beim Anblick des Abgrundes, in welchen sich die spröde Kunigunde, als ihr stolzes Herz die Qualen verschmähter Liebe selbst empfand, in verdienter Selbstverachtung von der Mauer hinabstürzte, wo so viele liebeskranke Ritter für sie den Tod gefunden hatten. Jeder Schritt in der Ruine ruft eine romantische Erinnerung hervor, doch nur mit halbem Ohre hört der Bewunderer der schönen Gebirgsnatur die Sage vom zahmen Wolfe, der in der Küche das gebratene Lamm fraß, wie es der Prediger Thieme vorausgesagt, der auch des Freiherrn Hans Ulrichs Tod durch kaltes Eisen prophezeit, und eilt zur Zinne des Thurmes hinauf, wo eine der reizendsten Aussichten seine Mühen belohnt. Nachdem man noch das Echo bewundert, das bei Lösung eines Geschützes mit donnerähnlichem Getöse, von Berg zu Berg geworfen, endlich in einem leisen Beben verhallt, steigt man auf Stufen zwischen den Felsen hinab in den Abgrund der Hölle, jenseits welcher am obern Abhange des Heerdberges sich der Kynast am malerischsten gestaltet, und ge-

langt nach zweistündiger, beschwerlicher Wanderung über Hermsdorf nach Warmbrunn zurück.

Das Heuscheuergebirge.

Vom Kurort Cudowa, bei Reinerz in Schlesien, aus gelangt man zum steilen Fuß eines mächtigen Gebirgszuges, auf dessen längster und breitester Kante kolossale Mauern und Bollwerke wie von Riesenhänden aufgethürmt zu sein scheinen. Es ist dieß die Heuscheuer,



Großvaterstuhl.

der vielfach zerklüftete Sandsteinkamm des Heuscheuergebirges, das sich zwischen den Urgebirgen der Sudeten südöstlich bis Mähren, und nordwestlich, in einem großen Bogen nach Westen, bis über das linke Elbufer hinaus zum sächsischen Erzgebirge erstreckt. Der höchste Punkt dieses Felsenkammes ist der hier abgebildete Großvaterstuhl, ein großartiges Sandsteinfelsengebild, zu welchem man, am Tafelstein vorbei, auf einer Treppe gelangt, und hier, 2831 Fuß über dem Meeresspiegel, eine der umfassendsten Aussichten genießt, unter sich aber einen grausigen Abgrund erblickt, aus welchem die höchsten Tannen nur wie winziges Gestrüpp emporragen.

Ein Ritt nach Californien.

(Schluß zu S. 57.)

Wir waren, als wir am 5. August von Cedarcity aufbrachen, bereits über 1400 Meilen von Westport in Missouri entfernt, und es blieb uns nur noch eine kurze Strecke von 500 Meilen zum Durchreiten übrig. Aber gerade dieser Theil war vielleicht der beschwerlichste der ganzen Reise, denn wir mußten nun die „Wüste", den öden, dürren, sandigen Landstrich, durchkreuzen, welcher unter dem Namen Deseret bekannt ist und sich von den Ausläufern der Felsengebirge bis zur Sierra Nevada am Eingang nach Californien erstreckt. Bis dahin, d. h. bis zum Flusse Mohaveh, sind es, von den Bergwiesen von Santa Clara an gerechnet, 374 Meilen. Das ganze Land gehört zu dem großen Wüstenbassin des großen Salzsees, und man trifft nur wenige Stellen, wo man sich an klarem, süßem Wasser erholen kann. Allerdings macht die Vega del Gaetan oder Quintana eine Ausnahme, allein dieselbe ist mehr wie eine Oase in der Wüste zu betrachten, und wird von den armen Reisenden als ein Diamant angesehen, der gar nicht zu bezahlen ist. Dagegen gibt es zwei Strecken oder Tagereisen, die eine von 45, die andere von 55 Meilen, wo man lediglich weder Wasser noch Gras antrifft, und wo man glaubt, verschmachten zu müssen. Die Spanier oder Mexikaner nennen diese Strecken „Jornadas", und nur mit Furcht und Zagen betritt man dieselben, da man nie wissen kann, ob man „lebend" darüber hinkommt. Hier wächst lediglich gar nichts, als hie und da ein wenig wilder Salbey oder auch knorriger Cactus, der den Thieren die Füße durchsticht. Wild gibt es natürlich auch keines, die „Salbeykaninchen" ausgenommen, so genannt, weil sie sich lediglich von dieser Pflanze nähren, woher ihr Fleisch einen unangenehmen Salbeygeschmack erhält. Ist man aber auch über diese furchtbaren Strecken hinüber, so behält doch der ganze Landstrich seinen öden, unfruchtbaren Charakter bei, denn das Gras ist fast durchaus schlecht, weidenartig, drahtgeflechtähnlich, und von salzigem, bitterem Geschmacke. Nur allein der sogenannte Mesquitbusch, eine in der Wüste wachsende Staude, trägt eine Art Bohnen, welche die Maulthiere überaus gerne fressen, weil sie mandelartig schmeckt. Daß von „Strömen" in diesem großen Gebiete keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Selbst die kleineren Flüsse sind sehr selten und zerrinnen fast im Sande. Die hauptsächlichsten sind der Rio Santa Clara (auf den Bergen gleichen Namens entspringend), Rio de la Virgen, Maddycreek, Ojo de Archilete und Amargosacreek. Diese fließen sämmtlich dem Rio colorado zu, und gewähren zum Theil wenigstens durch ihr süßes Wasser vortreffliche Nachtquartiere, zum Theil aber sind auch sie salzig und bitter.

Bei den Mormonen hatten wir unsere zusammengeschmolzenen Vorräthe von getrocknetem Fleische, Mehl und geröstetem Mais frisch rekrutirt. Wir bekamen dies Alles zu annehmbaren Preisen, da die „Heiligen des letzten Tages" Ueberfluß daran hatten. Dagegen Kaffee, Zucker, Thee und andere Specereiwaaren konnten wir nicht auftreiben. Derlei Artikel sind in diesem Binnenlande so rar und demnach auch so theuer, daß man für gewöhnlich darauf verzichten muß. Der Weg, den wir zu machen hatten, war durch Wagenspuren bezeichnet, denn die Mormonen hatten vor uns diese Strecke schon oft zurückgelegt, indem sie mit Südcalifornien in Verbindung standen. Erst

in der Nähe des berühmten Berges San Bernardino, an der Grenze von Californien, bog ihr Weg links ab, während wir uns rechts dem Cajon-Paß und San Angeles zuwandten.

Mit den Pahutahs kamen wir schon am 6. August zusammen, und von nun an bis zum Mohavehflusse stießen wir fast jeden Tag auf einen ihrer Stämme. Sie sind nicht so sehr Nomaden, als die übrigen Indianer, aber auch nicht so kriegerisch. Ihre ganze Natur ist auf's Stehlen gerichtet, und man betrachtet sie allgemein als die abgefeimtesten Roßdiebe des Continents. Bezeichnend für ihren Charakter ist das, daß sie die Pferde und Maulthiere nicht stehlen, um sich ihrer beim Reiten zu bedienen (denn die Pahutahs reiten nicht, sie gehen zu Fuße), sondern um sie zu tödten und zu verspeisen. — Die Ersten, die wir trafen, wohnten in einem Dörfchen zusammen, und sie hatten von den Mormonen gelernt, ihr Feld dadurch fruchtbar zu machen, daß sie die Bewässerung einführten; dagegen waren ihre Häuser wahrhaft erbarmungswürdige und miserable Hütten, aus Buschwerk errichtet, und so schmutzig und eckelhaft im Innern, daß es uns unmöglich war, darin über Nacht zu verweilen. Ihr Häuptling trat uns mit der Friedenspfeife entgegen, wie unter den Indianern allgemein üblich, aber die Pfeife war nicht von Thon oder einem Welschkornkolben gefertigt, sondern bestand aus einem zinnernen Gefäß, in welches ein Röhrchen gesteckt war. Der alte Indianer war nicht wenig stolz auf diesen „Schatz aus der civilisirten Welt". Die Weiber — ein schmutziges Geschlecht, fast noch schmutziger als ihre Hütten — hatten große Angst wegen ihrer Kinder, und verbargen dieselben vor uns. Sie hielten uns für Neumexikaner, welche alljährlich in diese Gegenden kommen, um Indianerkinder zu kaufen oder auch mit Gewalt zu nehmen. Dieselben scheinen eine solche Kinderjagd mit den gleichen Augen zu betrachten, wie eine Jagd auf Büffel oder sonstige wilde Thiere! — Von nun an mußten wir Tag und Nacht auf der Hut sein, denn die Indianer folgten unserer Spur, wie Schakale. Sie ließen uns nicht mehr aus den Augen, immer darauf bedacht, ein Maulthier, das sich vielleicht aus Müdigkeit hintendrein schleppte, wegzustipitzen oder sonst einen Raub zu begehen. Bei Nacht streiften sie um unser Lager herum und verbargen sich hinter Büschen oder Sandhügeln, indem sie einander durch nachgeahmte Vögel- oder Thierstimmen Zeichen und Signale gaben. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile nebst der Lanze, deren Spitze sie oft vergiften. Ihre Kleidung ist sehr primitiver Natur, denn sie gehen fast ganz nackt, sogar die Weiber. Einen offenen Angriff wagten sie nie auf uns, denn sie scheinen überhaupt nicht kampfesmuthig zu sein, dagegen verspotteten sie uns wegen unserer verwitterten bärtigen Gesichter, welche seit vielen Wochen kein Scheermesser gesehen hatten, und scheuten sich nicht, mit Fingern auf uns zu deuten. Sie selbst tragen nämlich keinen Bart, sondern reißen sich die Gesichtshaare mit der Wurzel aus. Am 10. August kam Einer dieser Indianer in unser Lager, um sich ganz an uns anzuschließen, da er „die Welt sehen wolle". Derselbe war ganz nackt, hatte aber als Zierrath ein dünnes Bein von etwa acht Zoll Länge quer durch die Nasenflügel gesteckt. Wir nahmen ihn als Diener an, und schenkten ihm ein Paar tuchene Hosen nebst einem wollenen Hemde, worüber er nicht wenig erfreut und stolz war; allein die ungewohnte Kleidung genirte ihn bald allzusehr, und er war genöthigt, dieselbe von Zeit zu Zeit auszuziehen, um nur vorwärts zu kommen. Von nun an wurden wir von den Indianern weniger mehr belästigt, denn er antwortete ihnen in ihrer eigenen Zunge!

Die ganze Reise von den Mormonen-Niederlassungen an bis zum Mohaweh war mit Entbehrungen aller Art verknüpft, am härtesten aber fühlten wir unsere Verlassenheit bei dem Ritt über die „Jornadas", denn kein Laut tönte dort an unser Ohr, nicht einmal das Gekreisch eines wilden Vogels, ja nicht einmal das Summen einer Fliege. Es war eine fast tödtliche Stille, durch Nichts unterbrochen, als hie und da durch ein Lüftchen, das über die Sandwüste strich. Durst und Hunger quälten uns auf's Entsetzlichste, und wir waren öfters nahe am Verschmachten. Die erste Jornada erstreckt sich vom Muddycreek, d. i. dem Rio Atascoso oder dem Schlammflusse (er hat seinen Namen von seinen schlammigen Ufern), bis zur Vega Quintana. Wir brachen am 10. August Abends auf, um die ganze Nacht durchzureiten. Wie wollten nämlich die große Hitze vermeiden, welche uns bei Tage fast überwältigte. Morgens acht Uhr, am 11., waren wir glücklich an der Vega mit ihrem klaren Flüßchen, dem Rio oder Ojo del Gaetan, angelangt. Dieser Fleck Landes, wohl mehrere Tausend Morgen groß, verdient wahrhaftig den Namen „der Diamant der Wüste", denn man findet hier üppiges Gras, herrliches Holz, und ein Wasser so klar und kühl, daß man nicht müde wird, seinen Körper darin zu erfrischen. Wir blieben einen ganzen Tag hier, um uns von dem Ritt durch die Wüste zu erholen. Auch glaubten wir, unsern erschöpften Vorräthen vielleicht durch die Erlegung eines Wildes nachhelfen zu können; allein — von einem Thierchen auch nur der kleinsten Gattung war keine Rede. So beschränkten wir uns denn auf das Einzige, was wir noch hatten, auf Pinole. Aber auch dieses war bereits so rar geworden, daß wir uns auf halbe Rationen setzen mußten. „Sechs Löffel voll des Tags" mußten für den Mann genügen, sonst waren wir in Gefahr, Hungers zu sterben! — Die zweite Jornada beginnt am Amargosaflüßchen, einer dürftigen Quelle voll warmen, schmutzigen, stinkenden und bittern Wassers, und endigt an der Agua del Tio Meso, d. i. an der Quelle des Onkels Meso. Sie ist gut 50 Meilen breit, und wie viele Leiden den Wanderer darin erwarten, das sieht man an den Gerippen von Thieren und Menschen, welche am Wege in der Sonne bleichen! Wir füllten unsere Gefäße mit dem bittern Wasser, und brachen eine Menge Weidenzweige ab, um sie unsern Maulthieren unterwegs zu fressen zu geben, — das war Alles, was wir thun konnten, um uns vor dem Untergang zu retten! Mittags zwei Uhr, am 15. August, begannen wir unsern Marsch. Die Hitze war außerordentlich, und statt daß sie mit Sonnenuntergang nachließ, schien sie sich im Gegentheil immer mehr zu steigern. Der Weg führte zum Theil über eine Sandebene, wo die Maul-

thiere bis über die Hufhaare einsanken, doch bekamen wir bald festeren Grund. Wir entledigten uns fast aller unserer Kleider, um es wegen der Hitze besser aushalten zu können, aber dieß vermehrte fast unsere Drangsale, denn es wehte von Süden her ein Wind, der den heißen Sand auf unsere Haut und in dieselbe hinein trieb, daß wir geradezu zu verbrennen glaubten. Die Thiere senkten die Köpfe bis auf den Boden und schritten nur langsam vorwärts. Es war, als ob wir in einem heißen Backofen steckten! Natürlich konnte unter solchen Umständen von Reiten keine Rede mehr sein, sondern wir mußten zu Fuße nebenher gehen. Die Thiere waren kaum noch im Stande, den Sattel zu tragen! Am übelsten hatten es die Packthiere, und dieselben waren oft nahe daran, zu unterliegen. Endlich, endlich um zehn Uhr Morgens am 16. August, nach einem ununterbrochenen Marsch von zwanzig Stunden, erreichten wir die Agua del Tio Meso. Hunger, Durst, Hitze, Mühseligkeiten aller Art hatten uns fast aufgerieben, — wie froh waren wir an dieser Quelle, obgleich das Wasser auch hier bitter und salzig schmeckt und kaum trinkbar ist! Wie labten sich die Maulthiere an diesem Gras, so dürr und laugengetränkt es auch sein mochte! Thiere und Menschen, wenn sie am Verschmachten sind, unterlassen es, wählerisch zu sein. — Diese Quelle hat ihren Namen von einem alten Mexikaner, Namens Meso, den man aber seines Alters wegen gewöhnlich nur Onkel Meso nannte. Er entdeckte diese Quelle, als er und seine Reisegesellschaft auf ihrer Wanderung nach Californien am Verdursten waren. Aber der „Fund" sollte ihm nicht gut bekommen, denn er fiel alsbald vom Schlage getroffen nieder, und seine Gebeine bleichen hier in der Gesellschaft von zwei amerikanischen Soldaten, die sich von ihrem Trupp verloren hatten und hier den Hungertod starben. Sie waren durch die Leiden und Entbehrungen der Wüstenreise zu sehr entkräftet, um weiter marschiren zu können. Ihre Gerippe halten sich fest umschlungen, als ob sie einander „in der letzten Noth" hätten unterstützen wollen!

Noch einen Tag des Elends und der Qual hatten wir vor uns, als wir die letzte Jornada überschritten hatten, aber — am 17. Abends spät erreichten wir den Mohawehfluß, und nun hatten alle unsere Leiden ein Ende. Wir waren schon Morgens in aller Frühe aufgebrochen, und doch, obwohl der Fluß nur 30 Meilen von Meso entfernt ist, kamen wir erst Abends sieben Uhr an Ort und Stelle. So abgemattet und heruntergekommen waren unsere Thiere! Nun aber gab es Wasser und Gras in Menge, und sie konnten sich nach Herzenslust laben. Auch wir Menschen brauchten keine Angst vor Hunger mehr zu haben, denn unser indianischer Jäger schoß zwei Antilopen, die uns jeder Sorge überhoben. Ueberdieß wies sich der Mohaweh außerordentlich fischreich, und wir speisten „am Feuer geröstete Barben" nach Bedürfniß und sogar darüber. Einen ganzen Tag lang rasteten wir hier, um uns nach den letzten Strapazen etwas zu erholen. Dann aber, am 19., brachen wir nach unserer letzten Station auf, nach Los Angeles in Californien, einer nur noch kurzen Strecke von 137 Meilen.

Der Mohawehfluß ist etwa 75 Fuß breit, aber selten tiefer als 3 Fuß. Wir konnten ihn leicht überreiten. Seine Wasser sind sehr warm, und deßwegen, im Sommer wenigstens, keineswegs erfrischend. Dagegen ergießen sich eine Menge Nebenflüßchen in ihn, welche einen äußerst angenehmen Trunk liefern, denn diese entspringen mehr in der Nähe, in den Bergen, welche zwischen der Wüste und dem Thale von Los Angeles liegen und gleichsam das Verbindungsgebirge zwischen dem hohen Bernardino und der Sierra Nevada bilden. Die Gegend wird nun wieder fruchtbarer. Der Boden ist mit hohem Gras und mit Buschwerk aller Art bedeckt. Dazwischen hinein wachsen hohe Cedern und Fichten, untermischt mit Palmen und Cactussträuchern von besonderer Höhe. Fünfzig Meilen lang folgten wir dem Mohaweh, dann verließen wir sein Thal, um dem Cajon-Paß zuzueilen, welcher in einem tiefen Einschnitt durch obengenanntes Verbindungsgebirge führt. Der Weg steigt langsam empor, und man hat die höchste Höhe erreicht, ehe man daran denkt. Am 21. August betraten wir den Cajon-Paß, durch welchen der klare Gebirgsfluß „Santa Ana" fließt. Die Aussicht war hier köstlich. Auf beiden Seiten stiegen hohe Berge empor, ihre Spitze mit Föhren gekrönt und ihren Fuß mit Aloebäumen geschmückt. Vor uns lag ein herrliches Thal, das Thal von San Bernardino, mit ganzen Wäldern von Maulbeerbäumen und Zuckerahorn von mächtigen Dimensionen. In der Ferne schimmerte der stille Ocean, denn es war von unserem Standpunkte aus (in gerader Richtung) nur noch 50 Meilen bis an sein Ufer. Unsere ganze Umgebung wimmelte von Wild aller Art, sogar Bärenspuren fanden wir in großer Anzahl, bekamen aber, so sehr wir auch spähten, keinen der braunen Gesellen zu Gesicht. Mittags fingen wir an, langsam herab zu reiten. Die Abdachung ist nicht steil, sondern die ganze Strecke von hier bis an den Pacific bildet gleichsam eine schiefe Ebene, wo mit Leichtigkeit die beste Straße herzustellen wäre. In kurzer Zeit hatten wir den hohen Riesen San Bernardino vor uns, und nun wandten wir uns rechts Los Angeles zu. Kurze Zeit rasteten wir in hohem, üppigem Grase, aber dann trieb's uns vorwärts, unaufhaltsam vorwärts, eine menschliche Behausung zu finden, eine Behausung mit civilisirten Bewohnern der kaukasischen Rasse. Bis jetzt war unsere Straße aus einer „Wagenspur" bestanden, die von den Mormonenzügen herrührte; von nun an aber mehrten sich die Anzeichen der Civilisation, denn wir fanden Spuren von Rindvieh- und Schafheerden. Um neun Uhr Nachts endlich — wir waren seit vier Uhr Morgens im Sattel und unsere erschöpften Thiere konnten kaum mehr einen Fuß heben — hörten wir das Bellen eines Hundes (welch' fröhliches, süßes Bellen war dieß!), und zehn Minuten darauf hielten wir auf dem Ranchio de Cocomongo, dem großen Pachthofe von Cocomongo, von seinen Bewohnern herzlich bewillkommt. So lange ich lebe, vergesse ich dieses Ranchio nicht. Endlich nach hundert mühseligen Tagen eine köstliche Ruhe unter einem wirklichen Dache, in einem wirklichen Bette! Endlich nach hundert Tagen ein Frühstück mit Zucker und Milch und Kaffee! Endlich nach hundert Tagen eine Unterhaltung

mit Menschen „unserer Gattung“, eine Zeitungsnachricht über das, was seit einem Vierteljahre in der Welt passirt war! Und unsre Maulthiere erst, — wie ließen sich diese die ungestörte Ruhe, das ungeschmälerte herrliche Futter schmecken! Es war ein Vergnügen, ihnen nur zuzusehen, es mußte Einem scheinen, die klugen Thiere wüßten, daß nun das Ende ihrer Mühseligkeit gekommen sei.

Auf dem Ranchio borgte man uns mit dem größten Vergnügen ein paar frische Pferde, auf denen wir zu Dreien den andern Tag die wenigen 35 Meilen nach Los Angeles auf der von hier an gut gebahnten Chaussée in wenigen Stunden zurücklegten. Es litt uns nicht, länger zu warten; wir mußten unsere Freunde daselbst, die schon längst, durch Briefe benachrichtigt, unsere Ankunft mit Aengstlichkeit erwarteten, durch unsere persönliche Erscheinung von unserem Wohlbefinden überzeugen. Die Uebrigen von unserer Gesellschaft rasteten einen ganzen Tag in der gastlichen Herberge zu Cocomongo, und kamen erst am 23. August wohlbehalten mit unsern Maulthieren in Los Angeles an. Wir hatten nun einen Weg von 1852 Meilen in gerade 100 Tagen zurückgelegt. Mitten durch eine unwirthliche Gegend von außerordentlicher Ausdehnung, durch Prairien, über Gebirge, durch Sandwüsten waren wir geritten, meist ohne ein anderes Obdach zu haben, als das Himmelszelt; über Flüsse waren wir gesetzt, die früher ein unübersteigliches Hinderniß darzubieten schienen, mit Hunger und Durst hatten wir gestritten, wie selten Reisende gethan haben, durch fremde Völkerschaften hatten wir uns geschlagen, die vorher vielleicht kein weißes Antlitz gesehen, — und trotz allem dem kamen wir unverletzt, wohlbehalten an, ein Beweis dessen, zu was Muth und Ausdauer fähig ist. In zwanzig Jahren vielleicht schon fliegt das Dampfroß durch diese Regionen, und die Strecke, zu der wir hundert Tage brauchten, wird dann in fünfmal vierundzwanzig Stunden durchflogen! — Außer den 1852 Meilen hatten diejenigen von uns, welche nach Taos geritten waren, um von dort Hülfe zu holen, noch weitere 715 Meilen im Sattel zurückgelegt. Das war ein Ritt!

Th. Gr.

Malthefer.

Als im Jahre 1099 Gerhard von Martigues, Prior eines Hospitals, das kurz vorher in Jerusalem gegründet war, den Reichthum des unter seiner Leitung stehenden Hauses zunehmen sah, trennte er es von dem Kloster zu St. Marie, von welchem es eigentlich abhängig war, und stiftete unter dem Namen „Hospital Brüder vom heiligen Johannes zu Jerusalem“ ein eigenes Stift.

Sein Nachfolger, Raimond Dupay, erkannte bald, daß die Einkünfte des Hospitals weit größer waren, als für Kranke und Waisen verausgabt wurde, und dachte, daß es zweckmäßig wäre, diesen Ueberschuß zum Kriege gegen die Ungläubigen zu verwenden. Er theilte zu diesem Zwecke die Bewohner des Stiftes in drei Klassen: in Edelleute, die für den Krieg und Schutz der Pilger bestimmt waren; in Priester, welche den Gottesdienst zu besorgen hatten, und in Diener. Diese letzteren waren nicht von Adel, und den Rittern nur als Hülfe beigegeben.

Nachdem Jerusalem verloren war, zogen sie sich nach Jean d'Acre zurück, das sie bis zum Jahre 1230 mit vieler Tapferkeit vertheidigten. Darauf ließen sie sich auf der Insel Cypern nieder, und dann bemächtigten sie sich der Insel Rhodus, wo sie sich trotz der Muselmänner lange Zeit behaupteten. Soliman aber griff die Stadt mit dreimal hunderttausend Mann an, und obgleich die Ritter sich sechs Monate lang tapfer vertheidigten, mußten sie doch solcher Uebermacht unterliegen. Einige Zeit lang irrten sie nun umher, ohne eine bestimmte Heimath zu besitzen. Karl V. gab ihnen die Insel Maltha, von welcher sie den Namen annahmen, und welche sie bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaßen.

Um in diesen Orden aufgenommen zu werden, mußte man das Gelübde der Keuschheit ablegen, und vier Grade des Adels, sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite, nachweisen. Die Ritter trugen ein Kreuz, das acht Strahlen bildete und mit Emaille ausgelegt war.

Das Recht der Erstgeburt, welches alle Familienrechte dem ältesten Sohne sichert, nöthigte meistentheils die jüngeren Söhne, in einen Orden zu treten. Der Malthefer-Orden, dessen Regeln eigentlich sehr strenge waren, aber nicht strenge befolgt wurden, gestattete den Rittern genügende Freiheit, die Freuden der Welt zu genießen, und daher traten hier vorzugsweise viele junge Edelleute ein. Obschon das Statut es nicht gestattete, Jünglinge unter sechzehn Jahren aufzunehmen, konnte man doch leicht Dispens erhalten, so daß die Aufnahme fast in jedem Alter stattfand. Aber erst im fünfundzwanzigsten Jahre wurde das Gelübde gethan. Es kam häufig vor, daß es jüngeren Mitgliedern überhaupt erlassen wurde, die Gelübde abzulegen, wenn sie z. B. durch den Tod des ältesten Bruders oder aus anderen Gründen veranlaßt wurden, in die Welt zurückzukehren.

Die Ritter, welche einen höheren Grad des Ordens erreichen wollten, mußten vier Feldzüge, jeden einzelnen von der Dauer eines halben Jahres, mitgemacht haben. Früher trugen sie, wenn sie in den Kampf gegen die Ungläubigen zogen, über ihren Kleidern eine Art Faltengewand, das vorn und hinten mit einem weißen Kreuze geschmückt war. Daß man später ein Kreuz in Emaille an einem rothen Bande trug, ist eigentlich ein Mißbrauch, der übrigens Bestand hatte, bis die Revolution (1791) alle religiösen Körperschaften aufhob.





Eine heilige Familie von Murillo.

(Taf. 9.)

Wir legen unsern Lesern „eine heilige Familie“ von Murillo in einem wohlgelungenen Stiche vor, dessen berühmtes Original sich im Louvre befindet, und fügen einige Notizen über diesen Meister, den „Raphael seines Jahrhunderts“, und über einige seiner vorzüglichsten Werke bei. —

Bartholome Estéban Murillo, geboren 1618 zu Sevilla, erhielt von Juan de Castillo, einem Verwandten seiner Eltern, dem er nach Cadix folgte, die erste Unterweisung in der Kunst, in welcher er, mit einem außerordentlichen Talente begabt, bedeutende Fortschritte machte. Schon während dieser Zeit als Knabe betrieb er die Malerei, in der er einst alle Meister seiner Nation verdunkeln sollte, selbstständig auf eigene Rechnung: er malte den Krämern, um sich ein Taschengeld zu verschaffen, Bilder, welche diese auf den Jahrmärkten verkauften.

Einige Werke Peter von Moya's, die der Jüngling zu Gesichte bekam, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und erfüllten ihn mit dem unwiderstehlichen Verlangen, sein Talent durch die Nachahmung großer Meister auszubilden. Nach Madrid oder nach Italien zu gehen, fehlten ihm die Mittel, auf Unterstützung hatte er von keiner Seite zu rechnen; da kam er auf einen Einfall, der ihm glückte. Er kaufte Leinwand, zerschnitt sie, bereitete sie zu, und bemalte sie mit Heiligenbildern, die er an nach Indien handelnde Unternehmer verkaufte. Mit dem Erlöse verschwand Murillo, ohne Jemand ein Wort zu sagen, 1643 aus Sevilla, ging nach Madrid und copirte dort zwei Jahre lang mit großer Ausdauer die Werke Titian's, Rubens', Van Dyk's, und hauptsächlich die des Ribera und Velasquez. Letzterer zeigte vieles Interesse für den begabten Landsmann, und verschaffte ihm die Erlaubniß, die Gemälde in der königlichen Sammlung und zu Escurial zu copiren. Eben so unbemerkt kehrte der junge Maler im Jahr 1645 nach Sevilla zurück, wo Jedermann über die Gemälde, die er im Kloster des heiligen Franciscus ausführte, verwundert war, denn man konnte nicht begreifen, wie der junge Künstler ohne Lehrer und Vorbilder zu diesem meisterhaften Style gekommen war, und bald verschaffte ihm ein in der Manier des Velasquez ausgeführtes Gemälde, ein heiliger Diego von Armen umgeben, einen großen Ruf und zahlreiche Bestellungen von öffentlichen und Privatarbeiten. Die Entbehrungen hatten nun ein Ende, und Murillo erfreute sich bald eines Wohlstandes, der ihm erlaubte, um die Hand der begüterten Donna Beatrix de Cabrera aus Pilas anzuhalten, mit welcher er sich im Jahr 1648 vermählte.

In Murillo treffen, wie Franz Kugler so schön sagt, „alle Strahlen der spanischen Kunst zu einem mächtigen Lichtglanz zusammen“. Diejenigen, welchen die Nachahmung der Natur als das höchste Ziel der Kunst erscheint, ziehen Murillo nicht nur den spanischen, sondern auch allen italienischen Malern vor, Raphael selbst nicht ausgenommen. Stets wird aber derjenige höher zu stellen sein, der Göttliches selbstständig schafft, als derjenige, der es nur nachbildet. Daher ist die Sphäre Murillo's die Anmuth der Natur, die des unvergleichlichen Raphael aber die Grazie des Idealen. Die Gestalten des spanischen Meisters sind nicht Urbilder verklärter Menschlichkeit, aber sie athmen das schönste, herrlichste Erdendasein und verbinden es unmittelbar mit dem Himmlischen.

Murillo erscheint in seinen früheren Werken, die sich durch ihre schlichte Auffassung und ihre derbe, kräftige Ausführung von den späteren unterscheiden, als Naturalist, aber sein frommer poetischer Sinn und der Zauber seines unübertroffenen Colorits läßt seine Wasserträger und Eselstreiber als Fürsten ihres Geschlechts erscheinen; seine naiven Sevillaner Gassenjungen erfreuen durch ihre glückliche Genügsamkeit unter dem andalusischen Himmel, und seine von göttlicher Liebe erfüllten Heiligen stimmen die Seele zur Andacht. Bei der unmittelbaren Nachahmung der Natur sichert ihn seine Innigkeit vor dem Abwege in's Gemeine und Bedeutungslose. In seinen späteren Werken herrscht große Zartheit und Milde, die jedoch in einzelnen in eine schwächlichere Manier übergeht. Murillo's Hauptwerth sehen Viele in seiner wunderbaren Geschicklichkeit, die starken Gegensätze von Licht und Schatten zu einer Harmonie zu verschmelzen, und in dem meisterhaft behandelten Contraste des Tageslichts mit dem überirdischen Lichte, was seinen Bildern einen fast magischen Charakter verleiht. Die tiefere Bedeutung seiner Gestalten wird dem Beschauer erst allmählig erkennbar, weßhalb sich auch das Entzücken bei längerer Betrachtung steigert, wie denn Murillo der bis zum Ueberschwänglichen gesteigerten Extase einen Ausdruck gab, den kein anderer Maler in dieser Reinheit erreichte.

Gleichwohl konnte sich Murillo als Spanier nicht über einen gewissen Materialismus erheben, und die höchste Blüthe idealer Schönheit hat sich ihm nicht gänzlich erschlossen. Historische und weltliche Gegenstände bekam er fast nie zu malen, die Darstellung des Nackten war streng verpönt und mythologische Darstellungen waren ihm gar nicht gestattet. Um so entschiedener wählte er diejenigen Sujets, in welchen der katholische Spanier seine glühende Schwärmerei befriedigt fand, und die Andacht eines Franciscus und einer Magdalene wurden ihm Lieblingsgegenstände.

Wie Rubens entwickelte Murillo eine bewundernswürdige Productivität; kein anderer Maler hat so viele allgemein ansprechende Werke hinterlassen, als er, und es haben sich viele Proben seiner Kunst erhalten. Drei seiner tüchtigsten Schüler wußten übrigens den Meister so treu zu copiren, daß sie die geübtesten Kunstrichter zu täuschen vermochten. Zu den berühmtesten Werken unseres Meisters gehören folgende: die Vision des heiligen Antonius von Padua; die acht, Werke der Barmherzigkeit vorstellenden Gemälde, welche Murillo für die Kirche des Hospitals de la Caridad zu Sevilla malte, von denen sich aber nur noch diejenigen drei am Orte ihrer Bestimmung befinden, welche vor der Besetzung der Stadt durch die Franzosen unter dem als Kunstfreund — bekannten Marschall Soult nach Cadix geflüchtet

wurden; Moses mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen rufend, ein figurenreiches Bild voll energischen, ergreifenden Lebens, unter dem Namen La sed, der Durst, bekannt; die Speisung der Fünftausend durch Christus, und der heilige Johannes de Dios, der von einem Engel unterstützt einen Kranken nach dem Hospital trägt. Ferner die heilige Elisabeth, Königin von Portugal, als Pflegerin kranker Bettler und Aussätzigen, worin in der Aufdeckung eckelhafter Schäden die Naturwahrheit auf's Höchste getrieben ist, die königliche Heilige aber in himmlischer Schönheit und Milde ihre Pflicht mit kindlicher Ergebung vollführt. — Das Bild der heiligen Anna, die der kleinen Maria im Lesen Unterricht gibt. Reizend ist der überzeugende Ernst der Mutter und der feine Sinn leichter Auffassung bei der Tochter. — Die einem schlummernden Ehepaar erscheinende Madonna und der Besuch des Paars bei dem Papst, der den Traum auslegt und auf die Gründung der Kirche S. M. maggiore in Rom bezieht. — Einen entsetzlichen Eindruck macht der heilige Bonaventura, der dem Sarge entstiegen mit gläsernen Augen und gelbem, starrem Gesichte an einem Tische seine Memoiren schreibt. — Der heilige Franciscus umfaßt in höchster Liebesgluth den an's Kreuz geschlagenen Christus. — Der heilige Thomas de Villanueva reicht einem fast entblößten Krüppel ein Goldstück. Auch hier ist unter den Armen ein Knabe mit Grindkopf. In solchen, Liebe und Erbarmen weckenden Bildern ist Murillo besonders reich und groß. Als Beispiel der außerordentlichen naturalistischen Wahrheit dieser Gemälde führen wir an, daß darauf selbst der Staub und die Sommerhitze geschildert ist.

Wunderbare Accorde schlägt er in denjenigen Bildern an, die man „Empfängniß" zu nennen pflegt; im ganzen Bereich der Kunst sind nur sie der sixtinischen Madonna — nicht an die Seite, wie Kugler sagt, sondern gegenüber zu stellen. Auf einem derselben fußt die Jungfrau auf dem Halbmond, der von Engeln getragen wird: ein Bild der heiligsten und doch so bezaubernden Verklärung, wie aus Lilienduft geschaffen. Das Auge der Jungfrau, halb gebrochen von Wonne, sieht die Herrlichkeit des Herrn vor sich ausgebreitet, auf Stirn und Wange, von lichtblondem Haar umflossen, liegt die Bläße der Begeisterung, Form, Haltung und Ausdruck eine himmlische Erscheinung. Das vorzüglichste dieser Empfängnißbilder erwarb Marschall Soult auf eine ganz eigenthümliche Weise. Er wollte zwei verrätherische Bettelmönche hängen lassen, oder drohte wenigstens damit, und lieferte sie um den Preis dieses berühmten Gemäldes an ihr Kloster aus. Jedem tiefen Gemüthe unvergeßlich ist die Himmelfahrt der Maria: ein andalusisches Mädchen in einfach weißem Gewande, nicht ideal-schön, aber von höchstem sinnlichen Liebreiz, steht mit über der Brust gekreuzten Armen auf der Erdkugel, zu ihren Füßen die Schlange; Engelgenien schweben leicht auf Wolken um sie her; sie schaut mit einem Ausdruck gotterfüllter, heiliger Sehnsucht nach dem Himmel empor, von wo goldenes Glorienlicht auf sie herniederströmt.

Unter den heiligen Familien Murillo's ist diejenige vom Louvre, welche wir den Lesern in Stahlstich vorlegen, schon des herrlichen Colorits wegen eines der wichtigsten und geschätztesten Bilder des Meisters. Maria sitzt auf einer Rasenbank, und auf ihren, von einem dunkeln Oberkleide umwallten Knieen steht der von ihr gehaltene Christusknabe, zu dem Elisabeth niederkauernd den kleinen Johannes führt, der ihm ein Rohrkreuz reicht. Die Madonna ist hier von großer Anmuth und Lieblichkeit, doch eine irdische Schönheit. Edeln und kräftigen Ausdruck zeigt das Gesicht der wohl betagten Elisabeth. Bedeutender sind die Köpfe der Kinder, bei Murillo durchgängig von wunderbarer Schönheit und Lebensfreude. Besondere Lieblichkeit haben Murillo's Jesusknaben, einen ahnungsvollen, sinnenden Ausdruck. Ueberhaupt läßt dieser Meister zwar in Blick und Mienen seiner Gestalten die Gedanken derselben erkennbar werden, den Beschauer aber mit großer Kunst noch Unausgesprochenes, Tieferliegendes in ihnen ahnen; hiedurch wird, wie durch jedes ächte Kunstwerk, eine Selbstthätigkeit in dem Empfänglichen erweckt, in welcher wir allermeist den Zauber der Kunst erkennen. Das Portraitartige der vier Köpfe ist übrigens nicht in Abrede zu stellen. Oben eine leichter gehaltene Glorie: Gott Vater mit Engelknaben und dem sich herniederlassenden heiligen Geiste. Ein Lamm liegt zu den Füßen der Madonna. Als ein Triumph, ja als ein Wunder wird die Färbung und die magische Beleuchtung dieses berühmten Gemäldes betrachtet.

Murillo's Persönlichkeit wird von den Zeitgenossen als eine sehr liebenswürdige geschildert. Auch seine im Louvre befindlichen Portraits stellen ihn als das Ideal einer edelsinnlichen, südlich energischen Natur dar. Man rühmt die sanfte, liebevolle Weise, in welcher er seine Schüler zur Nachahmung der Natur führte, auch ist er der Stifter einer, zwar erst im Jahr 1660 eröffneten Zeichen-Akademie in Sevilla. Er selbst war der Erste, welcher dort das Studium des Nackten lehrte, indem er die Modelle stellte und die Proportionen und die Anatomie zeigte.

Das letzte Werk des großen spanischen Meisters, das große Bild der Verlobung der heiligen Catharina für den Altar der Kapuziner zu Cadix blieb unvollendet: Murillo fiel vom Gerüste, ward bedeutend krank und kam niemals wieder zum Genusse seiner vollen Gesundheit. Er starb im Jahr 1682 zu Sevilla. Der eine seiner beiden Söhne war ein Geistlicher, seine einzige Tochter Donna Francisca lebte als Nonne im Kloster der Mutter Gottes zu Madrid. Murillo hinterließ ein bedeutendes Vermögen, und unter einigen vollendeten Gemälden auch sein eigenes Bildniß. Er nahm dieselbe Stellung unter den Malern ein, die der Dichter Calderon de la Barka, der zur selben Zeit als erster dramatischer Dichter Spaniens seine Triumphe feierte, unter den Dramatikern einnahm.

C. F. A. Kolb.

Fetz und Marokko.

Das Marokkanische Reich, gewöhnlich Kaiserthum Fetz und Marokko genannt (13,700 Quadratmeilen mit 8½ Mill. Einwohner), dessen Zwistigkeiten mit Spanien vielleicht bald die Fackel abgeben werden, an der sich der Brand eines europäischen Kriegs entflammt, begreift den westlichen Theil der Berberei, wird im Norden durch die Straße von Gibraltar von Spanien getrennt, im Osten von Algerien, im Westen vom atlantischen Ocean begrenzt. Das Land ist vom Atlasgebirge durchzogen, das hier seine höchste Spitze hat. Sein Hauptfluß ist die Mulvia, die am Atlas entspringt und nach einem 87 Meilen langen Laufe durch das östliche Marokko sich in's Mittelmeer ergießt. Das Klima ist eines der angenehmsten und gesundesten des Erdbodens, da das Land einerseits gegen die glühenden Winde der Sahara durch den Atlas geschützt, andererseits die Luft durch die Nähe des Meeres erfrischt wird. Der Boden ist so allgemein fruchtbar, daß, wenn der Ackerbau mit Einsicht und Beharrlichkeit betrieben würde, ganz Europa von Marokko aus mit Getreide versorgt werden könnte. Die Trägheit der Bewohner aber, sowie das Verbot des Koran, nichtmuhamedanische Länder von muhamedanischen aus mit Lebensmitteln zu versorgen, sind Ursache, daß nur so viel Getreide angebaut wird, als der eigene Gebrauch im Lande und die ausnahmsweise gestattete Ausfuhr nach Gibraltar erfordern. Gebaut wird vorzugsweise Weizen (mit 25fältigem Ertrag) und Durrha (mit 200—300fältigem Ertrag und 2—3 Ernten), ferner Mais, Reis, Bohnen, Erbsen und andere Hülsenfrüchte. Außerdem liefert das Land Oel, Südfrüchte, besonders Mandeln, Wein, Zuckerrohr, Safran, Sesam, Baumwolle, Hanf, Tabak, Jenna (ein Strauch, dessen Blätter eine beliebte gelbe Farbe liefern), Weihrauch, Korkholz, Datteln u. dgl. Auf einer ungleich höhern Stufe als der Ackerbau steht die Viehzucht, und Marokko besitzt einen ungeheuern Reichthum an Rindern, Schafen, Ziegen und schönen Pferden, die mit den arabischen wetteifern, obwohl ihnen hier weniger Sorgfalt als in Arabien gewidmet wird; daneben werden viele Dromedare, Kameele, Maulthiere und Esel gezüchtet. In den Wäldern findet sich neben zahlreichen wilden Thieren eine große Menge Affen. Auch die Bienenzucht ist sehr im Flor und liefert den Berbern ungeheure Mengen Wachs und Honig. Unter den Einwohnern sind am zahlreichsten die Araber, deren Zahl man auf 4,100,000 (darunter 3,350,000 Mauren und 750,000 Beduinenaraber) schätzt, nach ihnen kommen die Berber (aus Amzirghen, Tuariks und Schellöchen bestehend) mit 3,750,000. Außerdem leben 54,000 Juden, großentheils Nachkommen der im 15. Jahrhundert aus Spanien vertriebenen Juden, im ganzen Lande zerstreut, jedoch in einem Zustande großer Verachtung und Bedrückung. Neger, größtentheils Sklaven, zählt man 120,000, Europäer nur etwa 500, worunter 200 Renegaten. Die Gewerbe stehen im Ganzen auf einer ziemlich niedrigen Stufe, da der Mangel persönlicher Sicherheit und der Sicherheit des Eigenthums bei der Raubsucht der Regierung, dazu auch die Unwissenheit des Volks, jede Art von Thätigkeit und Fortschritt unterdrücken. Dennoch gibt es einige Industriezweige, die sich aus alter Zeit in bemerkenswerther Höhe erhalten haben, wie namentlich die Fabrikation der vorzüglich gefärbten rothen Mützen (Fetze), die vorzugsweise in Fetz, der wichtigsten Stadt des Reichs, gefertigt werden, sodann die Anfertigung kostbarer, mit Gold durchwirkter, seidener Gürtel, Juwelierarbeiten, und die Bereitung der in Europa noch nicht übertroffenen Lederwaaren. Es gibt im ganzen Reich fast keine Stadt, die nicht treffliche Gerbereien besäße. Fetz liefert das beste rothe, Marokko das gelbe, und Tafilet das berühmte grüne Leder aus Ziegenfellen. Nach Marokko haben die Maroquin's, nach einem früheren Hauptexportplatz Saffi, von wo das gefärbte Leder zuerst nach Europa gelangt, die Saffiane den Namen erhalten. Selbst Löwen- und Tigerhäute werden in Marokko weiß wie Schnee und zugleich weich wie Seide gemacht. In vielen Provinzen arbeitet man die in Europa unter dem Namen der türkischen bekannten und berühmten Teppiche aus Wolle, ferner Matten, Koffer und Körbe aus Palmfasern, Binsen, Schilf und Rohr, und in der Provinz Sus feine schwarzwollene Burnuße. Auch in Verfertigung eiserner und kupferner Gefäße und Werkzeuge, sowie in der Gewehrfabrikation sind die Berber geschickt. Bergbau wird im Atlas an vielen Stellen, jedoch nur verstohlen getrieben, da die mißtrauische Regierung ihn verboten hat, theils um nicht die Gelüste europäischer Völker zu erwecken, theils um das Reichwerden der eigenen Unterthanen zu verhüten. Hauptsächlich ist es Silber, Kupfer, Blei und Antimon, was zu Tage gefördert wird. Aus dem letzteren bereitet man die unter dem Namen Kohol bekannte schwarze Farbe, womit die Orientalinnen die Augenbrauen färben. Wichtig ist Marokko's Handel. Der Land- oder Karawanenhandel wird theils mit Sudan, theils mit der Levante betrieben. Nach Sudan gehen jährlich 6 Karawanen, die für 1 Mill. spanische Piaster Waaren (Tebet, Gürtel, Dolche, Tücher, Mäntel u. dgl.) hinbringen und, einen ungeheuren Gewinn machend, oft für 10 Mill. spanische Piaster an Waaren (Elfenbein, Rhinoceroshörner, Goldstaub, Weihrauch, Straußfedern Gummicopal, Baumwolle, Gewürze und Farben, schwarze Sklaven) zurückbringen, die sie dann zum größten Theil in den Küstenorten an europäische Kaufleute verkaufen. Nach der Levante werden (namentlich durch Pilgerkarawanen, doch auch zur See) besonders Straußfedern, Cochenille und Indigo ausgeführt und dafür indische und persische Stoffe zurückgebracht. Die Seeausfuhr hatte im Jahr 1820 einen Werth von 4,132,800 fl., die Seeeinfuhr von 6,228,800 fl., wovon England mit ¾, Frankreich nur mit ⅙, und Spanien, Portugal, Belgien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einem sehr geringen Betrag betheiligt waren. Die wichtigsten Plätze für den europäischen Handel sind Tanger, Mogador und Saffi. Von den ehemaligen berühmten Schulen und Bibliotheken des Landes ist keine Spur mehr vorhanden, und selbst die Arzneikunde, in der sich im Mittelalter die Mauren auszeichneten, ist gänzlich in Verfall gerathen. In ausländischer Literatur, Geschichte und Geographie herrsch

die großartigste Unwissenheit. Buchdruckerei und Lithographie ist noch nicht eingeführt, indeß existirt eine große Anzahl Volksschulen, in denen Lesen und Schreiben und das Wichtigste aus dem Koran gelehrt wird. — Die Regierungsform ist despotisch. Der Sultan stammt angeblich in gerader Linie von Fatime, einer Tochter Mohameds, ab und führt den Titel Emir al Mumenin (Beherrscher der Gläubigen), und ist zugleich das Oberhaupt der mohamedanischen Kirche. Wo er residirt, verwaltet er die Rechtspflege selbst, doch dürfen sich die Kläger nicht ohne Geschenke nahen. Die Strafen der Verbrechen sind zum Theil von der grausamsten Art und werden ganz nach Willkür verhängt. Die Staatseinkünfte werden auf 8 bis 10 Mill. Gulden geschätzt, die Ausgaben sind geringer, und der Ueberschuß fließt in die kaiserliche Schatzkammer zu Mequinez. Die Landmacht besteht im Frieden aus 36,000 Mann, worunter 10,000 Mann kaiserliche Leibwache, die Seemacht ist äußerst gering. Das Land, aus den drei Reichen Fez, Marokko und Sus bestehend, wird in 28 Distrikte getheilt. Die gewöhnliche Residenz des Sultans ist Marokko, eine wohlbefestigte Stadt in einer anmuthigen, palmenreichen Ebene, 80 Meilen von der Meerenge von Gibraltar, 170 Meilen von Algier entfernt. Die Einwohnerzahl wird sehr verschieden, zwischen 30,000 und 100,000 angegeben, worunter 5000 Juden, die in einem eigenen Stadtviertel wohnen. Im 12. Jahrhundert zählte es 700,000 Einwohner. Der kaiserliche Palast liegt vor der Stadt, ist aus Marmor gebaut, mit Mauern umgeben, und hat ¾ Meilen im Umfang. Fez, oder Fes, die zweite aber wichtigere Stadt, in einem von Hügeln umgebenen tiefen anmuthigen Thal gelegen, hat ebenfalls einen weitläufigen, aber halb verfallenen kaiserlichen Palast, 2 alte Forts, über 100 (im 12. Jahrhundert über 700) Moscheen, worunter die vornehmste El Kamb von 300 Marmorsäulen getragen wird und früher eine reiche Bibliothek besaß. Hier ist der Hauptsitz der gewerblichen Thätigkeit, und es finden sich zahlreiche Fabriken in Seide, Wolle, feinem Leder, Gürteln, rothen Mützen, Teppichen, irdenem Geschirr, Juwelierarbeiten, Pferdegeschirr, Waffen. Die Einwohnerzahl beträgt nach Einigen 85,000, nach Anderen nur 30—40,000. In Mequinez (56,000 Einwohner) befindet sich ebenfalls ein weitläufiger, starkbefestigter kaiserlicher Palast aus Marmor gebaut, dessen Umfang fast ¼ Meile beträgt. Die wichtigste marokkanische Seehandelsstadt ist Tanger, am atlantischen Meere und am Eingang in die Meerenge von Gibraltar dicht bei Cap Spartel. Unter den 10,000 Einwohnern finden sich über 200 Juden. In Tanger residiren die europäischen Generalconsuln, und von hier aus wird hauptsächlich Gibraltar mit Mundvorräthen versorgt. Auch Tetuan ist eine nicht unbedeutende, feste Handelsstadt. Südwestlich von Tanger liegt Salu, einst der Hauptsitz der marokkanischen Seeräuber, jetzt Hauptstation der kaiserlichen Flotte, mit Schiffswerften und Marinearsenal. Schuhschuan ist der Hauptort der Provinz El Rif, nach der die sogenannten Rifpiraten, die dort ihre Schlupfwinkel haben, den Namen führen. Umschlossen vom Reiche Fez liegen die Spanischen Presidios: Ceuta (das römische Septum), auf einer Landzunge an der Meerenge von Gibraltar gegenüber und Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, Pennon de Velez, kleines Fort auf der Insel Pennon, Alhucemas und die feste Hafenstadt Melilla mit 3000 Einwohnern, in deren Nähe Eisen und trefflicher Honig gewonnen wird. Die genannten vier Presidios werden von den Spaniern hauptsächlich zu Verbannung und Einkerkerung von Verbrechern benützt.

(St.-A.)

Die letzte Tortur in Preußen.

Wahre Erzählung vom Jahr 1755.



Vor hundert Jahren war Berlin noch keineswegs die große Stadt, die es jetzt ist. Nicht blos zählte sie kaum die Hälfte ihrer jetzigen Einwohner, sondern die Straßen waren noch in einem ganz andern Zustande, und besonders in den Vorstädten traf man noch Gegenden, die fast nicht anders gestaltet waren, denn die Dörfer in der Nachbarschaft. Es befanden sich nämlich da oft und viel kleine Häuschen von Holz, nur für Eine kleine Familie passend, mit Gärtchen und Ackerland umgeben, und hie und da noch mit Stallung für ein Stückchen Vieh versehen. Ein solches kleines Häuschen bewohnte vor hundert Jahren eine alte Wittwe Namens Ullrichsen, die eine kleine Pension vom Staate bezog, dieweil ihr verstorbener Ehegatte eine untergeordnete Charge beim Militär bekleidet hatte. Zudem besaß sie einiges weniges Vermögen und war freie Eigenthümerin dieses kleinen Häuschens in der Holzgartenstraße, das ihr

ebenfalls einen gewissen Ertrag abwarf; denn nicht blos befand sich ein Stück Garten und Krautackerland dabei, sondern sie konnte sogar ein Zimmer, das ihr als einer einsamen, anspruchslosen, kinderlosen Wittwe entbehrlich war, vermiethen. Die Wittwe Ullrichsen hatte also, was man sagt, zu leben, und — bei ihrer außerordentlichen Sparsamkeit und Genügsamkeit brachte sie es am Ende gar noch bis zu Ersparnissen. So wollte die Nachbarschaft wenigstens wissen. Doch war man ihr deßhalb nicht mißgünstig; im Gegentheil, Jedermann achtete sie hoch und Viele liebten sie sogar, denn sie erwies sich theilnehmend gegen Jedermann und mildthätig gegen die Armen, so daß nicht leicht Jemand, der wirklich in Noth und Sorgen war, ungetröstet von ihr ging. Darum nahm man es ihr auch nicht übel, wenn sie gegen wirkliche oder anscheinende Thunichtgute und Geldverprasser mit unnachsichtlicher Strenge und Härte auftrat, und manchmal in dieser Beziehung eine Gesinnung zeigte, die fast an grausamen Geiz grenzte.

Viele Jahre lang lebte so die Wittwe Ullrichsen still und unangefochten in ihrem Häuschen, und viele Jahre lang war ein gewisser Dirx, ein auch nicht mehr allzu junger Mann, ein Sprachlehrer und Informator seiner Profession nach, ihr Mitbewohner, denn an diesen hatte sie das Zimmerchen vermiethet, von dem wir oben gesprochen haben. Herr Dirx war übrigens ebenfalls, wie es schien, kein besonderes Glückskind zu nennen; wenigstens hatte er sonder Zweifel nicht über zu große Einkommenstheile zu verfügen, sonst wäre Er, den seine Geschäfte täglich in die innere Stadt hinein führten, weil er allda seine Lectionen zu ertheilen hatte, gewiß nicht so weit in die Vorstadt hinaus gezogen. Er konnte dieß offenbar nur gethan haben, um desto wohlfeiler zu wohnen; doch brachte er sich ganz anständig und ordentlich durch's Leben, und man rühmte ihn allgemein wegen seiner Solidität sowohl, als auch wegen seines liebreichen und freundlichen Benehmens, wodurch er sich fast noch beliebter gemacht hatte, als die Frau Ullrichsen selbst, obgleich diese den Vorzug der größeren Vermöglichkeit vor ihm voraus hatte. Die beiden Leutchen übrigens, die Ausmietherin sowohl als der Miethsherr, kamen gar vortrefflich mit einander aus, und hatten sich nach und nach so in einander geschickt und gefügt, daß man fast hätte glauben können, es sei Mutter und Sohn und nicht zwei fremde Personen, die einander eigentlich von Haut und Haar nichts angingen. So besorgt war Frau Ullrichsen für den Herrn Dirx, und so ehrerbietig und zuvorkommend benahm sich der Letztere gegen die alte Frau!

So standen die Sachen bis zum Morgen des 13. Mai des Jahres 1755, welcher ein Sonntag war. Da fiel es einem Nachbar, der gerade am Häuschen der Frau Ullrichsen vorbeiging, auf, daß diese ihre Fenster nicht geöffnet und sich noch nicht im Sonntagsstaat gezeigt hatte, wie sie doch sonst zu thun pflegte. Er klopfte ihr deßwegen, um ihr einen guten Morgen zu wünschen, an die Fensterscheibe, erhielt aber keine Antwort. „Ei," dachte er, „die liegt dießmal auch noch spät in den Federn, wo es doch schon neun Uhr vorbei ist." Dann ging er aber, ohne etwas Arges zu ahnen, weiter seinem Sonntagsvergnügen nach. Gerade ebenso ging es noch mehreren andern Nachbarn der Frau Ullrichsen. Sie wunderten sich, daß sie die alte Frau nicht, wie sonst, zu Gesichte bekamen, hielten aber nicht dafür, daß etwas Besonderes dahinter stecke. Somit schlugen sie sich die Sache aus dem Sinne, ohne sich deßhalb den Kopf zu zerbrechen, obgleich sich damals die Nachbarn noch um einander bekümmerten und Theil an einander nahmen, nicht wie jetzt, wo Einer in seiner Wohnung verderben und ersterben kann, ohne daß der Inhaber des Zimmers nebenan auch nur im Geringsten darnach fragte. Wußte man doch, daß die Frau Ullrichsen eine etwas wunderliche alte Frau sei, die sich nicht gerne in ihrem Thun und Treiben beaufsichtigen lasse oder Einem



(Siehe Seite 71.)

gar Eingriffe in ihre Lebensweise erlaube! Demgemäß glaubte Keiner das Recht zu haben, darnach zu fragen, wenn es der Frau einmal einfalle, sich einen Sonntag lang eingeschlossen zu halten. — Der Sonntag ging also vorüber, ohne daß die Nachbarschaft wegen des „Sich-nicht-zeigens" der Frau Ullrichsen irgend Schritte gethan hätte. Als jedoch der Montag kam und das Ullrichsen'sche Häuschen nach wie vor verschlossen blieb, verwunderte man sich doch ziemlich, und es wagten es Verschiedene, etwas derber an Fenster und Thüre zu klopfen und sogar die alte Frau beim Namen zu rufen. Allein es erfolgte keine Antwort; nur eine alte Katze saß auf dem Gesimse und miaute gar kläglich. Jetzt fiel es Einem ein, daß er den Informator Dirx auch schon seit mehreren Tagen nicht gesehen habe, und wie man umfragte, so war es jedem

Nachbar ebenso gegangen, keiner hatte den Dirx seit fünf oder sechs Tagen auch nur mit einem Auge erblickt. Das war denn doch sonderbar! Sollte den Leutchen vielleicht ein Unglück zugestoßen sein?

Am Abende des besagten Montags waren verschiedene Bewohner der Holzgartenstraße in einem Bierhause versammelt und sprachen über dieß und das, absonderlich über die auffallende Thatsache, daß sich die alte Ullrichsen seit Sonntag früh — am Samstag Abend oder Mittag hatte sie noch mit Einem oder dem Andern geplaudert — und der Hauslehrer Dirx schon seit fünf oder sechs Tagen nicht gezeigt hätten. Solches hörte ein „Viertelsdiener" — so nannte man damals die niedere Polizei in Berlin —, schrieb sich's hinter die Ohren und machte seinem betreffenden Vorgesetzten, dem Commissär des Viertels, die nöthige Anzeige. Dieser glaubte sich aber nicht berechtigt, augenblicklich einzuschreiten, da ja möglicherweise die Frau Ullrichsen wie auch der Informator Dirx verreist sein könnten, und die Polizei nicht befugt sei, in ein Haus einzudringen, welches von seinen Bewohnern einer Reise halber auf einige Tage verschlossen worden sein könne. So blieb die Sache beim Alten bis Dienstag früh; als aber in dieser Nacht einige Hunde in der Nähe gar kläglich zu heulen anfingen und sich gar nicht geschweigen ließen, deuteten die Nachbarn es auf ein schweres Unglück, und drangen nun aus freien Stücken darauf, daß irgend Etwas geschehen müsse, um das Geheimniß aufzuklären, denn verreist sei die Ullrichsen gewiß nicht, da sie zu alt dazu sei und jedenfalls auch eine Sylbe davon hätte verlauten lassen. „Eher könnte man einen jähen Todesfall vermuthen," meinten sie, „oder vielleicht auch eine böse und plötzliche Krankheit." Nun entschloß sich der Polizeicommissär, einzuschreiten. Er verfügte sich also, von einigen Polizeidienern und von vielen Bewohnern der benachbarten Häuser begleitet, vor das Häuschen der Frau Ullrichsen und begehrte daselbst mit lauter Stimme Einlaß. Kein Mensch gab Antwort; auch ließ sich nicht das geringste Geräusch vernehmen. Alles war in dem Innern des Hauses wie ausgestorben. Nun ließ man einen Schlosser kommen und die festverschlossene Hausthür mit Gewalt öffnen.

Man trat in die kleine Hausflur. Alles in Ordnung! Man trat in die Wohnstube, die nicht einmal verschlossen, sondern nur zugeklinkt war. Auch hier ließ sich nicht die geringste Unordnung erblicken. Der Tisch stand an seinem Platze, der Kleiderkasten war geschlossen und der Sorgensessel nahm seine gewöhnliche Stelle ein. Jetzt öffnete man die Nebenthüre, welche in das Schlafgemach der alten Frau führte; aber — o Himmel! welcher Anblick zeigte sich ihnen da! Gegenstände aller Art lagen zerstreut auf dem Boden herum, eine Kiste, die sonst unter dem Bette stand und die Habseligkeiten der Frau Ullrichsen enthielt, stand gewaltsam erbrochen mitten in der Stube, und die Inhaberin derselben lag todt, eine kalte Leiche, auf ihrem Bette mit einem dünnen Stricke um den Hals. Jetzt hatte man auf einmal die Erklärung, warum die alte Frau sich seit Samstag Abend nicht mehr hatte sehen lassen; sie war offenbar seit jener Zeit todt, denn ihr Körper fing bereits an, Spuren der Verwesung zu zeigen.

Daß hier ein Raubmord vorlag, mußte bald Jedem einleuchten, denn die Todte war ohne allen Zweifel erdrosselt worden, und zwar mit jener starken dicken Schnur, die um ihren Hals herum zugezogen war; auch mußte der Thäter verschiedene Gegenstände mitgenommen haben, die ihm werthvoll genug zum Mitnehmen schienen, denn es fehlte alles baare Geld und ebenso der wenige Schmuck, den die Alte besaß. Natürlich war es nun Pflicht des Polizeicommissärs, ein genaues Protokoll über den Thatbestand aufzunehmen, und dieß geschah auch augenblicklich. So fand man denn, daß das einzige Fensterchen des kleinen Zimmers, welches nach hinten hinaus, auf den Krautacker zu, lag, zwar angelehnt, aber nicht verschlossen war; ferner fand sich auf dem Wandschrankvorsprung die abgebrochene Klinge eines Federmessers, und unter zerrissenen Papierscheinen ein noch halb erhaltener Schuldschein über fünfzehn Thaler, ausgestellt von Herrn Dirx, dem Informator; endlich aber — und das war dem Commissär besonders wichtig, ein Bündel starker dicker Schnur, offenbar derselben Gattung, wie die Schnur, mit der die Frau erdrosselt worden war. Der Commissär nahm alle diese Gegenstände in Verwahrung, und schnitt dann die Schnur durch, welche der Ermordeten um den Hals lag, sich wohl hütend, die Schleife oder den Knoten, mittelst dessen die Schnur zugezogen worden war, zu verletzen. Konnte doch jeder, auch der kleinste Gegenstand, möglicherweise zur Entdeckung des Thäters führen! Und — diese Entdeckung mußte ihm natürlich am Herzen liegen, da der Mord in seinem Viertel begangen worden war!

Schon fing er an, in dieser Beziehung einige Fragen zu thun, da erhob plötzlich einer der anwohnenden Nachbarn, die über diesen schrecklichen Mord ganz entsetzt und in ein großes Wehe- und Wuthgeschrei ausgebrochen waren, seine Stimme und rief: „Aber, um Gottes Barmherzigkeit willen, wie wird's denn dem armen Informator Dirx ergangen sein? Gewißlich liegt er auch ermordet in seinem Stübchen, denn sonst hätten wir ihn nicht so lange vermißt, als wir nun thun."

„Auch Dirx wird vermißt?" rief der Polizeicommissär, der denselben wohl kannte, und nun überzeugt war, daß ihm ebenfalls ein Unglück werde zugestoßen sein. „Vorwärts, Schlossermeister, schließt mir auch sein Zimmer auf."

Der Befehl wurde im Augenblick ausgeführt, aber — in dem Zimmer des Informators fand sich keine Spur irgend einer Gewaltthat vor. Alles stand in schönster Ordnung und Reinlichkeit; das Bett war sorglich geglättet und die Stube gekehrt; die Möbel waren abgestäubt und die Läden hinter den offenstehenden Fenstern fest geschlossen. Offenbar hatte hierinnen in der letzten Nacht wenigstens Niemand geschlafen, und Herr Dirx war also richtig abwesend. Das fiel dem Commissär denn doch ein wenig auf, und er hielt alsbald auch hier eine genaue Rundschau, und siehe da, *auf einem kleinen Tische lag ein Federmesser, dessen Klinge abgebrochen war.* Augenblicklich fuhr dem Beamten ein Gedanke durch den Kopf, und er zog die abgebrochene Klinge hervor, welche er vorhin in dem Hinterstübchen der Wittwe Ullrichsen gefunden hatte. *Sie paßte zu dem Federmesser,*

das hier lag! — Natürlich ward nun auch über diesen Befund das genaueste Protokoll aufgenommen, und jetzt erst fiel es Manchem schwer auf's Herz, daß jener Schuldschein über fünfzehn Thaler, den Dirx ausgestellt hatte, halbzerrissen gefunden worden war. Ein gräßlicher Verdacht stieg in Diesem oder Jenem auf. War der Dirx nicht der Ullrichsen Geld schuldig, und war es nicht möglich, daß er sich dieser Schuld durch die Beseitigung der armen Frau hatte entledigen wollen? Wie ließe sich denn sonst seine sonderbare Abwesenheit über diese Schreckenszeit erklären? Aber, — so fragte sich umgekehrt, — war nicht der alte Informator Jedem als ein herzlich guter Mensch bekannt, der kein Hühnchen beleidigte, und gar nicht im Stande war, ein solches Verbrechen nur auszudenken, viel weniger zu begehen? Mußte man sich nicht eher des Himmels Einfall für möglich denken, denn Herrn Dirx als Raubmörder? Es konnte nicht sein, und — doch, wie ließe sich die Sache anders erklären?

So stritt sich das „Für und Wider“ in den Gedanken der Anwesenden hin und her, aber es blieb nicht lange bei den „Gedanken“, sondern diese wurden zu Worten, und der Polizeicommissär fand, daß er nicht der Einzige war, dem die Federmesserklinge und der Schuldschein einen Verdacht eingeprägt hatten. Plötzlich aber sah man inmitten dieser großen Aufregung und des durch dieselbe entstandenen Gewirres den Sprachlehrer Dirx ruhig und bedächtig, ganz nach seiner gewöhnlichen Weise, dem Hause zuschreiten, in welchem er bisher gewohnt hatte. Offenbar hatte er keine Ahnung von dem, was hier vorgegangen war, oder wußte er sich wenigstens gut genug zu verstellen, denn seine Miene war freundlich und lächelnd, und auf seinem Munde stand ein Gruß für Jedermann, obwohl Niemandem entgehen konnte, daß sein Gesicht mehr als gewöhnlich bleich sei. Er trug ein kleines Päckchen unter dem Arm, als ob er von einer Reise käme, und öffnete wohlgemuth die Hausthür, um sein Zimmer aufzusuchen. Wie er jedoch auf einmal die vielen Menschen vor sich sah und wie ihm gar noch der Polizeicommissär entgegentrat, da erblaßte er bis in den Tod und kam vor Schrecken fast außer sich. Ohne ein Wort zu sprechen, führte ihn der Commissär in die Schlafstube seiner ehemaligen Hauswirthin und stellte ihn vor die Leiche. Der Eindruck war ein furchtbarer, — ein um so furchtbarerer, als der arme Mann die ihm so theuer gewesene Hausfrau, ohne irgend vorbereitet gewesen zu sein, plötzlich todt und ermordet vor sich sah. Seine Glieder schüttelten sich, wie von kaltem Schauer durchbebt, sein Mund zitterte, seine Kniee schlotterten, kalte Schweißtropfen rannen ihm über die Stirne, und gleich darauf sank er kraftlos neben der Leiche zusammen.

„Regte sich wohl das böse Gewissen in ihm? War diese plötzliche Schwäche ein Zeichen seines Schuldbewußtseins?“ Der Beamte schien so zu denken, denn als man den Ohnmächtigen durch Reizmittel, die man schnell herbeiholte, wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, stellte er einige so strenge und doch zugleich so verfängliche Fragen an den Informator, daß dieser nur ganz verwirrt und offenbar seiner selbst nicht recht bewußt antwortete. Natürlich glaubte sich der Commissär nunmehr verpflichtet, den Dirx als verdächtig festnehmen zu müssen, und wie er dieß demselben unverholen ankündigte, wäre der arme Bursche fast wieder in Ohnmacht gesunken. — „War das nicht abermals ein Zeichen der Schuld?“

Der Informator ward also nach dem Criminal-Gebäude gebracht. — In jetziger Zeit hätte man wohl eine Droschke hiezu in Anspruch genommen; damals aber transportirte man die Gefangenen zu Fuße, unter großem Zulaufe des Volks. So geschah es auch dießmal, und Herr Dirx war fast des Todes vor Scham und Herzeleid, als er so, wie ein überwiesener Verbrecher, inmitten von Polizei und gefolgt von Tausenden, die sein Verbrechen ausschrieen, durch die Straßen fortgeschleppt wurde. Er konnte kein Auge aufschlagen, und sein Gang war wankend, sein Gesicht todesblaß. — „War dieß nicht ein drittes Zeichen seiner Schuld?“

Im Criminalgebäude angekommen, untersuchte man ihn vor Allem bis auf's Hemd, ob sich nichts Verdächtiges vorfinde. Da zeigte es sich, daß er auf dem Leibe ein Hemd trug, das früher mit den Buchstaben J. U. bezeichnet gewesen sein mochte, denn man konnte diese Buchstaben noch herauslesen, obwohl sie gewaltsam ausgemerzt schienen. Ein anderes Hemd, das sich in seinem Bündel vorfand, war ebenso bezeichnet, und die Buchstaben J. U. hatte man ebenfalls auszutilgen versucht gehabt. Ueberdieß trug er eine silberne Uhr bei sich, ein damals noch seltenes Schmuckwerk, sowie sieben Thaler und einige Groschen baar Geld. — Das waren gar böse, böse Indicien, wie der Leser bald sehen wird!

Das Verhör begann nun augenblicklich, und man erfuhr von den näheren Verhältnissen des Gefangenen Folgendes: Mit vollständigem Namen hieß er Friedrich Albrecht Dirx; er war Protestant, sechsundvierzig Jahre alt, und nährte sich vom Unterricht in den alten Sprachen. Ursprünglich zum Studium der Theologie bestimmt, mußte er diese Wissenschaft wegen der allzu großen Armuth seiner Eltern wieder aufgeben. Nachher ward er bei dem Kinde eines polnischen Grafen Hofmeister, und bei dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges aus dieser Stelle entlassen, rief ihn sein Schicksal unter die Soldaten. Er machte drei Feldzüge unter Friedrich des Großen Fahne mit, wohnte mehreren Schlachten bei, avancirte zum Unteroffizier, erhielt aber bei Hohenfriedberg anno 1745 eine solche gefährliche Wunde, daß er nur nach langem Aufenthalt in den Spitälern wieder halb und halb hergestellt wurde. Zum Kriegsdienst war er jedoch nicht mehr tauglich; somit setzte man ihn auf die Invalidenliste und reichte ihm täglich einen guten Groschen als Unterstützung für Lebenszeit. Natürlich konnte er von diesem seinem Invalidengehalt nicht leben, sondern mußte suchen, sich nebenher Etwas zu verdienen, und — als das beste Mittel hiezu erschienen ihm seine Sprachkenntnisse. Er ging also nach Berlin, und fing an, Unterricht zu ertheilen. Seine Stunden mehrten sich von Monat zu Monat, und bald verdiente er so viel, daß er seinen Invalidengehalt kaum noch nöthig hatte, um sich durchzubringen. Er wohnte seit fast sieben Jahren bei der Wittwe Ullrichsen, und war,

wie er sagte, Niemandem etwas schuldig; im Gegentheil, er hatte einen ganzen Jahrgang seines Gehaltes gut, was fast sechzig Thaler ausmachte. „Ueber den Mord, der an seiner vielgeliebten Hauswirthin begangen worden sei," setzte er zum Schlusse hinzu, „könne er lediglich Nichts angeben, denn er sei seit sieben Tagen verreist gewesen, und das tiefste Erstaunen, sowie der größte Schrecken habe ihn ergriffen, als er die Ermordete gesehen habe."

„Sie sagten," begann nun der Richter das Spezialverhör, „Sie seien Niemandem etwas schuldig, woher kommt denn der Schuldschein von fünfzehn Thalern, der im Besitz der Wittwe Ullrichsen gefunden wurde? Ist diese Schuld zurückbezahlt, oder nicht?"

„Dieß habe ich vergessen, anzugeben," erwiderte der Gefangene, „ich habe das Geld vor acht Tagen von meiner Hauswirthin entlehnt, weil ich eine kleine Reise vorhatte, und wollte es ihr beim Nachhausekommen wieder bezahlen, indem ich meinen Invalidengehalt erhob. Für jetzt ist also diese Schuld noch nicht abgemacht."

„Woher kommt es, daß dieser Schuldschein zerrissen ist? Soll er damit als nicht mehr gültig dargestellt werden?"

„Darüber kann ich keine Auskunft geben. Als ich ihn vor acht oder sieben Tagen der Frau Ullrichsen übergab, war das Papier in ganz vollkommen gutem Zustande."

„Machen Sie öfters solche Reisen, wie die letzte?"

„Nein, es war dieß die erste seit sieben Jahren. Diese ganze Zeit her war ich nie von Berlin abwesend, als nur dieses einzige Mal."

„Das muß also eine ganz besondere Veranlassung gewesen sein. Wollen Sie diese genau angeben, sowie wo Sie diese letzten sieben Tage über gewesen sind?"

„Zu Jenner, drei Meilen von Potsdam, lebte ein alter Kriegskamerad, mit dem ich früher viel durchgemacht und Leid und Freud getheilt hatte. Nun hatte ich aber schon seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm gehört und auf alle meine Briefe keine Antwort bekommen. Darum drängte es mich schon lange, einmal persönlich nach ihm zu sehen, und weil nun ein großer Theil meiner Schüler aus Auswärtigen besteht, welche alle in den gegenwärtigen Ferien nach Hause gereist sind, so daß ich augenblicklich fast gar keine Lectionen zu ertheilen habe, so beschloß ich diese Zeit zu nützen und meinen alten Kriegskameraden heimzusuchen."

„Und zu dieser kleinen Reise von weniger als zwölf Stunden haben Sie sieben Tage gebraucht? Bedenken Sie wohl, was Sie sagen."

„Ich rede die reine Wahrheit. Am ersten Tage kam ich schon zu guter Zeit nach Potsdam, aber diese neue und schöne Stadt, die ich seit ihrer Neugestaltung gar nicht gesehen hatte, zog mich so an, daß ich meiner Neugierde nachgab und dieselbe von allen Seiten zu betrachten anfing. Besonders interessirte mich auch die herrliche Kirche und das Glockenspiel auf dem Thurme. So blieb ich den Rest des ersten und den ganzen zweiten Tag in Potsdam, und erst am dritten Tag begab ich mich nach Jenner; aber ich traf meinen alten Freund Mellschenker, denn dieß war sein Name, nicht mehr unter den Lebenden. Er sei schon seit zwei Jahren seinen Wunden erlegen, gab man mir zur Antwort. So trat ich denn die Rückreise an; aber ein heftiger Regen nöthigte mich, in Großbeeren einzukehren, wo ich in dem Besitzer des Wirthshauses zum Hahnen einen Jugendfreund traf, der mich zwei Tage lang nicht fortließ. Am letzten Samstag aber ließ ich mich nicht länger halten, sondern brach auf, da ich meiner Hausfrau, der so schmählich ermordeten Ullrichsen, versprochen hatte, jedenfalls bis Sonnabend zu Hause zu sein. Nun waren aber wegen des langen Regens die Wege so schlecht geworden, daß ich beschloß, über Köpenik zu gehen, wo ich hoffen durfte, ein Retourgefährt nach Berlin zu treffen, wie denn dort immer parat stehen. Ich schritt rüstig vorwärts, verirrte mich aber, und lief so lange hin und her, bis ich nicht mehr aus noch ein wußte. Darüber kam die Nacht und ich war todmüde. Somit zog ich das Fleisch und Brod, das mir mein Freund, der Besitzer der Schenke zum Hahnen, mit auf den Weg gegeben hatte, hervor, stillte meinen Appetit, und legte mich unter einen Baum schlafen. Nun war aber der Boden sehr feucht und meine Gesundheit ist ohnehin nicht die beste; ich zog mir also durch mein Nachtlager im Freien eine heftige Kolik zu, an der ich glaubte daraufgehen zu müssen. Ohne Zweifel wäre ich auch verkommen, wenn ich nicht zum Troste in meiner Verzweiflung ganz in meiner nächsten Nähe einen Rauch hätte aufsteigen sehen. Ich schleppte mich dahin und fand einige Leute aus dem Zigeunervolke, die sich hier neben ihrem Wägelchen gelagert hatten und soeben das Frühstück bereiteten. Bei diesen morgenländischen Nomaden nun blieb ich den ganzen Sonntag bis Montag Mittag, und sie stärkten mich durch ihre scharfen Speisen wieder so weit, daß ich hoffen konnte, Berlin zu erreichen. Allein ich hatte mir doch zu viel zugetraut; als ich mich nämlich von Neuem auf den Weg gemacht hatte, mußte ich mich alle Augenblicke niedersetzen, um auszuruhen, so daß es dunkle Nacht wurde, bis ich Köpenik erreichte. Wie ich mich nun gerade nach einer Herberge umschauen wollte, sah ich beim Schein einer Straßenlaterne, die hart daneben brannte, eine Chaise stehen, an welcher mit Kreide ‚Retour nach Berlin' angeschrieben stand. Natürlich setzte ich mich sogleich in das Gefährt, um mir einen Platz zu sichern, und zugleich um das Schlafgeld in der Herberge zu ersparen. Heute in aller Früh ist nun auch der Kutscher abgefahren und hat mich an der Windmühle vor dem Frankfurter Thore abgesetzt, nachdem ich ihm sechs Groschen Münze für die Fahrt gezahlt. Auf diese Art ist es mir auf dieser Reise ergangen und so bin ich hierhergekommen."

Der Untersuchungsrichter schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und sah den Verhafteten mit einem sonderbaren Blicke an. „Glauben Sie denn in der That, daß das Gericht einer solch' frechen Lüge Glauben schenken wird?" sagte er.

„Es ist Wort für Wort Alles wahr, was ich gesagt habe."

„Wie heißt der Kutscher, mit dem Sie von Köpenik



1860 10

hierher gefahren sind, oder wenn Sie dieß nicht wissen, wo hat er sein Einstallquartier?"

„Darüber kann ich leider keine Auskunft geben."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf noch bedenklicher; doch fuhr er gleich darauf ruhig mit seinen Spezialfragen fort.

„Ist dies Federmesser hier Ihr Eigenthum?"

„Ja! Ich besitze es schon seit vielen Jahren."

„Bei welcher Gelegenheit haben Sie die Klinge abgebrochen?"

„Ehe ich von hier abreiste, war ich bei meiner Hauswirthin, welche mir mein kleines Reisebündelchen packen half, und wie ich nun eine starke Schnur, mit der wir das Päckchen zusammenschnüren wollten, etwas ungeschickt abschnitt, brach mir die Klinge ab."

„Wie kamen Sie in den Besitz der beiden Hemden, die früher offenbar mit den Buchstaben J. U. bezeichnet waren, — Buchstaben, die man gewaltsam ausgemerzt hat?"

„Diese Hemden waren früher Eigenthum des Ehemannes meiner Hauswirthin, und diese hat sie mir schon vor einiger Zeit verkauft, da sie keinen Gebrauch davon machen konnte. Besagter Ehemann aber hieß Johannes Ullrichsen, woher wohl die Buchstaben J. U. kommen."

„Können Sie diesen Kauf durch irgend etwas Schriftliches oder durch Zeugen beweisen?"

„Nein, aber die Frau Ullrichsen würde Wort für Wort dasselbe sagen, wenn sie noch am Leben wäre."

„Wie kamen Sie in den Besitz der Taschenuhr, die man bei Ihnen fand und welche bewiesenermaßen bis in die letzte Zeit Eigenthum der Ullrichsen war? Haben Sie sie auch gekauft?"

„Nein, denn dieselbe wäre ein viel zu theures Kleinod für einen Mann in meinen Umständen; aber meine Hauswirthin hat mir dieselbe auf meine Reise geliehen, damit ich doch immer wisse, wie ich mit der Zeit daran sei. Ich wollte dies Erbstück von dem seligen Ullrichsen heute mit Dank zurückgeben, als ich durch den grausamen Tod meiner Hauswirthin daran verhindert wurde."

(Fortsetzung auf S. 76.)

Die Schillingshöhle.

(Taf. 10.)

Das Jahr 1330 begann für das deutsche Reich unter düstern Anzeichen. Ludwig IV. von Wittelsbach hatte den deutschen Thron zwar eingenommen, doch seine Stellung war jedenfalls eine sehr mißliche zu nennen. Die gewaltigen Habsburger, die gleich ihm nach der Krone Karls des Großen strebten, waren seine mächtigen Feinde, und der Papst Johann XII. hatte den neuen Kaiser in den Bann gethan. Die Zeit, in welcher der Bannstrahl des römischen Bischofs über Alles gefürchtet war, näherte sich zwar ihrem Ende, doch gab es im Reiche noch gläubige Gemüther genug, welchen das offen erklärte Mißfallen des Statthalters Christi ein wesentlicher Anstoß blieb. Der Tod des kräftigen Herzogs Leopold befreite Ludwig IV. von seinem gefährlichsten Gegner, und durch Friedrichs des Schönen Sterben wurde der Anspruch der Habsburger auf die Krone vollends erledigt. Von fünf kräftigen Söhnen, die Albrecht I. hinterlassen, standen nur noch Otto und Albrecht ihm gegenüber, und dieser Letztere schien an langsamem Siechthum zu vergehen. Er und sein rüstigerer Bruder glaubten die Geister der den Manen ihres Vaters geschlachteten Opfer zu ahnen, in den rasch sich folgenden Verlusten der starken Brüder ihre Sühne zu empfinden, und eine Einigung mit dem Wittelsbacher schien ziemlich nahe gerückt. Wurde diese zu Stande gebracht, so war der Kaiser stark genug, dem Papste offen zu widerstehen; und sie gelang durch Vermittlung Königs Johann von Böhmen. Die Habsburger gaben Alles, was sie vom Reiche an sich gezogen hatten, zurück, und gelobten, dem Kaiser wider alle und jede Feinde getreulich beizustehen. Ludwig bestätigte sie dagegen in allen ihren Lehen, und versprach, ihnen 20,000 Mark Silber für gehabte Kriegskosten zu zahlen. Als Unterpfand für diese Schuld verpfändete er den Herzögen die vier Reichsstädte Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und Rheinfelden, und streute damit in alle freien Städte den wuchernden Samen des Mißtrauens gegen sich. Was hier Vieren von ihnen widerfuhr, konnte es in Zukunft nicht Alle treffen? und kein Geringes war es, was hier für sie auf dem Spiele stand. Als Städte des Reiches waren sie nur dem Kaiser untergeben; war dieser aber nach kurzem, ehrenden Besuche wieder abgereist, so hatte Niemand etwas in ihr Regiment zu reden, durfte Niemand etwas von ihnen fordern oder ihnen aufbürden: sie waren *frei*; die verpfändete Stadt dagegen gehörte, bis sie eingelöst war, dem Pfandinhaber, der dort nach Belieben schaltete, seine Steuern auflegte, und oft theuer erworbene und erkaufte Freiheiten, nur so weit es ihm beliebte, respektirte. So war es nicht zu verwundern, wenn sämmtliche freie Reichsstädte diesen letzten Schritt Ludwigs mit Verdruß und düstrer Mißbilligung ansahen und den Widerspruch der vier Verpfändeten sogar wirksamst unterstützten. In dieser Zeit nun war der Protest der hochwichtigen Städte nichts weniger als bedeutungslos, ja er konnte durch ein Zusammentreten der Beeinträchtigten zu einer drohenden Gefahr für den schwachen Kaiser werden; und nur der allgemeine Unwille gegen das maßlose Vorschreiten des Papstes bot einige Sicherheit hiegegen.

In dieser Zeit lebte der letzte Sproß eines alten edeln Geschlechtes, welches bis zu dem Majordomus Pipin seinen Ursprung nachwies, auf der Burg seiner Väter, deren Grundmauern noch heute ein romantischer Fels im Urachthale der schönen Schwabenalb zeigt. Berchthold von Baldeck war nach dem Tode seiner Gattin Adelgunde von Seeburg unvermählt geblieben, und lebte nur der Verwaltung seiner ziemlich beträchtlichen Güter, neben der Erziehung seiner zwei Kinder Mechthild und Georg, die freudig heranwuchsen. Die reiche Jagd seiner Wälder im Ermsthale und auf der Hochfläche der Alb bot nicht blos, wie später, Hirsche und Sauen in zahlreichen Rudeln, sondern zuweilen fand sich noch ein gewaltiger Ur oder ein starker Wiesent an den warmen grünen Quellen, mächtige

Bären suchten in den vielen Höhlen noch einsame Lager, und es war fast Pflicht gegen die von ihnen bedroheten Bauern, dem Raubgezücht der Wölfe mannlich entgegenzutreten. So war es besonders der Herbst, der den benachbarten Adel oft vereinte, um das freudige Waidwerk gemeinschaftlich zu betreiben und dem Raubzeuge das Flüchten von einer Grenze über die andere unmöglich zu machen. Auch die nahegelegenen Reichsstädte Ulm, Reutlingen und Eßlingen sandten die rüstigen Söhne ihrer edeln Geschlechter zu solchen gemeinschaftlichen Wolfshatzen, und gab es auch sonst manchen Span zwischen Städten und Adel, bei solchen Anlässen gedachte man ihrer nicht, ja meistens gaben sie Gelegenheit, sich freundlich zu vergleichen. Auch am St. Martinstag des Jahrs 1330 hatte zu gleichem Zweck eine stattliche Gesellschaft sich auf Burg Baldeck zusammengefunden, und schonte des guten neuen Weins, den der Burgherr im Uebermaße freigebig bot, keineswegs. Begreiflich besprachen die Männer vorzugsweise die Lage des gemeinsamen Vaterlandes, die frömmelnde Schlaffheit des Kaisers und die trotzige, unersättliche Ungerechtigkeit des Papstes.

„Der Wittelsbacher ist ein altes Weib," schalt der heißblütige Conrad von Teck, „sonst würde er den Glazköpfen anders einheizen."

„Wir Alle zusammen," rieth Bernd von Uhenfels, „sollten den schlauen Burschen ernst die Zähne zeigen; was gilt es, sie würden weniger frech auftreten!"

„Was ihr Herren kaum zu denken wagt," rief Brand von Möttlingen, der zu Eßlingen wohnte, „das hat unsre Stadt schon muthig gethan. Als die Pfaffen die gottesdienstlichen Handlungen zu thun verweigerten, weil der Kaiser im Bann sei, haben wir sie aus der Stadt Weichbild verjagt*). Und die von Rottweil und Zürich haben es gerade so gemacht. Hat der Papst etwas am Kaiser auszusetzen, so soll er es mit ihm selbst ausmachen; was geht das uns an."

„Wir haben genug an den Fehlern zu tragen," meinte Gottfried von Neuffen, die Kaiserliche Majestät begeht. Ihre Sünden mag sie höchstselbst abbüßen."

„Geht nicht zu weit, ihr Herren," mahnte Kraft Beger von Reutlingen. „Was die Fürsten gefehlt, das büßen von je her die Völker; so ist es, und so wird es bleiben."

„Ach, ihr Reutlinger baut an eurer großen, neuen Kirche," höhnte Udo von Wittlingen, „und glaubt, der Papst werde sie euch nicht kräftig genug segnen, wenn ihr nicht hübsch artig seid**). Wegen der vielen frommen Bauten und Stiftungen haben wir kein Geld im Lande und keinen Muth in der Brust."

Der Wirth, Berthold von Baldeck, hörte mit steigendem Unwillen die wechselnden Rügen und Scheltworte. Auch er betrieb ein Bauwerk zu Ehren und Frommen der Seele seiner geschiedenen Gemahlin Adelgunde. Seitwärts von seinem reichen Dorfe Böringen hatte er an passender Stelle ein Haus zur Pflege von fünf frommen Wittwen errichtet und begabt, und erwartete täglich den hochwürdigen Bischof von Costnitz, der versprochen hatte, Adelgundshart*) persönlich zu weihen. Dem Wittlinger, seinem nächsten Nachbarn, war dies Unternehmen aus mehreren Gründen zuwider, besonders aber weil er stets gehofft hatte, dies Stück Land, welches von seinem Eigenthum fast rings umschlossen war, billig zu erwerben. Die Grenze von Jagd und Wald hatte er hier nie genau beachtet, und sein deutliches Streben war längst gewesen, dem Baldecker diese Besitzung zu verleiden. Mit wachsendem Groll vernahm er jetzt, wie eine geistliche Colonie hier sich ansiedle, und wie der mächtige Graf von Urach und Achalm hier als Pfleger zu walten erkoren sei. Sein Unwille hatte begreiflich den seines Nachbarn, der mit besonderer Liebe an diesem Plane hing, erweckt, und so war zwischen Baldeck und Wittlingen, die sich von den Fenstern ihrer Burgen grüßen konnten, eine wachsende Abneigung entstanden, welche indeß Keiner der Beiden offen gestehen wollte. Als der Wittlinger aber jene beleidigenden Worte ausstieß, sprang der Hausherr zornig vom Sessel auf und verließ mit drohend erhobener Faust den Saal. Das fröhliche Gelage war gestört, und mit keineswegs waidmännischer Einigkeit fand sich die ritterliche Jagdgesellschaft am andern Morgen zusammen. Einige davon gaben dem Wittlinger Recht, der die Rede durchaus nicht auf den Baldecker gezielt haben wollte, Andere glaubten alle Die verletzt, die irgend Etwas zu Gottes Ehre bauten, oder auch gebaut hatten. Vergebens suchte Beger von Reutlingen und der heitere Sänger von Neuffen zur Sühne zu reden. Doch schon riefen die Hüfthörner, und die kundigen Jäger wiesen Jeden an seine Stelle. Die Ritter schritten einzeln in der Kette der treibenden Bauern vor und erlegten das aufgestöberte Wild mit Armbrüsten, Bogen oder Spieß und Schwert; einzelne größere Thiere, welche Kampf boten, wurden zu Zweien angegriffen. Zu Roß dieß zu thun, war in der felsigen, rauhen Gegend nicht wohl möglich. — Doch kaum hatte die Sonne sich zum Mittage erhoben, kaum hatte die Jagdlust den verdrießlichen Auftritt des gestrigen Abends vergessen gemacht, so riefen rauhe, gedehnte Töne der Hörner die Jäger auf einen Fleck zusammen, die Reihe der Bauern löste sich unordentlich auf, das geängstete Wild floh nach allen Seiten, und auf einer kleinen Waldwiese umstanden die Herren die Leiche des Wittlingers; ein breiter, starker Armbrustpfeil hatte ihn tückisch in den Rücken getroffen; so hatten die Treiber ihn gefunden! —

Wir müssen einige Jahre übergehen, in denen nichts für unsere Geschichte Interessantes vorkam. Die Unordnung in den Angelegenheiten des deutschen Reiches war in ihnen durch die feige Unselbstständigkeit des Kaisers Ludwig, durch die tückischen Ränke Johanns von Böhmen, auf den er sich unmännlich stützte, und durch den frechen Uebermuth des Papstes Clemens VI. stets größer geworden. Was Johann XXII. und Benedikt XII. nicht zu begehren gewagt: die Niederlegung der Kaiserkrone zu den Füßen des Papstes, verlangte dieser hochmüthige Priester, und Ludwig fügte sich dem entehrenden Ansinnen, so daß

*) Vitoduranus pag. 1870.

**) Sie ward 1343 vollendet.

*) Jetzt Aglishart.

der Papst offen im Collegium der Cardinäle erstaunt ausrief: „Dieser Mensch ist vor Angst sinnlos geworden (Iste homo diffidentia est perplexus).“ Und weil keine ordnende Macht bestand, so hatten die Räuber aller Art freies Spiel gegen die Schwächeren; keine einmüthig zusammenwirkende Jagd war seit jener unglücklichen vor zehn Jahren gehalten, und neben dem Raubzeug aller Art war der Raubritter Herr im Lande geworden. Berthold von Baldeck war von seiner Burg verschwunden; Niemand hatte Kunde von ihm, und bald würde sein Gut eine Beute benachbarter Feinde geworden sein, wenn der Graf von Wirtimberg, der von Friedrich von Teck die Stadt Kirchheim und von Albert von Achalm dessen Stammburg schon vor einigen Jahren erkauft hatte, den Kindern nicht als Vogt ehrenhaft zur Seite getreten wäre. Den Junker hatte der Bischof von Costnitz, als er Adelgundshart geweiht, mit sich fortgeführt, das Fräulein war in diesem Stift selbst aufgenommen und erzogen worden. Auf Burg Wittlingen waltete die Wittwe, Frau Jutta, mit männlichem, starkem Sinn, der wohl geeignet war, ihren einzigen Sohn Martin kräftig zu erziehen. Nach dem Mörder ihres Gemahls hatte weder der Kaiser noch sonst Jemand die Macht oder die Lust zu forschen.

Unmittelbar unter dem wohl dreihundert Fuß hohen Felsklotz, auf dem Burg Wittlingen hängt, liegt lieblich im Wiesengrunde gebettet, an der klaren Erms eine vielbesuchte Mühle, die zu den Besitzungen Frau Jutta's gehörte. Aus ihr zog sie den größten Theil ihrer Einkünfte, weil die Albdörfer sonst bis zum Lauf der Lauchart keine Gelegenheit fanden, ihr Getreide zu mahlen. Und zu ihr hinab führte vom Dorfe Wittlingen und mehreren dahinter liegenden Weilern, bis Böringen und Zainingen hinauf, nur ein gerader Weg die senkrechte Felswand in's Thal hinunter, das unheimliche Faitel, wie es im Volksmunde heißt; alte Urkunden nennen es: das Feenthal. Dort sollte in schauriger Höhle der furchtbare Haselwurm hausen, ein mit eisernen Schuppen gepanzetter Drache, der schon manchen Bauern, der zur Mühle ging, zerrissen hatte. In den düstern Schluchten der rings aufstarrenden Felsen bargen sich Gnomen, Alraunen und tückische Wichtelmännchen, Kobolde stürzten Wandernde in tiefe Abgründe, oder rollten Felsklötze zerschmetternd auf sie herab. So war es nicht zu verwundern, wenn viele Mahlgäste entfernte Mühlen aufsuchten oder den weiten und unbequemen Weg über Seeburg wählten, wenn sie zu der Georgenauer Mühle gehen wollten.

Doch auch an den Gedanken solcher Schrecken gewöhnt sich der Mensch. Schon durch Jahre war kein Passirender im Faitel vermißt, wenn auch allerlei Spukgestalten gesehen waren, wenn auch, besonders im Frühlinge, Felsbrocken, klein und groß, herabgestürzt wurden, — so war es ja immer gewesen, und so lange der Haselwurm in der Höhle nicht erwachte und irgend Einen sich zum Frühstücke abholte, war die Sache nicht so gar gefährlich. Und immer beruhigter zogen die Mahlgäste ab und auf zur Georgenauer Mühle — bis — es war im Herbst — ein etwas angetrunkener Bursche von Würtingen, wo er zur Kirchweih gewesen, herunterkam. In der Georgenau hatte er mit einigen Bekannten gesprochen und gescherzt; laut jauchzend war er das Faitel hinaufgestiegen; am andern Morgen fand man seine gräßlich zerrissene Leiche seitlich vom Wege liegen.

Mehr noch, wie heutzutage, entstellt und vergrößert, durchflog die grausige Mähr bis zur Donau hinauf, bis zum Neckar hinab die Gegend, und die begreifliche Folge war, daß Frau Jutta's Mühle im Thale fast müssig stand. Kein kleiner Verdruß war dieß für die sehr sparsame Wittwe, die Nächte hindurch sinnend wachte, wie der Status quo ante wenigstens herzustellen sein möchte. Und nicht sie allein war es, die auf Burg Wittlingen sich bitter über die Sache härmte; mehr noch wie seine Mutter schien Junker Martin sich die unbeschäftigte Mühle und die entsetzlichen Gerüchte, welche die Gegend durchzogen, zu Herzen zu nehmen. Er wußte zwar sehr gut, daß gegen einen Haselwurm die besten Solinger Klingen ohne jede Wirkung seien, und seine Mutter versicherte ihm bis zum Ekel dieses, dennoch aber hatte er als guter Christ den festen Glauben an die Macht der Kirche, daß sie im Stande sei, auch solch' verzaubertes Gethier zu überwältigen. Von einem Einsiedler hatte er vernommen, der in der Nähe von Kloster Zwiefalten seine Siedelei einsam im Walde bewohne, und aus wunderkräftigen Kräutern eine Waffensalbe zu bereiten wisse, wie sie Wieland der Schmied gekannt, dessen Schwerter einen harten Fels wie Käse zerschnitten. So errang er sich nicht ohne Mühe von der bangen Mutter die Erlaubniß, den Wundermann aufzusuchen, und ritt an einem schönen Herbsttage der Donau zu. Schon nach einem Ritte von wenigen Stunden hielt er am Ufer des jungen brausenden Stromes, wo ein Hirte ihm eine Furth bezeichnete, die er mit seinem starken Gaul durchsetzte und absitzend das steile Ufer gegenüber erklomm. Es war mit jungem Eichengebüsch bewachsen, welches oben eine kleine Kapelle barg. Im Geiste jener gläubigeren Zeit mochte Junker Martin nicht an der thürlosen Pforte ohne ein kurzes Gebet vorübergehen; er band sein Thier an einen Ast und trat ein. Vor dem schmucklosen steinernen Altar kniete, in Andacht versunken, ein starker Greis, der erst, nachdem er ihn eine Weile still beobachtet, sich nach ihm umwandte und seinen frommen Gruß erwiederte.

„Ich will Euch nur ein Vaterunser lang stören, würdiger Vater,“ entschuldigte sich der junge Mann; „ich bin auf der Fahrt zu Einem Euresgleichen begriffen, der eine zauberkräftige Waffensalbe zu bereiten weiß, und da möchte ein Gebet unterwegs nicht überflüssig sein.“ Er hob bei diesen Worten sein unter dem Mantel verborgenes Schwert hervor und besah es sorgfältig, ob es beim Durchsetzen des Stromes nicht naß geworden. Als er wieder aufblickte, war der Eremit auf die kleine Bank vor dem Kirchlein hingesunken, und augenscheinlich im Begriff, vollends von ihr hinabzufallen. Junker Martin fing ihn an seiner Brust auf, und mühte sich, dem Ohnmächtigen einige Tropfen eines starken Geistes einzuflößen, den seine Mutter zu bereiten verstand. Der Alte erholte sich nun rasch und blickte mit gefalteten Händen zu dem Christusbilde auf dem Altare empor.

(Schluß auf S. 78.)

Die letzte Tortur in Preußen.

(Fortsetzung zu S. 73.)



Auf diese Art inquirirte man den unseligen Informator, und — man muß zugestehen, daß es an Verdachtsgründen nicht fehlte. „Ohne Zweifel," so schloß der Untersuchungsrichter, „hat Dirx die Ullrichsen in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, die er auf dem freien Felde zugebracht haben will, ermordet, hat dann die Hemden, die Uhr und das baare Geld sich angeeignet, und ist jetzt nur retour gekommen, um noch mehr zu stehlen, ehe der von ihm begangene Frevel entdeckt würde."

Doch man sollte bald noch stärkere Beweise bekommen! Ehe nämlich die Ullrichsen beerdigt wurde, beschloß man nach althergebrachter Sitte, den muthmaßlichen Mörder mit dem Leichnam zu confrontiren. So ward denn Dirx aus seinem Gefängnisse herausgeholt und, an Händen und Füßen gefesselt, unter starker Begleitung von Wachen und bei einem ganz außerordentlichen Menschenzulaufe, die Holzgartenstraße hinauf bis zu seiner früheren Wohnung geführt, in welcher die Ullrichsen bereits im Sarge lag. Wie Dirx in das Zimmer trat, hob man den Sargdeckel ab und schob den Informator hart vor die Leiche, welche in ihrem ganz schwarzen Anzug fast drohend aussah.

„Ergreift mit Eurer Rechten die rechte Hand der Todten," rief jetzt der Richter, „und sprecht mir folgenden Eid nach: Verflucht soll meine Seele sein und verdorren sollen meine Glieder; mein Blut gerinne zu Eis und meine Seligkeit verpfände ich dem Satan, so ich im Herzen oder in der That einen Antheil an dem Tod dieser Gerechten habe."

Der Richter sprach diese Worte mit lautschallender Stimme, so daß dieselben bei der außerordentlichen Stille fast schauerlich wiederhallten, und Jedermann war nun begierig, ob es das Gewissen des Dirx zulasse, daß er den Leichnam anrühre. Der Informator war aber schon durch den Schrecken der Verhaftung, dann durch das grausenvolle Gefängniß, in welches man ihn geworfen, und endlich besonders durch den schmachvollen Transport auf offener Straße bis in seine frühere Wohnung so vernichtet, daß er einer Ohnmacht nahe war. Auch konnte man ihm ohnehin — trotz seiner kriegerischen Laufbahn — keine besondere Seelenentschlossenheit nachrühmen. Daher kam es auch, daß er, aufgefordert, die rechte Hand der Todten zu ergreifen, und die grausenhafte Eidesformel, die man ihm vorsagte, nachzusprechen, hiezu keineswegs im Stande war. Er zitterte und bebte am ganzen Leibe, und man mußte ihn unterstützen, daß er nicht umsank. Dreimal forderte ihn der Richter auf, seinem Befehle nachzukommen, aber es war ihm nimmermehr möglich. Man nahm endlich gewaltsam seine Rechte, um sie mit der Hand der Todten zu vereinen, aber — ein Schauder durchrieselte den Körper des Angeklagten, und er fiel bewußtlos vor dem Sarge nieder!

„Brauchte man weiteres Zeugniß?" — Man schlug den Sargdeckel wieder zu, und Dirx mußte, als nunmehr die Beerdigung begann, unmittelbar hinter dem Sarge gehen, — immer in Hand- und Fußschellen und auf beiden Seiten von bewaffneten Constablern bewacht. Der Zulauf von Volk war ein ungeheurer, und der Geistliche

benützte diese Gelegenheit, dem Inquisitor in der Leichenrede hart an's Herz zu reden. „Er solle sein Verbrechen gestehen," verlangte er von ihm, „damit, wenn auch der Leib dem Scharfrichter verfalle, doch wenigstens die Seele gerettet werde." — Von der Beerdigung weg wurde Dirx in sein Gefängniß zurückgebracht, und derselbe Geistliche besuchte ihn dort ebenfalls, um ihm noch mehr „in's Gewissen" zu reden, aber — der Geistliche ging nach einer Stunde wieder, ohne ein Geständniß erhalten zu haben! „Das sei ein höchst verstockter Verbrecher," berichtete er nachher an das Richtercollegium, „ein Verbrecher, der mit Trotz Alles abläugne und sogar erheuchelte Thränen nicht spare; allein er, der Geistliche, habe das geschlagene Gewissen des Sünders doch herausgefunden, und es könne gar kein Zweifel obwalten, daß Dirx und kein Anderer den Mord begangen habe."

Nachdem man nunmehr der Indicien überzeugung erhalten zu haben vermeinte, um das Recht, ein Geständniß durch die peinliche Frage zu erkiesen, in Anspruch nehmen zu dürfen, schritt man in der That zur Tortur vor. Es geschah dieß am dritten Tage nach der Bestattung der Wittwe, und zwar auf den einstimmigen Beschluß des gesammten Richtercollegiums hin. Zuerst führte man den Gefesselten in die Folterkammer, und zeigte ihm alle die Werkzeuge, deren sich die „Gerechtigkeit" damals zur Erpressung von Geständnissen bediente. Dann hielt einer der Richter eine eindringliche Rede an Dirx, worin er ihn aufforderte, lieber freiwillig seine Schuld zu bekennen, als sich den Qualen auszusetzen, welche seiner nothwendig warten müßten, wenn er in seiner Verstocktheit verharre. Zuletzt gab er ihm eine Stunde Bedenkzeit, nach deren Verfluß unnachsichtlich weiter vorwärts geschritten würde.

Die Stunde verstrich, und die einzige Antwort des Unseligen war: „Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe!" — Die Tortur begann.

Man fing natürlich mit „sanften" Mitteln an, um so nach und nach zu „kräftigeren" Proceduren vorzuschreiten, und die erste Folterart bestand in der „Gelenkschraube". Dieses Instrument hatte viele Aehnlichkeit mit einer Waschklemme im vergrößerten Maßstabe. Brachte man irgend ein Gelenk, z. B. die Kniescheibe, den Ellenbogen oder auch nur das Handgelenk in diese Klemme und schraubte dieselbe fester und fester zu, so wurden die Gelenke ganz breit gedrückt und der Schmerz war ein fast ganz unausstehlicher. Der arme Dirx hielt diese Folter eine ganze Stunde lang aus, und seine einzige Antwort war: „Ich bin unschuldig, ich weiß nichts von diesem Morde." Dann befreite man ihn von dem Instrumente und führte ihn in's Gefängniß zurück.

Den Tag darauf ging man schon etwas weiter, und zog dem Delinquenten, nachdem man ihn abermals vergeblich zum Geständniß aufgefordert hatte, das „Kapuzinerhemd" an. Dieses Werkzeug war von starkem eichenem Holz verfertigt, und führte diesen Namen von der Gestalt, die es hatte, indem es einem ausgespannten Hemde oder auch einer Kapuzinerkutte über alle Maßen glich. Als man ihm dasselbe übergeworfen hatte, hängte man an die vier eisernen Haken, die sich vorn und hinten am Halse sowie an den beiden Achseln befanden, außerordentlich schwere Gewichte, die ihn fast zu Boden zogen. Diese Gewichte vermehrte man von fünf zu fünf Minuten, und zwang ihn zugleich durch scharfe Stacheln, vorwärts zu gehen. Dadurch wurden natürlich alle seine Kräfte erschöpft und er sank nach einer halben Stunde ohnmächtig zusammen, so daß man genöthigt war, ihn, wenn man ihn nicht ganz tödten wollte, in's Gefängniß zurückzubringen. — Gestanden hatte er Nichts!



(Siehe S. 78.)

Den dritten Tag, nachdem sich der Gefangene wieder in Etwas erholt hatte, fuhr man mit der Folterung fort und wandte für dießmal die „Daumenschraube" an. Dieses Instrument ist anscheinend eine gewöhnliche Schraube, in welche man den Daumen bringt; sobald man aber zudreht, so treten aus der Schraube eiserne Spitzen hervor, welche sich zwischen den Nagel und das Fleisch des Fingers einbohren. Der Schmerz, welcher hiedurch erzeugt wird, ist natürlich ein fast wahnsinniger, aber — die Folgen waren in diesem Falle keine anderen, als daß der Gequälte so lange verzweiflungsvollst seine Unschuld betheuerte, bis er bewußtlos wurde und in seine Zelle zurückgebracht werden mußte, damit er die weiteren „Proben" aushalte.

Am vierten Foltertage schnallte man ihm die „Stephanssohlen" an. Diese sind von Holz, in Form einer Schuhsohle geschnitten, und mit mehreren hundert spitzigen Stacheln versehen. Wenn man nun eine solche Sohle an den nackten Fuß eines Menschen anschnallt, und ihn dann

zwingt, auf der Sohle weiter zu marschiren, so dringen die eisernen Stacheln natürlich in's bloße Fleisch ein und durchwühlen den ganzen Körper mit einem fast unsäglichen Schmerze. Bei Dirx waren die Richter mit Einer Sohle nicht einmal zufrieden, sondern man schnallte ihm eine solche an jeden Fuß, und zwang ihn sofort, eine ganze Stunde lang auf und ab zu gehen. Das Blut floß in Strömen aus seinen Füßen, und er fiel mehr als zwölf Male um; aber die Folterknechte richteten ihn immer wieder auf, und zwangen ihn mit glühenden Eisen, weiter zu marschiren. Das war eine Qual, nicht von Menschen, sondern von Teufeln ersonnen! Aber trotz dieser gräßlichen Pein konnte Dirx doch zu keinem Geständniß gebracht werden! Seine einzige Antwort war, er sei unschuldig!

Das war den Richtern doch fast wunderbar; sie legten es aber nicht anders aus, denn als die allerfurchtbarste Halsstarrigkeit. Ja, Einer derselben, Friedrich v. Kamps mit Namen, erklärte offen: „er setze seinen Kopf zum Pfande, Dirx sei der Mörder, denn die Judicia seien allzu gravirend. Er habe schon verstockte Verbrecher gekannt, die sogar den letzten Grad der Folter überstanden hätten, ohne zu gestehen, und die doch später auf dem Todtenbette freiwillig ihre Schuld zugegeben hätten. Solcher Gattung Einer sei auch der Dirx, und man müsse daher ebenfalls zum letzten Foltergrade bei ihm schreiten."

Diesem Antrage trat das Richtercollegium in der That bei, und es wurde beschlossen, zum letzten in Preußen üblichen Foltergrade, zur „Gliedverdrehung", vorzuschreiten. Würde Dirx auch diese letzte Pein aushalten, so sollte die Tortur ein Ende haben und der Angeschuldigte freigegeben werden. Man brachte also den armen Mann zum fünften Male in die Folterkammer; es war aber bereits so weit mit ihm gekommen, daß er nicht mehr gehen konnte, sondern getragen werden mußte. Seine Füße und Hände hatten eine ganz andere Gestalt angenommen, als sie früher gehabt hatten, und der ganze Mensch sah sich nicht mehr gleich. Es war eigentlich weniger ein Mensch, denn ein Klumpen rohen Fleisches!

Dessenungeachtet hatten die Richter kein Mitleid. Im Gegentheil, die Henkersknechte erhielten Befehl, den Armen auf die Bank zu schnallen, welche die Unterlage für die Rollen und Hebel bildete, mittelst deren man Einem jedes Glied im Leibe verrenken und verdrehen konnte. Dirx bat auf's Flehentlichste um Schonung seines armen gequälten Leibes, er schwur bei seiner ewigen Seligkeit, er habe den Mord nicht begangen, er vermaß sich hoch und theuer, diesen letzten Foltergrad nicht überleben zu können, — einerlei, der Henker erhielt Befehl, fortzufahren, und die Rolle und Hebel fingen an sich zu bewegen, und man hörte die Glieder des Gefolterten knirschen und krachen. Diese Qual hielt er nicht aus! „Tödtet mich mit Einem Schlage," rief er, „aber haltet mit dieser Marter ein!" — Aber man hielt nicht ein, sondern die Maschine arbeitete fort und fort, und jedes Glied in seinem Leibe ward verdreht und verrenkt, daß, was nach vornen gehörte, nach hinten stand!

„Haltet ein," rief er jetzt nochmals, „ich will gestehen, was ihr wollt; ich will der Mörder sein!"

Jetzt hielt die Maschine ein, und der furchtbar Gequälte ward von dem Brette losgeschnallt. Man holte einen weichen Sessel und setzte ihn darauf.

(Fortsetzung auf S. 82.)

Die Schillingshöhle.

(Schluß zu S. 75.)

„Du kömmst von der Alb herüber, mein Sohn," begann er dann mit bewegter Stimme, „und kannst mir wahrscheinlich Kunde geben von Bekannten aus früherer Zeit."

„Das wäre möglich," entgegnete Martin, „schwerlich aber bin ich im Stande, Euch Gutes zu verkünden. Das Reich hat an Ludwig dem Baiern keinen Kaiser! das klagen Alle, die es besser als ich in meiner Jugend zu beurtheilen wissen. Und weil keine starke Hand die Zügel hält, so schlägt der Gaul hinten und vorn aus und setzt wild über Graben und Zaun. Wäre bei uns drüben nicht der Wirtimberger, der wie eine feste Säule mehr und mehr Halt gewinnt und an den die Ehrlichen sich lehnen und stützen, wahrlich! es ginge wo möglich noch wilder zu."

„Der von Wirtimberg?" kopfschüttelte der Waldbruder, „kommt der so zu Macht und Gewalt? Zu meiner Zeit war Dem nicht so!"

Der Wittlinger begann zur Antwort ein Lied zu sagen, welches uns aus jener Zeit erhalten blieb:

„— — Es sind doch Grafen gut
Lang her geboren von hoher Art,
Besonder auch von Frauen zart,
Wird ihr Geschlecht stets hoch von Stamm,
Obwohl sie nit hant Fürstennam
So seint sie doch wohl ihr Genoß
An Leuten und an Mannheit groß
So hant ihr Vordern schon gethan."

Der Alte nickte dem Verse mit beifälligem, doch trübem Lächeln, indeß Junker Martin fortfuhr, die Ehrenhaftigkeit seiner Lehnsherrschaft mit Fug und Recht zu erkennen, und schließlich erzählte, daß sie nun auch das alte Urach, Burg und Stadt, an sich gebracht.

Der Waldbruder hörte mit verhehlter, doch steigender Ungeduld dem Berichte des jungen Herrn zu, der die Freundlichkeit des Wirtimbergers auch gegen sich selbst dankbar erkannte. — „Und dies, wie es scheint, treffliche Schwert," frug der Alte, „ist wohl auch ein Geschenk des Uracher Herrn?"

Martin von Wittlingen erröthete bis unter die braunen Locken. „Nein," entgegnete er dann, „diese edle Klinge führte einst eine andere Hand, die wahrscheinlich schon modert."

„Wahrscheinlich?" betonte der Siedler — „es ist doch wohl Eures Vaters Waffe?"

„Auch das nicht," brach der Junker ab. „Ich muß Euch nochmals fragen, ob Ihr mir nähere Kunde von dem frommen Manne zu geben wißt, den aufzusuchen ich hierher kam."

„Seht jenen ragenden Berg dort vor uns," entgegnete der Alte: „es ist der Bussen. Die Burg auf der nördlichen Spitze hier bewohnte das alte Geschlecht der allemannischen Herzöge, bis Lanfred, ihr Letzter, in der großen Schlacht von 761 bei Otinheim fiel und dem blutigen Karl das ganze Land zu eigen ward. Herzog Gerold, sein Schwager, nahm das Schloß für sich, und nach ihm hatte es sein hartes Geschlecht. Deßhalb haltet Euch seinen Mauern fern, und lenkt zur südlichen Seite, wo mächtiges, versunkenes Gemäuer den zerstörten Tempel Wodans Euch bezeichnet. Man beginnt dort, wo sein Altar stand, ein Kirchlein zu bauen. In seinen jungen Mauern erwartet die Nacht; und Ihr werdet Den finden, den Ihr sucht." — Der Alte verschwand in den Büschen, deren herbstlich rauschendes Laub das Tönen seiner Schritte verbarg. Martin schwang sich auf sein Roß und lenkte dem Berge zu, der im bunten Blätterschmuck seines Waldmantels ihm winkte. Bald war er erreicht, und an seiner letzten, steilen Kuppe absitzend, führte er das Thier den Felspfad langsam am Zügel hinauf. Es war dichter Buchenwald, durch den er schritt, dessen gelbes und rothes Laub um seine Füße rauschte. Die kleine kluge Meise schlüpfte mit schrillem Zirpen durch die Zweige, und mit wehmüthigem Flöten lockte der rothbrüstige Dompfaff den Gefährten seines Zuges, die an schwarzen Beeren noch säumten. Roh behauene Steinklötze zeigten ihm, daß er bereits die Ruinen des alten Heidenheiligthums betreten, und aus ihnen ragten, etwa mannshoch, die Mauern des neubegonnenen Kirchleins. Zur Seite trat der Jüngling hervor in den vollen Strahl der schon sinkenden Sonne, und blieb überrascht von der Pracht der Aussicht, die sich ihm bot, schweigend stehen. Er lehnte sich an den Sattel seines Pferdes und schaute hinaus zu der Kette der Schweizer Alpen, die, bis tief herab schon in Schnee gehüllt, wie aus Silber getrieben im beginnenden Abendroth erglüheten. Vor ihnen ergossen erglänzte der Spiegel eines weiten Sees, und breitete sich ein üppiges, reiches Gelände, aus dessen buntem Teppich die zackigen Spitzen dreier, mit Burgen gekröнter, schwarzer Felsen ragten: Twiel, Höwen und Krähen. Im Anschauen dieser Wunderpracht war die Sonne hinter ihm gesunken, und mit dumpfem Rauschen zog der Abendwind durch die Gipfel seitlich unter ihm. Leis' tönte eine Glocke, zum Gebet mahnend, von einem Dorfe der Ebene herüber, und ernst antwortete der tiefe, summende Ton einer größeren aus der damals schon reichen Prämonstratenser-Abtei Marchthal, die Herrmann II. schon vor mehr wie dreihundert Jahren (1012) gestiftet. Mit dumpfem Poltern ward dort hinten die Zugbrücke der Burg aufgezogen, und der kluge Gaul spitzte bei dem Geräusche die feinen Ohren. Martin führte ihn in eine der Bretterhütten, die zum Schutze der Bauarbeiter gegen Wind und Wetter hieroben errichtet waren, nahm ihm das Gebiß ab, und überließ es dem Thiere, im welken Herbstgrase sein Futter zu wählen.

Jeder Laut war nun hier auf der einsamen Bergkulme verhallt; selbst das düstere Gemäuer der Burg ragte schweigend gegen den Nachthimmel auf, an dem der Wind schwarze Wolkenmassen ballte und wälzte. An einer geschützten Stelle des begonnenen Baues setzte der Junker sich auf einen Quader, hob das Schwert zur Brust, zog den Mantel fester um die Schultern, und horchte auf den Schritt Dessen, der hierher kommen sollte, wie der Waldbruder ihm verheißen. Leise schlich der Schlummer zu dem Ermüdeten sich heran — da legte eine schwere Hand sich auf seine Schulter, und eine hohe Gestalt in klösterlichem Gewande stand im Halbdunkel der Nacht vor dem schier Erschrockenen.

„Du suchst mich; was begehrst du von mir?" frug eine tiefe, ernste Stimme.

„Ich habe einen schweren Kampf vor mir," begann der Junker; „kannst du mich und mein Schwert zu ihm festen?"

„Wenn dein Kampf ein gerechter, wenn dein Sinn rein und wahr ist: — Ja!" kam die Antwort zurück.

„Ich will ein gewaltiges Unthier bekämpfen, das Wehrlose zerreißt und das noch Niemand sah. Die Sage nennt es: den Haselwurm."

Der Mönch schüttelte wie ungläubig den Kopf, den die Kapuze tief verbarg. „Und lediglich um die Bauern und Hirten zu schützen, suchst du den Kampf?" frug er.

„Nein," entgegnete Martin. „In dem Thale, wo das Gethier seit Kurzem haust, finde ich einzig die Gelegenheit, mein trautes Lieb zu sprechen, und darum muß der Haselwurm sterben, oder ich."

„Warum," forschte der Verhüllte, „darfst du der Mutter dein Lieb nicht zeigen? Ist es nicht edeln Stammes?"

„Ihr Stamm ist ohne Tadel," versicherte Martin, „doch soll ihr Vater den meinigen erschlagen haben; meuchlings, wie meine Mutter behauptet; Mechthild aber bezeugt: er sei schuldlos. Und um auch mich zu überweisen, gab sie mir ihres Vaters Schwert, denn mit ihm will ich den Kampf mit dem Wurm bestehen. Ist ihr Vater rein vom Blute des meinigen, so werde ich siegen; wo nicht, so falle ich gern, weil sie dann nicht mein werden darf."

„Ich betheure dir bei diesem Kreuze, daß der Baldecker an deines Vaters Tod unschuldig ist. Ferner sage ich dir: es ist kein Drache, den du zu bekämpfen findest, sondern ein gewaltiger Bär, der in der Höhle dort die Jungen hütet. Darum nimm keck noch einige Genossen mit in's Feenthal, daß eine leichte Wunde nicht dein Tod werde. Wenn der Bär vor dir sich aufrichtet, dann stoß' ihm den Speer in die Brust, und zieh' ihn nicht zurück, wenn er gegen dich andrängt und mit den Pranken die Stange packt. Stürzt er, so stoß' ihm den Dolch durch die Kehle. Gott sei mit dir!" —

Zwischen dem Gemäuer war der Unbekannte lautlos verschwunden, und Martin benutzte das Licht des aufgehenden Mondes, sein Roß sicher den Berg hinabzuleiten. Die ersten Morgenstrahlen fanden ihn bei der Kapelle am Donauufer, wo er den Siedler vergebens noch einmal zu sehen hoffte. Fröhlichen Herzens trabte er über die Hochfläche der Alb, und erreichte über Waldstetten und Rietheim noch bei vollem Tage, zu der Mutter Trost, seine feste Felsburg.

Frau Jutta von Wittlingen kam am andern Morgen

den Wünschen ihres Sohnes nur entgegen, als sie begehrte, er solle ihr einen Hirsch in die Küche liefern, da keiner der Knechte es wage, zur Georgenau hinab zu gehen und ein Rind von dort herauf zu holen. Zum Thurme gegen Ost stieg er munter empor, wo das Schießzeug verwahrt war, dort wählte er sich eine starke Armbrust mit blauem Stahlbogen und drei schwere, wohl drei Finger breite, scharfgespitzte Pfeile, die auf der innern Seite das Zeichen seines Geschlechtes eingeschlagen trugen. So war es die Sitte jener Zeit, damit beim Auffinden eines angeschossenen Wildes kein Zwist über den Schützen sich erhebe. Eine traurige Trophäe war hier auch unter einem Cruzifixe angebracht — seines Vaters Gewaffen. Da hing seine Rüstung, Helm und Harnisch, der Schild mit dem schwarzen Eberkopf in rothem Felde, der drohend die silbernen Gewerfe zeigte, und am Schildkleinod hing auch der unselige Pfeil, der einst seinem Vater den Tod gebracht! Er sah ihn lange an, und jetzt erst fiel es ihm auf, daß er denen so gar gleiche, die er in der Hand hielt. „Was hatte doch der Baldecker für ein Pfeilzeichen?“ murmelte er, und mit scheuem Finger hob er die schwache Spitze herab, die seines Vaters Herz durchbohrte. Er hielt sie in der Hand, und — ein Schauer rieselte ihm den Rücken entlang — deutlich ausgeschlagen erkannte er sein eigenes Merkmal, einen Eberkopf! Nicht mit der eigenen Waffe konnte der Feind den Gemordeten getroffen haben; viel eher war es denkbar, daß ein Zufall den Bogen gegen ihn selbst gerichtet. Leise hing er den Pfeil wieder an seinen Ort, und vor innerer Bewegung zitternd schloß er die Rüstkammer hinter sich. Mit dem alten Kurt zur Seite, dessen erprobte Treue er kannte, ritt er zur Burg hinaus, wie nach Seeburg hinüber. Auf engen, wenig betretenen Pfaden erreichte er die andre Seite des Hardt, und nur einige hundert Schritte vor sich sah er die Umfassungsmauer von Adelgundshardt ragen. Ein leiser, weicher Hornton gab der bang harrenden Mechthild ein Zeichen, und die Jungfrau, die noch nicht von den Satzungen der Klausur gehemmt war, stand vor dem Jugendfreunde. Mit hastigen Worten kündete er ihr die Abenteuer seines Rittes auf den Bussen, und besonders die den Vater lossprechenden Worte des nächtlichen Unbekannten. Und freudiger noch rötheten sich Mechthilds Wangen, als er ihr erzählte, was er an jenem Todespfeile gesehen und welche Folgerungen er daran knüpfe. „Nur wenn ich meine Mutter überzeuge,“ schloß er, „daß dein Vater unschuldig am Blute des meinigen ist, wird sie unsre Hände segnend vereinen.“

„Auch würde ich dir kein Bündniß zumuthen, welches uns Beiden nur zum Unsegen werden müßte,“ flüsterte die Jungfrau.

„Wäre nur dein Vater nicht geflohen und vor Jerusalem gefallen!“ wünschte Martin traurig. „Er fürchtete eine lange, grimmige Blutrache und Fehde, die vor zehn Jahren auch gewiß ausgebrochen wäre; jetzt aber, wo ich seine Unschuld so sehnlich wünsche, wie du, würde es nur seiner offenen Versicherung bedürfen, und Alles bliebe in Fried' und Freude. In ihrem grimmigsten Schmerze hat meine Mutter stets seine Flucht als den triftigsten Beweis gegen Berthold von Baldeck erkannt und ihn nie eines tückischen Mordes für fähig gehalten.“

„Laß Gott walten, der einzig Zeuge bei jenem Unglücke war,“ bat Mechthild fromm; „er wird es fügen, wie es uns zum Besten ist. Wir wollen beten und rechtthun.“

„Amen!“ sprach eine tiefe Stimme neben ihnen, der alte Kurt Schilling. „Vielleicht erweckt seine Macht zur rechten Zeit noch einen Zeugen, dem Bertholds Unschuld bekannt ward. Jetzt aber, Junker, gedenket des Willens Eurer Mutter.“ Mit weiten Schritten ging er mit Martins Schießzeug voran, und in tiefem Schweigen folgte der junge Jäger. —

Indeß wurden in der Nähe des Feenthals wiederholt die Schafheerden auf der Herbstweide angefallen; niemals aber gelang es, des blutigen Räubers nur ansichtig zu werden. Zerrissen lagen die feisten Hämmel, bis auf die Knochen abgenagt, da, und weit umher heulte die Kunde vom schaurigen Haselwurm durch das bange Land. Junker Martin allein hielt fest an den Worten des Mönches vom Bussen, wenn auch seine Worte ohne weitere Begründung keinen Glauben fanden, und das Wunderbare, Abenteuerliche desto mehr. Der December kam heran, und eines Morgens, als der junge Wittlinger sich erhob, hatte der Winter eine fast handhohe Flockendecke über Wald und Feld gestreut. Der Junker rüstete sich eben, als der alte Schilling in's Gemach trat. „Kommt,“ rief er ermunternd, „jetzt, im neuen Schnee, können wir des Raubthiers Fährte erkunden und bis zu seinem Lager ihr nachziehen.“ Jagdkundig umgingen sie den scharfen Ost, bis er ihnen in's Gesicht blies, als sie auf steiler Felsbahn in die unheimliche Schlucht des Feenthals hinabkletterten. Schon am frühen Nachmittage kehrten sie zurück, und mehrere Knappen trabten mit munterer Ladung zur morgendlichen Jagd noch fort zu den ritterlichen Nachbarn.

Bernd von Uhenfels und Conrad von Teck waren wieder die Ersten, welche eintrafen, doch bald folgten Fritz Teufel von Hornbogen und Kraft Beger von Reutlingen, neben noch andern adlichen Herren, und sogar Herr Ludewig von Wirtimberg kam von seiner Achalm herüber.

„Da wären wir wieder, fast wie vor zehn Jahren, beisammen,“ begann der greise Cort von Seeburg. „Walt's Gott, daß wir freudiger heimziehen, als damals!“

„Ich bitte meine geehrten Herren und Genossen, die Todten ruhen zu lassen,“ sprach Martin von Wittlingen so ernst als bescheiden, und der weise Wirtimberger nickte ihm freundliche Zustimmung.

„Und was willst du uns heute für Wild vorbringen,“ frug ungeduldig der Letzte der Herren von Teck, „denn um einen Hirsch, denke ich, wirst du uns nicht geladen haben?“

„Nein, bei St. Hubertus!“ versicherte Martin, „deß hätte ich mich nicht unterfangen; aber zu einem stattlichen Paar Bären durfte ich schon wagen, die hohen Herren zu bemühen.“

„Bären? und gar ein Paar zumal?“ fragten aufgeregt die Ritter. „Aber treffen wir auch die Bursche daheim?“

„Der Schnee verrieth mir ihr Lager in einer Höhle,“ berichtete der Junkherr. „Ich denke, wir nähern uns unter dem Winde und umstellen den Eingang von allen Seiten;



1260. 11

bricht dann das Wild hervor, so rufen die Hörner uns Alle zusammen, und wir greifen gemeinsam an."

„So sei es!" bestätigte die Gesellschaft, und brach freudig auf.

Lautlos waren die Waidmänner das rauhe Feenthal herauf und hinab geklommen, als Martin, der mit seinem alten Kurt an der Spitze Allen voranschritt, die frische Spur beider Thiere im Schnee fand. Sie zog gegen eine Höhle, die im Hintergrunde gähnte, und gab die Gewißheit, das stolze Wild anzutreffen, denn die mächtigen Fährten, die einem nackten Menschenfuße ähnelten, waren scharf ausgeprägt, als hätten die Bestien sie erst vor einer Stunde eingedrückt. Ein kurzer, abgestoßener Hornruf gab das Zeichen, die Hunde zu lösen, deren jeder der Herren meist ein Paar bei sich führte, und sofort kündete das heisere Kläffen und Winseln, daß sie die Spur schon angenommen hatten. Ein dumpfes, drohendes Brummen aus dem schwarzen Mundloche der Höhle antwortete diesen eifrigen Lauten alsobald, und von allen Seiten riefen sich die Hörner der muthigen Jäger, die rings im Gebüsche erschienen und dem Junker Martin und seinem Kurt nacheilten. Noch war indeß das vordere Paar wohl hundert Schritte vom Eingange der Höhle entfernt, als die in ihrer Ruhe gestörten Bären zornig hervorbrachen und durch das Kläffen der Meute ein lautes Heulen erscholl. Der vordere Betz hatte einem verwegen genaheten Bracken mit einem Prankenschlage die Brust aufgerissen, und dicht hinter ihm kam die Bärin, augenscheinlich in der übelsten Laune, getrollt. Doch jetzt hatte Martin in keckem Anlauf die Thiere erreicht, und schleuderte dem grimmig aufgerichteten Bären einen dicken Mantel, den er auf dem Arme trug, blendend über den Kopf, während er ihm das Schwert des Baldeckers, dem er den Sieg verdanken wollte, bis an's Heft durch die zottige Kehle stieß. Wuthheulend stürzte die gewaltige Bestie zusammen; doch die Bärin war nahe, und ehe er die Klinge zurückzureißen vermochte, packten ihre Tatzen sein Goller. Kurt Schilling war, um den Thieren den Rückzug zu verlegen, in den Eingang der Höhle getreten und stieß einen starken Bärenspieß gegen die tobende Feindin. An der eisenfesten Haut, die mit dicken Zotten bekleidet war, glitt er zur Seite ab, und blitzschnell hatte das aufgerichtete Unthier den Greis umfassend gegen sich gepreßt, daß die Nahestehenden das schaurige Krachen der brechenden Rippen hörten. Alle bebten zurück, und nur Martins von seiner Liebe gestählter Muth hielt auch jetzt Stand. Wiederholt durchbohrte sein Schwert Brust und Kehle des Bären, bis er, selbst verendend, den sterbenden Kurt fallen ließ.

Die ritterlichen Jäger umstanden staunend die mächtigen Beutestücke, aber auch mit tiefem Mitleiden den treuen, sterbenden Greis. Man hatte ihn so gut wie möglich auf ein flaches Felsstück gebettet, und in innigem Schmerze stand Martin von Wittlingen daneben. Der Greis schien noch sprechen zu wollen, und winkte die Ritter alle zu sich heran, daß sie ihn vernähmen. „Hier war es," begann er leise, „wo vor zehn Jahren mein Herr von Wittlingen fiel. Nicht der edle Bertold von Baldeck tödtete ihn, sein eigner Pfeil war es, der ihn traf. Die beiden Herren gingen hier vor mir die Schlucht hinauf, und ich trug Beider Schießzeug. Sie sprachen über ihren Streit, und Baldeck ermahnte meinen Herrn mit milden Worten, den Zorn zu vergessen, — als ich ausgleitend fiel, des Wittlingers Armbrust sprang aus dem Spannbügel und der eigene Pfeil drang ihm tief in den Rücken. Er sank nieder und hatte nach wenigen Augenblicken vollendet. Der Baldecker stand wie vom Donner gerührt, und sah bald mich, bald die Leiche betäubt an; auch sein Geschoß hatte sich entladen, doch glaube ich, daß der Pfeil hier in die Höhle seine Richtung nahm. ‚Kurt,' begann er endlich, ‚weißt du, wie dein Herr hier zu Tod kam? sieh', bei Gott, ich weiß es nicht! — Das aber weiß ich, daß man mich der That zeihen wird, und daß die Vehme, die auf der rothen Erde von Hayingen ungesehen haust, mich ohne Schuld tödten und der Kaiser mein Gut einziehen wird. Das Leben ist mir nicht besonders lieb, aber ohne Makel und nicht als Meuchler möchte ich sterben! Und meine Kinder, meine armen Kinder! sollen sie als die geächteten, vervehmten Sprossen eines Mörders durch die Welt sich betteln? Ich muß fliehen, zur Stunde, und Gott mag meine Sache führen, wann und wie es Ihm gefällt; Ihm empfehle ich meine unschuldigen Kinder!' — Er schritt wankend dort gegen den Fels hinauf, und war verschwunden. — Da stand ich allein, und wie dumpfer Donner brauste es mir durch's Hirn. Sollte ich offen des Baldeckers Unschuld kundthun, so war es zugleich das Bekenntniß meiner Schuld, und noch vor wenigen Jahren hatte ich in Münsingen den Knecht des Friedingers, der seinen Herrn durch Unvorsicht zu Tod brachte, lebendig rädern sehen, und noch gellte sein schaurig Schreien mir in den Ohren. So schwieg ich bis heute, doch offen vor Ritter und Knecht betheure ich es sterbend: so ist es gekommen, und nicht anders, und Berthold von Baldeck ist ohne jede Schuld."

Ein neuer Blutstrom quoll aus dem Munde des Todwunden, und bald hatte er geendet. — Wohl tief ergriffen, doch freudigen Herzens zogen die edeln Jäger heim. Beim Abschiede lud der Wirtimberger die Gesellschaft auf seine Burg, wo er dem jungen Herrn von Wittlingen feierlich den Ritterschlag ertheilte. — Und als die Ritter im Saale freudig die Becher hoben, trat ein Waldbruder ernst in den frohen Kreis: es war Berthold von Baldeck, der als Einsiedler bisher am Bussen gelebt hatte und nicht aus seiner Klause wich, bis der Tod ihn abrief; heute war er gekommen, um mit Frau Jutta von Wittlingen ein Brautpaar zu segnen: Martin und seine Tochter Mechthild. —

Noch heute zieren Wittlingens Ruinen das schöne Urachthal, während Baldeck bis auf wenige Spuren vom benachbarten Felsen verschwunden ist; nach dem alten Knappen aber nennt bis heute das Volk die Schillingshöhle.

Schmidt.

Brasilianische Fliegenfänger.

(Taf. 11.)

Die Fliegenfänger (Muscicapa *L.*) bilden eine sehr umfangreiche Gruppe insektenfressender Vögel, und zeichnen

sich vornehmlich durch die eigenthümliche Form ihres Schnabels aus, welcher sehr breit und flachgedrückt ist und gewöhnlich in eine hakige Spitze des Oberschnabels endet.

Wollte man von diesem Hauptmerkmale (welches jedoch von Wichtigkeit ist, indem es mit der Nahrung und Lebensweise dieser Vögel in engster Beziehung steht) absehen, so würde die Gruppe in außerordentlich viele Unterabtheilungen zerfallen, indem die Form ihrer übrigen Körpertheile, namentlich auch die Schwanz- und Flügelbefiederung, außerordentlich mannichfaltig ist.

Da die Nahrung der Fliegenfänger fast ausschließlich in Insekten (namentlich fliegenden) besteht, so sind sie in kalten und gemäßigten Climaten wahre Zugvögel, welche sich erst einstellen, wenn der Frühling schon weit vorgerückt ist und ein buntes Insektenleben sich entfaltet hat, und auch bald verschwinden, wenn der erste Hauch des Herbstes durch die Blätter weht. In welch' innigem Zusammenhang mit der Fülle von Nahrung die Verbreitung der Vögel steht, zeigt sich außerdem bei den Fliegenfängern dadurch sehr auffallend, daß die Zahl der verschiedenen Arten nach dem Aequator zu, ganz im Verhältniß mit dem zunehmenden Insektenreichthum, sich außerordentlich vergrößert. Während z. B. im gemäßigten Europa nur vier Fliegenfängerarten vorkommen, hat Brasilien deren beinahe fünfzig verschiedene Arten. Auf der vorstehenden Tafel sind vier der letzteren abgebildet.

Fig. 1 ist der rothgehaubte Fliegenfänger, Muscicapa coronata *L.* Die schöne Scharlachfarbe des Scheitels und aller unteren Theile zugleich mit dem scharf contrastirenden dunklen Graubraun des Rückens, der Flügel und des Schwanzes geben diesem Vogel ein prächtiges Aussehen. Ueber seine Lebensweise, die jedoch, seinem Habitus nach zu schließen, mit der anderer Fliegenfänger sehr übereinstimmend sein dürfte, ist wenig bekannt. Er kommt in verschiedenen Theilen Brasiliens vor, scheint aber nirgends sehr häufig zu sein.

Fig. 2 ist der Mönch-Fliegenfänger, Muscicapa monacha *Lichtenst.* Die schwarzgraue Färbung seines Gefieders, welche nur an der Stirn, dem Nacken und dem Bürzel durch reines Weiß verdrängt wird, macht einen ziemlich düstern Eindruck. Die zwei langen mittleren Schwanzfedern dienen ihm jedoch zu besonderer Zierde. Dieser Vogel ist fast über ganz Südamerika verbreitet und in Brasilien sehr häufig. Außer der Brützeit, wo man ihn paarweise und später in Gesellschaft der Jungen anzutreffen pflegt, lebt er einsam am Rande des Waldes oder der Pflanzungen und Holzschläge; gewöhnlich sitzt er auf einem isolirten Baume oder auf einem freien Aste, fliegt nach einem Insekt in die Höhe, und fällt dann auf seinem Lieblingsplätzchen wieder ein. Er ist nicht scheu, hat ein stilles, melancholisches Benehmen, sitzt stundenlang unbeweglich auf demselben Platze, und läßt nur selten seine Stimme hören.

Fig. 3 der Savanna (Muscicapa tyrannus *L.*), ist eine der schönsten Fliegenfängerarten, die man kennt; der außerordentlich lange, tief gegabelte Schwanz, die eigenthümlichen durchbrochenen Flügelspitzen und die schön citrongelbe, schwarz eingefaßte Kopfhaube kennzeichnen diesen Vogel sehr auffallend. Er ist über den größten Theil Südamerika's verbreitet und kommt, wiewohl selten, auch in den südlichsten Theilen Nordamerika's vor. Der lange Schwanz hindert den Vogel im Fluge nicht in dem Grade, als man vermuthen könnte, denn er benützt denselben im Gegentheil, um rasche Bogen und Schwenkungen auszuführen. Eine Stimme läßt er nur selten hören; wenn er in Angst ist, gibt er einen kreischenden Ton von sich und knappt, wüthend um sich beißend, mit dem Schnabel.

Die 4te, am Boden sitzende Figur unserer Tafel ist ebenfalls ein über Südamerika weit verbreiteter, jedoch nirgends zahlreich vorkommender Fliegenfänger (Muscicapa alector *Prinz Max Wied*). Er ist namentlich durch die eigenthümliche Form und Befiederung des Schwanzes ausgezeichnet. Der ganze Schwanz ist nämlich von den Seiten zusammengedrückt, indem die Federn desselben senkrecht gestellt sind. Die zwei mittleren (hier die zwei obersten) Schwanzfedern haben sehr fein zerschlissene lange Bärte, und ihr Schaft tritt mit äußerst feiner Spitze über die Bärte hinaus. — Die Lebensweise dieses eigenthümlichen kleinen Vogels, welchen Prinz Max von Neuwied wegen des sonderbaren Schwanzes „den kleinen Hahn" taufte, ist noch nicht hinlänglich erforscht.

J. H.

Die letzte Tortur in Preußen.

(Fortsetzung zu S. 78.)

„Gesteht Ihr freiwillig, Dirx?" fragte jetzt der Vorsitzende des Collegiums, „und ist dieses Euer Geständniß der Wahrheit gemäß?"

„Ja, ja," rief der arme Mann, „ganz freiwillig, ganz der Wahrheit gemäß! Nun macht nur, daß es schnell zum Tode geht, damit ich aus diesem elenden Dasein vollends erlöset werde. Verurtheilt mich gleich auf der Stelle, denn ich bin der Mörder."

Also sprach jetzt der Informator Dirx, aber mit seiner Verurtheilung ging es deßwegen doch nicht gar schnell vorwärts, trotz dieses seines „freiwilligen" Geständnisses, wie man die Foltererpressung zu nennen beliebte. Im Gegentheil, die Ausarbeitung des Urtheils und die Fällung desselben kostete geraume Zeit, aber einstweilen brachte man ihn in ein besseres Gefängniß und ließ seinem mißhandelten Leibe alle Hülfe zukommen, welche ein geschickter Arzt leisten kann, obgleich natürlich von einer Wiederherstellung eines Körpers, der alle fünf Foltergrade durchgemacht hatte, keine Rede sein konnte. Endlich war aber das Urtheil gefällt, und wurde sofort dem König Friedrich II., den man auch den Großen nennt, zur Unterschrift und Bestätigung nach Potsdam gesandt. Von dort kam es schon am dritten Tage unterzeichnet zurück, und es blieb also nichts übrig, als zur Ausführung zu schreiten, nachdem man es dem Delinquenten, der es mit Freude und Jubel als ein Erlösungsdekret aus dieser Schmerzenswelt aufnahm, verkündet hatte.

Der 22. October des Jahres 1755 sollte der Hinrichtungstag sein, und das Blutgerüste war auf dem

Gensdarmenmarkte aufgeschlagen. Alle Straßen, durch welche der Delinquent kommen mußte, waren mit Menschen überfüllt, zu allen Fenstern sahen Neugierige heraus, und sogar auf den Dächern hatten sich Hunderte und aber Hunderte aufgepflanzt; denn wo wäre Jemand in Berlin gewesen, den es zu Hause gelassen hätte, wenn es ihm nur irgend möglich war, auszugehen? Sollte ja doch der Dirx gerichtet werden, der Mann, der so lange Jahre als ein Scheinheiliger (denn so erklärte man sich jetzt seine frühere Ehrbarkeit und Solidität) unter ihnen gelebt und den fast Jedermann gekannt hatte, weil er nach und nach in Hunderten von Familien Unterricht ertheilte! Freilich schüttelten Andere mit dem Kopf und meinten, es sei nicht menschenmöglich, daß der Mann ein Mörder sei, dessen Bedürfnisse so geringfügig und dessen Charakter so milde und sanftmüthig gewesen seien; aber — wie reimte sich denn damit sein Geständniß, das er eigenhändig durch seine Unterschrift als ein „freiwilliges" bezeichnet hatte? Und — wie konnte man die Indicia erklären, die doch überweisend genug waren? Nein, nein, Dirx war der Mörder, und man durfte kein Mitleid mit ihm haben, weil ihn der König nicht begnadigt hatte. Einem Verbrecher, wie ihm, gebührte kein Pardon!

Um neun Uhr Morgens öffnete sich sein Gefängniß, und unter Begleitung von zwei Gensdarmen schritt Dirx dem Stadtamthause zu, wo das Bluturtheil gesprochen, der Stab über ihm gebrochen und er dem Henker überantwortet werden sollte. Dirx trug ein graues, leinenes, schwarz eingefaßtes Armensündergewand. Seine Hände waren ihm auf dem Rücken festgebunden, aber an den Füßen trug er keine Fesseln. Die Haare hatte man ihm glatt abrasirt, und die Augen lagen hohl und thränenleer in den tiefen Wölbungen. So schritt er wankenden Trittes, eher einem Greise von achtzig Jahren gleichend, als einem kräftigen Manne von etlichen und vierzigen, durch die ungeheure Menschenmasse, welche in den Straßen zu beiden Seiten Spaliere bildend stand. — „Konnte dieser Mann ein Mörder sein?" (Siehe das Bild auf der nächsten Seite.)

Der große Saal des Stadtamthauses war schwarz ausgeschlagen; den Tisch, um welchen im großen Halbkreise die Richter saßen, überdeckte ein schweres schwarzes Tuch, und auf diesem Tuche lagen vor dem Präsidenten des Collegiums die Corpora delicti oder die Beweisstücke für das begangene Verbrechen, nämlich das Federmesser mit der abgebrochenen Klinge, die Taschenuhr, die zwei Hemden, der Schuldschein und die dicke Schnur, mittelst deren die Wittwe erdrosselt worden war. Der Delinquent ward hereingeführt und mußte sich vor dem Präsidenten des Collegiums aufstellen. Rechts vor ihm hatte sich der Scharfrichter postirt, welchem er nunmehr feierlichst übergeben werden sollte. Der ganze übrige Theil des Saales war voll von Zuschauern.

Nachdem nun der Richter das vom König bestätigte Urtheil verlesen hatte, forderte er den Delinquenten auf, zu sprechen, wenn er noch etwas auf dem Herzen habe. Dieser aber schüttelte gar trübe und melancholisch das müde, schwere Haupt, und meinte, je eher es mit ihm zu Ende gehe, um so froher wolle er sein. „Gebeichtet habe ich Gott," setzte er mit festerer Stimme hinzu, „er wird gnädiglicher mit mir verfahren, als Menschen gethan haben; doch will ich Niemandem einen Vorwurf machen, denn mein Tod ist, wie der jedes Sterblichen, ein wohlverdienter, wenn ich ihn auch nicht durch dieses Verbrechen, wegen dessen ich gerichtet werde, verschuldet habe." — Das war Alles, was er sprach. Gleich darauf brach der Richter den Stab, und rief den Scharfrichter, um ihm den Delinquenten zu übergeben, wie es Sitte und Brauch ist in allen Ländern.

Der Scharfrichter war, wie wir schon angedeutet haben, diese ganze Zeit her zur Rechten des Delinquenten an dem Tische gestanden, auf dem die benannten Beweismittel lagen, und hatte sich diese zu wiederholten Malen genau betrachtet. Mit ganz besonderer und fast auffallender Aufmerksamkeit aber besah er sich die Schnur oder vielmehr die Schlaufe an der Schnur, durch deren Zuziehung die Ullrichsen erdrosselt worden war. Er nahm dieselbe sogar in die Hand, zog dann einen dünnen Strick aus der Tasche, bildete eine zweite Schlaufe, welche der ersteren auf ein Haar ähnlich war, und verglich dann beide sorgfältig mit einander. Mit dieser Operation war er so emsig beschäftigt, daß er den ersten Ruf des Präsidenten des Richtercollegiums überhörte, und zum zweiten Male aufgefordert werden mußte, den Delinquenten zu übernehmen.

„Mit Verlaub, meine Herren Richter," sprach er jetzt, einen Schritt vortretend, mit fester Stimme; „ehe ich diesen verurtheilten Mörder hier übernehme und Hand an ihn lege, muß ich fragen, ob derselbe jemals früher irgendwo als Scharfrichter Dienste gethan, oder bei einem Scharfrichter in Funktion und Arbeit gestanden hat."

„Was soll das?" rief der Präsident mit gerunzelter Stirne.

„Das soll," erwiederte der Scharfrichter laut und vernehmlich, „daß ich verlange, der Delinquent solle mir den Knoten an der Mordschlaufe, den er bei der Erwürgung der Ullrichsen machte, wiederholen, damit ich sehe, ob er im Stande ist, einen solchen Knoten zu ziehen."

„Oh, mein Freund," sagte jetzt der arme Dirx mit mattem, melancholischem Tone, „quäle mich nicht länger, sondern führe mich zum Tode. Ich war nie besonders geschickt im Knotenflechten und kann diese Schlaufe hier nicht nachmachen. Auch will ich dir sagen, daß ich in meinem Leben mit keinem Scharfrichter oder Henker in nähere Berührung gekommen bin und noch viel weniger in Diensten bei einem solchen gestanden habe. Jetzt weißt du Alles, aber nunmehr kürze meine Leiden ab und führe mich auf den Richtplatz."

„Da sei Gott vor!" rief der Scharfrichter, einen Schritt zurücktretend, — und seine Stimme klang so gewaltig, daß sie nicht allein überall im Saale, sondern auch auf den Stiegen und vor dem Hause vernommen wurde. „Diesen Knoten hier, Herr Präsident, mittelst dessen die Mordschleife zugezogen wurde, konnte kein Anderer machen, als ein mit dem Scharfrichtersdienst Vertrauter. Nur Einer, der das Nachrichten regelmäßig erlernt hat und in die Geheimnisse eines Henkers eingeweiht ist, nur

ein Solcher hat diese Schleife zugezogen und die alte Ullrichsen ermordet. Dieser Knoten hier, sage ich," fuhr er mit immer gewaltigerem Tone fort, „ist ein schulgerechter, und darum kann der Mann, den ihr zum Tode verurtheilt habt, da er nichts vom Henkersdienste versteht, nimmermehr der Mörder sein."



(Siehe die vorhergehende Seite.)

Die Wirkung, welche diese Worte auf die Zuschauer hervorbrachten, war eine fast magische. Schon vorher, als man die gebrochene Gestalt des armen, früher so beliebten Informators daherwanken sah, machte sich das Mitleid fast mit Gewalt geltend; jetzt aber gab es keinen Halt mehr für die aufgeregte Menge, die sich auf einmal für die Unschuld des Opfers der Tortur enthusiasmirte. „Dirx ist unschuldig; der Informator ist unschuldig!" so erscholl es aus tausend Kehlen zugleich, und jauchzend schrieen es andere Tausend nach. „Gebt ihn heraus!" erscholl's gleich darauf von der Straße herauf. „Ihr habt ihn durch die Folter zum Geständnisse gebracht, darum gebt ihn augenblicklich frei, oder es soll euch schlecht ergehen." So ging die Menge von ursprünglichem Freudengeschrei in Drohungen über, die vielleicht später zu Gewaltthaten geführt hätten, wenn nicht die Richter sich von selbst eines Andern besonnen hätten.

Als diese nämlich die Aussage des Scharfrichters hörten, fuhr es ihnen wie ein Stich durch's Herz. „Wäre es möglich," dachte der Eine und der Andere, „daß wir falsch geurtheilt hätten? Sollte wirklich das Geständniß des Dirx ein von der Folter erpreßtes sein? Ja, ist es nicht nothwendig, daß es so ist, wenn der Scharfrichter hier mit dem Knoten an der Mordschleife Recht hat?" — Von den Gedanken kam es bald zu Worten, und die Richter beschlossen mit großer Stimmenmehrheit, eine nochmalige Untersuchung des Thatbestandes vorzunehmen und die Exekution einstweilen aufzuschieben. Hiegegen sträubte sich zwar der arme Dirx auf's Heftigste, indem er durchaus verlangte, jetzt zur Stelle hingerichtet zu werden; allein als man ihm mit Bestimmtheit versicherte, daß er nie mehr würde gefoltert werden, und daß man seinen Fall jedenfalls der Gnade des Königs unterbreiten wolle, so beruhigte er sich und ließ sich gutwillig in's Gefängniß zurückführen, das man ihm natürlich von nun an so bequem als möglich machte. Alsobald theilte man dem versammelten Volke diese neuen Vorkehrungen mit, und jauchzend entfernten sich die Leute (die Alle gekommen waren, einer Hinrichtung beizuwohnen, und von denen vor einer Stunde noch Jeder wüthend geworden wäre, wenn man sich geweigert hätte, diese Execution vorzunehmen,) von dem Stadtamthause, um in der ganzen Stadt die Unschuld des Informators zu verkünden. An diesem und den folgenden Tagen sprach man in ganz Berlin von nichts als von dem Sprachlehrer Dirx und von dem Scharfrichtersknoten an der Schlinge, mit welcher die Ullrichsen erdrosselt worden war!

Eine geraume Zeit verstrich nun, ohne daß etwas Weiteres in diesem merkwürdigen Prozesse bekannt worden wäre. Man hatte verschiedene andere Scharfrichter nach Berlin citirt und ihnen den Knoten gezeigt, und Alle hatten sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß diese Schlinge so kunstgerecht gemacht sei, daß sie unmöglich von einem Laien herrühren könne. Nun ging man das Leben des Dirx von seiner frühesten Jugend an durch, aber es zeigte sich kein einziger Abschnitt, wo er mit einem Nachrichter oder Henker zusammengewesen wäre. Er konnte also jenen Knoten nicht geschlungen haben, so viel war sicher! Dennoch aber nahm man Anstand, ihn freizulassen, da der wirklich Schuldige noch nicht gefunden war, und die Herren Richter es nicht über's Herz bringen konnten, ihren Fehlgriff offen und ohne Scheu einzugestehen. Dagegen gab man ihm ein lustiges, reinliches Zimmer, und das Publikum that alles Mögliche, seine Lage zu erleichtern, indem von allen Seiten Spenden an Geld und Kleidern für ihn einliefen und Speisen und Getränke ohnehin in Hülle und Fülle vorhanden waren. Auch war Jedermann überzeugt, daß der so schwer geprüfte Mann augenblicklich aus seiner Haft befreit werden würde, sobald der König, der damals gerade eine Reise angetreten hatte, nach Potsdam zurückgekehrt sein und von der Sache gehört haben würde.

(Schluß auf S. 89.)

Der glückliche Wurf.

Aus den Jugend-Erinnerungen eines Vielgereisten.



Ich könnte eigentlich diese Geschichte ebensogut überschreiben: „Mein erster Versuch auf dem Walfischfang", denn diesen will ich eigentlich darin erzählen. Ich habe nämlich zwanzig der schönsten und kräftigsten Jahre meines Lebens mit wilden Abenteuern und Reisen in fernen Ländern hingebracht; ich habe ein Jahrzehnt nur unter den wilden, nomadischen und ungezähmten Stämmen der Indianer von Nord- und Südamerika gelebt, mit ihnen gejagt, gefischt und gekämpft, mit ihnen ungeheure Länderstrecken durchzogen; dann war ich mehrere Jahre hindurch **Pelzjäger, Biberfänger, Reisediener einer Pelzhandels-Compagnie; ferner war ich unter Anderem auch abwechslungsweise Bootsmann, Schulmeister, Gambusino oder Goldgräber und — natürlich! — auch Goldwäscher am Sacramento und San Joaquin. Ich habe die Wüste in ihren geheimnißvollsten Tiefen und düstersten Einöden durchforscht; ich habe die Cordilleren in Nord- und Südamerika an einigen ihrer höchsten Punkte überstiegen; ich habe mir mit der Axt in der Hand einen Weg durch die jungfräulichen Wälder der Tropen und durch den wilden Urwald Oberkanada's gebahnt; mein Kahn trieb auf den Gewässern des obern Missouri, des Rothenflusses des Nordens, des Gila und des Amazonas, auf den Seen am Ursprung des Mississippi, wie auf den Fluthen des Titicaca und den Lagunen der Atolle der Födschi-Inseln . . . Ich habe im Wigwam des Krähen-Indianers und im Büffelfell-Gezelt des Komantschen, im Blockhause des Handelsforts am Platte, wie unter den Verandas mexikanischer Landhäuser und in den marmorgepflasterten Palästen kreolischer Granden geschlafen; ich habe mit den Mandanen den Bärentanz und mit den gluthäugigen Töchtern von Sonora den Fandango getanzt! Ich habe gehungert, gedurstet, geblutet, für mein Leben gekämpft, — aber es war ein ächtes, wirkliches Leben, ein Leben voll Leidenschaft, Genuß, Aufregung, voll wilder Schönheit!**

Unsre Civilisation ist sehr armselig, unser Dasein inmitten der überfeinerten Gesellschaft unseres alten Europa ist so sehr eingezwängt in den engen Rahmen unserer dumpfen, kothigen Städte, wo die Brust unaufhörlich von den Miasmen des Bodens, von der Fäulniß der Trümmer und des Wegwurfs aller Art, welcher unser Leichentuch bildet, beengt und halb erstickt wird, daß es nur ein langsames Hinsterben, kein eigentliches Leben ist. Jedenfalls kann es sich in keiner Weise messen mit dem Leben des Nomaden, der keinen andern Herrn über sich erkennt als Gott, kein anderes Gesetz als seinen freien Willen, der frei von allen Fesseln jeder Art, auf einem Pferd das eben so unbezähmbar ist wie sein Reiter, Pistolen und Messer im Gürtel, die sichere Büchse vor sich auf dem Sattelknopf, muthig in die Welt hinein reitet, ohne sich darum zu kümmern, wohin es geht, weil er gewiß ist, daß ihn der liebe Gott nicht verläßt, und weil er sich als den König der Schöpfung betrachtet!

Manchen mag das soeben Gesagte unwahrscheinlich vorkommen! Meinethalben, aber es ist nichtsdestoweniger buchstäblich wahr. Das wilde Leben übt einen unbeschreiblichen Reiz auch auf den civilisirten Menschen; es läßt ihn nicht mehr los, wann er es erst einmal kennen gelernt hat. Es ist wahr, thatsächlich durch Tausende von Beispielen bewiesen, daß die Trapper, die Pelzjäger, die Reisediener (Voyageurs) und Sendboten (Coureurs de bois) der Pelzhandelsgesellschaften, die Pionneers, die Squatters und die Gauchos — also lauter Leute, die ursprünglich von weißer Abkunft sind, — nach einigen in der Wildniß zugebrachten Jahren die Lebensweise und Gewohnheiten, ja sogar die Tracht der Indianer und Ureingebornen Amerika's annehmen, und die Nachahmung des wilden Lebens so weit treiben, daß man einem kanadischen Waldläufer kein größeres Compliment machen kann, als ihn für einen Indianer zu halten! — Thatsache ist ferner, daß von allen Denen, welche dieses wilde Leben geführt haben, nur der winzigste Bruchtheil wieder in die Civilisation zurückkehrt, und daß selbst diese Abtrünnigen gerne zugestehen, daß ihre in der Wildniß unter nomadischem Umherstreifen und aufregenden Abenteuern verbrachten Jahre die schönste, heiterste, genußreichste und poetischste Zeit ihres Daseins umfassen — die einzige Zeit, welche sie für ein rechtes, wirkliches Leben gelten lassen wollen! Ich habe junge Männer aus den besten Familien gekannt, welche an dem abenteuerlichen Berufe eines Pelzjägers solches Gefallen fanden, daß sie das Vermögen, welches ihnen zugefallen war, entweder ihren Anverwandten überließen, oder in wenigen tollen Jahren vergeudeten und dann bettelarm wieder in ihre geliebten Wildnisse des fernen Westens von Nordamerika zurückkehrten, ohne welche sie nicht mehr leben konnten.

Auch mich überkommt, während ich dieß schreibe, in meinen reiferen Jahren noch eine Art schmerzlichen Heim-

wehs nach jenen Tagen ungebundener Freiheit und vollsten Lebensgenusses, und ich verweile oft in träumerischem Sinnen stundenlang bei meinen geliebten Erinnerungen, um sie mir, eine um die andre, wieder vor die Seele zu rufen. Da ist mir denn heute unter den mancherlei Abenteuern aller Art, welche mir im Verlauf meiner langen Kreuz- und Querzüge durch die Welt aufgestoßen sind, eines wieder lebhaft vor die Seele getreten, — zwar vielleicht eines der zahmsten und alltäglichsten, allein Eines, das, weil es in die ersten Jahre meiner Reisen und Wanderungen fällt, in mir eine so angenehme Erinnerung hinterlassen hat, daß ich es hier erzählen will.

Ich war damals Seemann; nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Peru war mir, ich weiß nicht wie, der Einfall gekommen, auch einmal einen Versuch mit der Perlenfischerei zu machen, und ich hatte mich an Bord einer kleinen französischen Brigg aus Saint-Malo eingeschifft, die „Julienne" hieß, und deren Kapitän, Risard, die Absicht hatte, eines Fanges wegen nach den Pomotu-Inseln zu fahren.

Es war ein eigenthümliches Fahrzeug, die Julienne, und sie fuhr entschieden nur von Gottes Gnaden. Nicht etwa, daß ihr Kapitän unwissend oder die Bemannung schlecht gewesen wäre — im Gegentheil, der Kapitän war ein alter Seebär und seine Matrosen grundtüchtige Seeleute; aber Tag für Tag, sobald wir vier Glasen Nachmittags hatten, war Jedermann an Bord so betrunken, daß Keiner mehr im Stande war, die Ruderpinne oder das Steuerrad mit sicherer Hand zu halten oder ein Segel einzubinden, so daß die Brigg eben fuhr wie sie wollte, bald vor, bald mit dem Winde, und ihren eigenen Kurs ging, von welchem Niemand eine Gissing aufzunehmen im Stande gewesen wäre. Glücklicherweise hatten wir Schönfahrwetter, fuhren nur mit Topsegeln, und hielten die großen Segel Nachmittags sorgsam gereefft.

Diese sonderbare Fahrt hatte aber, beim Lichte betrachtet, gar nichts sehr Angenehmes, und konnte über kurz oder lang einmal recht ernstes Mißgeschick über Diejenigen hereinbringen, welche ihr Unstern an Bord der Brigg geführt hatte. Daher war ich auch kaum zwei Tage im Dienst, so bereuete ich schon bitterlich die Thorheit, mich auf diesem unsichern Fahrzeuge verdingt und eingeschifft zu haben.

Der Zufall, dem wir überhaupt am meisten zu verdanken hatten, war uns jedoch so günstig, daß wir endlich die Gambier-Inseln erreichten, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als meinen Kapitän zu bitten, er solle mir meinen Abschied geben und mich an's Land setzen. Beides schlug er mir jedoch rundweg ab. Ich bestand darauf; leider aber fand mein Kapitän Unterstützung bei den französischen Missionären auf den Gambier-Inseln, und ich ward gegen meinen Willen gezwungen, an Bord zu bleiben.

Es muß den französischen Missionären nachgerühmt werden, daß es ihnen gelungen ist, mittelst ungeheurer Anstrengungen und einer unermüdlichen Ausdauer und Hingebung den Charakter der Völkerschaften dieser Inselgruppe so sehr zu verändern, daß die Bewohner aus wilden, grausamen Menschenfressern ohne Treue und Glauben wirkliche Christen und lammfromme Menschen geworden sind. Es ist daher den genannten Missionären gar nicht übel zu nehmen, wenn sie die Befürchtung hegen (die ja im Grunde auch nicht ungegründet ist), ein grober, roher, sittenloser Matrose, der als räudiges Schaf auf diese Inseln gesetzt werden würde, könnte ihre Heerde verführen und verderben, und darum verbitten sich's und verbieten es diese wackeren Priester förmlich und mit Recht, daß irgend ein Fremder sich unter ihnen niederlasse. Der Bischof der Gambier-Inseln erkannte zwar an, daß meine Lage eine sehr unangenehme und bemitleidenswerthe sei, und ließ sich sogar herab, mir seine Weigerung mit Gründen zu rechtfertigen, welche ich als ganz gerecht und richtig anerkannte; aber er blieb unerbittlich. Ich ward daher wider Willen genöthigt, mich in Geduld zu fassen, aber es blieb bei mir auch fest beschlossen, daß mein Vorhaben nur aufgeschoben, nicht aufgehoben sein solle, und ich gelobte mir im Stillen: falls wir mit Gottes gnädiger Hülfe wohlbehalten die Insel Otaheiti erreichten, wo der Kapitän noch die letzte Rast machen wollte, bevor er die Perlenfischerei begann, wolle ich am Lande bleiben, koste es was es wolle.

Nach einer günstigen Fahrt, die mir aber gar nicht enden zu wollen schien, ging unsre Brigg endlich auf der Rhede von Pap-eiti vor Anker, und ich ließ mich ohne Zeitverlust, trotz der energischen Weigerungen und glänzenden Versprechungen des Kapitäns, an's Land setzen, obschon er mir meine Löhnung vorenthielt.

Ich hatte diesen Schritt nicht zu bereuen und konnte meinen kleinen Verlust später leicht verschmerzen, denn zwei Tage, nachdem ich mich hatte an's Land setzen lassen, ging die Brigg wieder unter Segel, und seither hat keine Seele mehr ein Sterbenswörtchen von ihr gehört. Höchst wahrscheinlich ist sie in einer dunkeln oder stürmischen Nacht, als die ganze Bemannung in trunkenem Schlafe lag, auf irgend einem Korallenriff dieses gefährlichen Archipels gescheitert und zerschellt. Gott erbarme sich ihres wackern Kapitäns!

Alle Seefahrer und Reisende entwerfen einstimmig das bezauberndste Bild von der Insel Otaheiti unter der Regierung der dicken Königin Pomaré. Ich bin weit entfernt, ihnen darin widersprechen zu wollen: — diese Insel gleicht in der That einem Blumenkörbchen, welches sich anmuthig und mit den mannigfaltigsten Reizen aus den Fluthen des Stillen Oceans erhebt, dessen blaue Wogen ihre Gestade kosend umspielen. Die ersten Seefahrer, welche auf dieser Insel landeten, haben ihr den Namen Neu-Cythere gegeben, weil sie denselben ebensowohl durch die Schönheit ihres milden Clima's, als um der Sanftmuth und milden Sitten ihrer herrlichen Bewohner willen verdienen mochte.

Die Königin Olimata Pomaré — wörtlich: die bei Nacht Hustende — ist eine sehr achtbare Frau, deren Beleibtheit unter dem Mangel an Sorgen und dem wohlwollenden Schutze der Krone Frankreichs so sehr zugenommen hat, daß ein Fuderfaß neben ihr beinahe schlank erscheint. Sie regiert übrigens ihr Miniaturreich mit einer

Milde und Leutseligkeit, um deren willen sie von allen ihren Unterthanen angebetet wird.

Ich hatte meinen Aufenthalt an der Venusspitze genommen, wo ich mir dann nach meiner Weise gütlich that und, um mich von meinen Strapazen zur See zu erholen, den ganzen Tag rauchte und den Poï-poï und den Mayoré der Eingebornen speiste. Dieses Schlaraffenleben auf Tahiti führte ich nahezu sieben Monate lang, und unterbrach es nur bisweilen durch Ausflüge in der Pirogue nach Aimeo, Morea und anderen benachbarten Inseln, oder durch Jagden in den Bergen des Innern oder Fischfang an der Küste. Allein nachgerade ward mir eben dieses ruhige, gemächliche und angenehme Leben eintönig, weil es gar keine Aufregungen bot; es lag auf mir wie ein Alp, und je länger desto deutlicher ward ich inne, daß ich nicht für dieses beschauliche Dasein geboren sei, welches den Orientalen so angenehm ist; war ich ja doch erst neunzehn Jahre alt, heißblütig, leidenschaftlich, auf Abenteuer erpicht — kein Wunder daher, daß ich mich wieder nach dem Meere und seinen Stürmen sehnte. Der Mensch ist nun einmal so angethan, daß er, wann es ihm auch nur einigermaßen gut geht, sich doch nicht glücklich fühlt, und anstatt im Frieden das Glück zu genießen, welches der Himmel ihm gewährte, sucht er im Gegentheil sich wieder in den Strudel hineinzuwerfen und das Schicksal wieder auf's Neue herauszufordern.

Der Raugatira oder Häuptling Faukawai, mein achtbarer Taïo oder Gastfreund, verwies mich vergebens, um mich zu zerstreuen, an seine Frau, seine Töchter und Schwestern, allein alle Bemühungen dieser kupferfarbigen Damen waren umsonst — nichts konnte den Wurm der Langeweile und der Sehnsucht nach einem rührigeren, ernsteren Leben in mir ertödten. Düstere Schwermuth sank auf mich hernieder, ich blieb taub für alle Bitten, kalt gegen alle Neckereien; den Blick beständig auf die hohe See gerichtet, schaute ich neidisch nach den fernen Segeln aus, die zuweilen am Horizonte erschienen, und sehnte mich zurück nach den Gefahren des schönen, abenteuerlichen Lebens, welches ich an Bord der Fahrzeuge der verschiedensten Art, auf die mich mein Hang zu einem unstäten Dasein gelockt, ehedem geführt hatte.

Kurzum, ich nahm zusehends ab, ich schlief, ich aß nicht mehr, ich langweilte mich halb zu Tode, ich war ganz lebensüberdrüssig, und kam mir auf dieser Insel von dreißig Seemeilen Umfang, die wie ein unbemerklicher Punkt mitten in den Stillen Ocean hineingeworfen zu scheint, wie ein Gefangener in enger Haft vor; die Luft fehlte meinen Lungen, ich wähnte ersticken zu müssen.

Endlich führte der Zufall, oder besser gesagt, eine Fügung der Vorsehung ein Fahrzeug auf die Rhede von Papeïti, der Hauptstadt der Insel, das mir Erlösung bringen sollte. Es war ein amerikanischer Walfischfänger aus New-Bedford, „the Happy Return“ (glückliche Rückkehr) genannt, befehligt von einem Kapitän Saunders.

Dieser Walfischfänger war ein prächtiges Schiff von 1800 Tonnen, kam von einem sehr glücklichen Fang an der Südostküste von Neu-Seeland zurück, und wollte sich auf Tahiti auf's Neue verproviantiren, bevor er wieder auslief, um seine Ladung in den Gewässern an der Nordostküste von Kalifornien zu vervollständigen, dessen reiche Goldgruben zu jener Zeit noch nicht entdeckt waren. Der Kapitän hatte in der letzten Campagne einen seiner Harpuniere verloren, der beim Tödten eines Walfisches von diesem sammt dem Boote durch einen Schlag seiner furchtbaren Schwanzflosse vernichtet worden war, und der Kapitän beabsichtigte daher, diesen Offizier, welcher ihm unentbehrlich war, wo möglich auf Tahiti wieder zu ersetzen.

Beim Anblick des Walfischfängers war mein Entschluß gefaßt. Ich verließ sogleich die Venusspitze, wo ich wohnte, und begab mich nach der Stadt, in der festen Absicht, für den getödteten Harpunier einzutreten und mich ohne weiteres Besinnen in dieser Eigenschaft auf dem Walfischfänger einzuschiffen.

Zum Glück für mich gab es in diesem Augenblicke wenig Matrosen auf der Insel, und die wenigen Seeleute, welche müssig hier lagen, waren erst seit allzu kurzer Zeit da, als daß sie hätten wünschen sollen, schon wieder wegzugehen. Die Ausführung meines Vorhabens hatte nur noch Eine kleine Schwierigkeit, welche aber wohl jeden Andern als mich abgehalten haben würde: nämlich die Schwierigkeit, daß ich noch nicht die leiseste Ahnung vom Walfischfang hatte, und daß ich nicht nur noch gar keinen Wal gesehen, sondern auch noch nicht einmal etwas Genaueres darüber gehört hatte, wie man denn eigentlich dies Geschäft angreife. Allein wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und ich glühte ordentlich vor Begierde nach jenen seltsamen, aus Lust und Schrecken gemischten Aufregungen, welche auch der Muthigste empfinden soll, wenn er zum ersten Male kampfbereit einem solch' furchtbaren Seeungethüm, wie ein starker Wal ist, sich gegenüber sieht. Ueberdem war ich des Schlaraffenlebens, welches ich seither auf der Insel geführt hatte, so herzlich satt, daß alle Bitten meines Taïo, seiner Frau und seiner Töchter mein Vorhaben nicht erschüttern konnten, und ich stellte mich kurzweg dem Kapitän des Walfischfängers vor.

Dieser war ein kräftiger, derber Amerikaner, rund wie ein Stückfaß, mit einem Paar Augen wie ein Marder und dickem rothen Backenbart, dabei eine lustige Haut und gute Seele, die offenbar das Pulver nicht erfunden hatte. Er fragte kurzweg, ob ich mich getraue, dem Beruf eines Harpuniers vorzustehen; ich sagte vertrauensvoll Ja, und da wir einander gefielen und er mich brauchte wie ich seiner bedurfte, so war unser Handel bald im Reinen und durch einen Handschlag besiegelt. Als er mich in einem unbeschreiblichen Patois von Französisch, Englisch, Holländisch, Spanisch und Taïtisch fragte, wie oft ich schon auf dem Walfischfang gewesen sei, flunkerte ich ihm in einem eben so bunten Sprachgemisch so Vielerlei vor, daß er daraus nicht mehr klug werden konnte und mein Kauderwälsch für die respektabelste Odyssee ansah, die nur je ein ganz abgehärteter Meerwolf zum Besten gegeben.

Der Kapitän schien mit seiner An- und Erwerbung ganz zufrieden, goß mir ein Glas Rum ein und zählte mir das übliche Handgeld mit hundert spanischen Thalern auf den Tisch, damit ich mich für die Fahrt equipire, was ich in der That sehr nothwendig hatte, da ich unter dem

milden Himmel dieser Insel und während meines süßen Nichtsthuns mich all' meiner Garderobe entledigt. Am andern Morgen mit Tagesanbruch begab ich mich an Bord, leichten Herzens und wohlgemuth in die Zukunft blickend. Ich sehnte mich wieder nach einem thätigen Leben, nach Aufregung und Gefahr, und konnte nicht erwarten, bis die „Happy Return" die Anker lichtete und in die ungeheure Südsee hineinlief. Das war allerdings sehr undankbar von mir und hat sich auch später bitter an mir gerächt, als wir in der Bucht von Santa Barbara Schiffbruch litten und ich nebst einigen Andern in die Hände von Araukaner-Indianern fiel, unter denen ich beinahe zwei Jahre lang als Sklave leben und unsägliche Martern und Mißhandlungen erdulden mußte.

Das thätige Leben, wornach ich mich sehnte, ließ nicht lange auf sich warten. Am dritten Morgen nach meiner Aufnahme an Bord lichtete die Happy Return die Anker, wir verließen die Rhede von Pap-eiti und richteten unsern Kurs nach Südost. Ich überzeugte mich jedoch bald, daß ich meine Erwartungen zu hoch gespannt hatte. Die Bemannung bestand beinahe aus lauter Yankee's, und diese waren herzlich rohe und langweilige Bursche, voll Dünkel und Vorurtheilen, die in mir, dem einzigen Deutschen an Bord, nur die Zielscheibe ihres Witzes und Hohns sahen und mir bei jeder Gelegenheit einen Possen spielten, da sie es nicht verwinden konnten, daß ich ihnen beinahe in allen Stücken des Seewesens überlegen war. Ich haßte bald diese Bursche herzlich, und lauerte nur auf die erste beste Gelegenheit, um an Einem derselben ein Exempel zu statuiren, damit ich mir Ruhe schaffte. Hiezu ward denn auch bald Rath, und sie gingen nun subtiler mit mir um, allein sie waren deßhalb gerade nur um so schlimmer auf mich zu sprechen. Ich ärgerte mich bald, daß ich mich je für diesen Beruf entschieden hatte, denn der Dienst an Bord eines Walfischfängers ist ein höchst mühseliger. Die Walfische haben in Folge der eifrigen Jagd, welche durch so viele Fahrzeuge auf sie gemacht wird, sich allmälig aus den freien Meeren zurückgezogen und sich in die hohen Breiten zwischen das ewige Eis der Pole geflüchtet, und in Seen, welche fortwährend von schrecklichen Orkanen heimgesucht werden. Die Walfischfänger, welche die Wale in diesen Meeren aufsuchen müssen, haben mit einer eben so schwierigen als gefährlichen Fahrt zu kämpfen, und die Sterblichkeit unter ihnen ist sehr bedeutend, so daß es fast zu verwundern ist, wie sich, trotz der von den Regierungen auf den Walfischfang gesetzten hohen Prämien, nur noch Leute zu diesem Gewerbe finden. — Das Alles erfuhr ich leider jetzt zu spät; da es aber nicht zu ändern war, so mußte ich mich darein ergeben und gute Miene zum bösen Spiele machen. Inzwischen gelang es mir doch, im Geplauder mit diesem oder jenem meiner Kameraden allmälig mir die ungefähren theoretischen Begriffe von demjenigen anzueignen, was man an Kenntnissen von einem guten Harpunier verlangt, und wegen der praktischen Fertigkeit verließ ich mich mit dem glücklichen Leichtsinn und der Kraft und Elasticität der Jugend auf die Zeit, wo ich mich darin erproben sollte. Kommt Zeit, kommt Rath! dachte ich.

Wir waren schon über einen Monat unter Segel, als uns eines Mittags der Kapitän, wie er die Länge und Breite aufnahm, die aufregende Mittheilung machte, daß wir endlich auf dem Schauplatze des Walfischfangs angekommen seien. Alles jubelte, denn die Bemannung eines Walfischfängers erhält keine regelmäßige Monatslöhnung, wie die der übrigen Kauffahrteischiffe, sondern ist auf einen Gewinnantheil an der Ausbeute an Thran u. s. w. angewiesen.

(Schluß auf S. 94.)

Malvaceen.

(Taf. 12.)

Die natürliche Familie der malvenartigen Gewächse ist eine außerordentlich zahlreiche und durch die verschiedensten Climate verbreitete, welche eine der wichtigsten Pflanzengattungen enthält, die Millionen Menschen beschäftigt, nämlich die Baumwolle (Gossypium). Außerdem haben mehrere Gattungen Heilkräfte, z. B. der Eibisch (Althaea), dessen schleimige Stoffe als eines der besten auflösenden Mittel bei Husten, Brustbeschwerden ꝛc. bekannt sind. Schon dieser beiden Gattungen wegen verdient diese Familie unsere Aufmerksamkeit, sie ist aber allgemein um so bekannter, weil sie eine so große Zahl schönblühender Gattungen enthält, welche in unsern Gärten und Gewächshäusern eingebürgert sind, und von diesen zeigt uns die beiliegende Tafel eine kleine Anzahl sehr hübscher Arten, die schon mehr oder minder bekannt sind. Es sind dieß lauter Arten, welche weder technische noch medicinische Eigenschaften, sondern nur als Ziergewächse einen Werth haben.

Nr. 1 ist Hibiscus africanus, welcher hauptsächlich auf dem Cap der guten Hoffnung zu Hause ist.

Nr. 2 ist Malope trifida, aus dem südlichen Spanien und Nordafrika. Die Stammsorte hat hell purpurrothe, mit dunkleren Adern gestreifte Blumen; die auf unserer Tafel abgebildete ist eine Varietät derselben mit ganz weißen Blumen.

Nr. 3 ist Palavia rhomboidea, aus Peru, namentlich in der Nähe von Lima.

Nro. 4 ist Malope grandiflora. Diese ist eine Varietät der M. trifida, welche sich durch größere und prachtvoll roth gefärbte Blumen vor der Stammsorte auszeichnet.

Nr. 5 ist Lavatera trimestris, in verschiedenen Ländern Südeuropa's einheimisch, und in den Gärten in rosenrothen und weißen Varietäten vorkommend.

Nr. 6 ist Malva moschata, in Deutschland, Frankreich und England wildwachsend. Ihre rosenrothen oder weißen Blumen haben einen angenehmen Moschusgeruch, woher ihr Beiname stammt.

Die Mode, welche ihre despotische Herrschaft auch auf die Blumengärten ausdehnt, hat manche ältere schöne Blume aus den Gärten verdrängt, um oft viel minder schönen Platz zu machen. So ging es auch mancher der schönen und dankbaren Malvaceen, allein es gibt auch solche



1860. 5 12

darunter, welche sich nicht so leicht vertreiben lassen, sondern oft nach mehreren Jahren von in der Erde befindlichen, früher ausgefallenen Samen wieder zum Vorschein kommen, und alsdann, nachdem man sie eine Zeitlang nicht mehr zu sehen gewöhnt war, die Vorzüge ihrer Schönheit auf's Neue geltend machen.

Die Cultur dieser schönen Pflanzen ist eine sehr leichte und zum Theil ganz einfache, indem die aus gemäßigteren Ländern stammenden Arten sehr häufig sich durch Samenausfall auf den Blumenbeeten selbst fortpflanzen, theils aber auch nur der Aussaat im Frühjahr an Ort und Stelle, wo sie blühen sollen, bedürfen. Nur bei ganz warmen Arten, wie z. B. bei dem Hibiscus africanus, ist es nothwendig, daß man die Samen in's Mistbeet oder in Töpfe säet, und später die jungen Pflänzchen, wenn keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind, in's Freie auspflanzt.

W. Neubert.

Die letzte Tortur in Preußen.

(Schluß zu S. 84.)

Da, mit Einem Male, trat nach Verfluß von sechs Tagen ein Umstand ein, der geeignet schien, Licht in das Dunkel dieses Wirrsals zu bringen. Man hatte nämlich, weil die Ullrichsen keine unmittelbaren Erben hinterlassen hatte, Jedermänniglich, der Anspruch an die Erbschaft zu haben glaubte, durch Ankündigungen in den Zeitungen, sowie durch gedruckte Plakate, die man in den Städten des Landes anschlug, aufgefordert, sich zu melden, ohne daß jedoch diese Aufforderung anfangs von Erfolg gewesen wäre. Nunmehr aber meldete sich eine bejahrte Frau, welche nachwies, daß sie die Wittwe eines längst verstorbenen Geschwisterkindes der Ullrichsen sei. Wie man nun diese Wittwe um ihre näheren Verhältnisse befragte, so zeigte es sich, daß sie zwar selbst keine Kinder hatte, daß sie aber einen Stiefsohn besaß, — einen Sohn aus der ersten Ehe ihres Mannes, welcher Damöge hieß, und daß dieser Stiefsohn, der eigentlich seines Handwerks ein Fleischer, sich seit mehreren Jahren seines Handwerks begeben hatte und in die Dienste des Scharfrichters von Schneidemühl getreten war, dessen Tochter er vor wenigen Wochen geehelicht hatte.

An sich wäre eine solche Entdeckung von wenig Belang gewesen, aber wie der Erbtheilrichter hörte, daß der Stiefsohn ein Scharfrichtersgehülfe geworden sei, so fiel ihm auf einmal der „kunstgerechte Knoten" ein, und er machte dem Untersuchungsrichter in der Dirx'schen Sache die nöthige Mittheilung. Augenblicklich stellte man ganz unter der Hand und in aller Stille nähere Nachforschungen über die Verhältnisse dieses Stiefsohnes an, und es stellte sich nach wenigen Wochen heraus, daß derselbe, der mit seinem vollen Namen Friedrich August Damöge hieß, bis vor Kurzem ein ganz vermögensloser Bursche gewesen sei, dem der Scharfrichter von Schneidemühl die Hand seiner Tochter verweigerte, bis derselbe sich vom Militärdienste, dem er noch auf einige Jahre unterworfen war, losgekauft hätte, um fähig zu sein, ihm in seinen Dienstverrichtungen mit Fug und Recht beizustehen. „Sobald er militärfrei sei," hatte ihm der künftige Schwiegervater erklärt, „wolle er ihn zu seinem Assistenten annehmen, und dann stehe der Verehelichung mit seiner Tochter nichts mehr im Wege." Und in der That — vor wenigen Wochen hatte der junge Mann einen Stellvertreter gefunden und mit hundert Thalern baar bezahlt, ohne daß Jemand wußte, woher das Geld gekommen war. „Er habe es von einer Base zum Geschenk erhalten," hatte derselbe auf Befragen erklärt, und es war dieß damals Niemand aufgefallen. Um so mehr aber fiel solche Erklärung jetzt den Untersuchungsrichtern in dem Dirx'schen Prozesse auf!

Natürlich säumte man nicht, den Friedrich August Damöge augenblicklich gefänglich einziehen und nach Berlin transportiren zu lassen. Auch stellte man eine genaue Haussuchung an, und es fanden sich an baarem Gelde noch sechzehn Thaler vor. Weit wichtiger als dieses Geld war aber ein silbernes Brustbehäng, welches der junge Damöge sorgfältig versteckt gehalten hatte, und welches herbeigerufene Zeugen sogleich als das Eigenthum der ermordeten Ullrichsen, das diese an Sonntagen und bei besonderen Festlichkeiten zu tragen pflegte, erkannten. Da hatte man nun einen offenkundigen Beweis, und der Verhaftete verlegte sich auch nicht lange auf's Läugnen, besonders da er sich über den Erwerb der hundert Thaler, welche er für seine Loskaufung ausgegeben hatte, keineswegs ausweisen konnte. So gestand er denn, da er sah, daß er in seinen eigenen Schlingen gefangen war, Alles freiwillig und ohne Folter ein.

Als wahren Hergang des Mords stellte sich nun Folgendes heraus. Um die Tochter seines Prinzipals heirathen zu können, mußte er sich, wie wir wissen, nothwendig militärfrei machen; auch fand er bald Einen, der die wenigen Jahre, so er im Kriegsfalle noch zu dienen hatte, um hundert Thaler für ihn übernehmen wollte. Aber wo sollten die hundert Thaler herkommen? Er selbst war arm, seine Mutter war noch ärmer, und Freund hatte er keinen, der ihm mit solcher Summe unter die Arme gegriffen hätte! Da fiel ihm in dieser großen Noth seine Base Ullrichsen in Berlin ein, von welcher früher, so lange er noch ein Knabe war, in seinem elterlichen Hause viel die Rede gewesen, bei der er sogar zu jener Zeit einmal längere Zeit auf Besuch gewesen war. Diese Base konnte ihm helfen, wenn sie nur wollte, denn sie besaß Geld und Geldeswerth! Allerdings hatte sich die Freundschaft und das gute Verhältniß nach dem Tode seiner rechten Mutter und besonders als der Vater die zweite Frau, seine jetzige Stiefmutter, geheirathet hatte, so ziemlich zerschlagen, aber — ein Versuch kostete ja nichts, und vielleicht ließ sich die Base, die ja sonst keine näheren Verwandten besaß, doch erweichen; kurz, er wollte es einmal probiren! So nahm er denn von seinem Prinzipale auf einige Tage Urlaub, ohne jedoch anzugeben, daß er nach Berlin zu reisen gedenke; noch weniger nannte er den Zweck seiner Reise, um nicht verspottet zu werden, wenn er unverrichteter Dinge wieder zurückkehren müßte. — Man glaubte ihn also auf einer ganz andern Route,

während er rüstig und voll Hoffnung der Hauptstadt Berlin zuschritt.

Er kannte die Straße und das Häuschen, welches seine Base eigenthümlich inne hatte, von seinen Knabenjahren her noch recht gut. Somit brauchte er Niemanden zu befragen, wo die Ullrichsen wohne, und daher kam es auch, daß kein Mensch in Berlin seiner geachtet hatte. Nachdem er nämlich hier spät Abends angekommen war, erfrischte er sich zuerst in einer Bierschenke, denn er war den ganzen Tag tüchtig marschirt und hatte nur wenig über den Mund gebracht; dann aber machte er sich zu dem beabsichtigten Besuche auf. Es war bereits dunkle Nacht, als er sich dem Häuschen näherte; zum Glück aber brannte noch Licht oben im Zimmer, und er durfte also hoffen, die Base auf und außer dem Bette zu treffen. Die Hausthür war nur eingeklinkt, nicht verschlossen; dasselbe war auch mit der Stubenthüre der Fall. Er trat leise ein, ohne angeklopft zu haben; er wollte die Base überraschen. Wie er jedoch in die Wohnstube kam, fand er diese leer und auch das Licht war daraus verschwunden; dagegen stand die Thür in das Nebengemach offen, und er sah, wie die Base eben einen Koffer, den sie unter dem Bette hervorgezogen hatte, öffnete und einen Strumpf daraus hervornahm, dessen Inhalt sie auf ihr Bett ausschüttete und langsam zu zählen begann. Es waren lauter Silberthaler und auch etliches Kleingeld, im Ganzen die Summe von hundert und sechzehn Thalern ausmachend!

Lange sah er dem Treiben der Frau Ullrichsen zu, ohne daß diese etwas von seiner Anwesenheit bemerkt hätte, denn er war, wie gesagt, gar leise eingetreten, und hütete sich wohl, ein Wort zu sagen oder ein Geräusch zu machen. Auch stand er so im Dunkeln, daß ihn seine Base, wenn sie auch zufällig aufsah, nicht bemerken konnte. Endlich war diese mit dem Zählen fertig und packte nun alles Geld wieder sorgfältig in den Strumpf zusammen, den sie sofort in die Kiste verschloß. Dann schob sie die letztere unter das Bett und erhob sich mit zufriedener Miene, ohne Zweifel in dem frohen Bewußtsein, daß ihr Geldvorrath sich nicht verringert, sondern eher vergrößert habe; denn Frau Ullrichsen, so gut und mitleidig sie auch sonst sein konnte, liebte doch das Geld ungemein, und hatte, je älter sie wurde, um so mehr Angst, es möchte ihr ausgehen und sie müsse dem Bettelstabe anheimfallen. Als die Base aufstand, so zog sich ihr Vetter unwillkürlich gegen die Stubenthür zurück, als ob eine innere Stimme ihm sagte, er solle sich entfernen und ein anderes Mal wiederkommen. Auch konnte er sich wohl denken, daß es die Frau Ullrichsen mehr als unangenehm berühren mußte, wenn sie inne geworden wäre, daß sie im Zählen ihres Mammons überrascht worden sei. So nahm er denn die Thürschnalle in die Hand und wollte sich hinausschleichen, um seinen Besuch auf den morgenden Tag zu verschieben; aber sei es nun, daß er diesen seinen Rückzug nicht so leise bewerkstelligte, als er gewollt hatte, oder war das Gehör der Ullrichsen in diesem Augenblicke besonders scharf, genug sie rief auf einmal: „wer da sei", und der junge Mann mußte dableiben, wenn er nicht wie ein Dieb in der Nacht fliehen wollte. Er drehte sich also schnell um und schlug die Stubenthür, deren Klinke er in der Hand hatte, ziemlich heftig zu, als wie wenn er so eben durch dieselbe eingetreten sei. Dann machte er ein paar lauthallende Schritte vorwärts und rief seine Base mit Namen, ihr einen freundlichen guten Abend wünschend.

Nach dem, wie Friedrich August Damöge die Sache erzählte — und eine zweite Lesart gab es nicht, da Frau Ullrichsen todt war —, nahm ihn seine Base keineswegs freundlich auf. Sie kannte ihn im Anfange gar nicht, was auch nicht zu verwundern war, da sie ihn seit vielleicht zwanzig und mehr Jahren nicht gesehen hatte. Dann wollte es ihr gar nicht gefallen, daß er sie bei Nacht und Nebel heimsuche, als ob er das Tageslicht scheuen müsse, und wie er nun gar mit seinem Anliegen herausrückte, daß sie ihm mit hundert Thalern unter die Arme greifen solle, da wurde sie wie lauter Gift und Galle, und schmähte ihn für seine Unverschämtheit auf's Heftigste.

„Aber, liebwertheste Frau Base," rief Damöge, „ich will ja das Geld nicht als ein Präsent und Douceur, sondern nur als ein Anlehen, das ich ehrlich und redlich mit allen Zinsen wieder heimzubezahlen mich heilig verpflichte. Bedenkt doch, Ihr seid meine nächste Anverwandte, und Ihr könnt mir helfen, wenn Ihr nur wollt. Außer Euch habe ich Niemanden, und meine Braut und ich müssen nothwendig dem Unglück verfallen, wenn Ihr uns nicht beisteht. So laßt Euch erweichen, öffnet Euren Geldschrank und gebt mir die hundert Thaler, die Euch doch unnütz daliegen."

„Was sagst du?" rief jetzt die Wittwe erbost, „ich soll hundert Thaler daliegen haben? Nicht hundert Groschen habe ich im Hause. Glaubst du denn, eine arme Frau, die nur mühsam ihr Leben fristet, finde das Geld haufenweise auf der Straße? Mein ganzes Bischen Kapital müßte ich aufkünden, wollte ich deinen Willen erfüllen, und das kannst du doch nicht verlangen, du, der du dich seit zwanzig Jahren nicht eine Sylbe um mich bekümmert hast? Hat man je gehört, daß man einer armen Wittwe die Zumuthung machte, ihren letzten Sparpfennig zu opfern, nur um damit einem liederlichen Vetter auszuhelfen!"

Bei diesen Worten fing sie an zu heulen und die Hände zusammenzuschlagen, so daß der Vetter über diese Verstellung und Heuchelei am Ende auch zornig wurde und sich ganz vergaß.

„Macht doch kein solch' Aufhebens, Frau Base Ullrichsen," rief er, „und thut nicht, als ob Ihr so arm wäret wie eine Kirchenmaus. Zieht einmal die Kiste dort unter Eurer Bettlade hervor und öffnet den Strumpf, den Ihr darin verborgen habt, so werden die hundert Thaler und mehr gleich da sein; für Euch haben dieselben ja doch keinen Werth, da sie ganz todt daliegen, ohne auch nur Zinsen zu bringen!"

Kaum habe er dieß gesagt gehabt, erklärte der junge Schinderskuecht, so sei sie wie eine Furie aufgefahren und habe ihn einen Dieb und Mörder geheißen, der nur deßwegen in der Nacht gekommen sei, um sie ungestört auszuspioniren und ihrer wenigen Habseligkeiten zu berauben. Dann habe sie laut angefangen zu schreien und um Hülfe

zu rufen, so daß er hätte befürchten müssen, die Nachbarn werden herbeispringen, um sich seiner auf die falsche Anklage der Ullrichsen hin zu bemächtigen. Dem habe er zuvorkommen wollen, und deßhalb sei er aufgesprungen, um seiner Base den Mund zuzuhalten. Diese sei aber nur immer wüthender geworden und habe gebissen und geschlagen, so daß er sie am Ende gewürgt, und als auch dieß nichts half, ihr mit einer Schnur, die er neben sich liegen fand, den Hals zugezogen habe, bis sie ganz stille geworden sei. Dieß Alles sei so schnell gegangen, daß ihm jetzt noch jene ganze Scene nur wie ein flüchtiger Moment vorkomme. Während des Kampfes habe er natürlich an Nichts gedacht, als nur daran, die Frau so schnell als möglich zum Stillschweigen zu bringen, um nicht eines falschen Verdachts wegen festgenommen zu werden; wie er jedoch nunmehr die Base starr und kalt vor sich habe liegen sehen, sei es ihm furchtbar schwer auf's Herz gefallen. Im Anfang hätte er es nicht glauben können, daß die Frau wirklich todt sei, aber als er einige Wiederbelebungsversuche angestellt und diese fruchtlos sah, hätte er sich bald von der traurigen Wahrheit überzeugt. So habe er denn die Todte auf dem Bette, auf welches er sie der Belebungsversuche halber gelegt hatte, nicht weiter berührt, sondern nur daran gedacht, wie er sich selbst retten könne, ohne daß ein Verdacht auf ihn falle. Schon habe er die Thürklinke in der Hand gehabt, um zum Hause hinauszueilen, da sei ihm urplötzlich ein anderer Gedanke gekommen. „Wie?“ habe er zu sich selbst gesagt, „du willst entfliehen, ohne den Zweck deines Kommens erreicht zu haben? Du hast jetzt, ohne daß du es beabsichtigtest, ein schweres Verbrechen auf dich geladen, das du vielleicht mit dem Tode büßen mußt, willst du also nicht wenigstens den Versuch machen, dich hiefür zu entschädigen? Die Alte ist ja doch nun einmal todt, warum solltest du ihr das Geld und Geldeswerth nicht nehmen, das am Ende in Hände käme, die es gar nicht brauchen, während dir's damit aus aller deiner Noth geholfen ist?“ Kaum sei ihm dieser Gedanke durch den Kopf gefahren, so hätte er ihn auch schon zur Ausführung gebracht. In einem Augenblicke sei der Geldstrumpf seines Inhalts entledigt gewesen, und weil das silberne Brustbehäng hart daneben gelegen, so habe er es auch mitgenommen „als Geschenk für seine Braut“. Dann sei er zur Hausthüre geeilt und habe diese fest verschlossen, er selbst aber habe sich durch das kleine Fenster, welches auf den Krautacker führte, davon gemacht. „Vielleicht wird der Mord erst in ein paar Tagen entdeckt,“ habe er gedacht, „weil die Hausthür geschlossen ist, und dann, wenn man dahinter kommt, bist du längst wieder in Schneidemühl in Sicherheit. Kann ja doch kein Mensch einen Verdacht auf dich werfen, da dich Niemand gesehen hat, oder auch nur ahnt, daß du in Berlin warst!“

Also erzählte Friedrich August Damöge, und setzte dann noch schaudernd hinzu, daß er nimmermehr das Herz gehabt habe, seiner Braut jenes silberne Brustbehäng zu verehren, denn er habe sich gefürchtet, ihr reines Herz mit dem Blutkleinod zu besudeln. Konnte nun Jemand nach solchem in der That und Wahrheit freiwilligen Geständnisse noch daran zweifeln, wer der wirkliche Mörder gewesen und wie es in jener Nacht vom 13. März zugegangen sei? So ward denn natürlich der Informator Dirx seiner Haft entlassen, und zwar in allen Ehren entlassen, als ein förmlich schuldloser Mann; der wirkliche Mörder aber wurde, nachdem sein Urtheil vom König bestätigt war, wenige Wochen darauf enthauptet. —

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, der Dirx sei endlich von aller Schuld freigesprochen. Ganz Berlin nahm an dieser Nachricht Theil, und da mit derselben zugleich die weitere Kunde wurde, der arme Mann sei in Folge der Martern, die er ausgestanden, gänzlich unfähig, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, so bildete sich bald ein Unterstützungsverein für denselben, um ihn durch freiwillige Beiträge für immer aller Nahrungssorgen zu entheben. An die Spitze dieses Vereins stellte sich derselbe Untersuchungsrichter — jener nämliche Friedrich von Kamps, welcher vordem erklärt hatte, wie er seinen Kopf darauf setze, daß Dirx der wirkliche Mörder sei, und die Gaben floßen so reichlich, daß der arme, schuldlos gequälte Mann von nun an hätte ein gemächliches Leben führen können, wenn nicht sein Körper durch die Tortur total gebrochen gewesen wäre. Und wie gebrochen er war, davon kann man sich kaum einen Begriff machen! Er sah gewissermaßen nur noch wie sein Schattenbild aus; seine Füße versagten ihm den Dienst, sein Haar war grau geworden, und im Innern seines Leibes wühlten gräßliche Schmerzen. Kein Arzt konnte ihm helfen, denn zerrissene Sehnen, zerfleischte Nerven, verdrehte Glieder, ausgerenkte Körpertheile können nicht mehr reparirt werden, außer wenn Einer die Macht hätte, aus einem alten, verkommenen Menschen einen neuen zu schaffen. Was half es ihm nun, wenn ganz Berlin theilnehmend von ihm sprach? Was half es ihm, wenn seine früheren Scholaren ihn fast auf den Händen trugen und ihm tagtäglich Beweise ihrer Liebe und Verehrung gaben? Was half es ihm, daß Herr v. Kamps in eigener Person zu ihm eilte, ihm flehentlich den an ihm begangenen Frevel abzubitten? Er war ein verlorner Mann und ging dem Grabe sichtlich entgegen. Dennoch verfloßen die letzten Tage seines Daseins nicht in Bitterkeit dahin, sondern er war vielmehr heiter und wohlgemuth, so weit es seine Schmerzen zuließen, und vergab allen seinen Peinigern von ganzem Herzen. War ja doch seine Ehre gerettet und die Reinheit seines Lebens ward gerichtlich constatirt! So ordnete er denn seine Angelegenheiten bei Zeiten und vermachte all' sein Eigenthum der Wittwe jenes Damöge, wegen dessen blutiger That er so viel hatte leiden müssen. — Sein Herz kannte keine Rache!

Am 11. Mai 1756 starb er, und am 13. Mai Vormittags war seine Beerdigung, also gerade ein Jahr, nachdem jener Mord vorgefallen war. Dieser Umstand, sowie der weitere, daß die ganze schaurige Angelegenheit noch ganz neu und unvergessen war, machte die Theilnahme an seinem Leichenconducte zu einem ganz außerordentlichen. Nicht blos die Bürger des Stadtviertels, in dem er so lange gewohnt hatte, nicht blos seine früheren Schüler, deren es nicht wenige waren, nein auch die Beamten und

Richter stellten sich ein, um „dem Opfer der Gerechtigkeit" wenigstens einigermaßen ein Sühnopfer zu bringen. Man darf sagen, daß die halbe erwachsene Einwohnerschaft von Berlin sich aufgestellt hatte, um theils am Zuge Theil zu nehmen, theils demselben zuzuschauen. Ja, die Mütter zeigten ihren Kindern die Bahre, indem sie ausriefen: „Diesen da haben sie ungerechter Weise zu Tode gemartert!"

Und wie nun der unabsehbar lange Zug sich eben durch die Straßen bewegte, ritt der König Friedrich II. mit seinem kleinen Gefolge zum Halle'schen Thore herein. Staunend hielt der Monarch sein Pferd an, und sandte einen seiner Begleiter ab, zu erforschen, welch' außerordentlich gewichtige Persönlichkeit man denn hier beerdige, während Er doch in seinem nahen Sanssouci kein Wort von dem Todesfalle eines der Würdenträger des Reichs gehört



(Siehe nächste Spalte.)

hätte! Da ward ihm die merkwürdige Antwort: der Verstorbene sei ein armer Sprachlehrer gewesen, der sich durch Information mühsam sein Leben gefristet habe. „Da muß etwas Besonderes dahinter sein," dachte der König, und ließ mit Fragen nicht nach, bis er den ganzen Verlauf der Sache erfahren hatte. Sogleich ritt er nach Sanssouci zurück und ließ sich die Akten dieses merkwürdigen Prozesses vorlegen, und — nicht gering war seine Scham, als er sah, daß er das Todesurtheil gegen Dirz unterschrieben hatte, ohne den Fall erst näher geprüft zu haben. Noch größer als die Scham war aber der Zorn, denn man hatte verabsäumt, ihm von dem weiteren Verlauf des Prozesses Bericht zu erstatten. Wahrscheinlich unterließen es die Richter, um sich nicht einer Rüge auszusetzen, die sie wegen falscher Anwendung der Folterwerkzeuge unausbleiblich zu fürchten hatten. Doch sei dem wie ihm wolle, am Abend dieses Tages erschien nachstehendes Rescript, vom König eigenhändig geschrieben und unterschrieben:

„Von heute an hat in allen meinen Staaten Tortur und Folter, weß Namens sie heißen mögen, aufgehört. Alle dernamigen Instrumente sollen vertilgt und bei Seite geschafft werden, auch eine Gewaltanwendung bei Verbrechern, um dieselben zum Geständniß zu bringen, nimmermehr statthaben, es sei denn, daß einer durch drei beeidete Zeugen des Thatbestands überwiesen würde, in welchem Falle Stockstreiche angewendet werden dürfen. Denn besser ist's, zehn Gauner seien entschlüpft, als Ein Unschuldiger geknüpft.

Sanssouci, 13. Mai 1756.

Friedrich."

Solches war das Ende der Tortur in Preußen.

Th. Gr.

Schwarzburg.

Die Länder der beiden Fürsten von Schwarzburg gehören zu den lieblichsten und romantischsten Thüringens, und zerfallen in die obere und untere Grafschaft, von denen die erstere am Thüringer Walde zwischen Preußen (Erfurt), Koburg, Meiningen, Altenburg, Gotha und Weimar, die letztere in der preußischen Provinz Sachsen liegt. Beide zusammen umfassen einen Flächenraum von 32,88 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 130,426 Seelen. — Das gräfliche Haus Schwarzburg ist eines der ältesten und vornehmsten Dynastengeschlechter Thüringens, dessen Stammlande aus den Reichslehen Schwarzburg, Blankenburg und Königssee bestanden, mit welchen im 14. Jahrhundert Arnstadt, Wachsenburg und Schwarzwald, Frankenhausen, die Aemter der goldenen Aue, Rudolstadt, Sondershausen und Straußberg, und im 15. Jahrhundert Heeringen, Kalbra und Käfernburg vereinigt wurden. Die Landgrafen von Thüringen und die Markgrafen von Meissen waren die Oberherren. Bei der sächsischen Theilung von 1485 wurde die Oberhoheit über Schwarzburg getheilt, und die obere Grafschaft kam an die kurfürstliche, die untere an die herzogliche Linie von Sachsen. — Vom 12. Jahrhundert an läßt sich die Reihenfolge der Regenten Schwarzburgs genau bestimmen. Im Anfange des 14. Jahrhunderts regierte Heinrich XII., dessen jüngerer Sohn Günther, geboren auf der Burg Greiffenstein, zum Römischen Kaiser erwählt wurde, aber bereits 1349 starb, der ältere Sohn Heinrich die Regentenlinie fortpflanzte. Sein Nachkomme in der siebenten Generation, Günther XL., gestorben 1552, ist der Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses Schwarzburg. Von seinen Söhnen gründete der zweite, Johann Günther, die (ältere) Linie Arnstadt, der dritte, Albert Anton, die (jüngere) Linie Rudolstadt; der älteste der Brüder, Günther XLI., der als Schwager des Prinzen von Oranien auf der Seite der Niederländer sich den Beinamen „des Streitbaren"



Die Schwarzburg.

erworben hatte, starb 1583 kinderlos in den Spanischen Niederlanden. Nach der Theilung der Ländereien 1584 erhielt die ältere Schwarzburgische Linie zwei Drittel der unteren Grafschaft mit Sondershausen, Greußen 2c. und ein Drittel der oberen Grafschaft mit Arnstadt 2c., und die jüngere Linie ein Drittel der unteren Grafschaft mit Frankenhausen 2c. und zwei Drittel der oberen Grafschaft mit Rudolstadt 2c. — Unter den nächsten Nachkommen Johann Günther's I., des Stifters der ältern Arnstadt'schen Linie, theilte sich das Haus noch zweimal, so daß von Neuem 1681 die Zweige zu Arnstadt und Sondershausen entstanden, bis Christian Wilhelm 1716, nach dem Aussterben des neueren Zweiges Arnstadt, die sämmtlichen Besitzungen der älteren Linie wieder vereinigte. Als Sondershausen 1697, Rudolstadt 1710 die reichsfürstliche Würde erhielten, erhoben Kursachsen und Sachsen-Weimar Einspruch wegen Hoheitsansprüchen an einzelne Parzellen des Schwarzburgischen Landes, da die Grafen von Schwarzburg früher die Landgrafen von Thüringen und seit 1249 die Markgrafen von Meissen als ihre Oberherren anerkannt hatten, und bereits deßhalb 1561 Hoheitsstreitigkeiten mit dem Hause Kursachsen entstanden waren, die 1570 für letzteres entschieden wurden, und so kam es, daß die Aufnahme in den Reichsfürstenrath sich wegen der Lehensverhältnisse bis 1754 verzögerte. Nach Auflösung des deutschen Reichs traten Sondershausen und Rudolstadt dem Rheinbunde bei; als aber dieser nach der Schlacht bei Leipzig zerfiel, wurden beide Länder in den neu gestifteten deutschen Bund aufgenommen.

Schwarzburg-Sondershausen, das ältere der beiden Fürstenthümer, nimmt einen Flächenraum von 15,48 Quadratmeilen ein, von denen zwei Drittel auf die Unterherrschaft, ein Drittel auf die Oberherrschaft kommen, in welch' letzterer sich der Thüringerwald mit dem „langen Berge" bis 2500 Fuß erhebt. Die Unterherrschaft durchzieht die Hainleite, ein waldiger Gebirgsrücken mit dem 1419 Fuß hohen Possen. Das Land hat 5 Städte, unter denen Sondershausen, an der Wipper und Bebra (die Residenzstadt des Fürsten), und Arnstadt, an der Gera, die bedeutendsten sind, 27 Marktflecken und 85 Dörfer. Die Bewohner des Fürstenthums (61,452) sind, mit Ausnahme weniger Israeliten, Deutsche obersächsischen (thüringischen) Stammes, und bekennen sich fast ausschließlich zur lutherischen Confession. Landwirthschaft und Forstkultur sind die Hauptnahrungsquellen des Landes, der Ackerbau ist besonders in der Unterherrschaft sehr ergiebig, der Obstbau ansehnlich, und die Viehzucht ungemein blühend. Der Bergbau findet auf Eisen, Alaun, Vitriol und Braunkohlen statt; die gewerbliche Industrie ist von wenig Bedeutung und beschränkt sich, mit Ausnahme der allgemein verbreiteten Garnspinnerei und Leineweberei, auf den Hüttenbetrieb, die Metallfabrikation, die Verfertigung von Holzwaaren und Körben, auf Pech- und Kienrußbereitung, einige chemische und Farbenfabriken, und Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Der Handel ist nicht beträchtlich und steht in der Unterherrschaft unter preußischer Zollverwaltung, während die Oberherrschaft dem thüringischen Zoll- und Handelsvereine angehört.

Schwarzburg-Rudolstadt, das jüngere Fürstenthum, in welchem in der Oberherrschaft das Stammschloß des gräflichen Hauses (siehe hier die Abbildung), die Schwarzburg, mit einer sehenswürdigen Waffensammlung, auf

einer von der Schwarza umflossenen Halbinsel, 194 Fuß über dem Thale und 1067 Fuß über dem Meere, gelegen ist, umfaßt 17,40 Quadratmeilen mit 68,974 Einwohnern. Auch dieses Fürstenthum besteht, wie das vorige, aus getrennten Parzellen, von denen die über zwei Drittel des Landes begreifende Oberherrschaft, die meistens steinigen Boden und rauhes Clima hat, um das Thüringer Waldgebirge liegt, und im Wurzelberge bei Katzhütte bis 2600 Fuß aufsteigt. Die untere Herrschaft bildet eine wellenförmige Landschaft mit mildem Clima und sehr ergiebigem Boden, liegt im Thüringer Hügellande, und hat im Nordwesten an der preußischen Grenze das Kyffhäusergebirge, welches mit seinem höchsten Berge, dem sagenreichen Kyffhäuser, 1458 Fuß Höhe erreicht. — Trotz des zum größten Theile undankbaren Bodens ist derselbe dennoch auf's Sorgfältigste cultivirt, und bringt Getreide, Kartoffeln, Flachs im Ueberfluß hervor. Obst findet sich hinlänglich, Holz ist in der obern Herrschaft in Menge, und bei Frankenhausen wird etwas Weinbau und bedeutende Gärtnerei betrieben. Die Waldwirthschaft ist in der obern Herrschaft bedeutend, und das Sammeln von Arzneikräutern dort von Wichtigkeit. Der Viehzucht wird große Aufmerksamkeit gewidmet, und Wild und Fische werden in Menge (besonders für den Markt zu Erfurt) ausgeführt. Der Bergbau ist bedeutend und geht auf Eisen, Kobalt, Vitriol, Braunkohlen und Salz. Der Gewerbfleiß ist bei weitem lebhafter, als in Sondershausen, Wollen- und Leineweberei ist ziemlich belangreich, und dem Lande eigenthümlich die Erzeugung von Olitäten und Medizinalwaaren (vorzüglich bei Oberweißbach). — Der Handel beruht auf dem Vertriebe des Ueberflusses der natürlichen Produkte, vor allen Salz, Holz, etwas Getreide, Wild und Fische, dann Olitäten, womit der Schwarzburger weit und breit hausirt, Porzellan, Wollenzeuge, Eisenwaaren, Kobalt ꝛc. —

Der glückliche Wurf.

(Schluß zu S. 88.)

Wir hielten schon seit einigen Tagen scharfe Umschau nach Walen in der umgebenden See, und hatten den ganzen Tag eine Spähwache im Marskorbe und auf der kleinen Bramstenge. Die Boote waren armirt mit Rudern, Lanzen, Harpunen und dem üblichen Wassertönnchen, und hingen bereit, um beim ersten Signal heruntergelassen und ausgesetzt zu werden. Es fehlte nur noch der Wal, auf welchen wir Jagd machen sollten.

Eines Morgens luvten wir so nahe wie möglich am Winde bei einer frischen Brise, welche uns fünf Knoten in der Stunde zurücklegen ließ, bei spiegelglatter See, als plötzlich von der Bramstenge herab der Ruf ertönte: „Ein Wal unter dem Winde!"

„Hurrah! dort spritzt er!" rief der Hochbootsmann, und mit einem wahrhaft trunkenen Jubel begrüßten vierzig rauhe Matrosenkehlen diese Nachricht, und Alle kletterten in die Wanten und auf die Raaen, und schauten in der angedeuteten Richtung nach dem Seeungethüm aus. Natürlich mußte auch ich an diesem Jubel Theil nehmen, allein ich will ehrlich gestehen, daß mir im Grunde doch nicht allzu wohl war bei der Sache: — der Augenblick stand ja bevor, wo ich ein Probestück in einer Sache ablegen sollte, welche ich kaum vom Hörensagen kannte!

Es war in der That ein kapitaler Wal, der nun höchstens eine Seemeile windwärts von uns ganz gemächlich einherschwammm, zwei sehr hohe Wassersäulen aus seinen Spritzlöchern emportrieb und keine Ahnung von der Nähe seiner Verfolger zu haben schien. Es war der erste lebende Walfisch, den ich zu Gesicht bekam, trotzdem daß ich schon gegen sechs Jahre zur See war. Kein Wunder daher, daß ich beim Anblick der riesigen Verhältnisse dieses Thiers nicht wenig erschrak und den kalten Schweiß auf meiner Stirne fühlte — ich fürchtete mich in der That, um so mehr, da ich in meiner Eigenschaft als Harpunier eine Hauptrolle in dem Drama zu spielen hatte, das sich nun vorbereitete. Ich nahm aber meine ganze Willenskraft zusammen, um mein Walfischfieber zu verbergen, und war einer der Geschäftigsten und Lärmendsten, um meine wahre Stimmung zu verhehlen.

Auf ein Signal des Kapitäns wurden die Boote ausgesetzt, und ich war der Erste, der in das unsrige sprang. Dieses ward von dem Lieutenant commandirt, einem habituellen Trunkenbold, der immer in einem gelinden Schnapsdusel, aber dabei ein gewiegter Walfischfänger war und bei der Mannschaft in großem Ansehen stand. Mir war er nicht sonderlich gewogen; ich galt in seinen Augen nur für einen naseweisen, servilen, dummen Teufel von Deutschen — a bloody dutch blockhead. Dieß las ich jetzt wieder in dem Blick seiner trüben, verwaschenen Augen, den er mir zuwarf, als wir vom Schiffe abstießen.

Ich biß die Zähne übereinander und nahm meine ganze Willens- und Thatkraft zusammen — es galt nicht nur mich, sondern meine ganze Nation vor Schimpf und Unglimpf zu bewahren — das war mir klar, und das war der kräftigste Sporn für mich.

Ein Walfischboot ist mit sechs Seeleuten bemannt: dem Offizier, der im Stern steht, die Steuerruderpinne führt und den Kurs lenkt; dem Harpunier, der mit einem kleinen Ruder im Bug steht, und vier Matrosen, die nur zum Rudern da sind. Mitten im Boot liegt eine Balje (ein halbes Faß), welche 3—400 Faden eines fingerdicken Taues, der Harpunenleine, enthält, welch' letztere mit dem einen Ende an die Harpune befestigt ist, die man nach dem Walfisch wirft. Sobald der Wal „angeworfen", d. h. von der Harpune getroffen ist, so taucht er gewöhnlich unter, und die Ruderer rudern dann rückwärts, sowohl um nicht von den gewaltigen Schlägen des Schweifs des Kolosses getroffen und zerschmettert zu werden, als auch um aus dem „Kielwasser" des Wals zu kommen, welches das Boot leicht mit unter Wasser hinabreißen könnte. Man läßt nun die Harpunenleine ablaufen, aber ein Matrose mit einer Axt in der Hand wacht darüber, daß sie sich nicht verwickle, und ist bereit, sie auf den ersten Wink des Offiziers zu kappen oder abzuhauen. Der Walfisch kann nicht über zehn Minuten unter dem Wasser bleiben und

muß nach Verlauf dieser Zeit wieder heraufkommen, um von Neuem Luft zu schöpfen; dann holt man die Leine ein, d. h. man zieht sie an Bord, um sich dem Wal zu nähern, und schleudert nun weitere Harpunen auf ihn, bis er eine so ernste und gefährliche Wunde erhält, daß er unter dem Spritzwasser auch Blut durch die Spritzlöcher ausstößt. Der Offizier, welchem allein das Recht zusteht, den Wal abzufangen oder vollends zu tödten, vertauscht alsdann seine Stelle mit dem Harpunier und sucht dem Walfisch mit der Lanze den Gnadenstoß in Herz oder Lunge beizubringen.

Dabei kommt es jedoch bisweilen vor, daß der im Todeskampf mit seinem furchtbaren Schwanze um sich schlagende Wal — allerdings unabsichtlich, wie man ihm zu seiner Ehre nachsagen muß — durch einen wuchtigen Schlag jenes Schwanzes das ganze Boot sammt seinen Insassen zwanzig bis dreißig Fuß hoch in die Luft hinauf schleudert, so daß sie kopfüber und meistens zerschmettert wieder herunterstürzen.

Man wird also nach dem eben Gesagten recht gut begreifen, wie sehr ich in diesem Augenblicke bedauern mußte, mich so leichtsinnig auf das Engagement an Bord des Walfischfängers eingelassen und für einen vollendeten Harpunier ausgegeben zu haben. Ich wünschte mich im Stillen lieber dahin, wo der Pfeffer wächst, oder nach der lieblichen Insel Otaheiti.

Das Boot schoß mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Wasser hin, und ich hörte schon das Schnauben und Schnarchen des Wals, ein dumpfes Getöse, wie ferner Donner anzuhören, das gar nicht geeignet ist, eines Zaghaften Muth zu steigern.

„Vorwärts, Jungen! rudert aus Leibeskräften, damit wir zuerst zum Handkuß kommen!" rief der verwünschte Lieutenant mit einer abscheulichen Grimasse, und schob seinen Brocken Kautabak im Eifer von einer Wange in die andere.

Mir war, als sollte ich dem alten Burschen den Hals umdrehen, der, von der Hoffnung eines problematischen Gewinns geködert, unser Aller Hals und Leben auf's Spiel setzte; ich zählte ungeduldig die Sekunden, und bat im Stillen den lieben Gott, uns doch ja nicht an den Walfisch herankommen zu lassen. Allein mein Hoffen und Flehen war vergebens; auf einmal ertönte das Commando: „Stop!" — für mein Ohr ein verhängnißvolles Wort. Ich empfahl meine Seele dem Himmel und stand von der Ruderbank auf. Jetzt erblickte ich erst das Ungethüm, dem ich seither den Rücken zugekehrt hatte. Der Wal war höchstens noch zehn Faden von uns entfernt. Sein schwarz und weißer Rumpf und vor Allem sein ungeheurer, mit einem Kranze von Muscheln besetzter Kopf ragten wie ein Berg aus dem Meere.

Der Schrecken hatte mich ganz starr gemacht, aber der Lieutenant rief mir ernstlich zu: „Harpunier, wirf sogleich!"

Jeder meiner Arme schien zwei Centner zu wiegen. Trotz aller meiner ernsten Vorsätze überwog doch in diesem Moment das Thier in mir die Seele. Hätte ich jetzt die Harpune geschleudert, so wäre sie höchst wahrscheinlich nur wenige Schritte von mir ganz unschädlich in die See gefallen.

Ich betrachtete mich für verloren. Allein plötzlich erwachte mein Stolz und Selbstgefühl in mir, — mit einer gewaltigen Anstrengung, mit Aufbietung aller Kraft wandte ich mich gleichgültig nach dem Lieutenant und den Ruderern um, die mich aufmerksam beobachteten und auf dem Punkte waren, mich als eine Memme zu behandeln und auszuschelten.

„Wie? ich soll von hier aus harpuniren?" fragte ich mit ruhiger Stimme und mit der größten Frechheit. „Aus solcher Entfernung? Das mag bei euch Yankees üblich sein, die ihr in allen Dingen so vorsichtig und behutsam seid, allein wir Deutsche rücken dem Wal näher auf den Leib, ehe wir ihm die Harpune geben! Rudert bis auf zwei Faden an ihn hin!" — Meiner Treu, dachte ich, wenn man einmal das Leben in die Schanze schlagen soll, so mag es wenigstens auf eine Art geschehen, daß der Ehre dadurch kein Abbruch geschieht, und diese verdammten Yankees sollen dann mit mir ‚aus der großen Tasse trinken'!

„Wie? du meinst, wir hätten Furcht?" rief der Lieutenant zornsprühend.

„Rudert näher!" versetzte ich mit außerordentlicher Kaltblütigkeit. Mein Entschluß war gefaßt, nichts konnte mich mehr davon abbringen, denn ich gab mich bereits verloren.

„Wir und Furcht haben?" brummte der Lieutenant ganz außer sich; „rudert, Jungens! rudert, und zeigt dem deutschen Lump, daß wir Männer sind!"

„Hurrah!" riefen die vier Matrosen, und legten sich in die Ruder, daß sie sich bogen wie Schwefelhölzer.

Das Boot, mit außerordentlicher Wucht vorwärts getrieben, schoß auf den Wal und stieß ihn heftig mitten auf den Leib. Gleichzeitig nahm ich mit einer instinktmäßigen Bewegung die Gelegenheit wahr und schleuderte dem Seeungethüm meine Harpune tief in den Leib.

„Rudert zurück! zurück!" rief der Lieutenant.

Das Boot entfernte sich rasch, und der Walfisch tauchte unter und peitschte die See zu gewaltigen Wogen an, die uns ganz übergossen. Als er wieder auftauchte, stieß er zwei hohe dunkle Blutsäulen aus seinen Spritzlöchern empor, welche die See ringsum blutig färbten. Es bedurfte keiner zweiten Harpune mehr, ja nicht einmal der Lanze. Eine Viertelstunde später hatte der Wal verendet.

Der Lieutenant und die Bemannung seines Bootes waren ganz versteinert, tauschten ärgerliche Blicke unter einander und sahen mich von der Seite an, als ob die ganze Sache nicht mit rechten Dingen zuginge. Am allermeisten erstaunt, überrascht und betreten war aber ich selbst, und ich konnte mich im ersten Augenblicke gar nicht überreden, daß ich noch am Leben sei.

Als nach einer harten Arbeit von mehr als drei Stunden der Walfisch im Schlepptau zum Schiff hinbugsirt und neben demselben an dessen Langseite festgebunden war, und ich auf dem Verdeck erschien, schauten mich die Matrosen voll Neid und Neugier an. Kaum aber bemerkte mich der Kapitän, so eilte er auf mich zu, drückte mir auf's Wärmste die Hand und rief: „Beim Wetter!

das war ein prächtiger Wurf! Bursche, woher nehmt Ihr nur diese Kaltblütigkeit?"

„Bah!" versetzte ich bescheiden, „lauter Uebung und Gewohnheit!"

Von da an durfte ich mir Alles herausnehmen, und man erkannte mich laut für den besten Harpunier an Bord an. — —

Von was für unbedeutenden Umständen hängt nicht oft ein Ruf, ein großer Name ab! Hätte ich nicht so sehr Furcht gehabt, so wäre mir wahrscheinlich dieser erste Wurf nicht so gut gelungen.

Die Fahrt mit dem Walfischfänger lief gottlob für mich ohne Unfall ab; als ich aber den Fuß wieder an's Land setzte, gelobte ich mir hoch und theuer, daß mich keine Macht der Erde mehr auf den Walfischfang bringen würde, und ich habe dieses Gelübde gehalten. Man muß ein solches Wagestück nie zum Zweitenmale versuchen, wenn es beim Erstenmale gelungen ist, — man könnte zum Andernmale vielleicht nicht wieder so viel Glück haben! Sagt ja doch schon ein altes lateinisches Sprüchwort: Non bis in idem!

K. Mr.

Silberminen in Californien.

Californien befindet sich gegenwärtig in einer ungeheuren Aufregung, denn es sind in den Gebirgen, welche es von dem großen Wüstenbecken Deseret trennen, Silberminen entdeckt worden, welche fast noch reicher sind, als seine Goldminen. Die Gegend, in der sie liegen, gehört zu den schönsten in der Welt. Man steigt nämlich vom Städtchen Folsom dem American-Flusse entlang bis auf die höchsten Spitzen der Sierra Nevada; von dort geht's wieder hinab in's prachtvolle Carson-Thal, den Carson-Fluß entlang, bis man nach einem Weg von etwa zwanzig Stunden am Fuße der äußersten Ausläufer der Sierra Nevada an die berühmten Silberminen kömmt, welche den Namen „Ophir Diggings" führen. Dieselben wurden zuerst durch einen alten Pioneer, Namens Barry (man kannte ihn übrigens weit besser unter dem Namen „Old Virginia"), entdeckt, allein er legte so wenig Werth darauf, daß er seinen Antheil für ein altes Pferd verkaufte. Anfangs freilich war man zweifelhaft, ob man eine wirkliche Silberader vor sich habe, allein bald schwanden alle Zweifel, und jetzt wird die Mine für unerschöpflich angesehen. Das gefundene Erz ist meistens Schwefelsilber, doch findet man auch Antimon-, Kupfer- und Arsenik-, nirgends aber Blei-Verbindungen. Dagegen ist viel Gold beigemischt, und es ergeben sich gewöhnlich auf eine Tonne (2000 Pfund) Erz für etwa fl. 5000 Silber und fl. 7000 Gold. Wenn das Erz aus der Ader kommt, ist es weich und bröcklich, an der Luft aber wird es alsobald hart. Seine Farbe ist theils grau, theils grün, theils weißlich. In neuster Zeit fand eine Compagnie unter einer „oberflächlichen" Ader von zwei Zoll eine weit tiefer liegende Ader, die fast zwei Fuß mächtig ist, und es sollen daher jetzt Dampfmühlen an Ort und Stelle angelegt werden. An „Gräbern" fehlt es, wie man sich denken kann, nicht, und die ganze Gegend ist bereits in „Cleims", d. h. in gewisse Antheile von 150′ Länge und Breite abgesteckt, von denen aber natürlich nicht alle gleich ergiebig sind. Doch sind die Preise, die man für einen solchen Cleim bezahlt, jetzt schon fabelhaft, denn man träumt davon, daß Californien bald die ganze Welt mit Silber versehen könne.

(G.)

Ein Telegraphentau von Petersburg durch Asien nach Amerika.

Man erfährt in neuster Zeit, daß Rußland bereits den Bau eines Telegraphen von St. Petersburg durch das nördliche Asien hindurch begonnen hat, um mit seinen an der Mündung des Amur gegründeten äußerst wichtigen neuen Niederlassungen in steter Verbindung zu stehen. Zugleich ist im Plane, von der Mündung des Amur an ein unterseeisches Tau nach den Kurilischen Inseln und von dort nach dem russischen Amerika zu legen, ein Unternehmen, das mit keinen außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden wäre, denn die Entfernung der Kurilischen Inseln von der Küste Amerika's beträgt nur einige hundert Seemeilen. Daß übrigens die Fortsetzung des Telegraphen durch Canada nach den amerikanischen Freistaaten, also bis Newyork, im Augenblick zu erwarten wäre, wenn erst das unterseeische Tau läge, versteht sich von selbst; ja es hat sich bereits jetzt in Canada eine Compagnie gebildet, welche dieses Unternehmen realisiren will.

(G.)

Mormonen-Auswanderung.

Die Mormonen sollen endlich den Beschluß gefaßt haben, in Masse vom Salzsee auszuwandern. Ihre Existenz in den Vereinigten Staaten ist nämlich zur Unmöglichkeit geworden, da ihre politischen und socialen Grundsätze im Widerspruch mit der ganzen civilisirten Welt stehen. So sind sie denn mit der Regierung in Washington in Unterhandlungen getreten, um von dieser eine billige Entschädigung für die Landverbesserungen zu erhalten, die sie am Salzsee und im Utah-Territorium überhaupt angebracht haben. Nordamerika wird diesen gesammelten Auswurf von fremden Ländern mit Vergnügen ziehen lassen und ihnen noch Geld mit auf den Weg geben. Allein wohin? „Nach Sonore?" Das geht nicht, denn da würde bald das alte Leid wieder anfangen. „Nach den Sandwichsinseln?" Das geht wieder nicht, denn diese haben schon ihre Herren. So bleibt nichts übrig, als Neuguinea, das noch keine civilisirte Bevölkerung hat, ungefähr so groß ist als Deutschland, und mit Ausnahme des gelben Fiebers und sonstiger Kleinigkeiten ein herrlicher Aufenthaltsort sein soll.

(G.)



Cauterets.

Cauterets.

(Taf. 13.)

Wie die Alpen in Mitteleuropa die Pforten zu den Gärten der Hesperiden sind, so sind es im Westen die Pyrenäen. Schon bei Toulouse erblicken wir die beschneiten, zwischen dem Canigou und dem Pic du Midi d'Ossau liegenden Spitzen dieses Gebirges, welches, auf den breiten Isthmus vorgeschoben, die nach ihm benannte Halbinsel vom Rumpfe des Welttheils trennt. Zwischen dem letzten Hügelzug, den die Pyrenäen in die Ebene des Languedoc aussenden, und der Straße nach St. Gaudenz rauschen die weißen schäumenden Wellen der bei Bordeaux gelben, bei Toulouse blauen Garonne, die hier den Charakter eines Waldstroms trägt. Mit wildem Brausen bricht sie aus dem Thale von Aran, wo sie aus zwei von der Maladetta kommenden Waldströmen entsteht, und aus den höher liegenden Wäldern die Sägblöcke zu den zahlreichen Sägmühlen herabträgt, die sie in Bewegung setzt. Bei der Terrasse vor St. Gaudenz liegt die ganze Gebirgskette von Mont Vallier bis Pic di Midi di Bigorre vor uns, einfach und regelmäßig, sich selten von der kürzesten Linie entfernend. Der Gebirgszug hat in gerader Linie eine Länge von 58, mit den Krümmungen wohl von 90 Meilen. Die höchsten „Pic's" aber sammeln sich gegen die Mitte des 7—15 Meilen betragenden Gebirgsdurchmessers; zwischen ihnen die schwer zugänglichen, von beiden Grenzvöllern „Ports" genannten Gebirgspässe. Die aus Granit bestehenden Gipfel der Ostpyrenäen sind abgerundet, die Centralpyrenäen, wo sich Kalk und Thonschiefer findet, zackig und zerrissen. Die Mehrzahl der Thäler sind Querthäler, die sich unausgesetzt nach Norden und nach Süden herabziehen.

Zu den theils durch ihre Bäder, theils durch ihre Naturschönheiten berühmtesten Pyrenäenthälern gehören das von Jean Paul gefeierte Campanerthal und das Thal von Cauterets mit seinen Thermen, welche beide in dem der Garonne benachbarten Quellgebiete des Adour liegen. Vier Stunden von Barèges und eben so weit von Lourdes, an der schönsten Stelle des einsamen, engen, aber reizenden Thales, liegt am Gave, wie hier übrigens auch der Waldstrom anderer Thäler heißt, die kleine Stadt, die demselben den Namen gibt. Das Thal ist von frischen, smaragdnen Wiesen bedeckt. Mitten in demselben liegt das freundliche Städtchen, von welchem eine massive Brücke über den Gave führt. Die Höhen umher sind mit Gärten, Wohnungen und anmuthigen, waldigen Hügeln besetzt, und rechts vom Gipfel des Monné, links von dem Pic des bains überragt. Wir legen unsern Lesern eine Abbildung von Cauterets mit seinen malerischen und imposanten Umgebungen vor, die den eigenthümlichen Reiz der Pyrenäenthäler vortrefflich veranschaulicht.

Das freundlich und nett gebaute, im Departement der Oberpyrenäen gelegene Städtchen zählt 800 immer ansässige Einwohner. Die Badezeit versammelt hier die Fremden, denen es an keiner mit Billigkeit zu erwartenden Bequemlichkeit fehlt, zu Hunderten. Die große Masse der Fremden, die jährlich die Pyrenäenbäder besuchen, sind solche, die mehr die Vergnügungen eines Modebades, als eine Badekur suchen, und sich deßhalb in dem durch Napoleon III. in Flor gekommenen Seebade Biarritz, oder in dem Cauterets benachbarten luxuriösen Bagnères de Bigorre sammeln, wo die Saison schon im Mai beginnt, während es erst in den Sommermonaten belebter in Cauterets wird, das nach jenem für den angenehmsten Badeort des Gebirgs gilt. Von seinen vielen Quellen: La source, de Pré, la Raillière, des cabanes, le roi, la reine, Mouhourat, du Bois, César, de Pause, des Espagnols, Bruzaud, liegt nur die letztere in dem Städtchen selbst, die übrigen in größerer oder geringerer Entfernung an den Bergen zerstreut. Das Wasser, das sich besonders gegen Brust- und Magenübel kräftig erweist, ist krystallhell, aber von schwefeligem Geruch, prickelndem, etwas unangenehmem Geschmacke, und hat eine Temperatur von 31—40° R. Seine Bestandtheile sind hauptsächlich Schwefelwasserstoffgas, kohlen-, schwefel- und salzsaures Natron und Kieselerde.

Diese Quellen standen schon im Alterthum in Ansehen und haben deßhalb auch ihre Sagen und ihre Geschichte. Nach einer Tradition soll schon Julius Cäsar nach Beendigung des gallischen Krieges eine derselben benützt und ihr seinen Namen gegeben haben. Einst galt die Hüttenquelle (des cabanes) für die vortrefflichste, als aber im Jahr 1600 eine Ziegenheerde die Quelle la Raillière entdeckte, wurde jene vernachlässigt und diese vor allen übrigen bevorzugt. Die Königsquelle hat ihren Namen von dem König Aberka von Aragonien, die Königinquelle aber von der gelehrten Schwester Franz I., Margaretha von Navarra († 1549), der Verfasserin des Heptameron des nouvelles, der ihre Schönheit und ihre Poesien den Namen der zehnten Muse verschafften, und die zuweilen, von Dichtern und Sängern umgeben, die Gebirgsgegenden ihres Gebiets durchstreifte und auch eine Schilderung ihres Aufenthaltes zu Cauterets hinterlassen hat.

Nach allen Seiten hin laden die mit Tannenwäldern bedeckten, das Städtchen umgebenden Höhen zu interessanten Ausflügen ein. Zwei Waldströme stürzen sich im Dunkel des Waldes über vorspringende Felsen herab. Am besuchtesten aber ist der Enclos de Py, ein kleines, im Angesicht des Bergrückens von Cancéru liegendes Plateau, mit herrlicher Aussicht. Die vielleicht noch auf diesem Plateau wohnende Familie Py genoß des Rufes, seit einem Jahrhundert die kühnsten und glücklichsten Bärenjäger hervorgebracht zu haben. Ein Angehöriger derselben soll allein 39 Bären theils mit dem Gewehre, theils mit dem Dolche erlegt haben, wodurch die Familie, da 70 bis 86 Fr. für das Fell und 100 Fr. Schußgeld vom Departement bezahlt werden, zu einigem Wohlstande kam. Die den Pyrenäen eigenthümliche Gemsenart, Ysard genannt, ist kleiner, schwächer und weniger kühn als die Alpengemse, aber ihres Fleisches und ihrer Haut wegen nicht weniger gesucht und verfolgt als diese. Sie scheint nur bei den Verfolgungen des Isardjägers über die etwa 7500 Fuß hoch liegende Schneelinie hinaufzusteigen.

Die Bäder de César, des Espagnols und de Pause liegen östlich vom Enclos de Py, sie zeigen noch Spuren römischer Construction. Der Weg dahin ist lang und etwas mühsam. Die übrigen Bäder Cauterets liegen auf dem Wege nach dem Port oder dem Lac de Gaubé. Unmittelbar vor der Stadt beginnt das enge Thal des Gave von Vignemale, das durch die wilden Formen seiner nackten und verwitterten Granitwände ein ödes und düsteres Aussehen erhält. Die erste, zu dem Bade de la Raillière führende Brücke hatte der Gave zerstört; ihr zur Seite wurde eine neue massive erbaut. Gegen Süden wird das Thal immer wilder, bis zu dem Port von Cauterets, der zu jeder Jahreszeit eine dem Maulthiere zugängliche Communication mit Spanien darbietet. Auf diesem Wege liegt fast überall derselbe feinkörnige, meist verwitterte Granit mit halb durchsichtigem Quarz, sehr hellem Flußspath und schwärzlichem, selten grünem Glimmer zu Tage, stark von Thonschiefer, Porphyr und Blende durchzogen, hie und da kleine Krystalle schwarzen Turmalins enthaltend, und nur sparsam von Buxgebüschen bekleidet. Der Pfad zu dem Port d'Espagne und dem See von Gaubé zeigt finstere Tannenwälder, zahllose, das alternde Gestein zernagende Cataracte und verwüstende Bergstürze. Wie ein Proteus stürzt sich der Gave, in allen Gestalten wechselnd, bald donnernd durch die Trümmer, den Wanderer mit Staunen und Schrecken erfüllend, bald ziehen seine Wellen still und einladend durch üppige Alpenmatten. Waldstürze nöthigen zu Umwegen, und wo die Waldverwüstung noch nicht eingerissen, erblicken wir Tannen von 18 Fuß Umfang und mindestens 80 Fuß Höhe, die also in den Pyrenäen eine so außerordentliche Größe erreichen, als in den Alpen die Eichen und in den Apenninen die Kastanien.

Das Hochbassin von Gaubé bietet eine Naturscene von seltener Größe und Schönheit. Ein dunkelblauer Spiegel dehnt sich zu unsern Füßen aus, dessen Umfang eine Linie von 20,000 Fuß bildet und der von dem herrlichsten Bergamphitheater umringt ist. Die Schneekronen glänzen in den Strahlen der Sonne, und ihre lichten Umrisse verschwimmen in dem Blau des Aethers. Ein Kahn schwebt auf dem dunkeln, unergründlich tiefen Wasser; am gegenüberliegenden Ufer erblicken wir eine einzelne Fischerhütte, und hoch über uns vielleicht einen kreisenden Adler zur Staffage des herrlichen Bildes, über dem die vollkommenste Ruhe liegt.

Der Pfad nach dem leicht ersteiglichen, 8,400 Fuß über der Meeresfläche liegenden Monné führt im Osten der Stadt das enge, freundliche Thal hinauf, das sich von dem Pic in das Becken von Cauterets herabsenkt. Ein dichtes Ahorn- und Ebereschengebüsch erquickt uns hier durch die Frische seines Grüns und seiner Schatten. Wie in der ganzen Umgegend findet hier der Botaniker reichliche Ausbeute. Unter den die Wiesen emaillirenden Blumen prangt unsere Gartenwicke und das Alpengaisblatt. Ganze Bergwände bedecken die blauen Blumen des Eisenhutes, hier und da prangend einzelne Sträucher blühender Alpenrosen (Rhododendron), unter den Tannen finden sich ganze Rasen von Dianthus superbus und Ranunculus glacialis, etwas tiefer die wilde Johannisbeere (Ribes petraeum), die wuchernde Waldwicke, Stachys, und die gelbe Digitalis. Höher hinauf ist der Rasen, der das verwitternde Gestein bedeckt, auf weite Strecken mit den lieblichen Blüthen der Silene acaulis und der Gentiana verna durchwirkt. Leider aber werden Ausflüge in's Gebirg nur zu häufig durch dichte Nebel, ein Meer von Gewölk gestört, das Alles über und unter dem Wanderer verhüllt, seine Kleider durchfeuchtet, und ihn nöthigt, seine Zuflucht zu einer der tieferstehenden Hütten zu nehmen, um die Kleider an dem Feuer eines Hirten zu trocknen und sich mit frischer Milch zu erquicken.

In den Pyrenäen, wo die Ansichten romantischer, die Form der Thäler, Luft und Naturerzeugnisse dem idealen Bilde einer arkadischen Lebensweise entsprechender wären, als in der Schweiz, ist gleichwohl von dem Wohlstande der Alpenhirten und ihren schönen Erzeugnissen, wie sie uns in der Schweiz erfreuen, wenig zu sehen. Man hat wenig Butter, schwache Milch und keinen Käse; die Heerden sind mager, von weit geringerer Zahl, und so fern von dem stolzen Wesen der schweizerischen, als die in Armuth versunkenen Hirten von dem fröhlichen Muthe des Helvetiers.

Die Hirten des Cauteretthales verlassen die drei Sommermonate über ihre Hütte. Ein Glied der Familie zieht sich mit der Heerde auf den Gipfel der Berge, während die Uebrigen die Sommerscheuer mit der Ernte der mittleren Bergregion füllen, deren stehengebliebene Reste von der sich im September wieder abwärts ziehenden Heerde verzehrt werden, die sich im October um die Scheuer sammelt. Doch nur in den Thälern von Campane, Gavarnie und Cauterets reicht der Sommervorrath für den Winter, und frühe Fröste oder ein spätes Frühjahr geben oft Hirten und Heerden dem Hunger preis.

Was nun die Bewohner Cauterets betrifft, so sind sie rüstig und kraftvoll, wenn auch nicht so gewandt und polirt als die des Campanerthals. Die Männer sind groß und corpulent, die Frauen äußerst klein und weniger graziös und beweglich als ihre östlichen und westlichen Nachbarinnen, was auch in Beziehung auf ihre Ausdrucksweise der Fall ist. Schlicht und einfach, unbekannt mit dem, was in der Welt vorgeht, zeigen sie doch ein empfängliches, reges Gemüth, Liebe zu den Heimathbergen und Sinn für die Schönheit einer großen Natur.

Als Wilhelm v. Lüdemann die Pyrenäen durchzog und sich an dem überraschenden Anblick des Marboré weidete, gesellte sich ein noch rüstig an schwachem Stabe gehender Greis zu ihm. Er war dürftig gekleidet und sprach ein ziemlich verständliches Patois, aber seine Rede floß über von Feuer und Jugendkraft, indem er den Fremden auf die einzelnen Schönheiten der Gegend aufmerksam machte. Dem neunzigsten Jahre nah', wußte er gleichwohl von keinem andern fremden Reiche, als Spanien, und kannte keinen andern der Könige Frankreichs, als — Heinrich IV. Der Reisende sah den Alten verwundert an, als dieser sagte, daß er seit zwanzig Jahren wenigstens einmal im Monat auf diese Stelle komme, um sein Herz an diesem Anblick zu erwärmen und, wie er sich ausdrückte, das Blut in seinen Adern wieder fließend zu machen.

C. F. A. Kolb.

Donau-Dampfschifffahrt.

Die Werfte der Donaudampfer zu Alt-Ofen ist unter die bedeutendsten Privat-Etablissements Europa's zu zählen. Für alle Bedürfnisse des Baues und der Ausrüstung von Schiffen wird hier mit bemerkenswerther Vollständigkeit gesorgt. Durch die Unwirthlichkeit des größten Theils der Gegenden, welche sie durchfährt, dazu gezwungen, läßt die Gesellschaft nicht nur die stärksten Schiffsmaschinen, sondern auch das unbedeutendste Schloß selber hier anfertigen. Eine Dampfsäge und Dampfhobelmaschine bereiten das Holz vor, welches aus Oberösterreich, sodann aus der Slovakei und andern Gegenden Ungarns herbeigeführt wird. Großartig ist die Maschinenfabrik mit Gießerei, Eisenschmieden, Kupferschmiede, Kesselschmiede, einer Grobschmiede mit Dampfhämmern und Schweißöfen, worin das alte Eisen wieder zu neuem Gebrauch umgearbeitet wird. Hier reihen sich eine Schlosserei und Spenglerei an. Auch die Taue werden hier gesponnen; wir sehen in den Vorrathshäusern den rohen Hanf und das Werg in großen Ballen aufgestapelt, und lassen am andern Ende der Werkstätte das fertige Seil durch die Hand gleiten. Uebrigens wird russischer, großentheils aber Banater Hanf verarbeitet; Hauptlieferant ist ein deutscher Bauer im Banat, welchem ein Vermögen von acht Millionen Gulden zugeschrieben wird. Das Eisen kommt aus Steyermark, Ungarn und andern österreichischen Kronländern, während Rheinpreußen und neuerlich auch eine sächsische Fabrik den nöthigen Gußstahl liefern. Die Zahl der Arbeiter, meist Deutschösterreicher — nur unter den Schmieden und Schlossern befinden sich auch mehr Magyaren — beläuft sich auf etwa 1250; noch im vorigen Jahre waren es 2500; daneben sind Dampfmaschinen mit 140 Pferdekräften im Gange.

Die Werfte in Alt-Ofen, die jetzt in einem ausgezeichnet guten Stande zu sein scheint, ist die Hauptwerfte der Gesellschaft; Nebenanstalten dieser Art finden sich aber noch zu Korneuburg, zu Panesova, zu Turn Severin in der Walachei, letztere unterhalb des eisernen Thores.

Wenn man Oesterreich mit Recht einen Donaustaat genannt hat, so ist es klar, daß diejenige Gesellschaft, welche das hauptsächliche Communicationsmittel dieses Stroms darstellt, für den ganzen Staat eine große Wichtigkeit besitzt. Ihre bedeutende Entwicklung bietet gleichzeitig einen wichtigen Beweis für die, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, dennoch fortschreitende Zunahme des österreichischen Handels.

Im Jahre 1830 mit einem Dampfer beginnend, erweiterte die Gesellschaft, besonders unter den Auspicien des hochverdienten Freiherrn Joh. v. Puthon, ihre Thätigkeit so kräftig, daß sie im Jahre 1844 schon 28 Dampfer, 1847 aber 41 Dampfer besaß. In letzterem Jahre betrug das Actienkapital 6,000,000 fl. C.-M., wozu noch 2,900,000 fl. als Anlehen hinzukamen; die Verkehrsbewegung umfaßte schon 2 Mill. Centner und 437,000 Reisende, wofür mehr als 3 Mill. Gulden eingenommen wurden. Die Jahre 1848 und 1849 brachten viele Störungen, allein die darauffolgende Zeit benutzte die Gesellschaft zu einer bedeutenden Vergrößerung ihres Kapitals wie ihrer Geschäfte. Bei einem Fond von 32,500,000 fl. C.-M. beförderte sie 1856 auf 1857 1,300,000 Reisende und 7,400,000 Centner Güter. Der Stand der Betriebsmittel im Jahre 1858 auf 1859 ergibt sich aus folgender Uebersicht:

44 Passagier-Raddampfer (von 40 bis 200 Pferdekraft),
23 Frachten-Raddampfer (80 bis 150 Pferdekraft),
33 Schlepper-Raddampfer (120 bis 400 Pferdekraft),
14 Flußpropeller } Schrauben-Frachter,
7 Seepropeller }
3 Baggerdampfer,

124 (eiserne) Dampfer.

Dazu kommen:
403 eiserne Waarenboote (Schleppe),
26 Schweinboote,
60 Kohlenschiffe und Tender,

489 Transportboote mit 2,000,000 Zollcentnern Tragfähigkeit.

Vergleichsweise sei angeführt, daß der Triester Lloyd etwa 60 Dampfer zählt, und daß die in ganz Preußen — auf der See wie auf Flüssen — vorhandenen Dampfbootmaschinen im Jahre 1854 auf 100 mit 10,000 Pferdekräften angeschlagen wurden. Auf dem ganzen Rhein und seinen Nebenflüssen sind jetzt kaum so viele Dampfschiffe in Thätigkeit, als die einzige Donaudampfergesellschaft besitzt. Der Güterverkehr des Rheins wurde 1855 auf mindestens 13½ Mill. Zollcentner berechnet. Die Donaugesellschaft beförderte 1857 auf 58 mehr als 9 Mill. Ctnr.

Die Gesellschaft hat zur Deckung des eigenen Bedarfs (1858: 2,617,546 Ctnr.) große Kohlenfelder bei Fünfkirchen um 1½ Mill. Gulden angekauft, und dieselben durch eine 8 Meilen lange Eisenbahn mit der Donau bei Mohács in Verbindung gesetzt. Aus alledem ergibt sich der Umfang und die Bedeutung dieses Unternehmens, welches unbestritten, was die Größe betrifft, unter allen Dampfergesellschaften den ersten Rang einnimmt. Nicht so günstig pflegt das österreichische Publikum die Leistungen der Gesellschaft zu beurtheilen, und es mag sein, daß der Mangel aller Concurrenz früher die Anspannung aller Kräfte und die sorgsamste Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handels und der Reisenden noch schlummern ließ. Nun, da das Privilegium der Gesellschaft gegen eine bis zum Jahre 1880 laufende Zinsgarantie von 8 Proc. abgelöst ist, wird das Mitwerben kaum ausbleiben, aber wahrscheinlich zum Vortheil der Gesellschaft selber ausschlagen. Weckt doch erst Concurrenz die wahre Regsamkeit, und hat doch das Publikum von vornherein gegen alles Monopol eine sehr natürliche Mißstimmung, während die Schwierigkeiten, mit welchen ein über 500 deutsche Meilen gespanntes Unternehmen zu kämpfen hat, erst bei freier Concurrenz richtig gewürdigt werden. Zu diesen Hindernissen gehören das schwierige Fahrwasser der Donau, die Unwirthlichkeit des größten Theils der durchschifften Gegenden, die geringe Ausbildung der Bemannung.

(Allg. Ztg.)

Burg Waldeck und das „Geigerle“.

Eine schwäbische Sage.*



In dem romantischen Nagoldthale, ungefähr in der Mitte zwischen den Städtchen Calw und Wildberg, ragen auf einem mit Wald bewachsenen Bergvorsprung, um welchen sich die Nagold in starker Krümmung herumwindet, noch wenige, halb verfallene Mauern empor, deren noch jetzt sichtbare einstige Festigkeit ein Beweis ist, wie dieselben Jahrhunderte lang den Stürmen getrotzt haben mögen, welche in einer Zeit beständiger Fehde über sie ergingen und sich an ihnen brachen. Das sind die Ruinen des Schlosses von Waldeck, auf welchem im Mittelalter ein ritterliches, im Kampfe wohlbewährtes Geschlecht hauste, dessen Stammursprung sich in die Zeiten des grauesten germanischen Alterthums zurück verlor. Es war der größte Stolz der Herren von Waldeck, daß sie oft von sich rühmen hörten, niemals fehle ein Waldecker, wo es gelte, die Pflicht der Ritterlichkeit zu üben, in Turnieren um den Preis der Tapferkeit zu werben, oder für Kaiser und Reich in fährlicher Zeit mit Gut und Blut einzustehen. Aber tapferer und mannhafter im Streite, adelicher der Gesinnung nach, ehrenhafter und liebenswürdiger im Leben und Umgang hatte kein Ritter auf Waldeck gesessen, als Herr Bruno, dessen Leben just in jene glänzende Zeit fiel, da das Heldengeschlecht der Hohenstaufen, mächtig aufstrebend und um die höchsten Güter dieses Lebens ringend, mit gewaltiger Hand das heilige römische Reich regierte und beschirmte. Herr Bruno von Waldeck hatte als getreuer Vasall Kaiser Friedrich I., Rothbart zubenannt, auf allen seinen Römerzügen begleitet und sich großen Ruhm und das besondere Lob seines Kaisers erworben. Nachdem er unter dessen Augen namentlich in der unglücklichen Schlacht von Legnano, welche durch Heinrich des Löwen Verrath verloren wurde, Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, machte Herr Bruno, aus Italien zurückgekehrt, noch den Zug mit, welcher mit der Demüthigung Heinrichs des Löwen endete, und zog sich sodann, reich beschenkt von seinem dankbaren Kaiser, auf sein Stammschloß Waldeck zurück, um dort nach jahrelanger Abwesenheit im Kreise seiner geliebten Familie die lang entbehrte Ruhe zu genießen und seines häuslichen Glückes sich zu freuen. Doch wie er nach Hause kam, trat ihm nur noch sein einziges Töchterlein, Brunhild, das er vor bald zehn Jahren als kleines Kind zurückgelassen hatte, in tiefe Trauer gehüllt zum Willkomm entgegen, und sein getreuer Haushofmeister, Markolf, verkündete ihm das vor einem halben Jahre erfolgte Abscheiden seiner geliebten Gemahlin Mechthild. Groß war des Ritters Schmerz über diesen ungeahnten Verlust, aber als tapferer und frommer Mann ergab er sich darein mit der Fassung, welche sein würdiger Hauskaplan, der greise Pater Macrobius, ihm zur Pflicht machte. Mit doppelter Liebe widmete er sich jetzt seiner Brunhild, welche, wie ein Dornröschen aufblühend inmitten der wilden und waldigen Einsamkeit, an Wuchs und Schöne der Mutter getreues Ebenbild zu werden versprach. Sie, die jetzt Eilfjährige, zu einem Muster weiblicher Vollkommenheit nicht nur am Körper, sondern auch am Geist und Herz zu erziehen, das war nunmehr des Vaters eifrigster Wunsch und des Paters Macrobius einziges Bemühen. Aber zu seiner großen Betrübniß mußte der edle Ritter gar bald die Wahrnehmung machen, daß in dem Herzen seines Töchterleins unter der allzu zärtlichen und nachsichtigen Erziehung der sanften Mutter schlimme Fehler Wurzel geschlagen, und die wenigen Tugenden, welche sie von den Eltern geerbt hatte, bereits überwuchert und beinahe erstickt hatten. Herzloser Eigennutz und frecher Stolz war in das Herz des jungen Mädchens eingezogen, das nie des Schicksals Bitterkeit selbst erfahren hatte, und sich nur dazu geboren glaubte, zu herrschen. So übte sie trotz ihres zarten Alters einen schlimmen Geist auf das ganze Schloß aus, und wußte sich nur die Furcht und die Abneigung aller Untergebenen, nicht aber die innige Verehrung und Liebe zu erwerben, welche ihr edler Vater in so vollem Maße genoß. Diese Wahrnehmung machte dem letzteren noch mehr Kummer, als der Verlust seiner Ehefrau



(Siehe S. 104.)

ihm verursacht hatte. Mit ernstlichen Vermahnungen und Warnungen, ja mit empfindlichen Strafen schritt er gegen die ungerathene Tochter ein, aber vergebens. Denn wenn auch einmal des Vaters bekümmerte Mienen Brunhilds hartes Herz gerührt hatten, so wurde dieser Eindruck sogleich wieder zerstört durch den Einfluß schlimmer Gespielinnen und Dienerinnen, von denen sie umgeben war. Unter diesen war namentlich Anna von Brauneck, eine arme Anverwandte der Familie, welche Herr Bruno aus Barmherzigkeit zu sich in's Haus genommen hatte, nachdem ihr Vater, ein wilder Ritter, als Landfriedensbrecher enthauptet und all' seine Lehen eingezogen worden waren. Die Brauneckerin, die ihres Vaters heißes Blut, seinen unbeugsamen Trotz und seinen wilden Charakter besaß, vergalt nun die Wohlthaten, mit welchen sie zu Waldeck überhäuft worden war und noch wurde, dadurch, daß sie nun die einzige Tochter des Hauses mit argem Zureden und, wo es möglich war, mit schlimmem Beispiel irre führte, auch wohl gegen den Vater aufreizte, wenn er des Töchterleins übles Treiben ahndete. Herr Bruno ahnte lange den bösen Einfluß nicht, welchen Anna auf Brunhild ausübte, und als ihm endlich darüber die Augen aufgingen, so war es zu spät, und die Laster der Hoffarth, des Stolzes und der Habsucht waren zu tief in dem Herzen seiner Tochter eingewurzelt, als daß sie sich leicht hätten wieder ausmerzen lassen. Zwar entfernte der Ritter, sobald Anna's Unwesen entdeckt war, die Unheilstifterin aus der Burg, und brachte sie in das Nonnenkloster zu Reuthin oberhalb Wildbergs, wo sie als Novize für ihre Sünden büßen sollte, aber er verbesserte dadurch nichts; denn Brunhild, jetzt ihrer unentbehrlichen Genossin beraubt, erwies sich nur noch störrischer als zuvor, und mit Herzeleid gedachte der Ritter daran, daß sein edler Stamm mit einem so ausgearteten Sprößling zu Grunde gehen sollte. Ihm war es nie wohl zu Muthe auf seinem Schlosse, wo er täglich so bittere Erfahrungen an derjenigen machte, welcher er so gerne seine ganze, volle Vaterliebe geschenkt hätte, wenn sie nur derselben sich hätte würdig zeigen wollen.

Nicht unerwünscht war ihm daher der Aufruf, welchen sein Kaiser im Jahr 1189 an die deutsche Ritterschaft ergehen ließ: sie möchten mit ihm das Kreuz nehmen, um das heilige Grab zu Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu reißen, welche vor zwei Jahren diese „Wiege des Christenglaubens“ mit bewaffneter Hand weggenommen hatten und seitdem die dahin pilgernden christlichen Wallfahrer auf jegliche Weise drückten und quälten. Als daher die mächtigen Grafen von Calw, sowie die von Hohenberg, welche auf Hohennagold hausten und auch in Wildberg ein festes Schloß besaßen, mit gutem Beispiel

vorangingen und sich das rothe Kreuz auf die Schulter heften ließen, als durch ihren Vorgang fortgerissen Herrn Bruno's Nachbarn, die Edeln von Gaisburg, Stammheim, Zavelstein und Berneck das Gelübde thaten, den Zug mitzumachen, da säumte auch Bruno von Waldeck nicht länger, sondern that den Grafen von Calw zu wissen, daß er zur bestimmten Frist mit seinen Sassen bei ihnen eintreffen wolle, um in ihrem Gefolge dem kaiserlichen Kreuzheere zuzuziehen. Ihn drängte es, von seiner Burg fortzureiten, in welcher er seit dem Abscheiden seiner geliebten Mechthild wenig Freude mehr erlebt hatte, und unter der Anführung seines ruhmgekrönten Kaisers noch zum guten Ende für die Sache Gottes dasselbe Schwert zu schwingen, welches so lange und so treu der Sache des Kaisers gedient hatte. Ein letztes fröhliches Bankett vereinigte in seinem Schlosse zum letzten Male seine alten Waffenbrüder und Nachbarn, die genannten Herren von Gaisburg, Berneck und Zavelstein, und dann ging's im glänzenden Waffenschmuck, das funkelnde Schwert zur Linken und hoch zu Roß, dem Heere zu. Vor seinem Abgang redete er noch einmal in eindringlichen Worten, wie sie ihm väterliche Liebe und Besorgniß eingaben, der ungerathenen Tochter an's Herz, und übergab sie den treuen Händen des Schloßkaplans und seines Haushofmeisters. Alsdann schied er.

Nach seinem Auszug war es eine Zeitlang ziemlich stille auf Schloß Waldeck. Der Ritter hatte die Besten und Tauglichsten unter seinen Burgknechten aus der wohlversehenen Rüstkammer bewaffnet und mit sich genommen, um seinem Kaiser ein namhaftes Häuflein zuführen zu können. So war der laute Waffenlärm auf Waldeck verstummt, welcher sonst täglich die weiten Hallen des Schlosses erfüllt hatte. Die ritterlichen Besuche, an denen es während der Anwesenheit Herrn Bruno's fast nie gefehlt hatte, blieben aus, da die Meisten selbst mit in's heilige Land gezogen waren, und keine Veranlassung mehr zu großen Jagden in dem zum Schlosse gehörigen weitläufigen Forsten oder zu lustigen Banketten und Waffenübungen gegeben war. Der alte Markolf stand dem Hauswesen gewissenhaft und umsichtig vor, unterstützt von Pater Macrobius, dessen weise Rathschläge, die Früchte einer bald siebzigjährigen Erfahrung, immer offene Ohren bei denen fanden, welche überhaupt gutem Rathe zugänglich waren. Unter diesen befand sich nun freilich das jetzt achtzehnjährige Schloßfräulein nicht. Waren schon die beweglichen Worte des scheidenden Vaters, den sie vielleicht zum letzten Male gesehen hatte, wirkungslos an ihrem harten Sinne abgeprallt, so stand noch viel weniger zu erwarten, daß sie sich unter die Anordnungen der ihr vom Vater an die Seite gestellten Rathgeber fügen würde. Kaum war ein Vierteljahr seit des Vaters Wegzug verflossen, und schon hatte sie es durchgesetzt, daß Anna von Brauneck wieder zu ihr zurückkehren durfte. Dessen hatte sich allerdings die Priorin des Klosters zu Reuthin weniger geweigert, weil sie die Wildheit der Novize erkannt hatte und, ohne Hoffnung, ihren Starrsinn zu brechen, von ihr nur Störungen für die friedliche Ruhe ihres stillen Klosters befürchten mußte.

Mit der Brauneckerin schien der böse Geist auf Burg Waldeck seinen Einzug gehalten haben. Von der Unholdin gestachelt, ließ sich das Fräulein noch viel ungeberdiger an, als vorher, wo sie wenigstens nur auf eigene Rechnung getollt hatte. Sogar die im Jahr 1190 einlaufende Kunde, daß in der glorreichen Schlacht bei Ikonium, in welcher der deutsche Heldenkaiser die Seldschuckenmacht gebrochen, Herr Bruno nach unglaublichen Beweisen seiner Tapferkeit im Gewühl verschwunden sei, so daß man nach der Schlacht nicht einmal mehr seine Leiche habe ausfindig machen können, — sogar diese Kunde also that dem ungebührlichen Treiben auf Waldeck nur kurze Zeit Einhalt, ja es schien vielmehr, als wäre Brunhild jetzt erst vollends ganz dem bösen Geiste verfallen, welchen gleichsam die Erscheinung des in der Ferne weilenden Vaters beschworen hatte, so lange sie diesen noch am Leben wußte und die Möglichkeit seiner Rückkehr zu fürchten hatte. Nun aber von ihrer Verführerin von einem Frevel zum andern fortgerissen — denn das eben ist der Fluch, der auf dem Bösen lastet, daß es ein Verbrechen aus dem andern erzeugt und den Schuldigen unaufhaltsam und rettungslos vorwärts in's Verderben treibt — schien sie keine Schranken mehr zu achten. Ihren alten getreuen Haushofmeister dankte sie ab und jagte ihn aus dem Schlosse, in welchem sie fortan mit der Braunfeckerin allein regierte, zumal nachdem auch Pater Macrobius, dessen Warnungsstimme nicht mehr geachtet wurde, dieses Haus verlassen hatte, aus welchem der Geist der Ordnung und des Friedens gewichen war. Diese beiden unbequemen Warner wurden auf dem Schlosse nicht sehr vermißt, und ihre Stellen waren bald mit jüngeren Nachfolgern besetzt, die sich besser als jene in die ungefügen Launen der übermüthigen Schloßherrin zu schicken wußten. Am meisten hatten unter denselben zu leiden die Sassen und Hörigen, welche zu Waldeck gehörten. Während man auf der Burg in Saus und Braus lebte, wurden von ihnen die Abgaben, die sie zu entrichten hatten, mit erbarmungsloser Strenge eingetrieben, und oft und viel schrie das Blut der beinahe zu Tode Gemarterten gen Himmel, die nicht pünktlich auf den Tag hin ihre Steuern entrichtet hatten.

Die Kunde von diesem Unwesen, welches auf Waldeck je länger je ärger getrieben wurde, verbreitete sich in der ganzen Nachbarschaft und erregte wie billig allgemeinen Abscheu, den man jedoch nur in Worten, und so kaum, zu äußern wagte. Daher kam es, daß noch kein Freier für die reiche, junge und schöne Erbin von Waldeck sich gefunden hatte, so sehnsüchtig sie auch auf einen solchen warten mochte. Auch bei Turnieren und ähnlichen festlichen Gelegenheiten mochte sie sich immerhin in ihrem vollsten Glanze zeigen, man wich ihr aus, sobald man ihren Namen hörte, und jedesmal kehrte sie nach Hause zurück mit einem Herzen voll Galle und Bitterkeit, welche sie sodann über ihre unglücklichen Untergebenen ausschüttete. Ja es kam dahin, daß sie weit und breit in ritterlichen und bürgerlichen Kreisen zum Sprüchwort wurde, und man Spottlieder auf sie dichtete, die von allzu dienstfertigen Schmeichlern ihr pflichtgetreu überbracht wurden.

So ging es mehrere Jahre lang toll und wüst auf Waldeck zu, und das Schloß war am Ende so verrufen,

daß nicht leicht ein Gast, den im Vorüberziehen die Nacht überfallen hatte, an der Burgpforte klopfte, vor welcher man ihn meist schon unterwegs gewarnt hatte, sondern lieber seine Wanderung noch die kurze Strecke thalaufwärts bis zur Gaisburg fortsetzte, wo er einer freundlichen Aufnahme sich versichert halten durfte.

Einmal aber, in einer stürmischen Herbstnacht, da der Wind durch die hinter dem Schlosse aufsteigenden Föhren heulte und die dichtfallenden Schneeflocken durch die Luft peitschte, wagte es ein später Wanderer, halb erfroren und kaum noch vermögend auf den zusammenbrechenden Füßen zu stehen, mit letzter Kraftaufbietung an das Lugfenster des Pförtners zu pochen, welcher brummend und unwirsch das Pförtchen aufschloß, um dem Fremden die erbetene Nachtherberge zu gewähren. Es war ein armes Geigerlein aus dem benachbarten Calw, und hatte sich, auf der Rückreise von Bulach, wo es bei einer Hochzeit aufgespielt, von dem Stöberwetter überfallen, nicht anders als durch eine schnelle Flucht auf die zunächst liegende Burg Waldeck vor der drohenden Gefahr des Erfrierens retten können. Durch Speise und Trank, welche der Pförtner dem vor Kälte Zitternden reichlich bot, wieder zu Kräften gebracht, hatte der wandernde Musikant mit der zurückkehrenden Lebenskraft wieder seine ganze natürliche Lustigkeit gefunden, welche bei Leuten seines Standes ein unumgängliches Erforderniß ist, um den meist minder vollkommenen Erzeugnissen ihrer Kunst anderweitig nachzuhelfen. Die ernsten Züge des rauhen Dienstmannes verzogen sich mehrmals zu einem breiten Grinsen, ob den Schnurren, die dem dürrbeinigen Männchen unerschöpflich aus dem immer geöffneten Munde quollen, während er mit dem ächten Durste, der gleichfalls die Angehörigen seines Standes kennzeichnet, ein erstaunliches Quantum Wein hinunter goß, so daß sogar sein in solchen Dingen ziemlich toleranter Wirth sich am Ende darüber aufhielt.

„Du bist ein schnakisches Kerlchen!“ lachte der Pförtner, „und wenn man dich so trinken sieht, sollte man nicht meinen, daß du heute schon eine Hochzeit durchgemacht hast und hernach im Schneesturm schier ersoffen bist.“

„Das ist's gerade, seht Ihr,“ entgegnete der Geiger, indem er seine Kanne in der dürren Hand wiegte, um sich auf einen herzhaften Schluck vorzubereiten. „Wo schon viel ist, da hat noch viel mehr Platz, aparte in einem Musikantenmagen. Und das Wasser, so mir der Schnee in's Gesicht geschlagen hat, muß ich jetzt mit Wein wieder ausstößen, damit ich nicht die Wassersucht bekomme.“

„Ja, ja,“ lachte der Pförtner, dem die Logik dieser wohlfeilen Späße schlecht einzuleuchten schien, „ihr Herren von der Darmsaite und vom Geigenbogen habt immer ein Fintlein parat, euer Trinken zu beschönigen. Na, meinetwegen magst heute Abend noch ein ganzes Ohm trinken, es geht ja auf Schlosses Rechnung. Aber das sag' ich dir, wenn du des Guten zu viel thust und machst mir diese Nacht Ungebührlichkeiten, so trag' ich dich, hol' mich der oder jener, in den Schloßgraben hinaus und tunk' dich, so lang du bist, kopfüber in den Schnee hinein; dort magst dann deinen Sarras ausschlafen, und morgen früh sehen, wie du wieder herauskommst.“

„Schon gut, das ist meine Sorge,“ lachte das Geigerlein unbekümmert und klopfte seinem Wirth vertraulich auf die Schulter.

„Wie wär's, wenn du mir was aufspieltest?“ hub der Pförtner wieder an, „ich komm' in meinem Rattenloch da oben selten genug zu einem solchen Ohrenschmaus. Aber recht lustig, hörst du?“

„Das könnte schon sein,“ erwiderte der Musikant, „aber —“ und hier wies er mit bedenklicher Miene nach den hellerleuchteten Gemächern über dem Schloßhof drüben — „was meint Ihr, wird's keine Einreden geben, wenn wir zu lustig werden? Wenn die da droben einen Lärm schlagen, so geht mir's um die Riemen, und ich darf die Suppe allein ausessen, die Ihr mit mir eingebrockt habt.“

„Tropf!“ sagte der Pförtner verächtlich, und griff nach dem ledernen Ranzen, in welchem er seines Gastes Geige geborgen wußte. „Da spiel', und wenn die da droben etwas dagegen haben, so bin ich Herr in meinem Hause, und will ihnen schon sagen, wie viel man mir drein zu reden hat.“

Durch diese in zuversichtlichem Tone gesprochenen Worte des Pförtners ermuthigt, zog der Geiger sein Instrument, das freilich nicht aus Cremona stammte, aus dem wasserdicht verschlossenen Ranzen, und begann dem behaglich auf seinem Stuhle sich dehnenden Wirthe der Reihe nach alle die lustigen und tollen Weisen vorzuspielen, mit welchen er noch am Vormittag die Herzen der Bulacher Hochzeitgäste erfreut hatte, wobei er den Takt mit den Füßen stampfte und mit dem Kopfe nickte. Der Pförtner lauschte andächtig diesen Sirenenklängen, und wenn er aus dem endlosen Gedudel etwas heraushörte, was eine Melodie vorstellen sollte, so wußte er sicher dazu irgend einen abgetriebenen Text, den er im tiefsten Basse vor sich hinsummte; erst als er des Hörens müde geworden war, gönnte er dem armen Geiger Ruhe. Er bereitete ihm — denn ein zweites Bett hatte er nicht in seinem Vermögen — hinter dem noch warmen Ofen aus Stroh und Decken ein kunstloses Lager und zog sich dann mit einem cordialen „Gute Nacht!“ in sein eigenes Schlafgemach zurück.

Des andern Morgens mit dem Frühsten wollte der Geiger aufbrechen, um bei guter Zeit zu seinem harrenden Weibe nach Calw zurückzukehren, aber sein gastfreundlicher Wirth ließ ihn nicht fort.

„Binnen einer halben Stunde bringt man mir mein Frühstück, da kannst du mithalten. Es kann Nichts schaden, wenn du dir den Magen warm hältst, daß du nicht mit erfrorenen Gliedern zu deiner Gesponsen heimkommst. Hernach zieht das Fräulein mit hellem Haufen aus, das mußt du auch noch mit ansehen.“

„Kann Nichts schaden,“ meinte der kleine Geiger mit einem Tone, welcher unentschieden ließ, ob er mehr das zu erwartende Frühstück oder das Spektakel im Auge hatte. Demgemäß blieb er, um Beides noch zu profitiren. Dem kräftigen Imbiß, welchen eine Magd aus der Schloßküche brachte, setzte der Pförtner, damit er besser schmecken sollte, einige Kannen Wein zu. Mit diesem waren sie eben

fertig geworden, als ein Trompetenstoß den Dienern des Schlosses das erste Zeichen gab, zu der Ausfahrt der Burgherrin, welche auf diesen Tag einen Besuch auf Zavelstein zu machen gedachte, alles Nöthige zu rüsten. Darüber verging indessen noch mehr als eine Stunde, und die Wintersonne drang bereits zwischen den Aesten der schlanken Föhren hervor, als Fräulein Brunhild und die Braunekerin im prächtigsten Putz im Schloßhof erschienen und mit Hülfe einiger Diener sich auf die bereitgehaltenen Saumrosse schwangen. Denn beide waren in der Kunst, ein Pferd zu leiten, wohl erfahren, und so bedachten sie sich nicht, den steilen Bergweg, welcher von Waldeck nach Zavelstein führte, lieber zu Roß als in Sänften zurückzulegen, trotzdem daß derselbe in dieser Jahreszeit durch Schnee und Eis fast ungangbar und lebensgefährlich gemacht war. Als der Pförtner sah, daß Alles zum Aufbruch bereit sei, that er die großen Thorflügel auf, welche in's Freie führten, und kehrte dann zu dem Geiger in die Thorstube zurück, um zu warten, bis der Zug hinaus wäre, worauf er das Thor wieder zu schließen hatte. Doch er mußte dießmal ungewöhnlich lange warten, denn unter dem Thore stockte plötzlich der Troß von Dienern, welche ihre Herrin begleiten sollten. Neugierig, zu erfahren, was diesen Aufschub verursache, trat auch der Pförtner unter das Thor hinaus, gefolgt von seinem Gast, welcher seinen Lederranzen umgehängt hatte, um das Schloß zu verlassen, auf welchem ihn jetzt Nichts mehr zurückhielt. Aber wie sie unter den Thorweg traten, erwartete sie ein erschütternder Auftritt. Auf dem schneeigen Wege lag vor der Schloßherrin ein Bauernweib mit vier Kindern, in ihrer ärmlichen Kleidung von der Kälte halb erstarrt und in herzzerreißenden Tönen zu dem finster blickenden Fräulein emporflehend. Ihr gegenüber stand der Schloßverwalter, welcher, in Brunhilds Dienst verhärtet, sich aus solchen Scenen nicht mehr viel machte, und berichtete seiner Gebieterin in kurzen Worten, es sei das Weib eines nachlässigen Zählers, welcher mit seiner Steuer vom letzten Monat noch im Rückstand sei, obgleich man schon wieder in der Mitte des laufenden Monats stehe. Nach wiederholtem vergeblichen Mahnen habe er den widerspenstigen Burschen vor einigen Tagen in den Thurm setzen lassen, bis er bezahle. Wieder erhob die Frau ihre Stimme, wies hin auf ihre frierenden und hungernden Kinder, die seit des Vaters Gefangennahme nichts Warmes mehr genossen hätten, und helle Thränen rannen über ihr von der Verzweiflung durchfurchtes Gesicht. In Worten, ob denen sich ein Stein hätte erbarmen mögen, flehte das arme Weib um Frist und Freiheit für ihren Mann, weil sie ohne seine Hülfe mit den kleinen Würmern elend verhungern müßte. Aber das Eisenherz Brunhilds kannte keine Rührung, zumal da die Braunekerin vorsprengend und mit der leichten Reitpeitsche nach der Flehenden schlagend rief:

„Weg da, Lumpenpack, oder wir reiten euch über den Haufen!"

Doch wie sie schon Anstalt machte, ihre Drohung auszuführen, während das Weib bewegungslos auf den Knieen liegen blieb, da drängte sich die Gestalt des Geigers vor, fiel dem Rosse der Barbarin in die Zügel, hielt es mit einer Stärke, die man seinen Armen nicht hätte zutrauen sollen, von dem Sprunge zurück, und rief mit vor Entrüstung geröthetem Antlitz:

„Keinen Schritt weiter, gnädiges Fräulein, es ist genug des Frevels."

Die Braunekerin, ganz erstaunt, diesen unverhofften Widerstand zu finden, wandte sich ihm zu, und als sie die unscheinbare Gestalt erblickte, höhnte sie:

„He da, du Wicht, laß den Zügel los, oder ein Unstern hat dich hieher geführt."

„Nicht eher," erwiderte der Geiger entschlossen, „als bis Ihr den Mann frei lasset. Wollt Ihr die Verantwortung eines fünffachen Mordes auf Euch nehmen?"

„Wer ist denn dieser Zwerg, der es wagt, hier zu befehlen?" fragte die Braunekerin übermüthig.

Doch der Geiger entgegnete ihr in scharfem Tone:

„Ich bin nur ein armer Geiger, Fräulein, aber ich bin ein ehrlicher Mann, und kann nicht ruhig zusehen, wenn ein Bubenstück verübt wird, wie dasjenige, welches Ihr hier verübet."

Doch kaum hatte er ausgeredet, so hatte schon die Braunekerin mit dem Rufe: „Frecher Gesell!" ihrem Rosse die Sporen gegeben, daß es einen Sprung vorwärts machte und den Unglücklichen mit einem heftigen Tritt nebenhinaus schleuderte, und vorwärts ging's in starkem Trab auf der nun rasch geöffneten Bahn. Der Geiger ächzte und stöhnte, von dem Huf des Rosses zu Tode getroffen. Der Verwalter, davon nicht im mindesten bewegt, winkte einem der Knechte und sagte: „Trag' den Burschen weg."

Der trat grinsend herzu, packte den Sterbenden unsanft um den Leib und trug ihn vom Schlosse hinweg, dessen Thor der Verwalter wieder schließen ließ, ohne sich weiter um das noch immer am Boden liegende Weib und ihre vier Kleinen zu bekümmern. Der Geiger wurde von seinem Träger bis zu der Stelle geschleppt, wo der Burgweg in einen andern über den Berg führenden Pfad mündete. Dort warf er ihn in eine kleine Höhlung, welche zwei aneinanderlehnende Felsstücke bildeten, und sagte mit unmenschlichem Lachen: „So, Geigerlein, das ist dein Lotterbettlein!" und lachend lief er weg. Nach wenigen Augenblicken verendete der Unselige, mit einem gräßlichen Fluch auf den Lippen.

Dieser Fluch ging zum Theil fast unmittelbar in Erfüllung. Den steilen Waldweg hinab, welcher nach Zavelstein führte, stürzte das Roß der Mörderin und warf sie kopfsüber ab, daß sie todt auf der Stelle blieb.

Durch dieses Strafgericht nicht gewarnt und gebessert, vielmehr von ihren Gewissensqualen rastlos gefoltert, wüthete Brunhild noch einige Jahre fort, des göttlichen Zornes spottend, der bereits ein Gewitter über ihr Haupt herbeizog. Eine langwierige und ekelhafte Krankheit warf sie auf ein schmerzliches Lager, von welchem sie nicht mehr aufstand.

Mit ihr starb dieses Geschlecht aus, und der Besitz von Waldeck ging an eine Seitenlinie des Hauses über.

Schloß Waldeck liegt schon lange in Schutt, und nur noch wenige Mauerwerke bezeichnen die Stätte, auf welcher



1860 16.

jene kühnen Ritter vor Zeiten gehaust haben. Auch von Brunhilds Freveln hat die Geschichte Nichts aufbewahrt; aber das Felsenloch, wo der Geiger seinen Geist aufgab, heißt noch heutigen Tages des „Geigerle's Lotterbett", und Jedermann, der den Ort kennt, eilt zur Nachtzeit rasch an demselben vorbei, als fürchtete er, den blutigen Schatten sich zwischen den Felsen erheben zu sehen. Auch drüben in den Ruinen der Burg will schon Mancher nächtlicher Weile zwei weibliche Gestalten erblickt haben. Es sind die Geister Brunhilds und ihrer Verführerin, welche der Mund der Sage dazu verdammt, an dem Orte, den sie im Leben durch Verbrechen entweiht haben, auch nach ihrem Tode ruhelos ein unseliges Dasein zu führen, bis der Himmel, barmherziger als sie es gewesen, auch ihnen einst die Stunde der Erlösung schlagen läßt.

Die Weinbergsschnecke.

(Taf. 14.)

Keine der Landschnecken tritt dem menschlichen Interesse so nahe, als die größte derselben, die überall bekannte Weinbergsschnecke Helix pomatia *L.*, Fig. 1, welche in die artenreiche Ordnung der Bauchfüßler (Gasteropoda *Cuv.*) gehört. Wenn diese Schnecke kriecht, so ist sie, abgesehen von der auf ihrem Rücken sitzenden Schale, so ziemlich den größeren nackten Wegschnecken ähnlich. Salomo, der auch von Vieh, Vögeln, Fischen und Gewürm redete, führt unter den ihm unbegreiflichen Dingen den Weg der Schlange an steilen Felsen auf (Sprüche 30, 19.); noch bewundernswerther ist aber der Weg, d. h. die Art sich fortzubewegen, bei der Schnecke, die wir am besten beobachten können, wenn wir sie an einer Glasscheibe hinaufkriechen lassen. Mit dem zähen, durch eine eigenthümliche Thätigkeit ihres nervenreichen und muskulösen Körpers so reichlich ausgesonderten Schleime klebt sie sich an die Fläche, mit ihm zugleich hinter sich ihre Straße bezeichnend. Das Zusammenziehen und Ausdehnen der unzähligen kleinen Muskeln ihrer Bauchsohle, den weichen, wellenartigen Lauf der querliegenden Bauchmuskeln wird Niemand ohne Vergnügen beobachten, und schneller, als man bei ihrer sprüchwörtlich gewordenen Langsamkeit glauben sollte, kommt der „Schleichfuß" vorwärts, was auch im Freien bei nicht zu ungünstigem Terrain der Fall ist: ein Bild des zuletzt überraschenden Erfolgs ruhiger, aber nie ermattender, Sandkorn an Sandkorn reihender Thätigkeit. —

Nehmen wir die Schnecke weg von der Glasscheibe, wozu immerhin ein verhältnißmäßig bedeutenderer Kraftaufwand nöthig ist, als es scheinen sollte, so zieht sie sich in das schützende Haus zurück, aus dem sie aber gewöhnlich nach Kurzem wieder hervorkommt, was unsere mit der Schnecke so gerne spielenden Kinder der Kraft ihrer Beschwörung zuschreiben:

Schneck, Schneck, streck' deine Hörner 'raus,
Oder ich werf' dich über d' Stadtmauer 'naus.

Auch in der Fabel- und Märchenwelt spielt die Weinbergsschnecke eine wichtige Rolle, und nicht wenige Räthselfragen, wie z. B.:

Welches Haus hat weder Holz noch Stein?
Welches Thier ist das stärkste?
Welches ist das kleinste Haus?
Wer geht aus und ist doch stets zu Haus'?

beziehen sich auf die Schnecke und ihr Gehäuse.

Die Weinbergsschnecke ist der größte und bekannteste Repräsentant der Kreisel- oder Schnirkelschnecken (Helix), von welchen sich in Europa über 300 lebende und viele fossile Arten finden, an denen die Conchilienfreunde hinlänglich Gelegenheit zur Uebung im wissenschaftlichen Sehen und Unterscheiden finden. Das Gehäuse der Helix-Arten ist mehr oder weniger genabelt, oder auch ganz ohne Nabelloch, und von gewölbt scheibenförmiger oder verlängert kugeliger Gestalt. Die Oberfläche ist glatt oder gerippt, bei manchen Arten behaart; die Umgänge sind gedrückt oder gerundet, die Mündung meist breiter als hoch, häufig zurückgebogen und innen mit einer Wulst oder Lippe versehen. Dieses Gehäuse umschließt das schlanke Thier vollkommen, dessen vier Fühler walzenförmig und gegen die abgestumpfte Spitze hin dünner sind. Das obere und längere Fühlerpaar trägt an der Spitze zwei meist dunkelgefärbte Augen.

Unsere Weinbergsschnecke hat ein starkes, kugeliges, bedeckt durchbohrtes, unregelmäßig gestreiftes Gehäuse, an dem wir fünf schnell an Weite zunehmende Umgänge zählen. Die Höhe desselben beträgt 1½ Zoll, und eben so viel die Breite. Seine Farbe ist gelblich oder bräunlich, mit mehreren dunkleren, nicht selten zusammenfließenden oder auch fehlenden Binden. Die Mündung ist eirund, bei ausgewachsenen Exemplaren etwas umgeschlagen, verdickt und von röthlicher oder bräunlicher Farbe. Das Thier ist gelblich grau, die ganze Oberseite grob gekörnelt, ein vertieftes, auf dem Rücken ziemlich regelmäßiges Netz bildend, was auf unserer Abbildung ganz vortrefflich dargestellt ist. Die Sohle des ausgewachsenen Thieres mißt 3 Zoll, das obere, oder hintere, die Augen tragende Fühlerpaar 6, das untere 2½ Linien. Außer den Fühlern bemerken wir an dem Vorderende des deutlich erkennbaren Kopfes den von runzeligen Lippen umgebenen Mund, der mit einem Paar fester Kiefer zum Beißen, den sogenannten Schneckenzähnen, versehen ist.

Eine besondere Merkwürdigkeit der Helix-Arten ist das kleine, einfache Auge derselben und der Mechanismus zu dessen Ausstreckung und Einstülpung. Berühren wir einen der Fühler, so stülpt sich plötzlich das Auge mit der Fühlerspitze wie ein Handschuhfinger in den innern und untern Theil des Fühlers ein, der nach einer zweiten Berührung sammt dem Kopfe in dem von dem Gehäuse umgebenen Mantel verschwindet.

Am Halse der Weinbergsschnecke und anderer Helix-Arten findet man in einer Art Tasche ein dolch- oder lanzenförmiges Kalkstückchen, das etwa 5 Linien lang ist und nach seiner Ausbildung ausgeworfen wird, was mehrmals in einem Sommer geschieht. Roßmäßler vermuthet, daß die Schnecken diesen sogenannten Liebespfeil auf einander abschießen, was aber andere Naturforscher bezweifeln.

Zwei Geschlechter sind bei den Schnecken nicht vorhanden, sondern die Organe beider finden sich an einem und demselben Individuum; gleichwohl aber geht dem Eierlegen stets das gegenseitige Zusammenwirken zweier Schnecken voraus. Nach etwa 20 Tagen werden einige Dutzend runde, farblose und durchscheinende Eier gelegt, für welche die Schnecke mit der Schwanzspitze in der feuchten Erde ein mehr als zolltiefes Loch aushöhlt, das sie, wenn die Eier eingebracht sind, mit Erdklümpchen zu schließen pflegt. Nach etwa 4 Wochen kriechen die Jungen aus dem Ei, in welchem sich bereits der Anfang des Gehäuses gebildet hat. Aus der hellen, äußeren Eischichte entsteht der Mantel, der sich unter dem zwingenden Einflusse der Eihaut sammt der in ihm gebildeten Schale krümmt, vollkommen rollt und so die Schale bildet. Das kleine Schneckchen hat ziemlich die Gestalt der Eltern, ist aber so zart, daß es durch die leichteste Berührung verletzt wird. Die erste Nahrung, die es zu sich nimmt, besteht in der Schale seines Eies, und erst nach einigen Tagen sieht es sich nach zarten Pflänzchen um. Durch die glasartige Schale junger Schnecken erkennt man die Blutgefäße der Lunge, welcher eine offene Spalte die Luft zuführt, deutlich am linken Rande des Gehäuses. Der Darm ist lang und gewunden, die grünliche Leber liegt hoch im Gewinde. Figur 4 zeigt ein unvollendetes, von dem Thiere noch nicht ausgebautes Gehäuse mit dünner, scharfkantiger, nicht umgeschlagener Mündung. Fig. 2 stellt eine links gewundene, nur selten vorkommende Varietät (Pom. sinistra) vor, welche, wenn die Spitze nach oben steht, die Mündung links von der Spindelsäule hat. Unter den vielen Tausenden, die jährlich nach Wien kommen, sollen sich höchstens 10—12 links gewundene finden. Fig. 5 ist eine selten vorkommende Varietät, die wendeltreppenartig auseinandergezogene H. scalaris *Müll.*

Die Weinbergsschnecke findet sich in Deutschland überall in Wäldern, Gebüschen und Grasgärten, besonders auf kalkhaltigem Boden, welcher der Entwickelung wirbelloser Thiere und allermeist der Mollusken so günstig ist, während letztere in Gegenden plutonischer Bildung ungleich seltener, und ihre Gehäuse unansehnlicher und weniger fest und dauerhaft sind. Im höheren Norden findet sich die Weinbergsschnecke nicht, in Livland z. B. ist sie erst eingeführt worden, und schon in Oberitalien treten andere Arten, wie H. cincta und aspersa, an ihre Stelle.

Ihrer Gefräßigkeit wegen ist die Weinbergsschnecke in Gärten ein schlimmer Gast. Ihre Mahlzeiten hält sie am liebsten des Nachts, bei feuchtem Wetter oder im Thau der Frühe. Im Spätherbst, bei eintretender Kälte, verkriecht sie sich in die Erde, fastet einige Zeit und zieht sich in ihr Haus zurück, das sie mit einem dicken kalkigen Schlußstücke, das aus erhärtetem Schleime besteht, dem Deckel, verschließt, Fig. 3. So liegt sie, wie die verpuppte Raupe in ihrem Gespinnste, bis zur Wiederkehr des Frühlings. Diese äußerste Zurückgezogenheit und Genügsamkeit ist gleichfalls sprüchwörtlich geworden, und wenn Hamlet sagt: „Ich könnte mich in eine Nußschale verkriechen und mich für einen König halten" — so liegt der Gedanke an ein Schneckenhaus wenigstens eben so nahe.

Der Schaden, den die Weinbergsschnecke da und dort anrichtet, ist unbedeutend, dem Nutzen gegenüber, den sie als Nahrungsmittel gewährt. Aus der Gegend von Ulm gehen Millionen nach Wien und Nürnberg, und aus der Schweiz ungefähr 1000 Fässer im durchschnittlichen Preise von 1 Louisd'or als Fastenspeise nach Italien. Man sammelt im August zwei- bis dreijährige Weinbergsschnecken, die an dem starken Rande und der dicken Lippe zu erkennen sind, und sperrt sie zur Mast auf einen wohlbewachsenen Grasplatz, den man mit Brettern, einem Wassergraben oder auch einem Walle von Sägspänen umgibt und leicht mit Moos und belaubten Zweigen bedeckt, worunter sich die Thiere verkriechen können. Man füttert sie am besten mit Kohl, Spinat u. dergl., im Nothfall auch mit Eschen- und Erlenlaub. Sie fressen nur bei nassem Wetter; fehlt es ihnen aber an Futter, so suchen sie wo möglich zu entkommen. Sobald es kalt wird, suchen sie Schutz in der Erde und bedecken ihr Gehäuse. Nun werden diejenigen, welche einen gewölbten Deckel und ein glänzendes Gehäuse haben, als die fettesten ausgesucht und in starke Fässer bis zu 1 ½ Centnern verpackt. Tritt jedoch während des Transports warme Witterung ein, so öffnen sie das Gehäuse und sprengen auch das festeste Faß. —

In den italienischen Alpen werden sie im Sommer gesammelt und auf einen gepflasterten, mit Erde bedeckten Raum gebracht, den man mit einem großen kegelförmigen Korbe bedeckt, der bis auf das Pflaster reicht und oben mit einer Steinplatte bedeckt ist. Sie werden mit dem Abgang der Gartengemüse gefüttert, und erreichen dort eine Höhe von 2 Zoll 7 Linien und eine Breite von 1 Zoll 10 Linien.

C. F. A. Kolb.

Leben der Ural'schen Kasaken (Kosacken). — Ihr Fischfang im Uralflusse.

Die Ural'schen Kasaken sind, zufolge der Angaben der bewährtesten russischen Geschichtschreiber, Abkömmlinge der Don'schen Kasaken, die vor etwa 400 Jahren auf ihren Raubzügen in's kaspische Meer die Mündung des Uralflusses (Jaik) entdeckten und sich an dessen Ufern in dieser damals völlig unbewohnten Gegend ansiedelten. Von hier aus machten sie während des Sommers ihre Razzien, plünderten schon 1580 Saratschik, die Residenz der Chane von der goldenen Orda, und beraubten Handelsschiffe auf dem kaspischen Meere und die persischen Küstengegenden, so daß der Schach von Persien über diese Räubereien Klage in Moskau führte, in Folge dessen im Jahr 1655 eine Anzahl dieser räuberischen Kasaken zur Strafe nach Polen und Litthauen gegen die Feinde gesandt wurde. Dieß war der erste Dienst, welchen sie der Krone Rußland leisteten. Peter der Große benützte sie vielfach in seinen Feldzügen gegen die Schweden und Türken, aber erst unter Katharina II. wurde ihnen der Besitz ihrer Ländereien und das Recht der Fischerei wieder bestätigt, viele

alterthümliche Verwaltungsformen aber für immer beseitigt, unter Anderem ihnen auch ihre Artillerie abgenommen, und im Jahr 1803 erhielten sie endlich eine gutgeordnete Civil- und Militärverwaltung, die in späteren Jahren immer noch verbessert wurde, und jetzt bilden sie in der großen Völkerzahl Rußlands ein kleines, glückliches Völkchen, das unermeßliche Ländereien erb- und eigenthümlich besitzt, keinen Mangel kennt und als ein in sich abgeschlossenes, militärisches Gemeinwesen mit vielfach bewiesener Tapferkeit, Treue und grenzenloser Hingebung an Kaiser und Vaterland hängt.

Obgleich die Verwaltungsorganisation bei den Ural'schen Kasaken eine rein militärische ist, an deren Spitze der Heeres-Ataman steht, so hat ihr ausgedehnter Grundbesitz, ihre allgemeine Wohlhabenheit und der ihnen angeborene Hang zur Ungebundenheit eine Erscheinung in das Leben gerufen, welche sich mit dem strengen Subordinations-Purismus anderer Militärstaaten nicht gut vereinigen würde. Es hat sich nämlich bei unsern Kasaken die Rangordnung und strenge soldatische Disciplin, die in allen Dienstverhältnissen vorherrscht, mit einer Art kameradschaftlicher Brüderlichkeit vermischt, die im Außerdienstleben nicht selten bis an eine kindliche Vertraulichkeit hinüberstreift, und doch in dieser an sich fremdartigen Mischung wieder einen Corpsgeist bildet, der rein militärisch ist und niemals die hier so fein gezogene Grenze der Achtung und des Gehorsams überschreitet. Diese Haltung des Kasaken gegen seine Vorgesetzten und Offiziere hat ihren Grund theils in der traditionellen Erinnerung an die alte Genossenschaft und die vielfachen Familienverbindungen unter einander, theils in den, nicht auf individuellen, sondern gemeinschaftlichen Länderbesitz basirten, corporativen Begünstigungen und der besondern, abgeschlossenen Lebensstellung.

Das Clima ist in diesen Gegenden mehr trocken als feucht, wozu der gänzliche Mangel an Wäldern sehr Vieles beiträgt; nur in den Flußniederungen finden sich Spuren von Silberpappeln und Weidenarten. Dabei berühren sich hier die größten Extreme: im Winter steigt die Kälte in der Stadt Uralsk oft über 24° R., und die Schneegestöber, bekannt unter dem Namen Buran, haben in diesen Steppenregionen etwas wahrhaft Furchtbares; im Sommer aber ist oft mehrere Monate lang keine Wolke am Himmel zu sehen, die Hitze bleibt wochenlang über 30° R. im Schatten, man ist fortwährend in Schweiß gebadet, so daß der ewig klare Himmel und die blendende Helle der einförmigen Steppe das Auge wahrhaft ermüden. Die Obstkultur ist in und um die Stadt Uralsk noch sehr wenig entwickelt, aber weiter nach Süden, gegen das kaspische Meer hin, unter dem 47. und 48. Breitengrade, reift in den Gärten der reichen Kasaken schon eine vortreffliche Traube im Freien. Die Stadt Uralsk, wo der Heeres-Ataman und die Verwaltung ihren Sitz haben, wurde nach einem Brande in den zwanziger Jahren ganz neu aufgebaut, ist eine wirklich schöne Stadt mit größtentheils steinernen Gebäuden, und zählt über 20,000 Einwohner. Man ist wahrhaft überrascht, hier, fast am Ende der civilisirten Welt, nur durch den Uralstrom von der Kirgisensteppe getrennt, eine so belebte Stadt zu finden, wo fast Jeder Uniform trägt und Handel und Wandel ein reges Leben führen; denn neben den Kasaken selbst, welche mit Fischen, Kaviar, Talg, Fellen u. s. w. beträchtlichen Verkehr treiben, haben sich auch viele russische Kaufleute hier angesiedelt. Unter diesen bewegen sich nun fortwährend auch Tataren, Kirgisen, Kalmücken &c. umher, was dem öffentlichen Leben in der Stadt eine Physiognomie verleiht, welche unwillkürlich an die Nähe Asiens erinnert.

Das Land der Ural'schen Kasaken liegt am rechten Ufer des Uralflusses (früher: Jaik), der es in einer Linie von 670 Werst von der Kirgisensteppe trennt und hier zugleich die Grenze zwischen Asien und Europa bildet. Der Boden des Landes, ohne Zweifel einst der Urboden des alten kaspischen Meeres, besteht größtentheils aus sandhaltigem Lehm, erzeugt Weizen in 15—25fachem, und Goldhirse im Neubruch sogar in 200fachem Ertrage; nebenbei werden auf den Feldern wahrhaft köstliche Melonen in solcher Menge gezogen, daß an Ort und Stelle ein ganzes Fuder derselben nur 2—3 Silberrubel kostet. Weiter gegen Süden wird der Boden mehr sandhaltig,, untermischt mit Salzflächen, und in Guriew, an der Mündung des Uralflusses, sind die Ufer und das Delta mit so unabsehbaren Rohrfeldern bewachsen, daß hier wenig oder Nichts von dem eigentlichen kaspischen Meere zu sehen ist. In diesen Rohrwäldern des Delta liegt eine Menge kleiner Inseln, welche von Millionen Möven, Pelikanen, Rohrdommeln und andern Wasservögeln belebt sind. Nest an Nest beengt hier den Fußtritt des seltenen Wanderers, und ein Schuß genügt, um ganze Wolken dieser Vögel aufzuscheuchen, welche hier ganz gemüthlich den Guano für die Zukunft erzeugen.

Nach Norden zu grenzt das Land an die Gouvernements Orenburg und Ssamara, und hier erscheinen schon einzelne Parzellen der so merkwürdigen schwarzen Erde, welche wohl in ganz Europa ihres Gleichen nicht hat und keines Düngers bedarf. Allein der für die geringe Bevölkerung verhältnißmäßig zu große Landbesitz wird bis jetzt immer noch zu wenig für den Ackerbau benützt. Zwar ist in der Nähe der Stadt der Boden ziemlich wohl angebaut; auch finden sich im Innern des Landes viele einzeln liegende Ansiedelungen reicher Kasaken, die Ackerbau und Viehzucht treiben, im Allgemeinen aber gibt es noch unabsehbare Flächen, deren Boden noch nie von einem Pfluge berührt wurde. Diese wüstliegenden Gegenden werden gewöhnlich zu Viehweiden benützt. Reiche Kasaken besitzen oft 10—20,000 Stück von den Kirgisen erhandelte Schafe mit Fettschwänzen, welche nebst Kühen und Pferden hier in der Steppe weiden und von Ort zu Ort wandern. Im Herbste werden dann Hunderttausende dieser Schafe an russische Kaufleute verhandelt, welche alle diese unförmlichen Fettschwänze in den Talgsiedereien verschwinden lassen, damit sie später als Talg- und Stearinlichter in ganz Europa herumwandern.

Der große Landbesitz, der Handel mit dem Innern Rußlands und der Tauschhandel mit den Kirgisen bieten demzufolge den Ural'schen Kasaken großartige Erwerbsquellen, welche sich im Laufe der Zeiten noch unendlich vergrößern werden; dennoch ist der Fischfang im Ural, von

der Stadt Uralsk bis zum kaspischen Meere, auf einer Strecke von beinahe 500 Werst, gegenwärtig noch die Goldgrube des Landes. Die fast unglaubliche Menge aller Arten Fische, welche den Ural und dessen Nebenflüsse beleben und vom kaspischen Meere immer neuen Zufluß erhalten, sind, nebst Ueberfluß an Fleisch, die gewöhnliche Speise der Kasaken. Gemüse ist wenig vorhanden und wird auch wenig geachtet; Fleisch und Mehl sind zwar vortrefflich und unglaublich billig, aber ohne Fische, sowohl frische als gesalzene und an der Luft getrocknete, und ohne Kaviar, theils frischen theils gepreßten, kann und mag kein Kasak leben. Besonders wohlschmeckend ist der großkörnige, gelbliche, sogenannte Bernstein-Kaviar, der aber als Seltenheit nicht in den Handel kommt. Noch vor zehn Jahren war das Pfund frischen Kaviars für 20 bis 25 Kopeken zu haben, seitdem aber sind die Preise bedeutend gestiegen, da die Sendungen in's Ausland sich von Jahr zu Jahr vermehren. Aus allen diesen Gründen ist denn auch der Fischfang im Ural für den Kasaken ein höchst wichtiger Gegenstand, und die Idee desselben durchdringt das ganze Volksleben, in allen Kreisen wird davon gesprochen, und mit Sehnsucht und freudefunkelnden Augen erwartet jeder Kasak die gesetzlich bestimmte Zeit, wo der allgemeine Fischfang beginnen soll.

Das kaspische Meer enthält einen ungeheuern Reichthum an fetten und wohlschmeckenden Fischen, welche alljährlich, um ihren Laich abzusetzen, stromaufwärts in die Wolga und den Ural gehen. Unter ihnen ist das Geschlecht Acipenser mit seinen vier Arten dasjenige, welches die größten Fische enthält und den schwarzen Kaviar liefert. Der größte von diesen ist der Hausen, welcher in früheren Zeiten nicht selten in einer Schwere von 40—50 Pud gefangen wurde, wogegen jetzt schon 15—20 Pud wiegende Exemplare zu den Seltenheiten gehören. Nach dem Hausen folgt in der Größe der Stör, und eine schlechtere Abart von diesem, der Schipp. Dann folgt der Sewrüga, und zuletzt der kleinste von allen, der Sterlet, welcher ausgewachsen gewöhnlich nur 2, höchstens 3 Fuß lang ist. Frisch ist dieser Fisch außerordentlich fett und wohlschmeckend, und wird als Delikatesse sogar lebend mit großen Kosten bis nach Petersburg versandt. Sein Kaviar ist aber zu feinkörnig und schleimig, weßhalb er weit weniger beachtet wird, als der vom Stör und Hausen, welch' letzteren man im Allgemeinen am höchsten schätzt. Außer diesen Acipenser-Arten wird der Ural noch von weißen Lachsen, Welsen, Hechten, Sandarten, Barsen und vielen anderen Fischen im Ueberflusse belebt.

So zahlreich der Fischfang auch gegenwärtig immer noch ist, so hat er doch, sowohl was die Menge als die Größe der gefangenen Fische betrifft, gegen früher bedeutend abgenommen. Viel mag hiezu beigetragen haben, daß die großen Fischereien in der Wolga und im Ural, bei Astrachan und im kaspischen Meere selbst diese Abnahme veranlaßten, dann mag aber auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Versandung der Strommündungen des Ural mit Veranlassung sein, daß die Zahl der großen Fische sich vermindert, und darum finden — einige kleinere, weniger bedeutende abgerechnet — jetzt nur noch drei gemeinschaftliche, große Fischereien, woran alle Kasaken Theil nehmen, statt: die erste im Frühling, die zweite im Herbste, und die dritte im Winter. Zeit und Ort des Fischens, Größe der Fischereigeräthe und das ganze Verhalten ist bei diesen Fischfängen auf das Genaueste bestimmt und wird mit militärischer Strenge befolgt.

Jedesmal, wenn im Frühling oder Anfang Sommers ein Fischfang beginnen soll, wird aus der Zahl der älteren Stabsoffiziere ein Fischerei-Ataman gewählt, der für die bestimmte Ordnung sorgt, Zeit und Ort für den Fischfang bestimmt, allfällige Streitigkeiten entscheidet, und dem Alle den strengsten Gehorsam zu leisten haben. Täglich wird eine gewisse Strecke des Flusses angewiesen, die zum Fischen bestimmt ist und deren Grenze Keiner überschreiten darf; hat man diese des Abends erreicht, so erfolgt das Zeichen, die Fischerei hört auf, und Alles begibt sich an das Ufer in's Lager, wo Pferde und Wägen halten, gekocht und gebacken wird, und wo schon viele russische Kaufleute warten, um die Fische zu erhandeln, einzusalzen und weiter zu schicken. Mit Anbruch des folgenden Tages wird wieder eine neue Strecke stromabwärts angewiesen, wo gewöhnlich das Zelt des Fischerei-Atamans aufgestellt ist. Das bunte Leben fängt nun wieder von Neuem an, und so geht es alle Tage weiter stromabwärts, bis einige hundert Werst abgefischt sind und man endlich am kaspischen Meere anlangt, an welchem die Fischerei auf diese Art ein Ende hat. Bei dieser Frühlingsfischerei, wobei nur selten einzelne Haufen von Stören erscheinen, welche aber nach der bestehenden Ordnung immer wieder in den Fluß zurückgeworfen werden müssen, werden vorzugsweise nur Sewrügen und einzelne Lachse gefangen.

Die Herbstfischerei nimmt im October, ungefähr 200 Werst von der Stadt Uralsk, ihren Anfang und endet beim kaspischen Meere. Die Ordnung ist ganz dieselbe, wie bei der Frühlingsfischerei, nur daß hiebei andere, viel stärkere, Netze angewendet werden. Es ist bei diesen Fischereien ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie der ganze Strom bis in weite Ferne von Menschen wimmelt, und wie die flinken Kasaken in ihren leichten Kähnen (Baudawen), in deren jedem gewöhnlich nur ein Mann sitzt, mit Blitzesschnelle über den Strom hin und her schießen, sich mit außerordentlich raschen und oft kühnen Wendungen gegenseitig zuvorzukommen suchen, und wie bei dieser Gelegenheit dann und wann ein noch etwas unerfahrener Fischer in das Wasser plumpt, ohne sich im Geringsten Etwas daraus zu machen, da Jeder von ihnen vortrefflich schwimmen kann und im Wasser wie zu Hause ist. Dabei ist die Gewandtheit und rasche Entschlossenheit der Kasaken in allen Dingen, die nur entfernt an Gefahr erinnern oder Unternehmungsgeist erheischen, wahrhaft bewundernswürdig. Diese Menschen, die so zu sagen im Flusse und im Meere aufgewachsen sind, würden ganz vortreffliche Seeleute abgeben, wenn nicht das kaspische Meer, als ein großer Binnensee, so sehr abgeschlossen wäre.

(Schluß auf S. 114.)

Anton Raphael Mengs.

Ismael Mengs, der Vater des großen Künstlers, war ein geborener Däne; er hatte als Miniaturmaler einen guten Namen und wurde deßhalb als Hofmaler in Dresden angestellt. Er war ein Sonderling von seltener Art: verschlossen, stets in sich gekehrt, niemals gesprächig, und unerbittlich streng in der Erziehung seiner Kinder. Raphael Mengs war der jüngere seiner zwei Söhne. Schon in seinem sechsten Jahre mußte er den ganzen Tag am Zeichentisch sitzen und nebst seinen zwei Schwestern, welche später in der Miniaturmalerei Vortreffliches leisteten, nach Originalen zeichnen. Der schweigsame, tyrannische Vater stand mit der Ruthe in der Hand dabei und übte grausame Justiz über die Kinder. Trotzdem war Raphael Mengs nicht eben unglücklich, indem die Kunst, in welcher er schnell erstaunliche Fortschritte machte und welcher er schon in früher Jugend mit heißer Liebe angehörte, ihm für die harte Behandlung Ersatz leistete. Nur des Nachts durfte er mit seinem Vater und seinen Schwestern spazieren gehen, um frische Luft zu schöpfen; von Religion, von allgemeinem Menschenleben hörte er Nichts; sein Vater sprach nie darüber.



Anton Raphael Mengs.

Im Jahr 1741 erbat sich sein Vater vom König August III. von Sachsen Urlaub auf drei Jahre und ging mit seiner Familie nach Rom. Der junge Raphael Mengs arbeitete dort in aller Stille, aber mit unablässigem Fleiße fort, indem er die Meisterwerke eines Raphael Sanzio, eines Correggio und anderer classischer Künstler copirte. Im Jahr 1744 mußte er mit seinem Vater nach Dresden zurückkehren. Dort war es endlich der Macht der Musik und des Gesanges vorbehalten, den jungen Künstler aus der Verborgenheit an's Tageslicht zu ziehen. Sein Vater hatte nämlich große Liebe zur Musik, und als er in dem Hause des Hofmalers Silvester einem Conzerte beiwohnte, in welchem ein vortrefflicher Sänger, Namens Annibali, eine Arie sang, so wurde sein sonst so unempfindliches Herz von der herrlichen Kunstleistung hingerissen und gerührt; er ging auf den Sänger zu, und bat ihn, diese Arie zu wiederholen. „Herzlich gern," antwortete Annibali, „wenn Sie mir dagegen erlauben, morgen zu Ihnen zu kommen, und mir versprechen, mir Ihre Kinder zu zeigen, deren Talente ich kürzlich so außerordentlich loben hörte." Mengs rieb sich die Stirn und sagte kurz: „Singen Sie! Singen Sie! Morgen erwarte ich Sie."

Den folgenden Morgen ging der Sänger zu Mengs. Dieser führte ihn in ein Zimmer, welches mit einigen Strohsesseln und einem Tische möblirt war, auf welchem eine Tabakspfeife, eine aufgeschlagene Bibel, ein Krug Bier, eine Theekanne, ein Ochsenziemer und zwei lederne Peitschen zu sehen waren. Im zweiten Zimmer sah er zwei kärglich gekleidete Mädchen, die, an einem kleinen Tische sitzend, Miniatur malten; an einem größern Tische saß ein Knabe von ungefähr sechzehn Jahren, mit langen, herabhängenden Haaren, und zeichnete.

Keins dieser Kinder unterstand sich, die Augen empor zu heben, um zu sehen, wer in das Zimmer trat, um das ewige Schweigen zu unterbrechen. Der Sänger grüßte, sie dankten nicht, bis der Vater es ihnen erlaubte und gebot. Annibali sah schöne Pastellmalereien, unter andern das Porträt des alten Mengs und das des Knaben in seiner Arbeit, beide voll Leben und Wahrheit. Der Vater sagte ihm, daß es Arbeiten des Knaben wären.

Voll Verwunderung und als wie im Scherz fragte Annibali den Knaben: ob er ihn auch porträtiren wolle? Dieser sah ihn steif an und antwortete: „Wenn es der Vater erlaubt, o ja!"

„Ja, ich will," sagte der Alte; „weil ich seit gestern Abend diesem Herrn nichts mehr abschlagen kann."

„Und wann willst du es machen?"

„Das hängt von dem Herrn Vater ab."

„Befehlen Sie es jetzt?" sagte der alte Mengs.

„Warum nicht?"

Sogleich holte der Vater einen Bogen blaues Papier, legte es vor den Knaben hin, ging aus dem Zimmer und verschloß die Thür.

Der Knabe fing die Arbeit an. Die Schwestern sahen von ihrer Arbeit nicht hinweg. Es wurde kein Wort gesprochen. — Nach einer Stunde ungefähr sah der Alte durch eine Spalte der Thür und fragte: ob er jetzt kommen könne? — Der Sohn antwortete: „Ja," und der Vater kam in's Zimmer. Er besah die Arbeit, über welche Annibali voll Verwunderung war.

Der Alte ging, holte die Bibel, und begehrte auf dieselbe von Annibali einen Schwur, nie den Verfertiger des Porträts zu nennen. Dieser that es nicht, und hieß, ein wenig gebieterisch, den Alten schweigen. Ganz zornig trug dieser die Bibel wieder fort.

Den folgenden Tag wurde das Porträt beendiget; es erhielt Glas und Rahmen, und des Königs Beichtvater erhielt von Annibali Nachricht von dem Vorfall und dem Benehmen des alten Mengs. Durch den Beichtvater erhielt der König von dem Allem Kenntniß. Wißbegier und Verwunderung trieben ihn an, das Bild holen zu lassen. Mengs wollte es nicht herausgeben. Der Gardist, der es abholen sollte, wurde hitzig; sie kamen in Wortwechsel und beinahe zu Thätlichkeiten. Der Gardist kam so in die Hitze, daß er blank zog, und Mengs mußte das Bild hergeben. Der Alte sah dem Gardisten aus dem Fenster nach und begleitete ihn mit tausend Verwünschungen und Flüchen.

Unwissend, was vorgegangen war, kam Annibali wenige Augenblicke darauf zu ihm. Es kam zu einer ernsthaften Unterhaltung. Die armen Kinder weinten, da sie ihren Vater ganz schrecklich toben und schelten hörten; denn er machte seinem Herzen ohne Schonung und Rücksicht Luft.

Indessen hatte der König das Porträt erhalten. Mit Vergnügen sah er es an, und setzte dasselbe in sein Kabinet, wo es nachher beständig blieb. Hierauf ließ er Annibali befehlen, ihm den jungen Meister seiner Kunst vorzustellen.

Um die bezeichnete Stunde stellte sich der junge Maler, in Begleitung seines Vaters, ein. Da sah er schon das bereit liegende Papier und die aufgestellte Staffelei. Freundlich trat der König herbei und sagte, er wünsche sein Porträt in Pastell gemalt zu sehen. „Wenn du," fuhr er fort, „so geschwind das Porträt des Annibali fertigen konntest, so kannst du auch wohl das meinige machen." Sich tief verbeugend, setzte sich der Knabe hin, ohne alle Bestürzung, und fing die Arbeit an.

Es waren während dem noch nicht zwei Stunden verflossen, als die Königin, der Kronprinz, seine Gemahlin, der erste Minister Graf Brühl und der Pater Quarini eintraten; alle waren entzückt und bezeigten ihre Verwunderung über das so wohlgelungene Porträt. In drei Vormittagen wurde das dem König zum Sprechen ähnliche Bildniß fertig, so wie man es noch jetzt sieht; vielleicht eine der gelungensten Pastellarbeiten des Künstlers.

Hundert Doublonen wurden dem jungen Künstler sogleich ausgezahlt, und er erhielt das Dekret einer jährlichen Pension von 600 Thalern.

Der so königlich belohnte Knabe war der Einzige, der sich darüber wunderte, und nicht begreifen konnte, daß er diese belohnungswürdigen Verdienste wirklich habe, da er mit Gewalt und gezwungen, ohne eigenes Bestreben und Studiren, zur Malerei gekommen war, und jetzt ein Aufsehen erregte, das ihm nie in den Sinn gekommen war.

Der König ließ nun alle, von dem jungen Meister vorhandene Pastellmalereien herbeiholen, bezahlte dieselben sehr freigebig, und befahl, sie in das sogenannte „Cabinet de Rosalba" bringen.

Es versteht sich, daß dem jungen Künstler nun verstattet wurde, in der vortrefflichen Dresdner Bildergallerie seinen Studien ungehindert obzuliegen; und immer hat er mit Vergnügen gesagt, daß er diese Stunden für die herrlichsten seines Lebens halte, daß er beständig die schönen Gemälde des vortrefflichen Correggio hätte küssen und dem Künstler in's Ohr sagen mögen: du allein gefällst mir. Damals war in Dresden noch nicht der vortreffliche Raphal von Piacenza angekommen, um seine ihm gehörende Ehrenstelle einzunehmen.

Des jungen Künstlers Neider suchten ihn zu überreden, nie von der Pastellmalerei abzugehen, aber er selbst fühlte, daß er zu etwas Höherem bestimmt war. Durch den Pater Quarini wußte er es zu betreiben, daß der König ihm erlaubte, nach Rom zu reisen, weil er meinte, dort sei der einzige Ort, wo man malen lernen könnte. Da er diese Erlaubniß erhielt, reiste er mit seinem Vater, seinen Schwestern und der alten Magd im Jahr 1746 ab.

Kaum in Parma angekommen, eilte er, den verehrten Correggio in seiner Wohnung aufzusuchen. In Venedig hielt er sich wegen Titian auf; in Ferrara bewunderte er die herrlichen Gemälde der Künstler aus der alten Zeit der Este, und in Bologna gefiel ihm besonders Nicolini, die Caracci, Guido und andere berühmte Männer, die ganz Europa durch ihre Schüler entzückten.

So kam er, angefüllt mit den schönsten malerischen Ideen, endlich in Rom an. Titian und Correggio im Herzen, ließ er sich in die Zimmer des Vatikans verschließen, wo Raphael seine göttliche Seele in seinen Gemälden an den Mauern zurückgelassen hat. Hier studirte er, in der fortdauernd strengen Behandlung seines Vaters, bei Wasser und Brod. Ihm versüßte die Kunst Alles.

Nun versuchte er in Oel zu malen. — Um ein Modell zu dem Kopfe einer Mutter Gottes des Erlösers zu finden, war er in Verlegenheit, als ihm einst ein sehr schönes Bauernmädchen auf der Straße begegnete. Er stand still und rief begeistert aus: „Siehe an, die Mutter, die ich suche."

Das Mädchen ließ sich denn auch bewegen, in Begleitung ihrer Mutter bei Mengs zu erscheinen und sich porträtiren zu lassen. Wie sich aber beide so lange und oft in die Augen schauten, da wurden sie plötzlich inne, daß eins in's andere verliebt war! Bald sprach man auch von der Hochzeit. Mengs sowohl als seine Schwestern waren Protestanten, doch ohne allen Religionsunterricht aufgewachsen, und bekannten sich, der zukünftigen Gattin Raphaels zu liebe gerne zur katholischen Confession; ja auch der alte Mengs trat plötzlich zu dieser Religion über,

indem er sagte: eine wohleingerichtete Familie dürfe nicht zweierlei Meinung hegen.

Mittlerweile war die Zeit des Urlaubs verstrichen, und obwohl Mengs in Rom bedeutendes Aufsehen gemacht hatte und mit vielen Aufträgen betraut worden wäre, so kehrte jetzt doch die ganze Familie nach Dresden zurück.

Mit Entzücken wurde Raphael und seine Arbeiten von dem König aufgenommen. In einem Alter von zwanzig Jahren wurde der junge Künstler erster Hofmaler, und seine Pension wurde auf tausend Thaler erhöht.

Seine Arbeiten wurden allgemein bewundert, und er stand in größter Achtung. Seine Kunst aber und die Sehnsucht seiner Gattin nach ihrer Vaterstadt vermochten ihn, den König abermals um Urlaub zu einer Reise zu bitten. Er erhielt denselben, und reiste im September 1752 mit seiner Gattin und seinen zwei Schwestern wieder nach Rom.

Dort wurde Raphael sehr freundlich und ehrenvoll empfangen. Die Akademie von St. Lukas nahm ihn, einen Jüngling von vierundzwanzig Jahren, unter ihre Ehrenmitglieder auf. Papst Benedikt XIV. schätzte die seltenen Talente des jungen Künstlers und beehrte ihn mit dem Ritterkreuz. — Damals lernte er Winkelmann kennen. Beide gefühlvolle Männer schlossen sich herzlich an einander an und studirten zusammen die Antike.

Im Jahr 1757 fing Mengs auch an, in Fresko zu malen, und legte davon meisterhafte Proben in der Kirche des heiligen Eusebius der Cölestiner Mönche, von Neuem in Rom erbaut, mit großem Beifall ab. Der Abt war außer sich und bat um ein Altarstück für das Kloster von Sulmona. Ohne Verzug malte das der Künstler. Das Alles mit solch' einer Leichtigkeit konnte nur Mengs wagen und so meisterhaft vollenden.

Indessen war Benedikt XIV. gestorben. Ihm folgte Clemens XIII. Seine Familie bemühte sich, von ihm ein Porträt von Mengs zu erhalten. Er malte es, den Papst vorstellend, in natürlicher Größe, zweimal, einmal für die Familie Rezzoniko in Venedig und eins für Rom. Dieses wurde nicht allein als ein Meisterstück der Aehnlichkeit, sondern auch als ganz ausgezeichnet in der Farbenmischung anerkannt.

Darauf malte er ein Deckenstück in der Villa Albani und ein großes Bild für die Kapelle des Königs von Neapel in Caserta.

Nun aber erhielt er einen Ruf nach Spanien mit einer jährlichen Pension von 6000 Thalern, nebst vielen Freiheiten und Bequemlichkeiten. Im Jahr 1761 reiste er dahin mit seiner Frau und seinen Kindern ab, und wurde von König Karl III. mit großer Auszeichnung empfangen. Ruhm und Ehre folgten ihm überallhin nach.

Tiefen Schmerz bereitete ihm im Jahr 1763 der Tod seines Vaters in Dresden.

Was Raphael in Spanien für den König malte, und die Vollendung, welche er seinen nach Dresden zu sendenden Gemälden gab, genießt jetzt noch die Bewunderung der Kenner, und wird sie genießen, so lange die Kunstwerke und Meisterstücke gesehen werden.

Durch den unendlichen Fleiß, welchen Raphael Mengs in Spanien seiner Kunst Tag und Nacht widmete, hatte seine Gesundheit sehr gelitten, und der König erlaubte ihm, um dieselbe wieder herzustellen, nach Rom zu gehen. Doch vollendete er vorher noch ein großes Gemälde, die unbefleckte Empfängniß, welches ihn allein schon unsterblich gemacht hätte, hätte die Welt auch weiter kein Gemälde seinem herrlichen Pinsel zu verdanken. Er aber rief entzückt aus: „Ich gehe nun wieder nach Rom! Die Luft, welche ich dort einathme, scheint die mir angeborene zu sein.“ Die Freigebigkeit des Königs erlaubte ihm, kurze Touren auf seiner Reise zu machen, was sich auch nicht anders wollte thun lassen, denn mit sehr geschwollenen Füßen verließ er mit seiner Familie Madrid. So kam er nach Barcellona, wo er liegen bleiben mußte, eine sichere Ueberfahrt nach Italien zu erwarten. Die ihm drohende Melancholie zu verscheuchen, beschäftigte er sich mit Porträtiren. Endlich kam es zum Einschiffen. Als er in Monako ankam, mußte er an's Land getragen werden, der Geschwulst seiner Füße wegen, die bereits bis an den Unterleib gestiegen war und eine auszubrechende Wassersucht drohte.

Mit großer Liebe nahm ihn der Fürst Chrinaldi, damals Herr dieser Staaten, auf, da er die seltenen Verdienste seines Gastes kannte und als Kunstkenner zu schätzen wußte. Er übergab ihn der Sorgfalt seines Leibarztes, der so glücklich war, Mengs' Zustand zu bessern. Aus Erkenntlichkeit malte der Künstler des Fürsten Porträt, welches ihm ganz besonders wohl gerieth.

Erfreut, beinahe ganz wieder hergestellt, voller Verbindlichkeiten gegen den Hof, den er jetzt verließ, reiste Raphael ab und fuhr nach Genua, im März 1769. Hier verweilte er, ganz entzückt, bei den Meisterwerken seiner Kunst; denn wenige Maler haben dieselbe vielleicht so sehr und so leidenschaftlich geliebt, als Mengs. Die Maler-Akademie zu Genua nahm ihren Mitbruder mit einer Theilnahme auf, die der Künstler in jeder Hinsicht verdient hatte.

Giambattista Combioso bat ihn, das Porträt seiner Gemahlin Tomasina zu malen, welches Alle, die es sahen, wie das Original, entzückte. Ganz Genua war darüber außer sich.

Er eilte nach Florenz, wo ihn der Hof sehr gnädig aufnahm und sich mehrerer seiner Kunstarbeiten erfreuen durfte; indessen hatte man in Rom kaum vernommen, Mengs sei wieder in Italien, als die Akademie St. Lukas ihn zu ihrem Oberhaupte erwählte.

Endlich kam er, im Februar 1771, in Rom wieder an und wurde daselbst mit allgemeinem Frohlocken empfangen. Selbst Clemens XIV. empfing die Nachricht von seiner Ankunft mit großer Freude. — Er malte noch an seiner Geburt Jesu, ein Gemälde, welches für den König in Spanien bestimmt war, als der Papst einige Gemälde von ihm in die Zimmer des Vatikans zu haben wünschte, und ihn selbst aufforderte, ein Altarblatt für St. Peter zu verfertigen; eine Ehre, welche man den Toison d'or für einen Maler nennt.

Da das geschehen war, reiste er 1773 nach Neapel. Dort seines Ruhmes mehrere Denkmale hinterlassend, ging

er wieder nach Rom, wo er so gern war, machte dann aber eine Reise nach Florenz, und reiste endlich, sehr kränklich, nach Madrid zurück, da er eben von dem verdrießlichen dreitägigen Fieber befallen worden war. Dort nahm er seine vorigen Plane wieder vor und fing ein großes Plafond für den Speisesaal des Königs an, auf welchem er die Vergötterung Trajans und den Tempel des Ruhms darstellte. In diesem Werke übertraf er sich selbst. Auf dem Wege quälte aber nicht allein die Krankheit seinen Körper, sondern er ward auch von heftiger Sehnsucht befallen, da er seine Familie, die er so sehr liebte, in Rom zurückgelassen hatte.

Der König nahm ihn ganz besonders gütig auf, und da er die große Zärtlichkeit kannte, welche er für seine Familie hegte, gab er ihm für jede seiner fünf Töchter eine Pension von 200 Thalern, und versprach ihm, thätiger Beschützer seiner beiden Knaben zu sein. — Die tiefgefühlteste Dankbarkeit bestimmte den Künstler, das Ausmalen der königlichen Zimmer zu übernehmen.

Drei Jahre malte er in Madrid, und diese drei Jahre verzehrten ihn.

Der König, seine Krankheitsleiden wahrnehmend, erlaubte ihm, wieder nach Italien zurückzukehren. Vorher aber ertheilte er ihm den Titel seines Ersten Malers, mit einer lebenslänglichen jährlichen Pension von 3000 Thalern. Der dankbare Künstler beschenkte den Monarchen mit dem, was er am liebsten um sich sah, mit seinen schönen Gypsformen, die er sich mit großen Unkosten angeschafft hatte. Diese Sammlung war so ansehnlich, daß über 120 große Kisten voll über's Meer geschickt wurden.

Im März 1777 kam Mengs wieder in Rom an, wo ihn Papst Pius VI. voll Vergnügen empfing.

Um diese Zeit entdeckte man unter aufgegrabenen Ruinen eine kleine Statue der Venus von Marmor, von seltener Kunst, der ein Fuß fehlte. Mengs war kein Bildhauer, aber er unternahm es doch, zu seinem Vergnügen, diese Statue zu ergänzen. Selbst diese Arbeit gelang ihm trefflich. Man kann seine Arbeit nicht von der des Originals unterscheiden; man weiß nicht, welches Bein schöner ist.

Den 3. April 1778 entriß der Tod dem leidenden Künstler seine herrliche Gattin in ihrem noch nicht zurückgelegten 48sten Lebensjahre. Er war über diesen Verlust beinahe untröstlich. Von dem Leichnam konnte er sich nicht trennen; er kleidete ihn selbst an und folgte mit wankenden Schritten den Ueberresten seiner Theuern zum Grabe nach, der er, den 29. Juni 1779 endlich selbst sterbend, in einem Alter von 51 Jahren nachfolgte. Er wurde mit großem Gepränge neben seiner Gattin bei St. Michael und Magnus in Borgo, ihrer Pfarrkirche, begraben. Das Grab hatte er vorher für sie und sich zurichten lassen.

Er hatte eben ein Gemälde der Verkündigung vollendet, über welches ihm von Allen, die es sahen, ungemein viel Schönes und Lobenswürdiges gesagt wurde. Da sagte er zu einem Kenner, welcher die Herrlichkeit lobte, in welcher er die Engel in derselben schwebend abgebildet hatte: „Gewiß! das ist nur ein Nichts in Vergleichung dessen, was ich bald hoffe im Himmel zu erblicken."

Wäre Mengs ein eben so kluger Haushalter als großer Maler gewesen, so müßte er sehr reich gestorben sein *); aber er war es nicht. Selbst seine ungemeine Liebe für die Kunst ließ ihn wenig sparen. Kein Buch seiner Kunst, keinen Kupferstich, kein antikes Gefäß, keine Gypsform, keine antike Statue konnte er, wenn sie zu haben war, ungekauft lassen. Dazu rechne man noch den Aufwand in seiner Haushaltung, bei zwanzig Kindern (von denen sieben ihn überlebten), welchen er die kostbarste Erziehung gab, seine häufigen Reisen mit der starken Familie, sein beinahe grenzenloser Hang wohlzuthun, seine von Sparsamkeit weit entfernten Tafelfreuden, und man darf und wird sich nicht wundern, daß er nicht Schätze wie ein Michael Angelo, Rubens oder Bernino hinterließ.

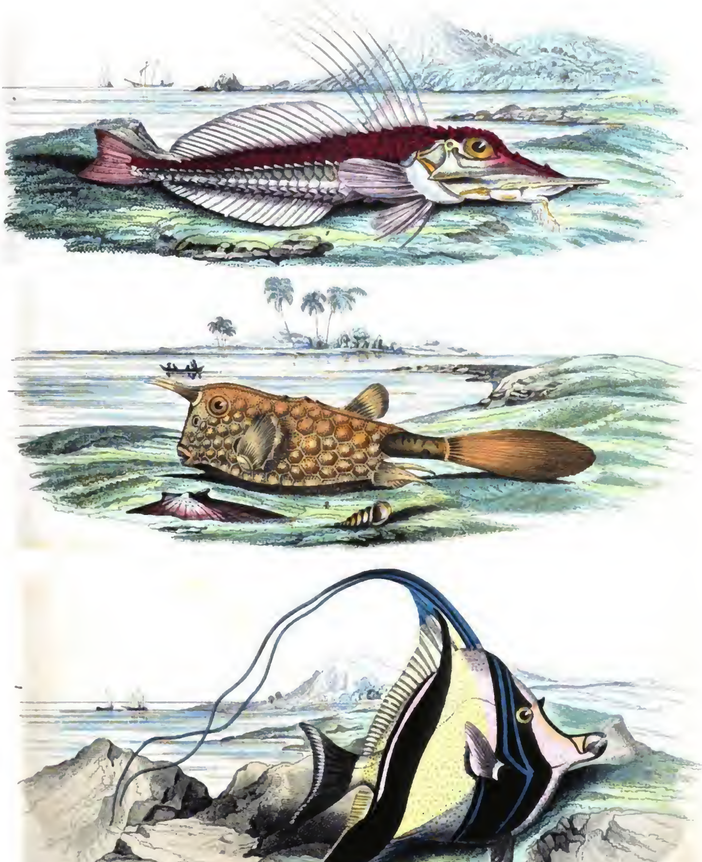
Der Papst, besonders aber der König von Spanien nahmen nach Mengs Tode sich seiner Kinder an, und sie wurden alle wohl und gut versorgt.

Raphael Mengs war von mittlerer Statur, etwas hager. Er hatte ein freundliches, ansprechendes, schönes Gesicht von einer etwas bräunlichen Farbe. Diese ansprechende Schönheit verlor sich mit den Jahren unter seinen unermüdlichen Arbeiten und mancherlei Verdruß und Familiensorgen. Aber seine Lebhaftigkeit verminderte sich niemals. Leicht war er aufzubringen, aber sein Zorn war von kurzer Dauer. Gleich suchte er Alles wieder gut zu machen, beschenkte, bat sogar um Verzeihung. Er war sehr mitleidig, theilte gern mit, und gab reichlich und viel. Außer der Musik, die er sehr liebte, war er ein großer Verehrer der Literatur; er schätzte und verehrte die alten Geschichtschreiber, besonders die Griechen. Außerordentlich liebte er besonders den Pausanias. Jeden Tag las er einige Kapitel in der Bibel. Er verstand Lateinisch, sprach außer seiner deutschen die italienische, französische, spanische und ziemlich gut die englische Sprache. — Er schrieb einen Traktat über die Schönheit, der sehr bekannt und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Ferner schrieb er eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe, einen Aufsatz über die Gemälde des königlichen Palasts in Madrid, und mehrere andere kleine Schriften, die gesammelt worden und auch in Deutschland bekannt sind. — Die Maler, so mittelmäßige Künstler sie auch waren, wurden von ihm nicht verachtet. Er sagte: „Die Malerei ist eine so edle Kunst, sie ist so schwer, daß auch die Mittelmäßigkeit in derselben Lob verdient."

Zu seiner persönlichen Charakteristik und zu den Urtheilen über seine Werke fügen wir nur noch einige Anekdoten und Kritiken, diesen herrlichen Künstler betreffend:

Eines Tages ging ein herrlicher Cameo verkäuflich in allen Häusern der Prinzen und Eminenzen in Rom herum, wurde von Jedermann bewundert, aber nicht gekauft. Von dem heftigsten Aerger aufgereizt, brachte Mengs

*) Nach den sichersten Angaben hatte er in den letzten Jahren seines Lebens mehr als 180,000 Scudi (etwa 250,000 Rthlr.) eingenommen.



1860. 15.

endlich dieses Kunstjuweel an sich und ließ sie in ein Braçelet für seine Frau fassen *).

Wenn ehedem die Päpste sich porträtiren ließen, mußten das die Maler knieend thun. Mengs aber weigerte sich, und sagte: er könne nur sitzend treffen; und man erlaubte ihm, dabei zu sitzen.

Der eine der Söhne Mengs' widmete sich dem geistlichen Stande, dem jüngsten gab der König von Spanien eine Stelle bei dem Ingenieurcorps. Von den Töchtern wurde die eine an den Kupferstecher Carmona **), eine zweite an einen wohlbemittelten Mann zu Ascarano im Gebiet Ascoli, eine dritte an einen Staatskanzlisten des Cardinals Pallavicini, Vincenz Filion, vermählt. Das Schicksal der Andern ist unbekannt. Von Mengs' Schwestern verheirathete sich eine an einen Künstler, Namens Maron, die andere ging in ein Kloster.

Die Art und Weise, wie Mengs den Pinsel führte, war ihm ganz eigen. Er impastirte seine Bilder sehr stark, damit sie desto mehr Lichtstrahlen auffangen und zurückwerfen könnten. Die Natur einer jeden Farbe und die Wirkung, die man sich nach langer Zeit versprechen muß, wenn das Oel verflogen ist, kannte er eben so gründlich, als die Theorie des Lichts und seine Decomposition in sieben Farben durch das Prisma. Indessen befolgte er, letzteres betreffend, ein ganz anderes System, welches er durch seine Praxis gefunden hatte, und behauptete, man könne alle Farben auf drei zurückbringen: Gelb, Himmelblau und Roth; aus ihrer Mischung brachte er alle übrigen hervor. Das Weiße und Schwarze hielt er für keine Farben; und wo er konnte, zog er die natürlichen Erden allen andern Materien vor.

Aus den Tiefen bewährter Erfahrungen geschöpft waren Mengs' Aussprüche, wenn sie Bezug auf das Praktische hatten. Ein solcher Ausspruch geht jetzt noch von Mund zu Munde. Er sagte nämlich: „Bei'm Zeichnen soll man immer an's Malen, und bei'm Malen an's Zeichnen denken." In der That ein großes, wahres Wort!

Interessante Fische.

(Taf. 15.)

Der große Naturforscher Georg v. Cuvier betrachtet den schön und regelmäßig gebauten Flußbarsch, Perca fluviatilis *L.*, als die Grundform der Fische und stellt ihn an die Spitze seines großen ichthyologischen Werkes (L'histoire naturelle des poissons). In welch' monströser Weise die stets beibehaltene Grundform dieser Thierklasse jedoch in einzelnen Familien derselben variirt erscheint, zeigt ein Blick auf die abnormen Gestalten unserer Kupfertafel, den achtkantigen Panzerfisch, den vorn senkrecht abgestumpften Seestier und das fast eine runde Scheibe bildende Hackbrett.

Der Panzerfisch oder Seehahn, Peristedion cataphractum *Lacépède*, gehört zu den Panzerwangen (Trigloides oder Cataphracti), die sich durch ihren meist gabelförmigen, durch breite, rauhe oder stachlige Wangenknochen gleichsam gepanzerten Kopf auszeichnen. Der zahnlose, halbkreisförmige Mund öffnet sich unter der Basis der schnabelförmig verlängerten Oberkinnlade, die Unterkinnlade ist mit einem Büschel langer Bartfäden besetzt. Das Auge ist auffallend groß, der Kiemendeckel läuft in eine Spitze aus, und der Körper ist mit großen, knochenartigen Schuppen bekleidet, die einen rückwärts gerichteten Stachel tragen. Die erste Rückenflosse hat 7 lange, freie und biegsame Strahlen, die zweite 17 kürzere von gleicher Länge, die durch die Flossenhaut verbunden sind. Die Brust- und Bauchflossen sind oval, neben letzteren 2 lange, freie Strahlen, die Afterflosse entspricht der größern zweiten Rückenflosse, und die Schwanzflosse ist halbmondförmig ausgeschnitten. Die Farbe dieses schönen, etwa 1 Fuß langen Fisches ist oben lebhaft roth, die Seiten schimmern golden, der Bauch ist weißlich. Die Bauch- und Brustflossen sind bräunlich, die übrigen röthlich gefärbt.

Dieser prachtvolle, an die tropischen Meere erinnernde Fisch ist im Mittelmeere nicht selten. Sein Fleisch ist fast ungenießbar. Da er sich aber sehr leicht trocknen läßt, verkaufen ihn die Fischer als Naturseltenheit an die Fremden, oder hängen ihn, wie Georg v. Martens erzählt, als Zeichen der Dankbarkeit um ein schützendes Madonnenbild auf, weßhalb er in Venedig auch Anzolello de la Madonna heißt. In Sammlungen sieht man ihn häufig, nur Schade, daß seine glühendrothe Farbe so schnell nach dem Tode verbleicht. In Spanien wird er als Zierde im Zimmer aufgehängt und nicht selten auch als Windfahne benützt.

Der Seestier oder Kofferfisch, Ostracion cornutus *Bloch*, zählt zu der Familie der Harthäuter (Scelerodermi), deren Kiefer mit großen kegelförmigen Zähnen, und deren Körper mit eckigen Knochenschildern besetzt ist. Die Gestalt des Seestiers ist dreieckig, zwei lange Stacheln stehen horizontal vor den Augen, zwei andere hinter dem After. Der Mund ist klein, aber mit starken vorragenden Zähnen versehen. Die Bauchflossen fehlen, die übrigen sind klein und abgerundet. Nur sie und der an Länge dem Körper gleichkommende Schwanz sind an dem unförmlichen Thiere beweglich, das aus diesem Grunde auch den Namen Kofferfisch erhielt. Die Schilder sind sechseckig, die Farbe braun in's Röthliche. Länge 15 Zoll.

Der Seestier ist ein Bewohner tropischer Meere. Dieselbe oder eine ganz ähnliche Art wurde schon von der Mannschaft des Kolumbus auf Cuba als ein Meerwunder aufgefischt. Gegenwärtig soll es an einigen Gestaden dieser Insel so von diesen monströsen Fischen wimmeln, wie bei uns von kleinen Flußfischen. Sie beleben nicht nur die klare See, sondern liefern auch ein schmackhaftes Fleisch, das mit dem der Schweine verglichen wird.

*) Dieser Cameo wurde nach Mengs Tode wahrscheinlich durch Reifenstein für die Kaiserin von Rußland um 1500 Zechinen erstanden.

**) Geboren zu Madrid 1740. Die prachtvolle Ausgabe des Don Quixote zieren seine Kupferstiche. 1798 lebte er noch und gab neue Beweise seiner Talente

Das in die Familie der Schuppenflosser (Squamipennes) gehörige Hackbrett, Zanclus cornutus *Cuv.*, ist scheibenförmig, höher als lang, Mund und Schwanz zapfenförmig. Unter den Augen steht ein kleines Hörnchen, das ihm den Namen gibt. Die beiden ersten Strahlen der bis zum Schwanze reichenden Rückenflosse sind in lange, hinter dem Fische herziehende Bänder verlängert. Die ersten Strahlen der Afterflosse sind die längsten, und sie setzt sich gleichfalls bis zum Schwanze fort. Die Brustflossen stehen auf den Seiten, die schmalen, zugespitzten Bauchflossen unten, die Schwanzflosse ist bogig ausgeschnitten. Die Schuppen sind mikroskopisch klein und machen die Haut des Fisches rauh. Dieselbe ist gelb und mit drei breiten, lebhaft schwarzen, schiefstehenden Querbinden geziert, von welchen die erste vom Scheitel bis zur Kehle, die zweite über den Leib und die dritte über den Schwanz läuft. Die Länge beträgt nur 1 Fuß, der Fisch hat aber gleichwohl ein Gewicht von 10—15 Pfunden und schmeckt vortrefflich.

Das Hackbrett ist unter verschiedenen Namen (Besaan, Fähnderich, Trompete) weit in dem stillen Meere verbreitet. Die Bewohner einiger Südseeinseln erweisen dem Fische, vielleicht seiner mondförmigen Zeichnungen wegen, göttliche Ehren, weßhalb man ihn auch unter dem Namen Abgottfisch aufgeführt findet. Geräth er jenen Insulanern zufällig in's Netz, so legen sie ihn auf Cocosblätter, knieen vor ihm nieder und bringen ihn vorsichtig wieder in's Meer.

C. F. A. Kolb.

Leben der Ural'schen Kasaken. — Ihr Fischfang im Uralflusse.

(Schluß zu S. 108.)

Der tapfere und unternehmende Geist, welcher das ganze Kasakenheer beseelt, macht, daß der Kasak die vielfachen Entbehrungen im Felde weit weniger empfindet, als andere Menschen, für ein rauhes Clima gänzlich abgehärtet ist, und daß derselbe endlich mit Gewandtheit jede Gefahr leichter überwindet. Aber nur durch dieses freie, wilde, und doch durch militärische Disciplin geordnete Fischerleben wird der Kasak in seinem ganzen Wesen sehr gekräftigt und ihm eine gewisse Sicherheit und Thatkraft eigen, die ihn als Soldat im Felde bekanntermaßen so vortheilhaft auszeichnen.

Die dritte und merkwürdigste Art des Fischfanges ist die Winterfischerei auf dem Eise, mit 8—10 Faden langen Stangen, an deren unterem Ende starke eiserne, halbrunde und sehr geschärfte Haken befestigt sind. Dieser letztere Fischfang ist überhaupt das interessanteste Stück im Leben der Ural'schen Kasaken.

Sobald der Uralfluß anfängt, sich mit einer leichten Eisrinde zu bedecken, was gewöhnlich Ende November oder Anfangs Dezember der Fall ist, suchen die Fische vorzugsweise die tieferen Stellen des Flusses auf, um hier den Winter in einer Art von Ruhe zuzubringen. Da sich aber der Boden des Uralflusses durch die Strömungen alljährlich verändert, so daß die tieferen Lagerstellen der Fische nicht immer bekannt sein können, so merken sich die Kasaken, sobald der Fluß zufrieren will, diejenigen Stellen, wo die Fische an der Oberfläche erscheinen, um zu spielen, oder sie legen sich, sobald der Fluß nur eben zugefroren ist, auf das dünne, wie Glas durchsichtige Eis, bedecken den Kopf mit einem dunkeln Tuche, und können dann die großen Fische auf dem Grunde des Flusses ruhig liegen sehen. Diese Andeutungen suchen sie dann bei der allgemeinen Winterfischerei zu benützen. Der erste und am wenigsten bedeutende Fischfang erfolgt gewöhnlich in den ersten Tagen des Dezember, oft sogar schon Ende November, wenn das Eis noch sehr schwach ist, und dauert nur einen einzigen Tag. Es fischt hier blos eine Anzahl Kasaken, denn der Zweck dieser Vorfischerei besteht eigentlich nur darin, nach altväterlicher Sitte eine Menge der schönsten Fische und des vorzüglichsten Kaviars als Präsent an den kaiserlichen Hof nach St. Petersburg abzufertigen. Zu diesem Zwecke warten schon neun Dreigespanne und ein Offizier am Ufer. Fische und Kaviar werden nun aufgeladen, und mit sausender Eile geht es Tag und Nacht mit Postpferden bis nach Petersburg, von wo die Ueberbringer immer mit reichen Geschenken zurückkehren.

Der zweite oder eigentliche Winterfischfang, welcher zugleich der allgemeine ist, erfolgt immer kurz vor Weihnachten, dauert acht Tage, und endigt 80 Werst von der Stadt Uralsk abwärts zum kaspischen Meer in täglichen Stationen. Der dritte Fischfang beginnt 80 Werst unterhalb Uralsk, und endigt 180—200 Werst von der Stadt. Jeder Kasak fischt für sich mit einem langen Fischhaken, mehreren kleinen Haken an kurzen Stangen, um den Fisch damit herauszuziehen, wenn er schon gefangen ist, einer eisernen Brechstange zum Ausbrechen des Eises und einer Schaufel. Jeder Kasak erhält nur einen Erlaubnißschein (Offiziere und Beamte deren mehrere); dieß hindert aber nicht, daß Mehrere von denen, die nur je einen Erlaubnißschein besitzen, sich gegenseitig helfen, Gesellschaften bilden, und dann die gemeinschaftlich gefangenen Fische unter sich theilen.

Sobald der Tag erscheint, wo die Fischerei beginnen soll und der Fischerei-Ataman bestimmt worden ist, ist Alles schon voller Erwartung und Leben. Kaum zeigt sich der erste Schimmer der Morgenröthe, so ziehen die Tausende von Kasaken schon zum Flusse; ihnen folgt eine Menge Russen und Kirgisen, welche als gemiethete Arbeiter für die Pferde zu sorgen haben, das Zelt oder die Filzhütte aufschlagen, Feuer von Strauchwerk anmachen, und überhaupt alle Arbeiten verrichten, die nicht unmittelbar zur Fischerei gehören, mit welcher sich der Kasak allein beschäftigt. Auch erscheinen große Züge russischer Kaufleute aus Uralsk und anderen Orten mit ihren vielen Fuhren und Arbeitern, welche den Fischzug immerwährend begleiten, die Fische, sowie sie aus dem Wasser kommen, sofort von den Kasaken kaufen, den Kaviar herausnehmen, einsalzen und in Tonnen schlagen, die Fische selbst aber, nachdem auch die sogenannte Hausenblase herausgenommen ist, entweder steinhart frieren lassen, oder ebenfalls einsalzen, um Alles so rasch als möglich in's Innere des Reiches zu

versenden. Zusammen mit den Kaufleuten begleitet immer auch eine Anzahl Wirthe oder Marketender den Fischzug; sie schlagen ihre leichten Hütten am Ufer auf, wo sie dann Hafer und Heu, Brod, Backwerk, Nüsse, Pfefferkuchen, Thee, Branntwein u. s. w. verkaufen. Hat der große Zug dieser Masse von Menschen und Thieren in langen Reihen endlich die Ufer des Flusses erreicht, so werden in der Eile eine Menge Filzhütten, leichte Zelte und andere kleine Wohnlichkeiten errichtet, die aber, da sie den Fischzug immer stromabwärts begleiten, nur auf kurze Zeit berechnet sind. Alles ist hier in reger Thätigkeit; die Ufer wimmeln von Menschen, und das Ganze gleicht einer großen Völkerwanderung. Endlich hat Alles Platz gefunden, am Ufer ist die Signalkanone aufgestellt und neben ihr steht der Artillerist mit der brennenden Lunte. Nun erhalten die Kasaken den Befehl, sich in langen Reihen an den beiden Ufern des Flusses aufzustellen, um hier das Signal zum Fischfang zu erwarten. Jeder Kasak schleppt die Fischhaken und Brechstangen hinter sich her, und stellt sich an das Ufer, wo er gerade Platz findet, oder wo er glaubt, eine tiefe Stelle und viele Fische zu finden.

Nachdem sich Alles geordnet, tritt endlich der Fischerei-Ataman aus seinem Zelte, und geht langsam mitten auf den Fluß, den vor dem Kanonenschusse kein Kasak betreten darf. Nun erfolgt eine wahre Todtenstille, Alles ist voller Erwartung, und mit vorgebeugtem Oberkörper ist schon Jeder zum Sprunge bereit. Es ist ein wahrhaft interessanter Augenblick, diese Reihen kräftiger und lebensfroher Menschen lautlos und doch in höchster Aufregung zu sehen. Alle Gesichter strahlen von Freude und Lust, die Augen entweder auf einen vorher ausgesuchten Fleck im Flusse oder starr auf den Fischerei-Ataman gerichtet, der das Zeichen zum Abfeuern der Kanone geben soll. Endlich kracht diese, und in demselben Momente entsteht ein wahrer Höllenlärm, denn das ganze Kasakenheer stürzt sich nun mit Geschrei und Jubel bunt durcheinander auf das Eis. Jeder strebt mit rasender Hast nach einem vorher ausgesuchten Platze zum Fischen, oder, wenn ihm ein Anderer schon zuvorgekommen ist, so wählt er eine andere Stelle, wie Eile, Zufall und Raum es gestatten. In einem Nu werden Tausende kleiner Löcher von ein paar Fuß Durchmesser in das Eis gehauen, und nun erhebt sich ein ganzer Wald von langen Fischerhaken, welche in diese Eislöcher bis auf einen oder zwei Fuß vom Grunde hinabgesenkt und von den Kasaken in der Hand gehalten werden, damit der Fischende sogleich fühlen kann, wenn ein Fisch über den Haken geht oder die Stangen berührt. Ist dieß nun der Fall, so zieht der Kasak mit einem schnellen Ruck die Stange aufwärts, der scharfe Haken faßt den Fisch unter dem Bauche in's Fleisch, und er ist gefangen. Das Loch im Eise wird nun vergrößert, der Fisch mit den kleinen Haken noch besser gefaßt, und endlich von einem Mann allein oder mit Hülfe Mehrerer auf das Eis gezogen. Durch das Hin- und Herlaufen und das Geschrei der vielen Menschen, durch das Brechen der Eislöcher und durch die Tausende von langen Stangen, welche sich labyrinthisch in die Tiefe senken, werden die Fische von ihren Lagerstellen aufgeschreckt, streichen unruhig hin und her und gerathen nun in die Haken. Dadurch wird auch bald das ganze Eis mit Blut bedeckt, es ist eine wahre Schlacht, und am Ufer häufen sich kleine Berge von Fischen; denn sobald nur ein Fisch am Haken sitzt, erscheinen auch schon Kaufleute auf dem Eise, um denselben dem Fänger abzuhandeln. Oft geschieht dieß sogar schon, wenn der Fisch noch unter dem Wasser ist und der Käufer also die Sorte noch gar nicht, die Größe durch Ergreifen des Hakens nur ungefähr kennt, in welchem Falle dann der Handel den Charakter eines förmlichen Lotteriespiels erhält.

Am schwierigsten zu fangen sind, wegen ihrer großen Vorsicht, die großen Hausen von 15—20 Pud (600—800 Pfund). Wird ein solcher Riesenfisch durch den fürchterlichen Lärm und das Getöse, wovon das ganze Eis erdröhnt, aufgeschreckt, so kommt er oft an die Oberfläche des Eises, um zu sehen, was da oben geschieht, oder er schwimmt schlau im halben Wasser. Berührt er nun die Stange des 4 oder 5 Faden tiefer im Grunde liegenden Hakens, so erfordert es viel Schnelligkeit und Gewandtheit, den Haken rasch so weit heraufzuziehen, um den Fisch unter dem Bauche zu fassen. Oft zerbricht ein solcher Fisch die Stange, fährt in den Haken des Nachbars, zerbricht auch diesen und sucht zu entkommen, was aber doch nur selten gelingt. Denn da überall auf dem Flusse Haken eingesenkt sind, so entsteht, wenn ein so großer Fisch durchgeht, ein allgemeiner Lärm; Alle passen auf, wo sich die Stange rührt, und meist wird der Flüchtling eingefangen, unter allgemeinem Jubel auf's Eis gezogen, und wandert nun in die Hände der Kaufleute.

Für den fremden Beobachter hat dieses höchst eigenthümliche Fischerleben einen so hohen Reiz, daß man sich nicht satt sehen und nicht genug das rasche, unternehmende Wesen der Kasaken bewundern kann. Fällt z. B., selbst bei starkem Froste, eine eiserne Brechstange durch das aufgeeiste Loch in den Strom, so wird hievon nicht viel Wesens gemacht; der erste beste Kasak entkleidet sich, man bindet ihm einen Strick um den Leib, er taucht unter, findet die Brechstange, und wird von seinen Kameraden wieder auf das Eis gezogen. Hier kleidet er sich schnell an, macht das Kreuz, nimmt dann auch wohl einen Schluck Branntwein, und geht nun, als ob Nichts vorgefallen wäre, ruhig wieder an seine Fischerei.

Höchst interessant war die Fischerei im Dezember 1855. Es war schon hohe Zeit, das Präsent an den kaiserlichen Hof abzufertigen. Der Ural war aber noch nicht ganz zugefroren, und in der Mitte gab es noch große Flächen offenen Wassers. Man versuchte wohl zu fischen, aber es wollte sich Nichts fangen lassen. Endlich bemerkte ein Kasak, daß sich eine Menge Fische, durch den Lärm aufgescheucht, an der Oberfläche des offenen Wassers zeigte; wie nun aber da hinkommen? Da wurde ohne langes Besinnen eine Eisscholle vom Rande abgehauen, ein rüstiger Kasak setzte sich darauf und schwamm nach der Mitte, vorsichtig mit dem Fischhaken im Wasser so lange herumfühlend, bis er endlich so glücklich war, einen recht großen Fisch zu erfassen. Nun aber wurde das Schauspiel erst recht interessant. Der Kasak konnte das große Thier nicht

bändigen, es schleppte ihn mit der leichten Scholle hin und her, und zuletzt zog es ihn von der Scholle herab. Doch der Kasak hielt die Stange mit dem Fische immer fest, plätscherte im Wasser so gut es gehen wollte, und da er sich zuletzt dem Rande des Eises etwas näherte, so wurde ihm vorsichtig ein langer Haken in die Kleider gehakt und nun Mensch und Fisch zusammen unter grenzenlosem Jubel auf das Eis gezogen. Da nun das Kunststück so wunderbar geglückt war, so wurde eine große Eisscholle abgetrennt, und mehrere Kasaken sprangen darauf, um den Feind mitten im Flusse anzugreifen. Dieser Fischfang war nun wohl mühevoll und ungewöhnlich, aber doch machte er den Kasaken große Freude, da nun das Präsent nach Petersburg noch zur rechten Zeit abgesendet werden konnte.

Ist der Fischfang an einem Tage beendigt, so begibt sich Alles in's Lager, es wird gegessen und getrunken, gekauft und verkauft, Fische eingesalzen und Kaviar gemacht. Die Tagesereignisse werden dann vielfach besprochen, es wird gelacht und gejubelt, und die Ufer des Ural ertönen oft von den heimathlichen Klängen des Gesanges, bis endlich, ermattet von der Arbeit, Alles in den Schlummer sinkt. Doch kaum graut der Morgen, so wird auch schon aufgebrochen, man zieht stromabwärts nach einer neuen Station, auf welcher die Fischerei ebenso, wie am ersten Tage, wieder durch einen Kanonenschuß eröffnet wird. In dieser Weise rückt man alle Tage weiter vor, bis endlich der ganze Strom, so weit es bestimmt, völlig abgefischt ist und alle Kasaken in ihre Wohnungen zurückkehren. Die gefangenen Fische werden nun größtentheils in das Innere des Reichs gesendet, der herrliche Kaviar und die Hausenblase aber durch ganz Europa herum verschickt. Die Winterfischerei ist nun beendet, und erst im nächsten Frühjahre, wo wieder neue Schaaren von Fischen aus dem kaspischen Meere aufwärts in den Strom ziehen und alle Gewässer sich auf's Neue füllen, beginnt das lustige Fischerleben wieder von Neuem.

Dr. W. B.

Das Gemetzel von Wyoming in Pennsylvanien.

Eine Scene aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege.

Eines der schönsten und lieblichsten Thäler Pennsylvaniens ist das Wyomingthal am Fuße der Wyominggebirge. Mitten durch strömt der breite Susquehannah mit seinen klaren Wassern, und im Hintergrunde erheben sich die mächtigen Felsberge des Nanticoke und Lackewanna. Es ist ein herrliches und fruchtbares Stück Land, von einer Menge kleiner Flüßchen bewässert und so sonnig und grün, als hätte die Natur etwas besonders Anziehendes schaffen wollen. Man kann sich also denken, daß schon in frühen Zeiten Ansiedler dahin kamen, denn die Schönheit und Fruchtbarkeit des Thales zog sie an. Es waren Deutsche und Schottländer, besonders aber Neuengländer von Connecticut, welche den Boden anbauten und den Indianern streitig machten. Im Anfang ging Alles friedlich und freundlich von Statten. Die Indianer, die Shawnees, die Delawaren, die Nanticokes und andere Stämme, betrachteten zwar ihre Geburtsstätte als ihr unantastbares Eigenthum, und liebten sie um so mehr, als sie ein wahres Paradies und reich an Fischen und Wild jeder Art war; aber sie gestatteten den weißen Brüdern, so lange diese nur vereinzelt kamen und bescheiden in ihren Anforderungen waren, sich da und dort niederzulassen und das indianische Korn zu pflanzen, oder den fremden Weizen nebst den übrigen europäischen Getreidearten zu cultiviren. Im Jahr 1742, im Monat September, kamen die ersten christlichen Missionäre; es waren Abgesandte der „Mährischen Brüder“, und unter ihnen Graf Zinzendorf selbst. Von dieser Zeit an datirt sich die erste eigentliche Ansiedlung mit einem geordneten Haushalt und christlicher Sitte.



(Siehe nächste Seite.)

Graf Zinzendorf hatte gehofft, ein damals bei Indianern wie bei Weißen gleich geachteter Dolmetscher, Namens Conrad Weiser, ein guter Schwabe von Geburt, aber ein seit vielen Jahren in jenen Gegenden ansässiger und mit allen Indianerangelegenheiten vertrauter Mann, werde ihn in's Wyomingthal begleiten; allein Weiser war für den Augenblick durch anderweitige Geschäfte verhindert und konnte unmöglich abkommen. Dadurch ließ sich aber der glaubenseifrige Graf nicht abschrecken, sondern beschloß deßhalb doch, den „sechs Nationen“, wie man die dort

hausenden Indianer nannte, einen Besuch abzustatten und eine Bekehrung derselben zu versuchen. Sein einziger Begleiter war ein anderer mährischer Bruder Namens Mack, und Beide verstanden von der indianischen Sprache nur das Nothdürftigste. Als sie in's Thal herabkamen, schlugen sie ihr Zelt am linken Flußufer auf, nicht weit unterhalb eines Indianerdorfes, das von den Shawnees bewohnt war. Zufällig war dieser Stamm gerade zu damaliger Zeit unter allen Indianerstämmen Pennsylvaniens der grausamste und mißtrauischste, da er schon oft von den Weißen hintergangen und betrogen worden war. Dessenungeachtet begab sich Zinzendorf mit seinem Freunde Mack mitten unter die Eingebornen, und versuchte es, ihnen das „Evangelium der Gnade" klar zu machen. Die Indianer beriefen alsbald eine allgemeine Versammlung ihrer Krieger zusammen, um sich über diesen unerwarteten Besuch der Weißen zu berathen, denn sie waren mit dem vorgegebenen Reisezwecke des Grafen keineswegs einverstanden. Kannten sie doch den Heißhunger des weißen Mannes für das Besitzthum des Indianers! Darum hielten sie es für viel wahrscheinlicher, die beiden Missionäre seien nur als Spione vorausgesandt, um den Werth des Grund und Bodens zu untersuchen, als daß sie glaubten, die beiden Fremden würden so viele Gefahren und Mühseligkeiten über sich nehmen, einzig und allein um für das zukünftige Seelenheil der armen Indianer zu sorgen! Je weiter nun die Shawnees über diesen Punkt nachdachten und je gründlicher sie zu Werke gingen, um so mehr stieg ihr Verdacht, und um so größer wurde ihr Mißtrauen. So beschlossen sie denn in einer abermaligen geheimen Versammlung, den Grafen und seinen Begleiter zu ermorden. Zu diesem Zwecke wurden Einige unter ihnen auserwählt und dahin instruirt, die That so still und mit so viel Heimlichkeit als möglich auszuführen, denn sie wollten es um jeden Preis vermeiden, mit den Engländern im nahen Connecticut in Conflikt zu gerathen, da der Zank- und Streitgegenstände mit den Weißen ohnehin schon genug waren. Es war Abends nach Dunkelwerden. Der Graf war allein in seinem Zelte. Er saß auf dem Boden und lehnte sich an ein kleines Bündel, das aus Kräutern gesammelt war und ihm zum Nachtlager dienen sollte. Die Hände zusammengelegt und in tiefes Nachdenken versunken, hörte er nichts von den Meuchelmördern, welche sich mit der Sicherheit einer Katze zu dem Zelte hinschlichen, um ihr gräßliches Vorhaben auszuführen. Das Zelt bestand aus einigen Decken, welche über leichte Stangen gespannt waren, und die Thüre bildete ein wollener Vorhang, der von der obersten Stange herabhing. Als nun die Wilden einen Zipfel dieses Vorhangs aufhoben, um in's Innere des Zeltes zu sehen, bekamen sie die volle Ansicht des ehrwürdigen Patriarchen, welcher, der ihm drohenden Gefahr unbewußt, mit der Ruhe eines Heiligen in seinen Zügen dasaß, ohne sich zu rühren oder mit einer Miene zu zucken. Solcher Anblick erfüllte sie mit einer heiligen Scheu und sie bebten erschrocken zurück. Es war dieß aber noch nicht Alles. Die Nachtkühle — die Nächte sind in jener Gegend im September schon schaurig — hatten den Grafen veranlaßt, ein kleines Feuer in seinem Zelte anzuzünden. Ohne Zweifel von der Wärme herbeigelockt, war eine mächtige Klapperschlange aus ihrem Verstecke hervorgekrochen; sie näherte sich dem Feuer, um es sich so bequem als möglich zu machen, und glitt, ohne ihm Schaden zu thun, über eines der Beine des heiligen Mannes hinweg, dessen Gedanken in diesem Augenblick der Erde und ihren Gefahren gänzlich entrückt waren. Der Graf bemerkte die Schlange gar nicht, aber die Wilden beobachteten mit athemlosem Erstaunen alle Bewegungen des giftigen Gewürms, und als sie nun die ruhige Haltung des Grafen sahen, und sich überzeugten, daß das Thier ihm kein Leid zufügte, änderten sie ihren Sinn eben so plötzlich, als jene Barbaren



(Siehe nächste Seite.)

von Malta nach der bekannten Erzählung thaten, wie sie sahen, daß ein Heiliger, den sie schiffbrüchig gefangen hatten, eine Viper ruhig mit der Hand von seinem Arm abstreifte, ohne daß das giftige Reptil ihm eine Wunde beigebracht hätte. Ihr Haß wurde nun urplötzlich in Ehrfurcht umgewandelt, und in der festen Ueberzeugung, daß ihr ausersehenes Opfer unter dem besonderen Schutz des großen Geistes stehe, ließen sie von ihrem blutigen Vorhaben ab und zogen sich eben so leise zurück, als sie gekommen waren. Von da an ward der Graf von den Indianern mit der tiefsten Verehrung betrachtet, und als bald darauf Conrad Weiser anlangte, wurde es ihm sehr leicht, mit den Söhnen der Wildniß in eine freundliche Verbindung zu treten, so daß der Graf eine geraume Zeit bei

den Indianern verweilte. Auch nachher noch besuchten Verschiedene der mährischen Brüder das schöne Thal, und traten in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Indianern, besonders mit dem Stamme der Nanticokes, deren Oberhaupt damals ein 87jähriger Mann von besonders klarem Verstande war. Die Missionäre predigten den Wilden durch ihren Dolmetscher, und das Resultat war die Errichtung einer regelmäßigen Mission, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr ausdehnte und am Ende zu einer bleibenden Niederlassung der Weißen wurde.

Als der Revolutionskrieg ausbrach, war die Colonie im Wyomingthale zu etwa 2500 Köpfen angewachsen, und die männliche Jugend beeilte sich, unter die Fahne Washingtons zu treten. So ward Wyoming dem Schutze der Greise, Weiber und Kinder überlassen. Glaubte man doch diese abgelegene Gegend sicher genug vor jedem feindlichen Angriff, so daß besondere Vorsichtsmaßregeln durch eine Besatzung unnöthig erschienen! Man bedachte nicht, daß die Engländer und die Tories (d. h. die den Engländern freundlichen Amerikaner) sich mit den Indianern der sechs Nationen verbünden würden; man bedachte nicht, daß diese Indianer, ein gar stolzes, zahlreiches und kriegerisches Geschlecht, nur vielleicht hundert Meilen entfernt bei Tioga Point, wohin sie sich von Wyoming vor dem Andrang der Weißen zurückgezogen hatten, hausten, und daß sie im Stande waren, von diesem ihrem Sammlungspunkte in vierundzwanzig Stunden auf ihren leichten Nachen den Susquehannah herabzufahren! Wyoming hielt sich für sicher, denn es waren ja ein paar kleine Forts errichtet worden, in welche man sich vor einem etwaigen Streifcorps zurückziehen konnte!

Es war spät im Juni des Jahres 1778, da zog Oberst John Buttler mit seinen Toryjägern den Susquehannah herab. Ihn begleitete ein starkes Corps Indianer, hauptsächlich aus Senecas bestehend. Die Engländer und Tories zählten etwa 400 Mann, lauter auserlesene Truppen, die schon manche Schlacht mitgemacht hatten; der Indianer waren es etwa 700, die Kräftigsten und Tapfersten ihres Stammes. Das erste Fort, Jenkinsfort genannt und am Eingang des Thales liegend, capitulirte, da es nur von wenigen Männern vertheidigt war, schon am 2. Juli. Gleich darauf, am 3. Juli, ging auch das zweite Fort, Wintermootsfort genannt, zum Feinde über. Eine plattdeutsche Familie, die dort wohnte, zog es vor, es mit den Britischen zu halten, statt dem Feinde des Vaterlandes sich entgegenzustellen. Hier sammelten sich nun die englischen und indianischen Streitkräfte, um die Colonisten von Wyoming zu vernichten. Es war am Mittag des 3. Juli. Die ganze Vertheidigungsmannschaft bestand nur aus einer halben Compagnie Regulärer unter Kapitän Dietrich Hewitt, der sich in Eilmärschen von Easton her eingefunden hatte, sowie aus den waffenfähigen Männern der Colonie selbst, die sich schnell in ein Milizcorps organisirten. Ihrer waren aber nur Wenige und diese Wenigen waren trostlos, denn die gesammte Jugend hatte sich, wie schon angeführt, zur Armee unter Washington begeben, da sie ihre Heimath für nicht bedroht hielten. Doch deßhalb verzweifelten die Bewohner von Wyoming noch nicht; sie verließen sich auf ihre gute Sache und zum Theil auch auf die verschiedenen Forts, von denen oben schon gesprochen worden ist. Diese bestanden aber nicht aus regelmäßigen Befestigungen mit Wällen, Mauern und Kanonen; sondern es waren nur Einzäunungen von Pallisaden oder vielmehr Stacketen, d. i. von starken Pfählen, welche man hinter Gräben in die Erde gerammt hatte, Pfahl an Pfahl, Stacket an Stacket. Diese Pallisaden umgaben je einen kleinen runden Platz, innerhalb welchen sich Weiber und Kinder mit einiger Sicherheit zurückzuziehen vermochten. In die Stackete waren kleine Schießlöcher eingebohrt, durch welche die Vertheidiger ihre Büchsen und Flinten entladen konnten. Denn andere Waffen besaßen sie keine, eine kleine Kanone ausgenommen, einen Vierpfünder, zu dem man aber auch nicht eine einzige Kugel besaß, denn derselbe diente früher nur dazu, Allarmzeichen zu geben. Und wer waren die Vertheidiger? In Allem und Allem vierhundert Männer, zum Theil Knaben, zum noch größeren Theil grauhaarige Männer, Großväter, Gebrechliche, keine hundert wirkliche, eingeübte Krieger! Diese sollten einen dreimal stärkeren Feind aufhalten, der aus lauter kräftigen Kriegern bestand; diese sollten Forts vertheidigen, die in einer Stunde zu Asche verbrannt sein mußten und keine halbe Stunde sich halten ließen!

Nie gab es eine verlornere Sache, aber nie ward trotzdem größerer Muth entwickelt! Nie war eine Garnison hülfloser, aber nie vertheidigte sich eine Besatzung tapferer! Zufälligerweise befand sich Oberst Zebulon Buttler damals in Wyoming. Er stellte sich an die Spitze der Männer und führte sie zur Schlacht. Da gab es kein Drittes; sie mußten fechten und siegen. Ein Rückzug mit ihrer Familie war unmöglich, eine Flucht ohne diese, nur um sich selbst zu retten, ziemte sich nicht für Brave, die sie waren! Am 3. Juli Mittags, also an demselben Tage, da die Feinde in Wintermootsfort eingezogen waren, zogen sie den vereinigten Engländern und Indianern entgegen. Oberst Zebulon Buttler befehligte den rechten Flügel, unterstützt von Major Garret. Obrist Dennison führte den linken Flügel, und sein Adjutant war Oberstlieutenant Dorrance. Das Schlachtfeld war eine Ebene, zum Theil noch mit Baumstämmen bedeckt, zum Theil völlig geklärt, zum Theil Sumpfland. Gegenüber von Oberst Zebulon Buttler hielt Oberst John Buttler mit seinen Toryjägern in ihren grünen Uniformen; gegenüber von Oberst Dennison standen die Indianer, geführt von ihrem grausamen, aber tapfern Häuptling, dem berühmten Gi-en-gwah-toh. Es war Mittags zwischen 4 und 5 Uhr, als das Gefecht begann, und es wurde anfangs mit gleichem Muth und eine Zeitlang sogar mit gleichem Erfolg gestritten. Die Amerikaner auf dem rechten Flügel feuerten ihre Gewehre ab und drangen mit dem Bajonnete vorwärts, so daß der Feind ein wenig zurückgedrängt wurde. Allein bald wendete sich das Blatt. Die Engländer und Indianer — es waren ihrer drei gegen einen — benützten ihre große Ueberzahl, das Häuflein der Amerikaner zu umgehen und von vornen und von der Seite zugleich anzugreifen. Ueberdieß war das sumpfige Terrain den Indianern und ihrer schleichenden Kampfweise besonders günstig. Die Amerikaner

litten furchtbar unter den mörderischen Kugeln der rothen Männer. So ward es unmöglich, die Stellung zu behaupten, und Oberst Dennison gab das Zeichen zum Rückzug, um eine bessere Position einzunehmen. Allein Viele hielten dieß für den Befehl zur förmlichen Retirade, und so mußte nothwendig einige Unordnung entstehen. Dieß benützte der Feind, der aus lauter kräftigen, in fünfzig Gefechten erprobten Kriegern bestand. Von einem Ende der Schlachtlinie bis zum andern ertönte der gellende Kampfruf der Indianer, und mit Speer und Tomahawk stürzten sich die Letzteren auf die schwachen Amerikaner. So war in weniger als einer Stunde das Schicksal des Tages entschieden, trotzdem daß der Muth der Vaterlandsvertheidiger ein besseres Loos verdient hätte. „Der Feind drängt mit Macht, sollen wir uns zurückziehen?“ fragte ein Lieutenant den Oberstlieutenant Dorrance. — „Nur ein Feigling flieht,“ rief dieser, und einen Augenblick darauf war er eine Leiche. — „Wir sind nahezu die Einzigen auf dem Fleck,“ sprach ein Mann Namens Westbrook, „wollen wir laufen?“ — „Nein,“ erwiederte Cooper, ein Ansiedler von Wyoming und Vater von sieben unerzogenen Kindern; „ich habe noch eine Ladung in meiner Büchse und noch mehr Pulver und Blei in meiner Tasche.“ In diesem Augenblicke sprang ein Indianer gegen ihn und schwang seinen Tomahawk. Cooper zielte und schoß den Mann nieder; dann erst retirirte er, dem Feinde das Gesicht zukehrend. Oberst Zebulon Buttler, der beritten war, sprengte vor die Linie der Seinigen, so daß er dem Gesammtfeuer des Feindes ausgesetzt war. „Verlaßt mich nicht, meine Kinder,“ rief er, „wir werden am Ende den Sieg doch noch erringen.“ Aber was konnten vierhundert ungeübte Milizen gegen eilfhundert auserlesene Veteranen? Das Treffen war verloren; die Tories hatten gesiegt, und ihrer Gnade und Ungnade blieb Wyoming überlassen. Aber von Gnade oder Schonung war keine Rede. Im Gegentheile, nun folgte die gräßlichste Mordscene, die man sich vorstellen kann, und Grausamkeiten waren damit verbunden, für welche man in friedsamen Zeiten keinen Begriff hat. Ohne Ausnahme wurden die Fliehenden hingeschlachtet, auch wenn sie die Waffen wegwarfen und sich zu Kriegsgefangenen übergeben wollten. Die Schlachtebene, der Fluß und die kleine Insel Monockonog waren die hauptsächlichsten Punkte, auf welchen das Morden wüthete. Sechzehn Gefangene wurden von den Indianern rund um einen Felsen herum aufgestellt und einer nach dem andern mit dem Messer oder dem Tomahawk hingeschlachtet. Dieselbe Todesart erlitten sieben Andere, und nur einem Achten — der Name desselben ist Hammond — gelang es durch einen furchtbaren Satz und eine übermenschliche Tapferkeit, zu entrinnen. Viele fanden ihren Tod im Flusse. Andere, die sich versteckten, wurden aus ihren Schlupfwinkeln aufgetrieben und wie wilde Thiere gejagt. Dieß geschah besonders auf der Insel Monockonog. Einer der Letzteren wurde von seinem eigenen Bruder, der auf der Seite der Englischen focht, aufgegriffen. Der unbewaffnete Amerikaner fiel vor seinem Bruder auf die Kniee nieder und bat um sein Leben. Aber der Bruder hatte kein menschlich Herz in seinem Busen, und keine Faser regte sich für Den, der unter derselben Mutterbrust gelegen. „Du bist ein verdammter Rebell,“ schrie er, und schoß ihn nieder. Ein Augenzeuge, einer der Wenigen, welche das Gemetzel überlebten, ein Herr Baldwein, bestätigte nachher diese furchtbare Geschichte. Die beiden Brüder hießen Pensit. So furchtbar war die Wuth, mit der man von beiden Seiten focht. Im Ganzen überlebten nur sechzig Wyomingmänner die Schlacht, die andern Alle waren im Treffen gefallen oder wurden nachher ermordet und hingeschlachtet. Zweihundert und fünfzig Wittwen betrauerten ihre Männer, sechshundert Waisen ihre Väter! Von einer Familie Gore waren fünf Brüder und zwei Schwäger im Treffen, Fünfe fielen, der Sechste rettete sich mit zerschmettertem Arme, und nur der Siebente war unverwundet. Von einer andern Familie, Namens Weeks, hatten sich sieben Männer an dem Treffen betheiligt; alle Sieben wurden getödtet; auch nicht Einer entkam! Eben so geschah einer andern Familie, Namens Dana. Nur Ein männliches Glied derselben blieb am Leben, und das war damals ein Knabe von neun oder zehn Jahren!

Während dieser gräßlichen Mordscene waren die Meisten der Weiber und Kinder in den beiden Forts Wilkesbarre und Forty eingeschlossen. Das erstere war das vom Blutschauplatz entfernteste. Als daher Oberst Zebulon Buttler mit wenigen Kriegern dorthin kam und die schreckliche Nachricht brachte, daß Alles verloren sei, blieb den hülflosen Wesen in der kleinen, unhaltbaren Veste nichts übrig, als sich so schnell als möglich durch die Flucht zu retten. Weiber und Kinder rannten zu den nahen Bergen. Wie schüchterne Rehe flohen sie Connecticut zu, ihre Nahrung von mitleidigen Menschen, die sie unterwegs trafen, erbettelnd. Hab und Gut, Heimath, Gatten und Vater hatten sie verloren, und unsäglich waren die Leiden und Entbehrungen, die sie auf ihrer Flucht durchzumachen hatten, aber sie retteten sich doch, wenigstens zum größten Theile. Nicht so leicht wurde dieß den auf Fort Forty Eingeschlossenen. Dieses lag dem Schlachtfelde so nahe, daß man das Schießen deutlich vernehmen konnte. Bald wußten sie auch, daß ihre Sache eine verlorne sei, denn das Schießen kam immer näher und näher, je weiter die Amerikaner von den Feinden zurückgedrängt wurden. Endlich stürzten die ersten Flüchtlinge in's Fort, und bald darauf kam Oberst Dennison selbst mit den wenigen Tapfern, die bis ans Ende zu ihm hielten. Das Fort wurde augenblicklich verrammelt, und der Obrist gab sich das Ansehen, als werde er es auf Tod und Leben vertheidigen. Der erste Sturm wurde auch richtig abgeschlagen, und das Feuer, das die Indianer in die Pallisaden warfen, glücklich gelöscht. Dieß mochte den englischen Oberst Buttler bewegen, den andern Tag eine Capitulation einzugehen, die für die Amerikaner noch günstig genug war. Die Letztern mußten ihre Waffen abliefern, die Befestigungswerke zerstören lassen, und einen Eid ablegen, während des Kriegs nicht mehr fechten zu wollen. Dafür sollten sie ihr Eigenthum behalten und ungestört in Wyoming leben können. Nachdem nun solches festgesetzt war, marschirte der Feind im Fort sechs Mann hoch ein. Zum südlichen Thor herein kamen die Indianer, zum nördlichen die Toryjäger, alle

mit fliegenden Bannern und unter schallender Musik. Bald aber zeigte es sich, daß die Indianer sich durchaus nicht an die Vertragsbestimmungen der Capitulation hielten, und es wurde eine Unterredung belauscht, nach welcher alle überlebende Colonisten den andern Tag, wenn die Toryjäger abgezogen wären, ermordet werden sollten. Was blieb den Armen übrig? Wenn sie nur einigermaßen sicher sein wollten, mußten Weiber und Kinder flüchten! In der Nacht noch brachen sie auf, ein erbarmungswerthes Häuflein verlassener menschlicher Wesen. Sie flohen zu den Pokono-Bergen, von Waldbeeren lebend und von Kummer und Herzeleid fast aufgerieben. Zum Glück hatten sich die Indianer ihren gewöhnlichen Ausschweifungen nach dem Siege überlassen und feierten ihren Triumph mit Tänzen und Gelagen. So wurde es Jenen möglich, ungehindert zu entkommen. Aber Einzelne der Indianer hatten das Vorhaben dennoch ausgewittert, und brachen auf, um die Flüchtigen zu ereilen und, wen sie träfen, zu morden oder zu berauben. Nur die große Strenge des Obersten John Buttler verhinderte, daß die ganze Indianer-Mannschaft aufbrach, und so waren es der Ereilten und Ergriffenen verhältnißmäßig nur Wenige, besonders da die Indianer durch die unmäßig genossenen Getränke unfähig waren, das zu leisten, was sie im nüchternen Zustande geleistet hätten. Nach dreien Tagen fanden die Flüchtigen Schutz in Stroudsburg, wo eine kleine Garnison republikanischer Truppen lag, aber die gräßlichen Mühseligkeiten, die sie durch die Wildniß auszustehen hatten, können nicht beschrieben werden, denn sie waren „unbeschreiblich". Von jenem Tage an heißt man die Gegend, durch die sie auf ihrer Flucht kamen, die „Schatten des Todes", denn Tod und Elend waren in ihrem Gefolge.

Dieß war das Ende des Blutbades von Wyoming. Eine Gemeinde von 2500 Köpfen war aufgerieben, fast bis zur Vernichtung aufgerieben, und erst mehrere Jahre nachher belebte sich das Thal wieder in Etwas, indem theils die Vertriebenen zurückkehrten, theils fremde Ansiedler kamen, um von Neuem eine Niederlassung zu gründen. Zwei Scenen bei diesem Blutbade müssen wir aber noch des Näheren beschreiben. Die erste ist folgende. Als John Buttler, der englische Oberst, in das Thor von Fort Forty eintritt, sah er einen jungen Krieger von der amerikanischen Seite, den Sergeanten Boyd. Dieser war früher auf englischer Seite gestanden und desertirt. „Boyd," sagte Buttler, als er den Mann erkannte, „geh' zu jenem Baume dort," indem er auf eine Fichte deutete, welche außerhalb des Thores stand. „Ich hoffe, Sie werden mich als Kriegsgefangenen behandeln, Herr Obrist," rief Boyd, welcher nichts Gutes ahnte. „Geh' zu jenem Baume," erwiederte der Oberst kurz und streng. Boyd ging. Gleich darauf fielen zehn Schüsse, und von zehn Kugeln durchbohrt fiel der tapfere Jüngling, welchen in dem Gemetzel von vorhin die Kugeln der Indianer verschont hatten. Solcher Art war das damalige Kriegsverfahren! — Die zweite Scene ist weniger blutig, aber desto grausamer. In jener Nacht, als die Weiber und Kinder mit den wenigen alten Männern, welche am Leben geblieben waren, dem Gebirge zuflohen, wurden sie, wie schon erzählt, hin und wieder von einzelnen Indianern verfolgt, und theils beraubt, theils niedergemetzelt. Die Frau des Jonathan Slocum, welcher ebenfalls im Gefechte umgekommen war, flüchtete mit zwei Knaben und zwei Töchtern. Die jüngste der Mädchen, Frances, war erst fünf Jahre alt. Verfolgt von den Indianern wurden alle gerettet, nur die kleine Frances fiel in die Hände des Feindes. Fußfällig bat die Mutter um ihr Kind. Sie bot ihr eigenes Leben für das ihres Lieblings, aber der Indianer, der die kleine Frances über die Schultern geworfen hatte, antwortete nur mit Hohnlachen und schritt stolz weiter, die Mutter ihrer Verzweiflung überlassend. Als nun später die zwei Knaben, von denen der eine erst zwei Jahre zählte, als jener Raub vorfiel, größer wurden und das Mannsalter erreichten, sparten sie weder Mühe noch Geld, ihre goldhaarige Schwester zu entdecken oder wenigstens etwas von ihrem Schicksal zu erfahren. Briefe wurden geschrieben, Boten wurden ausgesandt, Aufforderungen wurden in die Zeitungen gerückt, Belohnungen wurden angeboten, Reisen in den Westen wurden unternommen, aber alle Mühe zeigte sich als eine vergebliche. Die kleine Frances war und blieb verschwunden, und Niemand war, der Auskunft über sie hätte geben können. Die Geschwister gaben sie verloren, für immer verloren; wahrscheinlich war sie längst todt und begraben, oder ihre Gebeine moderten in der Wildniß! Da endlich, nach achtundfünfzig langen Jahren, sollte der Vorhang aufgerollt werden, der bisher das tiefe Geheimniß verhüllt hatte. Es war tief in der Wildniß von Indiana, am Ufer des Missisinewa, ungefähr fünfzig Meilen südwestlich vom Fort Wayne. Ein sehr achtbarer Agent der Vereinigten-Staaten-Regierung, Herr Georg Ewing von Peru, reiste hier in seinem Berufe, und todmüde und tief verspätet, mit einem ebenfalls abgehetzten Pferde, kehrte er eines Tages in einer indianischen Hütte für die Nacht ein. Die Bewohner der Hütte nahmen ihn gastfreundlich auf, denn sie waren reich für Indianer, und besaßen Pferde und Büffelhäute die Menge. Herr Ewing war der Sprache der Indianer mächtig, und wußte sich demnach mit seinen Wirthen zu verständigen. Im Laufe des Abends bemerkte er, daß das Haar der Hausmutter eine lichte Farbe hatte und die Haut unter ihrem Kleide ebenfalls weiß hervorschaute. Verwundert darüber knüpfte er eine Unterhaltung mit ihr an, und sie erzählte ihm, daß sie das Kind von „Weißen" sei und schon als ganz klein von Indianern geraubt wurde. Ihre Erinnerung an ihre Heimath und Familie war nur noch schwach, doch wußte sie noch so viel, daß ihr Familienname Slocum war, daß sie vordem in einem kleinen Hause am Ufer des Susquehanna lebte, und daß sie zwei Brüder und eine Schwester hatte. Auch das damalige Alter dieser Geschwister vermochte sie anzugeben; aber an sonst etwas Weiteres vermochte sie sich nicht mehr zu erinnern. Als nun der Agent später nach Peru zurückkehrte und seiner Mutter das Abenteuer erzählte, ruhte diese nicht, bis er die ganze Geschichte weitläufig in einer Zeitung bekannt zu machen versprach. So sandte er die Erzählung nach Lancaster, einen Freund bittend, dieselbe zu veröffentlichen. Durch einen unerklärlichen Zufall blieb aber das Manuscript

liegen und wurde erst nach zwei Jahren auf das Zeitungsbureau befördert. Wenige Tage darauf schon las den Artikel Herr Slocum von Wilkesbarre im Wyomingthale. Es war dieß der Bruder von Frances, derselbe, der bei ihrem Raube zwei Jahre alt gewesen war. Den andern Tag befand er sich schon auf der Reise nach Indiana, um die längstbeweinte Schwester aufzusuchen. Unterwegs nahm er seine noch lebende ältere Schwester mit sich, und schrieb seinem Bruder, der auch noch am Leben war und in Ohio residirte, ebenfalls zu kommen und an einem bestimmten Orte mit ihm zusammenzutreffen. Gerade sechzig Jahre war es, seit die kleine Frances geraubt wurde, denn man zählte nun das Jahr 1838. Die Schwester und die zwei Brüder befinden sich auf dem Wege nach Indiana. Sie erreichen die Gegend, wo die Miami-Indianer hausen. Neun Meilen von der letzten weißen Ansiedlung entfernt finden sie die indianische Hütte, von der Herr Ewing geschrieben. „Ich werde meine Schwester wieder erkennen," sagte die ältere Schwester. „Sie hat ja den Nagel des Daumens verloren. Du, mein Bruder, schlugst ihn ihr mit dem Hammer durch, als sie vier Jahre alt war." Sie treten in die indianische Hütte und finden ein tiefbejahrtes indianisches Weib, dem Anscheine nach siebzig oder mehr Jahre alt. Sie ist bemalt und tätowirt wie die Indianer, und in Kleidung und jeglicher sonstiger Aeußerlichkeit einer Indianerin vollkommen gleich. Nur allein ihr Haar und ihre Haut deuten auf ihren Ursprung hin. Die drei Geschwister haben einen Dolmetscher mitgenommen und die Conversation beginnt. Die Indianerin nennt ihren Namen, und erzählt, wo sie geboren. „Wie verlorst du deinen Nagel?" frug die weiße Schwester, auf's Höchste gespannt. „Mein Bruder zerhämmerte mir den Finger," erwiederte die Indianerin, „da wir als kleine Kinder in der Schmiede waren." Konnten sie noch zweifeln? Es war ihre längstverlorne Schwester. „Frances!" riefen sie alle Drei zusammen; und wie die Indianerin den Laut hörte, den sie sechzig Jahre lang nicht vernommen hatte, lächelte sie und sagte: „Ja, das ist mein Name." Da trafen sie sich nun wieder, die zwei Brüder und die zwei Schwestern. Alle Vier waren überzeugt, daß sie Brüder und Schwestern seien. Aber — welcher Contrast! Die drei Weißen, die Kinder der Civilisation, die Berge überschritten und Ströme durchschifft hatten, um ihre verlorne Schwester wieder zu sehen, zitterten vor Erregung und konnten ihrer Gefühle kaum Herr werden; die Halbindianerin, das Kind der Wildniß, kauerte auf dem Boden, mit unbeweglichen Zügen, als wäre kein Herz in ihrem Busen! Die Brüder gingen in der Hütte auf und nieder, unfähig vor Erregung ein Wort zu reden; die älteste Schwester weinte und schluchzte laut; nur die wiedergefundene Frances saß aller Theilnahme und Bewegung bar, eine ruhige, dem Anscheine nach gleichgültige Zuschauerin! Nichts regte sich in ihrem Innern, keine Saite konnte angeregt und zum Klingen gebracht werden, sie blieb kalt und stumm, nach Indianerart ein unbewegliches Marmorbild. Ihre Geschwister wollten sie überreden, mit ihnen nach Wyoming zu ziehen. Sie wollte nicht. „Bei den Indianern habe ich gelebt, bei ihnen will ich sterben," sagte sie. Und so geschah es. — Ihre Geschichte ist bald erzählt. Nachdem sie bei den Seneca-Indianern großgezogen war, heirathete sie einen Häuptling aus dem befreundeten Miamistamme. An die Heimath erinnerte sie sich blos wie an eine verschleierte Vergangenheit. Sie ward als Indianerin erzogen, lebte als solche und starb als solche. — Als Herr Slocum diese Geschichte einem Freunde erzählte, fragte ihn dieser: „Konnte sie denn kein Wort Englisch mehr reden?" — „Nicht ein Wort." — „Wußte sie ihr Alter?" — „Nein, sie hatte keine Idee davon." — „War sie denn gänzlich unwissend?" — „Sie wußte nicht einmal, wenn der Sonntag kam, oder daß es überhaupt einen Sonntag gab." — Die drei Geschwister zogen wieder nach Hause. Erst nach vielen Jahren erhielt Herr Slocum von Wilkesbarre die Nachricht, daß die Frau des Miamihäuptlings verstorben sei. Der ältere Bruder und die andere, die weiße Schwester waren längst todt, als diese Nachricht einlief.

Th. Gr.

Die Hauskatze.

(Taf. 16.)

Die Hauskatze stammt nicht, wie man früher glaubte, von der in Europa einheimischen Wildkatze ab; dagegen sprechen die großen Verschiedenheiten, welche sich nicht blos in der äußeren Gestaltung, sondern auch im anatomischen Bau, namentlich im Skelete, auffinden lassen. Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, mit ziemlicher Sicherheit die Stammrasse der Hauskatze nachzuweisen. Schon die Nachrichten, die in alten Schriftwerken über die Hauskatze sich finden, zeigen mit Bestimmtheit, daß dieses Hausthier ursprünglich kein europäisches Thier ist, sondern erst seit dem zehnten Jahrhundert in den nördlicheren Theilen Europa's bekannt wurde, während dagegen die alten Aegypter schon vor mehreren tausend Jahren die Hauskatze unter die Klasse der heiligen Thiere rechneten. Dieß beweisen die zahlreichen Abbildungen, die man auf den ägyptischen Monumenten findet, und die Untersuchung der Katzenmumien zeigt, daß die heilige Katze der Aegypter vollkommen übereinstimmt mit unserer Hauskatze. Schon durch diese Thatsache wird der Gedanke sehr nahe gelegt, daß Aegypten das Vaterland unserer Hauskatze sein könnte. In der That findet sich nun auch in den felsigen, dichtbuschigen Gegenden Nubiens und Kordofans eine Katzenart, die namentlich mit gewissen Varietäten unserer Hauskatze die größte Aehnlichkeit zeigt. Von Aegypten aus scheint sie nach Arabien und Kleinasien, und von da über Italien oder Griechenland nach West- und Nordeuropa verbreitet worden zu sein. Dort muß sie besonders anfangs ein sehr geschätztes Hausthier gewesen sein, indem ein englisches Gesetz als Ersatz für eine getödtete oder gestohlene Katze so viel Waizen bestimmte, als hinreichend war, um die Katze, die am Schwanz so aufgehenkt wurde, daß sie mit der Schnauze den Boden berührte, vollständig zu bedecken. Von Europa aus wurde sie vor etwa 300 Jahren in

Südamerika eingeführt, woselbst sie sich übrigens ebenfalls schon ziemlich verändert hat. Sie hat dort nämlich kurze, dünnstehende, glänzende Haare, deren Kürze namentlich am Schwanz auffallend ist und ihr ein eigenthümliches, kahles Aussehen gibt. Die südamerikanische Hauskatze hat sich viel weniger an den Menschen angeschlossen, als die europäische. Sie streift dort ziemlich unabhängig in Wald und Feld umher und sucht fast nur bei schlechtem Wetter in den menschlichen Wohnungen Schutz. Ungeachtet dieser Liebe zur Unabhängigkeit kehren sie sogar in diesem warmen Lande nicht in den wilden Zustand zurück. Während sie sich fast den ganzen Sommer über im Freien aufhalten und selbst Junge werfen, kommen sie dennoch zur Regenzeit sammt ihrer Nachkommenschaft wieder zu den Wohnungen der Menschen. Denn die Hauskatze kann die kalte Jahreszeit selbst in diesem Clima nicht im Freien zubringen. Abermals ein Beweis, daß sie aus einem sehr warmen Clima stammt.

Sie hat als Hausthier eine sehr weite Verbreitung, und ist mit Ausnahme der kältesten Länder, wie Lappland, Grönland ꝛc., dem Menschen überall hin gefolgt, wo er einen festen Wohnsitz hat. Sie ist in Asien, Amerika und Australien eben so verbreitet, wie in Europa und Afrika.

Die verschiedenen Varietäten der Hauskatze sind bei weitem nicht so verschieden von einander, als die Rassen mancher anderer Hausthiere, besonders des Hundes, und die Abweichungen beschränken sich meist auf Verschiedenheiten in Länge, Feinheit, Zahl und Farbe der Haare. Allein es scheint doch, als ob nicht alle Rassen die gleiche Abstammung hätten. Die Katzen mit weißgrauer Farbe, mit dunkleren Streifen an der Seite und geringeltem Schwanze, die namentlich in Deutschland häufig sind, sowie die ägyptische Hauskatze, stammen wohl ohne Zweifel von der nubischen Katze ab, und als Varietäten von ihr kann man die einfärbig schwarzen und weißen betrachten, auch die sogenannte spanische Katze, die sich durch ihr weiches, kurzes Haar und die dreifache Färbung: rothgelb, schwarz, weiß, (Fig. 3) auszeichnet, kann man zu dieser Gruppe von Rassen rechnen. Eine andere Art aber, und zwar die in Deutschland häufigste, die sogenannte Cyper-Katze (Fig. 1), die in ihrer Farbe und Zeichnung am meisten mit der Wildkatze übereinstimmt, ist vielleicht durch Bastardirung der aus Aegypten stammenden Hauskatze mit der europäischen Wildkatze entstanden. Dieß ist um so wahrscheinlicher, als gerade diese Rasse es ist, welche am leichtesten in jenen bekannten halbwilden Zustand zurückkehrt, in welchem sie bei uns unter dem Namen Feldkatze bekannt ist. Eine dritte Art, die Angora-Katze (Fig. 2), mit langem, seidenartigem Haar, welche aus Angora in Syrien stammt, und die bald rein weiß, bald gelblich oder graulich, selten gemischt gefärbt ist und fleischfarbige Lippen und Sohlen hat, scheint nicht von der nubischen Katze abzustammen, sondern von der Steppenkatze (felis manul). Diese wohnt auf den steilen Felsgebirgen der tartarischen und mongolischen Steppen um die südlichen Vorgebirge des Ural auf dem Altai und über dem Baikal, und ist über ganz Mittelasien verbreitet. Diese Steppenkatze unterscheidet sich von der europäischen Wildkatze durch den langhaarigeren Pelz, den längeren Schwanz, größeren Kopf und die Zahl der Backenzähne. Die Angora-Katze weicht in ihren Sitten am meisten von der gemeinen Hauskatze ab, ist träge, schläfrig und unreinlich. Ein Bastard von ihr und der gewöhnlichen Hauskatze ist vielleicht die Karthäuser-Katze (Fig. 2).

Außer diesen vier Rassen gibt es noch mehrere weniger bekannte Varietäten, welche wahrscheinlich auch von anderen wilden Katzenarten einfach oder durch Bastardirung abstammen. So die kumanische Katze aus dem Kaukasus, die rothe Tobolsker-Katze aus Sibirien, die kapische Katze, die chinesische Katze mit langen hängenden Ohren, die malayische Katze auf dem malayischen Archipel und Madagaskar, ferner die nacktschwänzige Katze, die kurzschwänzige aus Japan, und die ungeschwänzte aus Cornwall. Es scheint, daß die Hauskatze sogar mit dem Hausmarder Bastarde hervorbringen kann.

Die Hauskatze hat wohl unter allen Hausthieren am wenigsten ihr eigenthümliches Naturell geändert, und sie zeigt mehr Anhänglichkeit an die Wohnung, in der sie erzogen wurde, als an den Menschen; denn es ist bekannt, daß eine Katze gewöhnlich in dem alten Hause zurückbleibt, wenn die Bewohner dasselbe verlassen, ja sie sucht es sogar aus mehrstündiger Entfernung wieder auf. Auch bei der sorgfältigsten Pflege nimmt sie nicht den hohen Grad von Zahmheit an, wie der Hund. Dieß mag einestheils in dem Naturell der Katze überhaupt seinen Grund haben, anderntheils hat aber auch gewiß der Umstand großen Einfluß, daß die Katze unter allen Hausthieren am wenigsten auf das von den Menschen ihr gereichte Futter angewiesen ist, und weil sie wegen ihrer Gewandtheit im Klettern weniger an die einzelnen Räumlichkeiten eines Hauses gebunden ist und sich somit viel leichter der Absperrung und der Bestrafung entziehen kann. Auch macht sie ihre bekannte Falschheit und Naschhaftigkeit, sowie ihre Mordlust zu keinem so angenehmen Gesellschafter für den Menschen. Ihre geistigen Fähigkeiten sind auch lange nicht denen des Hundes an die Seite zu stellen. Alles geht bei ihr immer nur auf die Befriedigung natürlicher Triebe hinaus. Doch wäre es ungerecht, zu leugnen, daß sie auch großer Anhänglichkeit fähig ist. Allein eine Züchtigung erträgt sie auch von dem zärtlichsten Pfleger nicht ohne Widerstand. Bekannt ist die rührende Anhänglichkeit der Katze des Grafen Sussex, die ihren Herrn im Gefängniß besuchte, zu welchem Zweck sie durch den Schornstein herabkroch. — Die ursprüngliche Nahrung der Katzen besteht in lebenden Thieren und frischem Fleisch, sie gewöhnt sich aber in der Gefangenschaft leicht an die zusammengesetzte Nahrung des Menschen. Im Freien verfolgt sie Alles, was lebt und sich bewegt, und das sie bewältigen kann. Sie verschmäht selbst kleine Thiere nicht, und jedes Insekt, das ihr aufstößt, macht sie aufmerksam, jede Fliege wird von ihr verfolgt, nach jeder Heuschrecke springt sie. Es ist höchst unterhaltend, eine Katze im Freien zu beobachten, wo viele Insekten und andere Thiere vorkommen: bei jeder Wahrnehmung eines lebenden Wesens steht sie im Laufe still, den einen Vorderfuß erhebend, oder starrt sie niedergeduckt unverwandten Blickes nach der Stelle des Geräusches,

eine zweite Bewegung, ein Sprung, und ihre Beute ist erhascht. Flieht das Thier, so jagt ihm die Katze mit hoch aufgerichtetem Schwanze nach; hat sie aber einmal den entscheidenden Sprung gethan und er ist mißglückt, so zieht sie sich wie alle andern Katzenarten beschämt zurück. Die Lieblingsspeise bilden die Hausmäuse, Ratten, kleine Vögel und Eier, selbst Fische fangen einzelne Katzen, trotzdem daß sie eine große Scheu vor dem Wasser haben. Mit schwachen Thieren pflegt sie nach dem Fange zu spielen. Nicht alle Katzen fangen Ratten, und noch seltener fressen sie dieselben. Eigenthümlich ist ihnen die Neigung für gewisse starkriechende Gewächse, so besonders für den Baldrian und die Katzenmünze. Sie werden ganz toll, sobald sie diese Pflanze riechen, wälzen sich auf ihr und zerstören sie gänzlich; vom Baldrian graben sie sogar die Wurzeln aus; der Geruch der Gartenraute aber ist ihnen in hohem Grade zuwider, und Gegenstände, die man mit den frischen Blättern dieser Pflanze reibt, meiden sie auf lange Zeit. Von größeren Thieren, namentlich Hunden, angegriffen, stellt sie sich gewöhnlich zuerst zur Wehre. Sie stellt sich hoch auf den Beinen auf, krümmt den Rücken, legt die Ohren zurück, und zischend und spuckend sucht sie jeden Angriff ihres Feindes mit Krallenhieben zurückzuweisen. Meist jedoch ergreift sie bald die Flucht, um auf einem Baum, einer Hecke, Mauer 2c. Schutz zu suchen. Bei solchen Gelegenheiten entwickelt sie eine große Gewandtheit im Klettern, denn mit Hülfe ihrer Krallen weiß sie sich nicht blos an Bäumen, sondern selbst an senkrecht stehenden, glatten Planken festzuhalten. Sie kann auch sehr weite Sprünge machen, wobei sie den Rücken krümmt, die Beine spreizt und den Schwanz gleichsam als Steuerruder in die Höhe hält. So gelingt es ihr, selbst beim Falle aus bedeutender Höhe immer auf die Beine zu kommen, ohne Schaden zu nehmen. Ueberhaupt ist ja ihr zähes Leben sprüchwörtlich geworden, und es werden davon beinahe fabelhaft klingende Beispiele erzählt. So soll, als man einst in Leith in Südschottland einen Ballen russischen Flachs öffnete, der bekanntlich vor der Absendung mit Maschinen zusammengepreßt wird, aus der Mitte desselben ganz munter eine Katze herausgesprungen sein. Dieses Thier mußte demnach in diesem zusammengepreßten Zustande ohne Nahrung und ohne frische Luft eine Reise von Petersburg nach Schottland machen, die zum wenigsten einen Monat dauert. Namentlich können sich die Vogelliebhaber, welche, um die in ihren Gärten brütenden Vögel zu beschützen, die denselben nachstellenden Katzen fangen und tödten, von ihrer Lebenszähigkeit überzeugen; denn es sind oft mehrere, das Hirn in verschiedenen Richtungen durchkreuzenden Zimmerpistolkugeln nicht im Stande, eine Katze zu tödten, wenn nicht eine derselben gerade die Grundfläche des Gehirns verletzt.

Merkwürdig ist auch der elektrische Zustand der Katzenhaare, der übrigens auch noch bei anderen Thieren, wenngleich nicht in so hohem Grade, vorkommt, und der sogar schon hin und wieder an den menschlichen Haaren beobachtet wurde. Er äußert sich vorzüglich bei trockener Witterung und zur Paarzeit; man bemerkt dann, wenn man den Rücken der Katze vom Schwanz gegen den Kopf streicht, ein Knistern, und bei Nacht sieht man auch Funken. Am schönsten sieht man diese Erscheinung bei schwarzen Katern. Doch hat man dieses Leuchten der Katzenhaare auch vielfach übertrieben. Dieser elektrische Zustand mag indessen der Grund sein, warum manche Personen in der Nähe von Katzen eine gewisse Unbehaglichkeit empfinden, selbst ohne daß ihnen die Anwesenheit einer Katze im Zimmer bekannt ist. Ganz unabhängig von diesem elektrischen Zustande ist das Leuchten oder vielmehr Funkeln des Katzenauges im Dunkeln. Es ist dieß nichts Anderes, als das Glänzen der im Inneren des Auges sich befindenden sehnenglänzenden Haut, welche das einfallende, wenn auch noch so schwache Licht zurückwirft. Man sieht es deßhalb auch blos, wenn das Thier den Beobachter ansieht. Dieses Leuchten kommt noch bei vielen anderen Thieren vor, so bei den Hunden, Mardern, Robben, Krokodilen 2c.

Die Paarungszeit wiederholt sich zweimal, sogar dreimal im Jahre, gewöhnlich Ende Januar und im Herbst. Die Tragzeit beträgt 55 Tage, und die Kätzin wirft dann 4—6, selten noch mehr Junge, die sie äußerst sorgfältig pflegt und beschützt. Namentlich ist sie besorgt, sie vor den Nachstellungen des Katers zu schützen, der sie sehr gerne auffrißt. Sie trägt ihre Jungen im Maule fort, sobald sie ihren seitherigen Versteck nicht mehr für sicher hält. Merkwürdig ist es, daß ein so mordlustiges Thier, wie die Katze, hie und da andere Thiere an ihrer Brust saugen läßt, und das Merkwürdigste in dieser Beziehung ist die als wahr verbürgte Beobachtung, daß eine Katze sogar eine Maus säugte. Ich lasse hier diese Beobachtung wortgetreu folgen.

„Diese Katze gehörte dem Herrn Smith, Gerichtshalter des Herrn Karl Lukan in Latcham; sie saß gewöhnlich auf der Decke vor dem Kaminfeuer. Man hatte ihr von allen ihren Jungen nur ein einziges gelassen, und wahrscheinlich wurde sie deßhalb von der Milch belästigt. Eines Abends, als die Familie um das Feuer saß, bemerkte man eine Maus, welche von dem Schranke neben dem Kamin nach der Katze hinlief und sich an ihren Leib legte, wie es ein junges, saugendes Kätzchen zu machen pflegt. Erstaunt über diesen Anblick, und aus Furcht, die Maus, welche eine Alte zu sein schien, zu stören, konnte man auf der Stelle sich nicht überzeugen, ob sie sauge oder nicht. Nachdem sie ziemlich lange bei der Katze geblieben war, kehrte sie zu dem Schranke zurück. Die Besuche wiederholten sich bei mehreren anderen Gelegenheiten und viele Personen waren Zeugen davon. Die Katze schien nicht allein die Maus zu erwarten, sondern sie ließ auch jenen schnurrenden Begrüßungston hören, welchen dieses Thier bekanntlich, wenn es von seinen Jungen aufgesucht wird, von sich gibt. Die Maus schien in der That an der Katze zu saugen, aber sie war dabei so wachsam, daß sie sogleich die Flucht ergriff, wenn Jemand die Hand ausstreckte, um sie zu ergreifen. Kam die Katze nach einer Abwesenheit wieder in das Zimmer, so ließ sie ihre einladende Stimme hören und die Maus kam zu ihr. Die Anhänglichkeit, welche zwischen diesen zwei, so wenig zu einander passenden Thieren stattfand, war nicht zu verkennen und dauerte eine Zeitlang. Das Schicksal der Maus

war, wie das der meisten Lieblinge, ein trauriges. Während der Abwesenheit ihrer Ernährerin kam eine fremde Katze in das Zimmer. Die arme Maus hielt sie für ihre alte Freundin und Beschützerin, lief ihr entgegen, und wurde natürlich sogleich ergriffen und getödtet, ehe man sie retten konnte. Die Trauer der Pflegemutter war außerordentlich. Als sie in's Zimmer zurückkam, rief sie auf die gewöhnliche Weise, allein die Maus kam ihr nicht mehr entgegen. Sie war in beständiger Unruhe und Kummer, miaute um das Haus herum und zeigte ihre Trauer auf die deutlichste Weise. Merkwürdig ist hiebei noch besonders, daß diese Katze eine vortreffliche Mausfängerin ist, und während der Zeit, als sie für jene Maus eine so große Anhänglichkeit verrieth, andere Mäuse mit der größten Begierde verzehrte."

Aehnliche Beispiele sind von jungen Ratten, Kaninchen, Eichhörnchen und Hunden beobachtet worden.

Der Nutzen der Katzen besteht, wie bekannt, hauptsächlich in der Vertilgung der Mäuse und auch der Ratten. Allein die Katze kann dazu weder abgerichtet noch gezwungen werden, sondern sie verlangt zur Ausübung ihres Naturtriebs vollständige Freiheit. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Katzen zum Behuf der Mäusevertilgung in abgeschlossene, wenn auch große Räumlichkeiten einsperrt. Sie leiden dann lieber Hunger und Noth, als daß sie die Mäuse vertilgen. Diese Erfahrung machten die Franzosen in Hannover, als sie ihre Magazine von den überhandgenommenen Mäusen befreien wollten. Dieser Nutzen der Katzen beschränkt sich nicht blos auf die Wohnungen, sondern auch auf die naheliegenden Felder und Wälder, durch Vertilgung der Feldmäuse, Wasserratten, Wiesel und, was jedoch nur sehr gering angeschlagen werden kann, vieler Insekten. Der Mensch ersetzt dadurch einigermaßen die durch die fortschreitende Bodencultur immer seltener werdenden Raubthiere, welche in unbewohnteren Gegenden ein Ueberhandnehmen der schädlichen kleinen Nagthiere verhindern, und von denen ich blos die in dieser Beziehung so äußerst nützlichen Füchse, Iltiße, Marder, Igel, Raubvögel, Kreuzottern 2c. nenne. Außerdem gibt ihr Winterbalg noch ein gutes Pelzwerk ab, und ihre Gedärme werden zur Fabrikation der Saiten benützt.

Der Schaden der Katze ist jedoch auch nicht gering anzuschlagen; denn gibt man auch zu, daß der aus ihrer Naschhaftigkeit erwachsende Schaden nur Folge einer schlechten Erziehung ist und durch Aufmerksamkeit verhindert werden kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Schaden, den sie der Jagd zufügt, kein unbeträchtlicher ist. Denn junge Hasen, Rebhühner, überhaupt junge Vögel aller Art, sind ihr eine willkommene Beute, die sie, hat sie sie einmal gekostet, gern immer wieder aufsucht. Es ist deßhalb keinem Jäger zu verdenken, wenn er die Katzen nicht gerne auf seiner Jagd sieht, und keinem Vogelliebhaber, wenn er sie von seinen Gärten fern zu halten sucht. In dieses Kapitel fallen auch noch die zum Glück seltenen, aber verbürgten, schaudervollen Beispiele von Ermordung schlafender Kinder durch Katzen, indem sie sich der Wärme zulieb auf kleine Kinder legten und sie so erstickten, oder indem die Bewegung des Kehlkopfs beim Athmen ihre Mordlust erregte. Auch berichtet man von Ermordung erwachsener Personen aus Rachsucht. Allein diese Fälle sind mit Vorsicht aufzunehmen. Ihre Gewohnheit, sich an's Feuer zu legen, hat auch schon, wie in jüngster Zeit in Oesterreich, zur Entstehung von Feuersbrünsten Veranlassung gegeben. Höchst gefährlich wird die Katze, wenn sie, von tollen Hunden gebissen, die Wasserscheu bekömmt; denn ihre Bisse übertragen diese fürchterliche Krankheit auf Menschen und Thiere, und eine tolle Katze ist natürlich viel gefährlicher, als ein toller Hund, weil man sich viel weniger vor ihr schützen kann, und weil man bei ihrem Einfangen viel mehr Gefahr läuft, verwundet zu werden.

Das Alter, das eine Katze erreicht, kann man auf 12—15 Jahre schätzen.

Die katzenreichste Stadt ist London, denn die Zahl der Katzen wird dort auf ungefähr 3 Millionen geschätzt. In Petersburg ist sie verhältnißmäßig am seltensten.

Dr. G. J.

Der Salzberg bei Cardona in Catalonien.

Wenn ein von Frankreich nach Spanien Reisender, der über Urgel Barcellona zu erreichen im Sinne trägt, in der Mitte der beiden kleinen Städte Solsona und Manresa angekommen ist, so erblickt er, nachdem er eben einen prächtigen Eichen- und Nußbaumwald passirt hat, plötzlich wie mit einem Schlage das Städtchen Cardona vor sich. Dieses Städtchen liegt auf einem hohen Berge, der alles Weitervordringen auf der Straße zu versperren scheint, und man wird wirklich von der kühnen Bauart der Häuser, die so zu sagen „hoch in den Lüften" hängen, fast mehr als überrascht. Allein nicht seine romantische Lage ist es, wodurch Cardona seinen berühmten Namen erlangt hat, sondern dieser ward ihm vielmehr durch das mächtige Steinsalzbergwerk, welches nur eine kleine Viertelstunde von den letzten Häusern entfernt liegt und in Beziehung auf die Dichtigkeit, Ausdehnung und Tiefe seiner Salzlager von keinem andern in Spanien übertroffen wird. Dieser Lager oder Schichten sind es eigentlich acht, die hart über einander liegend immer wieder durch eine dünne Schichte von Mergelboden von einander geschieden werden. Die Ausbeutung ist eine sehr ausgedehnte, denn Tag und Nacht sind zweihundert Arbeiter in dem Bergwerk beschäftigt, welche das Salz in viereckigte Blöcke zerschneiden und so Block auf Block pyramidenförmig aufbeugen. Eigenthümerin des Bergwerks ist die spanische Regierung, aber merkwürdiger Weise ist sie nicht auch zugleich die Verwalterin und Wirthschafterin, sondern vielmehr durch alte Verträge gebunden, die Ausbeutung dem Herzoge von Medina — Celi — obwohl gegen einen hohen Pacht — zu überlassen.

Quer über das Feld, unter welchem sich die Salzlager befinden, strömt ein klarer, heller und ziemlich starker Bach, denn er hat eine Breite von 20 und mehr Fuß und eine verhältnißmäßige Tiefe. Der Bach kommt vielleicht 30 Meilen weit her und enthält von seinem Ursprung an bis nach Cardona durchaus süßes Wasser; sowie er



Der Salzberg bei Cardona in Catalonien.

aber das Territorium des Salzbergwerks betritt, wird er von Minute zu Minute salzreicher und behält solche Eigenschaft bei bis zu seiner Vereinigung mit dem Llobrogat. Ja diese Salzbeimischung ist zum Theil so intensiv, daß sich an seinen Ufern nicht selten meilenweit förmliche Salzablagerungen bilden (besonders in heißen Sommern), die das feinste Kochsalz enthalten, und natürlich von den Umwohnern dazu benützt werden, ihre Speisen kostenfrei zu würzen. Aber nicht blos die Menschen haben einen Vortheil hievon, sondern auch die zahlreichen Heerden von Vieh, welches in dem fruchtbaren Thale, das seine Gewässer bespülen und zum Theil auch bewässern, weidet, denn sein Haar glänzt förmlich in Folge dieser „gewürzten" Nahrung.

Weit merkwürdiger jedoch als Fluß und Bergwerk ist ein förmlicher Salzberg, d. i. ein aus dem reinsten Steinsalz bestehender Berg, welcher nur eine kurze Strecke von Cardona entfernt, hart neben einem lieblichen kleinen Dörfchen sich erhebt und von dem oben beschriebenen Flusse bespült wird. Diese „Salzmasse", wenn man den Berg so nennen darf, erreicht eine Höhe von etwa 300 Fuß über der Thalsohle, und erglänzt im Sonnenschein in den verschiedensten Farben, unter denen jedoch Roth und Grün die vorherrschenden sind. Von weitem gesehen hat der Berg die Form einer zackenförmigen Felsenpartie mit Säulen, Pyramiden, Thürmen und Kuppeln, und — natürlich stechen diese kühnen Formationen von dem Aussehen der übrigen Berge ringsum auffallend genug ab, da ihnen alle und jede Vegetation mangelt. Man glaubt sich, wenn man den Salzberg vor sich sieht, urplötzlich in die Schweiz versetzt und einem Gletscher gegenüber zu stehen, so täuschend ist die Aehnlichkeit der scharfabgeschnittenen Kanten und der nadelspitzähnlichen Ränder!

Ohne Zweifel verdankt der Salzberg bei Cardona dieses sein Aussehen den verschiedenen atmosphärischen Regenniederschlägen, welche natürlich auflösend und zerstörend auf seine Bestandtheile wirken müssen, und eben diesem Umstande wird es zuzuschreiben sein, daß an seinen Abhängen und zwischen den Klüften und Spalten der verschiedenen Salzfelspartien Stalactiten oder tropfsteinartige Gebilde in Masse sich angehängt haben, welche dem Ganzen ein äußerst malerisches Ansehen geben, und noch überdieß den Vortheil haben, daß sie alle Jahre ihre Formen verändern. Allein — so frägt man billig — werden nicht die Regengüsse, denen der Salzberg jahraus jahrein, ohne irgend einen Schutz ausgesetzt ist, mit der Zeit endlich doch die Wirkung haben, daß die ganze Masse sich auflöst und als „laufendes Salzwasser" davonfließt? Man sollte meinen, es müßte so kommen; allein dessenungeachtet widerspricht eine Jahrhunderte lange Erfahrung einem solchen Schlusse, denn seit man den Berg kennt und seit man seine Höhe gemessen hat (und dieß sind schon mehr als 300 Jahre her), hat diese im Ganzen noch nicht um 5 Fuß abgenommen; ja sie scheint sogar zeitenweise wieder zu steigen und zu wachsen, wenn manchmal bei

Sturmwind das vom Regen aufgelöste Salz sich oben wieder anhängt.

Das Salz, aus dem diese ganze Masse besteht, ist, wie schon angedeutet, außerordentlich rein, jedenfalls reiner als das der übrigen Salzbergwerke Europa's, und doch zieht man lediglich keinen Nutzen davon, — das Benefiz ausgenommen, welches die Einwohner von Cardona genießen, und welches darin besteht, daß jede Familie des Städtchens jährlich auf eine Aroba, (d. i. auf 60 Pfund) Salz Anspruch hat. Ueberdieß schnitzeln die armen Leute, die in den nahen Bergen wohnen, aus abgeschlagenen oder abgefallenen Salzsteinen kleine Figürchen: Rosenkränze, Heiligenstatuen, Thierbilder, groteske Scenen 2c., welche sie an die Reisenden verkaufen, und die sich auch hübsch genug ausnehmen, da sie so weiß sind wie Schnee, fast weißer als Alabaster. Im Uebrigen bleibt der ganze Salzberg das ganze Jahr durch unversehrt.

Aber — so höre ich abermals fragen — welches ist der Einfluß dieses Salzbergs auf Land und Leute, und besonders auf die Vegetation in nächster Nähe? Muß hier nicht nothwendig Alles ersterben, wie in der Nähe des todten Meeres in Palästina? Doch auch diese Frage können wir füglich mit Nein beantworten. Die Quellen und Bächlein hart unten im Thale wimmeln von Fischen, der Wald gleich dahinter hat keinen Mangel an Wildpret, und die Erde ringsherum erzeugt köstliche Früchte aller Art: Citronen, Maulbeeren, Haselnüsse, Mandeln und besonders Trauben, wie man sie nicht feiner finden kann. So wäre Cardona bei solchen ungewöhnlichen Segnungen der Natur gewiß längst eine reiche und mächtige Stadt geworden (für jetzt zählt sie kaum 3000 Einwohner), wenn nicht die spanische Regierung so gar sehr nachlässig wäre. Ist doch noch nicht einmal eine fahrbare Straße erbaut! Besteht doch die ganze Verbindung, in welcher Cardona mit der Außenwelt steht, in einem erbärmlichen, quer über den Berg gehenden Fußsteig, von dessen Praktikabilität sich der Leser einen Begriff machen kann, wenn wir ihm sagen, daß die Maulthiere, auf deren Rücken das dem Bergwerke abgewonnene Salz nach dem nur etwa zehn Stunden entfernten Barcellona geschleppt wird, zu dieser Tour nicht selten sechs volle Tage brauchen!

Th. Gr.

Der Welthafen (Liverpool).

Im Jahr 1857 ging beinahe die Hälfte der sämmtlichen Produkte der britischen Industrie nach den Colonien und dem Ausland über Liverpool, und der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr daselbst beträgt über 100 Millionen Pfund Sterl. jährlich. Jene besteht hauptsächlich aus dem Rohmaterial für die Hauptfabriken, von Lancashire, Cheshire und Yorkshire kommend, aus Getreide, Mehl, Viktualien, und Bauholz zu den Schiffen und zu Magazinen von 12—13 Stockwerken; diese aus Manufakturwaaren. Die Bevölkerung im Umkreis von 4 Meilen um die Liverpooler Börse beträgt gegenwärtig 600,000 Seelen, und der jährliche Zuwachs 10,000. Der Betrag von Eigenthums- und Einkommenssteuer ist größer als in irgend einer Stadt, mit Ausnahme Londons, und stieg 1857 auf mehr als 7 Millionen Pf. St. Der Tonnengehalt der dem Hafen gehörigen und einregistrirten Schiffe erreichte in demselben Jahre 936,022 Tonnen, um 76,882 mehr als in London. Die Zahl der für den auswärtigen und den Colonialhandel verwendeten Schiffe, welche in demselben Zeitraum in den Hafen einliefen, berechnet sich zu 4528, derer, welche ausliefen, zu 5003; dazu kommen 9677 Küstenfahrer, welche ein-, und 10,509, welche ausliefen; so daß der Gesammt-Tonnengehalt hiefür die Höhe von mehr als 9 Millionen Tonnen erreicht.

Von den Schiffen, welche 1857 — weiter gehen die offiziellen Nachrichten nicht — vom Ausland einliefen, schickten bei weitem am meisten die Vereinigten Staaten, nämlich 934, mit durchschnittlichem Gehalt von 1000 Tonnen. Am geringsten ist der Verkehr mit Tunis und Birma, auf welche nur 7 Schiffe kommen. Italien sandte 174, Rußland aus seinen nördlichen Häfen 71, aus seinen südlichen 31, Frankreich 317 Schiffe. Von den aus Liverpool abgehenden Schiffen waren 842 nach den Vereinigten Staaten, 250 nach Italien, 289 nach Rußland, 241 nach Frankreich, und wieder nur 3 nach Tunis, 1 nach Birma bestimmt.

Die Auswanderuug nach den Colonien und fremden Ländern ist nächstdem von größter Wichtigkeit für Liverpool, und von 212,875 britischen Emigranten im Jahre 1857 schifften sich beinahe 156,000 in Liverpool ein; 126,905 gingen nach den Vereinigten Staaten, 21,001 nach Britisch-Amerika, 61,248 nach Australien; nach allen übrigen Plätzen, wie Südafrika u. s. w., nur 3721. Im Ganzen wanderten aus britischen Häfen 1815—1857 über 4½ Millionen Seelen aus.

Drei Dampfschiff-Linien gehen von Liverpool nach Nordamerika. Im Jahre 1858 wurden 281 nordatlantische Fahrten von Post- und Passagier-Dampfern gemacht. Die durchschnittliche Dauer der Fahrt von New-York nach Liverpool betrug bei der Cunards-Linie 10 Tage 20 Stunden, bei der Collins-Linie 11 Tage 4 Stunden, bei den Liverpool-Schraubern 13 Tage 21 Stunden. Auf dieselben kamen 50,000 Passagiere, und sie zahlten 800,000 Pfd. St. Ueberfahrtskosten. Beinahe 1 Procent derselben kamen um's Leben, was aber hauptsächlich dem Brand der Hamburger Austria zuzuschreiben ist. — Nach Australien und Neu-Seeland gehen meistens Klipperschiffe.

Seinen ungeheuren Aufschwung verdankt Liverpool vornehmlich den Docks, welche die der Verschlammung und Versandung, dem Wechsel von Ebbe und Fluth und der Gewalt der Winde ausgesetzte Mündung des Mersey nothwendig machte. Wenn das Egerton-Dock und ein Theil des Great-Float, die gegenwärtig im Neubau begriffen sind, ihre Vollendung erlangt haben, so umfassen die Docks des Mersey nicht weniger als 400 Acr. Wasserraum. Sie laufen von Norden nach Süden 5 Meilen auf der Liverpooler Seite am Fluß hin, und von Osten nach Westen 2 Meilen auf der Seite von Birkenhead, einem Dörfchen auf dem Gebiete von Cheshire, das sich in Kurzem zu einer Stadt von 40,000 Einwohnern erhoben hat. Ein

Dock von 4 Acr., groß genug, um 400 kleine Fahrzeuge aufzunehmen, und ein Einkommen von 600 Pf. jährlich gewährend, war der Grund zu den jetzigen Anlagen. Im Jahre 1858 trug allein das Wellington-Dock, bei weitem nicht das größte, nur 7 Acr. 4120 □ Ellen enthaltend, beinahe 18,000 Pf. ein. Der Sea-wall längs der Liverpooler Seite des Mersey, wodurch die Schifffahrt in der langen Linie der Docks vor Wind und Wetter geschützt wird, ist eines der größten Werke aller Jahrhunderte. Dieser Wall mußte lang genug sein, um die ganze Linie der Docks zu schirmen; die Grundlagen so tief gelegt werden, um dem unterminirenden Einfluß der Strömung zu widerstehen; Stärke genug haben, um die heftigsten Stürme auszuhalten, Höhe genug, um die höchsten Wogen zu brechen; und alle diese Zwecke wurden erreicht. Die gegenwärtige Länge dieser Seeschutzwehr beträgt 9700 Yards, d. h. über 5 Meilen, ihre durchschnittliche Dicke 11, ihre durchschnittliche Höhe von der Grundlage 40 Fuß. Der ältere Theil derselben ist aus rothem Sandstein gebaut, der neuere an der obern Hälfte mit schottischem Granit bekleidet. Der Mörtel ist von dem Kalk des Halkin Mountain aus Nord-Wales genommen.

Bei Errichtung des Sea-wall oder Damms vor den Liverpooler Docks waren große Schwierigkeiten zu überwinden, um einen festen Grund zu gewinnen. Dieser mußte vor dem Prinz-Dock, dessen Bau allein 1 Mill. Pf. kostete, an der schmalsten Stelle des Flusses und wo die Strömungen am heftigsten sind, auf großen Baumstämmen gelegt werden, und zwar in einer Tiefe, die man nur zweimal im Jahr erreichen konnte, nämlich zur Zeit der Frühlings- und Herbstäquinoctien, wo die Ebbe das ganze Jahr hindurch am niedrigsten steht. In einem dieser Zeitpunkte, im März 1817, wurden die Niederwasser-Arbeiten ganz verhindert durch das stürmische Wetter, und erst zu Ende Septembers und Anfang Octobers konnte man wieder an die Arbeit gehen, so daß sechs Reihen Balken in einer Länge von 105 Yards gelegt wurden. So gewann man langsam einen Grund, welcher seitdem der Heftigkeit der Stürme und der beständigen Einwirkung der reißenden Strömung Trotz bot. Aehnliche Schwierigkeiten gab es auf andern Punkten. Bei dem Flußeingang des Georgs-Bassins mußte man zur Erreichung einer festen Grundlage Pfähle in große Tiefe durch Flugsand eintreiben. Der ganze Flußdamm vor dem Alberts-Dock und die Piers vor dem doppelten Eingang aus dem Fluß in das Halbfluth-Bassin haben Flugsand zur Unterlage und ruhen auf 13,792 Buchenholz-Pfählen. Bei dem Eingang zu dem Wellington Halbfluth-Dock wurden gleichfalls Tausende von langen Buchenholz-Pfählen sehr tief in ein Torfmoor getrieben, wo man Baumzweige und Hirsch- und Büffelhörner weit über die gegenwärtige Linie des Niederwassers hinaus gefunden hat.

Ueber achtzig gigantische Thore, und darunter einige bis zu der enormen Weite von 100 Fuß, sind in den Docks seit den letzten dreißig Jahren errichtet worden; eine solche Ausdehnung war nothwendig, wenn man bedenkt, daß Segelschiffe von 1500 und Dampfer von mehr als 3000 Tonnen in den Mersey-Bassins untergebracht werden. — Wir schließen diesen kurzen Bericht über den gegenwärtigen Stand dieses Welthafens mit den Worten Montalemberts: „Ueberall, wo es auch sei, muß die gesammte Macht und Wohlhabenheit der Autokratie in den Hintergrund treten vor dieser unvergleichlichen Fruchtbarkeit und Privatindustrie, welche in unserer Zeit, ohne von dem Staat Anregung oder Unterstützung erhalten zu haben, in dem Hafen von Liverpool schwimmende Docks, sechsmal so umfangreich als die in Cherbourg, ausgehöhlt hat.“

Dr. B—e.

Der Raupenjäger.

Calosoma sycophanta *L.*

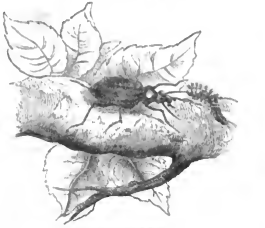
Zu den schönsten unserer hartschaligen Insekten sind besonders die größeren Laufkäfer oder Caraben zu zählen. Sie ergötzen nicht nur durch den Glanz ihrer in allen Nüancen des Goldes und der Bronce schimmernden Flügeldecken, sondern auch durch die mannigfaltige und oft sehr stark ausgeprägte Sculptur derselben. Sie sind nämlich entweder mit erhabenen Längsrippen geziert, wie die sogenannten Goldschmiede (Carabus auratus, auronitens etc.), oder zwischen den Längsrippen noch mit länglichen, kettenförmigen Erhabenheiten (C. morbillosus), oder mit vertieften, goldglänzenden, in Reihen stehenden Punkten (C. gemmatus), oder mit Erhabenheiten und Vertiefungen bei demselben Individuum (C. clathratus), oder auch mit chagrinartigen, feiner oder gröber punktirten Zeichnungen versehen, wie der schöne C. caelatus und andere. Der Beschauer einer Sammlung von Insekten erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Erfindung in der Zeichnung, Sculptur und dem Aufputze derselben, aber diese Mannigfaltigkeit ist so unendlich, daß, wenn er nicht selbst Sammler oder Kenner ist, seine Aufmerksamkeit selten hinreicht, Gattung für Gattung, Art für Art mit vergleichendem Blicke zu mustern. Wenn jener Bijouteriezeichner in 15 Jahren die Modelle für 2000 unter sich verschiedener Brochen entwarf, denen stets die Muschel oder die Rose zu Grunde lag, so ist das noch nichts gegen die Erfindungskraft der Natur, wie sie sich namentlich auch in der 40,000 Arten zählenden Klasse der Käfer zeigt.

Die Laufkäfer durchschwirren zwar die Luft nicht wie die in ähnlichen Farben glänzenden Goldkäfer, und betten sich nicht in die Blüthen wie diese, aber sie sind rasche und ausdauernde Läufer und bringen ihr Leben mit der Vertilgung des uns schädlichen Ungeziefers hin. Die Ursache des Unbeliebtseins dieser schönen und nützlichen Geschöpfe kann nur der üble Geruch sein, der an ihnen haftet, oder der ätzende Saft, dessen sie sich, wenn wir sie angreifen, entledigen.

Zu den schönsten und ansehnlichsten Laufkäfern gehört die Gattung Calosoma, von welcher sich 9 Arten in Europa finden. Sie unterscheiden sich von den eigentlichen Caraben (Carabus *L.*), welche nur Rudimente von Flügeln besitzen, durch das Vorhandensein vollkommener Flügel, durch den breiten, fast fünfeckigen Leib, und das abgerundete,

mehr herzförmige Halsschild; auch findet man bei näherer Betrachtung, daß das zweite Glied der Fühler rundlich und kleiner als die übrigen ist. Das Kinn zeigt in der Mitte einen spitzigen Zahn, während die Kinnbacken selbst fast ohne Zähne sind.

Unter den europäischen Calosomen ist C. sycophanta *L.*, der **Raupentödter**, der größte und schönste. Seine Länge beträgt 10—12 Linien, Körper, Beine, Mund und Fühler sind schwarz, das Halsschild oben und unten schön blau, dem angelaufenen Stahle vergleichbar, die Flügeldecken, unter denen sich vollkommene Hautflügel befinden, glänzend grün mit röthlich angelaufenen Seiten. Jede dieser Flügeldecken zeigt 16 feine, dicht bepunktete Streifen, und je die vierte der wenig erhabenen Längsfalten eine Reihe schwach eingedrückter Punkte, so daß also 3 der 16 Längsfalten mit diesen Punkten verziert sind.



Der Raupentödter.

Wie durch die kurze, gedrungene Gestalt und die Schönheit der Färbung zeichnen sich die Raupenjäger auch durch ihren raschen Lauf und ihren Muth bei der Bewältigung ihrer Beute aus. Sie leben in Wäldern und Gärten des gemäßigten und südlichen Europa's im abgefallenen Laube und Genist, von wo sie Abends und Morgens die Bäume besteigen und Jagd auf Raupen und Puppen machen. Wo sich im Mai oder Juni auf Kiefern oder Forchen die verderbliche Nonne (Bomb. monacha *L.*) oder auf Eichen der schädliche und gefährliche Processionsspinner (Bomb. processionea *L.*) findet, trifft man diesen, übrigens nur in einzelnen Jahren häufigeren Käfer oft in Mehrzahl an. Der Raupenjäger greift Raupen von jeder Größe an, und stürzt sich häufig mit ihnen, sei es absichtlich oder in der Hitze des Kampfes, von den höchsten Aesten herab, wodurch sie öfters dem aufmerksamen Sammler zur Beute werden.

Nicht minder nützlich als der Käfer wird auch die Larve desselben. Sie wird 1 Zoll 4 Linien lang und über 4 Linien breit. Ihr Oberkiefer ist stark und spitzig. Der erste ihrer 12 bräunlichen, mit Rückenschildern versehenen Leibesringe ist der längste; ihre 3 hornartigen Fußpaare haften an den 3 vorderen Ringen. Die Gespinnstnester der Processionsraupen, in denen man diese Larven öfters findet, hängen an älteren Eichen, da, wo die Aeste rauh zu werden beginnen, auf schwächeren Bäumen aber oft ganz am Fuße des Stammes, so daß man sie ganz bequem beobachten kann. Sie bilden ein sackförmiges, graues Gewebe, das oft einen großen Theil einer Seite des Stammes bedeckt und einer großen Anzahl von Raupen zur Wohnung dient, die aus derselben in regelmäßigen Zügen (Procession) auf das junge Laub kriechen und in eben der Weise dahin zurückkehren. Die Larve unseres Käfers frißt sich an diesen Raupen, deren sie täglich mehrere verspeist, groß, und mag so bis zu ihrer Verpuppung das Gespinnst um eine erkleckliche Anzahl vermindern. In der ihrer Verpuppung vorhergehenden Zeit werden diese Larven steif und unbehülflich und dann, wie mehrere Naturforscher versichern, häufig von noch rüstigeren Individuen ihrer eigenen Art angefallen und mit besonderem Appetit aufgefressen, wodurch sich die im Ganzen geringe Verbreitung des Käfers erklären ließe. In China sammeln sich die Kinder Larven einer Calosoma-Art und benützen die in der Gefangenschaft einander anfallenden Thiere zu einem ergötzlichen Gefechte.

Der Verfasser erlaubt sich hier zur Warnung einen Vorfall vom vorigen Jahre, in welchem in mehreren Gegenden Süddeutschlands die Processionsraupe sehr häufig war, beizufügen. Er traf nämlich an einer jungen Eiche (Quercus robur) einen Gespinnstbeutel von ansehnlicher Größe, öffnete ihn vorsichtig mit dem Stocke, und zeigte denselben einigen ihn begleitenden Knaben mit der Warnung, dem Neste nicht zu nahe zu kommen, da die sich leicht ablösenden feinen Haare dieser Raupen mit ihren Widerhäkchen überall hängen bleiben und in der Haut heftige Entzündungen verursachen. Dieser Warnung nicht achtend, besuchte einer der Knaben andern Tages die Stelle allein und sammelte zur Vervollständigung seiner Schmetterlingssammlung eine Anzahl dieser Raupen; Hals und Gesicht schwoll ihm aber an demselben Abend so entsetzlich an, daß die schleunige Hülfe eines Arztes erforderlich wurde.

C. F. A. Kolb.

Waschbären als Traubenfreunde.

Man hat bisher den Dachs für den eifrigsten Obst- und besonders Traubenfreund gehalten, denn derselbe legt sich bekanntlich in seiner Vorrathskammer im Herbste eine solche Masse von Trauben ein, daß man gut einen Eimer Wein aus dem, was in Einem Dachsbau liegt, pressen könnte. Nunmehr aber hat man gefunden, daß der Waschbär ein noch größerer Lecker und Feinschmecker ist, denn derselbe liest sich immer nur die delikatesten und feinsten Stöcke aus, und ist im Stande, in wenigen Tagen einen ganzen Weinberg abzuleeren. Zum Glück ist das Thier in civilisirten Gegenden selten, und daher mehr auf die Gegenden beschränkt, in welchen wilde Trauben wachsen.

(G.)



Boulevard Sébastopol



Der Boulevard von Sebastopol.

(Taf. 17.)

Schon die zu der großartigen Ausstellung im Jahre 1855 nach Paris strömenden Fremden gewahrten, vor einem Babel riesiger Sandsteinblöcke, halb und ganz niedergerissener Straßen und Schutthaufen stehend, in welch' großartigem Umbau das kaiserliche Paris begriffen sei, und Mancher, der in dem Häusergewirr der alten Stadttheile Bescheid wußte, suchte auf dem neuen Plane der Stadt wohl mehr als eine Straße vergeblich, die spurlos von der Erde verschwunden ist.

Mittelst einer Anleihe von 180 Millionen soll in dem Zeitraume von zehn Jahren eine bedeutende Anzahl neuer Straßen und Boulevards auf beiden Seiten der Seine angelegt werden; keine der bereits zur Ausführung gekommenen Prachtstraßen nimmt aber einen bedeutenderen Rang unter den Communicationen der französischen Hauptstadt ein, als der Boulevard von Sebastopol, der in seiner Verlängerung fast ganz Paris in zwei Hälften theilt, und in Bezug auf Länge den Vergleich mit der größten Straße der Welt, mit Broadway, aushalten kann. Der im April 1858 eröffnete Theil liegt auf dem rechten Seine-Ufer. Er ist vom Chatelet-Platz bis zum Boulevard St. Denis 2081 Metres lang, von dort bis zum Ostbahnhof (dem Boulevard de Straßbourg) 775 Metres, so daß die ganze Länge 2856 Metres beträgt. Der Bau hat fünf Jahre gedauert, und allein für den letzten Theil sind 9 Millionen Frcs. Entschädigungen gezahlt worden. In seiner Verlängerung nach dem Observatoire zu durchschneidet der Boulevard zunächst die Cité, den Pont au Change und den Pont St. Michel passirend. Diese Längen betragen zusammen 5000 Metres. Ueberschaut man die enormen Strecken von Neu-Paris, so kann man die Bemerkung kaum unterlassen, daß so Großartiges in so kurzer Zeit blos durch die ungeheure Verwendung des Eisens geleistet werden konnte. Schon damals aber verlangte die Eisenindustrie Schutzzölle und Einfuhrverbote. —

Die Eisenbahnhöfe sind die Hauptportale von Paris. Diese durch große Adern mit dem Herzen der Stadt in Verbindung zu bringen, schien allerdings schon für sich durch die Nothwendigkeit geboten, es wurden aber durch die neue Straßenlinie zugleich diejenigen Quartiere durchschnitten, deren Bevölkerung am dichtesten und am schwersten zu überwachen ist. Hiedurch kam Licht und Luft in diesen menschlichen Ameisenhaufen, und an die Stelle einer Unzahl fast unbewohnbarer Gebäude traten gesunde, bequeme und nur zu stattliche Häuser. Im Uebrigen weiß Jedermann, daß dieser Umbau nicht nur die Verschönerung der Stadt und die Beseitigung ihrer ungesunden und unsichern Theile, sondern allermeist die Herstellung einer freien militärischen Verbindung gegen Emeuten zum Zweck hatte.

Wir legen unsern Lesern eine bildliche Darstellung des Boulevards Sebastopol vor, in deren Vordergrund sich das im modern-klassischem Style erbaute Palais des Advokats, und rechts der in neuerer Zeit restaurirte Tour St. Jacques mit seinen Statuen befindet. Ein nicht minder interessanter Theil dieses neuen Boulevards ist unterirdisch. Unter der ganzen Strecke führt ein aus zwei Aquäducten bestehender Abzugskanal hin, in dem ein Wagen bequem fahren kann, und den die Pariser gern mit römischen Baudenkmälern, natürlich zum Nachtheil der letztern, vergleichen.

Ein denkwürdiger Tag wird der 5. April, der Tag der Einweihung des Boulevards von Sebastopol, für die Bevölkerung der Hauptstadt bleiben. Um dieses Schauspiel recht zu genießen, mußte sich der Fremde auf der Estrade des Straßburger Bahnhofs befinden, von wo das Auge vermittelst eines guten Lorgnons bis an die Mündung des 2250 Meter langen und 30 Meter breiten Boulevards in die Rue de Rivoli nächst der Seine reicht. Der Zuschauer sah von hier zwischen den Reihen der kaiserlichen Garde und der Nationalgarde, zwischen Flaggen und der wogenden Volksmenge den Hof im Sonnenschein herannahen. Dem Kaiser folgte eine dichtgedrängte Schaar von Generalen, von welchen wir nur Pelissier und Marschall Magnan nennen. Hierauf folgten sechs prachtvolle Reihen von Hundertgarden in ihren romantischen Uniformen. Hinter ihnen kam der Wagen der Kaiserin mit andern Hofequipagen und Hofdamen. Der Kaiser stieg ab vom Pferde, um den Aquäduct zu besichtigen. Am Bahnhofe sprach er eine ungewöhnlich einfache Rede. Er begnügte sich zu sagen, er habe durch den Umbau der Bevölkerung nur Luft und Licht verschaffen wollen, und erwähnte der hohen Miethpreise als einer vorübergehenden Erscheinung. „Es war unerläßlich," sagte er, „zu demoliren, um neue Straßen zu schaffen, durch welche Licht und Gesundheit in ungesunde Stadttheile dringen und große Verbindungsadern erzielt werden, welche die Entwickelung der Stadt befördern, indem sie Mittelpunkt und Ende näher rücken." — Die Bevölkerung benahm sich ruhig und anständig, aber kühl.

Wie in andern Städten, ist durch die Neubauten dem eigentlichen Volke, dem es an kleineren, wohlfeileren Wohnungen fehlt, wenig geholfen. Für das Volk und die mittlern Haushaltungen ist in diesen Quartieren kein Raum.

Es ist nicht uninteressant, wie sich die verschiedenen Klassen in diesen Palästen arrangiren. Fast in jedem Hause findet man ein Kaffeehaus und eine Modewaarenhandlung, im Entresol einen Coiffeur, eine Modistin oder einen Geschäftsagenten, im ersten Stock einen Schneider oder eine elegante Nähterin, im zweiten Stock wieder einen Schneider oder einen Zahnarzt, im dritten Stock einen Rentier, einen Staatsrath, einen Marquis oder den Hauseigenthümer, im vierten Stock eine femme entretenue oder dergleichen, im fünften Stockwerk einen Photographen, manchmal noch höher, in den ehemaligen Mansarden, findet man Künstler, Handlungsdiener und sonstige Junggesellen, die sich mit einem Bett und einem Stuhle begnügen. Auf zehn Läden kommen sechs Cafés und drei Peruquiers. Man kann sagen, der Kern der Boulevards besteht aus Kaffee und Pomade, und mancher Deutsche wird hier wieder an die in seinen Kinderjahren gehegte Meinung erinnert, als ob alle Franzosen entweder Perückenmacher oder Sprachmeister wären.

Das Volk von Paris war etwas verstimmt durch die Betrachtung, daß das Kaiserreich die ganze Poesie Lutetia's, die denkwürdigen historischen Viertel verschlungen, und dafür die Uniformität der Paläste, das Einerlei der gewaltigen, auf einander gethürmten Sandsteinblöcke geschaffen hat. Die Schauplätze der Romantik Victor Hugo's und Alexander Dumas' sind demolirt, und statt aus den Gaunerhöhlen der verschrieenen ehmaligen Volksquartiere tritt uns jetzt das Elend und das Laster vergoldet und geschmückt aus Palästen entgegen. Heinrich IV. wollte, daß Jeder Sonntags sein Huhn im Topfe habe, — die heutige Regierung thut mehr, sie will, daß Jeder in einem Palaste wohne, wenn er's bezahlen kann.

Man muß die Boulevards das erste Mal des Abends sehen. Eine feurige Doppelschlange von Lichtern zieht sich auf beiden Seiten hin. Die untern Räume erglänzen von dem Lustre der Gazen, Spiegel und Teppiche in allen Farben der Phantasie, und sind mit allen Wundern der Industrie erfüllt.

Die sämmtlichen Straßen von Paris, deren man gegenwärtig mit Einschluß aller Plätze und Sackgassen 1494 zählt, haben eine Länge von 365 Kilometer (49 Meilen); der Flächenraum innerhalb der 57 Barrieren oder der äußern Boulevards beträgt 3440, der innerhalb der Bastionen 7000 Hectaren, bei Umfängen von resp. 22 und 39 Kilometer. Die gegenwärtige Stadtgrenze gilt als die zehnte Umfangslinie seit Cäsar.

C. K.

Bilder aus London.

Am neunzehnten December des Jahres 185.. schiffte ich mich Abends acht Uhr in Ostende ein, um nach England zu gehen. Aber ehe ich fortfahre, oder besser, ehe ich beginne mit dem, was ich zu erzählen habe, will ich ein Bekenntniß ablegen, das schwer auf meinem Herzen lastet. Denn welcher Mensch gesteht gern ein Unrecht, eine Schwäche oder sonst irgend eine Thatsache ein, die entschieden zu seinem Nachtheil gereicht? Und in dieser traurigen Lage befinde ich mich; es gehört wahrlich ein männlicher Muth dazu. Aber welch' böser Dämon hat mich gerade dieses Wort aussprechen lassen? Indeß auch Frauen haben Muth, und dem geehrten Leser soll sofort ein Beweis für diese Behauptung geliefert werden, indem ich mein Bekenntniß ablege, daß ich — es ist allerdings unendlich schwer, mit der Wahrheit hervorzutreten, und doch — ein Mann ein Wort, und schon wieder trete ich gegen mich selbst auf — daß ich nämlich eine Frau bin. Lieber Leser, nun weißt du das Schlimmste. Leicht möglich könntest du jetzt Neigung fühlen, die folgenden Blätter zu überschlagen; ich bitte dich es nicht zu thun, denn du hast es mit keinem gelehrten Blaustrumpf, mit keiner emancipirten Dame, sondern mit einer einfachen Frau zu thun, die das heitere, grüne England liebt und gern davon berichtet. Und als ich diesen Sommer werthen Freunden oft mit Wärme von London, seinem bunten Leben, seinen schönen Gebäuden erzählte und mancher, von den unsern ganz abweichenden Sitten und Gebräuche erwähnte, fragte mein Freund: „aber weshalb schreiben Sie diese Dinge nicht nieder?" „Weil ich es nicht kann," lautete meine Antwort. Nun meinte er: „schreiben Sie die Sachen harmlos nieder, wie Sie sie uns erzählen, und schicken Sie sie mir." Das versprach ich zu thun, und erfülle mit Freuden mein Versprechen, denn ich versetze mich gern nach England zurück, wo ich noch am zwanzigsten December alle Wiesen grün fand, auf denen schöne Schafe und Kühe weideten, und die vollen, hohen Gesträuche von Immergrün mir um so freundlicher entgegenlachten, als unser liebes Vaterland sich längst in seinen weißen Mantel gehüllt hatte.

Vergebens suchte ich beim Einfahren in die Themse „den Wald von Masten", von dem alle Reisebeschreibungen erzählen, hatte aber nicht bedacht, daß es Winter sei, während dessen die Schifffahrt so zu sagen brach liegt. In St. Katharinen-Docks wurde ich von meinen englischen Freunden erwartet, und nachdem meine Koffer und selbst meine Handtasche auf's Genaueste visitirt waren, stiegen wir in den Wagen, und fuhren eine volle Stunde, ehe wir eine der nördlichen Vorstädte Londons erreichten, in der meiner Freunde Haus, still und abgeschlossen wie auf dem Lande, lag. Wie heimelte mich das Haus mit der sauber gescheuerten Treppe vor demselben an, wie behaglich ließ es sich auf den weichen Teppichen der Stiegen und Zimmer gehen, wie freundlich brannte das Feuer in den schönen, mit Marmor bekleideten Kaminen, und wie staunte ich vor dem riesigen Himmelbette, das in meiner Stube stand!

Nachdem ich mich einige Tage mit den schönen Landhäusern in unserer Gegend und mit dem häuslichen Leben der Engländer bekannt gemacht hatte, fuhren wir eines Morgens nach London. Je näher wir der City kamen, desto lebhafter, desto geräuschvoller wurde es in den Straßen, und zuletzt, als wir vor der prachtvollen Börse ausstiegen, um zu Fuß nach St. Paul's zu gehen, erschien es mir vollkommen unbegreiflich, daß wir uns unter dieses Menschengewühl, in dieses Durcheinander von Omnibussen, Cabs und Lastwagen begeben sollten, wo acht Wagen neben einander fahren. Wir standen eine lange Weile, ehe wir endlich im vollsten Laufen über den Platz vor der Börse durch die von vier Seiten kommenden Fuhrwerke nach dem links gelegenen Mansion-House, der Residenz des Lord-Majors von London, gelangen konnten. Hier, als an einem der bedeutendsten Knotenpunkte des Londoner Straßenlebens, ist nun ein Zusammenfluß von Fuhrwerken, ein Treiben, Rennen und Jagen, wie man es nirgends auf dem Kontinente auch nur annähernd findet. Obgleich jeder Omnibus in großen, mächtigen Buchstaben seinen Namen trägt, der entweder von dem Platze der Straße entlehnt ist, die das Endziel seiner Fahrt sind, oder auch pomphafte Namen aufweist, wie Waterloo, Nelson, Wellington u. a. m., und außerdem die Hauptstraßen ebenfalls auf den Seitenwänden der Wagen bezeichnet sind, durch die diese für London so unumgänglich nothwendigen Fuhrwerke gehen, so rufen Kutscher und Conducteure dennoch den Vorüber-

gehenden unaufhörlich an, indem sie ihn zu ihrer Tour auffordern. Kaum aber hat man dieser Aufforderung durch Kopfschütteln verneinend geantwortet, so läuft ein Junge pfeilschnell an uns vorüber und steckt uns ein Buch in die Hand, ohne daß wir Zeit finden, es zurückzugeben und näher betrachtet, sehen wir, daß dieses ganze Buch nichts als die prahlende Anzeige irgend eines Zahnarztes, oder irgend eines Waarenlagers enthält. Hier bittet uns ein deutsches Mädchen in hessischer Tracht ihr einen Strohwedel abzukaufen, während dort ein Hindu mit brennend schwarzen Augen, in den üblichen weißen Kittel gehüllt, den Uebergang der Straße fegt und bittend seine Hand ausstreckt, um einen Penny — 10 Pfennige — zu bekommen. Während wir schon froh sind, nicht erdrückt und umgerannt zu werden in dem Gewühl, steht neben den Trottoirs ein langer Karren, auf dem Schalthiere, Gemüse, Obst, auch Kaffee oder sonst warme Getränke feilgeboten, gekauft und verzehrt werden. „Bitte Madame," hört man eine Stimme dicht hinter sich. Unwillkürlich wendet man sich um, und da hält auch schon ein Tabuletkrämer Federn, Bleistifte und sonstige Dinge uns so nahe vor Augen, daß man Gott dankt, seine Augen wenigstens aus dieser Gefahr gerettet zu haben. „Nur zwei Pence das Stück," ruft es. Man weiß kaum mehr, ob vor uns, hinter uns oder seitwärts, und wieder wird uns Etwas fast in die Hand gesteckt. Dieses Mal sind es reizende Ansichten von London, Stahlstiche auf festem Kartenpapier. Gern möchte man sie kaufen; aber wie in der Eile sein Portemonnai finden? Und während wir nur noch beschäftigt sind, selbiges aus der Tasche zu nehmen, sind Andere zwischen uns und den Verkäufer getreten und wir haben auch schon die Absicht des Kaufens vergessen, denn ca. zwölf Mann, Brust und Rücken mit Riesentafeln versehen, auf denen mit Riesenbuchstaben irgend ein Theater angezeigt wird, schreiten langsamen Schrittes hinter einander neben den Trottoirs einher und fesseln Blick und Aufmerksamkeit.

Nun muß jedoch alles Sehen, Staunen und Bewundern ein Ende nehmen, denn wir wollen nach St. Paul's und stehen bereits dem Prachtgebäude gegenüber. Aber die von vier verschiedenen Straßen kommenden Omnibusse, Cabriolete, Lastfuhrwerke und Wagen mit Spritzapparaten, die beständig die Straßen auf und ab fahren, um den Staub zu beseitigen, und die unzähligen zweirädrigen Wagen der Bäcker, Schlächter und Viktualienhändler, die ihren Kunden die Waare in's Haus schicken, scheinen unserem Wollen hartnäckig entgegen zu sein, denn schon stehen wir kampfgerüstet eine geraume Zeit an der Straßenecke, ausschauend mit sehnsüchtigem Blick, ob denn nicht einmal ein Stillstand eintreten werde; aber nein und abermals nein, und „will sich nimmer erschöpfen und leeren". —

Immer andere Omnibusse, immer andere Wagen, bis wir dann den verzweifelten Entschluß fassen, zwischen den Wagen durchzulaufen. Es gelingt, und endlich stehen wir siegbewußt auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Wie begreift man hier die Anekdote, die man sich von einem Fremden erzählt, der in einer der belebtesten Straßen der City seine Wohnung genommen hatte, und seinen ersten Tag in London damit verlor, „daß er von früh bis spät in der Hausthüre wartete, bis sich der Auflauf verloren haben werde". Das ist ja aber gerade das Merkwürdige dieser Riesenstadt, daß sich das Leben und Treiben dort zu ungeahnter Höhe steigert.

Wie wohlthuend war mir nach dem kaleidoskopartigen Durcheinander auf den Straßen, die feierliche Ruhe in der imposanten Rotunde der St. Paulskirche. Die Sonne schien gerade durch die riesige Glaskuppel, und die Sonnenstäubchen erschienen wie goldener Regen in dem Halbdunkel des mächtigen Raumes, während das Geräusch der Außenwelt wie fernes Meeresbrausen ertönte. St. Paul's wurde im Jahre 603 von Sebert, einem Prinzen der Ostsachsen, erbaut, und zwar auf den Grundmauern eines alten Tempels der Diana, wie es heißt. Als im Jahre 1086 ein großer Theil der City durch Feuer zerstört wurde, erlag auch dieses Gebäude. Der Bischof Mauritius legte aber sofort auf demselben Platze den Grundstein zu einer neuen Kirche, deren Plan von solch' bedeutender Größe war, daß weder er, der noch zwanzig Jahre lebte, noch sein Nachfolger das Gebäude auch nur theilweise beendet sahen. Der Thurm wurde erst 1221 fertig.

Die große Feuersbrunst Londons im siebzehnten Jahrhundert verschonte St. Paul's wiederum nicht, und der berühmte Architekt Sir Christopher Wren entwarf den Plan für die jetzige Kirche, legte den Grundstein derselben, und durch seinen Feuereifer beseelt, wurde ihm das seltene Glück zu Theil, nach siebenunddreißig Jahren die Vollendung seiner herrlichen Schöpfung zu sehen. Als am Tage der Einweihung eine Festflagge auf die Spitze des Thurmes aufgezogen werden sollte, und Jedermann Abneigung zeigte, dies Wagniß zu unternehmen, sandte der greise Sir Christopher nach seiner Tochter, die freudigen Muthes den Thurm erkletterte und die Flagge befestigte.

Beim Graben des Grundes der Kirche entdeckte man eine Menge hölzerner und elfenbeinener Nadeln, mit denen, wie man glaubt, die alten Briten ihre Leichentücher zusammenzuhalten pflegten, und eine Schicht tiefer lagen römische Urnen, Lampen, Thränenkrüge und dergleichen mehr, so daß man die Ueberzeugung gewann, daß hier ein Kirchhof gewesen sein müsse, ehe die Sachsen das Land erobert hatten. Die Gräber der letzteren befanden sich über den römischen Reliquien, und waren entweder im Innern mit Kalkstein bekleidet, oder bestanden ganz aus Stein.

Die Paulskirche ist 510 Fuß lang, 200 Fuß breit, und wird von einer 340 Fuß hohen und 145 Fuß im Durchmesser haltenden Glaskuppel überwölbt. Sir Christopher Wren hatte beim Erbauen dieser kolossalen Kathedrale, die auf einem der höchsten Punkte der City liegt, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seinen Plänen trat man entgegen, sein Geld wurde ihm nicht erstattet; aber er erlebte, wie schon erwähnt, die Einweihung seines Werkes unter der Regierung der Königin Anna, deren Statue vor dem westlichen Eingange der



Die St. Paulskirche in London.

Kirche steht, und seine Asche ruht in der Gruft St. Paul's. Sein Andenken aber wird stets lebendig bleiben, so lange die Kathedrale den Beschauer mit Freude und Ehrfurcht erfüllt.

Interessant war es mir, zu hören, daß das Innere der früheren St. Paulskirche viele Jahrhunderte hindurch als öffentliche Passage benutzt wurde. Pferde, Maulesel und Rindvieh trieb man durch, und Bäcker, Schlächter, Brauer, Alles nahm hier, der größeren Bequemlichkeit halber, seinen Weg; Geschäfte wurden darin abgeschlossen und öffentliche Zusammenkünfte gehalten. Dieser Weg quer durch die Kirche wurde St. Paul's Walk — St. Paul's Promenade genannt, und bildete den Versammlungsort der Stutzer und Dandy's, kurz der eleganten jungen Welt jener Zeiten. Die täglichen Besucher dieser Promenade nannte man Paul's Walka — Paul's Spaziergänger, und in verschiedenen Schauspielen und andern Dichtungen damaliger Zeit finden wir Anspielungen auf diesen Mißbrauch. So erfahren wir z. B. aus einem Stück von Ben Jonson, daß es ganz üblich war, an den inneren Säulen der Kirche Anschlagezettel und Annoncen zu befestigen, wie es heut zu Tage an Börsen und sonst öffentlichen Localen geschieht. Obgleich unter den verschiedenen Regierungen der englischen Herrscher Verordnungen erlassen wurden, um dem Unwesen zu steuern, so gelang es doch erst dem energischen Cromwell, jenem Mißbrauch für immer ein Ende zu machen.

St. Paul's und die Westminsterabtei können das Pantheon Englands genannt werden. In beiden Kirchen hat die Nation ihren bedeutendsten Männern Monumente errichtet, und während wir in St. Paul's die berühmten Helden jüngerer Zeit finden, sind im Westminster die Gelehrten, Dichter und Helden älterer Zeiten vertreten. In St. Paul's sind die Grabmäler von Nelson und Cornwallis am hervorragendsten durch ihre Größe und Bedeutung. Minder prächtig, aber nichts desto weniger von tiefer Wirkung sind die Statuen Samuel Johnson's, Sir John Moore's u. A. mehr.

Die einfache Größe und Erhabenheit dieses weltberühmten Gebäudes wirkt auf den Eintretenden so mächtig, daß das rastlose und interessante Leben auf den so eben verlassenen Straßen zurücktritt und er mit voller Hingebung sich in die Vergangenheit und deren Helden versenkt.

Wie froh war ich, daß ich nicht, wie die meisten Reisenden es thun müssen, an demselben Tage noch mehr neue Eindrücke in mich aufzunehmen brauchte, sondern ruhig — wenn man überhaupt das Fahren durch Londons Straßen mit diesem Worte bezeichnen darf — heimkehren konnte nach unserem stillen Wohnsitze, wo ein einladendes Kaminfeuer und einladendes Diner unserer wartete und uns erquickte.

Nach einigen Tagen war das Wetter milde wie im Frühling, und obgleich Morgens noch dicke Nebel auf den



Die London-Brücke.

Wiesen lagen, ließ sich doch erkennen, daß wir einen hellen Tag haben würden, und daher wurde eine Tour nach der Westminsterabtei verabredet. Es mochte etwa zehn Uhr gewesen sein, als wir Londonbridge erreichten. Der Grundstein für diese prächtige Brücke, die ein wirklicher Schmuck für Stadt und Fluß ist, wurde 1825 gelegt, und am 1. August 1831 weihte König Wilhelm IV. selbige ein. Wir stiegen zum Themseufer hinunter, wo unzählige kleine Dampfboote in stetem Landen und Abstoßen sind, denn wie die Omnibusse auf den Straßen, so besorgen sie den Verkehr auf dem Flusse. Kaum haben wir Zeit, die vielen kleinen Stufen hinabzueilen, denn schon ist das Boot, mit Menschen gedrängt voll, zum Abstoßen bereit. In Eile bezahlen wir zwei Pence für die Person, ein gewagter Sprung und wir schwimmen auf der Themse. Die Sonne steht hoch am Himmel, zeigt uns aber ihre Schönheit nur durch einen leichten Wolkenschleier, wie eine schöne Kokette, die den Spitzenschleier über das blühende Antlitz wirft, um den Beschauer nur noch sehnsüchtiger nach dem vollen Anblick desselben zu machen.

Wir blicken zurück durch die kolossalen Steinpfeiler von Londonbridge — Londonbrücke — und gewahren das bunte Leben auf dem Wasserspiegel. Große Segelschiffe, Dampfboote, Barken, Kähne kreuzen sich da hundertfältig, und wir staunen, daß nicht jeden Augenblick ein Unglück geschieht, daß die kleinen, luftigen Boote nicht umgesegelt werden von all' den Dampfern und Dreimastern. Aber nur wir scheinen an derartige Gefahr zu denken, denn keine Spur von Furcht kann ich auf den vielen Gesichtern erkennen, und die Züge jenes Ruderers in dem Nußschalen ähnlich kleinen Boote sind so gelassen, daß man ihn um den Gleichmuth beneiden könnte, der sich unverkennbar auf seinem Antlitz abspiegelt. Londonbridge bildet die Grenze für die großen Schiffe mit den gewaltigen Masten und hohen Segeln, denn von nun an gestatten die schnell aufeinander folgenden Bogen der sieben Brücken diesen Riesen nicht, weiter in das Herz der Hauptstadt stromaufwärts zu fahren. Ja sieben der schönsten Brücken haben wir jetzt vor Augen, dazu schießen die kleinen Dampfboote, die ihre Schornsteine unglaublich schnell niederlassen, wenn sie die Brücken passiren, wie Pfeile an uns vorüber, und jedes derselben ist so gefüllt mit Passagieren, daß man eigentlich denken sollte, der Straßenverkehr sei unterbrochen und es habe sich Alles auf den Fluß geflüchtet. Doch ein Blick auf Londonbridge, auf der ein solches Gewimmel stattfindet, daß man wenigstens die Krönung oder den Einzug eines Monarchen vermuthet, beweist uns, daß das Leben auch dort fortfluthet. Dreihundert Dampfboote besorgen allein den Menschenverkehr innerhalb der Stadt. Rechnet man dazu die Tausende von Booten, Fähren und Lastkähnen, und denkt man dann an das Leben auf den Straßen, so gewährt London ein Bild des Handels und Verkehrs,

wie er in Worten nicht geschildert werden kann. Vorüber an St. Paul's, dessen äußere kolossale Größe man nur von den Brücken oder dem Flusse völlig zu erfassen und zu beurtheilen vermag, da in seiner Nähe die Häuser zu dicht herangebaut sind, um dem Beschauer einen freien Ueberblick zu gestatten. Vorüber am Temple mit seinen Gärten, vorüber an Sommersethaus, diesem prachtvollen Palast dicht an der Themse, bis wir am Pino, Landungsplatz von Hungerfordbridge, eine Weile anhalten müssen, bevor unser Boot anlegen kann, weil der Zudrang von kleinen Dampfbooten und ein- und aussteigenden Passagieren es unmöglich macht. Jetzt steuern wir wieder flott darauf los, und bald erheben sich die majestätischen Parlamentsgebäude und im Hintergrunde die Westminsterabtei, und an der schönen Westminsterbrücke wird abermals gehalten, und wir verlassen für heute den Fluß und begeben uns in die stilleren, gleichsam Vornehmheit athmenden Straßen des Westendes.

(Fortsetzung auf S. 139.)

Thierleben eines deutschen Waldbaches.

Jeder, der das Meer entweder selbst gesehen oder davon gehört hat, wird staunen über die ungeheure Anzahl von Bewohnern, die dasselbe beherbergt. Welches Leben, welches Gewimmel vom Nordpol bis zum Südpol! welch' lebendige Staffage erhalten besonders die Küsten des Meers durch die Schwärme von Tauchern, Enten, Möven und Sturmvögeln, welche bald schreiend und lärmend über die brandenden Wogen hinwegkreisen, bald mit Blitzesschnelle in's Meer tauchen, um einen unvorsichtigen Fisch zu erhaschen. — Wenn wir Bewohner der Binnenländer damit unsere Flüsse, Seen und Teiche vergleichen, so möchten wir gar zu gern geneigt sein, über eine unverhältnißmäßige Armuth derselben an Geschöpfen zu klagen. Ehe wir aber dieses ungerechte Urtheil aussprechen, wollen wir nur einmal einen Blick in eines unserer kleinsten Gewässer, und zwar einen der kleinsten Waldbäche, werfen.

Es ist ein herrlicher Frühlingsmorgen; golden schimmert die Sonne auf den jungen, saftigen Blättern der Bäume; die Vögel hüpfen zwitschernd von Ast zu Ast, und in jeder Erdscholle, in jeder Pfütze regt sich ein geheimes Leben. Mit vollen Zügen die balsamische Luft einathmend, die uns entgegenströmt, schreiten wir langsam über das schwellende Moos, und kommen so endlich zu der Stelle, wo das Bächlein aus dem Felsen entspringt. Es ist ein kühler, schattiger Platz; die warme Frühlingssonne hat hier die Feuchtigkeit des Bodens noch nicht mit seinen Strahlen aufgeleckt. Hier schleppt unbeholfen eine mächtige Kröte ihren mit Eiern gefüllten Leib über das feuchte Moos, langgestreckt kriecht die rothe Wegschnecke einem saftigen Blatte zu; auch den Regenwürmern scheint es hier zu gefallen; mit halbem Körper aus ihren Erdlöchern hervorragend liegen sie unbeweglich da, nicht achtend der Gefahr, in der sie schweben; denn dort unter jenem Stein hervor schleicht eben ein Erdmolch, mit gierigen Augen das Treiben der Würmer beobachtend, die er, wenn auch sonst noch so träge und unbeholfen, dennoch sicher erhaschen wird. So ist das Leben an diesem dunkeln, von Bäumen überschatteten Orte; das Bächlein selber scheint hier noch nicht belebt zu sein, denn nur mühsam windet es sich durch die üppig wuchernde Brunnenkresse hindurch, womit sein kleines Bett ganz überdeckt ist. Aber bald gestaltet es sich freundlicher und bewegter.

Die Waldung wird lichter; das Bächlein fließt klar und unbehindert von üppigen Kräutern über die schimmernden Kiesel, und an seinem Ufer blühet Vergißmeinnicht und Weidenröschen. Der immer muntere Zaunkönig schlüpft durch's Geniste; die Haubenmeise, die Sumpfmeise, die Blaumeise baden sich in Lachen, die ein größerer Stein mit dem Ufer gebildet hat, und die graue Bachstelze jagt in wellenförmigem Fluge, immer ihr „zi zizri" schreiend, nach den Mücken über dem Wasser, stets verfolgt von ihrer neidischen Schwester, der gelben Bachstelze.

Mit Verachtung scheint der Eisvogel, der auf einem dürren Aste über dem Wasser sitzt, auf diese erbärmliche Mückenjagd herabzusehen; er ist der eigentliche Beherrscher des oberen Baches; das wissen die Forellen wohl, die dort ihre schimmernden Schuppen in der Sonne spielen lassen. Da steht eine gegen die Strömung fast unbeweglich fest, immer über demselben Steine; nur zuweilen schnappt sie über das Wasser empor nach einer Mücke. Doch jetzt hat uns der scheue Eisvogel bemerkt; rasch streicht er mit eintönigem Rufe „giek, giek" über das Wasser hin, und blitzschnell hat sich jetzt auch die Forelle unter einem Steine am Ufer verborgen.

An die Stelle des in fürstlichem Schmucke prangenden Eisvogels tritt nun eine Größe zweiten Rangs, der Wasserstaar. An Liebenswürdigkeit übertrifft dieser dunkelbraune Vogel mit weißem Bauche den ihm in der Statur ähnlichen Eisvogel weit; denn Sommer und Winter, und zu jeder Tageszeit, läßt er sein liebliches Zwitschern ertönen, besonders lebhaft aber, wenn das Männchen, um Gegenliebe flehend, dem Weibchen über den Spiegel des Wassers hin nacheilt. Aber auch an Geschicklichkeit gibt er ihm nichts nach, wenn er auch nicht so edles Wild jagt, als jener. Wie flink er die Wasserläufer und Wassermilben wegschnappt, ehe sie noch mit ihren langen Füßen entrinnen konnten! Und jetzt taucht er unter und läuft mit Geschwindigkeit auf dem Grunde, da und dort auf dem Sande und unter den Kieseln ein rothes Wasserschlängchen oder eine Wasserassel erhaschend. Ohne Barmherzigkeit zieht er die Puppen der Schmetterlingsfliegen aus ihrem cylindrischen Gehäuse von Sand und Holzsplittern hervor, und auch die Puppen der Schnaken wandern in die Nacht seines Magens, noch ehe das gefiederte Insekt im Strahl der Frühlingssonne sich freute.

Lassen wir jetzt den Wasserstaar in Ruhe seine Wanderung vollenden, und blicken wir auf ein neues Schauspiel, das sich vor unsern Augen eröffnet. Vorsichtig umherhüpfend schlüpft eine Wasserspitzmaus aus einer Böschung hervor; eine zweite schwimmt mit munterem, hellem Zischen auf sie zu, dort kommt noch eine, eine vierte, fünfte er-

scheint, alle in der rosigsten Laune, und nun spielen die harmlosen Thiere, und necken und jagen sich Bach auf und Bach ab, springen jetzt an's Ufer und hüpfen im Augenblick wieder in's Wasser, in jeder Bewegung ihres niedlichen Körpers verrathend, wie wohl ihnen ist. Schade, daß dieses harmlose Spiel so bald gestört wird. Denn dort waten mit nackten Füßen zwei Knaben daher; der eine trägt an einem langen Grashalm angefaßt eine ganze Kette von Grundeln, der andere ist mit einer vielzinkigen Gabel bewaffnet, und hebt vorsichtig jeden größeren Stein empor, um die darunter sitzende Grundel alsbald zu spießen. Eben ist eine schnell wie der Blitz unter einem Stein hervorgeschossen; er hat sie mit den Augen verfolgt, und in dem Loch da am Ufer muß sie stecken. Schnell die eine Hand vorgehalten, mit der andern hinein! Aber welches Entsetzen! In seiner Hand hält er eine Feuerkröte, die Grundel ist längst entwischt.

Während die Knaben nach gehöriger Erholung von ihrem Schrecken ihren Streifzug den Bach hinauf fortsetzen, folgen wir dem eilenden Wasser zu dem Teiche, in den es sich jetzt ergießt, um auf der andern Seite wieder verstärkt herauszutreten. Ein auserlesenes Froschconcert mit Solopartbien einer melancholischen Unke empfängt uns hier, und mit jedem Schritt, den wir im Grase thun, erhält die Kapelle eine neue Verstärkung; auch braune Grasfrösche finden sich ein neben den graugrünen Wasserfröschen, und, was wir am wenigsten erwartet hätten, zwei Laubfrösche, im schönsten Grün prangend, stürzen sich nach einander von einem wilden Rosenbusch kopfüber in den Teich, und wie wir schnell hinzueilen, um sie mit dem Stocke wieder herauszufischen, fahren vor unsern Augen ein weißstirniges Wasserhuhn und zwei Wasserrallen aus dem Schilf empor und fliegen eilends dem Flusse zu. Aber das Conzert der Frösche dauert fort; es wäre auch wirklich schade, wenn wir um diesen Kunstgenuß kämen. Wie reichhaltig, wie geschmackvoll ist das Programm! Große Chöre, Quartette, Terzette, Duette und endlich noch bezaubernde Unkensoli wechseln auf's Schönste mit einander ab, Alles geleitet von einem alten Frosch, der auf einem breiten Wasserlilienblatt sitzt und mit heiserer Stimme den Direktor macht.

Eben hat der Gesammtchor sein Möglichstes geleistet, und schon hat sich darauf ein kräftiger Baß zu einem Duett mit der Unke erhoben, da fährt es, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, in ihre Freude. In zierlichen Windungen, mit dem Leibe kaum die Fläche berührend, gleitet eine große Ringelnatter über das Wasser dahin und hält gerade auf die Musikbande zu. Man hat sie bemerkt, und plötzlich ist alle Gemüthlichkeit verschwunden. Einige fahren stumm vor Schrecken in die Tiefe, andere, und die meisten, darunter auch unser Direktor, schwimmen mit aller Macht, ein jämmerliches Klaggeschrei ausstoßend, gegen das Ufer. Wie sie rudern, mit welcher Kraft sie das Wasser hinter sich zurückstoßen! Aber die Verfolgerin ist hart hinter ihnen, die Distanz wird immer kleiner, und das Wehgeschrei der Geängsteten immer erbärmlicher. Noch ein Ruck, und der Hinterste, der alte Direktor, zappelt am Ufer unter den spitzigen Zähnen der Natter. Wer weiß, ob nicht die Musen, neidisch über die herzerschütternden, sinnbethörenden Gesänge der Frösche ihnen dies Strafgericht geschickt haben? Denn schrecklich ist der Zorn beleidigter Gottheit. Ja, der Tod des Direktors war noch nicht hinreichend, um ihre Rache zu kühlen; am Ufer drüben erscheint schon eine zweite Plage, und diejenigen Virtuosen, welche der Natter entronnen sind, wandern in den Kropf eines Storchs, der mit prosaischem Schnabel jeden ersticht, der ihm in den Weg kommt.

Neben diesem Schauplatz der Vernichtung aber flattern sorglos blau und grün schillernde Libellen von Busch zu Busch, und die große Wasserjungfer schwirrt mit sausenden Flügeln über das Wasser, so daß einige Fischkäfer und ein Wasserkäfer mit gelbem Rande, die eben im besten Zuge waren, frischen Luftproviant einzunehmen, sich bewogen fühlen, schleunigst abzufahren, wobei sie die Hälfte ihres Proviants in großen Blasen hinter sich zurücklassen. Aber unbekümmert um Alles zieht der muntere Taumelkäfer seine Kreise auf der sonnenhellen Fläche, und unter dem breiten Blatte einer Wasserlilie rudern grünliche Wasserwanzen, bequem auf dem Rücken liegend, hervor, während ein träger Wasserskorpion und eine langgestreckte Linienwanze um die Wette an einem Schilfrohr unter dem Wasser emporklettern, um mit ihren Fangfüßen der armen Larve einer Florfliege das Garaus zu machen. Einen seltsamen Anblick gewährt auch die Spinne, die in ihrem dichten, glockenartigen Gehäuse wie ein Taucher unter dem Wasser sitzend, ruhig eine gelegene Beute abwartet. Unzählige Blättchen von Wasserlinsen bedecken da und dort den Teich, und unter ihnen haftet, jedoch nur für ein scharfes Auge sichtbar, der grüne Polyp, seine Arme weit hinausschlängelnd, um Wasserflöhe, kleine Mückenlarven u. dgl. zu erhaschen. Jedes Blättchen hat seinen Bewohner, ja sogar der grüne Ueberzug, den man für verfaultes Wasser gewöhnlich hält, ist belebt; denn, wenn man nur Etwas davon unter ein Vergrößerungsglas bringen wollte, so würde man gleich sehen, daß es aus unzähligen grünen Infusionsthierchen besteht, deren jedes für sich sein eigenes kleines Leben hat, die aber, zu größeren Massen vereinigt, als ekelhafter, lebloser Schlamm erscheinen.

Wir schaffen diesen Ueberzug mit dem Stock ein wenig bei Seite, und sehen nun unter demselben Schaaren von größeren und kleineren Wasserschnecken sich mit den Blättern der Bachbungen mästen. Da kriechen sie langsam und bedächtig herum, lesen die saftigsten Blätter heraus, und wenn eine satt ist, zieht sie sich in ihr Haus zurück und fährt auf den Grund. Damit aber die Bursche nicht gar zu dickblütig werden, dafür sorgt schon eine Art kleiner Egel mit vorstreckbarem Rüssel, die immer in der Nähe und mit Vergnügen bereit ist, ihnen zu Ader zu lassen. Ein anderer Egel, der Roßegel, der sich im Schlamm da unten wie eine Spannraupe fortbewegt, hätte wohl auch Appetit zu Blut, aber das der Schnecken ist ihm zu schlecht, und weil nichts Besseres kommt, verkriecht er sich lieber in den Schlamm.

Auch Molche sehen wir da unten ihr Wesen treiben, muntere, lebhafte Thiere, mit gezacktem Rückenkamm und zusammengedrücktem Flossenschwanz. Während wir in dem Erdmolch Nichts erkennen, als einen trübseligen Phlegmatikus, so erscheinen diese Tritonen in ihrem Elemente, dem

Wasser, als reine Sanguiniker. Sie spielen wie die Kinder, suchen einander am Schwanz zu erhaschen, klettern jetzt an einem Schilfrohr langsam an die Oberfläche, um nach dem Fuß einer Wanze zu schnappen, und fahren wieder blitzschnell in die Tiefe, um von Neuem ihre Spiele zu beginnen. Dabei wird aber mancher die Beute eines hungrigen Hechts; vor ihm hat sich überhaupt alles Gethier des Teiches zu fürchten. Da schwimmt so ein räuberischer Geselle langsam, mit frecher Schnauze über den Teich, Alles vor sich verscheuchend, oder, wenn es nicht weicht, mit weitem Rachen verschlingend, das Bild eines ächten Tyrannen. Da leben die Karpfen und Schleien, die in bescheidener Entfernung von ihm ihre Schuppen in der Sonne spiegeln lassen, viel friedfertiger und genügsamer. Sie nähren sich von Wasserpflanzen, und wenn es je Fleisch sein muß, so sind es Wasserkäferlarven, kleine Würmer, die im Schlamm stecken, oder grün und schwarz gefleckte Wasserschlängchen, die sich, oft zu zweien, um die Wurzeln der Wasserlinsen geschlungen haben. Wir streuen einige Brodkrumen in's Wasser, und können nun ganz in der Nähe die schnellen, graziösen Bewegungen bewundern, womit die zutraulichen Fische die Krumen erhaschen. Sollte man glauben, daß dieser glatte Schuppenpanzer einem andern Thiere Aufenthalt bieten könnte! Und doch sind die Fische keinen Augenblick sicher, daß nicht ein ganz kleines Thierchen, ein Schmarotzerkrebs, aus irgend einem Versteck geschwind an sie heranrudert, mit seinen Saugfüßen sich an ihren Kiemendeckel anheftet, und mit seinem Stechrüssel, so lang es ihm gefällt, ihnen Blut abzapft. Ja, auch der gewaltthätige Hecht hat seinen Plaggeist an einer andern Art von Schmarotzerkrebsen, und auch er muß geduldig warten, bis es dem Peiniger gefällt, sich anderswo niederzulassen.

Wir verlassen jetzt den Teich, diesen Sammelplatz des mannigfaltigsten Thierlebens, und wenden uns wieder zu unserem Bächlein. Damit wir aber noch einen guten Eindruck mitfortnehmen, gibt uns eine Nachtigall ihre schönsten Triller preis; auch ein Rothkehlchen und ein Mönch, denen wir bisher gar zu nahe im Gehege gewesen, wagen wieder freier zu athmen und rufen uns mit flötender Stimme ihren innigsten Dank für unsere Entfernung nach.

Mittlerweile sind wir um den Teich herumgekommen, und sehen nun, daß aus dem Bächlein ein ziemlicher Bach geworden ist. Hohe Erlengebüsche fassen ihn ein, und über große Steinblöcke, die da und dort seinen Lauf hemmen wollen, schäumt er hinweg, und bildet, gegen das Ufer drängend, geräumige Buchten. An einer seichten Stelle watet ein Regenpfeifer und sucht im Sande nach Würmern und Insektenlarven, streicht aber bei unserer Annäherung schnell hinweg, gefolgt von einem Kibitzenpaar, das wir im Grase aufgestöbert hatten. — Auf einer hohen Eiche horstet ein Reiherpaar, und sieht ungeduldig mit ausgestrecktem Halse, ob wir uns nicht bald entfernen, damit sie ungestört im Schatten der Erlen für ihre hungrig schreienden Jungen fischen können. Die Forellenbrut, die da so lustig herumschwimmt, wäre gar nichts Uebles für die kleinen Racker, und den Alten stände so ein fetter Aal, wie dort zwischen den Steinen einer sich hinschlängelt, auch wohl an. Wir räumen ihnen daher gerne das Feld, werden auch gleich weiter unten wieder entschädigt durch den Anblick einer großen Wasserratte, die, soeben von einer Jagd zurückgekehrt, einen großen Krebs im Maule trägt; vergeblich zappelt der Gepeinigte, vergeblich sucht er seine mächtigen Scheeren zu gebrauchen: die Ratte hat ihn zu geschickt gepackt; schnell springt sie mit ihm von Stein zu Stein, und jetzt verschwindet sie in einem Loch am Ufer, wo das Weibchen den zärtlich besorgten Gatten und die leckere Beute mit einem freudigen Pfeifen empfängt. — Krebse gibt es hier übrigens viele, und je mehr wir uns dem Flusse nähern, um so mehr sehen wir, junge und alte, am Ufer hin und her rutschen. Das Terrain ist auch gar zu angenehm für die Bursche: überall ein unterwaschenes Ufer, überall große Steine, unter die sie geschwind ihren empfindlichen Hinterkörper bergen können: ganz wie sie es wünschen. Dabei wird manche Bekanntschaft gemacht mit den dickköpfigen Groppen, verdrießlichen Einsiedlern, die nichts Besseres thun können, als ihren neuen Bekannten sogleich zu verlassen und sich unter einem andern Steine festzusetzen. Es ist ein sehr einförmiges Leben, das diese fast allgemein verachteten Fische führen: stundenlang unter einem Stein, dann plötzlich mit einem Ruck hervor, und dann wieder stundenlang unter einem andern. So leben sie Jahr aus, Jahr ein, und da auch diese hier keine Ausnahme von der strengen Regel zu machen gedenken, so haben wir ihr Treiben schon los, und eilen jetzt, zumal die Sonne schon hoch am Himmel steht, zu der Stelle, wo sich der Bach mit dem Fluß vereinigt. Scheue Wildenten rauschen hier aus dem Wasser empor, und fliegen, einen Enterich an der Spitze, mit lautem „Draak, draak" den Fluß hinab; die träge Flußmuschel (im Munde des Volks „Krötenschale") zieht im Wasser mit langem, kielförmigem Fuße ihre Furchen in den zur Barriere angeschwemmten Sand, und während wir noch diesen Thierchen zusehen, und der Zeiten gedenken, da der Besitz ihrer Gehäuse unsere Knabenherzen zu furchtbaren Malereien begeisterte, haben wir zu guter Letzt noch das Glück, dasjenige Thier zu erblicken, das uns unsere unsterblichen Pinsel lieferte. Eine Fischotter, bisher noch durch Weidengebüsch unsern Augen verborgen, wollte eben vom Fluß her um einen Vorsprung des Landes biegen, um den Bach hinauf einen Streifzug zu machen. Aber kaum hat uns das scheue Thier bemerkt, so taucht es schnell unter, und kommt erst weit oben am Flußufer wieder zum Vorschein. Mancher Krebs und manche Forelle dankte uns für heute das Leben.

Wir wären nun am Ende unseres Spaziergangs angelangt, und der Zweck desselben wäre vollkommen erreicht, wenn der freundliche Leser, der den Verfasser bisher begleitet, zugestehen wollte, daß auch in unsern, anscheinend so stillen Gewässern ein reichbewegtes Thierleben zu finden ist; wahrhaft freuen würde es aber den Verfasser, wenn er das Bewußtsein haben dürfte, den Sinn für das Schöne in der Natur ein wenig erregt, und hauptsächlich in jugendlichen Herzen die Liebe für die Natur ein wenig befördert zu haben.

L. Hopf.



18

1860.

Narvaljagd.

(Taf. 18.)

Nördlich der Pentlandstraße, die mit nieberuhigten Wogen die rauhen Felsen Schottlands von Dungsby bis Kap Warth umbrandet, hebt sich die Insel Ronaldsay aus den Wellen. Die Klippenufer, die sie rings säumen, schirmen in ihrer Mitte ein gesegnetes Stück fruchtbaren Landes, wo der Hafer mit schweren Rispen einem Manne bis an die Schulter reicht, und wo zuweilen sogar Gerste zur Reife kommt. So kann hier ein glücklicheres Völkchen, wie auf den übrigen Orkaden, sich milderer Tage freuen, und ist weniger von der manchfachen Noth bedrängt, die die armen Einwohner bedroht und beugt, und die ihnen den Muth gab, sich hier zu einem Städtchen zu sammeln, welches sie seit langen grauen Jahren Lindneß nannten. Die Stewartery der Orkneys, die dem königlichen Befehl zufolge in Mainland, der dreifach größeren Insel, ihre jährlichen Sitzungen halten sollte, zog es sogar vor, sich in Lindneß zu vereinen, denn das Clima war hier bei weitem milder, die rings von dem hohen Felswall gebrochenen Stürme tobten hier weniger arg, und das nahe Festland erleichterte den Verkehr mit dem Innern des Reiches bedeutend. Nie erlebte man es zu Lindneß, daß die Verbindung drei, ja vier Monate lang unausgesetzt völlig unmöglich ward, die Wintermonate natürlich ungerechnet, in denen kein vernünftiger Mensch derlei erwarten wird. Von Lindneß aus waren unabweisliche Bedürfnisse, wie etwas Schießpulver, Branntwein, Mehl und Taback, auch der Abendmahlwein, leichter zu vermitteln, als von dem rauhen Kirwall, welches sich daher mit Lindneß in keiner Beziehung messen durfte. Kirwall trieb zwar auch einen Handel mit Eisenwaaren von Birmingham, mit Colonialprodukten von Liverpool, ja zuweilen kam eine kleine Brigg von Glasgow oder Edinburg sogar dort hinauf, brachte auch Mehl, frisches und gesalzenes Fleisch u. dergl. Doch dies Alles konnte sich mit den Waaren, die man von Lindneß erhielt, nicht vergleichen, aus dem einzigen Grunde, weil Herr Christiern Tillisch sie hier verkaufte. Er war von Geburt ein Inseldäne, von denen im Norden behauptet wird, daß sieben Juden kaum Einem im Schacher die Wage zu halten vermögen, aber, wenn man einmal geschoren werden soll, so kommt es doch auch auf die Manier an, wie dieß geschieht; und da mußte man es Herrn Christiern lassen, daß er eine sehr leichte Hand hatte. Seine Messer waren dabei windscharf, und wo er gewesen war, da war meist Haut und Haar glatt weg.

So hatte er auf den ganzen Orkneys den Ruf des coulantesten und umsichtigsten Händlers, und, als Folge davon, eines der reichsten Männer. Bei ihm fand man Alles, was der ausschweifende Luxus bei 60 Grad Nordbreite nur wünschen durfte: Nummedaler Balken und Zündhölzchen, Thran und Glanzwichse, Branntwein und Mehl, allerlei Curiositäten und Stockfische, Wadmaal und belgische Spitzen zu Brauthauben, Rattengift und Rhabarber. Und zu dem ganzen großen Geschäfte und all' dem Besitze an Land, Vieh und Geld hatte Herr Christiern Tillisch eine einzige Tochter, klug und scheu wie ein Seehund, schön wie eine Nixe, und eigensinnig wie eine einzige Tochter. Sie hieß nach Orkneyweise Grütja, aber da ihr Vater sie nur dänisch mi kere Pie (mein liebes Kind) rief, so ward sie in ganz Lindneß auch die „kere Pie“ genannt. Alles war von ihrem Vermögen und, natürlich, auch von ihrem Liebreiz entzückt, besonders aber ein junger Fischer, Torben Svenson, obwohl er eigentlich wenig Gelegenheit hatte, sich von ihren wunderbaren Eigenschaften zu überzeugen. An der Ostküste hatte er ein kleines Gehöft und etwa zwanzig Stück Schafe; seine Freunde behaupteten, er habe auch eine magere kleine Kuh; doch war dieß nicht klar erwiesen. Gewiß aber war, daß er eine alte kranke Mutter in der Hütte mit liebender Sorgfalt pflegte, und, so oft es ihm irgend möglich war, sich in einen Kajak von Robbenhaut setzte, den er mit schier fabelhafter Kühnheit und Behende zu lenken wußte. Deßhalb brachte er stets mancherlei Beute heim, wenn Andere Nichts erlangen konnten, und ärgerlich zusehen mußten, wie Torben seinen Fang bei Herrn Christiern verwerthete.

Derlei kleine Handelsgeschäfte besorgte gewöhnlich die kere Pie. Meistens drehete es sich hierbei um einen Tausch; die jungen Fischer brachten, was das Meer ihnen gewährt, einen Delphin, eine Robbe, einen vom Sturm verschlagenen jungen Wal oder Hai, auch wohl einen ungeschlachten Rochen, wie das Glück es gerade bescheerte; im Sommer aber waren es die Dunen, Eier oder reifen Jungen der Alke, Gänse und größeren Möven, wogegen die Bedürfnisse des Hauses ausgewählt wurden, die Herr Christiern, wenn es der Mühe werth war, zu reinen Spottpreisen selbst ansetzte — wie er versicherte. Torben aber handelte meist mit der Pie um baares Geld, und kaufte nachher ebenso vom Vater, wobei scharfe Beobachter bemerken wollten, daß er besser wegkam. Versuchten sie es aber auch, so hielt sie die Tochter noch genauer wie der Vater selbst, und eine alte Drude äußerte einmal schüchtern, es komme vielleicht gar auf den Namen an, wer im Leben und auch im Handel Glück habe, worauf zwei junge Paare ihre neugebornen Jungen „Torben“ taufen ließen.

Da erscholl zumal die Kunde, die wohlbekannte Brigg des alten Handelsfreundes des Herrn Tillisch, Kapitän Jac Sharks, sei im Ansegeln. Es war eine nicht unwichtige Nachricht, denn die „Waterwitch“ des Küstenfahrers brachte stets neue Artikel auf die Inseln, die gewöhnlich viel Geld in Umlauf setzten. Nebenbei freuten sich die Männer der Menge der interessanten Zeitungen, die Stoff zu wichtigen Debatten in der langen Winternacht lieferten, und den Frauen brachte der galante Schiffer handvollweis die Bilder der tonangebenden Modejournale; waren die Damen der Orkneys auch nicht Affen genug, und besonders zu arm, sie nachzumachen, so wurden die Trachten von London und Paris nichtsdestoweniger höchlich angestaunt, und die Muster des Petit Courier des Dames und ähnliche Bildnisse wanderten von Hand zu Hand; die Pie aber hatte ein ganzes spezielles Freiexemplar. Grütja betrachtete eben die sogenannten Kupferstiche bei dem Lichte einer Thranlampe, die allerdings nicht so übel roch wie eine liberal gespeiste Schieferölsolarflamme, dafür aber auch

röthlich und düster strahlte. „Es ist wunderbar,“ lautete dabei ihr Monolog, „daß die vornehmen Herren alle solche abgerahmte Milchgesichter haben; doch gut gekleidet sind sie alle, was bei den hiesigen Burschen nicht immer der Fall ist, außer bei Torben Svenson, dessen Schafpelz oder blaue Wadmaaljacke immer sehr nett sitzt. Von den Frauen will ich gar nichts sagen, die aussehen wie angestrichene Wespen. — — Warum wohl gar keine Jungfern dabei abgemalt sind — — und diese Weiber stehen alle in Hühnerkörben von Stahl, wie die jungen Baßgänse und Larventaucher, die man auffüttern will, wenn Torben sie aus dem Neste genommen hat. — Heute will Kapitän Shark bei uns Grog trinken und Thee — nun, ich muß mir nur eine Flasche zurechtstellen, daß ich für Torben eine Portion zur Seite bringe.“

Eben sah sie den Genannten über die Straße kommen, und eilte, warmes Wasser und irdene Becher herbeizuschaffen, und ihren Vater aus dem Vorrathhause zu rufen, was ihr auch mittelst einer kleinen Signalpfeife schnell gelang. Er trat mit dem Gaste ein, und nach wenigen Minuten saßen Beide, starke Cigarren im Munde, vor den dampfenden Geschirren.

„Nun,“ begann Jac Shark, „alter Jude, so zeig' einmal deine Schiefertafel her; was hast du als nöthig und fehlend notirt?“

„Gar Mancherlei!“ entgegnete Herr Tillisch. „Aber du, altes Walroß, solltest auch Waaren dagegen annehmen, da du weißt, wie rar bei uns das baare Geld ist.“

„Ihr habt ja nichts,“ spottete der Seemann, „und selbst das, was man gebrauchen könnte, das habt ihr nicht, wenn ihr es auch haben könntet.“

Tillisch betrachtete den Freund mit stechenden Blicken, und schenkte ihm heiß ein, wobei er den Rum nicht sparte.

„Genire dich nicht,“ lächelte höhnisch der Schiffer. „Du solltest wissen, so gut wie ich, daß der Rum weder dich noch mich aus dem Segelcurs bringt. So will ich lieber gleich die rechten Farben an der Gaffel zeigen; sieh', ich könnte ein Stück von dir gebrauchen, und nota bene tüchtig bezahlen — wenn du es anschaffen könntest!“

„Wenn es zwischen diesen Inseln schwimmt, kreucht oder fleucht — so wird es meine Beute!“ betheuerte Tillisch, „aber, was schuckst?“

„Fünfzehn Napoleon!“ rief Shark mit Bedeutung.

„Napoleons?“ frug Tillisch — „ganze oder halbe, zu zwanzig oder zu zehn? Die Napoleon sind von wechselndem Curs, man kann solchem Zeuge nicht wohl trauen; heute stehen sie hoch, zum Beweise, daß sie morgen fallen, und wie tief! Es ist eine perfide Münze, diese Louisd'ore — nun denn, was soll ich für fünfzehn Louis anschaffen?“

„Einen ganzen Narvalkopf!“ antwortete der Schiffer.

„Einen Narvalkopf?“ dehnte Herr Tillisch — „das ist freilich ein seltenes Stück; du wirst dich wohl mit einem Zahn begnügen müssen, den ich dir zu zehn Napoleons liefern werde.“

„Glaub's schon,“ nickte Shark. „Zähne kann ich in Kiöbenhavn zu drei Reichsbankthaler genug haben, ohne dich damit zu bemühen; ich aber brauche einen ganzen Kopf.“

„Die Thiere sind selten,“ versicherte der Händler, „kommen nur bei Grönland und in der Davisstraße vor, und haben auch wenig Speck, der den Fang nicht lohnt; wie kann ich nun gleich einen Kopf verschaffen? — Sie werden ihn bei einem Reformmeeting in brauner Sauce essen wollen.“

„Nichts von dem,“ brummte der Schiffer; „die Sache steht so, wie ich dir sage. Der Narval hat, wie du weißt, nur Ein Horn, oder Zahn, wie du willst; nun aber gibt es hochgelehrte Narren, die behaupten: das sei rein unmöglich. Jedes lebendige Wesen bestehe aus zwei Hälften, welche die Natur von der Nase bis zum Schwanz zusammengeleimt, und dadurch erst ein Ganzes produzirt, wie man es deutlich bei uns Menschen sehen könne, wo Jeder luv und lee ein Auge, ein Ohr, einen Arm und eine Hand, und ein Bein habe. Auch das Gebiß sei höre und wenster (rechts und links, dänisch) ursprünglich ganz gleich, und wenn hie und da es anders beobachtet werde, so beweise das nichts weiter, als daß dies Exemplar einmal eine ordentliche Maulschelle empfangen habe. Und so müsse der Narval auch zwei Zähne nothwendig haben. Leute aber, die schon Narwale selbst gesehen haben, wie Kapitän Scoresby, blieben fest dabei, diese Thiere haben nur Ein Horn. Darüber hat sich nun ein gewaltiger Streit erhoben, denn die gelehrten Herren sind gar gewaltig zänkisch und bissig; über höchst gleichgültige Sachen beginnen sie ein Geschnatter, wie eine Insel voller Pinguins, so daß ich nicht zwei von dieser Rasse an meinem Bord haben möchte. Endlich hat sich sogar der König hineingemischt, und einen honetten Preis darauf gesetzt, um einen solchen Kopf zu erhalten, an dem man deutlich sehen könnte, ob dieser Wal nun nicht aus zwei Hälften bestehe, wie die Herren behaupten.“

„Und diesen königlichen Preis möchtest du verdienen, alter Freund!“ nickte Tillisch; „nun ja, wir wollen alle Segel dran setzen, und ich denke wohl, es wird gelingen. Doch: halb Part! den Königspreis, und anders nicht.“

Nach einigem Zögern schlug der Schiffer ein, in der Hoffnung, den theuren Freund dennoch zu übervortheilen. Ganz das gleiche Plänchen aber hatte auch Herr Christiern Tillisch; er wollte den Herrn der Wassernixe abfahren lassen und dann das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr zu machen versuchen. Und auf den Kopf des harmlos noch herumplätschernden Narvals ward noch ein drittes Projekt zu gleicher Stunde ausgeheckt. Grütja, die kere Pie, hatte, hinter einige Federballen versteckt, Alles erlauscht, was hier beschlossen war, und da sie gar wohl wußte, daß Torben Svenson in seinem Kajak der Einzige war, dem es gelingen konnte, die Beute zu erlangen, so säumte sie nicht, ihn gehörig zu unterrichten, wenn auch nicht ganz im Sinne des lieben Vaters.

So standen die Sachen, als der Schiffer nach manchem tiefen Zuge sich auf den Weg machte, sein Boot am Strande aufzusuchen, natürlich ohne irgend weiteres Geleit, als das seines Steuermannes, der in der Küche des Herrn Tillisch so eifrig getrunken hatte, wie die Herren im Zimmer. Er berichtete seinem Herrn und Meister, daß der alte Matrose von Teray, der abgelegensten der Orkneys,

in seiner Abwesenheit an Bord gekommen, und richtig den auch von ihm begehrten Narvalkopf geliefert habe. Den bedungenen Preis habe er ihm gezahlt, und den riechenden Schädel, der ein acht Fuß langes Horn zeige, hinten auf die Gallerie gehoben, wo er duften möge, so lange er wolle. Kapitän Shark erfuhr dieß mit Freuden. Ehe Tillisch die verlangte Waare zur Lieferung bereit hatte, konnte er dreist, ja sogar ehrenhaft den Contrakt mit ihm aufheben und den ausgesetzten Preis allein einziehen. Vergnügt erreichte er sein Schiff, und überließ sich mit all' den Seinen, bei schöner, milder Sternennacht, dem Schlummer. Ein armer kleiner Schiffsjunge allein nickte am Kapstan, und — schlief bald, wie die Andern auch.

Leise, mit belegten Rudern, stahl sich indeß ein leichtes Boot behutsam unter den Spiegel der Wassernixe; behend erkletterte ein Mann die Gallerie, da, wo der theuer erkaufte Schädel lag. Wie der Iltis geräuschlos, packte er die Beute und wollte sie am Horn vorsichtig hinablassen in's eigene Schiffchen — als zwei derbe Fäuste wie Krallen den Dieb faßten. Vor Schreck aufschreiend, ließ er den schweren Kopf fallen, und — versunken war er in den aufrauschenden Wellen! Mit wilden Flüchen rief Shark seine Leute herbei, die schnell an seiner Seite standen, und erstaunt die kräftigen Püffe zählten, mit denen der Patron seinen werthen Gastfreund — Herrn Tillisch regalirte. Endlich verließ ihn die Kraft, keineswegs aber der gute Wille; der Ertappte folgte dem Grimmigen, wie das Kalb zur Schlachtbank, hinab zur Kajüte, wo ein wichtiger Contrakt geschlossen ward; dann erst ward der geschlagene Mann zurück an's Ufer spedirt.

Lange war die gewöhnliche Stunde, in der Herr Tillisch aufzustehen gewohnt war, vorüber, als ein feiner Finger an seine Koje pochte. Die kere Pie war es, die, öffnend, erschrocken beim Anblicke des Vaters zurückfuhr.

„Was ist dir geschehen?“ frug sie mit schelmischem Lächeln, als sie sich überzeugt, daß alle lieben väterlichen Gebeine in unversehrtem Zustande seien, — „du siehst ja aus — wie ein Narval, so bunt!“

„O,“ seufzte der Gefleckte, „hätte die Hölle alle Einhorne, die nur um Grönland je geschwommen sind! Der Steuermann der Wassernixe erzählte dem entsetzlichen Hai, seinem Schiffer, daß schon ein solcher Kopf an Bord geliefert sei und auf der Gallerie liege. Mein schönes Geschäft mit Shark war verloren, und du weißt, ich heiße Tillisch! Vor keinem Hinderniß, vor keinem, beim Pöbel auch noch so verpönten Mittel schrecke ich zurück, wenn es meinen Plan, wenn es Geld in entsprechender Summe gilt. Ich fuhr allein hinaus, den heillosen Knochen zu — stehlen — natürlich — nur dir zulieb; und dieser Höllenhund, der noch nicht schlief — erwischte mich. Tausend Reichsbankthaler muß ich dem ehrlosen Schuft morgen bis Mittag zahlen, wenn er mich nicht bei den Gerichten anzeigen soll, oder — Hohn des Satans — einen Narval schaffen.“

Die Pie wiegte mit leisem Lächeln das niedliche Köpfchen. „Die Sache ist so schlimm nicht, wie du glaubst,“ begann sie erröthend. „Denk' nur, Torben Svenson hat in voriger Nacht einen wunderschönen Narval, so bunt getigert wie du selbst, Väterchen, harpunirt.“

„Kauf' ihn, Grütja, kauf' ihn zu jedem Preis!“ fuhr Herr Tillisch auf. „Mit zwei — drei Thalern wird er gewiß zufrieden sein.“

„Er will kein Geld,“ flüsterte das Mädchen.

„Also Waaren? Desto besser!“ nickte der zärtliche Vater.

„Er will eben mich!“ kam leise die Antwort zurück.

Herr Tillisch richtete sich im Bette hoch auf. „Dich,“ frug er erstaunt, „dich? Was will er denn mit dir? Er kann dich ja nicht verkaufen: das brächte ihn an den Galgen.“

„Das hat er auch nicht im Sinne,“ versicherte Grütja in bitterer Verlegenheit, da sie sah, daß die Idee der Wahrheit ihrem Vater so unendlich fern lag, wie der Neptun.

„So segle näher an den Wind!“ forderte er eben ärgerlich, „die Zeit drängt, und bald wird der böse Geist anlegen, um meine Seele — ich meine mein Geld — zu holen.“

„O Vater,“ flehete das bange Mädchen, „so gieb mich ihm!“

„Er nimmt dich nicht,“ kopfschüttelte der Alte; „er thut nichts in dem Artikel.“

„Sieh', dort stößt ein Boot von der Brigg! Rette deine und meine Ehre, gieb mich Torben zur Frau.“

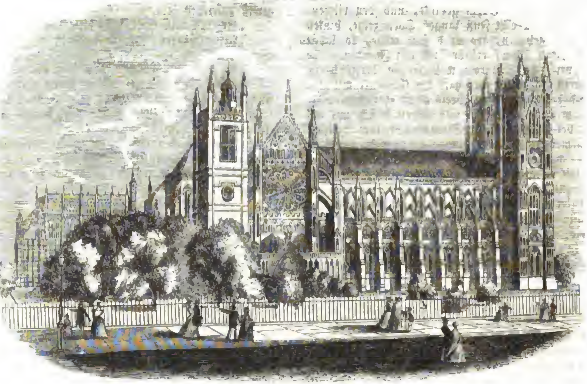
„Zur Frau?“ frug Herr Tillisch, und rieb die kahle Stirn. — „Nun meinetwegen!“ Und als der theure Schwiegersohn mit einigen Zeugen schnell zur Hand war, den prächtigen Narval zu übergeben und den Brautkuß zu empfangen, murmelte er: „Hilf Gott, wie werde ich so froh sein, wenn ich aufgewacht bin, denn jedenfalls ist das Ganze ein höchst fataler Traum.“ — Ein lautes „Hussa!“, in welches der eben ankommende Freund beim Anblick des bunten Wales ausbrach, hätte ihn gewiß munter gemacht, wenn er wirklich noch geschlummert hätte; Herr Shark nahm Torbens Beute ohne jeden Kaufpreis sogleich in Empfang und fuhr eilig zu seiner Brigg zurück; Herr Tillisch aber hörte den langen Sommertag nicht auf, den Kopf zu schütteln, und kam nur nach und nach zu der Ueberzeugung, daß er wirklich wache, und nun die Pflicht habe, eine flotte Hochzeit auszurüsten.

Schmidt.

Bilder aus London.

(Fortsetzung zu S. 134.)

Wir stehen jetzt auf einem großen unregelmäßigen Platz, aber auf klassischem Boden und wohl dem bedeutungsvollsten und interessantesten Platze Englands. Wir stehen auf dem Platze, auf dem der gesetzgebende Körper dieses mächtigen Reiches seit Jahrhunderten sich versammelte, auf dem seine Herrscher gekrönt wurden, auf dem die Asche der Meisten derselben ruht, umgeben von den berühmtesten und bedeutendsten Unterthanen ihrer Zeit, von Staatsmännern, Poeten, Philosophen, Gottesgelehrten und Kriegern, denen man gleichfalls hier ihre



Das' Parlamentsgebäude in London.

letzte Ruhestätte bereitet hat. Wir stehen vor dem Westminster. Ihm gegenüber erheben sich die prachtvollen Parlamentsgebäude, während vor uns, unter zerfallenen Grabsteinen, frischem Grün und herrlichen alten Bäumen die ehrwürdige Abtei auf uns herniederblickt. Die schöne Sage von der Entstehung derselben wird in den meisten alten Chroniken Londons auf gleiche Weise erzählt. Der Platz, auf dem sie steht, war einst wüst und öde, von drei Seiten von Wasser umgeben und von wildem Gesträuch überwachsen, woher er wohl auch den Namen Thorney-Island, die dornige Insel, bekommen hatte.

Sebert, ein Prinz der Ostsachsen, der den Grundstein zur Paulskirche legte, errichtete in demselben Jahre hier eine Kirche, auf dem Flecke, auf dem einst ein Tempel des Apollo gestanden hatte, den ein Erdbeben im fünften Jahrhundert zerstört haben soll. Der heilige Petrus kam selbst mit seinen himmlischen Heerschaaren auf die Erde, um die neue Kirche einzuweihen. Da aber die Nacht stürmisch und finster war, verfehlte der Heilige seinen Weg, und anstatt auf Thorney-Island zu landen, stieg er unglücklicher Weise auf dem entgegengesetzten Ufer der Themse, in Lambeth ab. Die himmlischen Heerschaaren, die ihn begleiteten, breiteten ihre Fittige aus, sobald sie ihren Irrthum gewahrten, und flogen schnell hinüber. St. Petrus aber wanderte verlegen auf und ab, nach einem Fischer suchend, und in jenen Tagen gab es derer nur wenige. Endlich fand er einen alten Fischer, Namens Edrik, der sich erbot, ihn sicher hinüber zu bringen, jedes Fährgeld und jede Belohnung ablehnend. Nachdem der Heilige ausgestiegen war, hieß er Edrik auf seine Rückkehr warten und Acht haben auf Alles, was während dieser Zeit in der Kirche vorgehen werde. Edrik gehorchte, und zu seiner größten Verwunderung sah er plötzlich die Kirche auf's prächtigste erleuchtet, und himmlische Stimmen erfüllten sein Ohr mit Tönen, wie er sie noch nie vernommen hatte. Auch hörte er deutlich eine Stimme, christliche Gebete sprechen und die heilige Messe verrichten. Das währte etwa eine halbe Stunde, als plötzlich alle Lichter erloschen und der Fremde abermals an Edrik's Seite sich befand, mit dem Wunsche nach Lambeth hinüber gerudert zu werden. Der Fischer gehorchte in stillem Staunen, und während sie nun in dunkler Nacht auf dem bewegten Flusse dahinfuhren, wurde es dem Fischer Edrik klar, wen er hinübergesetzt habe, und der Heilige, der einst selbst Fischer gewesen war, trug seinem irdischen Zunftgenossen auf, am folgenden Tage den Bischof Mellitus von London zu benachrichtigen, daß die Kirche ferner keiner irdischen Einweihung mehr bedürfe. „Und als Beweis der Wahrhaftigkeit deiner Worte," sprach Petrus, „wird der Bischof in der Kirche das heilige Oel vorfinden und die Spuren der Wachskerzen, mit denen die Kirche erleuchtet gewesen. Dir aber soll der Lohn für die geleistete Hülfe nicht fehlen. Wirf deine Netze in den Fluß und ziehe sie wieder heraus." Edrik that, wie ihm geboten wurde, und nur mit Mühe vermochte er die schweren Netze heraufzuziehen, die einen wunderbar



Die Börse in London.

reichen Zug von Lachsen enthielten. „Gib ein Zehntheil davon der Kirche, und so lange du und deine Nachfolger mit gleicher Abgabe an die Kirche fortfahren werdet, wird es Euch nie an Lachsen in der Themse fehlen.“ So sprechend verschwand der Heilige in einer Lichtglorie.

Von dem Glauben an diese Legende rührte ein Gebrauch her, der bis zur Reformation fortgesetzt wurde. Am Jahrestage der Einweihung des Westminster hatten die Fischer nämlich das Recht, an der Tafel des Priors zu sitzen und vom Kellermeister Brod und Ale zu fordern, wogegen es ihm frei stand, von dem Lachse, den die Fischer mitbringen mußten, so viel zu nehmen, als er vom Schwanzende mit vier ausgestreckten Fingern fassen konnte.

Die Paulskirche, die, wie schon erwähnt, im selben Jahre von dem Prinzen Sebert begründet wurde, nannte man den Ostminster, und die von St. Petrus eingeweihte Kirche den Westminster, welcher Name ihr geblieben ist und sich auf den Stadttheil übertragen hat, der im Laufe der Zeit um dieselbe entstanden ist. Nachdem diese Kirche, die wahrscheinlich aus Holz gebaut war, von den Dänen zerstört worden, wurde sie abermals von Holz aufgeführt und darauf von Eduard dem Bekenner niedergerissen und ein neues prächtiges Gebäude aus Stein erbaut, das 1066, einige Monate ehe Wilhelm der Eroberer in London einzog, vollendet wurde. Aber diese Kirche stand nur 170 Jahre, worauf sie von Heinrich III. niedergerissen wurde, und 1245 die Grundsteinlegung zu einem noch prächtigeren Gebäude, dem heutigen Westminster, stattfand. Viele der folgenden Herrscher haben Kapellen hinzugebaut, und wie die Berichte sagen, hat das Restauriren und Fortbauen eigentlich nie aufgehört. Auch an dieser Kirche finden wir wieder Sir Christopher Wren besonders thätig. Ganz wohlthuend wirkt es, daß in England alle großen öffentlichen Gebäude vollendet sind, und daß man nicht, wie es leider bei uns so vielfach der Fall ist, unvollendete Dome oder gar im Wachsen unterdrückte Thürme mit wehmüthigem Auge zu betrachten hat.

Tritt man durch das Hauptportal in das Innere des Westminster, und läßt das Auge durch den breiten Mittelgang oder durch einen der beiden schmäleren Seitengänge schweifen, wo das einfallende Licht die Spitzbogen so vortrefflich beleuchtet, daß alle zarten Seitenkanten deutlich hervortreten und doch eine gewisse feierliche Lichtdämpfung daneben besteht, oder blickt man hinauf zu dem riesigen Chor, der aus tiefliegenden Fensternischen gleichfalls matt erleuchtet wird, so regt sich wohl in jedem ein gemischtes Gefühl von Wehmuth und freudiger Bewunderung.

Die Abtei hat eilf verschiedene Kapellen, und außerdem gibt es der Königsgräber und der Monumente hier so viele, daß Auge und Ohr zuletzt ermüden, denn der Führer erzählt uns eigentlich die Geschichte Englands von Eduard dem Bekenner ab, dessen Monument eines der merkwürdigsten der Abtei ist. Erst bei mehrmaligem Besuchen des Westminster, wo wir ohne Führer uns längere

Zeit bei den Monumenten aufhielten, die uns besonders interessirten, habe ich wirklichen Genuß und Zeit gehabt, die einzelnen Standbilder und schönen Inschriften der verschiedenen Denkmäler mir einzuprägen. Hier ruhen Richard II. und seine Gemahlin Anna von Böhmen, welche die Engländerinnen den Gebrauch des Quersattels lehrte, Richard III. und seine, auf sein Geheiß im Tower ermordeten Neffen, Eduard V. und der Herzog von York; die Königin Elisabeth und ihre unglückliche Rivalin Maria Stuart, deren Asche Jakob I. zehn Jahre nach dem Tode der Königin Elisabeth aus der Kathedrale von Peterborough nach Westminster bringen ließ; Wilhelm III. und seine von ihm so geliebte Gemahlin Marie. Hier ruhen die Staatsmänner Fox und Pitt, die im Leben stets Rivale gewesen, Freund und Feind sie ruhen Alle hier in stillem Frieden neben einander, und was durch Jahrhunderte geschieden, durch Eifersucht, durch politische Kämpfe getrennt gewesen, die dankbare Nation hat in jedem das Verdienst geehrt und sie im Tode friedlich vereinigt, die im Leben dazu beigetragen haben, durch Geist und Muth ihre Nation zu heben und zu fördern.

Treten wir von der Seite der Parlamentshäuser in die Abtei, so befinden wir uns im „Poetenwinkel", wo wir Shakespeare, Dryden, Goldsmith und alle andern bedeutenden Dichter Englands finden. Shakespeares Standbild ist wohl das schönste unter denen der Dichter. Aber auch Garrik, der berühmte Schauspieler, und Händel sind hier begraben und haben schöne Monumente. Händel hat die Partitur zum Messias vor sich liegen, und man liest die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt". Newton und James Watt, der Vervollkommner der Dampfmaschinen, fehlen natürlich nicht in dieser Ehrenhalle englischer Größe. Letzterer ist auf seinem Monumente sitzend und mit Zeichnungen beschäftigt dargestellt. Die Inschrift lautet: Nicht um einen Namen auf die Nachwelt zu bringen, der dauern wird, so lange die Künste des Friedens blühen, sondern um zu zeigen, daß die Menschheit gelernt hat, diejenigen zu ehren, welche am meisten ihre Dankbarkeit verdienen, haben der König und seine Minister und viele Adlige und Bürger des Reiches dies Denkmal für James Watt errichtet. Da er die Kraft seines eigenthümlichen Genies, früh in philosophischen Forschungen geübt, auf die Verbesserungen der Dampfmaschinen richtete, hat er die Hülfsquellen seines Vaterlandes erweitert, die Macht des Menschen vergrößert, und sich auf einen hohen Platz erhoben unter den Männern der Wissenschaft, unter den wahren Wohlthätern der Welt. Er ward geboren zu Greenock im Jahre 1736, und starb in Heathfield, Staffordshire, im Jahre 1819.

Außer den erwähnten Gräbern und Monumenten werden dem Besucher der Abtei noch viele interessante Dinge gezeigt, von denen ich indeß nur des Krönungssteines noch erwähnen will. Es ist ein roher, formloser Stein, auf dem alle Monarchen Schottlands bei ihrer Krönung gesessen haben, ehe der siegreiche Eduard denselben im Triumph nach England brachte. Dieser Monarch glaubte nämlich, wie die Schotten, daß dieses der Stein sei, der dem Patriarchen Jakob als Kissen gedient, während er jenen wunderbaren Traum hatte und alle Engel vom Himmel auf einer Leiter heruntersteigen sah. Es war die prächtigste Trophäe, die König Eduard mit sich nehmen konnte, und der Verlust derselben ging den Caledoniern tief zu Herzen. Seit jener Zeit hat jeder Monarch Englands bei seiner Krönung auf diesem Steine gesessen, und sowohl durch sein mythisches, als sein wirkliches Alter ist er für die Nation eine Reliquie von unberechenbarem Werthe geworden.

Mit welch' gerechtem Stolze führten mich meine Freunde in diesen geweihten Mauern umher, mit welcher Ehrfurcht blickten sie nicht auf die großen Geister ihrer Nation, denen sie eine würdige Ruhestätte bereitet haben! Ich wurde traurig, denn ich gedachte unseres Vaterlandes, ich gedachte unserer großen Geister, unserer Staatsmänner, Dichter, Gelehrten, Künstler, wie sie vereinzelt auf unbekannten Kirchhöfen ruhen, so daß man z. B. kaum erfahren kann, auf welchem Gottesacker die Asche eines Mozart aufzusuchen. Die Engländer verließen ihr Pantheon mit erhabenem, freudigem Gefühl, während ich, trotz aller gerechten Bewunderung, herzlich traurig von dieser geweihten Stätte schied.

Es war der schönste Maimorgen der Welt. Als ich meine Fenster öffnete, begrüßte mich der liebliche Duft der schönen Magnolia, die spalierartig an unserem Hause heraufgezogen war. Die Sonne spielte auf den Blättern der prächtigen alten Linden, die unser Haus von dem Fahrwege trennten, die fetten Schafe und buntgefleckten glatten Kühe schienen sich nicht genugthun zu können auf dem saftigen Rasen der gegenüberliegenden Wiesen. Die Vögel sangen, daß es eine Lust war, und die milde, würzige Luft lockte auch uns in's Freie, und eine Fahrt nach Windsor wurde vorgeschlagen und freudig angenommen. Die Handtaschen wurden hervorgeholt und gefüllt mit kalten Fleischpasteten, wie sie in England und Frankreich gebräuchlich sind, mit gesottenen Eiern, Sandwiches (feinen Butterbrödchen mit dazwischen gelegten dünnen Fleischscheiben, auf welche englischer Senf gestrichen wird), Sherry, Apfelsinen und kleinen trockenen Kuchen, denn man beabsichtigte, ein Frühstück im Freien einzunehmen. Eine Stunde darauf saßen wir im Waggon, und pfeilschnell fuhren wir dahin im herrlichsten Sonnenschein mitten durch die vollsten, saftigsten, grünen Wiesen, auf denen die Bäume mit ihren reichen Aesten und zahllosen Blättern, die zierlichen und sauber gehaltenen Landhäuser, welche zwischen Bäumen versteckt hier und dort hervorgucken, die prächtigen Kühe und Schafe, die das glücklichste, freieste Leben in England führen, denn nirgends sind sie eingezäunt wie bei uns, dem Auge stets wachsende und heitere Bilder boten. Es war das grüne, das heitere England, dem auch die Physiognomien der Menschen entsprachen, und nirgends erblickte man die abstoßenden, kalten Gesichter, wie wir sie auf dem Continent meist bei den Engländern antreffen. Alles schien mit uns Luft und Licht zu genießen und sah heiter und vergnügt aus. Und als ich meine Freunde fragte, weßhalb denn ihre Landsleute auf dem Continent so unerträglich seien, während sie sich in England gegen Fremde höflich und wirklich entgegen-

kommend bewiesen, meinte eine der Damen: Jeder Engländer glaube in der Fremde die Nation repräsentiren zu müssen, „und," fügte sie lächelnd hinzu, „Sie werden zugeben, daß das Nationalgefühl und die Nationalehre eines mächtigen Landes stets mit sich herumzutragen allerdings eine Last ist, die schon ungelenk und schwerfällig machen kann." Wir lachten, und doch liegt viel Wahrheit in diesem Scherze.

Nach einer kleinen Stunde hatten wir Windsor erreicht, das am südlichen Ufer der Themse liegt. Das Städtchen Windsor hat ca. 10,000 Einwohner und leuchtet in englischer Sauberkeit. Windsorcastle, das Schloß Windsor, liegt auf einem kleinen Hügel, und überragt in majestätischer Schönheit das Städtchen, das man zu passiren hat, ehe man den Hügel hinaufsteigt, der dem Schlosse zum Unterbau dient, und von der Stadtseite aus so dicht mit Epheu überwachsen ist, daß es wirklich den Anschein gewinnt, als wüchse das mächtige Schloß aus demselben hervor. Wilhelm der Eroberer erbaute das Schloß, kurze Zeit nachdem er festen Fuß in England gefaßt hatte. Später wählte Heinrich I. es zu seinem Aufenthalte, und Eduard III., der hier 1312 geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane aus. Auch Karl II. that viel für die Verschönerung des Palastes, und seit jener Zeit wurde er der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und ihre gewöhnliche Sommerresidenz. Große Summen verwendete auch Georg IV. auf die Restauration und prächtige innere Ausschmückung des Gebäudes, das ein gar ehrwürdiges, alterthümliches Ansehen hat. Längs der östlichen und nördlichen Seite des Schlosses zieht sich eine Terrasse hin, die 1850 Fuß lang ist und eine reizende Aussicht gewährt. Zu unsern Füßen sehen wir die Themse sich durch das üppige Grün der Wiesen langsam hinschlängeln, während mannigfaltige Landhäuser, Dörfer und Flecken ihre Ufer beleben. Uns gegenüber erheben sich in prächtigem, antikem Baustyl das Collegium und die Kirche von Eton, während in weiter Ferne die Thürme von London sichtbar werden. Kaum mochten wir uns von der, in ihrer Art einzigen Terrasse trennen, und doch hatten wir noch so Vieles zu sehen und zu bewundern.

Zuerst gingen wir durch die beiden prachtvollen Höfe, die durch den sogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. Der untere Hof ist durch die St. Georgenkapelle merkwürdig, in der die Hosenbandritter zum Orden des Hosenbandes aufgenommen und die Capitel des Ordens gehalten werden. Die Kirche ist ganz in altem Styl restaurirt, und die innere Architektur ist fast noch prächtiger als die äußere.

In dem Chor der Kirche, in dem sich die Loge der Königin befindet, sind die sämmtlichen Banner, Fahnen, Helme und Wappenschilder der Hosenbandritter früherer und jetziger Zeit als Ehrendenkmale und Verzierungen angebracht. Um den Chor herum, wo er an das Schiff der Kirche grenzt, sind Grabdenkmale einzelner Könige und altadliger Geschlechter. Im Schiff der Kirche befindet sich das Monument der Prinzessin Charlotte, die an den jetzigen König der Belgier verheirathet war, aber schon nach kaum anderthalbjähriger Ehe im Wochenbette starb.

Von der Kirche gingen wir in das Schloß, und wurden durch die herrliche Windsorhalle in die verschiedenen Säle geführt, die reich mit vortrefflichen Portraits, viele von Van Dyk, geschmückt sind. Der Bankettsaal enthält die Portraits aller britischen Könige von Jakob I. an, während man in einem andern Saal die Bildnisse fast aller europäischen Monarchen und bedeutenden Staatsmänner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu betrachten hat. Dann wanderten wir durch die Waffenhalle, wo wir eine meisterhafte Büste Nelsons sahen. Als Piedestal dient ihr der untere Theil des Mastes, an dem er zusammensank. Der Mast ist von der Kugel durchbohrt, welche Nelson tödtete. Sie liegt am Fuße des Monumentes.

Welche Erquickung war es uns, nachdem wir lange in den kunstgeschmückten Gemächern unser Auge ermüdet hatten, in den prächtigen Park zu wandern und auf dem sammtartigen Rasen, unter den herrlichsten Bäumen auszuruhen! Indeß lockte uns der Schatten der majestätischen Bäume, unter denen Damhirsche, Rehe und Heerden von Schafen und Rindvieh weideten, tiefer in den Park hinein, wo dann Fasanerien und anderes Gevögel die belebende Staffage der Landschaft bildeten. Ehe die Sonne untergegangen war, saßen wir wieder im Waggon, und nach heiter verlebtem Tage kehrten wir freudig in unser liebes, stilles Haus zurück.

„Was sagen Sie denn zu unserm Tunnel und unserer Börse?" fragte mich eines Abends ein Engländer, als wir in größerer Gesellschaft in unserem Garten den Thee tranken. — „Ich habe Beides noch nicht gesehen," war meine Erwiederung. — „O, das ist unverzeihlich!" rief der Hausherr, „meine lieben Mädchen" — my dear girls — wie der alte Herr stets seine Töchter anzureden pflegte — „das ist ja unerhört, einem lieben Gast in fünf Monaten nicht den Tunnel und die Börse gezeigt zu haben! — Bitte, halten Sie sich morgen um 10 Uhr bereit, dann werde ich Sie in die Börse und den Tunnel fahren, denn es soll kein Tag vorübergehen, ohne daß Sie Beides gesehen."

Um 10 Uhr des folgenden Morgens stand der Gig vor der Thür, und der zierliche kleine Grauschimmel schien sich auf die Fahrt zu freuen, denn er blieb in ewigem Springen, bis wir einstiegen und er in vollem Galopp davonsprengte. Es sah gar lustig aus, und ich amüsirte mich, so schnell durch die Straßen zu fahren, bis wir unter der Eisenbahn fortmußten und das Pferd vor der über uns hinsausenden Locomotive scheute. Die Eisenbahn, die durch die Stadt geht, läuft nämlich meilenlang über Bogen, die zu diesem Zweck erbaut sind, oder wölbt sich in Brückenform über Kanäle und belebte Straßen, während sie in andern Stadttheilen sich zwischen Gartenmauern und Hinterhöfen windet, oder sich eine Strecke lang unter den Häusern, Kellern und Wasserleitungen hinzieht, so daß man bei einer solchen Tour bald in der Höhe der Dächer und Schornsteine, bald zu ebener Erde, und dann gelegentlich auch unter der Erde sich befindet. Und macht man diese Fahrt vom Himmel durch die Welt zur Hölle, so scheint dieselbe ganz einfach und natürlich, und man denkt kaum daran, mit welcher Mühe und mit welch' unsäglichem Kostenaufwande dieser Bau geschaffen

worden ist. — Von nun aber hörte alles Vergnügen für mich auf, denn das erschreckte Pferd scheute immer wieder, und je näher wir der City kamen, desto schlimmer wurde es, und obgleich mein siebzigjähriger Begleiter mit einer mir unbegreiflichen Geschicklichkeit unsern Gig durch Omnibusse, Wagen und Menschen lenkte, so war ich doch herzlich froh, als wir vor der Börse ausstiegen, der wartende Stallknecht den Gig übernahm, und es mir vergönnt war, mich meinen sichern Füßen anzuvertrauen.

Die Börse ist ein großes, nach allen Seiten freistehendes Gebäude, dessen Hauptfaçade an das Pantheon erinnert und einen imposanten Eindruck gewährt, der durch die graue, rauchige Färbung, die die meisten Gebäude der City haben, nur erhöht wird. Sie zieht sich in vier langen Flügeln um einen innern Hofraum, in dessen Mitte die Statue der Königin Victoria steht, die im October 1844 dieses Gebäude mit großer Feierlichkeit einweihte.

Bis zur Zeit der Königin Elisabeth hatten die Londoner Kaufleute kein Börsengebäude gehabt. Sie machten ihre Geschäfte in Lombard-Street oder auch vor und in St. Pauls ab, wo zu damaliger Zeit, wie ich bereits erzählte, die Geschäfts- und Modewelt ihre Zusammenkünfte hielt. Lombard-Street erhielt ihren Namen von den Lombarden, die in früherer Zeit mit den Juden das Bankgeschäft ausschließlich in Händen hatten, bis im siebzehnten Jahrhundert der Reichthum der erstern sich verringerte, wodurch ihre Macht sank und die Londoner Goldschmiede sich des einträglichen Geschäftes bemächtigten, soweit die Juden es nicht inne hatten. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurde das Bankiergeschäft ein getrennter Erwerbzweig von der Goldschmiedekunst.

Sir Thomas Gresham, der der Königin oft als Unterhändler bei Anleihen und Waffeneinkäufen auf dem Continent gedient hatte, machte im Jahre 1563 den Vorschlag, ihr ein Börsengebäude zu bauen, wenn sie ihm nur den Platz dazu einräumen wolle. Der Antrag wurde angenommen, und im folgenden Jahre stand der Bau, der das Wappen seines Erbauers — eine Heuschrecke — trug, fertig da. Die Königin gab dem Gebäude den Namen the Royal Exchange — die königliche Börse. Im Jahre 1666 legte der große Brand Londons auch dieses Haus in Asche. Die Kaufleute bauten aber sofort eine neue Börse, welche nach zwei Jahren fertig wurde. Die aus dem Feuer gerettete Marmorbüste Greshams erhielt einen Ehrenplatz in dem neuen Bau, und eine große, ebenfalls aus den Flammen gerettete kupferne Heuschrecke wurde auf die Spitze des neuen Thurmes gesetzt. Im Jahre 1838 wurde die Börse zum dritten Mal ein Raub der Flammen, aus denen die Heuschrecke abermals unversehrt hervorging, und heute noch prangt sie an der östlichen Fronte des Börsengebäudes. Der linke Flügel desselben trägt die Inschrift: Gott die Ehre, uns das Glück.

Im Innern wird das erste Stockwerk des Hauses von Säulen getragen, so daß zu ebener Erde eine offene Säulenhalle entsteht, die den ganzen Hofraum einschließt und in der die Kaufleute ihre Geschäfte abmachen. Weßhalb aber die Börsenbesucher keinen geschlossenen Raum zur Verfügung haben, darüber konnte ich keine Auskunft erhalten.

Geht man die Treppe hinauf, so tritt uns ein geschäftiges Auf- und Abrennen entgegen, und mit großen Buchstaben lesen wir die Worte: Lloyd's Café. In dieser Restauration versammeln sich die angesehensten Kaufleute, Versicherer und Versicherungsmäkler.

Ueber einer Seitenthür prangt die Inschrift: „Saal der Kapitäne“, zu dem Niemand Zutritt hat, der nicht einen Kauffahrer unter seinem Kommando oder mit dem Kommandanten Geschäfte abzumachen hat. Dann folgt der Commercial-room, der allen Kaufleuten, die nach London kommen, als Versammlungsort dient. In dem gegenüberliegenden Saal, dessen Mahagonithüren keinen Augenblick stille stehen, sitzen in langen Reihen die sogenannten „Underwriters“, d. h. diejenigen, welche die Schiffsassecuranzgeschäfte machen. Hier gehen zuerst alle telegraphischen Berichte ein von angekommenen, ausgelaufenen, gestrandeten und verlorengegangenen Fahrzeugen. In diesem herrlichen, 100 Fuß langen und 48 Fuß breiten Saale hat eines der großartigsten Geschäfte Englands und der Welt, „der Lloyd“, seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Nun steigen wir die Treppe hinunter und treten in den Lesesaal, in dem lautlose Stille herrscht, und Zeitungsleser, Gott weiß aus welchen Landen, die verschiedensten Zeitungen lesen, denn, wie mein Begleiter mir sagte, werden hier nicht nur fast alle europäischen Zeitungen gehalten, sondern auch die verschiedensten Journale von jenseits des Oceans, Blätter aus China, Bombay, Brasilien, Australien, dem Cap und allen Häfen und Inseln des stillen Weltmeeres. Neben ungefähr hundert englischen Zeitungen und Journalen sollen dort von ca. hundert verschiedenen Punkten der Erde Zeitungen zu finden sein.

Ich sollte noch durch andere Zimmer geführt werden, doch schwindelte mir schon der Kopf von all' den Zahlen, die man mir genannt, von den riesigen Listen der Schiffe, die jährlich ein- und auslaufen, von den Plätzen, die hier durch Zeitungen vertreten sind, und von dem ganzen Weltgetriebe, in das man versetzt wird, daß ich meinen Begleiter versicherte, keines größern Eindrucks mehr fähig zu sein, und somit verließen wir die Börse, und begaben uns wieder einmal nach Londonbridge, um nach dem Tunnel zu fahren. (Schluß auf S. 146.)

Pfirsiche.

(Taf. 19.)

Die Pflanzengattung, zu welcher der köstliche Pfirsich gehört, ist keine so vielfach getheilte, wie manche andere; sie zerfällt in zwei Untergattungen: die Mandel (Amygdalus communis) und der Pfirsich (Amygdalus Persica). Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß die Steinfrucht der Mandel eine trockene Umhüllung hat, während die Steinfrucht des Pfirsichs mit einem dicken, saftreichen Fleische umgeben ist. Die schönen Leserinnen und verehrten Leser wissen wohl alle, daß der Vorzug eines guten Pfirsichs darin besteht, daß das den Stein umhüllende Fleisch recht dick, saftig, süß und schmelzend ist; allein von diesen Dingen, welche



1860. 19.

uns den Mund wässerig machen könnten, wollen wir dießmal nicht sprechen, sondern von etwas Anderem, was nicht den Gaumen kitzelt, sondern das Auge erfreut, nämlich von der prachtvollen **Blüthe des Pfirsichbaumes.** Schon der ganz gewöhnliche Pfirsichbaum, welcher in Gegenden, wo Wein wächst, als mittelgroßer Baum ziemlich gut fortkommt, gewährt im Frühjahr eine der ersten Augenweiden, indem sich alle seine Zweige dicht mit leuchtend dunkelrosenrothen Blüthen überdecken, so daß der ganze Baum auf eine ziemlich große Entfernung in farbigem Schimmer zu sehen ist. Es ist jedoch bei dieser gewöhnlichen Sorte nicht die Schönheit der einzelnen Blüthe, welche unser Auge so sehr erfreut, sondern die außerordentlich reiche Menge derselben, die den ganzen Baum wie mit einem schimmernden Schleier überzieht. Man besitzt aber auch schon längst in den Gärten eine Varietät mit gefüllter Blüthe, deren jede einzelne wie ein weitgeöffnetes Röschen aussieht, also auch in einzelner Zahl schon sehr hübsch ist. In neuerer Zeit wurden von einem der muthigsten Reisenden, Robert Fortune, aus dem so schwer zugänglichen „himmlischen Reiche", aus China, wo seit Jahrtausenden schon eine besondere Vorliebe für hübsche Blumen herrscht, einige Varietäten von Pfirsichen nach Europa gebracht, welche Alles hinter sich lassen, was man vorher Schönes von Pfirsichen hatte. Unsere vorstehende Tafel zeigt zwei dieser neuen Varietäten, den Camellienblüthigen und den Nelkenblüthigen Pfirsich (Amygdalus Persica var. camelliaeflora et dianthiflora). Ersterer hat seinen Namen von der großen Aehnlichkeit, welche die einzelne Blüthe mit einer Camellia hat, und letztere von dem buntgestreiften Colorit, wie es bei den Nelken vorkommt.

Außer der Schönheit der Blüthe haben diese neuen Pfirsich-Varietäten noch den weiteren Vorzug, daß sie auch Früchte ansetzen, was die wenigsten gefülltblühenden Fruchtbäume thun, weil die Befruchtungswerkzeuge bei den meisten gefüllten Blumen sich in Blumenblätter verwandeln, oder wenigstens durch die Mehrzahl derselben verdrängt und bedeckt werden, so daß also eine Befruchtung, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, so doch äußerst erschwert wird. Bei diesen unsern neuen gefülltblühenden Pfirsichen ist dieß nicht der Fall, denn die Befruchtungswerkzeuge sind in so reicher Anzahl und vollkommener Ausbildung in der Blüthe vorhanden, daß die Befruchtung so leicht vor sich geht, wie bei der gewöhnlichen einfachblühenden Sorte. Dieser Vorzug, gepaart mit der Schönheit der Blüthe, wird diesen neuen Varietäten gewiß bald überall in den Gärten Eingang verschaffen, wo es die climatischen Verhältnisse erlauben, diese orientalischen Bäume im Freien zu pflanzen.

W. Neubert.

Ein merkwürdiger Charakter.

Am 10. December vorigen Jahrs starb in Stockton in Californien etliche und sechzig Jahre alt ein Schwede, Namens Johann Braun (er hatte jedoch ein „John Brown" daraus gemacht), dessen Lebenslauf gewiß unter die merkwürdigsten gehört, die man nur finden kann. Im fünfzehnten Jahre nämlich verließ Braun seine Heimath heimlich mit einem Fischerboote, und kam nach verschiedenen Abenteuern und Erlebnissen einige Monate später nach England, wo er sich sogleich als Matrose anwerben ließ. Sein erstes Schiff, auf dem er diente, war der Bellerophon, und zwar gerade in der Zeit, als Napoleon auf demselben ankam; und so wurde Braun als junger Knabe Zeuge eines ewig denkwürdigen Schauspiels, das sich nie mehr aus seinem Gedächtnisse verwischte. Nach Beendigung des großen Kriegs zwischen Europa und Frankreich als englischer Matrose abgelohnt, trieb ihn seine Wanderlust nach Südamerika, welches sich damals von Spanien losmachte. Er trat in die Dienste von Bolivar, und machte alle Revolutionskämpfe unter diesem glorreichen Führer mit, ohne nur ein einziges Mal verwundet zu werden, trotzdem er oft genug im Feuer war. Nachdem auch dieser Krieg beendigt, kam Braun als Steuermann auf ein amerikanisches Handelsschiff und umschiffte auf diesem das Cap Horn (die südliche Spitze von Amerika) dreimal. Viermal segelte er nach China, und fünfmal durchwanderte er zu Fuß den Isthmus von Panama, — eine Reise, die vor zwanzig Jahren noch mit großen Gefahren verknüpft war. Er ließ sich nämlich, als er des Seefahrens müde war, im nördlichen Mexiko nieder, und zeichnete sich, wie früher zur See als kühner Matrose, so hier zu Land als unermüdlicher Jäger und Trapper (unter Trapper versteht man einen Weißen, der sich in die Wildnisse des bis heute noch unerforschten Indianergebiets wagt und dort oft Jahre zubringt, nur allein von der Jagd lebend, unter freiem Himmel oder unter einem Baume schlafend und sich in Allem den Entbehrungen und Gewohnheiten der Indianer anschließend) aus, so daß Reisende und Karawanen, welche über die Prairien und durch das Indianergebiet zogen, den Senner „Juan Flacco" — so übersetzte er seinen Namen in's Spanische — jedem andern Führer vorzogen. Als Grenzer, weil der heillosen Wirthschaft in Mexiko satt, trat er im großen amerikanisch-mexikanischen Kriege, der vor vierzehn Jahren ausbrach, unter die „amerikanischen Freiwilligen", und leistete dort die vortrefflichsten Dienste. Er stand unter Oberst Gillopsie, als dieser von den Mexikanern mit großer Uebermacht in Los Angeles eingeschlossen wurde. Die Lage Gillopsies wurde bald äußerst schwierig, und es schien keine andere Aussicht, als sich den Belagerern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Da erbot sich Braun, nach San Francisco zu reiten und den General Stockton (nach ihm hat die Stadt Stockton ihren Namen) von der großen Noth zu benachrichtigen, damit dieser den Belagerten zu Hülfe eile. Von Los Angeles nach San Francisco sind es 530 (amerikanische oder englische) Meilen, also 212 deutsche Wegstunden, und von einer Straße war natürlich damals lediglich keine Rede. Der Weg führte vielmehr mitten durch eine ungeheure Wildniß, welche zu jener Zeit noch durchaus in den Händen der Indianer war, und überdieß mußte die große feindliche Armee, welche Los Angeles ringsum eingeschlossen hatte, passirt werden. Diese

furchtbaren Hindernisse jedoch schreckten den John Brown nicht. Besaß er doch ein kühnes Herz, gute Waffen und ein vortreffliches Roß, mit dem er der tollen Ritte schon mehr gemacht hatte! So packte er denn die Depeschen des Obersts Gillopsie an den General Stockton in ein Bündel Cigarren, weil er denken konnte, daß man sie da am wenigsten vermuthe, und wagte sich in einer dunkeln Nacht aus den Verschanzungen heraus, um seine gefährliche Reise anzutreten. Natürlich machten die Schildwachen im feindlichen Lager augenblicklich Allarm, ihre Gewehre auf ihn abdrückend; allein die Kugeln verfehlten ihr Ziel, und es gelang ihm, mitten durch das feindliche Lager hindurch das Freie zu gewinnen. Damit war aber die Gefahr nicht vorüber, sondern sie begann nun eigentlich erst recht; denn der Anführer der feindlichen Truppen, der General Andres Pico, verfolgte ihn mit hundert seiner besten Reiter, und — welch' außerordentlich gewandte Roßbändiger die Mexikaner sind, davon hat man in Deutschland keinen Begriff! Dessenungeachtet entkam John Brown. Sein gutes Pferd trug ihn mit Windeseile über Berge wie über Thäler, durch Wälder wie durch Flüsse, und seine durch's Trapperleben erworbene Lokalkenntniß kam ihm natürlich auf's Vortrefflichste zu statten. Die ersten zwölf Stunden lang ritt er ohne Unterbrechung, d. h. ohne in dieser ganzen Zeit mehr als einmal anzuhalten; und auch dieses eine Mal dauerte der Aufenthalt nur zehn Minuten, d. i. so lange, bis sein edles Thier ein Stückchen Brod mit in dünne Scheiben geschnittenem Trockenfleisch, das er mitgenommen, verzehrt, und an dem Bache, an dem er hielt, getrunken hatte. Die erste Nacht brachte er, wie natürlich, im Freien zu, ebenso die zweite. In der dritten erreichte er Monterey, ein kleines Oertchen, das damals gerade im Entstehen war. Hier erquickte er sich und sein Roß, denn die verfolgenden Feinde hatten seine Spur verloren, und die ersten 350 Meilen, d. h. der gefährlichste Theil der Reise, waren zurückgelegt! Von Monterey nach San Francisco sind es noch 180 Meilen; diese durchritt er in nicht mehr denn 14 Stunden, also immer 5 deutsche Wegstunden in Einer Stunde zurücklegend, und wie sich von selbst versteht, immer mit demselben Pferde, auf dem er Los Angeles verlassen hatte; und so gelang es ihm, den General Stockton in einer fast unglaublich kurzen Zeit von der gefährlichen Lage der Amerikaner in Los Angeles zu benachrichtigen. Darum spricht man noch jetzt in jenen Gegenden von diesem famosen Ritt und seinen Gefahren, und John Brown, dem der Oberst Gillopsie mit seinem Regimente die Rettung verdankte (General Stockton konnte noch rechtzeitige Hülfe bringen), wurde natürlich von nun an ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Nach Beendigung des mexikanischen Kriegs ließ sich John Brown gänzlich in Californien nieder, wo ihm der Congreß zur Belohnung für seine Dienste nicht unbeträchtliche Ländereien anwies. Auch trug er besonders viel zur Anlegung und zum Wachsthum der neuen Stadt Stockton bei. — Verheirathet war Braun nie und hinterläßt also auch keine Nachkommenschaft.

Th. Gr.

Bilder aus London.

(Schluß zu S. 144.)

Dieses Mal fahren wir die Themse hinunter. Kapitän und Steuermann stehen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf ihren Plätzen, denn es ist selbst für diese geübten Seeleute eine gar schwierige Aufgabe, sich durch die Schiffsgruppen, wie sie zu Fünfzigen und Hunderten in Reih' und Glied geordnet liegen, Bahn zu brechen, kleine Boote nicht umzufahren, oder nicht selbst von den mächtigen schwarzen Ungeheuern, den Dampfern, in den Grund gebohrt zu werden. Wir fahren an dem Zollhause, den verschiedenen Docks, dem Tower vorüber, und nun schwenkt unser Boot dem linken Ufer zu, wo ein grauer, breiter, niedriger Thurm steht, dessen Zwillingsbruder vis à vis vom andern Ufer herüberschaut. Das sind die Eingänge zu dem weltberühmten Themsetunnel, und wir steigen an's Land, um dieses Wunder in Augenschein zu nehmen. Dieser runde, breite Thurm bedeckt den Schacht, den man hinabsteigen muß, um in den, unterhalb des Flußbettes geleiteten, wegbaren Kanal, den eigentlichen Themsetunnel, zu gelangen. Tritt man in diesen Thurm, so befindet man sich in einer hohen, mit Landschaften und anderen Scenen heiter gemalten Rotunde, die ihr Licht durch die Glaskuppel des Thurmes erhält. Eine breite Wendeltreppe führt aus dieser Rotunde hinab. Dann öffnet sich der 2000 Fuß lange, in gemessenen Entfernungen quer durchbrochene Doppelgang vor uns, der ganz freundlich aussieht, denn er ist vortrefflich mit Gas erleuchtet, und in den Durchgängen, welche beide parallele Straßen mit einander verbinden, haben Kleinkrämer aller Art ihre Buden aufgeschlagen. Ist man die Treppe hinunter gestiegen, so hört man schon aus weiter Ferne eine Orgel spielen, und bei dieser Musik geht man an den verschiedenen Buden vorüber, in denen Tunnelansichten und Nippsachen, meist Pennywaaren, feilgeboten werden. Dann trifft man aber auch Kuchen- und Fleischbuden an, und wird gelegentlich gefragt, ob man nicht seine Silhouette geschnitten haben will. Je weiter wir vordringen, desto deutlicher werden die Musikstücke, und wir stehen vor einer gewöhnlichen Straßenorgel, die von einer allerliebsten Zwergdampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Näher tretend, um diese neue Industrie zu betrachten, werden wir sofort eingeladen, das dort aufgestellte Panorama zu sehen. Und bald darauf befinden wir uns um einen Penny in der Gesellschaft der Königin Victoria, die dem Prinzen Albert am Altar gelobt, ein treues Weib zu sein. Kaum ist dieser feierliche Akt vorüber, so sehen wir ein spanisches Mönchskloster und bald darauf die Schlacht von Waterloo, und wohl mag es noch viel Heiteres zu sehen gegeben haben; indeß begnügten wir uns, und stiegen, nachdem wir den ganzen Tunnel durchschritten hatten, die entgegengesetzte hohe Wendeltreppe hinauf, uns freuend, daß wir auf, und nicht unter der Erde zu leben brauchen, wie alle diese kleinen Industriellen, die nur Sonntags das liebe Sonnenlicht schauen.

Schon seit dem achtzehnten Jahrhundert beschäftigte man sich mit der Herstellung einer Verbindung unter dem

Flusse, ließ aber das Werk wegen zu großer technischer Schwierigkeiten immer wieder fallen, bis im Jahre 1823 ein Engländer Wyatt besonderes Interesse für diesen Plan hegte und sich mit dem französischen Ingenieur Sir Marc Isambert Brunnel zur Wiederaufnahme des Projektes verband. Eine neue Gesellschaft trat in's Leben, und nachdem selbige die Autorisation zum Bau durch eine Parlamentsakte erhalten hatte, begann Brunnel die Arbeit im Jahre 1824, die er mit unausgesetzter Thätigkeit und Umsicht 18 Jahre hindurch leitete. Am 13. August 1841 wurde ihm die Genugthuung zu Theil, zum ersten Mal den ganzen Schacht durchschreiten zu können. Den 1. August des folgenden Jahres öffnete man den Tunnel dem Publikum. Wie man bei der Eisenbahn, die über den Häusern fortläuft, nicht besonders staunt, wenn man nicht eben an die Schwierigkeiten denkt, die dabei zu überwinden waren, so staunt man auch nicht, wenn man den trocknen und wohnlichen Tunnel passirt, da man ja an Eisenbahntunnels gewöhnt ist, und nur wenn man in der Tiefe wandelnd sich erinnert, daß über unsern Köpfen die weltbekannte Themse fließt, daß die größten Schiffe über uns hinsegeln, daß Ebbe und Fluth in stetem Wechsel oben ihr Spiel treiben, dann ehrt man den Geist, der dieses Werk erdacht, und staunt über die Ausdauer, die es zu Ende geführt hat.

Der Tunnel wird im Allgemeinen wenig benutzt, schon deßhalb, weil er für Wagen und Reiter nicht zu passiren ist. Die leitende Idee, welche diesen Bau in's Leben rief, war das Verlangen, eine Verbindung der beiden Themseufer herzustellen, welche die großen Segelschiffe nicht hinderte, in den Hafen Londons einzulaufen. Jede Brücke, noch so großartig, hätte aber die Schiffe beeinträchtigt, und so entstand der Plan, letztere ruhig ihren Weg fortsetzen zu lassen, und für die Menschen einen Gang unter dem Strome zu schaffen, der auch sicherlich sehr zweckgemäß, aber nicht in demselben Maße nöthig ist, wie mein Begleiter erklärte, da mit jedem Jahre das Leben und Treiben sich mehr nach dem Westende dränge und diese Ufer dadurch verhältnißmäßig an Bedeutung verlieren.

Nun lenkten wir unsern Weg dem Tower zu, dem ältesten Gebäude Londons, an dem linken Ufer der Themse, in der Nähe der Londonbrücke gelegen. Der Sage nach wird der Ursprung dieser berühmten Citadelle dem Julius Cäsar zugeschrieben. Gewiß ist aber, daß hier Wilhelm der Eroberer 1078 eine Zwingburg erbaute, die als der älteste Theil der Veste noch heute vorhanden ist und der White Tower — der weiße Thurm — heißt. William Longchamp, der Bischof von Ely, ließ den Tower mit Wällen und Wassergräben umgeben, während er in Abwesenheit des Richard Löwenherz die Regentschaft führte. Im Laufe der Jahrhunderte wurden andere Baulichkeiten und Vertheidigungswerke hinzugefügt, und selbst Wilhelm von Oranien ließ bedeutende Erweiterungen vornehmen. Der Tower bildet ein 20 Morgen großes Quadrat mit einem viereckigen Thurm in jedem Winkel und der Peterskirche in der Mitte dieser alten Kapelle, die Eduard I. erbaute. Ursprünglich war der Tower der Wohnsitz der Könige; das hörte aber schon zu Heinrich VIII. Zeiten auf, während es noch bis auf Jakob II. herab Sitte blieb, daß sich die Könige bis zur Krönung in den Tower einschlossen oder wenigstens eine königliche Sitzung dort hielten. Obgleich die ältesten Zeiten an dieser Zwingburg Englands gebaut haben, macht der Tower doch keinen alterthümlichen Eindruck. Einzelne Theile desselben sind wiederholt durch Feuersbrunst zerstört worden, und selbst noch im Jahre 1841 brannten die Gebäude ab, welche die Waffenvorräthe bargen. In der Geschichte Englands spielt der Tower eine wichtige und grausenerregende Rolle, man schaudert vor den Ungerechtigkeiten, den Marterqualen und den Hinrichtungen, die diese Mauern gesehen haben. Seit den ältesten Zeiten und besonders seit Heinrich VIII. bildete diese Veste das Staatsgefängniß für hohe Personen. Hier schmachtete Sir William Wallace, der schottische Freiheitsheld des dreizehnten Jahrhunderts, den Eduard I. auf Towerhill förmlich schlachten ließ, wie es in den englischen Chroniken heißt, und dessen Kopf er auf einer Stange auf Londonbridge aufzurichten befahl. Hier sind die Söhne Eduards ermordet, und der Herzog von Clarence, wie Geschichtschreiber erzählen, in einem Fasse Malvasier ertränkt worden. Hier wurden vor der Kapelle Anna Boleyn und Katharina Howard, die Gemahlinnen Heinrich VIII., hingerichtet. Johanna Grey und eine bedeutende Anzahl englischer Großen und Staatsmänner stiegen aus dem Tower auf das Schaffot. Man zeigte uns die Gemächer, in denen die Königin Elisabeth als Prinzessin gefangen gehalten, dann den durch den heimlichen Mord der Söhne Eduards berüchtigten Bloody-Tower. Und jeder Schritt, den man vorwärts schreitet, jedes Gemach, das man betritt, erzählt uns von den entsetzlichen Gräuelthaten, die hier begangen sind. So kamen wir zu der großen, drei Fenster breiten Halle, welche Sir Walter Raleigh zwölf Jahre hindurch als Gefangener bewohnt hatte. Neben derselben liegt eine fensterlose, elende und so niedrige Zelle, daß man nicht aufrecht in derselben zu stehen vermag, und hier soll man Nachts jenen tapfern, geistvollen Ritter eingesperrt haben. Seinen ungerechten Tod hat das Volk nie Jakob I. verziehen. In Raleighs Halle werden jetzt Reliquien verschiedener Art bewahrt. Am obern Ende des Saales sieht man eine zu Pferde sitzende Figur, in dem vollen Costüm, das Königin Elisabeth getragen, als sie nach der Westminsterabtei ritt, dem Dankgebet für den Sieg über die Armada beizuwohnen. Kleidung und Sattelzeug strotzen von Perlen und Juwelen. Gleich darauf zeigte man uns das Fallbeil, mit dem Essex hingerichtet worden, und dann einen Block, auf dem andere berühmte unglückliche Opfer den Todesstreich empfangen haben. Im Erdgeschoß führte man uns durch den Waffensaal, in dem die Harnische der Menschen und Pferde vergangener Zeiten von hölzernen Figuren und Pferden getragen werden. Die Rüstung Heinrich VIII. fiel uns durch ihre kolossale Größe besonders auf, während die von Essex, Karl I. und Jakob II. auf schlanke, feine, nicht über Mittelgröße hinausreichende Gestalten schließen lassen. Zuletzt wurden uns noch die reichen englichen Kronjuwelen gezeigt, worauf wir diese alten Mauern verließen, die nur



Der Tower in London.

von der Herrschsucht, der Tyrannei und Willkür einstiger Herrscher und vergangener Zeiten zu erzählen haben, während auch nicht von einer einzigen edlen oder selbst nur guten That berichtet wird, die hier ihren Ursprung gefunden hat.

Bei den meisten öffentlichen und auch andern bedeutenden Gebäuden Londons werden wir an den großen Brand von 1666 erinnert, dem die ganze City ihre, im Vergleich zu damaliger Zeit, freiere, gesündere und sicherlich schönere Bauart verdankte. Die „Feuersäule", nicht weit von Londonbridge, wurde als Erinnerung an jenen Brand schon im Jahre 1671 von Sir Christopher Wren begonnen, und nach fünf Jahren schon stand diese wunderschöne Säule von dorischer Ordnung vollendet da. Sie ist 200 Fuß hoch und hat 15 Fuß im Durchmesser. Das Piedestal ist 40 Fuß hoch, und zeigt auf der Westseite ein Relief, das den Brand und die Wiedererbauung der City darstellt.

Jene große Feuersbrunst brach 1666 am 2. September nach Mitternacht in dem Hause eines Bäckers aus, auf der Stelle, auf der die Feuersäule steht, und verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die zusammengebauten Fachwerk-Häuser der City. Dazu mangelte es an Wasser, da seit Monaten kein Regen gefallen und das Wetter sehr heiß gewesen war, und um das Unglück noch zu steigern, fachte ein starker Ostwind das Feuer so gewaltsam an, daß es an verschiedenen Stellen gleichzeitig aufzulodern schien. Das Volk ward dadurch so entsetzt und betäubt, daß es in dem Ereigniß eine unvermeidliche Strafe Gottes zu sehen glaubte, der man in Demuth und Geduld sich zu unterwerfen habe. Von diesem Glauben durchdrungen, standen die Leute mit gekreuzten Armen da und sahen ein Haus nach dem andern und einen Stadttheil nach dem andern einen Raub der Flammen werden. Der Augenzeuge und Berichterstatter dieses entsetzlichen Brandes erzählt, daß er täglich den Herzog von York bei dessen Gängen in die Straßen, die dem Feuer zunächst lagen, begleitete, und daß der Herzog trotz aller Ueberredung die Bürger gar nicht vermocht habe, Hand anzulegen zur Löschung des Feuers, da dieselben starrsinnig an der Prophezeiung der „Mutter Shipton" festhielten, nach der Londons Untergang durch eine Feuersbrunst beschlossen war. — Aber kaum hatte das gleichsam rasende Element sich genug gethan, als die Gadanken eine andere Wendung nahmen. Was bis dahin als unmittelbare Strafe Gottes gegolten, wurde nun plötzlich einer Partei zur Last gelegt, und zwar den Papisten und Franzosen. Die Untersuchung, um die Entstehung der Feuersbrunst zu ermitteln, wurde sofort eingeleitet, und der Bäcker Farryner, in dessen Hause das Feuer ausgebrochen, sagte aus, daß dasselbe unmöglich einem Zufall oder einer Unvorsichtigkeit zugeschrieben werden könne, da er noch nach 12 Uhr wie gewöhnlich durch's ganze Haus gegangen sei und Alles in vollkommenster Ordnung gefunden habe. Der Bericht, den das Untersuchungscomité dem Unterhause einreichte, enthält interessante und wunderbare Aussagen. So versicherte ein Mädchen, das den Liebesworten eines Franzosen kein Gehör gegeben, daß er schon im April geäußert habe: „Ihr Engländerinnen werdet unserer Nation freundlicher gesinnt sein, wenn kein Haus mehr stehen wird zwischen Temple Bar und Londonbridge." Und auf ihre Ant-

wort: „Ich hoffe, Eure Augen werden solch' Unheil niemals erblicken!" habe er entgegnet: „zwischen Juni und October werde Jedermann es sehen können." Die verschiedensten Personen betheuerten, in jenen Straßen Fremde gesehen zu haben, die Brandraketen in die Häuser geschleudert hätten, wodurch dieselben sofort in Flammen aufgegangen seien. Es fiel den guten Leuten gar nicht ein, daß der starke Ostwind Funken und brennende Sparren hin- und herüberwehte, wodurch die Häuser von Fachwerk, die bis dahin noch verschont geblieben, sofort in Brand geriethen. Je länger die Untersuchung währte, desto allgemeiner wurde die Empörung gegen die Brandstifter, und man behauptete, Briefe aus Frankreich hätten schon zehn Tage vor dem Brande von der Zerstörung Londons durch Feuer Nachrichten enthalten. Wunderbar genug meldete sich aber ein Uhrmacher aus Rouen, Robert Hubert, als der Urheber des Feuers, und gab mit der größten Ausführlichkeit die nähern Umstände seines Verbrechens, wie die Namen seiner Gehülfen an, die alle aus Frankreich herübergekommen seien und von Personen aus Paris Instruktionen zu dieser Missethat erhalten hätten. Das Volk war nur zu bereit, den Aussagen dieses unglücklichen Menschen Glauben zu schenken. Obgleich die Untersuchungscommission ihn als einen geistesschwachen, lebensmüden Gesellen erkannte, der unerschüttert durch das Ereigniß nur in seiner Ueberspannung sich für den Urheber desselben hielt, so sah sie sich doch genöthigt, da Hubert bei seiner Selbstanklage beharrte, das Todesurtheil über ihn zu verhängen, um endlich der stets wachsenden Aufregung des Volkes einen Damm zu setzen, indem sie ihm genügte.

Sobald die letzten Feuerbrände erloschen, war die Regierung vor allen Dingen darauf bedacht, einen Plan für die Wiedererbauung der City entwerfen zu lassen, und man beauftragte hiermit den schon oft genannten Sir Christopher Wren und John Evelyn. Noch jetzt besitzt man beide Entwürfe, und bedauert bis auf den heutigen Tag, daß der Plan des erstern nicht ausgeführt ist, wodurch London die schönste Stadt der Welt geworden wäre. Sir Christopher wurde zum Generalinspektor und Architekten der ganzen Stadt ernannt, und nichts als der starre Eigensinn der meisten Bürger, die ihr Grundstück genau auf demselben Platze und in derselben Art wie früher aufgebaut sehen wollten, hinderte diesen begabten und kunstsinnigen Architekten, seinen Plan zu verwirklichen. Trotz dieser Hindernisse, die Sir Christopher in den Weg gelegt wurden, gelang es ihm dennoch, die neue Stadt ungleich schöner aufzubauen, vor Allem die Straßen breiter zu machen, die Häuser von Ziegeln aufzuführen, und durch solch' gesündere Bauart die Stadt von der Pest zu befreien, die so oft dort gewüthet hatte.

Steigt man im Innern der Feuersäule die breite Marmortreppe hinauf, die gegen 400 Stufen zählt, so wird man durch die herrlichste Aussicht belohnt. Ein massenhaftes Durcheinander zahlloser Häuser, ein Wald von Thürmen und Zinnen, die herrliche Themse mit ihren großartigen Brücken, der prächtige Hafen, von Schiffen belebt, die sich weithin ausdehnenden Docks, Natur und Kunst, Alles liegt zu unsern Füßen, und wir, von reinerer, frischerer Luft umweht, belebt von dem Zauber eines weiten, unbegrenzten Horizontes, empfinden, wie mächtig der Mensch ist, wo er andauernd in der Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen arbeitet und schafft, wie groß seine geistige Macht ist über die Elemente, und wie seine Arbeit und seine Werke weit hinausragen über das schwache, schnell hinschwindende Dasein des Einzelnen.

H. L–r.



Ich bin hungrig, Mutter," sagte ein blasser, hellblonder Knabe mit eingefallenen Wangen. „Ach, ich bin so hungrig," fuhr er fort, „daß, wenn du mir nur ein Stückchen Brod gibst, ich artig zu Bette gehen und nichts weiter von meinem Hunger sagen will."

Die junge Mutter machte sich von der Umarmung ihres Lieblings frei, der sie mit seinen dünnen Aermchen fest umschlungen hielt, und betrachtete ihn mit schmerzlichem Ausdruck, indem sie leise sagte: „Ich will noch einmal nachsehen, Heinz, vielleicht findet sich doch noch ein Stückchen." Sie stand auf, ging schnellen Schrittes über die weißgescheuerten Dielen, die selbst des geringsten Teppichs entbehrten, und öffnete den Schrank. Mit noch bleicheren Wangen

kam sie zurück — sie hatte Nichts gefunden. Ihr Kind liebkosend sprach sie sanft: „Geh' zu Bette, Heins, und sage dem Vater nicht, daß du hungrig bist, ich will unterdessen hinüberlaufen zur Frau Potter, und sie bitten, mir etwas Geld zu leihen, und dann bekommst du gleich ein Stück Brod."

„Ach, ich kann nicht, Mutter," antwortete der Knabe, „ich kann nicht zu Bette gehen. Ich will hier still sitzen bleiben, bis du wiederkommst, und will dem Vater nicht sagen, daß ich hungrig bin."

Die Mutter küßte ihren Knaben, und nahm schweigend Hut und Tuch, um fortzugehen. Am Kamin saß ein brünetter, kräftiger Mann; seine Kleidung bestand aus groben Stoffen, war aber durchaus sauber und saß fest und gut auf den schön geformten Gliedern. Er mochte wohl schon eine halbe Stunde dort gesessen haben, und noch hatte er weder mit seinem Weibe oder Kinde gesprochen; aber in dem Augenblicke, als die Frau ihr Tuch umwarf, sprang er vom Stuhle auf, wie Jemand, der aus einem Traume erwacht.

„Bleibe hier, Lucy!" sagte er. „Bei solchem Hundewetter sollst du nicht ausgehen. Brauchst du Etwas, so will ich's holen."

„Ich werde gleich wieder hier sein, Heinrich," antwortete die Frau.

„Nein, Lucy, nein, du sollst nicht gehen," fuhr er fort, sie zurückhaltend und ihr freundlich das Tuch abnehmend.

„Aber unser Kind ist hungrig, Heinrich," fiel die Frau ein, die in ihrer Angst, des Kindes Hunger endlich zu stillen, kaum wußte, was sie gesagt hatte.

„Dann ist es meine Sache, für den Jungen zu sorgen," erwiederte der Gatte. Und damit nahm er Ueberrock und Mütze, die im Winkel des Zimmers an einem Nagel hingen, und eilte auf die Straße hinaus.

„Weine nicht, liebe Mutter," bat Heins, wiederum seine Aermchen um der Mutter Hals schlingend, als sie die weiße Gardine am Fenster zurückschlug, auf die Straße blickte und in heiße Thränen ausbrach. „Ich will zu Bette gehen, und vielleicht träume ich von Brod und guten Kuchen und vergesse den Hunger."

„Du bist ein braves, geliebtes Kind," antwortete die Mutter, gab ihm sein Nachtröckchen, ermahnte ihn, das Licht unberührt zu lassen, und griff, nachdem sie den Knaben an sein Bettchen geleitet hatte, nach Tuch und Hut und schloß die Thür hinter sich zu.

Ein großes, stattliches Gebäude stand dem kleinen Häuschen gegenüber, in dem Heinrich Baldwin mit den Seinen wohnte. An dem Abend, an dem unsere Erzählung beginnt, waren in dem eleganten vis à vis die reichen Vorhänge der Fenster zurückgeschlagen, und durch die schön gestickten Mollgardinen strahlten blendend helle Gasflammen, die ihr Licht auf die Straße warfen, daß der Schnee funkelte und blitzte, wie die Edelsteine, mit denen die reichen Gäste geschmückt waren. Es herrschte große allgemeine Freude in Herrn Holloway's Hause, denn an jenem Tage wurde die Hochzeit seiner schönen Tochter gefeiert, und noch der späte Abend fand die Hochzeitsgäste versammelt. (Jede Trauung muß in England vor 12 Uhr Mittags vollzogen werden.) Das heitere Lachen der Gesellschaft verletzte förmlich das Ohr des armen Proletariers, als er kummerbeladen an den Fenstern vorüberging, und ein Fluch über die ungleiche Vertheilung der zeitlichen Güter entrang sich seinem vollen Herzen.

„Mein armes Weib und mein Kind," sprach er, „müssen mit nagendem Hunger zu Bette gehen, während selbst die Hunde der Reichen vollauf Nahrung haben. Hätte ich irgend welche Arbeit gescheut, ich glaub' ich würde es ruhiger tragen können, aber seit Tagen und Tagen bin ich von einem Haus zum andern gegangen und habe fast um Arbeit gebettelt und doch keine gefunden! Dann ist's um rasend zu werden, wenn man sich und die Seinen mit müssigen Händen soll dem Hungertode verfallen sehen! Fluch den geizigen Schuften, die in Reichthümern schwelgen, während ich mit Weib und Kind verderben muß! Nein, nein, ich will's nicht länger ertragen. Herr Holloway hat Alles vollauf — er muß theilen mit Andern." Und mit bitterem, lautem Lachen ging er an dem Hause vorüber.

Völlig versunken in seine Gedanken hörte er nicht die leisen Fußtritte seiner Frau, die in geringer Entfernung ihm folgte. Eilig schritt er vorwärts, bis er ein großes Gebäude erreicht hatte; blitzschnell in einen engen Hof desselben eintretend, verlor ihn die Frau aus den Augen. Sie seufzte tief, als sie ihren Mann in diesen Höfen verschwinden sah, die zu dem großen Magazin des Herrn Holloway führten, aber sie wagte nicht ihm weiter zu folgen. Auch fürchtete sie, ihren kleinen Knaben länger allein zu lassen bei brennendem Lichte, und außerdem mußte sie noch bei Frau Potters vorsprechen, ehe ihr Mann wieder nach Hause käme. Sie schlug daher einen andern Weg ein, und in wenigen Minuten stand sie in dem sauber gehaltenen Wohnzimmer der Freundin.

„Marie," redete sie die freundliche Wirthin an, „ich habe oft deines Rathes bedurft und nicht selten habe ich dich um einen Freundschaftsdienst angehen müssen, aber nie war ich in solcher Noth wie heute, wo mein armer Heins hungrig zu Bette gehen mußte."

„Und hat dein Mann immer noch keine Arbeit, Lucy?" fragte Frau Potter.

„Nein, obgleich er täglich, stündlich nach Arbeit ausgegangen ist, seit die Fabrik seines Herrn abbrannte. Du weißt, im Winter sind immer so Viele ohne Beschäftigung, daß sie für den geringsten Lohn arbeiten, und ich fürchte fast, der arme Heinrich kann noch Monate herumlaufen, ehe er einen neuen Herrn findet. Ohne daß er's weiß, bin ich gestern in verschiedenen Läden gewesen und habe versucht Arbeit zu bekommen, aber, Gott im Himmel, ich erfuhr immer nur, daß ich nicht die Einzige sei in der großen Stadt, die nach Arbeit suche."

„Nur getrost, Lucy," sagte die Freundin ermuthigend, „der Winter dauert nicht ewig, und wenn's Frühjahr kommt, wird dein Mann schon eine gute Stelle finden. Und ist nur erst der Anfang gemacht, dann kommt das Glück von allen Seiten."

Frau Baldwin versuchte zu lächeln, aber ihre Züge

verzerrten sich schmerzlich, als sie leise sagte: „Ich fürchte, daß wir auf keinen grünen Zweig kommen sollen, denn seit wir verheirathet sind, ist Alles gegen uns gegangen, obgleich wir so gute Aussichten hatten, als er mich zur Frau nahm. Erst hatten wir Krankheit im Hause, die meines armen Mannes Geldbeutel fast erschöpfte; und dann kam immer ein kleiner Unfall nach dem andern, die, wie gering auch jeder einzeln war, zusammen doch schwer auf uns lasteten, und zuletzt mußte ihn das Feuer in der Werkstatt um sein werthvolles Handwerkszeug und seine Arbeit bringen, die uns doch leidlich ernährte."

„Es wird schon wieder besser kommen, Lucy, denn auf Regen folgt Sonnenschein," sagte Frau Potter, in herzlicher Weise der Freundin auf die Schulter klopfend. „Und," fuhr sie fort, „es ist gar nicht in der Ordnung, daß du so wenig zu thun hast, während ich in der Arbeit stecke, daß der Winter darüber vergehen wird, ehe ich der Kinder Wintersachen nur halb fertig machen kann." Sie ging an den Schrank und nahm zwei Packete heraus, die sie der Freundin mit den wie bittenden Worten einhändigte: „Da habe ich einige Schürzen und ein paar Kleidchen zusammengepackt, die ich gern so bald als möglich genäht hätte. Willst du sie mir recht bald besorgen? Wenn du sie mir bringst, werde ich schon andere Arbeit für dich bereit halten. Glaube nicht, daß wir reich genug sind, um Alles aus dem Hause nähen zu lassen; aber du weißt ja, daß ich gern meine Wirthschaft allein besorge, und da bleibt mir wenig Zeit für's Nähen; außerdem sagt mein Mann immer, ich soll mich nicht so plagen und entweder das Kochen oder das Nähen aufgeben." Während des Sprechens zog sie das Portemonnaie aus der Tasche, nahm ein kleines Geldstück heraus und gab es der Freundin.

„Gott segne dich, Marie!" rief das arme junge Weib aus, als Frau Potters ihr das Geld reichte; „mögest du nie erfahren, was es heißt, so dankbar zu sein, wie ich es dir bin. Du hast mir Muth zugesprochen, und ich gehe viel sorgenfreier fort, als ich kam." Frau Baldwin schickte sich an zu gehen, aber ihre Freundin bat sie, noch einen Augenblick zu warten, holte einen Korb aus der Küche und füllte ihn mit verschiedenen Lebensmitteln, wobei sie nicht vergaß, einige Leckerbissen für Heins beizupacken.

Als die junge Mutter das Geschenk hinnahm, und zwar mit den Worten: daß sie zu arm sei, um es abzulehnen, — verriethen die Züge ihres Antlitzes mehr als alle Dankesworte vermocht hätten, und die Freundinnen trennten sich, beide glücklicher durch die Güte der Frau Potters.

„Nun will ich aber auch eilen," sprach Frau Baldwin zu sich selbst, als sie ihren Schleier vor's Gesicht zog, um sich gegen die Kälte zu schützen; „und ich will heute weniger mit den Kohlen sparen, ein helles Feuer im Kamin machen und ein gutes Abendbrod bereiten für Heinrich. Aber wohin kann er gegangen sein?" Und plötzlich stehen bleibend, wandte sie sich um, als wolle sie den Weg einschlagen, den ihr Mann genommen; aber kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als sie abermals umdrehte und schnell ihrer Wohnung zueilte. „Nein, nein," sagte sie, „ich will ihm nicht mißtrauen. Selbst die äußerste Armuth wird ihn nicht verleiten, seiner Ehre zu vergessen und durch eine schlechte Handlung seinen ehrlichen Namen zu beflecken für immer."

Einige Augenblicke darauf stand Frau Baldwin in ihrer bescheidenen Wohnung. Das Licht brannte trübe. Ihr kleiner Liebling lag, ihr folgsam, ruhig in seinem Bette, aber er schlief nicht, und als er ihren leichten Schritt hörte, richtete er sich auf und sagte: „Ich war so ganz allein, als du fort warst, Mutter, daß ich fast meinen Hunger vergessen habe; bitte, gehe nicht wieder fort."

„Nein, mein Heins, es soll nicht wieder geschehen," antwortete die Mutter, indem sie mehrere kleine Kuchen aus dem Korbe nahm und, sie dem Kinde gebend, neben sein Bettchen niederkniete.

Nie hat ein Geiziger mit größerer Gier nach ersehntem Golde gegriffen, als dieses halbverhungerte Kind nach der ihm dargebotenen Speise. Seit mehreren Tagen schon hatte das arme Kind Nichts als altes, hartgewordenes Brod genossen, das ein Bäcker in der Nachbarschaft der Mutter für ein Geringes verkauft hatte. Wohl mag es Bemittelten mit wohlversorgter Speisekammer auffallen, ja unglaublich scheinen, daß ein kräftiger Mann, wie Heinrich Baldwin, Hunger leiden müsse mit seiner Familie. Aber kommt in unsere Hauptstädte, wenn der Schnee fußhoch auf der hartgefrornen Erde liegt! Ihr werdet Viele müssig sehen, die gern mit kräftigem Arm jedwede Arbeit verrichten möchten, um für das hungernde Weib und die weinenden Kinder wenigstens nur Brod zu erwerben. Doch all' ihr Bemühen um Arbeit bleibt oft lange Zeit fruchtlos. — Der achtbare Arme läßt sich selten zum Betteln herab und scheut die Gaben der Barmherzigkeit, weil er den Spott der Neidischen fürchtet, falls es ihm doch einst gelingen sollte, die eisernen Fesseln der Armuth abzuwerfen und sich einer gewissen Wohlhabenheit zu erfreuen. Doch zurück zu unserer Geschichte.

Als des Kindes Heißhunger befriedigt war, küßte die Mutter den Knaben und wünschte ihm eine gute Nacht. Der Kleine steckte sein Köpfchen tief in die Kissen und schlief nach wenigen Minuten sanft ein, während Frau Baldwin leise Feuer im Kamin anzündete und den Theekessel herbeiholte, der dann gar bald sein gemüthliches Summen vernehmen ließ. In wenigen Augenblicken stand ein sauber gedeckter und, wie ihr schien, fast üppig besetzter Tisch für den nach Hause kommenden Gatten bereit. Die Frau schaute noch einmal durch die befrornen Fensterscheiben auf die Straße, und setzte sich dann mit der Arbeit an den Tisch, die ihre Freundin ihr gegeben hatte.

„Es ist sonderbar, daß er so lange ausbleibt," sprach Frau Baldwin vor sich hin, nachdem wohl eine Stunde vorübergegangen sein mochte, und die Handarbeit niederlegend, wandte sie sich horchend nach dem Fenster. Endlich, als sie den ihr bekannten Tritt hörte, sprang sie vom Stuhle auf und öffnete die Hausthür.

„Sei willkommen, Heinrich," rief sie, dem Manne die Hand reichend; „ich habe schon lange auf dich gewartet, um dir mein Geschenk zu zeigen und es mit dir zu theilen.

Sieh' her!" Und noch immer ihres Mannes Hand in der ihrigen haltend, führte sie ihn an den Tisch.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe Heinrich sprach, und als Lucy zu ihm aufblickte, sah sie, daß er sehr bleich war. Als er endlich fragte, wie sie zu diesen Leckerbissen komme, antwortete sie freundlich: „Unsere Freundin, die wir Beide so lieb haben, Frau Potters, schenkte sie uns; und sieh' hier, Heinrich," fuhr sie fort, indem sie die Stoffe aufhob, die sie zum Verarbeiten bekommen hatte, „sie hat mir auch Arbeit gegeben, und gesagt, daß ich mehr haben solle, sobald ich mit dieser fertig sei." Dann nahm sie das Geld aus der Tasche und gab es dem Gatten, mit der Bemerkung, daß er es besser verwerthen könne, als sie.

„Gott segne dich, Weib," rief der Mann, als er das Geld zaudernd annahm, und fügte dann hinzu: „ich wollte zu Gott, ich wäre deiner würdig, aber ich bin es nicht." Bei diesen Worten strich er sich über die schöne Stirn, als wollte er dadurch unheimliche Gedanken verscheuchen.

„Du bist meiner würdig, Heinrich," antwortete Lucy, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang und mit einem Blick zärtlichster Liebe betrachtete. „Armuth und Unglück an sich haben noch keinen Menschen unwürdig gemacht. Nur die Art, in der wir diese Schicksalsschläge tragen, vermag uns zu erheben oder zu erniedrigen."

Baldwin antwortete nicht, aber ein tiefes Roth färbte seine Wangen, und vom Stuhl aufspringend schritt er mit heftigen Schritten mehrmals durch's Zimmer; dann kehrte er zu seinem Platz zurück. „Fort mit solchen Gedanken!" rief es in ihm, „denn sie verschaffen mir kein Brod, und ich will nicht die Hände in den Schooß legen und zusehen wie die Meinigen verhungern." Darauf nahm er seinen Ueberzieher ab, nahm mehrere Packete aus den Taschen, und sagte: „Sieh', Lucy, ich habe dir hier Lebensmittel gebracht, und habe auch noch einen Sack mit Mehl draußen liegen, im Schnee vergraben, denn ich wollte ihn nicht hereinbringen, bevor ich gesehen hatte, ob du allein seiest. Aber jetzt will ich ihn hereinholen." Er ging hinaus und brachte einen großen Sack in's Zimmer.

Ein Lächeln spielte um seinen Mund, aber es war ein so fremdes Lächeln, wie die junge Frau es noch nie zuvor an ihrem Manne gesehen hatte, und ein kalter Schauer durchrieselte sie. Doch fragte sie nicht, wie er zu diesen Eßwaaren gekommen sei, sondern bemerkte nur: „Du bist wohl auf der Straße einem Freunde begegnet. Aber nun wollen wir uns das Abendbrod wohl schmecken lassen und ein ander Mal von jenen Dingen sprechen."

„Schickte oder brachte sie diese Eßwaaren?" fragte Baldwin, als er seinen Platz am Tische einnahm.

Frau Baldwin war oder stellte sich wenigstens sehr beschäftigt und ließ die Frage ihres Gatten unbeantwortet. Während der Mahlzeit sprach Frau Baldwin bald von diesen, bald von jenen nahe oder fern stehenden Bekannten, deren Lage ihr noch ungleich drückender erschien, als ihre eigene. „Denn," sagte sie, sie haben nicht nur mit Armuth, sondern auch mit Krankheit zu kämpfen, und in vielen Familien hat der Tod an die Thür geklopft, während unser kleiner Kreis, dem Himmel sei's gedankt! gesund beisammen ist."

Baldwin sah seine Frau unverwandt an, und schien, indem er auf die Lebensmittel blickte, die er mitgebracht hatte, Erörterungen machen zu wollen, aber die Stimme versagte ihm. Er stand bald vom Tische auf, klagte über große Ermüdung, und küßte seine Frau auf die Stirn mit der Bemerkung, daß er gern zu Bette gehen würde.

„Thu' es, Heinrich," antwortete Lucy, „du hast ja Nichts zu versäumen; ich möchte aber noch aufbleiben und nähen, denn ich bin nicht müde und genieße dann noch das helle Feuer."

Wenige Augenblicke darauf war die junge Frau allein mit ihren Gedanken und Sorgen. Sie nähte fleißig fort, bis das Feuer matter und immer matter brannte und endlich erlosch. Einzelne Töne heiterer Tanzmusik klangen aus dem prächtigen Hause jenseits der Straße in ihre bescheidene Wohnung herüber. Die kleine Uhr auf dem Kaminsims wies auf die zwölfte Stunde. Endlich verklangen die Töne der Lustbarkeit drüben, aber die arme, geduldige Frau saß und saß noch immer, bis das tiefe Athmen ihres Gatten im Nebenzimmer sie von seinem festen Schlafe überzeugte. Da stand sie leise auf, legte ihre Arbeit bei Seite, und nahm die verschiedenen Packete, die ihr Mann nach Hause gebracht, in ihre Schürze.

„Er hatte keinen Heller in der Tasche, als er ausging," dachte sie, „und jetzt, wo er keine Aussicht hat, eine Schuld abzuzahlen, wird ihm auch so leicht Niemand etwas borgen. Wie konnte er zu diesen Materialwaaren kommen, ohne Geld und ohne Credit? Und außerdem überzeugt mich sein eigenthümliches Betragen, daß er kein gutes Gewissen habe." Diese und ähnliche Gedanken quälten die unglückliche Frau, als sie die Packete in ihrer Schürze hielt und die verschiedenen Zeichen auf den Umschlägen betrachtete. Endlich schien ihr ein neuer Gedanke zu kommen, und mit fieberhafter Hast betrachtete sie abermals die Zeichen. Todtenblässe überflog die schönen Züge, sie warf die Packete plötzlich von sich, als ob die bloße Berührung derselben ansteckend wäre.

„Gott im Himmel!" stöhnte sie, „jetzt ist Alles klar! Der Weg, den er einschlug, das enge Gäßchen, das er hinunterging und das in die Hintergebäude der großen Magazine des Herrn Holloway führt! Gott! jetzt ist mir Alles klar! Als er bei der Reparatur der Gebäude beschäftigt war, hat er die Räume kennen gelernt, und heute in seiner Verzweiflung — Allmächtiger Vater, erbarme dich unser! Armuth kann ich ertragen, aber durch Verbrechen erniedrigt zu werden — meinen angebeteten Mann als einen Verbrecher gebrandmarkt zu sehen, — nein, das ertrage ich nicht! Er muß und soll gerettet werden. Ich will mich selbst vergessen, um ihn von der Strafe seiner entsetzlichen That zu retten; denn würde solche Schande erst bekannt, dann wär's vorbei mit aller Selbstachtung, und dem elendesten Untergange würde mein armer, geliebter Mann anheimfallen."

Einen Augenblick darauf stand Lucy an dem Bette ihres Mannes, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich schliefe. Es war ihr, als ob sein Verbrechen sie noch fester an ihn knüpfe, denn sie wußte, daß er diese Schuld einzig auf sich geladen hatte, um Frau und Kind vor



1860.

20.

Hunger zu schützen. Leisen Schrittes verließ sie die Schlafstube, packte abermals die Eßwaaren in ihre Schürze, warf schnell ein Tuch um und ging zum Hause hinaus, die Thür hinter sich schließend.

Es war sehr rauh und bitter kalt draußen, und der tiefe Schnee mochte bei anderer Veranlassung sie vielleicht von ihrem Wege zurückgeschreckt haben; aber jenen Abend beachtete das junge Weib weder Kälte noch Schnee, denn sie war zu sehr mit ihren Gedanken und einem ernsten Vorhaben beschäftigt, das ihr ganzes Sein erfüllte. Sie ging direkt auf Herrn Holloway's Haus zu und klopfte zaghaft an die Hausthür.

„Ist Herr Holloway zu Hause?" fragte Lucy.

„Ja," antwortete der Diener, „aber er ist augenblicklich beschäftigt. Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie morgen wiederkommen; jetzt sind die Gäste grade im Fortgehen begriffen."

„Ich werde warten, bis sie fortgegangen sind," erwiederte Lucy mit Festigkeit und trat in's Haus hinein, „ich muß den Herrn noch heute sprechen. Bitte, führen Sie mich in ein Zimmer, wo ich allein warten kann, bis der Herr Zeit hat, mich zu sehen."

In dem Augenblick erkannte das Hausmädchen die Hereintretende. „Sind Sie es, Frau Baldwin?" rief das Mädchen. „Nun, dann will ich dem Herrn gleich sagen, daß Sie hier sind."

(Schluß auf S. 156.)

Steinmerlen.

(Taf. 20.)

Die Steinmerlen oder Steindrosseln zeigen in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Gestalt, Färbung und Bewegung ein seltsames Gemisch von Eigenschaften, welche auf ihre Verwandtschaft mit den Drosseln, mit den Rothschwänzchen und den Steinschmätzern hindeuten. Fuß- und Schnabelbildung, sowie ihr schöner Gesang erinnern zunächst an die eigentlichen Drosseln, die Färbung des Gefieders und das eigenthümliche Wippen des Schwanzes mahnen deutlich an die Rothschwänzchen, die übrigen Bewegungen endlich, die Nahrungsweise und der Aufenthalt an öden, steinigen Orten stimmen mit denselben Eigenschaften der Steinschmätzer sehr überein.

Die zwei oberen Figuren unserer Tafell stellen eine alte männliche und eine junge Steinmerle, Turdus saxatilis *Lath.*, dar.

Dieser schöne Vogel wird auch Steinröthel, Steinreitling, rothe Steindrossel und Unglücksvogel genannt. Er hat die Größe eines Staars. Das abgebildete Männchen trägt das Sommerkleid, welches aus einem viel unscheinbareren Gefieder nur dadurch entsteht, daß sich die Federkanten abreiben. Die Mauser findet nämlich im Spätsommer statt; jede einzelne Feder des Kopfes, Halses, Unterkörpers und des Rückens hat dann an der Spitze ein schwärzliches Mondfleckchen, und dieses wieder ein gelbliches Säumchen; nach innen trägt jede Feder schon diejenige Farbe, welche später die schöne Färbung des Sommerkleides ausmacht; den Winter über reiben sich die äußeren Kanten, welche dem Vogel ein scheckiges Aussehen gaben, allmälig ab, und die Federn erscheinen nun in den schönen reinen Farben, wie sie unsere Abbildung zeigt. Wer den Vogel im Herbst und dann wieder im Sommer sieht, kann kaum glauben, daß die große Veränderung in der Farbe des Gefieders den Winter über ohne eine Mauser vor sich gegangen ist, und doch ist der Hergang ein ganz einfacher. Dieselbe Erscheinung, wenn auch weniger auffällig, läßt sich bei dem männlichen Garten-Rothschwänzchen, beim männlichen Buchfinken und vielen anderen Vögeln beobachten.

Das alte Steinmerlenweibchen ist weniger lebhaft gefärbt, als das Männchen; es hat mehr Aehnlichkeit mit dem auf unserer Tafel abgebildeten jungen Vogel. Oberkopf und Rücken sind nämlich braungrau mit schwärzlichem Fleck und weißlicher Spitze an jeder Feder; der Unterkörper ist licht rostgelb mit hufeisenförmigen schwärzlichen Flecken, welche sich zu unregelmäßigen Wellenlinien an einander reihen.

Die Steinmerle ist ein wahrer Gebirgsvogel. Die felsigen Bergzüge des südlichen Europa's, so namentlich die Kette der Apenninen und Pyrenäen, die felsigen Theile Griechenlands und Oberitaliens dienen einer großen Menge dieser Vögel zum Aufenthalt. Weniger häufig sind sie in Dalmatien, Ungarn, Oesterreich, Salzburg, Tyrol und in der südlichen Schweiz. Einzelne Paare werden auch jährlich in den gebirgigen Rheingegenden getroffen. Das nördlichste, bis jetzt bekannte Vorkommen ist bei Goslar im Harz, wo seit einigen Jahren regelmäßig ein bis zwei Paare in den großen dort befindlichen Steinbrüchen brüten.

Die Steindrossel ist ein Zugvogel, welcher im April an seinem Nistplatze erscheint, und denselben schon im August oder September wieder verläßt.

An den Felswänden, wo sie sich während des Sommers aufzuhalten pflegt, sieht man sie häufig auf kleinen Vorsprüngen oder Rasenplätzchen sitzen und ihren Gesang anstimmen, welcher viele sehr schöne flötende Töne enthält. Nur selten setzt sie sich auf einen Busch oder auf einen Baum, zumal solche an den steilen, kahlen Abhängen, welche ihren Lieblingsaufenthalt bilden, nicht häufig zu finden sind. Ihre Nahrung besteht namentlich aus Insekten und aus Beerenfrüchten; die ersteren erhascht sie, indem sie dieselben in raschen Sprüngen hüpfend verfolgt, oder fliegend aus der Luft wegschnappt. Sie ist sehr ungesellig, und man sieht daher außer der Zeit, wo sie Junge haben, nie mehr als höchstens ein Pärchen beisammen; auch ist sie sehr zänkisch und verfolgt ihres Gleichen, sowie andere Vögel, die ihr in die Nähe kommen, mit ernsten Schnabelhieben.

Das Nest der Steinmerle ist ziemlich groß und nicht sehr kunstvoll aus Wurzeln und dürren Halmen erbaut. Es steht meist an unzugänglichen Orten, in den Ritzen einer nach Süden gelegenen steilen Felswand oder in dem obersten Gemäuer einer alten Ruine. Das Weibchen legt im Mai 4 — 5, selten 6 Eier, welche den Eiern des gemeinen Staars in der Farbe ähnlich sehen; sie sind

nämlich wie diese schön grünlichblau, haben jedoch eine viel glattere Schale, und zeigen, namentlich wenn man sie mit der Lupe betrachtet, fast immer einige kleine rothbraune Fleckchen oder Pünktchen.

Da die Steinmerle wegen ihres schönen Gesanges und ihres lebhaften Gefieders ein sehr geschätzter Stubenvogel ist, so wagen es häufig tollkühne Gebirgsbewohner, die jungen Vögel mit Lebensgefahr aus dem Neste zu holen, um dieselben zu hohem Preise zu verkaufen. In einem geräumigen Käfig und bei guter Fütterung hält sich die Steinmerle viele Jahre gut. Man gibt ihr das bekannte Nachtigallenfutter, mengt Ameisenpuppen darunter, und gibt ihr auch öfters einen Mehlwurm zu fressen. Jung aufgezogene werden außerordentlich zahm, jedoch ist ihr Gesang nur selten rein; sie ahmen nämlich die Töne anderer Vögel in kurzer Zeit täuschend nach; auch lernen sie leicht kurze Liedchen nachzupfeifen.

Von den zwei unteren Figuren ist die eine aufrechtsitzende ein altes Männchen der Blaumerle, Turdus cyanus *L.*, die andere nach einem Käfer pickende ist ein junger Vogel derselben Art.

Die Blaumerle ist unbedeutend größer als die Steinmerle, und hat ein einfacheres, weniger buntes Gefieder. Das alte Männchen hat ein ganz schiefergraues Gefieder, welches gleichsam von einem blauen Duft überzogen ist. Das Weibchen hat viele Aehnlichkeit mit dem auf unserer Tafel abgebildeten jungen Vogel. Auch diese Merle liebt einsame Felsengegenden, steile südliche Berghänge, alte hochgelegene Ruinen und die Kirchthürme der Hochgebirgsdörfer. Mehr noch als die Steinmerle ist sie ein südlicher Vogel zu nennen, denn ihr nördlichster Aufenthalt ist Südtyrol. Auf den Gebirgszügen des südlichen Europa's, des nördlichen Afrika's und in vielen Gebirgen des wärmeren Asiens ist sie häufig. Nirgends trifft man sie jedoch in Gesellschaft an; sobald die Jungen großgezogen sind, zerstreut sich die Familie, und man sieht nur noch einzelne oder höchstens gepaarte Individuen. In ihrem ganzen Betragen hat die Blaumerle sehr viele Aehnlichkeit mit der Steinmerle. Ihr Gesang ist vortrefflich, und wird nicht nur in den Tagesstunden, sondern auch bisweilen in der Nacht vernommen; die melancholischen flötenden Töne stehen in inniger Harmonie mit den einsamen wilden Gegenden, welche der Vogel bewohnt.

Sein meist unzugängliches Nest ist gleich dem der Steinmerle weniger künstlich, als massig, und besteht aus vielen in einander geflochtenen Wurzeln, Halmen und Pflanzenfasern. Es enthält im Mai 4 — 5 Eier, welche denen der Steinmerle äußerst ähnlich sind, aber eine hellere, spangrüne Farbe haben; die zimmtfarbigen Pünktchen und Fleckchen sind, namentlich am stumpfen Ende des Eies, gewöhnlich zahlreicher vorhanden, als bei den Steinmerlen-Eiern.

Die Blaumerle eignet sich sehr gut zum Stubenvogel, verlangt jedoch gute Pflege und einen geräumigen Bauer. Sie wird gleich der Steinmerle sehr zutraulich, was namentlich von denjenigen gilt, welche jung aus dem Neste genommen werden.

J. H.

Aus dem bayerischen Hochlande.

Die Station Bergen (Bernhaupten, 1 ½ Stunden von Trauerstein) an der Rosenheim-Salzburger Eisenbahn bildet einen der interessantesten Punkte dieser neuen Schienenstraße; sie überrascht den Reisenden durch ihre lieblichen Stationsgebäude, wie noch mehr durch ihre Umgebung in wahrhaft paradiesischer Schöne. Eine Distriktsstraße führt von ihr aus zu dem Dorfe Bergen und dem bedeutenden bayerischen Hüttenwerke Maximilianshütte mit seinen sehenswerthen Walzwerken und Gießhütten, in denen die wöchentlich gewonnenen 7—800 Centner Roheisen verarbeitet werden. Nur ¾ Stunden entfernt ist das schon von Alters her in bedeutendem Rufe stehende Bad Adelholzen; nicht weit davon das durch seine Schmiedewerkstätten und Hammerwerk belebte Siegsdorf in malerischer Gegend zwischen der rothen und weißen Traun, welche sich nicht weit davon vereinigen. Vor allen Ausflügen steht aber der in's südlich gelegene Miesenbachthal, an den Staubbach und zu der schon auf österreichischem Gebiete liegenden Klamm, durch welche das Holz aus den nach Bayern gehörenden Waldungen getriftet wird. Auf der südlich gehenden Verbindungsstraße kommt man von Siegsdorf an das Hammerwerk Eisenerz in ¾ Stunden, und nach einer weitern Stunde im Miesenbachthale nach dem bedeutenden Dorfe Ruhpolding, im Angesichte des majestätischen schroffwändigen Rauschenberges, und ringsum von malerischen Hängen und Matten umschlossen, im Sommer ein reicher Garten und eines der sanftesten Thäler der gesammten bayerischen Kalkalpen. Etwa eine Stunde weiter, wo sich nahe beim Zusammenflusse der Seetraun mit dem Fischbache, welche von hier aus den Namen weiße Traun führen, der Weg südwestlich zieht, geht ein Fußsteig in das Fischbachthal. Wie schon den Eingang des Thals hohe Felsen bilden, so geht auch der weitere Weg zwischen kolossalen Bergwänden und an steilen Felsengipfeln, bald an Präzipissen und endlich unter überhangenden Felsen hindurch und erreicht nun den Rand des Abgrundes, in den sich der Staubbach von einer Höhe von hundert Klaftern herab, seinem Namen entsprechend, seine Wassermassen im Fallen in Staub zerspritzend, stürzt. Unter dem Staubbachfall hindurch, wo sich links im Felsen eine Nische bildet und bei ihrem Ausgange ein hölzernes Dach gegen die herabsprühende Wassermasse errichtet ist, geht der weitere Weg, auf dem man in Kurzem einen zweiten Wasserfall im Hintergrunde des Thals über eine dasselbe schließende Felsenwand sich herabstürzen sieht. Auf der Mitte des Sturzes auf einen großen Absatz fallend, hat er sich ein tiefes Becken in's Gestein gewühlt, aus dem er nach einem kurzen Verzuge über und an den scharfen Kanten hin einen Ausweg findet und nun in einem zweiten Sturze in die Tiefe gelangt. Hier, wo die Felsenwand die Schlucht zu schließen scheint, kommt man aus ihr in ein schönes Alpenthal mit einer Menge von Alpenhütten, und geht dann an schräggelegenen Wiesen den zur Höhe hinaufziehenden Weg weiter, von dem sich bald der Anblick des östlich gelegenen Unkenthals

freundlich öffnet. Gegenüber ist es um so düsterer, wo Fels und Wald sich über einander thürmen und ein tief unten fließendes Bergwasser die Annäherung an die Klamm verspricht. Ein wilder Weg durch das Wald- und Felsgeklüfte bringt endlich an eine für die Waldarbeiter erbaute Hütte, in deren Nähe eine zur Tiefe hinabführende Stiege ist, von der ein Steg etwa 50 Fuß erhöht vom Strome an der Felswand fortführt. An einer Biegung öffnet sich dann eine hohe schmale Felsenpforte, die in ein riesenhaftes, weiß schimmerndes Gewölbe führt, dessen Decke bald die in einander sich zackenden Felsen, bald der durch einzelne Lücken durchblickende Himmel bilden. Eine halbe Viertelstunde lang schreitet man in diesem prachtvollen Dome weiter, dessen gigantische Formen das reizendste Naturschauspiel darbieten; an seinem Ende, wo der Strom frei und ungehindert daherbraust, bringt eine Stiege wieder herauf in den Wald. Die früher für die Arbeiter, die das Flößen des Holzes durch diese Klamm leiten, höchst gefährliche Passage in die Klamm ist durch die von König Ludwig von Bayern angeordnete Anlage des Stegs bedeutend erleichtert, und zugleich ist dadurch auch dem Fremden der Besuch derselben möglich gemacht; von ihm rührt auch die an einem eingemauerten Denkstein, mit dem Buchstaben L. und der Jahreszahl 1833, befindliche Inschrift: Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo (Selbst der Tropfen höhlt das Gestein, nicht durch Gewalt, nur durch sein emsiges Fallen) her.

Südwestlich von Berchtesgaden führt von der Ramsauerstraße ab ein Weg über Illsang und die Wimbachbrücke in das Wimbachthal, in welches auch der geübte Bergsteiger von der Eiskapelle bei St. Bartholomä am Königssee aus, durch das Hochgebirge am Hocheisspitz vorüber, gelangen kann. Der Wimbach, welcher sich später mit der Acha vereinigt, kommt aus einer langen engen Felsenspalte, aus welcher er sich eingeklemmt herniederstürzt; treten wir in die Felsenklamm, so stürmt ein Wassermeer uns entgegen, und je weiter wir auf dem schön gebahnten Wege vordringen, um so mächtiger wird der Donner, um so enger, dämmeriger die Felsenspalte. Links stürzen von den steilen, zum Theil köstlich bemoosten Kalkwänden hundert und aber hundert Gießbäche eine unaufhörliche Fluth herab in die weißschäumenden Wogen, während über dem Abgrunde die freundlichen Gestalten der Laubbäume so sicher herabblicken, als ob sie wüßten, daß sie eine wohlwollende Macht ungefährdet hiehergestellt. Der ganze Anblick ist um so großartiger, wenn der Regen die Quellen der Gießbäche reichlich gefüllt hat. Pfeilschnell plätschern in tiefen Furchen die Gießbäche hernieder, oder stürzen über schroffe Abhänge platzregenartig donnernd herab in die Tiefe. Unten aber wirbeln sie, an mächtigen Felsblöcken des Flußbettes zerschellt, als Wolkenstaub wieder in die Höhe und erfüllen die Luft mit einer Feuchtigkeit, welche ihrerseits durch die unaufhörliche Verdunstung eine so frische Temperatur hervorruft, daß uns nur eine dichte Kleidung allein gegen dieselbe schützt. Eine viele hundert Fuß lange, von Holz gezimmerte, ebenso kühn wie geschickt angelegte, schmale, an den Seiten mit Geländern versehene Brücke, von welcher Querbalken zwischen beiden gegenüberliegenden Felsenwänden zum Schutze und besseren Halte, oft auch kleinere Zweigbrücken abgehen, führt durch den donnererfüllten Schlund. In der That ist dieses Gebrause derart, daß man sich nur schwer verständlich machen kann. Um so stiller wird das Gemüth; fast mit Grausen blickt man hinab in die furchtbare Hexenküche, wo es „wallet und siedet und brauset und zischt“ und emporsprüht der dampfende Gischt, als ob da unten ein sterbendes Ungethüm, das Wasser mit seinem furchtbaren Schweife zu Schaum zerschlagend, sich röchelnd und schlangengleich herniederwälze. Immer höher steigt der Pfad, und immer abgeschlossener, tobender wird das Ganze in seiner furchtbaren Schönheit. Oft zagt der Fuß, weiter aufwärts zu schreiten; es ist, als ob eine magische Gewalt uns von dem schlüpfrigen Pfade in die Tiefe ziehen könne. Es ist gerade die außerordentliche Enge der Klamm, welche ihr einen höchst eigenthümlichen Charakter ausdrückt; in der That erweckt sie nur Bilder des Grausens, denn es ist zu viel Bewegung in ihr enthalten, als daß sie das Gemüth heiter stimmen könnte. Uebrigens sind ihr auch die Elemente der Innigkeit gegeben, da sie durch die feuchte Atmosphäre eine große organische Zeugungskraft in ihrem Schooße trägt, um so mehr, da trotz der Enge doch überall einem sanften Lichte der Zutritt gestattet ist. K. Müller, dessen Ansichten aus den deutschen Alpen wir diese Schilderung der Wimbachklamm entnehmen, fand, außer gelbblumigen Veilchen, die Federwedeln des Bergblasenfarrens und andere Blumen, vorzüglich prächtige Moose, und selbst eine Menge seltener Arten, die dem Naturkundigen Anziehendes in Fülle bieten. Verlassen wir die Klamm, so überfällt das Gemüth ein merkwürdiges Gefühl; der Tag scheint auf einmal zu hell, die ganze Natur leer und flach zu sein. In dieser Empfindung ist der ganze Charakter der Klamm mit Einem Male ausgesprochen.

Die schon oben erwähnte Straße von Berchtesgaden in die Ramsau bis zu dem Dorfe gleichen Namens verfolgend und von ihr aus die westliche Fahrstraße einschlagend, gelangt man in drei Stunden an den Hintersee, einst Lieblingsaufenthalt des Königs Ludwig von Bayern, und findet in ihm ein Bild großmächtiger Erhabenheit in melancholischer Ruhe durch seine wunderbar malerische Lage. Auf der am westlichen Ufer des Sees fortlaufenden Straße gelangt man bei der bayerischen Mauthstation vorüber in zwei Stunden nach der Alpe Ragert, und bald darnach an den Hirschbühel, wo sich die kaiserliche Mauth befindet. Der Hirschbühel ist ein sehr hoch gelegenes Thal, oder eigentlich nur ein sogenanntes Joch zwischen ringsum steilen Höhen, wo das Terrain fast nur eine Viertelstunde Ausdehnung hat. Zwei Stunden weiter, rechts von der südlich fortlaufenden Landstraße ab, ober dem Dorfe Weißbach, geht der durch eine Tafel bezeichnete Weg zu der berühmten Seisenbergklamm, durch welche, wie durch die oben beschriebene Schwarzbergklamm, das Holz aus den Bayern gehörenden Forsten getriftet wird. Der Weg

zieht sich die Hügel abwärts und hohen Felswänden entgegen, an deren Fuß ein dunkler Tannenwald die Schlucht ausfüllt. Plötzlich öffnet sich eine Art Felsenthor in dem quer vorgestreckten niedern Felsenkamme; ein mächtiges Gebrause tönet schon aus tiefster Tiefe zu uns herauf; noch einige Schritte, und fast schaudernd blicken wir in die Wogen eines wildempörten Bergstromes, der sich tief da unten zu unsern Füßen gewaltsam Bahn durch eine enge Felsenspalte bricht. Eine steile Treppe zieht sich in mannigfaltigen Biegungen von ihm herauf, aber unwillkürlich bebt man zurück, so neu und unerwartet ist der Anblick,



Die Seisenbergklamm.

so grausig die dämmerungsvolle Felsenenge und ihre schäumende Fluth. Bald ist der kühn angelegte Steg erreicht, der uns in einer Länge von 137 Schritten und auf den ihn unterbrechenden Stiegen 29 Stufen abwärts, nach Einführung in die lange dunkle Felsenspalte, zunächst in einen höhlenartigen Raum, den einzigen des Innern, der noch, von freundlichen Moosen an seinen Wänden bekleidet, in seiner Blöße gemildert wird, leitet, und dann befinden wir uns unmittelbar in einer langen, stollenartigen Spalte, deren Wände mehrere hundert Fuß emporsteigen, so daß das Licht nur spärlich in sie hineindringt. Der Anblick ist ein starrer. Wohin das Auge reicht, nichts als nackte, muschlig ausgewaschene Felswände, welche zickzackartig die Spalte umgeben, während tiefunten der weißschäumende Bergstrom in wildester Flucht und Hast dahinbrauset. Zwei Tafeln F. I. und L. (die Namensschiffern Kaiser Franz I. und Königs Ludwig) bezeichnen die frühern Besitzer, und die an der Decke eines Kalkgewölbes in den höhlenartigen Räumen des Innern angebrachte Inschrift: Vox saxa loquuntur 1831, an die Inschrift des Sigmundsthores in Salzburg erinnernd, deutet K. Müller passend mit „Von euch Naturmächten reden die Steine“, während Bädecker sie zu Ehren der Monarchen angebracht und einen schwächlichen Abklatsch nennt. Die Holzbrücke führt bis an's Ende der Klamm; da auf einmal gewinnt sie Leben. Die Felsenspalte öffnet sich; man blickt in den freundlichen Tag, den grünen Laubwald, welcher die Ufer des Baches umsäumt; dieser aber stürzt sich vor uns jäh in die Tiefe hinab, und es „wallet und siedet und brauset und zischt“ auch hier da unten; zu Staub zerfällt, wirbelt das Wasser wieder empor; wir stehen an der imposantesten, wirkungsvollsten Schlucht der ganzen Klamm.

Wollen wir eine Vergleichung der Schwarzberg- (Unkner-), der Seisenberg- und der Wimbach-Klamm wagen, so ist erstere wohl großartiger, doch hat die Seisenbergklamm einen Vorzug durch die Wasserfälle, welche in ihren Klüften mit reicherer Masse und über höhere Felsenblöcke herabstürzen, und durch ihren imposanten Schluß. Die Wimbachklamm hat dagegen vor beiden trotz ihrer Enge ein größeres Leben und mehr Licht, und ihre Gießbäche drücken ihr einen eigenthümlichen Stempel auf.

Aus der nächstens erscheinenden vierten Auflage von Th. Hartwig's München und die südbayerischen Hochlande vom Bodensee bis zum Königssee.

Der Bärengraben im Jardin des Plantes in Paris.

Einer der anziehendsten Punkte der großen Stadt Paris ist der Jardin des Plantes. Hier wechselt das Nützliche und Belehrende mit dem Angenehmen und Belustigenden in solch' angemessener Weise, daß jede Klasse von Menschen, der Gebildete wie der Ungebildete, der Mann wie die Frau, die Jugend wie das Alter, in ihrer Art befriedigt wird. Der besuchteste Ort in diesen weiten Räumen ist aber unstreitig der Bärengraben, obgleich freilich zugestanden werden muß, daß fast alle Besucher desselben weniger den gebildeten Ständen, als vielmehr der „großen Masse“ angehören. Was gäbe es aber auch Unterhaltenderes, als die lustigen Sprünge der jungen Bären, als die plumpen und grotesken Bewegungen der Alten? Was gäbe es für einen kurzweiligeren Zeitvertreib, als den „braunen Petz“ mit Stückchen Brod oder Kuchen zu füttern, und zu sehen, wie er Alles — Alles in unglaublich kurzer Zeit seinem weiten, unersättlichen Rachen einverleibt? Man darf sicher sein, am Geländer des Bärengrabens immer große Gesellschaft zu finden, und nicht selten muß man sich eine gute halbe Stunde und auch noch länger gedulden, bis man sich einen guten Platz sichern kann.

In früheren Zeiten gab es im Pariser Bärengraben nur Einen Bären, ein großes ungeschlachtes Thier, das man wild eingefangen hatte und nun dort sehen ließ. Das Thier wurde nur mit Vegetabilien genährt, oder vielmehr, um die Wahrheit zu sagen, man brauchte ihm von Seiten seiner Wärter gar keine Nahrung zu geben, da ihm die Pariser so viel Kuchen brachten, daß es diese nicht alle verzehren konnte. Man hielt also dafür, es



Der Bärengraben im Jardin des Plantes in Paris.

werde bald zahm werden, allein — trotz dieser „gebildeten" Kost verlor es doch nichts von seiner Wildheit, sogar dann nicht, als man es mit dem christlichen Namen „Martin" getauft hatte. Unglücklicherweise wollte es nun der Zufall, daß ein alter Veteran, ein Soldat des Kaiserreichs, das ist Einer von der großen Armee, welcher bei Abukir und Wagram verwundet worden war, während des Hinabschauens in den Bärengraben vom Schwindel ergriffen wurde und über das Geländer hinabstürzte. Der wilde Bär umfing ihn alsbald mit seinen mächtigen Armen, und nicht zufrieden mit dieser Umarmung, in Folge welcher der Veteran seinen Geist aufgab, zerfleischte er ihn auch noch und riß ihn zu Stücken, ehe es gelang, Hülfe herbeizuholen. Natürlich machte dieses Ereigniß Sensation in Paris, in allen Blättern wurde darüber berichtet, und sogar an Gedichten, welche die That besangen, fehlte es nicht. So wurde „Monsieur Martin" der Held des Tages, und es gab bald keine Pariser, die sich nicht geschämt hätten, so ungebildet zu sein, den „Monsieur Martin" nicht gesehen zu haben. Berühmt war also Monsieur Martin, aber nicht geliebt und verehrt! Denn wie hätte man Einen lieben und verehren können, der einen Soldaten der alten Garde zerriß?! Doch — man muß nie an der Zukunft verzweifeln! Einige Wochen später nämlich fiel es dem Bären ein, seinen entsetzlichen Fehler, einen Veteranen der großen Armee zerrissen zu haben, wieder gut zu machen, und zwar dadurch, daß er nun einen Engländer dem Tode weihte. Auch dieser war über das Geländer, über das er sich, um seine Wißbegierde zu befriedigen, zu sehr vorgebeugt hatte, gestürzt, und — natürlich, das wilde Thier machte sich alsbald über ihn her und massakrirte ihn auf dieselbe Weise, wie kurz zuvor den Kaiserseldaten. Nun hatte Monsieur Martin gewonnen Spiel; man verzieh ihm den Mord des Veteranen als einen „Irrthum in der Person", und fêtirte ihn wegen seiner Bravour gegen den allgehaßten Insulaner!

Seit jener großen That des „Monsieur Martin" sind schon viele Jahre entschwunden, und auch der Original-Martin ist längst vom Schauplatz dieser Welt abgetreten, aber nicht mit ihm der Name „Martin". Im Gegentheil, dieser lebt fort im Munde der Pariser und wird ewig fortleben, denn man übertrug denselben sofort auf den Nachfolger des „Engländerzerreißers", und von diesem wieder auf die nächste Generation. Allerdings kamen bald statt des Einen Bären ein Bärenpaar in den Bärengraben hinab, und sogar einige junge Bärlein stellten sich ein; allein deßwegen blieb der Name Martin doch, denn man gab ihn nun dem Bärenvater als dem Beherrscher der Familie, und so kam es denn nach und nach, daß sich der Pariser den Hauptbären, oder das Haupt der Bären, im Bärengraben gar nicht anders denken kann, als unter dem Namen „Monsieur Martin". — „Der König ist todt, es lebe der König!"

In neuster Zeit war es einmal nahe daran, daß der Bärengraben seine Reputation verloren hätte. Derselbe wird nämlich gegenwärtig von Monsieur Martin, dem pater familiae, und seiner Gemahlin, einem schönen braunen Thiere, sowie endlich von zwei jungen Bären, die jetzt gerade in das Alter der Tölpelhaftigkeit getreten sind, bewohnt. Die jungen Bären sind Zwillinge, aber doch in ihrem Charakter sehr verschieden; denn während der Eine von ihnen, eine gewisse Frühbildung entwickelnd, sehr bald auf zwei Füßen zu gehen lernte und die ihm zugeworfenen Brocken mit vieler Artigkeit zu verschlingen wußte, wurde der Andere von Tag zu Tag brummiger und bärbeißiger, und weigerte sich beharrlich, anders als auf vier Füßen zu promeniren. Ja er plagte und verfolgte seinen gebildeteren Bruder auf alle Weise, und wagte es sogar,

sich gegen seine Mutter zu stellen und ihr, statt demüthig als gehorsamer Sohn zu folgen und zu pariren, knurrig die Zähne zu weisen. Solche rohe Aufführung wollte den Parisern nicht gefallen, und sie bedrohten daher den Bärengraben mit ihrer höchsten Ungnade. Aber siehe da, über eine einzige Nacht wurde das gute Verhältniß wieder hergestellt und der Bärengraben wieder mehr als je der Lieblingsort der Elite der großen Nation. Man fand nämlich eines Morgens, daß der alte Bär, der Monsieur Martin, im Zorn über die schlechte Aufführung seines Tollpatsch von einem Sohne diesem das Ohr ausgerissen habe, gleichsam um ein Exempel zu statuiren und dem Burschen den Ernst zu zeigen. Es war eine harte Erziehungsmaßregel, und man mußte sogar zugeben, daß etwas Barbarei mit unterlaufen sei, denn der Vater hatte das Ohr nicht blos abgebissen, sondern in der Eile sogar verschluckt; allein Jedermann erkannte doch an, daß Monsieur Martin in seinem vollen Rechte gewesen sei, und als nun der junge, bisher so ungebildete Sprößling in Folge dieser väterlichen Züchtigung anfing, den im Bärengraben aufgestellten Baum auf- und abzuklettern, auf zwei Füßen zu gehen und sich auch sonst reputirlicher und manierlicher zu zeigen, so brach ganz Paris in einen stürmischen Jubel aus, und wenig fehlte, so hätten die menschlichen Familienväter diese Erziehungsmethode adoptirt und an ihren ungerathenen Söhnlein in Ausführung gebracht. Seit dieser Zeit ist Monsieur Martin wieder der Held des Tages, und es scheint fast, daß er nun den Culminationspunkt seines Ruhmes erlangt hat.

Das Clima von Paris scheint den Bären sehr gut zu behagen, sonderlich der schwarzbraunen Species dieser Thiere. Sie erreichen nämlich sämmtlich ein ziemlich hohes Alter, trotz der Entbehrung der Freiheit.

Th. Gr.

Das erste Verbrechen.

(Schluß zu S. 153.)

Die gutmüthige Susanne war der Frau Baldwin sehr zugethan, die ihr in früherer Zeit manchen Dienst mit der Nadel geleistet hatte, wofür ihr das damals ungeübte junge Mädchen noch jetzt Dank wußte. Durch ihre Vermittlung befand sich die kummergedrückte Frau bald allein in einem kleinen Bibliothekzimmer, und Gedanken über Gedanken stiegen in ihr auf, wie sie den reichen, vornehmen Herrn anreden, wie sie ihm ihre Sache vortragen würde, wenn er nun in's Zimmer trete; aber je mehr sie dachte und sann, desto verwirrter wurde sie, bis sich endlich die Thüre leise öffnete und Herr Holloway vor ihr stand.

„Sind diese Waaren aus Ihrem Magazin, Herr Holloway?“ fragte Lucy mit zitternder Stimme, nachdem sie ihn begrüßt hatte.

Herr Holloway war erstaunt, und wußte nicht, was er von einem so späten Besuch und von einer so eigenthümlichen Frage denken sollte, doch war er zu sehr ein Mann von Welt und Ehre, um nach dem Grunde ihres Kommens oder ihres Anliegens in sie zu dringen. Er nahm ein Packet Thee und ein anderes mit Zucker in die Hand, wandte sie von einer Seite zur andern, und sie dann der Frau zurückgebend, sagte er: „Ja, Frau Baldwin, diese Waaren sind aus meinem Magazin und haben unser geheimes Zeichen. Wenn meine jungen Leute grade Zeit übrig haben, lasse ich sie dergleichen Waaren in kleine Quantitäten abwiegen und verpacken, um unsere Kunden zu jeder Zeit rasch bedienen zu können.“

Nach mehreren Minuten beiderseitigen Schweigens wuchs seine Neugier, und er bat sie, ihm zu sagen, weßhalb sie das wissen wolle.

„Weil — ach Gott“ — stotterte sie hervor, dann aber versagte ihr die Stimme. Sie legte die Waaren, die sie noch in ihrer Schürze hatte, auf den Tisch und brach in Thränen aus, in so leidenschaftliches Weinen, wie nur der völlig Elende es kennt.

Herr Holloway besaß ein leicht empfängliches, gutes Herz. Außerdem war er in Armuth aufgewachsen, und die Erfahrungen, die er in der Jugend gemacht, hatte er nie vergessen. Er faßte die Hand der Weinenden und sagte mitleidsvoll: „Armes Kind, was muß Ihnen begegnet sein, um Sie so traurig zu stimmen! Wenn ich in irgend welcher Weise dabei betheiligt bin, so bitte ich Sie, offen und ehrlich zu sprechen, denn ich empfinde warm mit Ihnen.“

O welch' eine Wohlthat waren der Unglücklichen diese freundlichen Worte! Gewaltsam unterdrückte sie ihr Schluchzen und theilte dem reichen Nachbar ihre Furcht mit, indem sie hinzufügte, daß sie ihrem Manne nur einige hundert Schritte gefolgt sei, weil sie zu einer Freundin gehen müssen, um bei derselben Beistand zu suchen in ihrer augenblicklichen, gräßlichen Noth.

„Aber weßhalb wandten Sie sich nicht an mich, Frau Baldwin?“ fragte Herr Holloway.

„Ach, guter Herr, weil nur wenige Reiche Mitgefühl für die Armen haben, wie Sie; und daher scheuen Alle, die etwas auf sich halten, die Reichen um Hülfe anzusprechen.“

Herr Holloway sah nachdenkend vor sich hin, während die unglückliche Gattin in ihrer Erzählung fortfuhr.

„Ich würde ihm weiter gefolgt sein, denn ich war unruhig über ihn, aber ich hatte unser Kind allein gelassen und mußte deßhalb nach Hause eilen. Jetzt weiß ich leider bestimmt, daß er die Waaren auf unrechte Weise aus ihrem Magazine genommen hat, aber Gott weiß es, nur die äußerste Noth konnte ihn dazu bringen. Um seiner unglückseligen Frau, um des Kindes willen, haben Sie Erbarmen mit ihm, denn Alles soll Ihnen sofort zurückerstattet werden. Ich würde lieber vor Hunger sterben und einen ehrlichen Namen zurücklassen, als im Luxus ehrlos leben!“

„Sie sind ein braves Weib!“ rief Herr Holloway, als er vom Sessel aufstand und im Zimmer auf und ab schritt. Nach einer Pause fügte er hinzu: „Um Ihret- und des Kindes willen würde ich gern die Sache niederschlagen, aber wenn er so ungestraft davonkommt, wird er nicht in einen ähnlichen Fehler verfallen?“

Todtenblässe überzog der Unglücklichen Gesicht, doch bald faßte sie ihre ganze Kraft zusammen und sagte mit beklommener, aber fester Stimme: „Nein, nein, das wird er nicht, nein, gewiß nicht. Aber aus Barmherzigkeit für ihn und die Seinen, gibt es denn keine Aussicht, ihm Arbeit zu schaffen?"

„Nicht wahr, er ist Zimmermann?" fragte Herr Holloway.

„Ja, Herr, und wäre sein Handwerkszeug nicht mit verbrannt in der Werkstatt, in der er zu arbeiten pflegte, so würde er wohl auch anderswo Arbeit gefunden haben, wenigstens hat er das oft gesagt."

Wieder entstand eine Pause von einigen Minuten, und dann begann Herr Holloway folgendermaßen:

„Gehen Sie nach Hause, gutes Kind, von mir haben Sie Nichts zu fürchten; denn ich weiß aus Erfahrung, daß äußerste Noth im Stande ist, den Menschen zu Handlungen zu treiben, vor deren bloßem Gedanken er zurückschrecken würde, so lange ihm des Lebens Gemächlichkeit bewahrt bleibt. Ja, gute Frau, gehen Sie jetzt beruhigt zu Mann und Kind, und morgen will ich zusehen, was ich für Sie thun kann."

Lucy versuchte zu danken, aber Thränen erstickten immer auf's Neue ihre Stimme. Sie wickelte sich in ihr Tuch und wollte eben fortgehen, als Herr Holloway sie zurückrief, und sie bat, die Packete, die sie auf dem Tisch hatte liegen lassen, wieder mitzunehmen. Anfänglich lehnte sie das Anerbieten ab; als aber der wohlmeinende Kaufmann sie versicherte, daß der Werth derselben bei ihm nicht in Betracht komme, nahm sie die Gabe an und stand abermals an der Thüre mit den Packeten in der Schürze. Herr Holloway schien über ihr Zögern befremdet, bis sie mit gesenktem Blick leise bat: „Ich möchte zu gern, daß mein Mann von diesem Besuche Nichts erführe — er ist so leicht verletzt. Dürfte ich Sie bitten, ihn nicht merken zu lassen, daß Sie von seinem Fehltritt wissen? Es war sein erstes Verbrechen, und ich weiß, es wird auch sein letztes sein."

Wir wollen es mit Stillschweigen übergehen," antwortete Herr Halloway, „und wenn ich morgen zu Ihnen komme, hoffe ich Ihnen nur erwünschte Botschaft zu bringen."

Aus Lucy's Blicken sprach vollste Dankbarkeit, und erleichterten Herzens verließ sie den gütigen und wohlwollenden Nachbar. Bald darauf befand sie sich in ihrer kleinen Schlafstube, wo ihr Gatte unruhig im Schlafe sprach. Als er erwachte, war seine erste Frage, ob seine Frau auch die Waaren eingeschlossen, die er den Abend zuvor nach Hause gebracht.

„Ja, Heinrich," erwiederte die Frau, die vor ihm aufgestanden war, „und ich habe dir auch was Gutes gebacken von dem Mehl."

Baldwin antwortete nicht, und eine gewisse Unruhe trat in seine Züge. Als Lucy ihm das frische Gebäck reichte, lehnte er es unter dem Vorwande ab, daß ihm nicht wohl sei, und kostete selbst nichts davon.

„Mutter," rief der kleine Heins, der sein Frühstück beendet hatte und zum Fenster hinaussah, „denke mal, ich sehe den reichen Mann von drüben zu uns kommen."

Baldwin sprang vom Stuhle auf und Todtenblässe überflog sein Gesicht; er stürzte auf die Thür zu, und griff nach dem Schlüssel, als ob er sie verschließen wollte.

„Ich will hören, was er wünscht, Heinrich," sprach Lucy und faßte den Drücker.

„Ja, thue das, aber sage ihm nicht, daß ich —"

Baldwin beendete den Satz nicht, denn seine Frau öffnete schnell die Thür, und bat den Nachbar, näher zu treten.

„Guten Morgen, Herr Baldwin," sagte der Gast, indem er ihm die Hand reichte.

„Guten Morgen, Herr," erwiederte der Zimmermann, abermals die Farbe wechselnd. Indeß legte sich seine Erregung, als Herr Holloway sofort seine Absicht mittheilte, im Frühjahr ein neues Haus bauen zu wollen, hinzufügend, daß er nur herübergekommen sei, um zu hören, ob Herr Baldwin grade sehr beschäftigt sei; wenn nicht, wolle er ihn engagiren, gleich mit der Arbeit der Thüren, Fensterrahmen ꝛc. anzufangen, damit er ihm dann im Frühjahr, wenn Alles nach Wunsch ausgefallen sei, die weitere Arbeit übertragen könne.

Herr Baldwin war nicht im Stande, gleich zu antworten, und erst nach einer Weile sagte er, wie glücklich er sein würde, den Auftrag anzunehmen, wenn er nicht sein ganzes Handwerkszeug durch die Feuersbrunst im B.'schen Magazin eingebüßt hätte.

„Das ist in der That ein harter Verlust für Sie," entgegnete Herr Holloway, „aber wenn Sie bereit sind, die Arbeit zu übernehmen, so soll das kein Hinderniß sein; ich werde neues Handwerkszeug anschaffen, das Sie mir allmälig abzahlen können, und da ich einen kleinen Raum in meinem Hinterhause grade leer stehen habe, können Sie denselben zur Werkstatt benützen."

Wir brauchen wohl nicht erst hinzuzufügen, wie Glück und Freude plötzlich in die Herzen der beiden liebenden Gatten einzogen. Jenes unglückseligen Abends erwähnte die Frau nie gegen ihren Mann, und auch er beobachtete dasselbe Schweigen.

Als Herr Holloway dem Zimmermann seine erste Zahlung machte, nahm letzterer einen Sovereign (6 Rthl. 20 Sgr.) von der ihm gegebenen Summe, legte ihn auf den Tisch und sagte:

„Ich bin Ihnen dies Geld schuldig, erlauben Sie mir, daß ich es zurückerstatte."

„O nein, Sie irren," war die Antwort, „ich habe Ihre Rechnung durchgesehen, und es ist Alles in Ordnung."

Herr Baldwin schwieg, nahm das Geld, verließ aber seinen Wohlthäter traurigen Herzens. — Eine Woche nach der andern verging, und die Noth schwand mehr und mehr aus seinem Hause. Der Frühling kam heran, und des Zimmermanns Hammer erklang fleißig und lustig zu seiner Frau herüber.

Eines Tages kam Herr Holloway in die kleine Werkstatt des Zimmermanns, brachte den Entwurf zu dem neuen Gebäude, das in kleine Wohnungen abgetheilt werden

sollte, mit und sagte: „Nun, Herr Baldwin, denke ich, ist's wohl an der Zeit, über das neue Gebäude zu sprechen, dessen Plan ich Ihnen bereits im Winter zeigte.“

„Sehr wohl, Herr,“ war die Antwort.

Sie sprachen und überlegten lange, und als sie über Alles einig waren, sagte Herr Holloway: „Gut denn, der Handel ist demnach geschlossen; Sie kennen nun Ihre Arbeit, und ich werde für das Material sorgen; aber ich will Ihnen Geld vorschießen, da Sie so viel Arbeit nicht ohne Hülfe beschaffen können.“

Herr Baldwin lächelte und meinte, daß es ihm natürlich viel größern Vortheil bringen würde, wenn Herr Holloway so gütig sein wollte, eine kleine Summe vorzuschießen; und ohne weiter ein Wort zu verlieren, legte Herr Holloway eine Rolle Geld auf die Hobelbank. Herr Baldwin blickte auf das Geld, legte seinen Meißel nieder und ergriff die Hand seines Wohlthäters, indem er sagte: „Gott segne Sie, mein Beschützer, mein Erretter! Ich kann nicht länger schweigen. Ich muß Ihnen Alles gestehen, denn Ihre Güte hat mich so überwältigt, daß ich mein böses Gewissen vor Ihnen ausschütten muß.“ Und darauf erzählte Baldwin seine Schuld, mit der wir bereits lange vertraut sind. „Aber es war bitterste Noth, die mich diesen Fehltritt begehen ließ,“ fuhr der Zimmermann fort; „Frau und Kind darbten und verhungerten fast, und troß allen Nachfragens, troß aller Mühe konnte ich keine Arbeit bekommen. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Bissen von jenen unrechtmäßig erlangten Lebensmitteln genießen konnte. Ich stahl, nicht um mein Leben, sondern um das Leben meiner Familie zu fristen.“

Wie erstaunt war Baldwin, als er von Herrn Holloway erfuhr, daß sowohl er, wie des erstern Frau, mit seiner Schuld vertraut waren, und daß er sein jetziges Wohlergehen der Verwendung und den Bitten seiner Frau verdanke.

„Lassen Sie Vergangenes vergessen sein,“ sagte Herr Holloway. „Ich weiß, daß Noth allein Sie zu dem Fehltritt verleitet hat.“ —

„Gott segne und beschütze dich, du mein geliebtes Weib!“ rief Baldwin voll herzlichster Inbrunst, als er später neben seinem Weibe in der sauber gehaltenen Stube saß und ihr Alles erzählte, was zwischen Herrn Holloway und ihm vorgefallen war.

Lucy's zärtlicher, liebevoller Blick zeigte ihm, wie vollkommen sie ihm vergeben habe, und unter heißen Thränen versicherte sie, daß es ihrerseits eigentlich gar keiner Vergebung bedurft hätte, weil sie zu tief von dem Glauben durchdrungen sei, daß nur der Schmerz über die entsetzliche Noth der Seinen ihn zu solch' verzweifeltem Schritt habe führen können.

Von der Zeit an war nie wieder Mangel in des Zimmermanns Hause, und sein Wandel blieb hinfort rein und makellos bis an sein Lebensende.

H. L—b.

Orangenhandel von Taiti.

Den größten Orangenhandel in der Welt haben die „Gesellschaftsinseln“, und von diesen wieder die Inseln: Taiti, Huahina und Banta. Vor fünfzehn Jahren noch wußte man gar nichts von diesem Handel, und nur von Zeit zu Zeit fuhren Walfischfahrer mit ihren Booten die Flüsse hinauf, und schüttelten sich so viele Früchte, als ihnen behagte, ab, ohne fast nur eine Kleinigkeit im Tauschwerthe dafür zurückzulassen; denn die Orangen waren in solcher Menge vorhanden, daß die Eingebornen nicht wußten, was sie damit beginnen sollten. Jetzt werden jährlich gegen sieben Millionen Stücke verschifft, und der Preis für das Tausend, auf's Schiff geliefert, ist durchschnittlich 18 fl. Die Orangen werden von Kindern gesammelt, von den Weibern in Körbe verpackt und so nach den Schiffen getragen, wo man sie, nachdem man jedes Stück einzeln in ein Kokosnußblatt gewickelt, in Hürden legt, die der Wind durchstreichen kann. Sie wachsen wild, und an den Abhängen der Berge und Schluchten gegen die See hin sieht man Tausende und aber Tausende von Orangenbäumen, die acht Monate des Jahrs hindurch, vom Februar bis September, mit Blüthen und Früchten in allen Stadien der Reife bedeckt sind, — ein Anblick, dessen Wunderherrlichkeit von Nichts übertroffen wird. — Im Frühjahr pflückt man die zum Versenden bestimmte Orange grün, im Sommer hellgelb, und im Herbste ganz gelb oder reif, denn nur auf diese Art gepflückt und verpackt kommen sie gesund an Ort und Stelle an. Ein aus zerstampften Orangen bereiteter Branntwein hat einen äußerst feinen Geschmack, ist aber außerordentlich stark.

(G.)

Papier aus Riedgras.

Im westlichen Amerika ist man auf den Gedanken gekommen, aus Riedgras Papier zu machen. Aus Stroh macht man bekanntlich schon längere Zeit Papier, allein dasselbe paßt nur zu Packpapier; die aus Riedgras gewonnenen Papiere dagegen sehen sehr schön weiß aus und scheinen auch haltbar zu sein. Allein ob sich das Letztere bewährt, ist eine andere Frage. — Riedgras wächst im westlichen Amerika so viel, daß man auf Jahrhunderte hinein die halbe Welt mit Papier von dort aus versehen könnte!

(G.)



Alt Karlchen.

(Taf. 21.)

Der Frühling des Jahres 1859 war ausgezeichnet lieb-

ihre melancholischen Cadenzen erquickten den Einsamen auf seinen angestrengten Spaziergängen. Das Meer in seiner erhabenen Ruhe, der Mond, der lautlos heraufstieg, die ausziehenden oder heimkehrenden Fischerboote und zuweilen ein in der Ferne vorübergleitendes Segel waren mir Unterhaltung genug, und ich wünschte mir keine andere.

und gegangen,
ʼen An-
war
llen

jetzt angekommen, und — wahrhaftig — mir war es nicht leid. In dem weichen Dünensande ging ich noch am schmerzlosesten, auch fragte mich kein Mensch um mein Hinken und betrachtete den abgesattelten Husarenmajor wie eine Curiosität aus Afrika. Die Badeanstalten auf der Nord- und Nordwestseite waren deßhalb mein Spaziergang nicht; die Ostküste aber mit ihren einsamen Dünen sagte mir zu. Schon war die Haidelerche dort eingezogen, und

„Ich will auch essen!“

Ich glaubte meinen Mann zu erkennen, und nahm keine weitere Notiz von ihm.

„Wo ist der Hund von Stuart,“ schalt er zornig, „ich will essen!“

„Töv men'n beten (Wartet ein bischen),“ entgegnete die Hausfrau, indeß ich eine Flasche aus meinem mitgebrachten Vorrath entkorkte.



Alt Karlchen.

(Taf. 21.)

Der Frühling des Jahrs 1852 war ausgezeichnet lieblich; ein Lenz, wie ich mich eines solchen kaum erinnere, belebte, sogar in Norddeutschland, bälder wie sonst, die erwachende Natur. Längst waren die Arten der Enten und Taucher vorübergezogen, um an den Küsten des fernen Nordens den gewohnten Stand aufzusuchen, und in kunstlosem Nest dem armen Geschlechte, das dort das Leben fristet, einen segnenden Tribut an Eiern, Jungen und wärmendem Flaum zu bringen, und die Zahl der frohen Sänger war ihnen nach der Reihe gefolgt, um in sprossendem jungen Grün ihre trauten Nestchen zu bauen. Und wie sehnsüchtig hatte ich armer alter Krüppel im trüben, rauhen Winter dem Allen entgegengeharrt! Eine alte Kugelwunde war schmerzend wieder aufgebrochen, und erinnerte an die frohe, freudige Zeit, in der sie mit frohem Muthe und rosigen Hoffnungen geholt worden war. Sie waren unerfüllt geblieben, die theuren, feierlichen Gelöbnisse, mit denen man uns geködert; aber das alte Andenken in der Hüfte — war geblieben. — Nun hatte ich all' die ganze Historie, das Heu, welches aus mancher Blume geworden, hinlänglich in dem kleinen, braun angestrichenen Stübchen wiedergekäut; und wollte ich nicht gar aus dem Ruminans zum Brutum werden, so mußte ich fort, fort hinaus in Gottes Luft und Licht.

Doch nun — wohin? Ich wußte es freilich nicht, und hoffte — unter uns gesagt — auch wenig davon, weßhalb es mir am Ende auch ziemlich gleichgültig war; mein graduirter Haustyrann hatte mich aber nach Norderney consignirt, und so war ich in Gottes Namen dorthin gereist. Reiten konnte ich ja nicht mehr, und eben so wenig gehen; dort konnte ich mich doch rudern lassen auf den starken, gewaltigen Wellen, die sich auch bäumen, wie ein edles Roß, und den ungeschickten Reiter zornig abwerfen.

Das Inselchen mit seinen reinlichen, mit frischen Farben angestrichenen Häusern nahm sich gar nicht so übel aus; die Leute, starkknochig, einsylbig aber freundlich, gefielen mir besser, als an andern Orten, wo die vielleicht noch lebhaftere Geldgier sich in ein widriges, unendliches Wortgeklapper hüllt, und eine Biederkeit affektirt, die die Schelmerei sehr schlecht maskirt. Diese Insulaner waren zu phlegmatisch für diese Künste; denn daß sie das Geld der Fremden verachten, möchte ich doch nicht behaupten. — Zu diesen und andern Beobachtungen hatte ich die beste Gelegenheit, weil ich der — einzige Badegast war, der bis jetzt angekommen, und — wahrhaftig — mir war es nicht leid. In dem weichen Dünensande ging ich noch am schmerzlosesten, auch fragte mich kein Mensch um mein Hinken und betrachtete den abgesattelten Husarenmajor wie eine Curiosität aus Afrika. Die Badeanstalten auf der Nord- und Nordwestseite waren deßhalb mein Spaziergang nicht; die Ostküste aber mit ihren einsamen Dünen sagte mir zu. Schon war die Haidelerche dort eingezogen, und ihre melancholischen Cadenzen erquickten den Einsamen auf seinen angestrengten Spaziergängen. Das Meer in seiner erhabenen Ruhe, der Mond, der lautlos heraufstieg, die ausziehenden oder heimkehrenden Fischerboote und zuweilen ein in der Ferne vorübergleitendes Segel waren mir Unterhaltung genug, und ich wünschte mir keine andere.

So waren schon sechs Tage gekommen und gegangen, als ich Mittags mein Kosthaus erstrebte. Die großen Anstalten waren noch nicht eröffnet; der Häringschwarm war erst im Juli zu erwarten, und um eines Einzelnen willen verlohnte es der Mühe wohl nicht, das Netz auszuwerfen. Die freundliche Wirthin nickte mir so bedeutsam lächelnd zu, daß ich auf irgend eine kulinarische Ueberraschung rieth, die mir bereitet wäre, und eilte, den kleinen grünen Speisesaal zu erreichen. Da erblickte ich freilich etwas Neues, noch nie Dagewesenes, aber nichts Angenehmes: einen ältlichen, kurzen, runden Herrn, der mich eben so überrascht anstarrte und mir ein energisches „Damnd!" entgegenwarf. Auch ich mochte keine große Freude zu erkennen gegeben haben, denn mein sein sollender Tischgenosse sprang behend auf seine kurzen Füße, packte mit einem Paar sehr niedlicher Hände das blüthenweiße Tischtuch, und riß es behend an das Ende der langen Tafel, daß die Scherben der Teller und Schüsseln klirrend umherflogen. Neugierig, was es wohl weiter geben werde, trat ich hinter meinen gewöhnlichen Sessel, wo ich einsam in der Mitte des Tisches meine Zeitungen und dergleichen behaglich bisher ausgebreitet, aber der kleine runde Kobold scharrte die Trümmer seines Bestecks ruhig mit dem Fuße zur Seite, legte das nette Patschchen zur Faust geballt auf mein Exemplar der Times und sah mich mit trotzigem Blicke an. Die ganze Stellung gemahnte mich dabei höchst possirlich, und unwillkürlich — begann ich laut zu lachen.

„Na, was gibt's zu lachen?" polterte mein Gegner.

Ich zeigte schweigend auf das Haus eines Bäckers gegenüber, wo der englische Löwe über eine Brezel gemalt war und gerade so grimmig dreinsah. Augenblicks hatte mein Feind den Sinn erfaßt. „Der Pudel da drüben," begann er, „sieht wohl so schrecklich aus, wie ich über dem Wisch hier, das glaube ich gern; aber, ich will hier allein sein!"

„Gerade darum bin ich hierher gekommen," entgegnete ich ruhig; „also suchen Sie sich ein anderes Logis, dieses ist mein."

„Die andern Kojen," brummte der Fremde, „sind noch nicht seetüchtig oder frisch getheert."

„Geht mich nichts an," gab ich zurück, und setzte mich zu meiner Suppe, die indeß frisch arrangirt war. Mein guter Appetit schien ansteckend zu wirken; er sah mir eine Minute lang zu, dann rief er mit dröhnender Stimme:

„Ich will auch essen!"

Ich glaubte meinen Mann zu erkennen, und nahm keine weitere Notiz von ihm.

„Wo ist der Hund von Stuart," schalt er zornig, „ich will essen!"

„Töv men'n beten (Wartet ein bischen)," entgegnete die Hausfrau, indeß ich eine Flasche aus meinem mitgebrachten Vorrath entkorkte.

„O, bei meiner Flagge!“ zürnte der Durstige, „der Bursche hat Suppe, hat Wein! und ich habe rein gar Nichts.“

„Beliebt Ihnen ein Glas?“ frug ich einschenkend.

„Wenn ich nur wüßte, wer der Kerl wäre!“ flüsterte er halblaut — „doch, meinetwegen! er sieht passabel ehrlich aus! — Na — Sie erlauben!“ entschloß er sich, und griff zu.

„Geniren Sie sich nicht, Herr Kapitän,“ bat ich einschenkend, „ich bin gut versehen, und nehme gelegentlich schon Revange.“

Ein spöttisches Lächeln zuckte in den Mundwinkeln des Durstigen, und ein fragender Blick maß mich vom Czacko zum Sporn. Ich zog die Brieftasche und überreichte meine Karte, die er mit freundlichem Nicken empfing.

„Ich heiße Charles,“ entgegnete er kurz, „und bin Seeoffizier; das wird genügen.“

„Vollkommen, Herr Kapitän,“ versicherte ich; „die Tapferkeit der englischen Marine ist weltbekannt und geehrt. — Englands Kreuze! und ihre muthigen Kämpfer!“ Ich hob mein Glas, doch ziemlich lau, wie es mir vorkam, ward mein Toast aufgenommen; „Gott besser's!“ war die sarkastische Antwort, deren Ton mich zum erstaunten Aufsehen zwang.

„Ja, ja!“ wiederholte der Kapitän, „Gott besser's! die ganze Wirthschaft, von Top zu Kiel! wenn Er's nicht billiger ganz zusammenschlägt und neu macht.“

Ich schüttelte befremdet den Kopf, ja er mochte wohl einigen Unwillen auf meiner Stirn lesen, denn er fuhr entschieden fort:

„Sie kennen das nicht, Herr Major, und das ist auch ganz in der Ordnung; ich aber muß die Sache verstehen, und habe es auch den alten Perückenstöcken der Admiralität gesagt.“

„Wahrhaftig?“ frug ich zwischen Aerger und Lachen, denn ich war nahe daran, den Herrn Kapitän für einen radotirenden Narren zu halten; „und was war die Folge?“

„Oh,“ versicherte er, „die Bursche haben Schwarten wie ein Wallroß. Wenn die Schildkrötensuppe gut ist und der Sherry, so kann man ihnen sagen, was man will, ohne daß es ihnen den Mittagschlaf stört. Ich will ihnen aber unsern John Bull auf den Leib hetzen; das haben sie ungern, und geben auf sein Brüllen mehr, wie auf alle möglichen Vernunftgründe. Mein Vetter, der alte General Sir William, besorgt den Druck, und dann gibt's einen prächtigen Spektakel.“

„Und Sie wollen hier den Constables aus dem Wege gehen, vermuthe ich.“

Er nickte halb spöttisch, halb gutmüthig, und hielt mir das Glas zum Füllen entgegen.

Die Wirthin brachte lockende Spargel für mich und herrlichen westphälischen Schinken, doch das Diner des Herrn Kapitän war noch immer nicht in Sicht. Er schien sich von den Ideen, die er eben noch verfolgt hatte, zu sammeln.

„He,“ rief er mit einer Stimme, die gewohnt war, Wind und Wetter zu übertönen, „wann kömmt meine Suppe einmal?“

„Se deit all kaken (Sie kocht schon),“ tröstete die Frau; „Ji möt't töben (Ihr müßt warten).“

„Was soll ich, du Nebelhexe!“ brauste der Ermahnte auf in einem Tone, der manchen Mann eingeschüchtert hätte; das Weib aber zeigte ein tadelloses Gebiß, ohne einen Schritt zu weichen.

„Warum habt Ihr die Schüssel auf den Boden geworfen!“ zankte sie im tönenden, plattdeutschen Dialekt, und Sir Charles lachte von ganzem Herzen.

„Hast Recht, alte Meg Merrylies,“ nickte er gutmüthig; „ich zog das Tischtuch weg, um mit keiner Landratte von derselben Planke zu essen, und ohne den Herrn Major da hätte ich schon verdursten können. Vielleicht erbarmen Sie sich ferner meiner; ich sehe, es langt schon für uns Beide.“ Bei diesen Worten suchte er das Tischtuch lachend wieder zu ordnen, und trug sein Couvert an den vorigen Platz zurück. Ich sah ihm verwundert zu, denn dies Alles war nichts weniger als gentlemenlike und ächt englisch, und doch hatte der Herr Charles etwas so Nobles in seinem ganzen Wesen, ja in einzelnen Augenblicken etwas so Hohes, Gebietendes, daß ich das Barocke und Barsche, welches er zuweilen zeigte, gern auf das Seeleben geschoben hätte, wenn nicht die Verhöhnung aller Achtung, die ein Offizier nie gegen seine Vorgesetzten aus dem Auge verlieren darf, mir sehr unangenehm, ja widrig aufgefallen wäre. Indeß aß er ganz ungenirt, und schonte den Wein keineswegs, so daß eine zweite und dritte Flasche nöthig wurde.

„Und wie ist's denn da drüben auf dem Continent mit den Herren?“ begann er, nachdem abgeräumt war. „Werden nach der Bö vor einem Jahr, nachdem nun wieder glattes Wasser ist, nicht die nothwendigen Reformen, die unabweislichen Verbesserungen in's Auge gefaßt?“

„Herr Kapitän,“ entgegnete ich ernst, „das sind Dinge, die mich nicht angehen, zumal da ich Invalid bin.“

„Nicht angehen?“ frug er mit unwilligem Kopfschütteln. „Wen denn mehr, als einen Invaliden, der außer der Brandung steht, und sieht, wie das Boot schlecht gesteuert wird! Wer, wie Sie, manchen Sturm abgewettert hat, der kann dreist es sagen, wenn die Segel falsch gestellt wurden.“

„Ich folge nur dem Commando,“ gab ich zurück; „der Commandirende hat die Verantwortung.“

„Allerdings,“ rief er lebhaft, „so lange wir an Bord sind; da möchte ich Niemandem rathen, auch nur nach einer Webeleine schief aufzusehen, wenn er nicht an der Raanocke hängen wollte, wie ein Kramsvogel in der Dohne; — aber wenn der Tanz vorbei ist, wenn ein Jeder als freier Mann steuert, wohin er mag, dann bin ich so viel wie die ganze verschimmelte und kreuzlahme Admiralität, und es ist ein Verrath an Altengland, wenn ich nicht laut und offen sage: da oder dort ist ein Leck, ist eine Planke los, oder gar, dort ist ein Mast mürb oder stockfaul.“

„Das mag in der Marine allerdings am Platze sein,“ entgegnete ich unwirsch; „in der Armee würden derlei Andeutungen nur sehr mißliebig aufgenommen werden, und nur sehr hochgestellte und renommirte Offiziere würden sich und zwar nur in dezentester Weise derlei erlauben.“

„Sie glauben, ich kenne den Landdienst nicht?" entgegnete er kalt; „dann hätte ich mir nie erlaubt, über dessen Mängel zu sprechen. Ich habe anno 10 und 11 in Spanien beim Landheer manchen heißen Tag als Volontär gesehen, und Sie werden es wohl glauben, daß man mir für mein fortwährendes Tadeln sieben Teufel auf den Hals wünscht; doch darum schlafe ich ganz prächtig und thue um so mehr meine Pflicht."

„Unsre Meinung weicht nur darin von einander ab," wollte ich ablenken, „daß Sie ein Britte, und ich ein Deutscher bin;" aber da hatte ich an der falschen Feder gedrückt.

„Es ist ein Stamm," rief er, „und ihr könntet gerade so weit sein wie wir, und wäret dessen auch würdig, ohne euren heillosen, selbstsüchtigen Zopf. Wir Schotten, die eigentlichen Engländer oder Angeln, die Iren sogar — sobald Einer so frech ist, Britannien anzutasten, so steht Alles, Alles für einen Mann, und der verächtlichste Bursch, Wigh oder Tory, faßt an, wo es nöthig ist. Ihr aber habt vom Kanal bis zum finnischen Busen Eine prächtige Küste, habt Eichen, und Männer mit Herzen wie Eichen, habt, wie ihr sagt, den Compaß zuerst benutzt, hattet an der Hansa das Vorbild, und — habt keine Flotte! Jeder ist voll kleiner Eifersüchtelei gegen den Andern, und gäbe in verächtlichem Haß und Neid gern ein Auge, wenn er nur den Nachbar blind machen könnte. Wie mögt ihr es nur ertragen, daß die kläglichen Dänen sich so höhnend breit machen! daß sogar die Moskowiter in euren Haushalt sich mischen, und blasen, was sie nicht brennt. Der Eine eurer Fürsten steuert Ost, blos weil der Andre nach West segelt, und Keiner hält auf den rechten Kurs ab, der sie an den Ankerplatz brächte. Von Einigkeit schwatzt ihr, und haltet lange Reden, wie Sir John, den Gott verdamme, und seid so einig, wie die Ratten im Kielraum. Euch kann nur Eines helfen: eine allgemeine große, bitterherbe Noth! wie sie der korsische Attila euch brachte. Dann werden die Kothklumpen an einander gepreßt, zur Piséemauer, die eine Zeitlang feststeht!"

Der Hausbesitzer, ein riesiger Fischer, erschien zu meinem wahren Troste in der Thür, hörte die herben Wahrheiten, die Sir Charles herauspolterte, eine Minute lang an, dann aber schrie er mit dröhnender Stimme:

„'T is Füür!"

Kapitän Charles' Stirn war augenblicks eine ganz andere geworden; ruhige Hoheit sprach gebietend aus jedem Zuge. „Wo brennt es?" frug er mit festem Tone.

„To Serbelshoorn!" entgegnete der Wirth.

Es ist dieß ein Fischerdorf, Norderney gegenüber, auf der hannövrischen Küste, die man zur Zeit der Ebbe auf einem hohen Sandrücken zu Wagen erreichen kann. Eben waren zwei Fuhrwerke, welche allerlei Geräth für die Badezeit vom Städtchen Norden herübergebracht hatten, auf der Insel, und die Bewohner zogen ihre Kähne über den Sand, um die zurückgetretene See zu erreichen, denn hoch auf schlug die Lohe aus zwei mit Rohr gedeckten Häusern, und drohte augenscheinlich auch noch andern Gebäuden, die unter dem Winde standen. Die Pferde zu benützen, kam den seegewohnten Leuten nicht in den Sinn, desto näher lag mir die Idee, sie zu schnellerem Transport zu pressen, und ich trat zu dem Besitzer, der in ruhiger Betrachtung zum Lande hinübersah.

„Fahrt uns rasch hinüber zur Brandstätte!" forderte ich; „Ihr sollt bezahlt werden!"

Aber der Bauer schüttelte nach einigem Besinnen die ansehnlichen Ohren. „De Peer mötet freten (Die Pferde müssen fressen)," gab er zurück.

Doch ehe ich mich über dies amphibische Phlegma nur ärgern konnte, trat der Kapitän Charles herzu und sprang mit possirlicher Behende auf den Wagen. Einiges Möbelwerk, welches noch nicht abgeladen war, schleuderte er kurzweg über die Leitern, und als der Fuhrmann den weiten Mund zum Protestiren öffnete, hielt er ihm einen sechsläufigen Revolver davor. „Vorwärts!" donnerte er mit blitzenden Augen, und der Kerl griff erschrocken nach der Peitsche. Nun fiel der Blick des Seemannes auf mich, der sich angestrengt bemühete, auf den Wagen zu gelangen. „Was wollen Sie da?" schrie er wild. „Ein Krüppel wie Sie kann dort nicht nützen und nur hindern! Fort da!" Ueberrascht zog ich den Fuß von der Radspeiche zurück, und rasch flog das Fuhrwerk über den nassen Sand davon.

Da stand ich nun und sah ihm nach! Sollte ich mich über solche klassische Grobheit ärgern, oder ihr — Recht geben? Recht hatte der Seebär allerdings; denn ich konnte dort, wo die Glocken heulten, höchstens als Wache bei der geborgenen Habe benützt werden; aber so gar massiv hätte ich keinen Trainknecht abgewiesen, und die Sache begann mich zu verdrießen, als ein bisher von mir noch nicht beachtetes Schauspiel meine Blicke anzog. Eine krause Welle kam über den Sand her, und schien den eilenden Wagen erreichen zu wollen. Eine zweite, schon kräftigere, folgte ihr rasch und schlug bis unter die Räder. Der Fuhrmann hob die Peitsche zu wilden Hieben und die beiden Arme zu kläglichem Jammern. Der Kapitän — ich sah es durch mein Fernrohr — lachte und zankte trotzig, die Pferde griffen scheu aus und schienen von selbst vor einer drohenden Gefahr zu flüchten. Die Fluth, es war deutlich, brauste heran, doch glaubte ich, bliebe dem raschen Gespann noch Zeit genug, das Ufer zu erreichen. Doch Woge auf Woge rollte stürmischer heran, schlug über die Naben und bespritzte den obern Theil der Räderreifen. Am bedrohten Ufer sogar wandten die Zuschauer sich von dem lohenden Feuer und blickten besorgt zu der steigenden Fluth. Der Kapitän hatte ein breites Entermesser gezogen, bog sich vor den Wagen hinaus, und — wahrhaftig — er hatte den Pferden die Stränge abgehauen; deutlich sah ich die befreiten Thiere dem Ufer zuschwimmen. Der Fuhrmann klammerte sich an den Leiterbaum, der Kapitän stand ruhig aufrecht, das Wasser spülte ihm schon um die Brust; in der Faust hielt er die blitzende Klinge, als gelte es, feindliche Enterer zu empfangen. Die Gefahr war ihm augenscheinlich ein Genuß, und ich glaubte sein großes blaues Auge blitzen zu sehen, als er, zu mir zurück gewendet, auf einige Kähne deutete, die vom Lande heranruderten.

(Schluß auf S. 166.)

Castelbell in Tyrol.

Fast kein Land der Welt ist reicher an alten Burgruinen, als Tyrol, aber auch in keinem Lande ist der Adel ärmer, als eben in jenem Lande. Findet man doch kaum Eine freiherrliche Familie, die sich rühmen könnte, von ihrem Grundbesitze ohne Sorgen und anständig leben zu können! Drum stehen die Burgen Tyrols meist verlassen, auch wenn sie noch gut erhalten sind, und dienen den Raubvögeln und Nachteulen zum Aufenthaltsorte.

Am reichsten an solchen alten Rittersitzen ist die kurze Strecke von Landeck über Mals nach Meran. Da sieht man zuerst die Ruinen von Landeck auf der Bergspitze über Obladis; dann kommt die Finstermünz, die noch jetzt bewohnt und als Festung benützt wird; weiterhin wird sichtbar das Schloß Annenberg, einst die stolze Zwingburg der noch stolzeren „Annenberger", eines Dynastengeschlechts, das eine große Rolle spielt in der Geschichte von Tyrol; nach diesem erblickt man die Burg Latsch, vor Jahrhunderten ebenfalls den Annenbergern angehörig, aber gebrochen im Kampfe mit Herzog Friedrich, und gleich darauf erschauen wir — als wunderbar schönen Schmuck der Straße, über welcher sie wie eine zackigte Krone ruhen — die Ruinen von Castelbell, die sich auf mächtigem Felsblock erheben und jetzt noch fast unzugänglich und uneinnehmbar erscheinen. — Vor wenigen Jahrzehnten noch stand Castelbell unversehrt und wohl erhalten in all' seiner alterthümlichen Schönheit, denn sein Loos war es nicht, in den Stürmen des Mittelalters durch Feindeshand und durch die Geschosse der Karthaunen zu Grunde zu gehen. Nein, es überdauerte alle diese Gefahren, um in der Neuzeit elendiglich durch Feuer zerstört zu werden. Darum stehen auch die dicken Außenmauern noch sämmtlich, und nur die Eingeweide sind ausgebrannt. Auch ließe sich das Ganze mit verhältnißmäßig geringen Kosten wieder herstellen, wenn — man es der Mühe werth hielte! Allein der Besitzer der Burg hat sich fernweg gezogen, und überläßt dieselbe dem Sturme und Regen und Schnee, damit diese das Zerstörungswerk vollenden.



Castelbell.

Merkwürdiger Weise erzählt man sich von Castelbell dieselbe Sage, wie von der Burg Weinsberg in Württemberg. Als nämlich Herzog Friedrich von Tyrol — derselbe, welcher auch dem stolzen Geschlechte der Annenberger den Todesstoß gab — die Burg belagerte, und der tapfere Vertheidiger derselben sich auf Gnade und Ungnade zur Uebergabe genöthigt sah, trat seine Gemahlin vor den siegreichen Friedrich, und bat kniefällig, ihr mit dem Liebsten, das sie habe, freien Abzug zu gewähren. Der Herzog bewilligte dieß, und als nun die Burgherrin gleich darauf mit ihrem Gemahle auf dem Rücken das Schloß verließ, so lachte er herzlich, und befahl sogar, mit der Zerstörung des Platzes inne zu halten, dieweil man einer solch' wackeren Hausfrau das schirmende Obdach nicht rauben dürfe. Durch diese schlichten Worte gewann er das Herz des Ritters von Castelbell, und verwandelte denselben aus einem erbitterten Feinde in einen seiner treuesten Anhänger.

Von Castelbell sind's nur noch wenige Stunden nach Meran, und darum kommen die Kurgäste des letzteren Ortes auch häufig heraus, um sich an dem Anblick der herrlichen Burgruine zu erlaben.

Th. Gr.

Das Mozart-Denkmal in Salzburg.

In dem großen Taufbuche der Dompfarre zu Salzburg findet sich eingetragen, daß daselbst am 27. Januar des Jahrs 1756 dem hochfürstlichen Kammermusikus Leopold Mozart ein Söhnlein geboren worden ist, welches in der heiligen Taufe den Namen „Johannes Chrysostomus Wolfgang Theophilus“ (aus Theophilus wurde später das gleichbedeutende Amadeus gemacht) erhielt. In diesem Söhnlein sehen wir den nachmals so hochberühmten Wolfgang Mozart, den Tonkünstler aller Tonkünstler!

Wolfgang stammte aus einer durch und durch musikalischen Familie, und besonders sein Vater, welcher später Unterdirektor der Erzbischöflichen Kapelle in Salzburg wurde, zeichnete sich sowohl durch sein Compositions-Talent, als durch sein meisterhaftes Spiel auf verschiedenen Instrumenten aus. Ihm verdankte auch der junge Wolfgang Amadeus seine ganze Erziehung und Ausbildung, und schon in seinem vierten Jahre finden wir den geniereichen Knaben unzertrennlich von dem Klaviere, das er seines unverkennbaren Talentes wegen zum Geschenk erhalten hatte. Im fünften Jahre componirte er bereits, und nun ging's höher von Stufe zu Stufe gleichsam im Sturmschritt, nicht mit Uebersteigung, sondern mit Ueberspringung aller Hindernisse, so daß sein Name bereits die Welt erfüllte, ehe er nur das Jünglingsalter überschritten hatte.



Mozart-Denkmal in Salzburg.

Doch was sollen wir dem Leser eine Geschichte seines Lebens hier aufführen, da bereits so viele Biographien von ihm existiren? Führen wir daher nur noch dieses von ihm an, daß er am 5. December des Jahres 1791, also nur 35 Jahre alt, gestorben ist. Auch lebt — und doch ist kaum ein Jahrhundert seit seiner Geburt dahingeschwunden, — auch lebt schon jetzt nicht Ein Nachkomme mehr von ihm, obgleich seine Ehe, die er anno 1781 mit Constanze Weber, einer Schwester der berühmten Sängerin Lange geschlossen hatte, mit verschiedenen Kindern, worunter besonders auch zwei Söhne, gesegnet war! Seine Wittwe ging später eine zweite Ehe ein, und zwar mit dem östreichischen Etatsrath v. Nissen, und überlebte auch diesen Mann, indem sie erst am 6. März 1842 in Salzburg verstarb. Von den beiden Söhnen hatte keiner Nachkommen, und obgleich der Zweitgeborne, mit Namen Carl Mozart, bis zum Jahre 1858 lebte, wo er 80 Jahre alt, während er das Bildniß seines Vaters betrachtete, selig lächelnd am 30. October zu Mailand verstarb, so ist doch jetzt auch der letzte Sprößling des berühmten Wolfgang zu Grabe getragen, und wir besitzen nichts mehr von ihm, als seine unsterblichen Werke!

Aber eben in diesen Werken lebt sein Name fort, und diesen Namen zu ehren, beschlossen die Salzburger vor etlichen und zwanzig Jahren, ihrem vor fünfzig Jahren verstorbenen Mitbürger ein Denkmal zu setzen. Bald flossen der Gaben so viele und reiche — für den *verstorbenen* Mozart waren die Schleusen des Reichthums geöffnet, der *lebende* aber hatte oft und viel mit Kümmernissen und Geldverlegenheiten aller Art zu kämpfen, denn erst in den letzten Jahren seiner unausgesetzten Thätigkeit, und erst dann, als dem berühmten Compositeur ein Ruf nach Berlin geworden war, und zwar mit einer Besoldung von dreitausend Thalern preußisch, setzte ihm der Kaiser eine Einkommensquote von achthundert, sage achthundert Gulden aus —, daß man an die Ausführung des Gedankens gehen konnte, und schon im Jahre 1840 war man so weit, den Grundstein zum Denkmal zu legen. Seine Stelle wies man ihm auf dem schönsten Platze Salzburgs an, auf dem früher sogenannten Residenzplatze, dessen Name aber jetzt in „Mozartsplatz“ umgewandelt ist. Es steht nämlich hier ein Springbrunnen, der seines Gleichen in der Welt sucht, da derselbe — er wurde anno 1668 aus weißem Marmor ausgeführt — nicht weniger als fünfundvierzig Fuß hoch ist, und hier standen schon zu den Zeiten der Römer,

denen bekanntlich Salzburg seinen Ursprung verdankt, die schönsten Gebäude ihrer Niederlassung, denn als man anno 1840 die Erde zur Grundsteinlegung aufgrub, fand man Ueberreste eines römischen Bades und darunter einen wohlerhaltenen prachtvollen Mosaikboden. Auf solch' klassischem Grunde also erhebt sich das Denkmal Wolfgang Mozarts!

Die Enthüllung des Denkmals fand am 4. September unter Anwesenheit einer ungeheuren Menschenmasse statt. Auch viele Notabilitäten hatten sich eingefunden, so die Kaiserin Mutter von Oestreich, der König Ludwig von Baiern und seine Gemahlin, nebst verschiedenen andern hochstehenden Personen; seine beste Weihe erhielt es aber durch die Ode, welche der greise Ladislaus Pyrker anstatt seiner Person sandte, und dann durch die Aufführung des berühmten Mozart'schen Requiem, welches durch zweihundert Künstler exekutirt wurde. — Das Monument ist von Schwanthaler modellirt und in der Stiglmayer'schen Erzgießerei zu München gegossen. In Form und Wesen hat es viel Aehnlichkeit mit dem Schillermonumente in Stuttgart, nur ist die Gestalt Mozarts viel freier, frischer und lebenskräftiger aufgefaßt, als die Thorwaldsen'sche Statue Schillers.

Außer dem Mozartmonumente ist in Salzburg auch noch das Mozarthaus zu sehen, das ist das elterliche Haus Mozarts, in dem er bis zum Mannesalter wohnte, und welches sich jetzt noch in ganz gutem Zustande befindet. Auch darf ein Fremder und Verehrer Mozarts nicht verabsäumen, das „Mozarteum" oder das Mozartstiftungslokal zu besuchen, schon deßwegen, weil sich darin das Trinkglas befindet, aus welchem Wolfgang Amadeus während der letzten drei Jahre seines Lebens zu trinken pflegte. Das Glas ist ein Präsent des oben angeführten Carl Mozart, und hat als Reliquie betrachtet einen hohen Werth, obgleich es nicht leicht ein einfacheres Trinkglas geben kann.

Gr.

Alt Karlchen.

(Schluß zu S. 163.)

Der Wechsel der Ereignisse hatte mich ermüdet, und ich wandte mich zu meiner Wohnung. Durch den Kapitän verleitet, hatte ich über Tisch mehr Wein getrunken, wie ich gewohnt war, und ehe ich meine Cigarre geraucht, war ich auf dem Sopha von Seegras — fest eingeschlafen.

Rauhe Stimmen und lautes Gepolter weckten mich, als der Abend schon sank. Ein kleiner Lugger hatte vor der Insel angelegt und einige Kisten und Koffer für meinen Stubengenossen gelandet, die eben von einem Burschen im Plaid in's Haus geschleppt wurden. Der Kapitän war noch nicht wiedergekehrt. So wandte ich mich an den Schotten, und suchte ihm deutlich zu machen, daß sein Herr Kapitän wohl bei mir gegessen habe, doch keineswegs beabsichtigen könne, diese sehr bescheidene Wohnung mit mir zu theilen. Dem langbeinigen Kerl schien die Sache einzuleuchten; er entgegnete blos, der Laird wünsche allein zu sein, und sei expreß deßhalb hierher gesegelt, wo er, fern vom Treiben Londons, doch in dessen Nähe sei. Er müsse täglich die Times lesen, damit er sofort antworten könne, wenn der heillose Johnny (er gebrauchte einen weit kräftigeren Ausdruck) irgend Etwas thue oder gar schreibe.

„Und wer ist denn dieser Erb- und Erzfeind?" frug ich verwundert, doch der Hochländer maß mich mit verächtlichem Blick.

„Wer der hündische Johnny ist?" dehnte er — „nun, wer kann es sein als Lord John Russel, der verderblichste — —, der England seit der Römerzeit steuerte. Nun — meinetwegen freilich möchte er im Loch Lomond liegen, wo es am tiefsten ist, — und das wäre schon ein ordentlich Stück — er hat mir nie etwas zu Leid oder zu Lieb gethan, aber der Laird kann ihn einmal nicht leiden, und deßhalb würde ich ihn von Herzen gern kreuzlahm schlagen, wenn ich nur eine Kajüte für Charley hätte."

„Sie sollten den Hausherrn fragen," schlug ich vor; „der ist jedenfalls terrainkundig, und kann Ihnen Anleitung geben, wo Sie ein passendes Quartier finden. Da sehen Sie, dort kömmt wieder ein Offizier auf uns los."

„Das ist nur der Ordonnanzkapitän der Admiralität," entgegnete der Schotte mit beleidigender Sorglosigkeit. „Er hat Charley etwas zu melden, — ich glaube, er ist Admiral der blauen Flagge geworden!" —

„Wer?" frug ich scheu, denn plötzlich kam mir der Gedanke, dieser ordinäre Bursche, der für den Premier Englands eine so vertraute Bezeichnung hatte, könnte aus irgend einer Heilanstalt durchgegangen sein. — „Und," fuhr ich fort, „sind Sie nicht auch avancirt — Postkapitän oder so dergleichen?"

„Ich," antwortete der Kerl, „bin der Milchbruder des Laird, Hamish Mac-Intoish, sonst gar nichts, und am Bord sein erster Signalmann. Seht, da kömmt er, und sieht wieder aus naß und schmutzig wie ein Lumpensammler. Na, Gott segne ihn! er hat gewiß wieder Allen voran zugegriffen, wo Noth war, so ist es immer seine Weise. — Indeß, Herr, ist es jetzt die Zeit, wo auf Sr. Majestät Schiffen zum Grog gepfiffen wird, und das will ich, mit Ihrer Erlaubniß, auch hier thun, da wir nicht wissen, wo wir unsre Hangmatte aufschlingen." Er öffnete zugleich das Fenster, und pfiff ein gellendes Signal hinaus. Der Kapitän Charles, der auf halber Schußweite eben herankam und eine Schwenkung ‚halb rechts' machte, hielt sofort an; und im Trabe lenkte er auf uns los. „Er legt um!" jubelte der Herr Milchbruder, ergriff Hammer und Zange, die schon bereit lagen, um mit großer Gewandtheit, die jedenfalls nur durch Uebung erlangt werden konnte, eine Kiste, welche neben der Thür stand, zu öffnen; aus dem Seegras, mit dem sie gepackt war, sahen verschiedene Siegel von lang- und kurzhalsigen Flaschen. Zwei davon nebst einem schönen, schweren silbernen Becher von bedeutender Capazität stellte er auf den Tisch, und hatte kaum sein Arrangement getroffen, als sein Herr eintrat.

„Oh, bei tausend Teufeln," rief er, „bist du endlich da! Ich habe Durst, wie ein Alderman nach der Sitzung." — Der Schotte füllte den Krater mit einem rothen Wein, und eben so schnell ward er geleert. Er ward zum Füllen

wieder hingeschoben, als der Trinker mich bemerkte und sogleich aufstand. „Ach, Herr Major," rief er freundlich, „entschuldigen Sie meine Unart mit meinem wirklich heftigen Durst, — und, Hamish, einen reinen Rock, zum wenigsten." Er warf den, welchen er anhatte, kurzweg zur Thür hinaus, und nahm dann eine leichte Nankinrobe aus der Hand seines Milchbruders, der sogleich einen zweiten, gleich großen Glaspokal für mich aufstellte, und leise bemerkte, es warte ein Ordonnanzoffizier.

„So ruf' den Mann herbei!" murrte Kapitän Charles, schenkte mir selbst ein, rührte aber seinen Becher nicht an.

Der fremde Offizier war indeß mit hochachtendem Gruße eingetreten.

„Sie sind's, Kapitän Atkins!" rief Charles ihm entgegen; „herzlich willkommen! Was bringt Sie zu mir?"

„Ich bin glücklich," entgegnete der Angeredete, „der Bote unserer gnädigsten Majestät zu sein, um Ihnen, Herr Admiral, Ihre Beförderung zum Befehlshaber des Geschwaders der blauen Flagge anzuzeigen. Ihr ehrenwerther Vorgänger, Admiral Hawthorne, ist geschieden."

„Wirklich!" rief der Begnadigte, „ist der alte zähe Bursche endlich heimgestolpert! Nun, meinetwegen hätte er nicht nöthig gehabt, zu eilen." Er warf das Pergamentdiplom, welches der Kapitän ihm ehrerbietig übergeben hatte, verächtlich auf den Tisch. „Schon vor mehreren Jahren hätte ich das Stück Leder haben können, wenn ich gelernt hätte, Maul und Feder im Zaum zu halten. So aber mußte ich warten, bis die Anciennität mich dahin erhob, wohin mein Verdienst mich längst gestellt hatte. Und jetzt werde ich auch nach London sollen, mich bei her gracious Majestic zu bedanken?"

„Man hofft allerdings, Sie dort zu sehen, wie ich verstanden habe, da ein Kapitel des hohen Bathordens gehalten werden soll," bestätigte der Bote.

„Nehmen Sie ein Glas Wein an, Kapitän Atkins! Wie denken Sie zurückzukehren?"

„Mit der Yacht, die mich hergebracht, denke ich in einer Stunde abzugehen; der Wind steht steif in Ost," war die Antwort.

„Und haben Sie noch eine Hängematte für mich frei?"

„Jedenfalls, Herr Admiral, steht das Boot zu Ihrer Verfügung."

„Ach, lassen Sie die Possen hohleren Leuten, wie wir sind. Ich bin also Ihr Passagier?"

Kapitän Atkins verneigte sich. „Wann soll ich abfahren?" frug er.

„In einer Stunde, sagten Sie," nickte Admiral Charles Napier, und war vor der bestimmten Zeit an Bord. Seinen schottischen Milchbruder hatte er dagelassen. Der stand gähnend unter der seitlichen Hausthür, als ich am andern Morgen aus dem Schlafzimmer trat. Der Platz, an dem die Yacht gelegen, war leer.

Das war also der gepriesene und gescholtene Admiral Napier, dessen rücksichtloser Muth weder die Ordenssterne, noch die Kanonenluken des Gegners zählte, und dessen Verdienste über alles Lob erhaben sind! Ich mußte gestehen, sein barockes Auftreten hatte mich verwirrt, da es mit Augenblicken von wirklicher Hoheit, seine Skurrilität mit Blitzen imposanter Würde gemischt war. Ich rief mir jedes Wort des merkwürdigen Mannes zurück, der die ganze Marine Englands zu den höchsten Anstrengungen zu entflammen weiß, und den sie „das alte Karlchen" nennt. Ja, wenn Einer auf jener hochmüthigen Insel das Recht hat, rücksichtlos zu sprechen und verjährte Mißbräuche zu rügen, so ist Er es!

Der Schotte trat herzu. Das graubraune, durchwetterte Gesicht, aus dem ein Paar glanzloser, fast gleichfarbiger Augen blickte, war mir jetzt merkwürdig geworden, da ich erfahren hatte, daß es einst an derselben Brust mit diesem Helden gelegen. Er sprach von Wind und Wetter, und jedes seiner Worte drückte die zärtlichste Sorge für ihn aus, dessen Kanonen auf beiden Hemisphären Englands Ehre und Thron vertheidigt, und der jetzt auf einer Nußschale nach der Heimath überfuhr. „Ja," begann er endlich, „der Laird wird drüben wieder einige Igel frisiren sollen, darum hat er mir aufgetragen, Sie zu bitten, die Kiste Bordeaux indeß auszutrinken, und sich nicht zu geniren, wenn Sie einen andern Wein belieben sollten; ich kenne die Marken."

„Sie könnten mir freilich einen großen Gefallen erzeigen, Herr Mac-Intosh — —"

„Heiße Hamish das ganze Jahr hindurch!" versicherte der Schotte — „soll ich Ihnen vielleicht trinken helfen? nun, ich thue was ich kann."

„Das allerdings," fuhr ich fort, „aber mir dazu auch das Leben des Herrn Admirals erzählen."

„Das kann ich wohl," gewährte er, „da wir, seit wir in einer Wiege lagen, uns nicht viel verlassen haben. Wo der Eine sich sehen ließ, war der Andere sicher nicht weit; und da wir nichts zu versäumen haben, stäten Wind und glattes Wasser, so, dächte ich, könnten wir sofort beginnen." — Ohne meine Antwort abzuwarten, stellte er ein halb Dutzend Flaschen auf den Tisch, und um seinen Eifer nicht erkalten zu lassen, setzte ich mich zu ihm.

„Wir sind," begann der treue Bursche, anno 86 im März etwa, zu Falkirk geboren, und da die Lady sehr schwach gewesen sein soll, meiner Mutter zur Pflege übergeben. Mein Großvater schon war ein zuverlässiger Tashair (Seher), und erzählte mir nachher oft, schon in der Wiege habe er gewußt, daß der kleine Charles sich weit über mich erheben werde, welches richtig eingetroffen ist, wiewohl es keineswegs den Anschein dazu hatte: ich war lang und starkknochig, Karlchen aber ein kleiner runder Kegel, der indeß schon damals gar flink dreinschlug. So wuchsen wir heran, und weil mein kleiner Milchbruder in die Marine trat, so war es natürlich, daß, sowie er Middy wurde, ich als Schiffsjunge an Bord ging. Es war gar eine lustige Zeit, in der Lord Jervis, Nelson und der Art Leute lebten und wo die Franzosen tüchtige Schläge kriegten. Wir machten mit, wie es ehrlicher schottischer Brauch war, obgleich mein braver Milchbruder nur von mittlerer Größe blieb, woran indeß die gute Frau, meine Mutter, keine Schuld trug, da ich bei der gleichen Kost desto länger geworden bin. Man nannte ihn an Bord freilich nur Charley, Karlchen, doch commandirte er 1810 schon eine schmucke

Fregatte, die ‚Aglaja‘, und nahm mich natürlich mit an Bord. Und damit die Leute wußten, daß er sein Schiff zu leiten wisse, so nahm er noch im selbigen Jahre das Fort ‚Eduard‘ auf Martinique, welches allgemein für eine sehr harte Nuß galt. Im Jahr 11 war es ziemlich ruhig auf dem blauen Wasser; da dieß aber Karlchens Passion nicht war und er indeß in Spanien auch den Landkrieg hatte kennen lernen, so focht er, wie England von Sicilien aus die Franzosen in Neapel angriff, bald zu Lande, bald zur See, immer aber mit Auszeichnung, wie es meinem Milchbruder auch zukam. Der König Ferdinand von Neapel, der zwar ein guter Angelfischer, sonst aber ein etwas simpler Herr gewesen sein soll, hatte doch die Gnade von Gott, dieß einzusehen, und nach dem Sturme auf die Insel Ponza bei Gaëta, bei der unser Schiff ziemlich das Beste that, ward Karlchen Cavaliere de Ponza, woraus er sich indeß nicht viel machte.

„Nun gingen wir auf die ‚Galatea‘, da die Aglaja zwar ein ordentliches Mädchen war, indeß schon gar Mancherlei durchgemacht hatte und, wie man in Portsmouth meinte, nicht mehr gehörig hergestellt werden konnte. Besonders hatte das mein Brüderchen verdrossen, daß ihm öfter die Masten weggeschossen wurden, und dann die gute Aglaja beim besten Winde dalag wie ein Klotz. Er versuchte also mehrfach, Ruderräder seinem Schiffe anzupassen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte, weßhalb er der größte Gönner der Dampfschiffe ward, auf denen er beide Bewegarten zugleich anbringen konnte. Es geschah aber lediglich darum, nicht das Gefecht in der besten Arbeit der Kanonen aufgeben zu müssen. Es gab indeß keine rechte Beschäftigung mehr für uns zur See, und Charley, der einsah, daß unsre Marine an manchfachen Gebrechen leide, die man im Dienste nicht wohl antasten durfte, ließ sich in's Parlament wählen. Auf die Seite der Wighs hatte er sich gesetzt und die Toryminister oft gar weidlich geärgert; doch sah er ein, daß da mancher Leck war, wozu kein Zimmermann den Pfropf hatte, und die fortwährenden Maulgefechte befriedigten den Helden nicht. So traten wir in die Dienste Don Pedro's von Brasilien, und halfen wirksamst Donna Maria da Gloria in Portugal einsetzen, wozu besonders der Sieg beim Cap St. Vinzent half. Don Pedro ernannte ihn deßhalb auch zum Visconde de Cabo San Vincente. Nun war Dom Miguel aus Portugal vertrieben, und wir gingen wieder heim, nach England, und lebten dort von unserm Halbsold. Die heillosen Tories aber hatten so manchen bösen Schlag nicht vergessen, den sie erhalten, und machten Charley und mir das Leben sauer. Erst als die Königin Victoria, die Gott segne, an's Ruder trat, ging es nach und nach besser. Sie ernannte meinen Milchbruder zum Ritter des Bathordens, und dann traten wir auch wieder in den aktiven Seedienst. Als Commodore ging mein Laird unter Admiral Stopford in's Mittelmeer, und leistete im Kriege gegen Mehemed Ali und seinen Sohn, wie immer, Ausgezeichnetes, bis er, nach dem syrischen Kriege, mit Ibrahim Pascha den bekannten Vertrag schloß. Er beschrieb diese ganzen Geschichten in einem Buche (The war in Syria), dann gingen wir wieder heim, und in's Parlament, wo wieder die alte Katzbalgerei begann und seither fortdauert. Unaufhörlich wird der klägliche Federkrieg in Briefen an die Times fortgesetzt und läßt auf keiner Seite Ruhe gedeihen. — Ich sehe es kommen, daß sie Charley wieder in die Flotte rufen, aber nicht um seine Tapferkeit zu nützen, sondern nur seine heißblütige Rücksichtlosigkeit ihm zur Falle zu machen. Sie reizen ihn zu unklugen Worten auf, und lassen ihn dann, wenn es zu Thaten kömmt, schmählich stecken.“

Der alte Bursche starrte traurig und stumm in sein Glas, und ein Paar dicker Thränen schlichen durch die Furchen seiner wetterbraunen Wangen.

„Das glaube ich nicht,“ wollte ich trösten; „England lebt nach allen Seiten im tiefsten Frieden, und wird, wenn es je gelten sollte, nicht seinen eignen Ruhm gefährden.“

„Glauben Sie das ja nicht,“ entgegnete der Schotte. „England hat die Zeiten seines Ruhms, seiner Größe hinter sich, und Parteihaß gilt seinen besten Männern mehr, als das Vaterland. Auch ich habe die traurige Gabe meines Stammes als Tashair. Er steht im Glanze seiner Abendsonne, und bald wird sie gesunken sein.“ — —

Admiral Napier kehrte nicht mehr nach Norderney zurück, und ehe der Herbst die Blätter färbte, war der russische Krieg ausgebrochen — — —.

Schmidt.

Der Gommashad.

(Taf. 22.)

Auf weichen Seidenpolstern, umwogt von Ambradüften, lag Sing Radawan Row, der Nuwab von Bisar, den Rauch der goldenen Narghilé in langen Pausen durch Rosenwasser ziehend, und vor ihm kauerte sein erster Wessir, Sahel Ram Mirza, ein silberbartiger Greis, eifrig redend. „Nena Sahib, der große Radscha,“ sprach er, „der die Perlen mißt wie Reis, der das Gold wiegt wie braunen Zucker, wird vielleicht heute noch die verhaßte Maske abwerfen, und diese Inglis, die Bidhata verderbe, mit seinen starken Pindarries überfallen und tödten. Von allen Seiten haben die Hindu und die Kinder Mahoms sich erhoben, die unseligen Hutträger endlich aus Hindustan zu verjagen, und Akbar Schah von Delhi ist wohl bereits frei von diesem Gezücht, welches längst die Langmuth der Götter mißbrauchte. Wirst du nun mit deiner Ikha zu den Truppen Nena Sahibs dich stellen und deine starke Stadt Vellore ihnen verschließen, so müssen alle diese Uebermüthigen im Strahl der Sonne verschmachten, oder vor deinem Schwerte erliegen. Alle Schätze Asiens, die sie von uns erpreßt haben, werden dann ihren Besitzern zurückgegeben, und du, der Enkel Mahadewa's und Ganesa's, nimmst den Thron Hyder Ali's, des großen Moguls zu Seringapatnam, ein, der dir gebührt.“

Radawan Row blickte sinnend vor sich hin. „Hast du die vielen Schaaren der Saapoys vergessen, die ihnen gehorchen?“ frug er endlich; „denkst du nicht der Menge von Besten, die in ihren Händen sind, die sie mit klugen



1860. 22.

Schanzen umbanten, mit Tausenden von Kanonen besetzten? Weißt du nicht, daß wir seit zweihundert Jahren ihre Knechte, und an Gehorsam gegen sie gewöhnt sind? Unsere Weiber und Kinder, unser Leben, die heiligen Orte alle sind in ihrer Hand; was vermögen wir gegen die gewaltigen Inglesi! Wie man dem störrigen Büffel, der nicht ziehen mag, ein Joch Eisen auflegt und zwei Ringe für Einen durch die blutende Nase bohrt, so wird es uns ergehen, wenn wir uns auflehnen. Und warum sollen wir Blut vergießen, welches besser für uns arbeitet? Worüber haben wir zu klagen?"

Der Alte schüttelte bedächtig den weißen Bart. „Du bist der Herr," sprach er langsam, „und ich dein Sklave. Hast du vernommen, warum der Aufruhr ausbrach? — Mit dem Fette heiliger Kühe hatten die Lästerer das Papier der Patronen bestrichen, daß alle Gläubigen darauf beißen und das Abgebissene ausspeien sollten!"

„Ganesa verderbe die Hunde!" zürnte der Nuwab.

„Es ist deiner Hoheit gemeldet, daß Ewlet Davd, der Fürst von Erripur, starb," fuhr der Vezier fort.

„Ich weiß das!" grollte der Nuwab.

„Weißt du auch, daß drei seiner Frauen sich zur Suttie weihten, und daß der Gouverneur es verbot, die heilige Feier zu begehen? Keinem unsrer Herrscher wird die geliebte Gattin zu Vaikontha's Räumen folgen dürfen, Mägde der Inglis sollen sie bei seinem Tode werden, sollen waschen und kochen, ja Wasser holen an der Quelle, wo die Parias tranken und Schweine badeten."

Der Fürst riß in wilder Aufregung den geflammten Dolch aus dem Gürtel und drückte die kühlende Klinge auf das linke Auge, das Zeichen des höchsten Zorns. „Doch meiner Sklavinnen Herr bin ich noch!" trotzte er nach einer Pause, etwas beruhigter.

„Die Sklavin ist Mensch wie du, in dessen Adern das Blut der Götter rinnt, nach dem englischen Gesetze!" wagte der Minister einzuwenden, hatte aber hiermit die Geduld seines jungen Herrn mehr wie erschöpft; wie in unwillkürlichem Zucken des Armes schleuderte dieser den Dolch nach dem Greise; zum Glück ging der rasende Wurf fehl. Der alte Rathgeber bewegte sich nicht von der Stelle und heftete furchtlos den Blick fest auf seines Fürsten Auge. „Die Gelegenheit," sprach er, „ein freier Fürst zu sein, wie deine Vorfahren, habe ich dir gezeigt. Hast du nicht den Muth dazu, so bleib' ein Freund der Inglis."

Er neigte die Stirn bis zum Estrich aus bunten Achatplatten und verschwand hinter dem wallenden Thürvorhang von golddurchwirkter Seide.

Der Fürst war geärgert. Der erprobte alte Diener hatte ihm Unangenehmes gesagt, hatte ihn gezwungen zu denken, ernste, wichtige Dinge zu erwägen, ja sogar einen Entschluß zu fassen, sich zu entscheiden hatte er ihm zugemuthet, und eine Perspektive von Mühsalen und Beschwerden, sogar Gefahren hatte er ihm eröffnet. Mochten die Feringheers mit dem Volke, mit den arbeitenden Ryots treiben was sie wollten — das kümmerte ihn nichts; aber ihn hier inkommodiren und nach dem Tode in seinem Harem beschimpfen, seines Leichenfeuers Prunk schmälern, das durften sie nicht wagen, ohne seinen Zorn aufzustacheln, und das war Tod. Indeß — was sollte er thun? Ein Beamteter der gewaltigen Engländer war ehrend als Gesandter an seine Hofhaltung gesendet, der ihn nie verließ und die innigste Anhänglichkeit an ihn, den Sprößling Ganesa's, überall zeigte. Er war an seiner Seite, wenn er die Schaaren seiner Ikha, seiner Haustruppen, übte und musterte; er begleitete ihn zur Jagd mit dem Falken und dem fleckigen Jagdleoparden, der die Gazellen fing und niederriß; er hatte ihm erst neulich ein treffliches Jagdgewehr von Birmingham, mit Gold ausgelegt, geschenkt, und war der angenehmste Gesellschafter von der Welt. — Doch alles dieß hätte ihn nicht vor seinem Grimm geschützt, wenn der alte Sahel Mirza Recht hätte; — natürlich hätte die Rache ihn im Verborgenen, heimlich und lautlos, wie der Biß der Schlange, treffen müssen.

Leise Flötentöne stahlen sich schmeichelnd in's Selamlick, süß die Sinne umflorend, wie des Sambak zaubrischer Duft; der Punkah von weißen Pfaufedern, der von der Decke niederhing, fächelte milde Kühlung, und die Stirn des Nuwab von Bihar glättete sich wieder. Ein Wink der Hand genügte, und Ronu, die schwarze madegassische Lieblingssklavin Radawan Rows, trat ein; die langhalsige Ouine, der sie die weichen Laute entlockt, hielt sie noch in der kleinen Ebenholzhand, und ihrer Lieder milde Klänge hatten bald die letzte Wolke vom Himmel des Fürsten verscheucht.

Tiefere Sorgen schienen die Seele eines Mannes zu umschweben, der, die gelbe Stirn in die Hand gestützt, in die Flamme einer Lampe starrte, welche durch eine Kugel von Milchglas gedämpft wurde. Es war der Herr einer Indigopflanzung an den Ufern des Jumna, der manche Biggah (Acker Indigoland) bepflanzt hatte, der aber jetzt in nächtlicher Stunde überlegte, ob es nicht gerathen sei, sich mit dem ansehnlichen Vermögen, das er in achtzehn Jahren erworben, zu begnügen, und eine gesündere Gegend, etwa das Cap, sammt seiner Familie aufzusuchen, wo er noch hoffen durfte, der Früchte seiner Arbeit froh zu werden, da sich das Leberübel, welches die Europäer hier meistens hinrafft, schon ziemlich deutlich bei ihm kundgab. So sprach er nämlich zu seiner Familie, wenn sein eigentlicher Grund wohl ein anderer sein mochte. Ungern freilich verließ er sein elegantes, so bequem als zweckmäßig gebautes Bungalo, sein im besten Schwung stehendes Geschäft, dessen goldene Früchte von Jahr zu Jahr reichlicher und müheloser ihm in den Schooß fielen, die angenehme, so bildungsreiche Gesellschaft, die sich in seinem Saal zu versammeln pflegte, die tausend Genüsse dieses üppigen Landes, die er wohl nirgend wieder zu finden hoffen durfte.

Aber es war ihm auch nicht entgangen, daß die Vorzeichen eines drohenden, düstern Wetters sich täglich mehrten, welches lautlos und gewaltig sich über den Häuptern aller Engländer sammelte. Die arbeitenden Ryots, die er mild und gütig zu behandeln sich immer bemüht hatte, waren — das fühlte er klar — nicht mehr die Alten, und ihre Blicke drückten nicht mehr das frühere Wohlwollen aus; ja sie nahmen etwas Wildes, Drohendes an, wenn sie sich unbeachtet glaubten. Schmutzige Fakirs trieben

sich häufiger wie sonst in der Gegend umher, und warfen orakelhaft dunkle Worte, blutige Vorhersagungen, aufreizende Reden in die stummgährende Menge der niederen Kasten.

Und einen zuverlässigen Freund hatte er, mit dem er aufgewachsen war, den Gommashad oder Hausmeister des Fürsten von Bihar, Mummo Punghi, der in der Stille der heutigen Nacht ihn zu wichtigem Gespräche beschieden. Dieser Freund, er wußte es, hätte weit lieber das eigene Leben preisgegeben, als ihm und den Seinigen ein Leid geschehen lassen. Dieser war der Vertraute des Nuwab, und hatte ihm schon öfter die wichtigsten geheimen Botschaften gebracht. Eben scholl der gellende Laut des giftigen Gecko von dem riesigen Stamm einer Deodara, welche die Sonnenseite seines Bungalo beschattete; — das war sein Zeichen, und der Indigotir säumte nicht, es zu beantworten, indem er die Silberglocke seiner Comptoiruhr repetiren ließ und die Rohrgitter vor dem Fenster öffnete; und rasch hatte der Freund sich vom Rücken seines Elephanten in's Zimmer geschwungen.

„Salaam, itti Salaam!" rief er hastig, „bist du zur Flucht bereit?"

„Zur Flucht?" — dehnte Herr Wilkins.

„Ja, zu eiliger Flucht, die ich dich neulich rüsten hieß!" drängte der Madegasse; „du weißt noch von Nichts?"

„Von gar Nichts!" versicherte der Pflanzer.

„Nun so höre mit beiden Ohren!" stürmte der Schwarze. „Der Aufruhr ist, wie zu erwarten war, am 11. Mai zu Delhi ausgebrochen, das 26ste, 45ste und 74ste Regiment der eingeborenen Truppen ließ, als sie in Reih' und Glied ruhend standen, die Lotosblume von Hand zu Hand gehen; dann mordeten sie Abends beim Zapfenstreich alle ihre Offiziere; jeder Hindu, jeder Muselman brach los, und als der Morgen tagte, athmete kein blonder Mensch mehr in der alten Stadt Timur Leuks!"

Wilkins war entsetzt aufgesprungen. „Es ist nicht möglich!" rief er, „die Besatzung der Citadelle, des Arsenals, des Pulverthurms — —"

„Ist zusammengehauen, niedergemetzelt, und hat sich nach langem, erfolglosem Kampfe selbst in die Luft gesprengt!" rezitirte der Neger eintönig. „Akbar-Schah, der Nachkomme des Groß-Moguls, hat seinen Sohn Mirza Mogul zu seinem Gehülfen ernannt, und der spricht in der Halle Dewan-J-Kaß (Saal der Vollstreckung) blutigere Urtheile, als die Marmorwände sie seit Nur-Jehan vernommen haben."

„Und das Land rings umher, die Städte alle mit ihren zahlreichen Besatzungen — haben sie noch nicht furchtbare Vergeltung geübt?" frug Wilkins.

Der Gommashad schüttelte trüb den Kopf. „Du gebärdest dich," sprach er, „als kämest du gestern nach Indien, als hättest du die Unterdrückung, die Verachtung, die deine Landsleute gegen das Volk, gegen Hindus und Muselmanen übten, nie gesehen. Sie haben geglaubt, über Thiere zu gebieten, die nicht von gestern bis heute denken, und haben über ein Jahrhundert lang mit vollen Händen Haß gesäet. Ich sage dir, jeder Ryot im weiten Lande ist aufgestanden zu erbarmungsloser Verfolgung, zu blutiger Vergeltung. Flieh', flieh' mit den Deinigen an die See, und Brama behüte euch vor den Dakoïts und den Thugs, die mit allen Verehrern der blutigen Kali überall umherschwärmen. Ich habe meine Pflicht gethan und kann nicht weiter!"

Mit flüchtigem Satz war er aus dem Fenster in den Howda des Elephanten gesprungen, dessen weiter Schritt ihn rasch davontrug. In wenigen Sekunden lag das Bungalow wieder in Nacht und Stille da; nur der Herr der schönen reichen Besitzung schritt, von bangen Sorgen gequält, auf und ab. All' die Mißhandlung, die seine Landsleute gegen die Bewohner des reichen schönen Landes geübt, schwebte ihm vor, aber sie berechtigte zu solchen Gräuelthaten nicht, wie sie, nach der Erzählung des Gommashad, vorgefallen waren. Bedachte er aber, daß hier eine Rechnung von langen Jahren summirt und quittirt werden sollte, gedachte er, daß Religionshaß und Kastenstolz in diese düstern Flammen bliesen, so ward es ihm schrecklich klar, daß das Volk, welches man für zu weich, zu mild gehalten hatte, um Repressalien zu üben, in ganzer Masse aufstehend, den Muth der Verzweiflung finden konnte, dies eiserne Joch zu brechen, und bei dem ersten Erfolge dann mit unerhörter Grausamkeit wüthen werde. Schwäche ist feig, aber siegend, desto grausamer. War jetzt einmal der Damm gebrochen, so konnte von Schonung, von Menschlichkeit keine Rede mehr sein, weil, wenn nicht der letzte Feringheer erwürgt war, den Uebriggebliebenen die Hoffnung blieb, den vorigen Stand herzustellen, und ihnen dann auch die Pflicht der Rache zufiel. Nur wenn das ganze weite Land mit allen Privatansprüchen verloren war und nicht die mindeste Macht existirte, von innen heraus die Hand zu bieten, mußte man im fernen England seine Wiedereroberung als unthunlich aufgeben. Und kein Herz, kein Stand war der weißen Menschen Freund in ganz Ostindien; der Nuwab, der Bramine, und der letzte Paria wie der stolzeste Nair — alle, mußte er sich bekennen, waren gleich im Hasse gegen die Feringheers. — —

Wohin sollte er plötzlich mit Weib und Kind? wohin mit der weiten, reichen Pflanzung, die jährlich 5—600 Manuds (à 700 Pfund) Indigo nach Calcutta lieferte? Ein süßer Duft quoll durch die vergoldeten Gitter der Fenster, an denen die Blüthen der Bengalrose, des Jasmin sich drängten, und die Aeolsharfe im Pavillon begann geisterartig zu tönen. Selterswasser mit goldgelbem Constanzia stand zu seiner Erquickung bereit, doch war dieß ihm zu kühlend; er setzte noch Batavia-Arrak und Vanillezucker hinzu, und trank in langem Zuge. Und doch war es weniger Bedürfniß, als das Streben, zu einer andern Gedankenreihe zu gelangen. — Umsonst! er sah sich wieder als armer Stewart am Bord der Aureng-Zeb, eines flotten Indiamen; deutlich empfand er wieder das schmerzliche Gefühl des Alleinstehens, des Verlassenseins, als der kleine flinke Lugger ihn den Hugly hinauftrug, nach Calcutta, wo er mancherlei Mundvorräthe zur Rückreise für die Offiziere einkaufen sollte. Auf diesem Wege war es, wo er einen etwa achtjährigen Knaben, der, dem Opfertode auf Sangor vor Schiwa's Altar entflohen, im

Laube eines Pandangs sich versteckt hatte, mit sich nahm. Gewandte Taschendiebe, die das anvertraute Geld witterten, beraubten ihn, und es blieb ihm nichts übrig, als in die Dienste eines Indigotir zu treten, der auch seinen Schützling als Pferdejungen annahm. — Nach zehn Jahren voll Mühe und treuer Arbeit war er der Schwiegersohn des keineswegs reichen Pflanzers, indeß Mummo Punghi sich zum Hausmeister und Vertrauten des jungen Fürsten von Bihar hinaufgearbeitet hatte. Er hatte die Fehler, welche sein Schwiegervater begangen, mit klugem Sinn erkannt und vermieden, er war ein reicher Mann geworden, seine Frau eine stolze ostindische Dame, seine Tochter die Verlobte eines ausgezeichneten Offiziers. —

Und dieß alles sollte er verlassen, fliehen, arm fast wie er dies Haus betreten, — weil das Gerücht eines Aufstandes zu ihm gedrungen, fabelhaft, wie die Märchen der Scheherazade. Nie würde seine Frau, seine Tochter dergleichen glauben, sie würden ihn für wahnsinnig halten. — Er stieß das Gitter auf, am Zauberglanz der Sterne sich zu erquicken; — da störte ein unheimliches Zischen sein Sinnen, und — dicht neben seiner Hand, vom schnell geöffneten Gitter unsanft berührt und gereizt, fauchte eine Naja! — Zornig aufgerichtet, den Hals mit der schaurigen Brille darauf dick aufgeblasen, den züngelnden Rachen, die aufgerichteten Giftzähne bereit zum tödtenden Biß, starrten die kleinen funkelnden Augen ihn an. Er fuhr entsetzt zurück in dem Augenblick, als das giftige Gewürm, die drohende Spirale losschnellend, den Sprung fehlte.

Sollte dieß ihm ein Zeichen sein? Von Schauern geschüttelt, suchte er sein Lager, wo er den Schlaf nicht fand. —

(Schluß auf S. 174.)

Der Wolf von Gevaudan.

(Nach einer alten Chronik.)

„Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“ ist noch jetzt in den meisten Gegenden von Frankreich und Deutschland das Stichwort, mit dem Kinder unter einander sich gegenseitig in Schrecken jagen wollen; aber es ist auch noch nicht so gar lange her, daß der Wolf oft in Wirklichkeit kam und sich nach seiner Beute umsah. Allerdings ist er jetzt aus Europa so ziemlich verschwunden, und in größerer Anzahl und besonders in Heerden findet man ihn nur noch in Polen und Rußland, in Schweden und Norwegen, sowie auf den Gebirgen, welche mit breiten und undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind, wie die Apenninen, die Ardennen, die Vogesen, die Pyrenäen u. s. w. Wenn jedoch die Winter lang andauern und das gefräßige Thier in seinen schneebedeckten Schlupfwinkeln keine Nahrung mehr findet, so schleicht es sich in die Thäler und Ebenen herab, welche die Cultur längst für sich gewonnen hat, um unter den zahmen Heerden eine leichte Beute zu suchen. Dann vergeht keine Nacht, wo nicht mehr oder weniger Schafe seinen scharfen Zähnen zum Opfer fallen, und — so listig ist das Thier und so schnell sind seine Bewegungen, daß oft Wochen, ja Monate vorübergehen, ehe man seiner habhaft wird, sogar wenn die kühnsten und bewährtesten Jäger sich zu seiner Verfolgung aufmachen, oder wenn ganze Dorfmannschaften aufgeboten werden, um durch gemeinsame Verfolgung den Feind zu erlegen. Wer kennt in dieser Beziehung nicht den „württembergischen Wolf“, welcher vor zehn Jahren oder länger mehrere Winter hindurch das ganze Land allarmirte, ohne daß man entdeckt hätte, ob es ein und derselbe Wolf gewesen sei, der die Heerden der Schäfer dezimirte und die Eigenthümer derselben fast zur Verzweiflung brachte? Und wie in Württemberg, so war es vor wenigen Jahrzehnten noch in Baden und Hessen, im Elsaß und Lothringen, und in vielen andern Provinzen von Deutschland und Frankreich; ja man darf sagen, daß alle paar Jahre dieselbe Geschichte sich stets wiederholt, und auch stets wiederholen wird, so lange es hohe Gebirge und undurchdringliche Wälder gibt, aus denen die Raubthiere nie gänzlich vertrieben werden können.

Der allerberühmteste von allen diesen Wölfen war aber ohne irgend einen Zweifel der „Wolf von Gevaudan“ in Frankreich, welcher zur Zeit König Ludwigs XV., in den Jahren 1765 und 1766, die Provinz Gevaudan unsicher machte und daher diesen Namen erhielt; denn nie hat ein einzelnes dieser Thiere größeren Schaden angerichtet, und nie ist von einer größeren Menschenmenge zumal auf eine einzelne wilde Bestie Jagd gemacht worden, als gerade auf diesen Wolf von Gevaudan. Noch jetzt erzählt man sich an langen Winterabenden fast in jedem Bauernhause der Normandie und der Auvergne, von Gevaudan und von Rouergue lange Geschichten über diesen Wolf, und jeder Großvater wird von seinen Enkeln bestürmt, das schon zehnmal Gehörte zum eilften Male aufzutischen und mit neuen Legenden aufzufrischen. Waren doch der Räubereien, welche jenes berüchtigte Thier ausübte, fast außerordentlich viele, und mußte man doch die fruchtlosen Anstrengungen, welche man machte, dasselbe zu erlegen, in der That und Wahrheit unzählige nennen! Soldaten und Bürger, Städter und Bauern, Fremde und Eingeborne marschirten einzeln und in Gemeinschaft, in großen und kleinen Compagnien, aus gegen den „Allverderber“, der, wo er sich zeigte, eine lange Spur von Blut hinter sich ließ, aber — was half alles Ausmarschiren? Zwei lange Winter hindurch spottete der Wolf von Gevaudan der Anstrengungen dreier großer Provinzen! In allen Blättern und Zeitungen stand damals obenan als erster Leitartikel: „Der Wolf von Gevaudan“, Dutzende von Gemeinden besprachen sich wochenlang von nichts als diesem Wolfe, und von allen Seiten des Landes kamen berühmte Jäger herbei, um durch die Erlegung des Ungethüms die Siegespalme zu verdienen, — so berühmt war der Wolf von Gevaudan!

Unter den fremden Jägern war wohl der renommirteste der Baron von Esneval, Erbherr von Pevilly, ein normännischer Edelmann, der als Nimrod einen Namen sonder Gleichen hatte, und in allen Künsten und Finten eines Jägers, besonders auch im „Wölfe-Erlegen“, bewan-

derter genannt werden konnte, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Er machte sich im Januar des Jahrs 1765 von seinem Edelsitze auf, in der offen ausgesprochenen Absicht, nicht mehr heimzukehren, bis er die wilde Bestie erlegt habe, und wählte sich als Begleiter drei seiner bewährtesten Jägerbursche, sowie eine Koppel ferm dressirter Jagdhunde, die schon mehr als eine Wolfsjagd mitgemacht hatten, und von denen einige so stark waren, daß sie es allein mit dem gefürchteten Thiere aufnehmen konnten. In Gevaudan angekommen, traf er die besten Vorbereitungen, und Jedermann, der den tapferen Waidmann kannte, — ihn selbst nicht ausgenommen — war fest überzeugt, daß nun die letzten Tage des Wolfes von Gevaudan gekommen seien. Aber — der Mensch denkt und Gott lenkt! Zwei Monate lang jagte der Baron von Esneval auf das Thier, oft und viel war er auf seiner Spur, und mehr als einmal glaubte er es sicher in der Schlinge zu haben, aber — wenn er gerade seiner Sache am gewissesten war, so kam den andern Morgen die Kunde, daß der Wolf in eine etliche Meilen weit entfernte Heerde eingebrochen sei und somit abermals den Anstrengungen des Herrn von Pavilly gespottet habe. Der Letztere verdoppelte nun seinen Eifer, und Tag und Nacht ließ es ihm keine Ruhe. Sollte er, der weitbekannte Nimrod, sich von einem einzelnen wilden Thiere narren lassen? Es war zum Verzweifeln, aber nichtsdestoweniger blieb es eine unumstößliche Thatsache, daß der Wolf immer wieder in die dichten Wälder entkam, ohne je dem Baron schußgerecht zu werden. So zog am Ende des Februar der edle Herr wieder auf sein Schloß zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben; der Wolf aber fuhr fort, Schafe zu zerreißen und für Menschen und Vieh ein Gegenstand der gräßlichsten Qual zu sein, da es gänzlich unmöglich schien, seiner habhaft zu werden.

So beschloß man denn endlich, ein allgemeines Treibjagen auf ihn anzustellen, und es wurden Boten in die ganze Umgegend abgesandt, um die sämmtliche Nachbarschaft aufzubieten. Die männliche Einwohnerschaft von nicht weniger als dreiundsiebzig Gemeinden von Gevaudan, nebst denen von dreißig Ortschaften der Auvergne und Rouergue, welche zusammen eine Armee von mindestens zwanzigtausend Jägern bildeten, nahmen an dem Treibjagen Theil. Man bewaffnete sie mit Gewehren und an ihre Spitze stellten sich die Bürgermeister und Gemeindevorsteher, sowie verschiedene Adelige der Gegend, nebst den erfahrensten Jägern, so daß nunmehr endlich ein Erfolg gewiß schien. Der 7. März des Jahres 1765 wurde zur Ausführung des großen Unternehmens bestimmt, und schon drei Tage vorher hatten kundige Männer die ganze Umgegend durchstreift, um die Spuren des Thieres ausfindig zu machen. Die Spuren hatte man auch richtig gefunden, denn sie ließen sich bei dem tiefen Schnee, welcher gerade gefallen war, nicht verkennen. Somit begann die Jagd unter den günstigsten Auspizien; aber was war das Resultat des Tages? Drei Hunde, die man für den Wolf gehalten hatte, wurden erschossen, der Wolf selbst entkam, und der beste Beweis hievon war eine Heerde Schafe, in welche er fünf Stunden von dem Treibjagen entfernt eingebrochen hatte.

So erwies sich auch dieses Heldenstück als ein rein vergebliches, trotz der großen Kosten, die es verursachte, und trotz der außerordentlichen Ausdehnung, welche man ihm gegeben hatte. Zum Glück trat in jenem Jahre ein baldiger Frühling ein, und der Wolf verschwand nun aus der Gegend, ohne daß man wußte, wohin er gekommen sei. Allein — seiner los und ledig war man deßwegen doch nicht, denn sobald im December selbigen Jahres der erste Schnee gefallen, trat auch der Wolf wieder auf dem Schauplatz seiner früheren Thaten auf. Es schien ihm allzu gut dort gefallen zu haben, als daß er nicht beschlossen hätte, wieder dieselben Winterquartiere zu beziehen, welche er letzten Winter inne gehabt hatte. So fielen ihm in kurzer Zeit mehr als zweihundert Schafe und andere Hausthiere zum Opfer; ja sogar Menschen packte er an und tödtete sie, und der Jammer und die Noth waren größer denn je. So setzten denn die Ortsgemeinden in Compagnie einen Preis auf ihn aus, und Ludwig XV., der lustige König von Frankreich, den es seines Volkes jammerte, versprach demjenigen, der den Wolf erlege, einen Preis von zweitausend Goldkronen. Nunmehr, dachte man, werde sich doch Einer finden, der sich keine Ruhe gönne, bis er dem Thiere den Garaus gemacht habe. Doch abermals vergingen Wochen und Tage, und der Wolf von Gevaudan lebte immer noch.

Da geschah es nun eines Tages — es war der 12. Januar des Jahres 1766 —, daß fünf Buben und zwei Mädchen aus dem Dorfe Villaret auf dem Felde waren, um die Schafe ihrer Eltern zu hüten. Das Dorf Villaret lag am Ende der Grafschaft Gevaudan in einer ziemlich sumpfigen Gegend, und der Wolf war bisher noch nicht dahin gekommen, wahrscheinlich weil er die Sümpfe meiden wollte. Ueberdieß hatte man dazumal ziemlich lau Wetter ohne Schnee, so daß das Feld, wenn nicht offen, doch nur ganz wenig gefroren war, und man also glauben mußte, in jener Gegend nichts für Menschen und Vieh befürchten zu dürfen; auch waren die Kinder angewiesen, sich mit ihren Heerden nicht allzu weit vom Dorfe zu entfernen, damit sogleich Hülfe da sei, wenn je der gräßliche Störenfried sich zeigen sollte. In der That ging auch fast der ganze Vormittag vorüber, ohne daß irgend etwas Gefahrdrohendes vorgefallen wäre, und die Kinder überließen sich ihren kindlichen Spielen in aller Fröhlichkeit, an nichts Böses denkend. Da, auf einmal, urplötzlich stand der Wolf vor ihnen! Er kam, obwohl es heller Tag war, wie der Dieb in der Nacht, und die armen Kleinen hatten nichts von ihm bemerkt, bis sie auf einmal seinen glühenden Augen und seinem grimmig fletschenden Rachen gegenüber standen! Es war ein greulicher Moment!

Von den Buben zählten drei ungefähr eilf Jahre, während die zwei andern und die beiden Mädchen kaum über acht Jahre alt waren. Jedes von ihnen führte eine Art Schippe, d. i. einen langen hölzernen Stab, der an einem Ende mit einem löffelähnlichen Eisen, am andern Ende aber mit einer eisernen Spitze versehen war. Darin bestanden all' ihre Vertheidigungswerkzeuge! Uebrigens — was hätten ihnen auch andere Waffen geholfen, ihnen,



Der Wolf von Gevaudan.

den schwachen Kindern? — Sowie sie des Wolfs ansichtig wurden, drängten sich die Kinder unwillkürlich in einen einzigen Klumpen zusammen, ihre Schippen oder Speere dem Feinde entgegenstreckend. Sie hatten diese Vertheidigungsposition angenommen, ohne sich des Grundes bewußt zu sein, und suchten wie aus Instinkt eins bei dem andern Schutz, ohne Zweifel vermeinend, wenn sie beisammen seien und zusammen stehen, so werde ihnen das schreckliche Ungethüm keinen Schaden anhaben. In der That schien es für den Augenblick so zu sein, denn der Wolf umkreiste sie drei- oder viermal, ohne einen Angriff zu machen. Plötzlich jedoch machte er einen Sprung und warf sich auf einen der beiden achtjährigen Buben; er erfaßte ihn an seinen Schultern und trug ihn in seinem Rachen davon, ohne daß die Andern Zeit gehabt hätten, etwas zur Vertheidigung ihres kleinen Kameraden zu thun. Von den Schafen hatte der Wolf nichts gewollt, obgleich diese in toller Angst querfeldein rannten und eine leichte Beute für ihn gewesen wären.

Der Knabe, den der Wolf ergriffen hatte, gab vor Schrecken keinen Laut von sich, und eben so erschrocken waren für den ersten Augenblick auch die andern Kleinen. Plötzlich rief eines der Mädchen den Uebrigen zu, sie wollten davonspringen, da der Wolf ihnen jetzt für den Augenblick nichts thun werde, weil er den kleinen Louis im Rachen habe. „Wir wollen nach Hause eilen und unsern Eltern Nachricht bringen, damit diese den Wolf erlegen und den Louis retten," setzte die Kleine in ihrer Beklemmung hinzu, wahrscheinlich ohne daran zu denken, daß der Louis längst zerrissen und gefressen sein würde, ehe ihre Eltern herbeikommen könnten. — Die Anrede des Mädchens machte Eindruck, und schon wollten Einige den Rath befolgen, da ermannte sich einer der älteren Buben, ein für seine Jahre überaus kräftiger und kühner Kamerad, mit Namen George Portefaix, dessen Nachkommen in jener Gegend noch leben.

„Was?" rief er; „davonspringen wollt ihr, und den armen Louis seinem Schicksale überlassen, damit er vom Wolfe zerrissen werde? Nein, das wäre eine erbärmliche Feigheit; im Gegentheil, wir wollen ihm beistehen und ihn erretten, oder zusammen mit ihm untergehen, wie es braven Kameraden geziemt!"

Diese tapferen Worte erfüllten die Herzen der Zaghaften mit neuem Muthe, und als im selben Augenblick George Portofaix seinen Speer schwang und dem langsam dahintrottenden Wolfe nachrannte, so erfaßte die übrigen Fünfe eine solche Begeisterung, daß sie ihrem Kameraden mit lautem Hurrah folgten, entschlossen, den kleinen Louis aus dem Rachen des Unthiers zu befreien und sollte es sie ihr eigenes Leben kosten. Der Wolf, welcher durch die Last, die er im Munde trug, am schnellen Rennen verhindert war, wandte sich, als er die Verfolger hinter sich hörte, dennoch zu eiligerer Flucht, aber die Kinder ließen nicht nach in ihrem Schreien und blieben ihm dabei immer hart auf den Fersen, so daß er keine Zeit fand, den armen Louis auch nur auf einen Augenblick nieder-

zulegen und seine Mahlzeit mit ihm zu beginnen. Zu seinem Unglück, aber zum Heil des Opfers, welches er zwischen den Zähnen hatte, rannte er einem tiefen Sumpfe zu, der mit einer ganz dünnen Eiskruste bedeckt war, und hier sank er urplötzlich bis an den Bauch ein, so daß er sich kaum mehr rühren konnte; denn bei jeder Anstrengung, die er machte, sich herauszuarbeiten, schaffte er sich nur immer tiefer hinein, und kam dem Ersticken näher und näher.

Solchen Augenblick benützte George Portefaix mit den Uebrigen zu einem gemeinsamen Angriff. Das Eis war nämlich, obgleich sehr dünn, doch so stark, daß es die Kinder bei ihrem leichten Gewichte trug, während der fast außergewöhnlich große Wolf bei seiner Schwere immer wieder durchbrach, sobald er eine Tatze ansetzte, um heraufzukommen. Im Anfang hatte übrigens der Angriff der Kinder durchaus keinen Erfolg, denn das Fell des starken Thieres war so dick, daß die Eisenspitzen der von so schwachen Kindern regierten Speere es nicht einmal ritzten, viel weniger schwer verwundeten. Doch gab der Umstand, daß der Wolf im Schlamme feststeckte und ihnen nichts anhaben konnte, der tapferen Schaar einen immer größeren Muth, und sie ließen mit Stoßen und Stechen nicht nach, bis das Thier, wüthend gemacht, den kleinen Louis fallen ließ, und seinen schwarzen Rachen weit aufsperrte, um seine Angreifer mit seinen Zähnen zu zermalmen. Gänzlich fahren ließ er sein armes Schlachtopfer aber deßwegen doch nicht, sondern er hielt den Buben vor sich in seinen Klauen, und bewachte ihn und seine Verfolger mit gleich blutdürstigem Blicke.

Aber jetzt kam George Portefaix auf einen neuen Einfall. „Stecht ihm die Augen aus," rief er, „oder stoßt ihm die Lanzen in den Rachen, dann werden wir schon endlich mit ihm fertig werden." Auch dieser Befehl ward strengstens befolgt, und der Wolf bekam bald so viele Stiche und Stöße in's Gesicht, daß er über und über blutete, und in seiner Verzweiflung an nichts mehr dachte, als wie er seine Errettung aus den Händen dieser seiner grausamen Feinde möglich machen könnte. Doch diese ließen nicht nach. Immer eifriger gebrauchten sie die Eisenspitzen ihrer Schippen, und auch die Mädchen wollten ihren Antheil am Kampfe haben, so daß sie fast so heftig zustießen, als die Buben. Schon schien es, als sei der Sieg vollständig in ihren Händen, schon jubelte George Portefaix, da machte das Ungethüm in seiner Tollheit einen rasenden Sprung, und mit Einem Satze war es oben auf dem Eise und auf festerem Grund und Boden. Aber es dachte nicht mehr an den kleinen Louis, noch weniger dachte es an einen Angriff auf die wackere Kinderschaar, es dachte nur noch an die Flucht und rannte in furchtbarer Eile dem Walde zu, wo es sich in Sicherheit zu bringen wußte.

Dieß war das Ende des Kampfes der vier Knaben und zwei Mädchen mit dem Wolfe von Gevaudan. Der kleine Louis erwachte aus seiner Angstohnmacht bald wieder zum Leben, und wie man ihn genau untersuchte, so bestanden seine Wunden in nichts als einem tiefen Bisse in den Oberarm, sowie in einigen Ritzen im Gesicht, die ihm die Klauen des Wolfs geschlagen hatten. Im Uebrigen war er unversehrt und nach wenigen Wochen schon wieder munter und wohlauf. Wie nun aber die Kinderschaar Herr über das Schlachtfeld geworden, zog sie in hellem Jubel nach dem Dorfe Villaret, von wo aus ihnen Alles entgegeneilte, da die durchgegangenen Schafe die Einwohner erschreckt hatten. Das war einmal eine Freude und ein Stolz! Der junge George Portefaix wurde auf den Armen getragen und wie ein Held, der er auch wirklich war, verehrt. Die Gemeinden der Umgegend überreichten ihm als Preis seiner Tapferkeit einen großen silbernen Pokal, und der König Ludwig XV. legte fünfzig Goldstücke darein; der Baron von Esnevel aber verschrieb den tapferen Jungen, um einen Jäger aus ihm zu machen, wie die Welt noch keinen zweiten gesehen.

Vierzehn Tage nach diesem großartigen Kampfe erlegten ein paar Bauern den Wolf, der bisher so sehr gefürchtet worden war, mit leichter Mühe. Das Thier hatte nämlich das eine Auge gänzlich und das andere halb verloren, und war überdieß schwer an der Zunge verletzt. So konnte es kaum mehr jagen und wäre fast Hungers gestorben. Auch war es bereits so matt und hinfällig, daß es die Bauern, die ihm begegneten, fast ohne Widerstand zu finden, mit ihren Knitteln todtschlagen konnten. Natürlich erhielten sie die ausgesetzten Preise, mußten dieselben aber mit der Kinderschaar von Villaret theilen.

Das ist die Geschichte vom Wolfe von Gevaudan!

Th. Gr.

Der Gommashad.

(Schluß zu S. 171.)

Des Jungelhuhns gellendes Locken kündete den Morgen, und die Ryots sammelten sich zur Arbeit in den Biggahs der Indigofelder des reichen Sahib Wilkins. Doch nicht mit dem eintönigen, gedehnten Sang zogen sie die Wassergräben entlang, nicht antwortend tönte der Ruf der Männer, welche die großen Kufen, in denen der Indigo gährt, mit langen Ruderstangen rühren. Sie sind, weil sie diese Ruder führen, von der Kaste der Karepar (Schiffer), kein Anderer wird ein solches Werkzeug in die Hand nehmen. Stumm, unheimliche Blicke tauschend, glitten sie neben einander vorbei, und kein Havildar (Aufseher) hatte Ursache, irgend einen Muthwillen, eine Trägheit zu rügen.

Der Tag war noch nicht weit vorgerückt, als mehrere Gesellschaften fremder Herren und Damen aus benachbarten Städten und Pflanzungen anlangten. Palankine schwankten auf den Schultern ihrer Kuli's; von den Howda's der Elephanten stiegen Andere; Offiziere auf flüchtigen Rennern der schönen Kandaharrasse und elegante Fuhrwerke englischer Arbeit mit Damen in den neuesten Pariser Moden, buntbemalten Luftballons vergleichbar, wurden von den gehörigen Dienern empfangen und eingeführt; denn für Jeden ist eine eigene Bedienung vorhanden. Die Syce's nehmen der Pferde sich an, werden aber keinen Elephanten berühren, der den Mahowda's zugewiesen ist; der

Kuli trägt die Last des Palankins, aber kein lebloses Geräth, keinen Mundvorrath ꝛc.; das muß die Kaste der Bhils transportiren. Man mag sich denken, welch' Gewühl der verschiedenartigsten Diener bei einer Festlichkeit den Hof und die Veranda eines Landsitzes durchwogt; und heute war der Verlobungstag der schönen, reichen, stolzen Miß Arabella Wilkins mit dem tapfern Major Mac Ferlane. Doch, war auch stets ein neidiges Anfeinden dieser Bursche gegen einander nur zu bemerkbar — heute war ein frohes Einverständniß so deutlich sichtbar, daß jeder der Gäste es empfand und dem Ehrentage der Miß es zuschrieb. Und dennoch hätte ein nur oberflächlicher Beobachter die tückischen Blicke nicht übersehen, die aus jedem Auge schossen.

Im Saale waren die Förmlichkeiten, die steifen Complimente abgemacht, und jede Gruppe der Damen und Herren besprach angelegentlich denselben Gegenstand: die Empörungsgerüchte. Die Damen hatten viel Entsetzliches vernommen und jammerten trostlos, glaubten aber, daß der Platell (Schultheiß) jedes Dorfes mit einem Halvidar (Unteroffizier) die Sache wohl unterdrücken könne. Die Civilisten, wie in Indien vorzugsweise jeder beamtete Nichtmilitär genannt wird, schalten auf laxe Mannszucht, die Offiziere hielten Alles für thörichte Uebertreibungen, für Ausgeburten einiger ängstlichen Gemüther, und sprachen das festeste Vertrauen auf den Geist der Truppen aus, wenn auch die oberen Kasten, und besonders pensionirte Fürsten und Braminen, allerdings unzufrieden sein mögen. **In summa**: die Sache sei einer ernstlichen Beachtung nicht werth, und sollte auch einiger Gährungsstoff vorhanden sein, so seien Mittel genug zur Hand, ihm zu begegnen.

Doch troß dieser Ueberzeugung, die Alle aussprachen, troß der seltensten und köstlichsten Delikatessen, troß der feurigsten Weine Europa's und Afrika's blieb die Stimmung gespannt und gedrückt, und die frohe, sorglose Heiterkeit, die so manches frugale Mahl belebt, wollte nicht kommen, und so schleppte sich die Tafelzeit langweilig und unerquicklich hin. Da jagte ein Courier auf entathmetem Lauffameele in den Hof; ohne abzuwarten, daß Jemand sich seines Thieres annehme, ließ er es hinter sich zusammenstürzen, und eiligst rief der Thürhüter des Saales den so glücklichen Bräutigam heraus; es war die Ordre: „augenblicks sammt allen versammelten Offizieren abzureiten und sich zu ihren resp. Regimentern zu stellen, da die Empörung in heller Lohe ausgebrochen, ja Delhi unter furchtbarem Gemetzel schon genommen sei.“

Da half kein Jammern der Gäste, kein rührendes Ohnmächtigwerden der Braut und anderer Damen; in fünf Minuten waren sämmtliche Offiziere aus dem Saale verschwunden, und in möglichster Eile folgten die anderen Gäste. Die hochzeitlich geschmückte Tafel zeigte nur ein verödetes Chaos, an dem das betäubte Paar der Brauteltern sich um die bewußtlose Tochter vergeblich mühten. Leise schlich da ein alter Fakir über die persischen Teppiche. „Geld und Gut,“ sprach er mit tiefer Stimme, „kannst du wieder erwerben, — das Leben nicht! So spricht Mummo Punghi, der Gommashad: ‚fliehe mit meinem Boten, sonst bist du todt, wenn die Sonne sinkt.‘“ Das kategorische Wort rief die Besonnenheit zurück; eiligst ward, was an Geld und Pretiosen tragbar war, unter die drei Personen der Familie vertheilt, am Leibe verborgen, und durch die Blumenhecken des Gartens flüchteten die Unglücklichen, vom Fakir, der Sprüche der Vede murmelte, geleitet, hinaus auf's freie Feld, und sahen schaudernd von allen Seiten die sonst so milden Ryots mit rohem Jauchzen in Trupps heranziehen, die Hacken, die Indigosensen als Waffen schwingend und die Köpfe Ermordeter auf Piken vor sich her tragend. Die Strahlen der sinkenden Sonne vergoldeten dicke qualmende Rauchsäulen, die von den Pflanzungen rings aufstiegen und aus denen glutrothe Flammenzungen schaurig leckten. Ein wildes Geschrei zog ihre Blicke nochmals rückwärts — es kam aus ihrer Pflanzung, wo, wie sie deutlich vernahmen, auch schon der Aufruhr tobte. Durch dichte Djungeln verborgen, durften sie eine Minute zum Aufathmen sich gönnen, und Gott für die Rettung des Lebens wenigstens in letzter Viertelstunde danken, dann ging es fürder, durch mannshohes Riedgras, aus dem der vereinzelte Schakal belfernd aufsprang und die lohenden Feuersbrünste umher mit gedehntem Geheul grüßte. Ihr zuckender Glast mochte dem Raubzeug umher und sogar dem gewaltigen Tiger, der gern hier rastet, unheimlich deuchten, daß sie der nächtlichen Wanderer nicht achteten. Und weiter ging es durch schneidendes Röhrigt von halber Mannshöhe, durch hinderndes Ried, bis die Flammen, die die pfadlose Bahn beleuchteten, zu sinken begannen, immer dem Fakir folgend, der dem leisen Jammer der erschöpften Frauen, dem dumpfen Stöhnen des Mannes nur mit unverständlichem Murmeln alter Sanskritverse antwortete.

Endlich hielt er an, mitten auf weiter, öder Fläche, aus der hie und da eine einsame Mimose, umwuchert von stachlichter Wolfsmilch und stachlichten Geranien, ragte. Er bog die Aeste zurück, die, wie man jetzt erkannte, die niedrigen Reste einer Ruine überrankten. Durch eine enge Spalte des Mauerwerks gelangten die Ermüdeten in einen dumpfen, niedrigen Raum, der, nachdem ein feuchter Granitblock zur Seite gewälzt war, einen gewölbten Gang öffnete, der tief und tiefer hinabführte, wo endlich eine achteckige Grabkammer ihn abschloß. Ein Bild Schiwa's, des Allzerstörenden, aus weißem Alabaster war zur Seite aufgerichtet. Die Spitzen seines Dreizacks, Trisula, der das heilige Leichenfeuer deutet, waren massives Gold, und sein drittes, auf der Stirn senkrecht stehendes Auge war ein unheimlich schimmernder Smaragd. Das Halsband von Schädeln, welches durch die Schlange der Ewigkeit, Pasha, gehalten wird, war mit erschreckender Wahrheit und Kunst aus einem gelbbraunen Stein gearbeitet, so daß man wirkliche Menschenreste zu sehen glaubte.

Nur die Erschöpfung verhinderte die Frauen, laut aufzuschreien, und Wilkins rieselte das Entsetzen fröstelnd den Rücken hinunter, der Fakir aber warf sich vor dem Bilde des allzerstörenden Todes anbetend mit der Stirn zur Erde nieder. Erst als er seine Lobpreisungen gesprochen, schien er die zitternde Gruppe seiner Geretteten zu bemerken, die am Eingange zusammengesunken war. — „Bhavani,“ sprach er, „die aus dem Tode stets neues Leben

schafft, hat euch hierher geführt und will euch schirmen im Heiligthume ihres Gemahls. So esset, daß die Kraft euch nicht erlahme, wenn ich euch weiter führen muß, vielleicht schon bald, je nachdem ich es draußen finde. Doch verlasset dies Grab nicht, daß Mummo Punghi nicht euren Athem von mir fordere; hier seid ihr sicher." Die reichen Teppiche, mit denen der Sarg verhüllt war, nahm er ab und bereitete den Flüchtigen daraus ein leidliches Lager; hinter dem Bilde des Gottes deckte er ein Hohl auf, aus dem er Speisen aller Art in genügender Menge hervorbrachte, und auch ein kühler klarer Wasserfaden kreuzte weiter oben die Richtung des zur Grabtiefe führenden Ganges, und war jetzt zierlich in Marmor gefaßt, daß das Wasser bei der Leichenfeier später beizusetzender Todten nicht fehle. Die Angehörigen des Erbauers dieses Grabes waren indeß, entfernt von ihm, umgekommen, oder hatten die Kriege, die Hindostan später überwogten, die Familie von den Besitzungen vertrieben, die sie sich so eigen glaubten, daß sie hier ihren Todten ein festes Haus gründeten. Es war mit altindischer Kunst und Festigkeit errichtet, und hatte sogar Luftzüge für den Dampf der Grablampe, die, aus Bronze gegossen, jetzt, nach mehr wie zwei Jahrtausenden, den bedrängten Fremdlingen leuchtete.

Der Fakir hatte sich entfernt, und allein ihrem Schmerz, ihren quälenden Aengsten überlassen saßen die Drei sich einander gegenüber, bis der Freund aller Bedrängten, der Schlaf, sie mit lindem Arme umfing. Und wieder kreisten die Sterne in ewigen Bahnen, als sie erwachten; in lautloser Stille, von leisem Lampenlichte nur umschimmert, hatten sie, an Seele und Leib erschöpft, den Tag verschlafen, bis des nächtlichen Schakals Geheul zu ihnen hinabdrang. Ein Traum schien ihnen die Flucht aus dem heimischen Bungalo, seine lohende Flamme und all' die Gräuel der Empörung, bis nach und nach nur die entsetzliche Wahrheit klar vor die Seele trat und Thränen das bange Herz erleichterten.

Der Fakir war indeß nicht wiedergekommen, und hatte ihre Rettung im letzten Augenblicke auch das festeste Vertrauen zu ihm erweckt, so mußte sein langes Ausbleiben doch bange Sorgen wach rufen. Er selbst konnte der bestialen Volkswuth bei dem mindesten Verdachte zum Opfer gefallen, oder in der weiten Steppe, die er hierher zu dem einsamen Grabe zu durchwandern hatte, die Beute eines wilden Thieres geworden sein. Nur nach dem beginnenden Geheul der Schakalhorden konnten sie das Nahen der Mitternacht ermessen, und dieß war schon zum dritten Male wiedergekehrt, ohne daß irgend ein Laut in ihre Grabesstille gedrungen wäre. An Lebensmitteln hatten sie freilich noch auf mehrere Tage Vorrath, Oel für ihre Lampe war aber kaum noch für vierundzwanzig Stunden vorräthig; hier aber im Dunkel, ohne einen freundlichen Lichtstrahl zu verweilen, erschien den beiden Frauen als das Entsetzlichste. So entschlossen sich denn die Geängsteten, das Gebot ihres Schützers zu übertreten und den Gang wenigstens genau bis zum verschließenden Quaderstücke zu untersuchen. Der Mutter ward die Lampe zu treuer Hut übergeben, indeß Herr Wilkins mit dem Hirschfänger in der Hand behutsam vorschritt. Jetzt winkte er der Gattin, zurückzubleiben; er hörte vom Eingange her laute Stimmen, und auf's Aergste gefaßt zogen sie sich in das Grab wieder zurück, wo der schreckliche Gott mit dem schaurigen grünen Auge sie mit vermehrtem Entsetzen empfing. —

Der Marmorpalast des Fürsten von Bihar hallte von frohem Jagdgetöse. Ernste Elephanten, mit kostbaren Decken belegt, trugen vergoldete Howda's mit weichen Kissen und schwenkten ungeduldig die langen Rüssel, mitunter seltsame röchelnde und trompetenartig schnarrende Töne ausstoßend. Bunt bedeckte, an Mähne und Schweif gestreift oder gar wie Cashmir bemalte Pferde wurden von braunen Syce's gehalten und mit kostbaren Federwedeln gegen die Fliegen geschützt; die Ikha des Fürsten, so buntscheckig wie möglich, Banka's, die fahrenden Ritter Ostindiens, in enganliegendem, fleischfarbenen Nankin, hefteten eigenhändig ihre Bana, Quasten von hellfarbiger Seide, an die Ohren ihrer Renner, um damit anzudeuten, daß sie jeden Augenblick bereit seien, eine Ausforderung anzunehmen, und eine Menge schreienden, lärmenden Gesindels, die Jäger genannt wurden, — Alles wogte wild durcheinander. Endlich erschien Radawan Row selber, in grünem, golddurchwirktem Leibrock, den Turban von Juwelen strahlend; hinter sich die schöne Ronu, die den Punkah von weißen Straußfedern schwang, erstieg er den Howda seines schwarzen Leibelephanten, vor sich Mummo Punghi, seinen Gommashad, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Ein Paar schwächere und weniger kostbar geschirrte Elephanten folgte der Spur des seinigen; der erste trug einen frommen Fakir, der des Fürsten Waffen zu segnen und den Einfluß der bösen Geister zu hindern hatte, der es aber nicht für überflüssig gefunden, sich mit einer langen Entenflinte zu bewaffnen. Auf seinem Thiere hatte auch der schwarze Houkadar des Nuwab seinen Platz gefunden. Der dritte Elephant trug ein Zelt, welches da, wo der Fürst rasten wollte, gespannt werden sollte, nebst allerlei Bequemlichkeiten und Erquickungen aller Art. Rechts und links schwärmten die Banka's und hohe Bedienstete des Nuwab.

Auf einem weiten Djungelfelde wollte der Fürst die flüchtige Gazelle jagen, die er mit schnellem Pfeil zu erlegen liebte, weil er sich dabei als ausgezeichneter Bogenschütze zeigen konnte und mit geringer Anstrengung doch viel Vergnügen fand. Eine weite Linie von Treibern umschloß einen großen Halbkreis, auf dessen Seite die Schützen, die Elephanten in der Mitte postirt waren. Der Kreis der Treiber verengte sich mehr und mehr, indeß auch die Elephanten langsam vorrückend alles Wild, welches so eingekreist war, zum Schusse brachten. Doch, war die Stunde trotz der Versicherung des Braminen nicht glücklich gewählt, oder hatte ein böses Auge die Waffen des Fürsten erblickt — kein Stück des gewünschten schönen Wildes war zu erspähen; leer lag die Djungelsteppe, als wäre sie erst vor einer Stunde von einer Jagdpartie durchbirscht worden. Der Fürst ward verdrießlich, und befahl, heimwärts zu lenken, als der Elephant plötzlich stutzend stehen blieb und den Rüssel zum Schlage hoch erhob. Ein schnarchender Ton und ein zorniges Stampfen deutete auf nahe Gefahr, die das scheue Benehmen der Pferde bestätigte. Vom



1860. 23

Howda auf hohem Thiere glaubte der Fürst einen bunten Pfau im Riedgras geduckt zu sehen und sandte einen Pfeil dahin, als ein gewaltiger Tiger fast vor den Füßen seines Elephanten aufsprang. Mit wildem Wuthgeheul die glatten Flanken mit dem Schweife peitschend, die gewaltigen Pranken drohend streckend, stand das schöne furchtbare Thier seinem Erbfeinde jetzt gegenüber. Doch nur einen Augenblick zögerte es unschlüssig, im nächsten schon war es zur Seite gesprungen, und hatte sich von da aus dem Elephanten in den Nacken geworfen. Die dicke, gesteppte Decke schirmte ihn zwar gegen die Krallen der zornigen Katze, gab dieser aber desto festern Stand; mit grimmigem Gebrüll öffnete sich der weite Rachen, und der Fürst schien rettungslos verloren, als der Gommashad sich dem Tiger entgegenstürzte, den geflammten Kris hinter der Schulter bis an's Heft ihm in die Brust stieß, und mit ihm vom Howda herab zu Boden fiel. Der Elephant hatte, mit der Intelligenz dieser Thiere, sogleich diesen Augenblick benützt, mit dem Rüssel die Bestie niedergedrückt und die Fangzähne ihm durch den Rücken gebohrt. Die Spieße und Schwerter der Jkha machten dem zähen Katzenleben bald vollends ein Ende.

In die niedrige kleine Vorkammer eines versunkenen alten Grabes leitete der Fakir den Fürsten, der den schwerverwundeten Gommashad wenigstens nicht in den sengenden Strahlen der tropischen Sonne sterben lassen wollte. Neben dem Lager, welches man ihm hier bereitet hatte, kniete der stolze Nuwab, und klagte laut: „Mein treuester Diener stirbt; er stirbt, der mein Leben aus den Krallen des Tigers rettete!“ Er selbst bot den dürren Lippen des Sterbenden den ihm bestimmten Sorbet, als dieser nochmals sich aufraffte.

„Gewähre mir noch eine Bitte!“ stöhnte er.

„Beim Haupte Schiwa's, der meine Tage zählt, beim heiligen Leichenfeuer, sie sei dir gewährt!“ betheuerte Radawan Row.

„Hier in der Grabkammer, im Schutze des Gottes, den du anriefst, bergen sich drei bange Herzen: Vater, Mutter und Tochter. Es ist ein Indigotir mit den Seinen; und ich habe dein Wort, daß du sie sicher und ungekränkt nach Calcutta bringen lässest.“

„Ja, du hast es, bei Brama's Auge!“ wiederholte der Fürst.

Ein leises Lächeln überflog die dunkeln Züge Mummo Punghi's; mit ihm war er geschieden. —

Nach sieben Tagen geleitete eine starke Abtheilung der Jkha des Fürsten einen reichgeschmückten Palankin zu dem Posten der Bergschotten, wo Sir Colin Campbell befehligte; er trug die Familie, die der treue Gommashad gerettet, nebst den reichen Geschenken, mit denen Sing Radawan Row sein Wort löste.

Schmidt.

Die Gascogne.

(Taf. 23.)

Daß es nicht der Reisen in ferne Welttheile bedarf, um ein Volksleben, originelle Sitten und überraschende Trachten zu finden, weiß Jeder, der sich in Deutschland und den Nachbarländern umgesehen oder auch nur einen Blick auf die ethnographischen Darstellungen dieses Werkes geworfen hat, denen wir eine Abbildung der auf Stelzen gehenden Hirten der Landes de Gascogne beifügen.

Die Landes oder Haiden sind eine ungeheure dürre und unangebaute Tiefebene in der südwestlichen Ecke Frankreichs, welche von dem wellenförmigen Gelände des Garonnethales, der Meeresküste und dem Fuße der Pyrenäen begrenzt ist und einen Raum von 150 geographischen □Meilen einnimmt. Von der See aus treten die Landes hinter Dünen von mehreren hundert Fuß und einer Reihe von Strandseen als meilenbreite, von flachgewölbten Hügeln durchzogene Ebenen in grauer, violetter und bläulicher Färbung hervor; man erkennt außer dem Seetang, verschiedenen Farrenkräutern und verkrüppeltem Ginster die spärliche Decke von Moos und braunrothem Haidekraut, in die der magere Boden sich zu hüllen vermag. Die sandigen oder morastigen Flächen dieser Niederungen, die im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung nur spärlich bewohnt sind, stellen dem Ackerbau, für welchen ihn besonders die gegenwärtige Regierung zu gewinnen sucht, große Schwierigkeiten entgegen.

Die Gascogne (Novempopulana, im Mittelalter Vasconia) hat ihren Namen von den einst über den größten Theil von Aquitanien verbreiteten Basken, von welchen sich etwa 370,000 auf spanischem und 130,000 auf französischem Boden, vornehmlich in der Gascogne, erhalten haben. Zur Gascogne gehören die Landes, Chalosse, Marsan, Tursan, und im weiteren Sinne noch andere Landschaften. Das Departement der Landes, das wir als Wohnorte dieser Hirten hier besonders beachten, hat nur im Gebiet des Adour einige bedeutendere Orte: die ansehnliche, in einem Walde von Obstgärten liegende Kreisstadt Mont de Marsan, Dax, Aire und St. Sever, je mit 4—6000 Einwohnern.

Die Straße von Bayonne nach Bordeaux führt durch unübersehbare, fast nackte und nur mit Haidekraut bedeckte Sandsteppen, sumpfige Niederungen und Moorbrüche; manchmal fährt man auch durch dünne Fichtenwälder, die kümmerlich dem dürftigen Boden entsteigen. Unter den Sträuchern erkennt der Botaniker Ulex europaeus, Genista hispanica, und unter den Haidekräutern Erica tetralix, E. cinerea, scoparia und unsere Calluna vulgaris. Der Landschaftsmaler findet in diesen Haiden Partien von ganz eigenthümlichem Charakter. Im düstern Schooße der bräunlichen Haide glänzt da und dort ein klarer Wasserspiegel, von grünlichblauen, halb von Moos und Farren bedeckten Felsen, Wasserpflanzen und einigen Kiefern umgeben. Von der reicheren Vegetation begünstigt, entwickelt sich hier im Wasser und Gesträuche ein reges Naturleben. Der stillstehende Wanderer vernimmt das leise Schwirren

der Insekten um tausend Blumenkelche, und nur das Flattern der aus dem Schilfe brechenden Wasservögel unterbricht die tiefe Stille, die über der düsteren Landschaft weilt.

Das kümmerliche Aussehen der dünnen Fichtenwälder rührt hauptsächlich von der Art der Nutzung derselben her, indem man Harz und Pech aus ihnen zieht und zu diesem Behufe handgroße Splitter aus den Stämmen haut. Träufelt kein Harz mehr aus der Wunde, so wird sie nach oben, nicht selten bis auf eine Länge von acht Fuß, verlängert. Diese Bäume werden von besonderen Wächtern beaufsichtigt, denen jeder einzelne Baum bekannt ist.

In schnurgerader Richtung führen die Straßen, die oft stellenweise nur aus Knüppeldämmen bestehen, von einem Orte zum andern. Der bedeutendste Verkehr besteht in Balken, Brettern und Brennmaterial, das entweder nach den Häfen geht oder in's Innere von Frankreich gebracht wird. Die Fuhrwerke sind plumpe Karren mit zwei breitspurigen Rädern, die ausschließlich mit Ochsen bespannt werden. Die beiden Thiere werden mit den Hörnern an einen Querbalken geschnallt, der an der Deichsel befestigt ist. Dieser Querbalken ist mit einem blaugefärbten Schaffelle bedeckt, welches dem Thiere bis an die Augen reicht, das zum Schutze gegen die zahlreichen Stechfliegen mit einem groben, grauen, öfters weiß und blau gestreiften Tuche, oder, wenn man will, mit einem Hemde umgeben ist. Statt der Peitsche führt der Fuhrmann nach spanischer Sitte eine lanzenartig zugespitzte Stange, mit welcher er die Thiere lenkt und durch Stechen zu rascherem Laufe ermuntert. Gewöhnlich thun jedoch hier die Kühe die Dienste der Ochsen und Pferde, geben aber dafür noch weniger und schlechtere Milch, als in den Pyrenäen, und der Fremde kann hier zu Lande sehen, was er in der ganzen Welt nicht sieht, nämlich das Beschlagen der Kühe. Die Kuh wird hiebei in einen Zwangsstall getrieben, der Kopf derselben in ein festes Joch geschnürt, der Leib an zwei Leibgurten aufgehängt und die vier Füße an Pfähle festgebunden. Die Todesangst des armen Thieres, das glühende Auge, die schnaubenden Nüstern, und die Art und Weise, wie das Geschäft vorgenommen wird, machen auf den Fremden nicht den angenehmsten Eindruck.

Noch mehr aber als durch diese eigenthümlichen Fuhrwerke wird der Fremde durch die Hirten überrascht, die auf Stelzen über die Haiden eilen, und die ihn, besonders wenn er die vom Wasserspiegel oder Gestrüppe bedeckten Stelzen nicht sieht, an das Märchen von den Siebenmeilenstiefeln erinnern können.

Die Basken haben eine kurze gedrungene Statur, reiches schwarzes Haar, und große dunkle Augen, die sich bei ihrem weißen Teint vortrefflich hervorheben. Man begegnet aber auch wilden, sonnverbrannten Gestalten, und besonders unter den spanischen Basken wahren Arabergesichtern. Unter den Frauen bemerkt man viele regelmäßige, oft ganz griechische Gesichter. Statt der überall verbreiteten blauen Bluse des französischen Landmannes und Arbeiters trägt der Baske eine kurze, anliegende Jacke von grobem, dunkelfarbigem Tuch und die baskische Mütze; da und dort findet man auch die rothe spanische Schärpe, und nur die Fußbekleidung, plumpe Holzschuhe bei beiden Geschlechtern, ist französisch. Die Frauen tragen ein seidenes oder baumwollenes Tuch mit grellen Farben turbanartig um den Hinterkopf gewunden.

Bezeichnend für den Basken ist seine Wehre, der Knotenstock, ohne welchen er sich niemals von Hause entfernt. Dieser Stock ist weder auffallend plump, noch lang, dennoch aber sehr nachhaltig. Vom besten und stärksten Holze, gewöhnlich ein Mispelast, ist der Griff, der die Dicke eines gewöhnlichen Spazierstockes hat, zierlich mit Draht und Seide umwickelt, unten aber hat der Stock, den der Besitzer niemals als Stütze gebraucht, sondern auf der Schulter trägt, die doppelte Dicke und ein ansehnliches Kupferbeschläge.

Was nun unsere Hirten betrifft, so geht schon aus der Natur des Landes hervor, warum sie sich im Freien gewöhnlich dieser Stelzen bedienen. Die vielen Lachen und Pfützen von mehreren Fuß Tiefe, die bei dem geringen oder gänzlich fehlenden Gefälle des Terrains natürlich sind, wären ohne diese Stelzen nicht zu passiren; auch ist es dem Hirten, im buschigen Unterholz der Wälder stehend, von seinem höheren Standpunkte aus leichter möglich, die vom Gestrüpp der Haide halb bedeckten Schafe zu überwachen.

Die Stelzen sind mit steigbügelförmigen Brettchen zur Stütze des Fußes versehen, und an den äußeren Seiten des Schenkels, über dessen Mitte sie hinaufreichen, auf eine Weise befestigt, welche dem Fuße noch genügenden Spielraum läßt. Um zu verhüten, daß das untere Ende nicht zu tief in den Boden sinke und sich auf Steinen nicht zu bald abnütze, ist die Spitze beschlagen oder in einen kugelförmigen Knochen gesteckt. Vermittelst dieser Verlängerung der Beine, welcher sich beide Geschlechter bedienen, eilen sie mit einer Behendigkeit über die weiten Flächen hin, die den Fremden in Verwunderung setzt. Ohne sich gerade anzustrengen, lassen sie ein Pferd im Trabe, auch in einem längeren Laufe, hinter sich. Als Marie Louise die Stadt Bayonne besuchte, ließ der Magistrat, um der Fürstin eine besondere Ehre zu erweisen, eine Abtheilung Gascogner Hirten den Wagen begleiten. Obgleich die Pferde zu rascherem Laufe angetrieben wurden, blieben die Fuß- oder vielmehr Stelzengänger beständig dem Wagen zur Seite.

Des langen Stockes bedienen sich diese Hirten nicht sowohl zum Gehen, sondern um auszuruhen, wenn sie stille halten oder sich setzen wollen. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sie sich auf dem Boden niederlassen oder etwas von demselben aufnehmen. Sie halten dann die eine Stelze, aus welcher sie den Fuß gezogen haben, in der einen Hand, den Stock in der andern, und lassen sich, ihre drei Stützen ausspreizend, so weit gegen die Erde herab, daß der ledige Fuß dieselbe erreichen kann. Gleichwohl hat das Sitzen für sie seine Schwierigkeiten, und bisweilen lassen sie sich auf eine Kaminverkleidung oder auf das Dach eines Stalles nieder. Häufig gehen sie auch auf dem Felde, die Stelzen im Arme tragend, zu Fuße, vermögen sich aber in einem Augenblicke wieder aufzuschwingen.

Die Bekleidung dieser Leute bestand früher lediglich in Schaffellen, an deren Stelle, bis auf einen ärmellosen Ueberwurf und die äußere Fußbekleidung, allmälig andere Stoffe getreten sind. Im Winter tragen sie über diese Kleidung einen weiten, die ganze Figur verhüllenden Mantel von weißlicher Farbe, an dem ein sehr langer und ein viel kürzerer, ausgezackter Kragen, sowie eine Kapuze à la Robinson befindlich ist, welche man, wie die Zacken, mit Roßhaaren oder einer Quaste zu verzieren pflegt. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist die platte, barettartige baskische Mütze.

So einfach wie ihre Kleidung und ihre wenigen Bedürfnisse überhaupt, ist auch ihre Nahrung, welche allermeist in Roggenbrod und einem Gebäcke aus Mais und Hirse besteht, welches sie kalt mit Butter oder Speck genießen. Ihre wichtigsten Besitzthümer sind die Flinte zum Schutz der Heerden gegen die nichts weniger als seltenen Wölfe und ein Ofen zum Backen des Maiskuchens und zum Zerlassen des Speckes. Bei der Beaufsichtigung der Heerden, bei welcher ihnen bissige, halbwilde Hunde zur Seite stehen, wird emsig gestrickt und gesponnen, wobei die Frauen den Spinnrocken in den Gürtel stecken. Weniger rühmlich ist ihre Leidenschaft für starke Gewürze und geistige Getränke, welch' letztere eben so nachtheilig auf ihre Sittlichkeit, als ihre Gesundheit wirken.

Die Dörfer sind selten im ganzen Baskenlande, sie liegen nicht an der Landstraße, und die einzelnen Häusergruppen sind fast ohne Zusammenhang. Weit häufiger trifft man einzelne Höfe, in welchen, wenn der Boden zu sumpfig ist, die Wohnungen auf Pfählen gebaut sind. Jedes Feld, jede Wiese ist mit einer Hecke umgeben und bildet eine Burg, in der man sich vertheidigen könnte. Die Häuser mit breiten, flachen, überhängenden Dächern und Balkonen sind zum Theil sehr stattlich, und manche Höfe den schönen Aarauern zu vergleichen.

Die Basken sind ein stolzes Völkchen. Die schöne Sitte, den Vorüberziehenden zu grüßen und ihm einen guten Tag zu wünschen, scheinen sie nicht zu kennen. Der Baske grüßt nur den Basken und dankt dem Gruße des Fremden nur kalt und gnädig, aber er bettelt auch nicht und belästigt Niemand durch das anderwärts so häufige: „Un petit sou, s'il vous plait, Monsieur!" Wenn man den Basken mit dem beschlagenen Knotenstock auf dem Rücken stolzen Blickes daherkommen sieht, liegt der Gedanke wohl näher, er werde statt eines Sous die ganze Börse fordern. Begegnen sich Basken, so ist das erste Wort: „Was gibt es Neues?" und: „Habt Ihr Tabak?" Wer im Besitze einigen Vorraths ist, theilt mit, und wenn es ihm selbst an diesem unentbehrlichen Kraute fehlt, fordert und erhält er es von Andern mit derselben Bereitwilligkeit.

Es sind viele Gelehrte der Ansicht, daß die Basken von den Urbewohnern Spaniens, den Cantabrern, abstammen. Jedenfalls sind sie ein Urvolk, das mit den europäischen, aus Griechen, Celten, Römern und Germanen hervorgegangenen Volksstämmen wenig gemein hat. Auch ihre Sprache ist eigenthümlich und ursprünglich, aber jetzt zu einem Dialekte herabgesunken. Alle Wörter zersetzen sich in sich selbst und lassen sich auf einfache Stammsylben zurückführen. Die Grammatik ist höchst einfach und von einer kindlichen Regelmäßigkeit. Es gibt nur zwei Geschlechter und eigentlich nur zwei einer Conjugation fähige Verben: sein und haben: ich bin beteud, er ist schlafen. Man zählt nur bis zwanzig, und fängt dann von vornen an: zwanzig und zehn für dreißig, zweimal zwanzig für vierzig u. s. w. Die Herkunft dieser Völker scheint über alle Anfänge europäischer Cultur hinaus zu liegen, und durch ganz Spanien und Nordafrika bis Kleinasien läßt sich eine ununterbrochene Reihe baskischer Wörter nachweisen, die keinen Zweifel lassen, daß diese Länder einst von Völkern bewohnt waren, welche dieselbe Sprache redeten. Gleichwohl ist die Frage unentschieden, woher dieses Volk stammt, seine Monatsnamen deuten auf eine nördlichere Natur.

Man hält sie für Abkömmlinge jener Cantabrer, an denen Hannibal tapfere Hülfstruppen, die Römer aber unbezwinglichen Widerstand fanden. Als später durch die Siege der Franken die Heere Karls des Großen bis nach Spanien vordrangen, wurde nach einem Feldzuge gegen die Mauren der Nachzug des Heeres nebst seinem Anführer, dem Helden Roland, von den Basken im Thale Ronceval überfallen und niedergemacht. Der größte Held Karls des Großen fiel unter den Streichen der Hirten des kleinsten Volksstammes, auf den der Eroberer jemals gestoßen war. Aehnliche Unternehmungen der gascognischen Herzoge führten indessen zu dem Untergang der Baskenherrschaft in der Gascogne; sie mußten nordfränkische Fürsten als ihre Grafen anerkennen, und ihre selbstständige Geschichte schließt mit den Kämpfen bei Ronceval. Dem kecken, muthigen Völkchen fehlt der Geist, der aus Völkern ein Ganzes macht. Ihre Kampflust ist größer als ihr Vereinungstrieb, sie wohnen vereinzelt in Höfen und konnten nie wieder zur Selbstständigkeit gelangen. Die französischen und spanischen Basken liefern fast jährlich blutige Gefechte.

Die wenigsten Basken verstehen französisch, und Venedey, dem einzelne Züge dieser Schilderung entnommen sind, fand in Mauléon, der freilich nur 1200 Einwohner zählenden Hauptstadt der baskischen Provinz „du pays de la Soule", in der Bibliothek derselben außer einer baskischen Sprachlehre nur eine Uebersetzung der Psalmen, die Nachfolge Christi und ein Meßbüchlein. Es existirte weder ein Kalender noch ein Almanach in baskischer Sprache.

Die beste Gelegenheit, dieses im Wesentlichen fast ganz in seinem ursprünglichen Zustande gebliebene Völkchen kennen zu lernen, finden Fremde, die übrigens hier eine rare Erscheinung sind, an den Feiertagen. Das lebendigste Festtagsleben entwickelt sich im ganzen Süden an Mariä Himmelfahrt, an welchem Tage zugleich das Kirchweihfest gefeiert wird. Das junge Volk sammelt sich Abends auf einem offenen Platze unter den Bäumen; ein Tambourin- oder Flageoletspieler, der nicht selten ein Blinder ist, und eine Violine bilden das ganze Orchester. Einer nach dem Andern tritt zum Saut basque in den Kreis, und Jeder tanzt für sich im Kreise, in Ton- und Tanzsätzen von vier Schritten, dreimal vorwärts und einmal

links zurück. „Beim Tanze," sagt Venedey, „ist jeder Baske ein Mann. Er jubelt in allen Gliedern, schlägt Entrechats ohne Unterlaß, klatscht abwechselnd von Zeit zu Zeit nach dem Takt in die Hände, ruft seinen baskischen Hahnschrei in die Luft, dreht sich, schmiegt sich, und schreitet dabei, den Kopf hoch, den Blick herausfordernd, so keck einher, daß man ihm die Kampflust auf der Stelle ansieht. Die Melodie ist rasch, in abstoßenden, einfachen Sätzen, ein Marsch. Zwischen die Männer treten oft einzelne Mädchen, die dann zu der Keckheit die Grazie hinzufügen. Sie sehen wunderreizend aus, wenn sie zwischen diesen wilden, hüpfenden, übersprudelnden Tänzern, mit fast gleicher Keckheit um sich schauend, dennoch mit weiblicher Milde einherschreiten, und so den Gegensatz der Frauenart zu dem wilden Treiben der Männer bilden." So tanzen sie bis in die Nacht, und ziehen zuletzt mit Musik durch die Straßen und tanzen noch den Saut basque, eine französische Quadrille oder einen deutschen Walzer vor den einzelnen Häusern.

Zu den beliebtesten Belustigungen gehört vornehmlich das Ballspiel, und selten fehlt neben dem Wirthshaus der breite, für dieses Spiel hergerichtete Raum. Ueber die Mitte desselben ist eine Leine gespannt, und je zwei Spieler schlagen sich auf beiden Seiten den Ball zu; wer nicht über das Seil trifft, hat verloren. Es wird mit dem größten Eifer und mit vieler Gewandtheit gespielt, und jedes Dorf hat seine Virtuosen. Die Bewohner benachbarter Dörfer gehen öfters nicht unbedeutende Wetten ein, die aber leider in der Regel mit einer Prügelei und blutigen Köpfen, mitunter auch mit Beinbrüchen und Todtschlag enden.

Der Gottesdienst ist einfach und erbaulich. Die Jugend singt abwechselnd Solo-Chöre, und auch die Frauen nehmen Antheil am Gesange. Die Basken sind fromm; beim Läuten der Meßglocke ruht jeder Streit, um nach der Messe wieder fortgesetzt zu werden. Auch sagt die böse Welt, daß man im Süden Frankreichs und allermeist in der Gascogne so viel als möglich — aufschneide, und daß man von jeder südfranzösischen Behauptung drei Viertheile abschneiden könne, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun. — So ist die Art dieses und eines jeden andern Volkes ein Gemisch von Gutem und Bösem, Licht und Schatten. Glücklich, wenn in dem Dunkel, das die letztern verbreiten, der Same des Guten noch Wurzel fassen und ersprießliche Früchte bringen kann.

C. F. A. Kolb.

Afioum Kara Hissar in Kleinasien.

Der Name Kara Hissar ist vielen türkischen Städten gemein, aber nur solchen, welche mit der Ruine einer alten Burg geziert sind, denn Kara Hissar bedeutet „das schwarze Kastell". Jede dieser Städte hat daher einen Beinamen, durch den sie sich von ihren Namensschwestern unterscheidet, und wenn die, von der wir jetzt reden wollen, „Afioum" Kara Hissar heißt, so erhielt sie diese Benennung nur deßwegen, weil in der ganzen Umgebung eine Menge Mohn gepflanzt wird, aus welchem man das Afioum, das ist das Opium, bereitet.

Afioum Kara Hissar ist eine der bedeutendsten Städte der Halbinsel Kleinasiens und liegt in einer flachen Ebene, fast im Mittelpunkte Anatoliens, wie man Kleinasien türkischerseits nennt. Hier durchkreuzen sich die großen Karawanenhandelsstraßen von Konstantinopel nach Persien und Armenien, und von Smyrna nach Syrien, und darum findet man auch allda die Erzeugnisse der europäischen Cultur in Masse aufgestapelt, um dann von hier aus später die Weiterreise nach dem Osten Asiens anzutreten. Aber nicht blos der Handel von Afioum Kara Hissar blüht, sondern auch seine Manufakturen befinden sich in einem außerordentlich gedeihlichen Zustande. Besonders schätzt man die Feuerwaffen, die hier fabrizirt werden, so wie die gut damascirten Säbel, die Steigbügel, die Sättel, die Zäume, das rothe Leder und die Teppiche. Eine noch ergiebigere Quelle des Reichthums bietet die Bereitung des Opiums, dessen sich bekanntlich die Türken zum Rauchen bedienen, und von dem in den Magazinen der Kaufleute stets eine solche Masse aufgehäuft ist, daß eine Karawane von zweihundert Maulthieren dazu gehören würde, es an Einem Tage wegzuführen. Man darf daher den Charakter der Einwohner von Afioum Kara Hissar durchweg als thätig und energisch bezeichnen, und von ihrer Wohlhabenheit zeugt schon der Umstand, daß man hier mehr massiv aus Steinen gebaute Häuser trifft, als sonst in irgend einer türkischen Stadt des inneren Kleinasiens. Ueberdieß strotzen die Magazine von der Mannigfaltigkeit der darin aufgehäuften Waaren, und die Verkaufsläden sind mit einem Geschmacke eingerichtet, wie man sie selten in der Türkei trifft.

Die Stadt hat einen Umfang von einer guten Stunde, und zählt etwa 50,000 Einwohner. Gewöhnlich erscheint aber diese Zahl weit größer, denn es finden fast täglich Durchzüge von Truppen statt, welche entweder an die Grenzen marschiren, oder von dort zurückkehren. Von den öffentlichen Gebäuden sind besonders nennenswerth die Moscheen, deren es zehn sind, und von denen wenigstens einige einen bedeutenden Umfang haben. Auch die öffentlichen Caffé's zeichnen sich aus, und ebenso die Caravanserai's und Uebernachtungsherbergen. Am auffälligsten für den Fremden aber ist der große Felsberg in der Mitte der Stadt, der mit den Trümmern eines Klosters gekrönt und, man mag herkommen woher man will, schon aus weiter Ferne sichtbar ist. Der „Kastellberg", wie man ihn gewöhnlich nennt, ist ein großer Kegel, um welchen herum die Stadt erbaut ist, und besteht aus nichts als nackten Felsen, welche drohend in's Thal herniederschauen. Die Steinart dieser Felsen ist röthlichbrauner Trachyt, untermischt mit viel krystallglasartigem Feldspath. Von Vegetation kann also natürlich keine Rede sein, sondern die große Masse nimmt sich vielmehr düster und fast finster aus, besonders wenn man die Hügel auf den verschiedenen Seiten rings der Stadt betrachtet, welche alle mit dem saftigsten Grün und den lustigsten Bäumen bedeckt sind. Auf dem höchsten Gipfel des Kastellbergs, auf welchen nur



Afioum Kara Hissar in Kleinasien.

ein fast perpendikulär ansteigender, kühn in den Felsen gehauener, aber nunmehr fast zerfallener und deßwegen halsbrecherischer Fußweg führt, liegen die Ruinen einer alten Burg, die ohne Zweifel (hievon zeugt wenigstens die Bauart) unter byzantinischer Herrschaft errichtet wurde. Viele der Mauern und Thürme sind noch gut erhalten und sämmtlich mit Zinnen und Schießscharten versehen, allein — wenn es auch vielleicht wenig Mühe und Kosten verursachen würde, die Burg wieder in einen vertheidigungsfähigen Zustand zu versetzen, so zeigen sich die Türken hiegegen ganz gleichgültig und lassen die Ueberreste zerfallen, ohne irgend Etwas zu ihrem Erhalte zu thun. — Inschriften, die etwas Näheres über die Burg besagen, fand man bis jetzt keine, dagegen am untern Eingang eine kolossale, obwohl kopflose, weibliche Statue, die wohl ohne Zweifel einen Griechen zum Meißler hatte. Noch weiter unten fand man später die Statue eines Löwen von schönen Proportionen.

So hat also sicherlich Afioum Kara Hissar schon unter den Byzantinern bestanden; allein nicht blos unter diesen, sondern noch weit früher, unter den Römern, wie man jetzt mit Genauigkeit festgestellt hat. Damals führte die Stadt den Namen Synnada, und Titus Livius gedenkt ihrer in seinen Historien, wenn er von dem Feldzuge des Consuls Manlius gegen die Perser erzählt. Darum findet man auch noch die Spuren einer wenigstens stellenweise erhaltenen Römerstraße, welche von Afioum Kara Hissar nach dem nur fünf Stunden entfernten Eski Kara Hissar und weiterhin führte. Der Schilderung des Titus Livius nach muß Synnada fast noch bevölkerter gewesen sein, als die jetzige Stadt, und ohne Zweifel trieb sie auch einen noch ausgedehnteren Handel.

Die Aussicht vom Kastellberge oder die „Acropolis" von Afioum Kara Hissar ist köstlich; darum bereute auch noch kein Reisender die äußerst mühsame Besteigung desselben, und so erlauben wir uns, dem Leser, wenn er dorthin verschlagen würde, das Nämliche zu rathen!

Gr.

Die Pampa's.

Die Pampa's Südamerika's übertreffen an Größe und Majestät alle Wunder des transatlantischen Continents, bringen aber gleichwohl durch die traurige Verlassenheit, welche in deren Physiognomie besonders in dem untern Theile des vom La Plata bespülten Landes ausgeprägt ist, gewissermaßen einen betäubenden, fast peinlichen Eindruck hervor. Wenig zahlreich sind daselbst die Spuren des Lebens, noch seltener die Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit anziehen. Hier verbirgt auf dem Grunde einer Kluft der Cactus sein von drohenden Stacheln starrendes Haupt; dort erhebt ein einsamer Ahorn, der einzige Baum

dieser Landschaften, sich majestätisch zum Himmel. Zuweilen entdeckt das Auge auf der Ebene in dem thonsandigen, an fossilen Säugethierknochen reichen Diluvium das monströse Skelett eines Megatheriums, das zu einer Zeit lebte, da die Anden noch in der Tiefe des Oceans schliefen, und nicht daran dachten, ihre schneebedeckten Spitzen mit den Wolken zu vermischen. Ebenso dienen die Pampa's zum Grabe heutzutage verschwundener gigantischer Menschenrassen, welche nur aus ihren Gräbern hervorzugehen scheinen, um die Existenz früherer Generationen noch zu bezeugen. Ueber sich erblickt der Wanderer in den Lüften einen schwarzen Punkt; es ist ein Condor, welcher langsam unter dem azurnen Himmelsgewölbe seine zahllosen Kreise beschreibt; weiter entfernt erscheint und verschwindet ein Strauß raschen Laufes wie ein Traum der Einbildungskraft. Der unaussprechliche Zauber dieser Einöden, deren Grenzen das Auge nicht erreicht, liegt in der Freiheit, die man daselbst genießt. Wenn man sie durchkreuzt, wird die Liebe erklärlich, welche sie dem Indianer einflößen, der einst über der Erde noch einen weitern Horizont für seine wilden Streifereien zu finden hofft. Diese unermeßlichen Ebenen, selbst in unsern Tagen noch wenig bekannt, erstrecken sich von der Magellansstraße bis an den Colorado und umschließen einen Flächenraum viermal so groß wie Frankreich. Im Süden bedeckt Schnee und Eis Monate lang den Boden; im Norden sieht man die Palme ihren graziösen Blätterschaft entfalten, und die Luft ist mit den süßesten Wohlgerüchen versetzt. Eigentlich gehören diese Landschaften der gemäßigten Zone an, in Wirklichkeit aber begreifen sie alle Zonen und Varietäten des Clima's, und Naturprodukte, welche den Waldregionen des Amazonenstromes wie der sandigen Sahara unbekannt sind.

An der Südspitze Amerika's befindet sich eine Ebene von äußerster Unfruchtbarkeit, welche nichts Bemerkenswerthes, als die Menge der Porphyrkiesel darbietet, womit sie bedeckt ist. Diese Ebene heißt Patagonien. Dazwischen stößt man auf dicke Lavalager, die Reste alter Ausbrüche von Vulkanen, deren halb erloschene Feuer noch jetzt von Zeit zu Zeit die Flanken der Cordilleren erschüttern. Diese Gegenden sind vollkommen wüste. Aber weiterhin erhebt sich der Boden stufenweise von der atlantischen Küste bis zum Fuße der Anden. Die Ebenen bilden, über einander aufsteigend, prachtvolle, gigantische Terrassen, welche unmerklich den Gipfel des Gebirgs erreichen. Nordwärts werden die Kiesel seltener, und machen reichen Weiden Platz, wo die Patagonier zahlreiche Heerden halten. Unglücklicherweise fehlt es hier an Wasser. Regen fällt nur selten und in geringer Menge; die Perioden der Dürre dagegen sind häufig und lang. Darwin berichtet, daß von 1827 — 30 nicht ein Tropfen Wasser fiel und im Laufe dieser drei Jahre jede Spur von Vegetation verschwand. Alle Bäche, alle Flüsse versiegten; eine unglaubliche Menge Vögel, wilder Thiere, Rinder und Pferde starben aus Mangel an Nahrung und Wasser, und der Damhirsch kam bis in die Höfe der Wohnhäuser, um an den von den Spaniern gegrabenen Brunnen seinen Durst zu löschen. In der einzigen Provinz Buenos-Ayres fiel über eine Million Rinder. Im Sommer erreicht die Hitze einen hohen Grad, und der Boden funkelt und blitzt, wie wenn er in seinem Innern glühende Oefen verbärge. Im Winter fegen heftige Winde die Ebene, und Nachts legt sich eine Eiskruste über die Oberfläche.

Hier wohnen die Patagonier, diese fabelhaften Riesen der alten Zeiten. Man hat ihre Größe übertrieben und ehedem von 9—10 Fuß gesprochen, dennoch thun sie, selbst nach der Angabe der neuesten Reisenden, es allen bekannten Rassen an Statur und Muskelkraft zuvor. Ungeheure Mäntel aus Thierfellen fallen ihnen vom Kopf bis auf die Füße herab und erhöhen noch ihre mächtigen Proportionen. Das Haar, grob und straff, ist in Stränge gebunden, die mit den Sehnen der von ihnen erlegten Thiere umflochten sind. Den Körper bemalen sie sich mit tausend rothen, schwarzen und weißen Tinten; die Stirne durchfurchen große Querstreifen nach allen Seiten, und weiße Ringe fassen die Augen ein. Ihre Hautfarbe hält die Mitte zwischen reinem Kupfer und altem Akajou- (Mahagoni-) Holz und unterscheidet sich leicht von der anderer Eingeborner Südamerika's. Ihre Hütten gleichen Zigeunerwohnungen. Sie treiben starke Baumstämme in den Boden, legen andere von gleicher Größe und Stärke in die Quere, bedecken das Ganze mit Thierfellen, schließen das Zelt von drei Seiten, und lassen keine Oeffnung als gegen Morgen. Im Innern sieht man statt allen Schmucks nur die Felle, auf welchen die Kinder der Wüste und deren Waffen liegen. Unter den letztern ist die vornehmste die Bola, eine Art Lasso, von drei Ausläufern, mit Steinen oder Kugeln bewehrt, welche der Patagonier mit reißender Schnelligkeit um den Kopf schwingt und mit erstaunlicher Sicherheit und unwiderstehlicher Kraft nach seinem Ziele schleudert.

Die Nahrung dieser Indianer harmonirt mit deren übrigen Gewohnheiten. Sie genießen im Allgemeinen Alles, was ihnen unter die Hand kommt; ihre hauptsächlichste Speise ist jedoch Pferdefleisch, das sie sich auf tausenderlei, den europäischen Hippophagen noch unbekannte Weise zurichten. Auch den Damhirsch und Guanaco verschmähen sie nicht; der Strauß und das Gürtelthier erscheinen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten auf ihrer Tafel. Von Gemüsen kennen sie nur die Artischoke.

Dieses Volk zeigt uns das auffallende Beispiel einer Nation, welche den Geschmack an der Jagd mit der Viehzucht verbindet. Die Stämme, woraus es besteht, sind in kleine Horden zersplittert; wild, tapfer, die Freiheit allen andern Gütern vorziehend, schweifen sie ungehindert in dem ganzen „Patagonien" benannten Landstriche umher. Dank der seltenen Schnelligkeit ihrer Pferde, legen sie in kurzer Zeit ungemeine Strecken zurück. Ein Stamm, den man im September an der Magellansstraße sah, war im Februar an dem Ufer des Rio Negro, und hatte solchergestalt in etwa vier Monaten 800 Meilen gemacht. Die Patagonier haben Reiche und Arme unter sich. Jene besitzen 40 bis 50 Pferde und mehrere Dutzend Hunde; diese wenigstens ein Pferd und ein paar Hunde.

Die ungeheure Menge Pferde, welche das Land nährt, sowie der Ueberfluß an Lebensmitteln, die sich so zu sagen

dem Menschen von selbst darbietet, hat natürlich alle Industrie getödtet. Die Arbeit mit ihren Beschwerden und ihren wohlthätigen Wirkungen ist bei den Patagoniern unbekannt. Die Armen, Sozialisten besonderer Art, warten, bis die Reichen ihr Mahl beendigt haben, und werfen sich dann, ohne um Erlaubniß zu fragen, auf das, was Jene übrig gelassen haben, um es zu verschlingen. Wer es vermag, nimmt sich nicht blos eine, sondern mehrere Frauen. Ihr Glaube verdient kaum den Namen einer Religion, obwohl er sich vor dem anderer Völker noch auszeichnet. Sie haben gute und böse Götter. Die ersten wohnen in Höhlen unter der Erde, wohin die Seelen nach dem Tode zurückkehren, um in glücklicher Harmonie daselbst zu leben. Den bösen Göttern zeigt man nur Verehrung, um ihren Zorn zu beschwichtigen. Die Patagonier erkennen die Ueberlegenheit der europäischen Rasse über die ihrige an. Sie geben zu deren Erklärung an, die Götter haben bei ihrer Erschaffung ihnen nichts als den Bogen, Spieß und die Bola gegeben, während den Spaniern die furchtbarern Waffen, Feuergewehr und Säbel, zu Theil geworden wären. Eben so naiv erklären dieselben, warum sie vor Ankunft dieser schrecklichen Fremdlinge kein Rindvieh gehabt haben. Ihnen zufolge stiegen die Thiere nach einander aus unermeßlichen, im Innern der Erde eingeschlossenen Klüften hervor. Als die ersten gehörnten Thiere sich zeigten, wurden die Patagonier von Schrecken ergriffen und wälzten ungeheure Steine auf die Mündung der Höhlen, um das Erscheinen der größten Thiere zu verhindern. Aber die Spanier waren kühner und gestatteten dem Hornvieh, frei auf der Oberfläche der Erde herumzuschweifen.

Das Clima dieser Landschaften ist veränderlich, raschem Wechsel unterworfen, besonders wenn die schneidenden Ostwinde über die Wüste hinsausen; im Winter herrscht strenge Kälte, im Sommer eine erstickende Hitze. Unter solchen Umständen erzeugt der Boden nichts als trockenes und grobes Gras, und die Ebene zwischen dem atlantischen Meere und den Anden zeigt längs der Küste fast nichts als Porphyrblöcke. Bäume fehlen ganz; verkrüppeltes Dorngebüsch bildet die einzige Vegetation der schauerlichen Steinflächen. Im Innern des Landes erblickt man hin und wieder eine Buche oder einen Cactus, sonst fast nur ungeheure Moräste, mit Binsen und Schilf bedeckt, was ihnen das Aussehen dichter Waldungen gewährt, von einzelnen schmalen Fußpfaden durchschnitten, die nur Dieben und Buschkleppern bekannt sind. Im Frühling verschwindet die Ebene völlig unter einer Kleedecke, aber schon nach den ersten Sommertagen hat dieser reiche Mantel seine Farbe verloren. Die Pflanzen lassen den Kopf hängen, die Baumblätter ziehen sich zusammen und schrumpfen ein, die schwarzen, ausgedorrten Zweige brechen bei dem geringsten Windstoße; an den Gebirgsthälern im fernen Süden finden sich die Wintersrinde (Drimys Winteri, eine Magnoliacee), der Erdbeerbaum (Arbutus), einige Buchen-Species, verkümmerte Berberitzen und das Misodendron, eine merkwürdige Art von Schmarotzerpflanze.

Den Gesetzen der Natur zufolge entspricht einer dürftigen Flora auch eine wenig mannigfaltige Fauna. Der größte Theil der Thiere nährt sich hier nicht von Kräutern, sondern von Fleisch, und sie verschlingen sich gegenseitig. Der Tiger und Jaguar veröden diese traurigen Savannen, aber sie werden selbst eine Beute des Puma oder unbemähnten Löwen; sein beständiger Begleiter in den Lüften ist der ausgehungerte Geier, welcher sich mit der Schnelligkeit des Blitzes auf die von jenem verschmähten Ueberreste stürzt. Ein diesen Gegenden eigenthümliches Thier ist der Guanaco, eine Antilopengattung mit braunen Hörnern, stark behaarten Ohren, weicher und glatter Haut. Leicht wie die Gazelle, eben so scheu und wild wie sie, schweifen sie in zahlreichen Heerden herum, welche von dem Thiere geführt werden, das am schnellsten im Laufe und von der Natur mit dem feinsten Geruch begabt ist. Vermittelst eines eigenthümlichen Lauts warnen sie sich gegenseitig, wenn Gefahr droht, aber eben dieser Laut verräth sie und entdeckt dem auflauernden Jäger ihre Nähe. Noch verhängnißvoller für sie ist ihre unüberwindliche Neugierde. Die Indianer legen sich auf die Erde, und ziehen, indem sie mit Armen und Beinen um sich schlagen, die Aufmerksamkeit der Heerde auf sich. Der Guanaco steht betrachtend still, hüpft dann zum Jäger heran, hält wieder und betrachtet sich den Gegenstand von Nenem. Er bemerkt mit Erstaunen die Bewegungen des Indianers, die an der Spitze seiner Lanze flatternde Fahne, tritt immer näher, gefolgt von seinen Begleitern, bis er plötzlich um seine Ohren die schreckliche Bola pfeifen hört, die ihn mit ihren Schlingen umstrickt. Dieß ist übrigens nicht die einzige seltsame Gewohnheit, welche diese graziösen Bewohner der Wüste auszeichnet. Tag für Tag sieht man sie mit größter Pünktlichkeit an denselben Ort kommen; hier im Schatten eines Gebüsches oder Felsens, am Ufer eines Flusses erreicht sie endlich der Tod, und sie decken den Boden mit ihren Gebeinen, deren aufgehäufte Massen dem Indianer unerschöpfliche Vorräthe Brennmaterials liefern, was in einem Lande, wo Gesträuche selten, Bäume beinahe unbekannt sind, von sehr hohem Werthe ist.

Nördlich vom Rio Negro dehnen sich die Pampa's von Buenos-Ayres von der atlantischen Küste bis zu den Anden aus. Ein beträchtlicher Theil dieses unermeßlichen Raumes ist mit binsenbewachsenen Morästen und Teichen bedeckt. In der Regenzeit sind die Niederungen überschwemmt, aber wenn von der Sonne die Wasser der Ebene verzehrt sind, bietet diese den Thieren reichliche Weide, während die höher gelegenen Gegenden von der brennenden Hitze ausgedörrt werden. Merkwürdigerweise ist das Wasser in den Savannen von Buenos-Ayres brackisch und von salzigem Geschmack, besonders im Sommer, und doch enthält der Boden kein Salz, und einige Fuß unter der Oberfläche und in den von den Einwohnern gegrabenen Brunnen findet sich süßes Wasser in Menge. Nördlich vom Rio Salado, in der Nähe der Anden, trifft man auf eine Gegend, die ihres Gleichen nicht hat, ein wahres Bild des Chaos, ein Gemälde der Verödung auf der Erde, ein schrecklicher Raum, wo der Vogel nahe zu kommen fürchtet, wo die Wolke am Himmelsgewölbe nicht hinzuziehen wagt, wo die Hitze den Boden mit tiefen Spalten durchfurcht, wo die Trockenheit jede Spur von

Vegetation zerstört. An einer andern Seite bieten sich dem Blicke des Wanderers ungeheure Salzmoräste dar; kein Windhauch kühlt die brennende Luft; selbst die Flüsse, welche sich von der Höhe der Anden in diese wüsten Ebenen stürzen, verlieren sich bald im trockenen Sande.

Das wunderbarste Schauspiel vielleicht, welches die Savannen Südamerika's darbieten, sind die Stürme, die darüber hinrauschen. Der Pampero ist für die Pampa's, was der Samum für die Sahara. Er kündigt sich durch Vorzeichen an, welche dem geübten Auge des Eingebornen nicht entgehen. Die Luft erscheint ohne Bewegung und tiefe Stille herrscht auf der Ebene. Eine Wolke, so weiß, so leicht wie Schnee, bildet sich im Südwesten. Im Heranrücken vergrößern sich ihre Verhältnisse mit jedem Schritte. Sie ballt sich zusammen, der Staub steigt auf und streift in dichten Colonnen zwischen Himmel und Erde hin. Das Gewölke senkt sich mehr und mehr auf die Ebene herab und deckt sie wie mit einem Mantel, dessen Falten die Wirbelwinde jeden Augenblick aufheben, den die Blitze zerreißen und in tausend verschiedene Gestalten abtrennen. Glühende Windstöße mischen sich dazwischen, bis in einem Augenblicke der Sturm rasend von dem Gipfel der Anden niedersteigt und mit unwiderstehlicher Gewalt über die Pampa's hinfegt; Sandmassen treiben auf, am hellen Mittage bedeckt dichte Finsterniß die Erde. Das Gebrüll des Donners vereint sich mit dem Rauschen des Sturms. Alles was lebt, Alles was athmet ist der Gnade der entfesselten Elemente preisgegeben. Tausende von Thieren sterben auf der Savanne, und die Menschen werfen sich mit dem Angesichte zur Erde und erwarten das Ende des Wassersturzes.

Als die Spanier zum ersten Mal in die Pampa's von Südamerika kamen, waren dieselben von unzähligen Guanaco- und Lamaheerden bedeckt; aber gleichwohl haben diese ersten Besitzer des Bodens europäischen Pferden und Rindern Platz gemacht, wie die eingebornen Indianer sich vor den fremden Eindringlingen in die Wüste zurückzogen. Der Emu allein, der südamerikanische Strauß, hat sich in einem Theile seines Gebietes behauptet und liefert dem auf ihn Jagd machenden Gaucho sein prächtiges Gefieder. Als die Indianer durch die Fluth europäischer Einwanderer ostwärts gedrängt wurden, bemächtigten sich diese der reichen, vom La Plata bewässerten Gebiete. Die Spanier breiteten sich über die ganze Ebene aus, wo das alte arabische Blut sich in ihren Adern erneuet zu haben scheint. Die Gaucho's, die Söhne der kühnen Eroberer, meist von indianischen Müttern, verwirklichen für uns die Centauren des Alterthums. Zu Pferde bringen sie das neugeborene Kind dem Priester, es zum Christen zu machen, und wenn sie die Seele dem Gott ihrer Väter zurückgegeben haben, werden ihre sterblichen Ueberreste oft aus großen Fernen auf dieselbe Weise zur Ruhestätte gebracht. Der Gaucho rührt sich nicht einen Schritt von seiner Behausung, ohne das Pferd zu besteigen, den treuen Genossen seiner Strapazen und Freuden. In seinen Poncho gehüllt, der ihm den Gebrauch der Arme freiläßt und gleichwohl Schutz gegen Unwetter gewährt, bewaffnet mit der Bola oder dem Lasso, das Jagdmesser an der Seite, schweift er über die Ebene dahin, deren unbeschränkter Herrscher er ist, mit dem stolzen Gefühle seiner Unabhängigkeit. Er ist nicht an den Boden gefesselt, er hat keinen Herrn über sich, er ist glücklich, weil er wenig Bedürfnisse hat und weil seine Bedürfnisse leicht zu befriedigen sind. Er trägt den Kopf aufrecht, regiert sein Pferd mit wunderbarer Leichtigkeit und Gewandtheit; er erinnert den Wanderer mehr an den kühnen Tuarik der Sahara, als an den Spanier, von dem er abstammt. Die Hütte, die er bewohnt, ist klein und viereckig. Er baut sie aus einigen aufrecht gestellten Pfählen, verbindet dieselben mittelst Weidenflechtwerk, das mit Fellen bedeckt ist, während das Dach, nur in der Mitte einen Ausgang für den Rauch lassend, hauptsächlich aus Schilf und Stroh zusammengesetzt wird. Steine dienen ihm zum Sitzen. Ein Tisch, ein Crucifix und ein Heiligenbild machen das ganze Mobiliar und den Schmuck seiner Hütte aus. Fleisch ist beinahe seine einzige Nahrung; ganze Thiere werden, an einem langen Spieße steckend, gebraten, und jeder Gast schneidet sich das Stück herunter, das ihm beliebt. Er genießt niemals Brod, und von Obst und Gemüsen kennt er nur den Pfirsich und die Pfebe, eine Kürbisart. Im Allgemeinen bringt der Gaucho seine Zeit mit Schlafen oder Spielen zu, aber zu Hause folgt, wie bei den Stämmen des Südens, auf lange Perioden der Trägheit wieder ein außerordentliches Bedürfniß der Thätigkeit. Seine vornehmste Beschäftigung ist die Jagd, und er überläßt sich derselben mit Leidenschaft. Weiber und Kinder theilen aus Gewöhnung mit den Männern dieses nach europäischen Begriffen überaus rohe Leben. Aber der Umstand, daß die Weiber meist indianischen Stammes sind, nähert die Gaucho's mehr und mehr dem Vorbilde der Ureinwohner, mit welchen sie ohnehin an Sitten und Denkart so Vieles gemein haben. Heiter, gutmüthig und gastfrei, sind sie im gereizten Zustande der größten Barbarei fähig, und verfolgen mit dem Scharfsinn und der Unermüdlichkeit der Indianer ihren Feind, dessen Blut allein ihre Rache sättigen kann.

Der am wenigsten bemerkenswerthe Theil der Pampa's ist derjenige, welcher sich im Norden bis zum Fuß der Anden erstreckt. Der Boden ist daselbst weich und sandig, salzgeschwängert und durchaus unproduktiv. Was allein Interesse erregt, sind die Wasseradern, welche ihn durchfurchen. Sie bilden ein völlig isolirtes System, gleich jenem in Centralasien, und stehen mit keinem der Oceane in Verbindung, welche zu beiden Seiten den amerikanischen Continent bespülen. Sie entspringen in den Anden, fließen von Westen nach Osten, und ergießen sich, nachdem sie einen beträchtlichen Theil der Pampa's durchschnitten haben, in einzelne, so zu sagen über einander aufgesetzte Seen. Das Wasser dieser Seen ist salzig, und im Winter und Frühling ihr Ufer mit einer Salzkruste bedeckt. Hin und wieder zeigt sich auch eine Pfütze mit brackischem, selbst mit süßem Wasser, welche der angrenzenden Landschaft einige Brauchbarkeit verleiht. In der Südhälfte dieser Pampa's erheben sich einige Berge von unbeträchtlicher Höhe, jedoch mehrere Monate des Jahrs mit Schnee bedeckt. Dieser Schnee speist beim Schmelzen die Wasserrinnen, welche an deren Fuß sich hinziehen, und solcher Art erzeugt sich eine gewisse Vegetation, ohne welche weder



1860

24.

Menschen noch Thiere in diesen unwirthlichen Regionen existiren könnten.

Ein wenig weiter gegen Norden liegen die sogenannten Salinen. Der Himmel ist hier traurig und düster, dichte Nebel lasten auf dem Boden. Die Pflanzen sind in ihrer Entwicklung durch tödtliche Einflüsse gehemmt; nicht ein Grashalm erfreut den Blick des entmuthigten Wanderers. Ein Jahr und beinahe zwei können manchmal vergehen, bis ein Tropfen Regen fällt, und wenn derselbe endlich eintritt, beginnen die Salzblöcke zu schmelzen und die ganze Ebene verwandelt sich in eine ungeheure schwarze und brackische Lache. Kommt nun die Sonne wieder zum Vorschein, so stellt sich auch das Land wie ein unermeßlicher Glasspiegel dar, welcher die leuchtenden Strahlen zurückwirft und den Wanderer blendet.

Die Region der Salinen ist wenig bekannt, noch weniger der despoblado oder das unbewohnte Land. Dieß ist ein Plateau der Anden, beinahe 13,000 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen. Ein tiefes Thal, durch welches die einzige Straße von Bolivia nach Buenos-Ayres geht, scheidet dasselbe in zwei Theile. Das Thal ist von spitz zulaufenden Felsen begrenzt, welche es auf beiden Seiten beherrschen, nördlich von hohen Bergen geschlossen. Der Winter ist schrecklich; im Juli entladen sich Regen-, Schnee- und Hagelstürme mit unerhörter Heftigkeit. Mitten in dieser traurigen Landschaft erblickt der Reisende mit Erstaunen elende Hütten, wo die unglücklichen Nachkömmlinge der alten Peruaner wohnen. Sie kennen weder Ackerbau noch Viehzucht. Voll der Erinnerung ihrer Vorfahren, ziehen sie das Elend in ihrer Wüste dem Ueberfluß unter fremden Herren vor. Ihr ganzer Reichthum besteht in einigen Lama's; die Jagd des Alpaca, Guanaco, Chinchilla bildet ihre Lieblingsbeschäftigung. Einige treiben etwas Goldwäscherei, Andere sammeln Salz und verkaufen es in den benachbarten Städten.

Dr. B—e.

Die graue Haselmaus.

(Taf. 24.)

Die Haselmäuse, deren es in Europa vier verschiedene Arten gibt, scheinen, wenn man nur ihre Gestalt in's Auge faßt, eine Mittelstufe zwischen den Eichhörnchen und den eigentlichen Mäusen zu bilden; eine eingehende Betrachtung ihres Baues und ihrer Lebensweise führt jedoch bald zur Ueberzeugung, daß man es mit einer sehr eigenthümlichen, und sowohl vom Eichhörnchen als auch von den Mäusen streng geschiedenen Thiergruppe zu thun hat. Die Haselmäuse gehören zwar wie jene zu den Nagethieren, unterscheiden sich jedoch vor Allem dadurch, daß sie einen Winterschlaf halten. Sie haben oben und unten 2 Schneidezähne, keine Eckzähne, jederseits 4 Backenzähne, wofür man folgende wissenschaftliche Formel anzuwenden pflegt:

$$\frac{4}{4} \cdot \frac{2}{2} \cdot \frac{4}{4} = 20 \text{ Zähne.}$$

An den Hinterfüßen haben sie 5, an den Vorderfüßen 4 Zehen nebst einer nagellosen Daumenwarze. Ihre Augen sind auffallend groß; die Ohren sind gerundet, wenig behaart und treten aus dem Pelze hervor; der Schwanz ist lang und hat eine buschige zweizeilige Behaarung. Den Tag über pflegen sie zu schlafen, mit Eintreten der Dämmerung werden sie jedoch munter und sehr beweglich. Sie leben vorzugsweise in Wäldern und sind äußerst behend im Klettern.

Auf unserer Tafel ist ein Pärchen der gewöhnlichen grauen Haselmaus (Myoxus glis *Schreb.*) abgebildet. Sie ist auch unter den Namen: Siebenschläfer, Billich und Rellmaus bekannt. Von der Nase bis zur Schwanzspitze mißt sie in erwachsenem Zustande 11 Zoll, wovon 5 auf den eichhornartigen buschigen Schwanz kommen. Ihr Pelz ist oben bläulich aschgrau, unten weiß. Sie ist schon durch die bedeutendere Größe von ihren Gattungsverwandten leicht zu unterscheiden.

In Mittel- und Südeuropa ist sie wohl überall zu Hause, wo sich größere Waldungen finden, in Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland und Südrußland kommt sie in geeigneten Lokalitäten nicht selten vor, in England, Schweden und Norwegen wurde sie jedoch noch nicht beobachtet. Eichen- und Buchenwald zieht sie dem Nadelwald entschieden vor, und liebt besonders diejenigen Gehölze, welche an Felder und Obstbaumpflanzungen anstoßen, weil ihnen durch deren Nähe das Auffinden reichlicher Nahrung gesichert ist. Außer den Früchten der Waldbäume, Eicheln, Bucheckern, Haselnüssen u. s. w., bieten ihr nämlich die meisten cultivirten Obstsorten und deren Kerne erwünschte Nahrung, und sie richtet unter denselben nicht selten erheblichen Schaden an. Wie die meisten Nagethiere, beschränkt sie sich jedoch nicht auf vegetabilische Kost, sondern frißt auch Insekten und deren Larven sehr gern, ja sie klettert sogar auf den äußersten Baumästen herum, um Vogelnester zu plündern; sie verzehrt die Eier wie die jungen Vögel ohne Unterschied. Den Tag über ist sie gewöhnlich in Baumhöhlen versteckt, öfter verbirgt sie sich auch in einem eigengebauten Blätterneste, welches, wie ein Eichhornnest, frei zwischen den äußeren Aesten oder im Gipfel eines Baumes steht. Sie führt ein eigentliches Nachtleben, verläßt ihr Versteck gewöhnlich erst in der Abenddämmerung. Sie klettert, springt vortrefflich, und legt oft weite Strecken auf den Baumgipfeln zurück, indem sie von Ast zu Ast, von Baum zu Baum weiter springt. So lebhaft und zierlich ihre Bewegungen bei eintretender Dunkelheit sind, so träge und schläfrig zeigt sie sich bei Tage. Man beobachtet dieß besonders leicht bei solchen, die man in Gefangenschaft hält. Sie liegen bei Tage fast immer zusammengerollt zwischen den warmen Stoffen (Baumwolle, Heu ꝛc.), welche sich in ihrem Käfig befinden. Sucht man nach ihnen, so richten sie schläfrig das Köpfchen auf und schauen mit ihren schönen schwarzen Augen scheinbar recht gutmüthig in die Welt hinaus; man thut aber gut, sich dadurch nicht täuschen zu lassen und sie nicht etwa mit der Hand aus dem Käfig zu nehmen, denn die meisten sind sehr bösartig und beißen tüchtig; jung aufgezogene werden zahmer und zutraulicher; ihr schläfriges Wesen bei Tage wird jedoch mit der Zeit langweilig; auch ist ihre große Unruhe über Nacht nicht sehr empfehlend,

um sie im Zimmer zu halten. Da sie außerordentlich gern nagen, kann man sie in hölzernen Käfigen nicht aufbewahren, sie pflegen einen solchen in der ersten Nacht durchzunagen und zu entwischen. Will man hievor sicher sein, so muß man ihnen einen Behälter von Blech oder von Draht anfertigen; auch in einem großen Glasbehälter kann man sie, wenn man auf Reinlichkeit hält, lange Zeit lebend erhalten. Als Futter gibt man ihnen Nüsse, Brod, Welschkorn, Obst, Beeren und ölige Sämereien. — Das Weibchen bringt Anfangs Mai oder Ende Juni 5 — 7 Junge zur Welt, welche im Herbst schon ausgewachsen sind.

Die Zeit des Winterschlafes hängt im Freien, wie in der Gefangenschaft, namentlich von der Temperatur ab. Bei kaltem Wetter, im Freien durchschnittlich Ende October, sucht die Haselmaus ihr Winterquartier auf, das sie mit Moos und Blättern weich ausfüttert und wohl auch mit einigem Vorrath an Speise versieht, um im Falle des Erwachens einen kleinen Imbiß nehmen zu können. Gewöhnlich findet sich ihr Winterlager in tiefen Baumhöhlen, deren Eingang gerade weit genug ist, um ihr das Ein- und Ausschlüpfen zu gestatten; sie ist dadurch vor Mardern, Katzen und Eulen ziemlich sicher. Außer in Baumhöhlen hält sie auch öfters in gut geschützten Erdhöhlen, unter den Wurzeln eines Baumes ihren Winterschlaf; bisweilen findet man sie in solchen Verstecken in größerer Anzahl (bis zu 12 Individuen) beisammen; sie geben sich auf diese Weise gegenseitig Schutz gegen die äußere Kälte.

Das Fleisch der Haselmaus ist sehr zart und schmackhaft; den alten Römern war dieß wohl bekannt, denn sie züchteten sie in eigenen glattwandigen Räumen, welche Gliaria genannt wurden. Es waren dieß große, mit Eichen und Buchen bepflanzte Plätze, in welchen ihnen Höhlungen zum Nisten angebracht und reichliche Nahrung in Eicheln, Kastanien, Buchecken rc. gereicht wurde. Kurze Zeit, ehe man sie auf die Tafel bringen wollte, wurden sie eingefangen und in kleineren, dunkel gehaltenen Töpfen gemästet.

J. H.

Voltaire's letzte Lebenstage.

Fast dreißig Jahre lang hatte Voltaire Paris, die glänzende Hauptstadt Frankreichs, wo er geboren und erzogen worden war, und von wo aus sein Alles überstrahlender Ruhm sich über die ganze gebildete Welt verbreitete, nicht mehr gesehen. Der kleine Flecken Ferney, unweit Genf, den er erkauft und blühend gemacht hatte, war seit vielen Jahren der Ort seines Aufenthalts. Gleichwohl konnte der 84jährige, kranke und gebrechliche Greis es nicht über das Herz bringen, in stiller Abgeschiedenheit seines Ruhmes zu genießen und ruhig den Tod zu erwarten. Von nie gesättigtem Ehrgeize getrieben, suchte er noch jetzt von Zeit zu Zeit durch neue Produkte seines Geistes die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Seine alte Liebe für die Bühne hatte ihn nicht verlassen, und erst kurz vorher hatte er zwei neue Trauerspiele nach Paris geschickt, deren Aufführung er mit Sehnsucht entgegensah. Da jedoch die Schauspieler mit der Vertheilung der Rollen nicht eins werden konnten, so wurde natürlich die Aufführung dadurch verzögert, aber auch Voltaire's Ungeduld nicht wenig auf die Probe gestellt. Seine Freunde hatten ihn zu verschiedenen Malen nach der Hauptstadt eingeladen, und er selbst wünschte sich dort noch einmal bewundert zu sehen. Er entschloß sich daher plötzlich zur Reise dahin, und trat dieselbe mitten im Winter des Jahres 1778 wirklich an.

Diese Reise des greisen Dichters glich einem förmlichen Triumphzuge. Zwar suchte er unterwegs allen Ehrenbezeugungen auszuweichen, sie unterblieben aber deßwegen dennoch nicht. Unter anderen wurde sein Wagen nicht von den Postillonen, sondern von den Postmeistern selbst geführt. Einer der letzteren, der seines hohen Alters wegen nicht mehr reiten konnte, empfahl den berühmten Reisenden der besondern Sorgfalt seines ersten Postillons mit den Worten: „Bedenke, welche Ehre das ist, einen so großen Mann zu führen. Es gibt in Europa zehn Könige, aber in der ganzen Welt nur einen einzigen Voltaire."

Als Voltaire am 10. Februar 1778 in Paris ankam, erschien er in einem himmelblau lackirten und mit Sternen besäeten Wagen: — ob dieß eine satyrische oder irgend eine andere Bedeutung haben sollte, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Vielleicht wollte er sich blos auszeichnen, damit man ihn, wenn er in der Stadt herumführe, gleich erkenne; vielleicht aber glaubte er auch, daß seine Reise nach Paris einer Reise in den Himmel gleich wäre. Wirklich war seine Ankunft ein Freudenfest für einen großen Theil der dortigen Bevölkerung. Die Könige von Dänemark und von Schweden, ja selbst der deutsche Kaiser, die einige Zeit vorher da gewesen waren, hatten kein solches Aufsehen erregt. Die französische Akademie ernannte eine Deputation zu seiner Bewillkommnung, an deren Spitze sich der Prinz von Beauveau befand. Auch die Schauspieler bezeugten ihm in corpore ihre Huldigung, und die berühmte Clairon hielt knieend eine Anrede an ihn. „Meine Herren," erwiederte Voltaire hierauf, „ich lebe nur durch Sie und für Sie": — ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutendste hielt, und wirklich waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. Der Besuche von Prinzen, Ministern, Damen und Gelehrten waren so viele, daß sich der Dichter fast dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde erstickt," sagte er, „aber mit Rosen." Unter Anderen besuchte ihn auch Franklin, der sich damals als bevollmächtigter Minister der nordamerikanischen Staaten in Paris aufhielt. Er hatte bei dem Besuche seinen Enkel bei sich. „Mein Sohn," sagte er zu diesem, „falle auf die Kniee vor diesem großen Manne." Der Jüngling that dieß und bat um seinen Segen. Voltaire legte die Hand auf sein Haupt und segnete ihn mit den beiden Worten: „Gott und Freiheit!"

Die Beschwerden der Reise, die beständige Unruhe und die neue Lebensweise, in die sich Voltaire versetzt sah, äußerten bald den nachtheiligsten Einfluß auf seine ohnedieß wankende Gesundheit. Indeß verließ ihn seine Lebhaftigkeit nicht. Da er die Aufführung seines neuen

Trauerspiels „Irene“ beschleunigen wollte, so ließ er die Acteurs und Actricen zu sich kommen, um einige Scenen zu probiren. Bei einer dieser Uebungen griff er sich so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Kaum hatte ein junger Abbé die Gefahr vernommen, in welcher sich der Dichter befände, so eilte er herbei, um — seine Beichte zu hören. Voltaire empfing ihn mit kalter Höflichkeit, nahm indeß, um dieser voreiligen Dienstfertigkeit nicht weiter ausgesetzt zu sein, den Abbé Gautier zu seinem Beichtvater an, und sagte ihm, daß er, wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gebräuchlich gewesen, öffentlich beichten wolle. Gautier forderte aber vor Allem dem Philosophen sein Glaubensbekenntniß ab, welches dieser indeß ganz nach katholischer Form ablegte. Der Erzbischof von Paris, dem hievon Nachricht gegeben wurde, war jedoch damit nicht zufrieden. Er schrieb dem Abbé Gautier selbst ein Glaubensbekenntniß vor, das Voltaire gerichtlich unterzeichnen sollte, und welches mit den Worten anfing: „Ich bekenne, daß ich auf boshafte Weise die Gottheit Jesu Christi geläugnet habe.“ Kaum hatte Voltaire diesen Anfang gelesen, so entließ er seinen Beichtvater mit den Worten: „Für heute mag das genug sein; lassen Sie uns die Scene nicht noch blutiger machen!“ Diese Worte hatten Bezug auf sein Blutspeien; im Publikum verbreitete sich indessen die Meinung, er habe wirklich gebeichtet.

Das neue Trauerspiel „Irene“ wurde endlich am 16. Mai vor einem sehr glänzenden Auditorium zum ersten Male aufgeführt. Die ganze königliche Familie war zugegen, und das Stück wurde mit grenzenlosem Beifall aufgenommen. Die Akademie wünschte dem Dichter Glück dazu, und stellte seine Büste neben die von Corneille. Das Publikum hatte immer gewünscht, den Verfasser bei der Aufführung selbst gegenwärtig zu sehen, und da seine Krankheit inzwischen etwas nachgelassen hatte, entschloß er sich, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben und der sechsten Vorstellung anzuwohnen.

Das Publikum war auf die Erscheinung des Dichters im Theater vorbereitet. Eine erwartende Menge füllte den großen Vorhof des Schauspielhauses. Kaum erschien der außerordentliche Mann in seinem Wagen, als Alles ausrief: „Hier ist er!“ und das Geschrei: „Es lebe Voltaire!“ hatte kein Ende. Der Marquis von Vilette, bei dem er wohnte, und der schon vorher gekommen war, empfing ihn mit dem Prokurator Clause, als er aus dem Wagen stieg. Beide unterstützten ihn mit Mühe und retteten ihn kaum vor den Umarmungen der begierigen Menge. Bei seinem Eintritte in das Schauspielhaus versammelte sich um ihn eine Gesellschaft, die von wahrem Enthusiasmus für das Genie ergriffen war. Besonders stellten sich ihm die Damen in den Weg; man bemerkte sogar, daß einige zitternd sein Kleid berührten und einige andere etwas Pelz aus seinem Rocke rissen.

Der Gefeierte dieses Abends sollte zwischen seine Nichte, Madame Denis, und Madame Vilette zu sitzen kommen, und das Parterre erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, wo der Dichter erscheinen sollte. Er kam, und man verlangte sogleich eine Krone. Der Schauspieler Brissard näherte sich ihm, um sie auf sein Haupt zu setzen. Voltaire rief aus, indem er vor Freuden weinte und die Ehre ausschlug: „Ach Gott, wollen Sie denn, daß ich hier sterbe?“ Er nahm die Krone und überreichte sie seiner schönen Nachbarin. Sie wollte sie nicht annehmen, bis der Prinz von Beauveau den Lorbeer ergriff und ihn wieder auf das Haupt des französischen Sophokles setzte. Ein noch größerer Triumph aber ward bis zu Ende des Stückes aufgespart. Voltaire's Büste ward aus der Akademie geholt und auf ein Piedestal gesetzt, das zu diesem Behufe auf der Bühne stand. Die Schauspieler umringten dieselbe und hielten jeder einen Blumenkranz in der Hand. Hierauf ward der Büste eine Krone aufgesetzt; die Töne der Musik kündigten die Ceremonie an, und Madame Vestris trug mit einem der ganzen Scene angemessenen Nachdruck einige Verse vor, welche Voltaire's Unsterblichkeit, schon vor seinem irdischen Tode, verkündigten. Die Schauspieler näherten sich nun der Reihe nach der Statue, neigten sich vor derselben, und jeder setzte ihr einen Lorbeerkranz auf. Da die Schauspielerin Fanier in fanatischem Entzücken die Statue küßte, so ward sie nach einander von dem ganzen Schauspielerpersonal geküßt. Beim Aufsetzen jedes Lorbeerkranzes riefen die Zuschauer: „Es ist das Publikum, das ihn aufsetzt.“ Und dieses Publikum war nicht etwa das gemeine Volk; das Schauspielhaus war voll von Prinzen, Ministern, Gesandten, Herzogen, Pairs, den angesehensten Damen und den ersten Gelehrten, lauter tonangebenden Personen. Die Freudenbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort und wurden in hunderterlei Ausdrücken bethätigt. „Es lebe Voltaire! Es lebe der französische Sophokles! Es lebe unser Homer!“ — riefen die Einen und die Andern. „Es lebe der Philosoph, der die Welt denken gelehrt hat! Es lebe der Vertheidiger von Calas!“

Als die Vorstellung ganz zu Ende war, mußte Voltaire noch einen neuen Sturm aushalten. Er saß eben in seinem Wagen, als die versammelte Menge ihn nicht fortlassen wollte. Die Pferde wurden angehalten; verschiedene junge Dichter riefen aus, daß der neue Apollo vom Volke nach Hause gezogen werden müsse. Da aber der Haufe nicht aus lauter Dichtern bestand, so fand sich keine hinlängliche Anzahl Enthusiasten zur Ausführung des Vorschlags. Indessen hörte Voltaire auf seinem Wege ein ununterbrochenes Vivatrufen.

So groß war die Vergötterung des Dichters und so groß das Rasen der Nation. Als er nach Hause kam, weinte er wieder, und betheuerte, daß er nicht in das Schauspielhaus gegangen wäre, wenn er nur die geringste Idee von dem, was vorgegangen, gehabt hätte. Er versank bald in eine Art von Schwermuth, und sagte seufzend: „Ich bin nur nach Paris gekommen, meinen Ruhm und mein Grab zu finden.“ Da ihm seine Schwäche nicht erlaubte, die Rückreise in seine Einsamkeit sogleich anzutreten, so kaufte der greise Dichter ein prächtiges Haus und richtete sich auf einen hohen Fuß ein. Aber die Herstellung seiner Gesundheit, die er hoffte, erfolgte nicht. Die vielen Aufregungen, verbunden mit ununterbrochenen literarischen Arbeiten, und die Veränderung der gewohnten

Lebensweise wirkten dergestalt auf seinen geschwächten Körper, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Der unmäßige Genuß des Kaffees, an den er sich gewöhnt hatte, raubte ihm den Schlaf fast gänzlich. Man rieth ihm, Opium zu gebrauchen; allein eine zu starke Dosis, die er ohne den Rath eines Arztes genommen hatte, stürzte ihn in eine Schlafsucht, die bald tödtlich wurde.

Schon lag er besinnungslos in den letzten Zügen, als der Pfarrer von St. Sulpice und der Abbé Gautier herbeikamen, um zu versuchen, ob sie den Sterbenden nicht noch bestimmen könnten, sich den Ceremonien der katholischen Kirche zu unterwerfen. Der Pfarrer näherte sich seinem Bette, und fragte ihn: „ob er an die Gottheit Jesu Christi glaube?“ Voltaire war zu betäubt, um die Frage verstehen zu können. Man sagte ihm hierauf, daß sein Beichtvater, der Abbé Gautier, da sei. „Der Abbé Gautier?“ — antwortete er mit schwacher Besinnung — „machen Sie ihm mein Compliment.“ Der Pfarrer von St. Sulpice fuhr nach dieser Antwort dennoch fort, den Kranken mit seinen Reden zu quälen. Er wiederholte die obige Frage; Voltaire gab ihm in seinem betäubten Zustande eine befremdende Antwort, und starb bald darauf, 31. Mai 1778, ohne die Sakramente empfangen zu haben.

Der Erzbischof von Paris soll dem Dichter wegen seiner Irreligiosität absolut ein christliches Begräbniß verweigert haben. Um alles Aufsehen und mögliche Excesse zu vermeiden, ließen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn Nachts nach der Abtei Sellieres bringen und in der dortigen Kirche beisetzen. Der Bischof von Troyes, zu dessen Diözese diese Abtei gehörte, schickte, sobald die Sache ruchbar wurde, einen Befehl ab, Voltaire'n nicht zu begraben; allein wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde in der Folge nach Romilly gebracht, und ruhte hier bis zum Jahr 1791, wo er durch ein Dekret der Nationalversammlung feierlich nach Paris geführt und im Pantheon beigesetzt wurde.

Dr. W. B.

Die Tempelherren.

Die Entstehung des Templer-Ordens läßt sich auf folgende Thatsache zurückführen. Neun französische Ritter, welche Gottfried von Bouillon nach Palästina folgten, vereinigten sich in der Absicht, die Pilger zu schützen, welche von allen Seiten nach Jerusalem zogen. Viele muthige Krieger folgten ihrem Beispiele und vereinigten sich mit ihnen in derselben Absicht. So bildete sich bald eine kräftige Schaar, welche sich durch die hochherzigsten Heldenthaten auszeichnete und sich ganz und gar dem Schutze des heiligen Grabes widmete. Dieses ist der eigentliche Ursprung des berühmten Templer-Ordens, welcher im Jahre 1128 auf dem Concil zu Troyes vom Papste Honorius II. seine Bestätigung erhielt. Dieser Orden erreichte bald einen so hohen Grad von Berühmtheit und Ansehen, daß er den Neid und die Habsucht der Großen erregte, was seinen baldigen Untergang zur Folge hatte, indem die vornehmsten Ritter hingerichtet und ihre Güter eingezogen wurden.

Im Jahre 1147 gründeten die Tempelherren in Paris ein Haus, in welchem die französischen und englischen Ritter ihre Kapitel hielten. Dieses Haus diente 1793 dem König Ludwig XVI. als Gefängniß. Später wurde es in ein Nonnenkloster verwandelt.

Der Orden theilte sich in eine große Zahl von Prioreien und Comthureien, welche alle unter der Autorität eines Hochmeisters standen.

Der Reichthum, welchen dieser Orden besaß, und die Tapferkeit seiner Ritter machte ihn zu einer mächtigen Körperschaft, welche unabhängig von jeder Regierung dastand. In den häufigen Streitigkeiten, welche zwischen den Päpsten und den französischen Königen, ihren eigentlichen Oberherren, statthatten, nahmen sie stets die Partei des päpstlichen Stuhles. Oft auch betheiligten sie sich an Kriegen, welche durchaus keinen religiösen Zweck hatten. Und so kam es denn, daß der ganze Orden von der französischen Regierung verfolgt wurde.

Im Jahre 1307 stand der Orden auf der höchsten Stufe seines Glanzes. Damals waren die Finanzen der französischen Regierung in einem sehr schlechten Zustande. Philipp der Schöne hatte sich genöthigt gesehen, den innern Werth der Goldmünzen zu verringern, und obgleich ihn die Generalstaaten zwangen, die Münzen wieder nach der Taxe prägen zu lassen, wie unter Ludwig IX. es geschehen, war die Geldnoth so groß, daß er das gegebene Versprechen nicht halten konnte und wiederholt schlechtere Münzen prägen ließ. Da erhoben sich die Normandie und andere Provinzen gegen ihn. Durch die äußerste Noth gedrängt, verfolgte er seine jüdischen Unterthanen und ließ sie ausplündern. Das aber reichte noch nicht hin, die leeren Kassen zu füllen, und er warf nun seine Blicke auf die Reichthümer der Tempelherren. Außerdem flößte ihm die Macht dieses Ordens Unruhe ein, und in den Kriegen zwischen den Häusern Anjou und Arragonien, welche sich um den Thron Siziliens stritten, nahmen die Templer Partei für Arragonien und sicherten diesem Hause den Erfolg. Da wurden, am 12. October 1307, der Großmeister und viele Ritter in Paris gefangen genommen. Man bemächtigte sich ihrer Reichthümer, der König selbst nahm ihr Haus für sich in Beschlag, und an demselben Tage wurden in allen französischen Comthureien viele Ritter in's Gefängniß geworfen.

Damals aber hatte das Volk vor einem religiösen Orden zu große Achtung, als daß es eine solche That hätte billigen können, und selbst wichtige Staatsgründe würden auf das Urtheil der Menge ohne Einfluß geblieben sein. Selbst der Adel war geneigt, für die verfolgten Tempelherren Partei zu nehmen. Darum berief der König — was damals etwas ganz Außerordentliches war — die Einwohner von Paris zu einer Versammlung, in welcher er seine That dadurch rechtfertigte, daß er die Tempelherren der Ketzerei und Gotteslästerung beschuldigte.

Der König ernannte Inquisitoren für ganz Frankreich, welche — unabhängig von Rom — den Prozeß gegen den Orden führen sollten. Der Papst opponirte dagegen, aber

der König zeigte eine ganz außergewöhnliche Festigkeit, und indem er den Papst zu Poitiers gefangen hielt, zwang er ihn, seine Opposition zurückzunehmen. Von jetzt an wurde der Orden in der ganzen Christenheit verfolgt. Man ging noch weiter: man erzwang vom Papste einen Befehl, die Folter gegen die Tempelherren anzuwenden, um auf diese Weise Geständnisse von ihnen zu erpressen, welche ihre Verurtheilung zur Folge haben mußten.

Viele Ritter kamen um in den Qualen der Folter, Andere ertrugen sie mit Standhaftigkeit. Diejenigen, welche von den Henkern zu unwahren Geständnissen gezwungen wurden, wie der Großmeister Jakob Molay, widerriefen sie nachher mit Festigkeit.

Schon hatten viele Ritter den Feuertod erlitten. Der Großmeister schmachtete noch im Gefängnisse. Der Papst hatte sich das Urtheil über ihn vorbehalten, und hörte nicht auf, sich für seine Freilassung zu verwenden. Endlich mußte er doch nachgeben. Er beauftragte einen Bischof und zwei Kardinäle, das Urtheil zu fällen, und diese verurtheilten den Großmeister und drei andere Häupter des Ordens zu lebenslänglichem Gefängniß. Aber Molay hatte die Geständnisse, welche die Tortur ihm erpreßt, widerrufen; deßhalb versammelte der König seinen Rath, und ließ den Großmeister Molay und den Großprior der Normandie, Hugo von Tesaldo, welcher seinem Meister an Muth und Todesverachtung nicht nachstehen wollte, trotz des milderen Urtheils der päpstlichen Abgesandten, zum Feuertode verurtheilen.

Am 19. März 1314 wurden die beiden Opfer auf den Scheiterhaufen geschleppt, und, damit sie Zeit behielten, um Gnade zu flehen und Geständnisse zu machen, bei gelindem Feuer verbrannt. Aber ihre Festigkeit verläugnete sich nicht einen Augenblick, und während die halbverbrannten Körper Schrecken und zugleich Mitleid einflößten, betheuerten sie noch ihre Unschuld und die Unschuld des Ordens.

Die Asche dieser beiden Märtyrer wurde gesammelt und als Reliquie aufbewahrt.

Unsre Geschichtschreiber erzählen, daß der Großmeister auf dem Scheiterhaufen ausgerufen: „Clemens, grausamer Richter, du wirst in vierzig Tagen vor dem ewigen Richter erscheinen!" — Man fügt auch hinzu, daß er in ähnlicher Weise den Tod des Königs nach Ablauf eines Jahres vorhergesagt.

In der That starb der Papst Clemens nach vierzig Tagen und der König Philipp der Schöne nach einem Jahre.

Sein Minister Enguerrand von Marigny, der erbittertste Feind der Tempelherren, wurde später der Zauberei angeklagt und zum Tode verurtheilt. Er wurde an denselben Galgen gehängt, den er selbst hatte errichten lassen.

Putbus auf Rügen.

Einstmalen in uralten Zeiten war die Insel Rügen mit dem Festlande verbunden. Ein tiefes, fruchtbares Thal zog sich zwischen Rügen und Pommern hin, bewohnt von fleißigen Bauern, bebaut mit Höfen und Dörfern, nicht selten unterbrochen von mächtigen Wäldern mit riesigen Bäumen. Da, um's Jahr 1302 oder vielleicht auch 1307 — die Geschichte gibt keine genaue Jahreszahl an —, brauste ein furchtbarer Sturmwind über die Ostsee hin, und die Wogen derselben hoben sich in niegesehener Größe, und mit unwiderstehlicher Macht brachen sie über das Thal zwischen Rügen und Pommern und versenkten dieses mit allen seinen Dörfern und Wäldern, die dort lebende Menschheit in ein einziges tiefes und nasses Grab versenkend. Seither ist Rügen eine Insel; noch aber kann man bei



Schloß Putbus.

hellem Wetter und ruhiger See tief unten auf dem Meeresgrunde des „Boddens" (so nennt man den Meeresarm, der sich zwischen Rügen und Pommern hinzieht) Eichen und Tannen erblicken, die in trotzigem Zorne aufrecht stehen geblieben sind, als einzige Erinnerung an das vor fünf Jahrhunderten hier versunkene Festland!

Die Hauptstadt von Rügen ist **Bergen**, der Hauptort aber ist **Putbus**; denn Putbus ist ein berühmtes Seebad und zugleich die Residenz des Fürsten von Putbus.

Schon in uralten Zeiten gab es Ritter von Putbus, und die **Burg Putbus** wird schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts genannt. Die Ritter von Putbus rühmten sich, von dem alten Fürstenhause abzustammen, welchem die Insel Rügen im Mittelalter gehörte, und ihr Geschlecht war auch wirklich so angesehen, daß sie nicht blos schon im fünfzehnten Jahrhundert „Dynasten" oder „Freiherren" von Putbus genannt wurden, sondern daß auch der deutsche Kaiser Karl VI. den Freiherrn Malté von Putbus im Jahre 1727 zum Reichsgrafen und zugleich zum Landmarschall von Pommern und Rügen ernannte. Dieser Reichsgraf erwarb nach und nach alle die

Güter und Besitzungen, welche dem früheren Fürstengeschlecht von Rügen angehört hatten, mehr als zwei Drittheile der ganzen Insel, und so war es nicht mehr als billig, daß König Gustav Adolph IV. von Schweden, als der Oberlehensherr der Insel in damaligen Zeiten, den Urenkel des Grafen Malté, d. i. den Grafen Malté Wilhelm von Putbus, anno 1807 in den Reichsfürstenstand erhob, — eine Würde, in welcher derselbe im Jahre 1815, als die Insel Rügen preußisch wurde, von König Friedrich Wilhelm bestätigt worden ist.

Das Schloß Putbus, die Residenz dieses berühmten Geschlechts, so wie es jetzt steht, wurde anno 1725 vom Reichsgrafen Malté an derselben Stelle zu bauen angefangen, wo einstens die alte Stammburg stand. Es ist massiv von Quadern, und macht, besonders von der vorderen Frontseite aus betrachtet, einen mächtigen Eindruck. Im ersten Stocke befinden sich die Wohn- und Fremdenzimmer, und ihre Einrichtung ist äußerst reich. Noch reicher fast ist die Gemäldegallerie im zweiten Stocke, welche Stücke von Raphael Sanzio, Buonaventura, Teniers und vielen andern berühmten Künstlern enthält. Auch die Alterthümersammlung — Alterthümer von der Insel Rügen bis auf die ferne Heidenzeit hinauf — und die Bibliothek, die über 10,000 Bände umfaßt, sind sehenswerth. Noch sehenswerther aber ist der große Park, welcher sich rings um das Schloß herum ausdehnt und an Mannigfaltigkeit und Großartigkeit manchen königlichen Lustgarten überbietet. An den Park stößt der Thiergarten, in welchem wohl vier- bis fünfhundert der prächtigsten Edelhirsche und Rehe weiden, und mitten durch (durch Beides, Park und Thiergarten) fließt ein klares Wasser, das an gewissen Stellen prächtige Bassins bildet, die mit weitgesprengten Brücken überbaut sind. Das Herrlichste jedoch von Allem, vom Schlosse wie vom Parke, ist die wundersame Aussicht auf die hohe See, die an besonders klaren Tagen bis nach Stralsund hinüberreicht. Kein Wunder also, wenn der Fürst von Putbus diesen Punkt zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte!

Im Jahre 1810 begann er die Stadt Putbus zu gründen, und zwar hinter dem Parke, etwa eine Viertelstunde vom Strande entfernt, und dieselbe nahm schnell an Ausdehnung und Bedeutsamkeit zu, denn der Fürst verband damit eine große Seebadanstalt, welche alsobald einen bedeutenden Namen in der Welt erlangte. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, Russen, Deutsche, Franzosen und Engländer, und man sah in Putbus einem goldenen Zeitalter entgegen. So errichtete man denn anno 1818 eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, hart am Strande des Meeres, eine neue große Badeanstalt, das sogenannte Friedrich-Wilhelms-Bad, und legte es so großartig an, daß die Frequenz jährlich auf Zehntausende hätte steigen dürfen, ohne daß die Badelustigen je in der Ausübung ihrer Lust gehindert worden wären. Auch der Kursaal, der an den Park stößt, hat dieselben außerordentlichen Dimensionen, und weder Baden-Baden, noch Wiesbaden können einen größeren aufweisen. Diesem entsprechend ist das Theater nebst dem Concertsaal, und selbst die Hôtels zeigen Räumlichkeiten, die einer sehr großen Stadt keine Unehre machen würden. Allein der Traum von der anschwellenden Größe des Seebades Putbus dauerte nur eine kurze Zeit. Die Aerzte des Festlandes behaupteten, daß der Wellenschlag in Putbus nicht so stark sei, als in Swinemünde, Stolpmünde, und wie die andern nachher an der Ostsee entstandenen Seebäder alle heißen, und empfahlen den Reicheren ihrer Patienten — den stärkeren Wellenschlag! — Demgemäß wurde Putbus nicht „fashionable“ und die vornehmen Fremden blieben aus, so daß die Fürstlich Putbus'sche Badedirektion jährlich einen ziemlichen Verlust erleidet, welchen der Fürst aus seiner Privatkasse deckt. Um so angenehmer und gemüthlicher finden es dagegen die bürgerlichen Badegäste, die sich dessenungeachtet immer ziemlich zahlreich einfinden, nämlich die Kaufleute und Beamte aus Berlin, Stettin und Stralsund, und besonders die Beamten, Gutsbesitzer und Pächter der Insel Rügen selbst; denn die Preise sind in Putbus außergewöhnlich billig, und stehen mit den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Badelebens so zu sagen in gar keinem Verhältniß.

So möchten wir das Seebad Putbus allen Denen empfehlen, die nicht durchaus darauf erpicht sind, ein „Modebad“ zu besuchen!

Gr.

Der Garten von Kew
im Jahre 1859.

Sechs und eine halbe englische Meile von London, in der Grafschaft Surrey, liegt das Dorf Kew mit königlichem Schloß und einem der reichhaltigsten botanischen Gärten der Welt. Man trifft hier die schönsten und seltensten Pflanzen und Gewächse aus allen Regionen der Erde, namentlich aus Nord- und Südamerika, Indien, Tibet, China, Japan und Australien. Neben den Treibhäusern, von welchen das größte eine Länge von 362 Fuß hat und fast einen Acre Glas enthält, befinden sich hier ein prächtiges Palmenhaus, ein Arboretum, Museum und Observatorium. Die Heizung wird zum Theil durch unterirdische Gänge bewerkstelligt, indem das Kohlenmagazin durch einen Tunnel mit dem Saale, der die Oefen enthält, verbunden ist, und große, auf einer Eisenbahn rollende Waggons das Brennmaterial herbei- und die Asche zurückbringen.

Ihre jetzige Blüthe verdankt die Anstalt, wozu der Staat nur 7000 Pf. St., kaum die Unkosten deckend, beiträgt, vornehmlich dem berühmten Botaniker Sir William Hooker, welcher im Jahre 1842 als Direktor an deren Spitze gestellt wurde. Derselbe hat vor Kurzem einen sehr interessanten Bericht über die Fortschritte des Gartens von 1853—1859 veröffentlicht, aus welchem das Nachfolgende entlehnt ist.

Der Direktor stellte sich die Aufgabe, aus dem Garten einen gesunden Erholungsort für das Publikum zu machen, die Nationalliebe für Gärtnerei zu fördern, und möglichst viele populäre Unterweisung zu geben über Aus-

sehen, Namen, Gebrauch, Heimathland u. s. w. einer großen Reihe von Nutz- und Zierpflanzen aus allen Ländern und Climaten, sammt deren Produkten, sei es als Nahrung, Arznei-, Färbe-, Gewebestoff, als Bau- oder Kunsttischlerholz; die Gartenbaukunst und wissenschaftliche Botanik aufzumuntern, die Gewerbe, welche auf vegetabilische Erzeugnisse gegründet sind, zu unterstützen, Botanikern Nachweisungen zu geben und bei Herausgabe von Schriften behülflich zu sein, Reisende, Kaufleute und Manufakturisten mit Pflanzen bekannt zu machen, endlich Pflanzensammler und Gärtner für das Heimathland, für Colonial- und auswärtigen Dienst heranzuziehen. Diese Zwecke zu erreichen, ist nur möglich bei einer so trefflichen Organisation, wie sie von dem Direktor eingeführt wurde. Natürlich hat er die Oberaufsicht über die ganze Anstalt, führt die ausgebreitete Correspondenz, besucht täglich die Gärten und Häuser, leitet den Austausch von jungen Pflänzchen und Sämereien, und ordnet alle Aenderungen und Verbesserungen an. Er liefert die Namen von Pflanzen und ihren Produkten Manufakturisten, Kaufleuten, Droguisten, Baumgärtnern, Reisenden und Liebhabern in allen Theilen der Welt, und hat bis jetzt allen mäßigen Anforderungen Genüge geleistet, ohne zwischen Bittstellern, welche dem Garten selbst schon Gaben zukommen ließen, und zwischen Anderen einen Unterschied zu machen. Unter dem Direktor steht der Curator, Untercurator, sieben Aufseher, welche wechselsweise neben ihrem gewöhnlichen Dienste die Gärten, die Bibliothek und die Lesezimmer überwachen.

Die Gärtner sind unwandelbar junge Männer, bei deren Wahl auf Prädikat,. Geschicklichkeit und Erziehung Rücksicht genommen wird. Man engagirt sie auf zwei Jahre, und bei gutem Verhalten steigen sie in dieser Zeit von Gärtnern mit 12 Schill. zu Aufsehergehülfen mit 18 Schill. per Woche. Von den Besten werden einzelne nach den Colonien gesandt.

Der botanische Garten bestand, als er 1841 von der königlichen Familie dem Publikum überlassen wurde, aus 11 Acr., und hat jetzt eine Ausdehnung von 75 Acr., mit Ausnahme der Lustgründe. Der Eintritt ist frei. Die Zahl der Besucher stieg von 9174 im Jahre 1841 bis zu 405,376 im Jahre 1858, ohne die zu rechnen, welche zu dem Herbarium und der Bibliothek Zutritt wünschten. Die größte Zahl der Besuche an einem Tag belief sich auf 13,761; am häufigsten kommen sie im Juni, Juli und August vor, am seltensten im November, December und Januar; und um den Genuß des Publikums zu erhöhen, werden stets weitere Blumenrabatten angelegt, Gebüsche und Gruppen formirt, und hochstämmige blühende Gewächse und Bäume gepflanzt.

Die Treib- und Gewächshäuser gewinnen an Schönheit und Brauchbarkeit. Die Palmen stehen ohne Nebenbuhler da; ebenso die Farrn, besonders die Farrnbäume; die Cactus, Agaven, Aloe's und andere Saftpflanzen, und die Bananen. Unter den letztern zeichnet sich vor allen aus die gigantische abyssinische Banane (Musa Ensete), welche nur von Bruce beschrieben und abgebildet, und kürzlich von dem britischen Consul zu Mussawa, Mr. Plowden, zum ersten Mal nach Europa gebracht wurde. Sie ist im Palmhause in fünf Jahren über 30 Fuß hoch geworden, hat am Stamm 7½ Fuß im Umfang, und die Blätter ohne den Stiel sind 6 Fuß lang. Die Orchideen haben unter einem unlängst angestellten, sehr geschickten Gärtner merkwürdige Fortschritte gemacht; die seltsamen Napfpflanzen, die edeln Zaunas, die Cycaden und ihre Verwandten, die Reispapierpflanze von Formosa, das wundervolle Gitterblatt (Ouviranda fenestralis), welches W. Ellis von den Seen Madagaskars brachte, der Reisendenbaum (Treveller's-Tree), von demselben beschrieben, der Spitzenstrauch von Jamaika, die seltene Cinchona, wovon die beste Perurinde kommt, und die herrliche Sammlung himalayischer Rhododendren sind in bestem Wachsthum.

Die Gewächshaus-Coniferen und andere Bäume und Gesträuche gemäßigter Climate, welche nur im Winter eines Schutzes bedürfen, zeigen Symptome von Abnahme, und dieß, wie der Direktor bemerkt, in Folge des Mangels an einem entsprechenden Raume; es ist jedoch Aussicht vorhanden, daß Sir W. Hookers Plan zum Bau eines gigantischen Glashauses für die Cultur der großen Coniferen in Ausführung kommt.

Es laufen beständige Bitten ein, den Besuch des Gartens vor 1 Uhr Nachmittags zu gestatten, aber sie müssen, außer für Personen, welche wirkliche Geschäfte oder andere Ansprüche für Zulassung daselbst haben, nothwendig abgewiesen werden, da die Gärtner nur, ehe das Publikum Zutritt erhält, stetig arbeiten können.

Die Gesuche um Setzlinge, Sämereien, Museumsgegenstände sind so zahlreich, daß man große Mühe hat, ihnen zu entsprechen. Als allgemeine Regel stellt der Direktor den Satz auf, daß nur diejenigen Personen oder Gesellschaften berücksichtigt werden sollen, welche dem Garten selbst schon Pflanzen gegeben, oder sonst auf irgend eine Weise zur Vergrößerung der Nationalsammlung beigetragen haben. Andere kommen um gepflückte Blumen und Blätter zum Blumenmalen, zur Dekoration, zur Anlegung von Skelett-Exemplaren ein. Dergleichen Bitten wurden eine Zeitlang in reichlichem Maße gewährt, nahmen aber in Folge davon so überhand, daß man außer Stands war, ihnen zu genügen, und jetzt werden in der Regel nur Personen befriedigt, welche begründete Ansprüche haben.

Das Arboretum oder der Lustgrund umfaßt 250 Acr. Es wird jetzt eingetheilt in das eigentliche Arboretum, die Baumschulen, einen großen neugeschaffenen See, und den Garten der Königin. Das Clima von England ist dem Wachsthum einer großen Menge Bäume und Gesträuche der gemäßigten Regionen besonders günstig, und der Direktor wünscht natürlich, daß das noch im Entstehen begriffene Arboretum nicht blos Großbritanniens würdig, sondern seinen ausgedehnten Besitzungen dienstbar werde. Gegenwärtig zählt man hier 3500 Arten von Bäumen und Gesträuchen, und sie befinden sich meist in gedeihlichem Zustande. Doch dauert es immer noch einige Jahre, ehe die mancherlei Gruppen von Bäumen zu einem Zustande der Vollkommenheit gelangen.

Die beiden Baumschulen sind praktisch und nutzbringend angelegt. Im Jahre 1856 wurden 1010 Bäume, hauptsächlich Platanen und Ulmen, zur Anpflanzung in den Parks der Hauptstadt abgegeben; ebenso 13,389 im Jahre 1857; und im Jahre 1858 nicht weniger als 20,814 für die Parks und neuen Anlagen von Kew.

Der Garten der Königin, ursprünglich aus 12 Acr. bestehend, ist unlängst durch Zuziehung von weitern 14 Acr. beträchtlich vergrößert worden. Dieses schöne Grundstück ist natürlich Ihrer Majestät vorbehalten.

Die Kosten für Errichtung und Ausstattung des neuen und großen Museums waren ausnehmend gering, da es bei dem allgemeinen Interesse für jene Sammlungen selten nöthig wurde, Exemplare zu kaufen, und Gegenstände von hohem Interesse beständig durch Correspondenz zu erlangen sind.

Das Herbarium von Kew, immerdar von hohem, wissenschaftlichem Werthe, bestand schon im Jahre 1851 aus 150,000 Arten, hat aber im vorigen Jahre einen außerordentlichen Zuwachs durch die ungeheuren, auf Befehl des indischen Gouvernements in Indien veranstalteten Pflanzensammlungen erhalten. Seit dreißig Jahren in den Kellern des East-India-Hauses allmälig angehäuft, waren sie für die Wissenschaft verloren. In Folge der dringenden Insinuationen von Kew gestatteten endlich die Direktoren der ostindischen Compagnie, daß dieselben unter Sir W. Hookers Oberaufsicht geordnet werden sollten. Die Sammlungen, welche eilf große Waggons füllten, waren mehr als zur Hälfte von Dunst, Ungeziefer und Kohlenrauch zerstört; unter dem, was übrig blieb, sind aber Artikel von hohem Interesse und Werth; namentlich Dr. Falconers Sammlung aus Tibet und Kaschmir, in 70 Kisten, Mr. Griffiths Herbarien, und Dr. Helfers sämmtliche Pflanzen von Tenesserim und den Andamanen-Inseln.

Gegenwärtig sind nach der Versicherung des Direktors die Herbarien von Kew die umfangreichsten und praktisch anwendbarsten, welche existiren, werden von Schriftstellern und andern, mit dem Studium der Botanik beschäftigten Personen in reichem Maße benützt, und sind nun, was in London nicht zu erreichen war, vor Staub und Kohlendampf, welche auf Papier und Pflanzen gleich verderblich einwirken, gesichert.

Dr. B—e.

Häuser und Trachten in Japan.

Die Häuser in Japan ähneln in ihrem äußern Ansehen den Schweizerhäusern, und sind wie diese meist von Holz, mit breiten Vordächern, und sämmtlich mit Ziegeln bedeckt. Die Ziegel werden aus einem blauen Thon gebrannt, der denselben eine sehr schöne Farbe gibt. Die Ränder der Dächer sind mit Zierrathen versehen und weiß bemalt; über den Kamm aber läuft eine breite Kante, die ebenfalls weiß angestrichen und an ihren beiden Enden schön verziert ist. In der sonstigen Bauart weichen übrigens die japanesischen Häuser von den europäischen sehr ab, denn ihre Vorderseiten bestehen fast durchaus aus beweglichen Rahmen und Fächern, welche zurückgeschoben werden können. Dasselbe ist mit den Scheidewänden im Innern der Häuser der Fall, denn man kann sie ebenfalls zurückschieben, so daß man nach Belieben zwei oder drei Zimmer in Eines verwandelt oder dieses Eine in mehrere Apartements abtheilt. Kamine und Oefen kennt man nicht, sondern besitzt nur bronzene Kohlenpfannen zum Erwärmen. Die Häuser gewähren also im Winter nur wenig Schutz gegen die Witterung, doch ist diese gewöhnlich so mild, daß das Einheizen zum vollkommensten Ueberfluß würde. Besondere Schlafzimmer gibt es auch nicht, selbst nicht in den Häusern der Reicheren, sondern man legt Nachts seidene Matratzen auf den Boden, und kleine Holzgestelle, die mit Seide gepolstert sind, bilden die Kopfkissen. In diesen Gestellen finden sich Schubladen für Kämme, Nadeln, Scheeren und dergleichen. Auch Bettdecken kennt man keine, sondern man zieht Nachts ein dickgesteppte Gewand an, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Eben so merkwürdig, wie die Häuser, sind auch die Trachten der Japanesen; denn dieselben sind für jeden Stand besonders vorgeschrieben, und Niemand darf es wagen, von dieser Vorschrift abzuweichen. Der Stoff für die Gewande ist in der Regel mausgraue Seide, denn die Seide ist dort ungemein billig. Von Leinwand oder Baumwolle zu Hemden und dergleichen weiß man gar nichts, sondern man schlingt Seidenstoffe um den bloßen Leib, und erst über diese wirft man dann das seidene Oberkleid. Auf dem Scheitel haben die Männer eine runde Stelle glatt geschoren, und gegen diese Tonsur hin nun wird das Haar von allen Seiten emporgekämmt, um sofort mit Fett und Wachs in einen Bündel zusammengeklebt zu werden, der über den geschorenen Vorderkopf herabhängt. Die Frauen dagegen lassen ihr Haar lang wachsen und flechten es in die mannigfaltigsten Formen. Auch benützen sie zu ihren Oberkleidern zuweilen hellere Farben, als jene graue Mausfarbe, die bei den Männern stereotyp ist. Die Fußbekleidung besteht durchaus in weiten Strohsandalen, in denen man wie eine Ente daherwatschelt. Eine wärmere Kopfbedeckung (natürlich die des Heeres ausgenommen) als Strohgeflechte gibt es nicht.

G.

Ein Spazierstock vom Oelberg bei Jerusalem.

Kürzlich bot ein Reisender in augenblicklicher Geldnoth einen Spazierstock feil, den er im vorigen Jahre von einem Baume des Oelbergs bei Jerusalem geschnitten haben wollte. Für die Wahrheit seiner Worte konnte er aber nichts verbürgen, als sein Wort selbst, und somit unterblieb der Verkauf.

G.



1860 [illegible]

Die Kreuzabnahme von Raphael.

(Taf. 25.)

Wie freigebig und liebreich der Himmel bisweilen einem Menschen den unendlichen Reichthum seiner Schätze, alle Anmuth und seltenen Gaben spendet, welche er sonst in langen Zeiträumen unter Viele zu vertheilen pflegt, sieht man an dem eben so herrlichen als anmuthigen Raphael Sanzio von Urbino. Er wurde am Charfreitag des Jahres 1483, dem 28. März, in dem italienischen Städtchen Urbino geboren. Sein Vater, Giovani Santi, ein verständiger Mann und geschätzter Maler, ließ sich die Erziehung des einzigen Kindes um so angelegener sein, als er selbst erfahren hatte, wie traurig es ist, ohne gründliche Bildung und ohne Anleitung zum Guten aufzuwachsen. Der junge Raphael, den der Vater in seiner Kunst unterrichtete, wuchs zur Freude der Eltern heran, welche noch das Glück hatten, in dem liebenswürdigen Knaben die seltene Begabung zu bewundern. Giovani starb, als Raphael kaum das eilfte Jahr zurückgelegt hatte; wir müssen in diesem also eines jener frühzeitigen Genies erkennen, deren glänzende Erscheinung gewöhnlich aber auch von kürzerer Dauer ist.

Der Vater hatte bald eingesehen, daß Raphael wenig mehr bei ihm lernen könne, und den Knaben nach Perugia zu Pietro Perugino gebracht. Der Abschied kostete der zärtlichen Mutter viele Thränen, sie hatte aber den Trost, daß sich der Meister, sobald er Raphaels Art zu zeichnen und seine liebenswürdigen Sitten erkannt hatte, mit väterlicher Liebe seines Zöglings annahm, und ein Urtheil über dessen Zukunft aussprach, das sich vollkommen bestätigte. Von Perugino, der vielleicht am meisten Sinn für Schönheit und Frömmigkeit zugleich besaß, erhielt die wunderbare Begabung seines Schülers eine Weihe, die ihn nimmer verließ. Raphael wußte bald die Manier Perugino's so vollkommen nachzuahmen, daß man ihre Bilder nicht von einander unterscheiden konnte.

Nach dem Wegzuge Perugino's begab sich Raphael nach Città di Castello, und sodann nach Florenz, um in letzterer Stadt die berühmten Cartons von Da Vinci und Michel Angelo zu studiren. Schon in seinem nächsten Bilde, der berühmten Grablegung, sind die Früchte dieses Studiums, eine gewisse Größe und Majestät, die ihm bisher gefehlt hatte, zu erkennen. Raphael kehrte, in den genannten Städten die anmuthigsten und herrlichsten Werke hinterlassend, nach Urbino zurück, um, da seine Eltern gestorben waren, seine Angelegenheiten zu ordnen und seine Vaterstadt mit einigen Kunstwerken zu beschenken. Um das Jahr 1507 erhielt Raphael durch Bramante, einen entfernten Verwandten, der im Dienste des Papstes Julius II. stand, eine Einladung, er möchte nach Rom kommen, Seine Heiligkeit habe einige neue Zimmer herrichten lassen, in denen er Beweise seiner Kunst geben solle. Raphael, der damals in Florenz beschäftigt war, ließ seine Arbeiten unvollendet und eilte nach Rom, wo er vom Papste auf's Huldvollste empfangen wurde, und in der Segnatura das berühmte, 1508—11 ausgeführte Bild, die Schule von Athen, begann, worin alle Weltweisen dargestellt sind, wie sie in verschiedener Weise mit einander streiten. Raphael hatte bei dem Entwurfe den großen Dichter Ariost brieflich um seine Ansichten befragt, und vielleicht auch den Schriften des Boëthius, Dante's und Petrarca's einzelne Ideen entnommen. Papst Julius wurde von dieser großartigen Schöpfung so ergriffen, daß er den jungen Künstler auf's Großmüthigste belohnte und sofort alle Bilder anderer Meister abschlagen ließ.

Die Werke Raphaels sind zu zahlreich, um hier besprochen oder auch nur angeführt zu werden; man zählt deren, die Entwürfe und Handzeichnungen eingerechnet, über zwölfhundert, welche nicht nur seine künstlerische Entwicklung beurkunden, sondern auch mit der menschlichen Entwicklung der Ideen und Gefühle Raphaels in den verschiedenen Lebensepochen in innigster Harmonie stehen. Den ersten unsichern Versuchen des Knaben folgen Bilder voll sanfter Gefühle und inniger Empfindung, wie sie dem Jünglinge eigen sind. In den späteren Werken hält die Wärme des Gefühls noch der Stärke des Gedankens die Wage, bis endlich die Kraft der Einsicht des gereiften Mannes überwiegt. Seine ersten Madonnen waren zarte, mädchenhafte Jungfrauen, die späteren hohe Frauen voll Tiefe des Gefühls und des Geistes. „Die Gemälde Anderer sind Gemälde," sagt Vasari, „die Werke Raphaels aber Leben, denn das Fleisch bebt, man sieht das Athmen, die Pulse schlagen in seinen Gestalten, und man erkennt in ihnen lebendiges Leben." Der Schönheitssinn Raphaels fühlte sich aus dem Tiefsinn der strengen Kirche in die heitere Welt der Antike hingezogen, an deren Anschauen er sich erfrischte, ohne jedoch aufzuhören, in kindlicher Andacht der Kirche zu dienen. Seine Schöpfungen wurden hiedurch sinnlicher und wahrer, und blieben gleichwohl von der Majestät des christlichen Geistes erfüllt: er hatte ein griechisches Auge bei romantischem Herzen, und faßte, wie ein großer Aesthetiker der Gegenwart sagt, „den goldenen Inhalt des christlichen Geistes in die silbernen Schalen des Alterthums. Raphael hat einen Zauber der Linie, eine Welle, ein Oval der Köpfe, ein Neigen, Beugen des Hauptes und Halses, eine Zeichnung der Figur, der Hand, des Beins, und darin einen Ausdruck himmlischer Liebe, Reinheit des Daseins, die nur ihm eigen ist, so nicht wiederkehren kann *)." „Hier haben wir ein Talent, das uns gleich den Griechen aus der ersten Quelle das frischeste Wasser sendet." Goethe's Worte. „Raphael war in der That ein klares, stilles, tiefes Wasser, worin sich die beste Natur rein abspiegelte." Heinse. In der sixtinischen Madonna, ursprünglich für die Kirche St. Sixt zu Piacenza gemalt, jetzt in der Dresdener Gallerie, erwuchs einer der erhabensten Kunstgedanken aller Zeit im Geiste des unsterblichen Künstlers, und sie ist wohl schlechtweg das berühmteste Gemälde zu nennen. Fast nicht minder geschätzt und gleichfalls durch zahlreiche Copien bekannt ist die Madonna della Sedia. Raphael ist aber nicht nur der Maler still rührender, lieblicher Madonnen, heiliger Familien, reizender Engelknaben, sondern eben so sehr

*) F. Th. Vischer, Aesthetik III. S. 716.

der Maler mächtig bewegter Action und zugleich höchster Verherrlichung jenes in Maria und Christus persönlich beschlossenen Ideals. Besondere Anerkennung fanden die Propheten und Sibyllen in Sta. Maria della Pace, die Frescogemälde im Vatikan, die Disputa, eine Versammlung christlicher Theologen unter dem Schutze Christi und der Heiligen, und das Bildniß des Papstes Leo X., durch die Kraft und Lebendigkeit des Colorits und letzteres durch die Meisterschaft in der Behandlung aller Theile. Man sieht die Fasern des Sammts, das Damastkleid rauscht und glänzt, die Haare des Pelzfutters sind weich und natürlich, und Gold und Seide der Wirklichkeit gleich. Ein päpstlicher Beamter soll durch dieses Gemälde so getäuscht worden sein, daß er mit Dinte und Feder vor ihm hinkniete, um den Papst eine Bulle unterzeichnen zu lassen.

Zu den berühmtesten Altarblättern Raphaels aus den Jahren 1515—18 gehört eine **Kreuzabnahme**, die er für die Kirche des den Olivetaner-Mönchen gehörigen Klosters Maria dello Spasimo zu Palermo malte, woher auch dieses Bild den Namen „Spasimo di Sicilia" erhielt. Es ist in allen Haupttheilen von Raphael selbst ausgeführt, sogar die Landschaft mit den leicht, nach seiner Art, hingeworfenen Figürchen, und stellt den Zug zum Calvarienberg vor, auf welchem der unter der Last des Kreuzes erliegende Erlöser, von Schweiß und Blut bedeckt, zur Erde sinkt und, sich zu den weinenden, zu ihm herabgebeugten Frauen wendend, jene Lucas 23, 28. verzeichneten Worte spricht, die eine so schreckliche Erfüllung finden sollten: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder." Ein Fahnenträger zu Pferde eröffnet den Zug, römische und jüdische Richter und Kriegsleute folgen, in verschiedenen Stellungen aus dem Thore von Jerusalem drängend. Ein Scherge stoßt nach dem erschöpft darniedergesunkenen Christus, welchem der herbeigebrachte Simon von Cyrene mit mächtigen Armen das Kreuz abnimmt.

An diesem berühmten Bilde wird vor Allem die weise und musterhafte Anordnung gerühmt, durch welche sich die Bedeutung des Ganzen klar und lebendig ergibt. Keine Figur erscheint überflüssig, keine auch zu wenig; in Ausdruck und Bewegung trägt jede in angemessener Weise zur Handlung bei. Mit der Rohheit und dem Stumpfsinne der Kriegsknechte, an deren entblößten Armen und Beinen die Muskeln kräftig und mit großer Naturwahrheit hervortreten, sowie mit der Gleichgültigkeit und Kälte der Römer, contrastiren die zarten Frauengestalten, in deren geistvollen Zügen sich das innigste und schmerzlichste Mitleid ausspricht. Den erhabensten Eindruck aber macht die Gestalt des nur körperlich den Qualen erliegenden Erlösers: Ruhe und göttliche Majestät strahlt aus dem göttlichen, den Frauen zugewandten Angesichte, während er die verhängnißvolle Zukunft des verblendeten Jerusalems verkündigt. Der Adel des Schmerzes und des Mitleids in diesem Christuskopfe ist stets bewundert worden. Auf der Höhe des Calvarienbergs sieht man die beiden etwas entfernt stehenden Kreuze der beiden Schächer, die man im Hintergrunde gleichfalls zum Tode führt. Auf dem Steine im Vordergrunde steht auf dem Originalgemälde: RAPHAEL. VRBINAS.

Passavant, der 1852 dieses Gemälde Raphaels im Museum zu Madrid besichtigte, macht in Betreff des Colorits folgende Mittheilung: „Eben so bewunderungswürdig ist auch die Harmonie der Farben im tiefsten Ton, wie sie entsprechend vertheilt sind, und deren entsprechende Anwendung. Die Gewänder von Christus und Maria sind von mächtig blaugrauer Farbe, ihrem Schmerze angemessen; das der Magdalena, voll glühender Liebe, hochroth, und das der vor ihr knieenden Frau von sattem Lackroth; dieser Masse entsprechend, hält das Rothe der Fahne das Gleichgewicht. Der ernsten, mächtigen Färbung der Hauptfiguren ist die unruhige des Henkers entgegengesetzt, wodurch sich dessen Gestalt entschieden von dem schattigen Hintergrunde abhebt.

Dieses berühmte Bild hatte eigenthümliche Schicksale. Das Schiff, welches dasselbe nach seinem Bestimmungsorte, Palermo, bringen sollte, zerschellte an Klippen, und Mannschaft, Schiff und Fracht gingen zu Grunde, die Kiste aber mit dem wohlerhaltenen Bilde ward bei Genua am Strande gefunden, wo sich die ganze Stadt über das wundervolle Bild freute, welches der Himmel seines besondern Schutzes gewürdigt. Die Kunde von dem göttlichen Bilde, das der Himmel der Stadt Genua gesendet habe, kam auch den Olivetaner-Mönchen zu Palermo zu Ohren, welche über den Ursprung desselben nicht gleicher Ansicht waren und durch die Verwendung des Papstes in den Besitz desselben kamen. Philipp IV. von Spanien ließ es aus jener Kirche wegnehmen, setzte aber dem Kloster dafür eine jährliche Rente von 1000 Scudi aus. Das Bild, von den Spaniern „La Foya" genannt, schmückte eine Zeitlang die königliche Kapelle zu Madrid, kam dann in das Museum, und wurde 1810 von den Franzosen nebst andern Kunstschätzen entwendet. In Paris ließ man das berühmte Gemälde auf Leinwand übertragen, restauriren und — übermalen. Als man sich dieses unrechtmäßigen Besitzes nicht mehr sicher hielt, wurde das Bild vergeblich in London um 7000 Pfd. Sterling angeboten, aber, wie Buchanan berichtet, um Aufsehen zu vermeiden, unter dem Namen Sebastian del Piombo, während unter dem Namen des rechten Meisters die Absicht wohl erreicht worden wäre. Im Jahre 1815 wurde es wieder nach Madrid gebracht. Die Tafel hatte mehrere Sprünge erhalten und einige Theile auch in den Lasuren gelitten; im Ganzen ist das Gemälde noch wohl erhalten, und selbst die zarten Ornamente in Gold an den Säumen der Kleider sind unverletzt geblieben.

Raphael war eifrig mit der Herstellung unsterblicher Werke beschäftigt, als sein Gönner, Julius II., „welcher der Kunst stets hülfreich war und alles Gute liebte", am 15. Februar 1513 starb. Sein Nachfolger, Leo X., verlangte jedoch die begonnenen Werke Raphaels fortgesetzt, denn die Liebe zur Kunst war ein Erbgut der Familie dieses mächtigen Kirchenfürsten. Er überhäufte den Künstler, in welchem vielleicht schon er einen Schutzengel Roms ahnen mochte, mit seinen Gaben.

Raphael hatte sich ein so ansehnliches Vermögen

erworben, daß er sich in Borgo nuovo zu Rom einen Palast erbauen lassen konnte, und immer weiter verbreitete sich der Ruf seines Namens. Auch unser vortrefflicher Albrecht Dürer hörte von Raphael, und schickte ihm als ein Huldigungszeichen sein Bildniß. Dasselbe war mit Wasserfarben auf so feine Leinwand gemalt, daß es sich auf beiden Seiten zeigte; die Lichter waren auf der Leinwand ausgespart, alles Uebrige mit Aquarellfarben gemalt und schattirt. Raphael bewunderte das Bild sehr, und sandte Dürer eine Menge von seiner Hand gezeichnete Blätter, welche dieser ungemein werth hielt. Auf eines dieser Blätter, das sich in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien befand, ist von Albrecht Dürers eigener Hand geschrieben: „1515. Raphael von Urbino, der bei dem Papst so hoch geachtet ist, hat dieses Bild gemacht und dem Albrecht Dürer gen Nürnberg geschickt, ihm seine Hand zu weisen."

Raphael hatte einen höchst liebenswürdigen Charakter; und wer ihn kennen lernte, fühlte sich zu ihm hingezogen. In seiner Nähe wurde jeder niedere Gedanke in der Seele erstickt; Menschen und Thiere fühlten sich wohl in seiner Nähe, und wenn er von seiner Wohnung nach Hofe ging, war er beständig von einer Schaar von guten und vorzüglichen Künstlern umgeben, die ihn durch ihr Geleite ehren wollten. So lebte er mehr wie ein Fürst und nicht wie ein Künstler. Raphaels Freundlichkeit und Gefälligkeit kannte aber auch keine Grenzen. Wenn ihn ein Maler, den er vielleicht gar nicht kannte, um eine Zeichnung oder eine Verbesserung bat, ließ er Alles liegen, um ihm Hülfe zu leisten. Auch hielt er selbstständig eine Menge Leute, welche nach seinen Zeichnungen und Anweisungen für ihn arbeiteten. Er selbst sah fortwährend jedes Einzelne nach, und legte überall die letzte Hand an. Hiedurch erklärt sich auch die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Meisters. Um sich Alles zu verschaffen, was der Kunst von Nutzen sein konnte, hielt er auch Zeichner an verschiedenen Orten Italiens und Griechenlands.

Er war niemals verheirathet gewesen, obwohl er sehr zur Zärtlichkeit geneigt, den Frauen ergeben, und stets geneigt war, ihnen zu dienen. An seiner geliebten Fornarina hing er bis an sein Ende und so sehr, daß die Arbeit ohne ihre Nähe bisweilen gar nicht von Statten ging. So ging es z. B., als Raphael im Palaste Chigi's malte, bis dieser die Fornarina einlud, dem Künstler Gesellschaft zu leisten. Raphael war zwar mit Maria, der Nichte des Kardinals Bibiena, versprochen gewesen, die Heirath kam aber nicht zu Stande; ob aus Abneigung, oder der Kränklichkeit der frühe verstorbenen Braut wegen, ist unentschieden.

Im Jahre 1520 kam Raphael mit einem heftigen Fieber nach Hause. Er hatte sich vielleicht eine Erkältung bei der Aufnahme der römischen Ruinen zugezogen oder sich der Malaria ausgesetzt, und welkte so schnell dahin, daß er kaum noch Zeit hatte, seine Angelegenheiten zu ordnen. Wie die Welt überhaupt „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen" pflegt, konnte es auch Raphael nicht an Verläumdern fehlen, welche die Folgen der rastlosen Thätigkeit seines Geistes und seiner glühenden Phantasie andern Ursachen zuschrieben. Sein Vermögen vertheilte er unter seine Schüler, Giulio Romano, Giovani Francesco und einen verwandten Priester in Urbino. Auch jenes Mädchen, das in seinem Hause als freundliche Ordnerin erschien, versorgte er reichlich. Nach abgelegter Beichte starb er am Charfreitage, seinem 37sten Geburtstage. Der Schmerz um den so schnell Dahingeschiedenen war unaussprechlich, und selbst der Papst vergoß bittere Thränen. Kurz vor dem Tode Raphaels hatte sich der merkwürdige Umstand ereignet, daß der Flügel im Vatikan, den der große Künstler ausgemalt, zu weichen begann und die Bewohner desselben eilig sich flüchten mußten. Die Leiche wurde in dem Saale ausgestellt, in dem er noch vor wenigen Tagen gearbeitet hatte, und ihm zu Häupten die für den Kardinal von Medici vollendete Verklärung. Der Blick auf dieses Gemälde voll Leben und diesen Todten war erschütternd. — Raphael wurde seinem letzten Willen gemäß in einem Tabernakel des Pantheons beerdigt und, wie er gleichfalls verordnet hatte, davor ein Altar mit einer Marmorstatue der Mutter Gottes errichtet, so daß er also buchstäblich unter der Statue der Madonna ruht, welche das Volk unter dem Namen „Madonna del Sasso" als wunderthätig verehrt.

Nach einem Bildnisse Raphaels vom Jahre 1506, das er in Urbino seinen Verwandten hinterließ, hatte er braune Augen, eine feine, leicht gebogene Nase, einen Mund von jugendlicher Fülle, und ein rundes, etwas langes Kinn. Die Incarnation ist etwas blaß und olivenfarbig, und der in Dreiviertelsansicht rechts gewendete Kopf auf dem schlanken Halse etwas emporgerichtet. Die Stirn tritt über den Augen ziemlich vor, ist aber schmal und nicht von bedeutender Höhe. Die leichtgekrümmten kastanienbraunen Haare reichen, unter einem schwarzen Barett hervorquellend, den Nacken hinab. Ueber das schwarze, enganschließende Kleid sieht ein schmaler Hemdsaum hervor. Das nach dem Beschauer blickende Bild hat einen Ausdruck tiefer Schwermuth und zugleich eine entzückende Anmuth.

Interessant ist die im Jahre 1833 vorgenommene Eröffnung des Grabes dieses großen Todten, in welchem seine Gebeine über drei Jahrhunderte hindurch geruht hatten. Unter dem Altartische fand man ein kleines Gewölbe; der Sarg darin war bis auf einige Splitter zerfallen, aber mit einer festen Hülle aus Kalk und Travertin umgeben. Der Schädel nebst den Zähnen war fast vollkommen erhalten, von ausgezeichnet schöner, in allen Theilen harmonischer Form und von besonderer Weiße. Die Ueberreste des großen Meisters wurden von Cambuccini sammt dem Grabgewölbe gezeichnet. Von dem Schädel wurde ein Gypsabguß genommen, sowie von den Knochen der rechten Hand, die so Großes vollbracht hatte, und nun, nach der Abnahme des Gypses, in Staub zerfiel. — Den bei der Graböffnung zugelassenen fremden Künstlern war es nicht gestattet worden, die Scene zu zeichnen; wofür sich der feurige Vernet dadurch rächte, daß er dieselbe am andern Tage aus dem Gedächtnisse viel besser malte, als Cambuccini.

C. F. A. Kolb.

Sechs Jahre auf Spitzbergen.

Wahre Erzählung von der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das Ueberwintern des Kapitäns Kane mit seiner Mannschaft auf dem nördlichen Grönland ist unsern Lesern bekannt, und nicht Wenige mögen großes Mitleid mit den Drangsalen der Amerikaner gehabt haben. Fast noch merkwürdiger aber dürfte das Ueberwintern von vier russischen Seeleuten auf der öden und gänzlich unbewohnten Insel Ost-Spitzbergen genannt werden müssen, da dieselben fast ohne alle Hülfsmittel waren und doch sechs



(Siehe nächste Seite.)

lange Jahre hindurch ihr Leben fristeten. Kapitän Kane hatte doch ein Schiff, er hatte Lebensmittel, Brennmaterial, und vor Allem Waffen und Werkzeuge aller Art, mit denen er sich helfen konnte. Ja noch mehr, er und seine Leute waren nicht allein auf Grönland, sondern sie hatten Kameraden an den Urbewohnern des Landes, an den eingebornen Eskimo's, sie konnten von ihnen lernen, sich nach ihrem Beispiele richten, ihre Hülfe in Anspruch nehmen; die vier russischen Matrosen aber standen verlassen von aller Welt, auf einem Eiland, das auch nicht Einen Ureinwohner zählte, ohne Lebensmittel, ohne Waffen, ohne Werkzeuge, und in einem Clima, das dem von Nordgrönland an durchdringender Kälte kaum etwas nachgab. Wer hätte unter solchen Umständen glauben sollen, daß die vier Männer dennoch alle Widerwärtigkeiten überwanden und es sechs Jahre lang aushielten, ohne mehr als Einen Genossen zu verlieren?

Es war im Jahre 1743, als ein Kaufmann von Archangel ein Schiff ausrüstete, welches im nördlichen Eismeere auf den Walfisch-, Walroß- und Seehundsfang ausgehen sollte. Das kleine Schiff, welches, wie gewöhnlich solche Boote, sehr stark gebaut und auf geraume Zeit mit Lebensmitteln, sowie Allem, was sonst nöthig und nützlich schien, versehen war, hatte eine Bemannung von vierzehn Köpfen, lauter tüchtigen Kameraden mit einem beliebten „Meister" oder Kapitän, und ging im Monat August unter den günstigsten Vorzeichen in See. Nach einer Fahrt von acht Tagen jedoch verlor das Boot in Folge eines kleinen Sturms und widerwärtiger Winde seinen Curs und kam ziemlich westlich, so daß es den Platz nicht erreichen konnte, wo sich die Walfischfahrer Norddeutschlands gewöhnlich Rendezvous zu geben pflegen. Am neunten Tage kam die Insel Ost-Spitzbergen in Sicht, und plötzlich wurde das Schiff, obwohl es hoher Sommer war, von allen Seiten mit schwimmendem Eis umgeben, so daß die Mannschaft bald volle Ursache hatte, für ihre Sicherheit und die Existenz ihres Schiffes in große Unruhe zu gerathen. Zuerst versuchte der Kapitän Alles, was ein erfahrener Seefahrer in solchen Momenten anwendet, um sich aus dem Eise herauszuwinden, allein es war vergebliche Mühe. Eine unterirdische Strömung trieb das Schiff gegen Ost-Spitzbergen hin, und mit jeder Minute vermehrten sich die Eisberge, welche das Fahrzeug endlich fest einschlossen, so daß es nicht mehr von der Stelle konnte. In dieser nunmehr äußerst gefährlichen Lage, wo man jeden Augenblick nicht wissen konnte, wann das Schiff in Trümmer gedrückt würde, berief der Kapitän seine gesammte Mannschaft zusammen, um zu berathen, was nunmehr zu thun sei; denn natürlich wo es sich um Leben und Existenz handelte, konnte er die Verantwortlichkeit nicht mehr allein auf sich nehmen. Zufällig befand sich unter dem Schiffsvolke ein Mann, welcher die Stelle des Steuermannes versah und wegen der Gediegenheit seines Charakters, sowie wegen seines unerschütterlichen Muthes in hohem Ansehen stand. Dieser Mann hatte schon verschiedene Fahrten in's nördliche Eismeer gemacht und war sogar schon auf einer dieser Fahrten in Ost-Spitzbergen gelandet. Nunmehr erinnerte er sich auf einmal, gehört zu haben, daß vor verschiedenen Jahren einmal eine Schiffsmannschaft, die sich in einer ganz ähnlichen Lage befunden haben mußte, ein halbes Jahr lang auf der Insel zubrachte und daselbst eine Hütte errichtete, worinnen sie wohnte und glücklich überwinterte. „Diese Hütte wird wohl noch stehen," setzte er hinzu, „und mein Rath geht daher dahin, dieselbe aufzusuchen, und zu sehen, ob sie sich nicht wieder zu einer menschlichen Wohnung herstellen läßt. Ist dem so, wie ich zu vermuthen Grund habe, so geht mein fernerer Rath dahin, all' unsere Vorräthe, Werkzeuge, Waffen, Munition und unsere gesammte Einrichtung nach Ost-Spitzbergen zu schaffen, denn es wird uns wohl



(Siehe S. 200.)

ohne Zweifel nichts übrig bleiben, als den Winter auf dieser Insel zuzubringen, wenn nicht durch ein Wunder das Eis sich brechen und unser Schiff frei machen sollte. Hält unser Schiff den Winter über aus, ohne in Trümmer zu gehen, so warten wir die Zeit ab, wenn im Juli nächsten Jahrs die Eismassen sich schieben, und suchen sofort die hohe See zu gewinnen. Hält das Schiff nicht aus, sondern wird von den Eisbergen zermalmt, so sind wir doch auf dem Lande in Sicherheit, und es bleibt uns immerhin die Hoffnung, im nächsten Sommer von einem Walfischfahrer, deren Manche bis in diese Gegend kommen, aufgenommen und gerettet zu werden. Ein dritter Ausweg läßt sich nicht denken."

Also sprach der bewährte Seemann, und Mannschaft und Kapitän sahen wohl ein, daß man ihm unbedingt Recht geben müsse, denn es war kein Darandenken, aus dem Eise herauszukommen, sondern die Gefahr, von demselben, das sich thurmhoch aufbäumte, förmlich zermalmt zu werden, wuchs mit jeder Stunde. Es war also gar keine Zeit zu verlieren, und man beschloß, sogleich eine Expedition nach Ost-Spitzbergen abzusenden, um die besagte Hütte aufzusuchen, von der man hoffte, daß sie ihnen für den Winter Schutz gewähren würde. Die Expedition sollte, wenn nicht nach wenigen Stunden, doch den andern Tag zurückkehren, da die Ufer der Insel nur kaum zwei Meilen (etwa Dreiviertelsstunden) entfernt lagen. Somit rief der Kapitän Freiwillige auf, und nach Handumkehren erklärten sich vier Männer bereit, das Wagstück zu unternehmen. Diese waren Alexis Himkof, der Steuermann, welcher den Vorschlag gemacht hatte, Iwan Himkof, sein Neffe und Taufpathe, Stephan Scharapof und Feodor Weregin, lauter waghalsige, aber bewährte und erprobte Männer.

Und ein furchtbares Wagstück war sie, diese Expedition nach Ost-Spitzbergen! Denn der Weg mußte natürlich zu Fuß zurückgelegt werden, weil das Eis sich vom Schiffe an bis zur Insel in ununterbrochener Reihe fortsetzte. Aber es war deßwegen doch keine fest zusammenhängende Eismasse, sondern vielmehr ein Fluthenmeer von Eisstücken, die sich, von den unter ihnen fließenden Wogen getrieben, gegen einander aufthürmten, und deßhalb bald hohe spitzige Berge, bald tiefe durchklüftete Thäler bildeten, welche auf einmal wieder von breiten gähnenden Spalten oder unersteiglichen scharfkantigen Wänden unterbrochen wurden, die dem Unachtsamen oder Ungeübten sicheren Tod bringen mußten. Man mußte also jetzt an senkrecht aufsteigenden Mauern hinaufklimmen, dann wieder über offene Gräben springen, und nicht selten meilenweite Umwege machen, um nur vorwärts zu kommen. Darum wurde es nicht für rathsam erachtet, die vier Männer mit schweren Lasten zu beladen, sondern man gab ihnen nur das mit, was zu ihrer Erforschungsreise

unumgänglich nothwendig war, da sie möglicherweise auf wilde Thiere stoßen, und wahrscheinlich genöthigt sein würden, eine Nacht am Ufer zuzubringen, ehe sie den Rückweg zum Schiffe antreten könnten. Dieses „unumgänglich Nothwendige" bestand aus einer Muskete, einem Pulverhorn mit zwölf Ladungen, einer Axt, einem kleinen Feldkessel zum Kochen, einer Büchse mit zwanzig Pfund Mehl, einem Messer, einer Zunderbüchse, und einer Schweinsblase, welche mit Tabak gefüllt war. Das war die ganze Ausrüstung der vier Männer, aber dessenungeachtet traten diese ihre gefährliche Reise wohlgemuth und ohne Furcht an.

Diese ging übrigens glücklicher von Statten, als die Matrosen nur gedacht hatten, und schon nach anderthalb Stunden betraten sie unversehrt das unwirthliche Ufer. Nachdem sie eine Weile ausgeruht, um sich von den Strapazen zu erholen, traten sie ihre Entdeckungsreise in's Innere an, und zu ihrer unaussprechlichen Freude waren sie schon nach einer Wanderung von wenigen Stunden so glücklich, die Hütte zu entdecken, von der sie hofften, daß sie ihnen und ihren zehn Kameraden eine Zufluchtsstätte für den langen und strengen arctischen Winter, dem sie entgegensahen, gewähren würde. Die Hütte war allem Anscheine nach noch ziemlich gut erhalten, lag nur eine starke Viertelstunde vom Ufer entfernt, und mochte eine Länge von 36, eine Breite von 18 und eine Höhe von 10 Fuß haben. Ihr Inneres war in zwei Theile getheilt, in ein Vorzimmer und ein mit diesem verbundenes, etwas größeres Hinterzimmer, welches seinen Ausgang nur durch das Vorzimmer hatte. Fenster war keines vorhanden, ebensowenig eine Oeffnung zu einem solchen, dagegen befand sich in der Mitte des Daches ein kleines Loch, durch welches der Rauch des Feuers, wenn man ein solches anzündete, abziehen konnte, denn von einem Kamine war natürlich keine Rede, ebensowenig als von irgend einem Möbel oder einer sonstigen zur Bequemlichkeit gehörenden Einrichtung. Im Gegentheile, die Hütte stand ganz leer und zeigte nichts als vier kahle Wände. Uns verzärtelten Menschen nun mag freilich eine solche Wohnung schlechter vorkommen, als ein Hundestall, und Manche werden es sogar vielleicht für eine Unmöglichkeit erklären, hier auch nur eine einzige Nacht zu campiren; aber die vier Matrosen jauchzten vor Lust, und betrachteten die vier kahlen Wände des kleinen Blockhauses mit Augen, wie etwa ein Kind einen Zauberpalast anstaunt. Sie wußten ja nunmehr, daß sie nicht erfrieren würden, da ihnen das „Hinterzimmer", in welches gar keine kalte Luft eindringen konnte, hinlänglich Schutz vor Wind und Wetter gewährte! Für ihre Nahrung, dachten sie, brauchten sie nicht in Sorgen zu sein, da das Schiff auf mehr als ein Jahr hinlänglich mit Lebensmitteln versehen war, und — vor den wilden Thieren wollten sie sich auch schon schützen, da es an Munition und Gewehren auf dem Walfischfahrer natürlich ebenfalls nicht fehlte!

So dachten sie, — aber wie ganz anders sollte es kommen!

An diesem nämlichen Abende hatten sie nicht mehr Zeit, auf ihr Schiff zurückzukehren, denn der Tag war im Herumklettern und Aufsuchen der Hütte so ziemlich verschwunden, und sie fühlten sich überdieß zu ermüdet, die Reise über die Eisschollen an Einem Tag zweimal zu machen. So sammelten sie also einiges Treibholz, das vom Meeresufer an's Land gespült war, und kochten sich von ihrem mitgebrachten Mehl eine frugale Abendmahlzeit, wozu sie das Wasser einer kleinen Quelle, die neben der Hütte entsprang, benützten. Dann legten sie sich auf den harten Boden ihrer neuen Wohnung nieder, um trotz des furchtbaren Sturmwindes, der draußen heulte, sanft und ruhig zu schlafen und von der Freude zu träumen, welche ihre Kameraden empfinden würden, wenn sie ihnen die fröhliche Nachricht von der glücklich gefundenen Hütte überbrächten.

Den andern Morgen in aller Frühe machten sie sich auf den Rückweg nach dem Schiffe. Sie hatten diesen genau gemerkt, und noch überdieß zu aller Vorsicht an verschiedenen Stellen gewisse Zeichen angebracht, in welchen sie sich nicht irren konnten. Nach wenigen Stunden also standen sie genau an derselben Stelle, an welcher sie den Tag zuvor gelandet hatten. Aber — Himmel und Erde! das Schiff war verschwunden! — Sie untersuchten das Terrain nochmals, denn es wäre ja doch möglich gewesen, daß sie sich im Wege geirrt hätten; aber — nein, sie hatten sich nicht geirrt, es war richtig genau dieselbe Stelle, an welcher sie gestern das Ufer betreten hatten, und von wo aus sie das Schiff sehen mußten, wenn es noch da war. Aber — das Schiff war und blieb verschwunden! Sie rannten die Ufer abwärts und dann wieder aufwärts, sie wagten sich sogar auf das Eismeer hinaus, und bestiegen mit Lebensgefahr einen der höchsten Eisberge, von dem aus man eine große Fernsicht hatte, aber — sie mochten sich auch die Augen fast aussehen, das Schiff war und blieb verschwunden!

Und es blieb auch wirklich verschwunden für immer und ewig! Ohne Zweifel hatte der Sturm, welcher sich in der Nacht erhoben hatte, die Eisberge unter einander gerüttelt und wie Riesen in die Schlacht geführt, so daß sie das Schiff, so stark es auch gebaut war, zu Brei zerdrückten und die Trümmer mit der Mannschaft im Meeresgrunde begruben. So erklärten es sich auch nachher die vier Männer, und so mußte es wohl sein, denn man hat von dem Schiffe und seiner Mannschaft nie mehr etwas gehört, sondern dasselbe war, wie man zu sagen pflegt, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen!

Sie allein lebten, sie, die vier Männer, die auf die Expedition ausgeschickt worden waren! Aber — waren sie nicht übler daran, als die im Meeresgrunde Liegenden, die bereits allen Schmerz überwunden hatten? Da standen sie, die Armen, verlassen, wie es schien, von Gott und der Welt, ohne Kleider — als die, welche sie auf dem Leibe hatten, ohne Nahrungsmittel — als die zwanzig Pfund Mehl, welche für einige Tage zureichen mochten, ohne Waffen — als die Muskete, zu der sie nur zwölf Schüsse hatten, ohne Werkzeuge und Instrumente — als die Axt und das Messer, die überdieß schwach und zerbrechlich aussahen! Und wo standen sie? Auf einem Eilande, das, statt von Menschen und Haus-

thieren, nur von Füchsen und Eisbären (im höchsten Sommer auch von Rennthieren) bewohnt war; auf einem Boden, dem kein Baum, keine Frucht, keine Blume, — nein, dem rein gar Nichts entsproßte, als höchstens in der wärmeren Jahreszeit weiches Moos, das den Rennthieren zur Nahrung diente; an einem Ufer, das fast zehn Monate im Jahr von ewigem Eise umgürtet, nur äußerst selten und nur in Nothfällen von Walfischfahrern besucht wurde! Das war ihre neue Heimath, und auf dieser sollten sie sich durch eigene Kraft und eigene Erfindung das Leben fristen! — Wo wäre da leicht Einer zu finden gewesen, den nicht in solch' gräßlicher Lage die Verzweiflung ergriffen hätte?

Doch einem Menschen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, verläßt auch in der gefährlichsten und trostlosesten Lage der Muth und die Lebenshoffnung nicht, und die vier Männer auf Ost-Spitzbergen gehörten nicht unter die Weichmüthigen und Händeringer. So beschlossen sie, der Zukunft muthig in die Augen zu schauen und das Wort „Bangigkeit" gänzlich aus ihrem Wörterbuche auszustreichen. Alexis Himkof wurde, wie sich von selbst versteht, zum Anführer und Oberhaupt gewählt, und die drei Andern schwuren ihm unbedingten Gehorsam. „Behielten sie nur ihre gesunden Glieder und ihren frohen Muth, so konnte es ihnen unter seiner Führung am Ende doch nicht fehlen!" So dachten sie, und der Erfolg wird zeigen, daß sie Recht hatten.

Das Erste, was Himkof anordnete, war — für Lebensmittel zu sorgen. „Ein hungriger Mensch ist nur ein halber Mensch," sagte er. Da er nun wußte, daß die Rennthiere, welche sich für jetzt noch in ziemlicher Menge auf der Insel befanden, um sich das weiche Moos schmecken zu lassen, in ganz kurzer Zeit von diesen nördlichen Regionen verschwinden würden, um erst nach neun oder zehn Monaten wiederzukehren, so beauftragte er seinen Taufpathen Iwan, einen Burschen von achtzehn Jahren, der ein ausgezeichneter Schütze war, die Muskete zu nehmen und so viele Rennthiere niederzuschießen, als ihm mit den zwölf Ladungen, die sie besaßen, möglich sei. Iwan gehorchte natürlich und war auch über die Maßen glücklich; denn mit jedem Schusse fällte er eines der Rennthiere, und so hatten die vier Mann in wenigen Tagen zwölf mächtige Lasten Fleisch, die ihnen wohl den ganzen Winter über Nahrung die Hülle und Fülle geben mußten; denn — daß das Fleisch in dieser kalten Region, wo es sogleich zu Stein und Bein zusammenfror, nicht verderben konnte, kann man sich wohl denken, besonders wenn man die Vorsicht gebrauchte, wie Himkof that, es im Freien über dem Dache des Hauses an einer dort errichteten dicken Stange (dem obern Stücke eines Mastbaumes), wohin kein vierfüßiger Dieb gelangen konnte, aufzuhängen. Für's „Nichthungerssterben" in diesem Jahre war also gesorgt!

Das Zweitnothwendigste, was Himkof in Ausführung brachte, war die Reparirung der Hütte, deren Wände hie und da Risse und Spalten hatten, und welche doch in einen Zustand der „Wohnlichkeit" versetzt werden mußte. Bei dieser Arbeit zeigte sich die Axt, welche sie an's Ufer gebracht hatten, als ein ganz unschätzbares Kleinod, und es wurde alle Sorgfalt darauf verwendet, dieselbe nicht zu zerbrechen oder sonst unbrauchbar zu machen. Tagtäglich zogen die vier Männer an's Seeufer und fahndeten nach Treibholz, welches sie dort in ziemlicher Menge in Buchten und am Strande vorfanden. Dasselbe bestand theils aus Bäumen oder Baumästen, die von fernen Ländern durch die Wellen bis hierher geführt worden waren, theils aus Schiffsbalken, Kajütenstücken oder sonstigen Trümmern zu Grunde gegangener Fahrzeuge, worunter ohne Zweifel auch von ihrem eigenen verlornen Walfischfahrer. Eine besondere Freude erregte eine Partie dicker Bretter oder „Boorde", welche sie eines Tages fanden, denn nun konnten sie eine neue oder zweite Wand in ihrer Hütte ziehen und den Zwischenraum zwischen dieser und der früheren mit Moos ausfüllen, wodurch die Wärmehaltigkeit ihres Zimmers mächtig erhöht wurde. Uebrigens sammelten sie des Holzes und der Schiffstrümmer so viele, daß sie sich sogar hie und da ein Feuer erlauben durften, wenn die Kälte außen gar zu groß war. Für gewöhnlich aber „machten sie sich selbst warm", wie man zu sagen pflegt, was auch in einem auf solche Art verwahrten Zimmer ganz leicht ging.

So war denn schon Vieles gewonnen, denn sie hatten zu essen und konnten wohnen ohne zu frieren! Aber nun kam ein harter Tag für sie, — ein Tag, der fast mit ihrem allseitigen Untergang geendigt hätte. Es war dieß zwei Monate nach ihrer Landung im Monat October, in welchem das Sonnenlicht bereits gänzlich Abschied von ihnen genommen hatte — in Ost-Spitzbergen verschwindet die Sonne im October gänzlich, um erst wieder mit dem Mai zu erscheinen, so daß es volle sieben Monate lang ewige Nacht wäre, wenn nicht die Erscheinung des „Nordlichtes" hie und da Ersatz, wenn auch einen geringen, gäbe —, weßwegen sie darauf angewiesen waren, im Innern ihrer Hütte zu campiren und sich dort Beschäftigung zu verschaffen. Sie hatten ihre Hausthür sorgfältig verschlossen, daß kein Wind eindringe, und waren eben in Besprechung ihrer Lage begriffen, als plötzlich ein furchtbares Gebrüll über ihren Köpfen entstand, während zugleich das ganze Dach erzitterte, als ob außerordentlich schwere Körper dort hin und her gerollt würden. Die vier Männer starrten einander stumm an, als hätte der Schrecken ihre Zunge gelähmt, doch plötzlich kam wieder Leben in sie.

„Das sind Eisbären," sagte Himkof, welcher dergleichen Thiere schon früher gesehen und gehört hatte.

„Und sie sind an dem Mastbaume, an welchem unser Rennthierfleisch hängt," setzte sein Neffe Iwan hinzu.

Nun war der Schrecken noch ärger wie zuvor; denn sie Alle wußten, von welch' mächtiger Stärke ein Polareisbär ist, der oft seine zweitausend Pfund wiegt, und ebenso hatten sie von der grausamen Wildheit dieses Thieres genugsam Kenntniß, um einzusehen, daß die Gefahr, in der sie jetzt schwebten, nicht größer sein könnte.

„Wenn sie unsere Fleischvorräthe erwischen, so müssen wir Hungers sterben," rief Stephan Scharapof, als er

hörte, wie oben auf dem Dache an der Stange gerüttelt wurde.

„Hätten wir nur wenigstens noch Pulver und Blei, um unsere Muskete laden zu können," sagte Feodor Weregin, der sich schon für verloren achtete, in kummervollem Tone.

Alexis Himkof saß eine Zeitlang ganz stille und hielt den Kopf in beiden Händen, wie um nachzudenken. Auf einmal sprang er auf, seine Augen blitzten und seine Adern schwollen vor Aufregung an; es war offenbar, er war mit einem Plane in's Reine gekommen.

„Iwan," sagte er in jenem festen und ruhigen Befehlshabertone, welcher überall schnellen Gehorsam findet, „Iwan, du bist der Jüngste und Flinkste. Ich werde dir die Thür öffnen und dich als Kundschafter ausschicken; denn wir müssen vor Allem wissen, wie viel unsrer Feinde sind. Nimm die Muskete als Vertheidigungswaffe; wenn sie auch nicht mehr losgeht, so kann man doch mit ihrem Kolben dreinschlagen. Ihr zwei Andern aber schüret unser kleines Feuer zu einer mächtigen Lohe an, und legt das spitze Ende dieses Balkens hier hinein, damit es glühend werde wie ein Schmiedeisen."

Mit diesen Worten deutete er auf einen schweren, wohl zwanzig Fuß langen, eichenen Balken, welchen sie unter andern Sachen ebenfalls am Ufer gefunden hatten. Seine Befehle wurden übrigens im Momente ausgeführt; das Feuer brannte alsobald lichterloh inmitten des Zimmers und das eine Ende des Balkens lag schon im Feuer, ehe noch Iwan zum Hause hinaus war. Himkof selbst stand an der Hausthüre Wache, um die Vorgänge von außen wie von innen zu überschauen. Zwei Minuten später kam Iwan zurück, und die Hausthür ward augenblicklich wieder hinter ihm geschlossen.

„Es sind zwei Thiere," berichtete er, „und eines davon von außerordentlicher Größe. Beide befinden sich auf dem Dache, auf welches sie an dem Platanenbaume, den wir dort angelehnt haben, hinaufgeklettert sein müssen. Einen Theil unserer Fleischvorräthe müssen sie schon aufgestöbert haben, aber die Stange mit dem Hauptvorrathe hält noch fest."

Dieß war der kurze Bericht Iwans, und derselbe bewahrheitete sich nur zu sehr. Leider hatten sie, als sie den Tag zuvor einen angeschwemmten Platanenbaum fanden, und denselben, weil er zu groß war, um im Innern des Hauses aufbewahrt zu werden, an die Wand anlehnten, nicht daran gedacht, daß er von den Eisbären auf diese Art benützt werden würde! Abermals besann sich Alexis Himkof eine Weile, dann sah er nach, ob das Ende des Balkens, das im Feuer lag, rothglühend sei, und wie er es so gefunden hatte, so gab er seine weiteren Befehle.

„Du, Iwan," sagte er, „und du, Feodor, ihr Beide bewaffnet euch, so gut ihr könnt, der Eine mit der Muskete, der Andere mit einem schweren Prügel. Der Stephan und ich nehmen den Balken, weil er für Einen zu schwer wäre. Wir verlassen das Haus zu gleicher Zeit; ihr Beide rennt zu dem Platanenbaum und stürzt diesen um, damit den Bären der Rückzug vom Dache abgeschnitten ist; wir Zwei aber stechen mit unserem langen, vorn brennenden Balken nach ihnen, bis wir sie schwer genug verwundet haben, um endlich ganz mit ihnen fertig werden zu können."

Ohne ein Wort zu entgegnen, thaten sie Alle, wie es Himkof befohlen hatte. Iwan und Feodor stemmten sich mit aller Kraft gegen den Baumstumpf, und es glückte ihnen wirklich, denselben umzuwerfen, aber in ihrer Hitze sahen sie nicht, daß einer der Bären bereits auf ihm hing, wie sie ihn zu Boden warfen. Ohne Zweifel hatte der Rauch, der vom Innern des Hauses auf das Dach drang, dem Bären den Aufenthalt auf letzterem verleidet, und so war das Thier im Begriffe, hinabzuklettern, als der Baum umfiel. Es kam nun zwar durch den Fall etwas unsanft zu Boden, war aber doch so wenig beschädigt, daß es im Gegentheil augenblicklich auf die zwei jungen Männer, welche den Baum gefällt hatten, losging und den Feodor mit Einem Riß zu Boden zerrte. Furchtbar war das Geschrei des Letzteren, aber in demselben Augenblicke schon schmetterte Iwan den Bären mit einem mächtigen Kolbenschlage seines Gewehres nieder. Zum Glück war derselbe noch ein junges, keineswegs ausgewachsenes Thier, sonst wäre es um den Feodor sowohl als den Iwan geschehen gewesen; so aber stieß der schwergetroffene Bär ein entsetzliches Gebrüll aus und ließ den Fuß des Feodor, den er zwischen seinen Tatzen gehalten hatte, los, so daß dieser wieder auf die Beine kam und dem Iwan im Zuschlagen helfen konnte. Das thaten die Beiden nun aber auch in solchem Maße, daß das Thier mit zerbrochener Hirnschale bald alle Viere von sich streckte.

Inzwischen hatte Alexis Himkof und Stephan Scharapof einen noch weit schwereren Kampf zu kämpfen. Der große Bär nämlich, welcher sich noch auf dem Dache befand, ein überaus mächtiges und gewaltiges Exemplar, hatte kaum die Menschen unter sich bemerkt und das Gebrüll seines schwergetroffenen Jungen gehört, so stürzte er sich mit einem furchtbaren Satze von seinem hohen Standpunkte herab und sprang auf Himkof und Stephan los, welche ihm aber ihrerseits die glühende Balkenspitze entgegenhielten. Mit aller Macht suchte das Thier den Balken auf die Seite zu drängen, um seinen Feinden auf den Leib rücken zu können, und beinahe wäre es damit zu Stande gekommen. Doch erwiesen sich diese als zu gewandt und vorsichtig, als daß das plumpe Thier die Oberhand behalten hätte. Jetzt holten Himkof und Stephan zu einem mächtigen Stoße aus, und es gelang ihnen, den Vorderkopf des Bären mit der glühenden Spitze ihres Balkens zu treffen, so daß der schwer Verletzte vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Gleich darauf kamen auch Iwan und Feodor, welche mit dem jungen Bären eben fertig geworden waren, herzu und griffen das Ungethüm von der Seite an. Bald wußte das wüthende Thier in seiner Tollheit nicht mehr, wohin es sich zuerst wenden sollte; denn links und rechts fielen die Hiebe hageldicht, und von vornen drohte der glühende Balken, der ihm bereits zwei schwere Brandwunden beigebracht hatte. Das war zu viel auf einmal! Der Bär wandte sich also zur Flucht, aber in dem Augenblicke, in welchem er diese bewerkstelligen wollte und sich deßhalb auf die Seite wandte, holten



1860

26.

Himkof und Stephan noch einmal aus und stießen ihm die Spitze ihres Balkens mit solcher Kraft in den offenen Rachen, daß das Thier rückwärts niederstürzte und nun mit verhältnißmäßig leichter Mühe vollends getödtet werden konnte, trotzdem daß es einer der schwersten Bären von allen war, die sie je später zu Gesichte bekamen.

So endete dieser schreckliche Kampf mit dem vollständigen Siege des Menschenreichs über das Thierreich, und zwar ohne daß Einer der vier Männer, nur allein den Feodor Weregin ausgenommen, welcher eine tiefe und schwere Verletzung am Fuße davongetragen hatte, auch nur leicht verwundet worden wäre. Sie erhielten übrigens durch die Erlegung dieser zwei Bären nicht blos einen weiteren großen Vorrath von Fleisch, sondern, was fast mehr Werth für sie hatte, eine Menge Fettes, das sie, wie wir gleich sehen werden, äußerst nützlich verwenden konnten. Zugleich aber sahen sie ein, daß sie nothwendig Vertheidigungswaffen haben müßten, wenn sie in dieser unwirthlichen Einöde, die blos den Füchsen und Eisbären eine Heimath war, auch nur mit annähernder Sicherheit leben wollten; somit waren ihre nächsten Stunden, nachdem sie den armen Feodor, dessen Fuß mächtig anschwoll und welcher in ein heftiges Fieber verfiel, so gut es ging verbunden hatten, dem Nachdenken darüber gewidmet, wie sie sich möglicher Weise Waffen erschaffen möchten. Aber — Waffen verfertigen, ohne irgend die nöthigen Werkzeuge zu ihrer Verfertigung zu besitzen, ja ohne sogar das Material zu haben, aus dem sie gefertigt werden könnten, wie war das möglich?

Doch ein erfinderischer Kopf darf nie verzweifeln, denn für ihn sind manche Dinge möglich, welche man für gewöhnlich als unausführbar erachtet. Hatten sie ja doch — dieß fiel dem Alexis Himkof im Augenblicke ein, als er über die Sache nachdachte, — unter dem Holze am Strande einige Dinge gefunden, welche ihnen in ihrer gegenwärtigen Lage leicht von größerem Werthe werden konnten, als es ganze Haufen von Gold gewesen wären! Oder steckten nicht in einigen der aufgefischten Bretter und Dielen einige dicke eiserne Nägel und andere kleine Eisenstücke? Ja fand sich nicht sogar ein langer eiserner Haken vor, und auf der andern Seite die Wurzel einer Föhre, welche fast die Form eines Bogens hatte oder doch leicht vollends in diese Form gebogen werden konnte? Darf man verzweifeln, wenn man solch' prächtiges Kriegsmaterial zu Handen hat? — Wahrhaftig, diese paar rostigen Metallbruchstücke erweckten Hoffnungen in ihnen, welche uns in unserem sicheren Heimathleben fast unbegreiflich vorkommen müssen.

(Schluß auf S. 202.)

Stelzenläufer.

(Taf. 26.)

In dem auf der nebenstehenden Tafel abgebildeten Stelzenläufer, **Hypsibates himantopus** *Naum.*, haben wir eine der seltsamsten Vogelfiguren vor uns. Bei allen seinen Extremitäten, den Schwanz ausgenommen, scheint das Prinzip einer gesteigerten Längenausdehnung vorzuwalten; Flügel, Hals, Schnabel und namentlich die Füße zeigen im Verhältnisse zur Größe des Rumpfes eine auffallende Länge und Schlankheit. Man hat diesen Vogel öfters mit einem Storche verglichen, und in Ungarn wird er sogar „Storchschnepfe" genannt. In der That liegt auch dieser Vergleich wegen der ähnlichen Farbenvertheilung und wegen der bedeutenden Länge von Hals, Schnabel und Füßen nicht ferne; ein Blick jedoch auf die sehr verschiedene Lebensweise und eine nähere Betrachtung der einzelnen Körpertheile führt schnell zu der Ueberzeugung, daß die Aehnlichkeit dieser Vögel nur eine scheinbare ist.

Außer dem Flamingo gibt es keinen Vogel in Europa, der im Verhältnisse zu seinem Körper so hohe Füße hätte, wie der Stelzenläufer. Während nämlich sein Körper an Umfang etwa dem einer kleinen Taube gleichkommt, beträgt die Länge der Füße — von dem in den Bauchfedern versteckten Kniegelenke bis zur Spitze der Mittelzehe gerechnet — 10½ — 12½ rheinländ. Zoll. Die Zehen sind ziemlich kurz; zwischen der äußeren und mittleren befindet sich eine kurze Spannhaut, zwischen der inneren und mittleren ist eine solche kaum bemerkbar. Die Farbe der Füße ist bei jungen Exemplaren Rothgelb, bei alten Individuen ein schönes Rosenroth. Der Schnabel ist 2¼ bis 2¾ Zoll lang, hart, von schwarzer Farbe, und nimmt nach der Spitze zu allmälig an Stärke ab. Die Flügel sind lang und spitz, und ragen 1½ Zoll über den kurzen Schwanz hinaus. Was die Färbung des Gefieders anbetrifft, verweisen wir auf die Abbildung, welche wir als sehr gelungen bezeichnen können.

Die vordere Figur mit grünschwarzen (stahlglänzenden) Rückenfedern, rosig überflogenem Unterkörper und hochrothem Augenstern ist ein altes Männchen; die hintere Figur mit braunem Rücken, weißen Flügelbinden und mennigrothem Augenstern ist ein junger Vogel. Männchen und Weibchen sind sich in jedem Lebensalter sehr ähnlich, jedoch pflegen die letzteren stets etwas kleiner zu sein.

Die Heimath des Stelzenläufers ist das südöstliche Europa und das angrenzende Asien, namentlich die Küsten des schwarzen und des kaspischen Meeres und des Aralsees; auch im nördlichen Afrika wurde er mehrfach beobachtet. In Ungarn brütet er alljährlich in ziemlicher Anzahl. Er gehört zu denjenigen Vögeln, welche sich nicht selten in Gegenden verfliegen, die ihrer eigentlichen Heimath sehr fern sind; so sind mehrere Fälle bekannt, daß der Stelzenläufer in England und an den deutschen Nordseeküsten vorkam; auch nach den Binnenseen des nördlichen und südlichen Deutschlands hat er sich, einzeln oder in kleinen Gesellschaften, verflogen; so beobachtete z. B. Dr. Fr. Sturm im Frühjahre 1858 fünf Individuen, welche sich mehrere Tage lang an dem bei Nürnberg gelegenen Dutzendteiche aufhielten. Immerhin ist der Stelzenläufer in Deutschland als große Seltenheit zu betrachten, und es ist kaum anzunehmen, daß er daselbst je als Brütvogel den Sommer über verweile. — Sein liebster Aufenthalt sind ausgedehnte Sumpfstrecken und die schlam-

migen Ufer großer mit Rohr bewachsener Seen, ohne Rücksicht, ob dieselben salziges oder süßes Wasser enthalten. Die Ufer der Flüsse besucht er nur auf dem Zuge und zeigt stets eine Vorliebe für stehende Gewässer von großer Ausdehnung. Er hat einen ziemlich schnellen und gewandten Flug und streckt dabei die langen Beine nach hinten aus; er ist dadurch, sowie durch die stark abstechenden Farben seines Gefieders auf große Entfernungen leicht zu erkennen. Trotz seines übermäßig schlanken Körperbaues, welcher nach den gewöhnlichen Begriffen von einer Vogelgestalt nahezu an Carrikatur streift, sind seine Bewegungen doch lieblich und zierlich zu nennen; er wadet mit leichten Schritten oft bis zum Bauch im Wasser umher und hat dabei Kopf und Hals oft längere Zeit unter der Wasserfläche, indem er nach Wasserinsekten, Würmchen, Larven ꝛc. späht; wenn er am Ufer hinschreitet, so geschieht dieß gewöhnlich in kurzen, behenden Schritten; hat er jedoch Eile, so pflegt er nur weiter auszuschreiten, ohne seine Schritte zu verdoppeln. Seine Stimme, welche er jedoch nicht oft hören läßt, ist ein kurzer, sehr angenehmer Flötenton, den Naumann durch die Sylbe „Tjoit“ versinnlicht. — Wie die meisten Strandläufer, so ist auch der Stelzenläufer ziemlich scheu und flieht die Annäherung des Menschen; der vorsichtige Jäger jedoch, der sich ihm, durch Schilf oder Erdhügel gedeckt, anzuschleichen versteht, kommt öfters zu Schuß, wenn ihn der Vogel auch vorher wahrgenommen hat. In Ungarn, wo er stellenweise zahlreich anzutreffen ist, wird er wegen seines zarten Fleisches häufig geschossen und zu Markte gebracht. Auch in Laufschlingen kann man ihn an seinen Lieblingsplätzen leicht fangen. Die Eier des Stelzenläufers, welche ebenfalls für eine gute Speise gelten, sind etwas kleiner als Kibitz-Eier, haben eine blaß bläulichgrüne Grundfarbe mit aschgrauen Schalenflecken und Punkten, und mit röthlichbraunen Punkten und Fleckchen auf der Oberfläche. Es sind deren gewöhnlich 4, sehr selten mehr oder weniger, in einem Neste. Letzteres besteht nur aus einer zufälligen Bodenvertiefung, welche kunstlos mit einigen Reisern ausgelegt ist.

J. H.

Sechs Jahre auf Spitzbergen.

(Schluß zu S. 201.)

Vor Allem mußten sie Licht haben, um in der langen Winternacht, welcher sie nun entgegensahen, arbeiten zu können. Bisher hatten sie dieß an einem kleinen Holzfeuer gethan, das sie Abends anzündeten; aber am allerbesten war's, eine immerwährend brennende Lampe zu unterhalten, damit sie nicht fort und fort in der furchtbaren Angst leben müßten, es könnte ihnen einst bei dem außerordentlich geringen Vorrath von Zunder, den sie besaßen, die Möglichkeit, Feuer zu machen, ganz ausgehen; denn in diesem Falle, wenn sie kein Feuer mehr zuwege brachten, durften sie sich in einem Lande, wo es sieben Monate lang vollständige Nacht war und also ohne Licht gar nichts gethan werden konnte, nur einfach hinlegen und sterben. Also eine immerwährend brennende Lampe mußten sie haben! Und warum denn nicht? War es ihnen nicht eine Kleinigkeit, ein solch' „ewiges Licht“ zu unterhalten, da sie das Fett der beiden Bären besaßen, welches sich zusammen auf mehrere hundert Pfund belief! Weit schwerer fanden sie es aber, die Lampe selbst oder das Gefäß, in welchem der Docht mit dem schwimmenden Fette sich halten sollte, zu verfertigen. Sie hatten zwar schon früher bei ihren Wanderungen durch die Insel eine Art Thonerde oder Leimenboden gefunden, aus dem sie nun eine kleine Arche, die ihnen als Lampe dienen sollte, bildeten; aber das Fett sickerte durch, denn der Thon war zu porös. Ja, auch als sie ein zweites Gefäß kneteten und dieses über dem Feuer brannten, wollte sich die Sache nicht machen, sondern das Fett fuhr fort durchzusickern, sobald es flüssig geworden war. Nunmehr fiel ihnen ihr Mehlvorrath ein, der sich allerdings bedeutend reduzirt hatte, von dem sie aber immer noch einige Pfunde besaßen, welche sie auf Fälle der Noth aufsparten. Von diesem Mehle nun nahmen sie einen Theil, kochten einen dicken Kleister und bestrichen mit diesem die inneren Theile des Thongefäßes, dasselbe zugleich so lange über dem Feuer trocknen lassend, bis es einen Glanz — eine Art Glasur — erhielt. Hiedurch wurde dasselbe sogar wasserhaltig, nicht blos ölhaltig. Als Docht benützten sie eins ihrer Hemden, dessen Baumwollenfäden sie zusammendrehten, bis sie dick genug waren. Später fanden sie auch feines Moos als „wenigstens aushülfsweise“ zu demselben Zwecke dienlich; dennoch mußten sie ihre Hemden und Unterhosen (nebst einigen Stücken aus der Takelage eines gestrandeten Schiffes, welche an's Ufer getrieben worden waren) unbedingt opfern, weil das Moos sehr unstät brannte und alle Augenblicke zu erlöschen drohte, wenn man nicht nachhalf. Nachdem sie nun noch eine zweite Lampe als Reserve gefertigt hatten, fühlten sie sich äußerst wohl, denn nunmehr durften sie die Angst vor einstigem Mangel an Licht und Feuer getrost ablegen, und in der That brannte ihre Lampe von dem Tage an, wo sie dieselbe das erste Mal anzündeten, ununterbrochen an Einem fort bis zu der Stunde, wo sie sechs Jahre später die Insel und ebendamit auch ihr Haus verließen!

So war denn die Sache mit der Lampe im Reinen, und nun ging's an die Verfertigung von Waffen. Natürlich konnten sie für den Anfang an nichts denken, denn höchstens an Lanzen oder Speere, da dieß die einfachste und gleichsam von der Natur selbst dargebotene Waffe ist, wenigstens in den Ländern, wo es Wälder und Gesträuche gibt. Allein hier auf Spitzbergen war es schon schwieriger, denn die Lanzen mußten mit Mühe und Kunst mittelst der Axt und unter Nachhülfe des Messers aus dicken Brettern herausgeschnitten und gezimmert werden. Endlich waren sie jedoch glücklich mit einigen fertig geworden, aber — was ist eine Lanze ohne eine eiserne Spitze? Konnten sie hoffen, irgend ein Thier mit derselben zu erlegen, wenn sie nicht im Stande waren, ihm das spitzige Eisen in den Leib zu rennen? Solche Eisenspitzen mußten also geschaffen werden, es mochte kosten was es wollte, und sie hofften auch damit fertig zu werden, denn — sie besaßen ja

eiserne Nägel und sonstiges Material. Doch — wie war's mit dem Hämmern? Ohne Hammer konnten sie doch das Eisen nicht schmieden? Gewiß nicht; aber zu welchem Zwecke hätte sie denn Gott den großen eisernen Haken (wie wir oben gesehen) finden lassen, wenn nicht expreß deßwegen, um einen Hammer daraus zu machen? Sie legten also den Haken in's Feuer, bis er glühend wurde, dann stießen sie einen der großen Nägel, die sie besaßen, durch seine Mitte, und wiederholten dies Manöver so oft, bis sie ein Loch zuwege gebracht hatten, in welches man einen Stiel stecken konnte. Nun war der Hammer fertig, und — der Ambos fehlte auch nicht, denn jeder große Seekieselstein, deren es eine Menge am Ufer gab, konnte dazu dienen. Waren sie nun nicht überglücklich, daß sie sich die eisernen Spitzen zu ihren Lanzenschäften schmieden konnten? Und — die Spitzen an die Schäfte zu befestigen, war nicht schwer, denn sie besaßen ja Rennthierfelle, und konnten diese in Riemen zerschneiden, mittelst deren man Spitzen und Schäfte so fest zusammenband, daß sie fast „unauflöslich" wurden. Das „Scharfmachen" der Eisenspitzen war noch leichter, denn als Schleifstein diente jeder glatte Kiesel. So schufen sie sich nach und nach einige Lanzen, deren Besitz sie so stolz machte, daß sie nun nicht mehr den Angriff der Bären abwarteten, sondern frischweg auf jeden, der es wagte, sich ihrer Hütte nur von weitem zu nähern, losgingen und ihn auch immer glücklich erlegten.

Es war ihnen hiebei aber nicht blos um das Fleisch des Bären zu thun, sondern sie hatten bereits eine andere Entdeckung gemacht, welche ihnen weit wichtiger war. Sie fanden nämlich, daß die Sehnen und Flechsen dieses Thieres eine fast außerordentliche Dehnbarkeit und Schnellkraft besaßen, und daher zu Bogensträngen besser paßten, als irgend ein anderes Material. Natürlich blieb also das Stück Föhrenwurzel, von dem wir oben schon gesprochen haben, nicht länger müssig liegen, sondern es ward alsobald in einen veritabeln Bogen umgeschaffen, der ihnen von größtem Nutzen sein mußte, sobald sie es verstanden, Pfeile zu machen. Solche Arbeit war aber eine wahre Kleinigkeit für sie, denn mit dem Schmieden von kleinen Eisenspitzen, welche sofort mittelst lederner Riemen oder auch mit den Flechsen des Bären an pfeilartig zugeschnittene Hölzer befestigt wurden, konnten sie vortrefflich umgehen, seit sie sich bei der Herstellung von Lanzenspitzen an derlei Schmiedereien gewöhnt hatten. So besaßen sie nun außer ihren Speeren auch Bogen und Pfeile, und nun fürchteten sie sich weder mehr vor Eisbären, noch hatten sie irgend Kummer über ihre künftige Fleischerwerbung. Tödteten sie doch mit diesen einfachen Waffen im Laufe der Zeit nicht weniger als zweihundert und einundfünfzig Rennthiere, sowie im Ganzen dreizehn Bären und verhältnißmäßig viele Füchse, deren es weiße und blaue in nicht geringer Anzahl gab. Sogar an Vögel machten sie sich, wenn solche in den Sommermonaten zu Tausenden an den Küsten sich zeigten, und hatten keine geringe Freude sowohl an deren Fleisch, als auch noch mehr an deren weichen Federn, mittelst welcher sie ihr Nachtlager bedeutend verbessern konnten.

Sie wurden nämlich bald so „üppig", daß sie sich mit dem „Liegen auf dem bloßen Boden" nicht mehr begnügten. Solches Lager war ihnen zu hart und zu kalt zugleich. Somit sammelten sie weiches Moos oder auch Federn von Vögeln und breiteten darüber die Felle der erlegten Bären und Füchse, — ein Manöver, wodurch sie bald recht comfortable Betten herstellten, obgleich die Bettstellen fehlten. Dagegen zimmerten sie sich einen Tisch und eine Bank zusammen, damit sie wie Christenmenschen „zu Tafel" sitzen konnten. Bald mußten sie sogar an die Fertigung von Kleidern denken, denn die wenigen, die sie besaßen (Jeder hatte, wie wir wissen, blos den einen Anzug, den er auf dem Leibe trug), gingen nach kurzer Zeit in Fetzen, und die Hemden und Unterbeinkleider mußten überdieß in Lampendochte verwandelt werden. Allein wozu hatten sie denn die vielen Rennthier-, Bären- und Fuchsfelle, wenn nicht um Anzüge daraus zu machen, welche für jenes Clima jedenfalls besser paßten, als die mitgebrachten, nur im wärmeren Europa anwendbaren? Doch wollte es mit dem Schneiderhandwerk für den Anfang nicht gut gehen, da es ihnen am Nöthigsten gebrach, nämlich an Scheere, Nadel und Faden. Aber auch da wußten sie sich zu helfen. Die Funktion der Scheere konnte füglich das Messer ersetzen, welches sie besaßen, und statt des Fadens leisteten die Sehnen der Rennthiere, welche sich in dünne Fasern vertheilen ließen, vortreffliche Dienste. Es handelte sich also nur um Nähnadeln, und — solche herzustellen, war allerdings ein hartes Stück Arbeit; aber sie wurden doch endlich auch damit fertig, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß ihre Nadeln nur zum Zusammennähen von Fellen paßten; denn ein bischen arg roh und grob blieben sie immer! Sie nahmen nämlich zu diesem Zwecke kleinere Nägel, welche sie in den am Strande angeschwemmten Brettern fanden, und schliffen dieselben auf Kieselsteinen spitz zu. Dann erhitzten sie dieselben im Feuer bis zur Weißglühung, und brachten sofort vermittelst ihres Messers am obern Ende ein Loch an, das als „Oehr" dienen mochte. Rauh, eckig und zackig war dieses „Oehr" allerdings, und sogar ihr „Faden", der doch gewiß „stark" war, wurde oft und viel in diesem Oehr abgeschnitten oder abgerieben, aber — man durfte sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen, recht oft „einzufädeln", so kam man am Ende doch zu Stande. War doch das „Gerben" der Felle, die „ungegerbt" allzu straff und unbiegsam gewesen wären, weit schwieriger und mühseliger! Doch auch diese Schwierigkeit wurde überwunden, indem sie Rennthier- oder Bärenfett nahmen und dieses auf dem glatten Theil ihrer Wildhäute so lange einrieben, bis diese geschmeidig und weich wurden. Allerdings brauchten sie nicht Tage, sondern Wochen zu einer solchen Arbeit, aber sie kamen doch endlich damit zu Stande. Ja sogar Schuhe verfertigten sie sich, und zwar mit denselben Nadeln, die in diesem Falle als „Pfriemen" dienten, und — was für Schuhe waren es! Recht warme — von den Bärenpfoten nämlich — und so weite, daß sie kein Hühnerauge drückte. Etwas wunderlich nahmen sie sich allerdings in diesen von ihnen selbst gefertigten Anzügen aus, denn Sommers waren sie in

Rennthierfelle, Winters aber in dicke Bärenfelle gehüllt, die ihren Leib so vollkommen bedeckten, daß gar nichts sichtbar war, als die Augen, der Mund und die Nasenspitze; denn die Hände steckten in Fuchspelzhandschuhen, und über dem Kopf hing ebenfalls ein Pelz, eine Kapuze vorstellend, die denselben ganz einhüllte. Nun mochte es frieren wie es wollte, sie waren geschützt und konnten dem Clima, so gräßlich es auch war — denn der Thermometer steigt dort auf eine Nummer, wo nicht blos das Quecksilber, sondern auch ätherisches Oel gefriert, gerade wie in Nordgrönland —, Trotz bieten.

Aber, so fragt der Leser neugierig, wie sah es denn mit dem Essen aus? Hatten sie denn gar nichts, als einzig und allein Fleisch vom Rennthier oder Bären? Mußten sie bei solcher Kost nicht selbst zum wilden Thiere herabsinken? Oder — wenn auch blos Fleisch da war, hatten sie wenigstens Pfeffer und Salz, es genießbar zu machen? Konnten sie dasselbe wenigstens kochen und die Brühe davon trinken, oder mußten sie es roh essen wie die Kannibalen? — Jene vier Männer würden lachen, wenn sie solche Fragen hörten, denn sie waren froh und Gott dankbar, daß sie wenigstens Fleisch hatten und dieß in Hülle und Fülle. Den Pfeffer und die Gewürze entbehrten sie allerdings, und mehr noch vielleicht das Brod; aber Salz gab ihnen das nahe Meer, und — gänzlich ohne Abwechslung war ihre Nahrung deßwegen doch nicht. Hie und da nämlich erlaubten sie sich, ein Stück zu kochen, denn sie hatten ja einen kleinen Feldkessel; allein oft durfte dieß nicht vorkommen, weil sie das Holz sparen mußten. Ueberdieß schmeckte ihnen das gekochte Fleisch zu fade und süßlicht, und — sie unterließen daher das oftmalige Kochen schon deßhalb, weil sie es nicht liebten. Weit angenehmer fanden sie einen Braten, — einen recht saftigen, am Holzspieße über dem Feuer gehaltenen halbrohen Braten, aus dem, wenn man ihn zerschnitt (sie hatten ja ein Messer, wenn auch keine Gabel), das rothe Blut herauslief, denn solches Fleisch gab ihnen Wärme und Kraft. Roh liebten sie nur die Vögel, welche sie hie und da erlegten, oder die Fische, welche sie im hohen Sommer fingen. Diese aßen sie klein geschnitten, gleichsam als Beigabe oder Salat zum Braten. Nebenbei trockneten sie auch Rennthierfleisch in feinen Schnitten in der Luft, oder räucherten es an dem kleinen Loche ihres Zimmers, das als Kamin diente, und aßen dasselbe dann aus der Hand statt des Brodes. Das war doch Abwechslung genug? Im Frühsommer fanden sie sogar nicht selten Eier, — recht schöne grüne Vogeleier von brütenden wilden Möven oder auch von Eidergänsen, die ihre Nester auf den Felsenritzen des Strandes erbauten, und — welches Götterfest war es, wenn ihnen ein solcher Schmauß zu Theil wurde! — Zum Trinken hatten sie allerdings nichts Anderes, als Wasser, aber recht frisches, fließendes Wasser, wenn es gerade Hochsommer war. Im Winter freilich, d. h. neun oder zehn Monate lang, so lange es fror, mußten sie das Eis in ihrem Kessel schmelzen, um Wasser zu bekommen; aber reines, unverfälschtes Wasser war's dennoch und ohne irgend einen Beigeschmack.

So lebten die vier von der gesitteten und bewohnten Welt Ausgestoßenen sechs volle Jahre lang, essend, trinkend, schlafend, jagend, arbeitend. Und nicht einmal ohne Vergnügen war ihr Leben! Denn im Hochsommer, wenn das Moos sich schob und die Rennthiere vom Festlande herüber über das Eis in ganzen Heerden herbeiströmten, erlaubten auch sie sich kleine Excursionen, um das Stück Welt, auf welches sie ihr Schicksal verbannt hatte, näher zu untersuchen. Freilich durchwandert war die Insel bald, denn sie ist ist nur etwa 100 englische Meilen lang und 80 breit, aber manchen Felsen fanden sie, der mit ewigem Schnee bedeckt war, und an seinem Fuße auf der Südseite manches Plätzchen, wo es so wonnig aussah, als wollten Blumen hervorsprießen. War das nicht ein Gegenstand der Freude? — Freilich auch die Trauer kehrte bei ihnen ein, und eine recht tiefe und schmerzliche Trauer! Feodor Weregin nämlich, jener Einzige, der bei dem ersten Bärenkampfe eine schwere Wunde davongetragen hatte, kränkelte von jener Zeit an. Die Wunde wollte lange nicht heilen, und als sie endlich heilte, saß es ihm auf der Brust, als müßte er ersticken. Sie sorgten für ihn, wie für einen Bruder, und pflegten ihn, als wäre er ihr gemeinsames Kind; aber alle Liebe und Theilnahme schlug nicht bei ihm an, sondern er wurde von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr kränker. Dazu kam noch die Sehnsucht nach der Heimath, nach den Seinigen, die bei Kranken natürlich immer stärker hervortritt, und die endlich seine letzten Kräfte verzehrte. So starb er endlich, als das Frühjahr des Jahres 1749 herannahte, nachdem er fast sechs Jahre auf der Insel zugebracht hatte, und seine drei Kameraden begruben ihn am nahen Meeresufer, auf das er stets mit unendlicher Wehmuth schaute: „ob sich nicht ein Segel nahe, sie aus ihrer Gefangenschaft zu erretten.“ Der Tod dieses wackeren Gesellen ging ihnen sehr nahe, und obwohl ihr Auge trocken blieb, so lag doch eine tiefe Trauer in ihren Gesichtern. „An wen wird nun zunächst die Reihe kommen?“ frugen sie sich in ihrem Innern, „und wer von uns wird am Ende allein übrig bleiben, nachdem er alle Andern beerdigt hat?“ — Das waren böse Tage, die Tage, welche dem Tode des Feodor Weregin unmittelbar folgten, und nur die angestrengteste Thätigkeit konnte die drei Uebrigbleibenden ihrem Trübsinne entreißen.

Doch der Tag der Befreiung war ihnen näher, als sie sich dachten, oder als sie sich zu denken wagten! Seit vollen sechs Jahren hatten sie kein Segel gesehen; nicht Ein Schiff war in Sicht der Insel gekommen. Einmal hatten sie daran gedacht, aus ihrem Holzvorrathe ein Floß zu zimmern und damit in der Sommerzeit ihr Glück auf der hohen See zu probiren, aber Alexis Himkof, der erfahrene Steuermann, wußte ihnen bald zu beweisen, daß sie mit einem „seehaltigen und sturmtüchtigen“ Floße nimmermehr zu Stande kommen könnten, sondern daß vielmehr sicherer Untergang ihr Loos sein müßte, wenn sie sich in dieser See einem schwachen Floße aussetzen würden. Ihre einzige Hoffnung konnte nur ein Schiff sein, das der Walfisch- und Seehundsfang in diese Gegenden führte! Als aber sechs Jahre lang kein Segel sich sehen ließ, da gaben sie auch diese Hoffnung auf. So sagten

sie wenigstens, so sprachen sie sich gegen einander aus, um nicht vergebliche Erwartungen rege zu machen, die nur zu größerem Trübsinn führen mußten! Aber wenn sie auch so sprachen, so dachten sie doch ganz anders, und Jeder nährte im Stillen die Hoffnung, daß endlich doch die Erlösungsstunde schlagen werde. Da geschah es am 15. August des Jahres 1749, daß Iwan Himkof, der Jüngste von Allen, der ein außerordentlich scharfes Gesicht hatte, während er an einem hohen Felsberge in der Nähe ihrer Hütte einem Rennthiere auflauerte, um einen frischen Braten und weiteren Wintervorrath in's Haus zu liefern, auf der hohen See einen weißen Punkt bemerkte, der sich anfangs nur wie eine Schwalbe oder Seemöve ausnahm, der aber dem kundigen Burschen gar bald als ein Segel sich auswies. Das Herz wollte ihm in der Brust vor Freude zerspringen, als er diese Entdeckung machte, aber — er hielt an sich und kein Laut verkündete seinen Fund, denn er wollte sich vorher erst vergewissern, ehe er die Andern benachrichtigte. Die Enttäuschung wäre sonst gar zu groß gewesen! Somit rannte er an dem Felsberge, an dem er stand, mit einer Eilfertigkeit hinauf, als ob es ein ebener Weg wäre; aber — siehe da, er hatte sich nicht getäuscht, es war ein Schiff, ein mit vollen Segeln steuerndes Schiff!

Wie er vom Berge hinabgekommen, um seinen zwei Genossen die Nachricht zu bringen, konnte er nachher selbst nicht mehr sagen, er flog mehr, als er ging! Auch wäre es eine vergebliche Mühe, den Jubel beschreiben zu wollen, von dem die drei Menschen nunmehr beseelt waren, denn dieser Jubel war ein grenzenloser, ein unbeschreiblicher! Natürlich bestiegen sie den Felsberg abermals alle Drei zusammen, um die entzückende Ansicht recht in sich einzusaugen, und wenn sie jetzt alle Drei zumal vom Tode urplötzlich hinweggerafft worden wären, so wären sie in Wahrheit „selig" verstorben. Alexis Himkof, der Steuermann, faßte sich zuerst. Er sah ein, daß es nicht genug sei, wenn sie das Schiff sahen, sondern vielmehr mußten sie es dahin bringen, daß das Schiff auch sie sah, d. h. daß sie vom Schiffe aus gesehen würden. So rannten sie denn nach seinem Befehle in ihre Hütte und schleppten Holz herbei, so viel sie nur schleppen konnten; Alexis aber langte bedächtig Stahl und Stein und Zunder, und in einer Minute loderte ein prächtiges Feuer gen Himmel. „Nun Moos herbei, was ihr schleppen könnt, damit wir einen Rauch bekommen, als wäre hier ein feuerspeiender Berg in Arbeit." So befahl der Steuermann, und die zwei Andern gehorchten blindlings. Eine Viertelstunde später war auch die hohe Stange ihrer Hütte auf dem Felsberge aufgepflanzt und ein mächtiges Rennthierfell dran als Fahne befestigt, so daß sie nun hoffen durften, denen auf dem Schiffe, wenn dieselben einen guten Auslug hielten, könnten solche Zeichen nicht entgehen. In der That wurde auch der Rauch bald genug von dem Schiffe aus bemerkt, und als der Kapitän desselben nunmehr sein Fernglas in diese Richtung brachte und die Fahne sah, welche sich in den Lüften schwenkte, so konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß dort auf jenem Flecke Land Menschen seien, die seiner Hülfe bedürften. Er ließ also beidrehen und steuerte sofort der Insel Ost-Spitzbergen zu, und zwar gerade auf den Punkt los, wo die drei Einsiedler ihre Wohnung hatten. Jetzt erst, als sie dieß sahen, wußten die Männer, daß sie gerettet seien, und nunmehr fielen sie auf die Kniee und falteten die Hände in Andacht, Gott dankend für so viele Liebe und Segen. Sie hatten nicht geweint diese ganzen sechs Jahre her, sie hatten nicht einmal geweint, als sie ihren lieben Freund Feodor begruben; aber nunmehr stürzten Thränen aus ihren Augen und sie schluchzten laut, als wollten sie ersticken, denn die Freude tödtete sie beinahe.



Das Schiff kam näher und näher. Es war ein Handlungsfahrzeug von Archangel, ihrer Vaterstadt, das Nova Zembla besucht hatte und vom widrigen Winde bis in diese Gegend verschlagen worden war. Zum Glück zeigte sich noch nicht viel Eis, denn der Sommer war dießmal ungewöhnlich warm gewesen. So konnte der Kapitän nur wenige hundert Schritte vom Ufer Anker werfen, und kam sofort selbst an's Land, um die Männer zu sehen, die in ihren Bärenpelzkleidern eine gar sonderbare Erscheinung machten. Aber wie erstaunte er wohl, als er sah, wen er vor sich hatte, denn er kannte die drei Männer und besonders den Steuermann Alexis Himkof von Person ganz gut, war aber mit ganz Archangel der Meinung gewesen, daß sie mit allen ihren Kameraden

und ihrem Walfischboot längst im Meeresgrunde begraben lägen!

Den Willkomm, welchen der Kapitän des Handlungsbootes den drei Männern von Ost-Spitzbergen zu Theil werden ließ, kann sich der Leser denken. Auch versteht es sich von selbst, daß er sie nicht nur augenblicklich in sein Schiff aufnahm, sondern sie auch mit Allem versorgte, was sie sich nur irgend wünschen konnten. Einen ganzen Tag blieb er vor Anker liegen, und ließ sich Alles genau zeigen, wo und wie die drei Schiffbrüchigen bisher gelebt hatten, denn er konnte es kaum begreifen, daß mit so elenden Hülfsmitteln so Großartiges geleistet worden sei. Darum wurde auch Alexis Himkof nebst dem Iwan und Stephan mit einer Aufmerksamkeit von ihm behandelt, die fast an Verehrung grenzte; die Schiffsmannschaft aber that von selbst Alles, was sie den drei Helden des Tags an den Augen absehen konnte. Natürlich steckten sich diese nunmehr wieder in europäische Kleider, aber ihre bisherigen, selbstgefertigten, die ihnen so gute Dienste in diesem Clima geleistet hatten, ließen sie deßwegen doch nicht zurück, ebensowenig als ihre übrigen Vorräthe, welche von der Art waren, daß sie wohlhabende Leute genannt werden konnten. Besaßen sie doch außer dem großen Fleischvorrath nur allein an Rennthier- und Bärenfett über dreitausend Pfund, und dazu über zweihundert und vierzig Rennthierhäute, dreizehn Bärenfelle und eine Menge Fuchsbälge von weißer oder blauer Farbe, die fast überall sehr gesucht, weil sehr selten sind! Und von welchem Werthe waren erst für den Raritätenliebhaber ihre Lanzen, ihre Bogen und Pfeile, ihre Nähnadeln und Pfriemen! Freilich diese Angedenken verkauften sie nicht, sondern sie bewahrten sie auf als Gegenstände ihrer tiefsten Verehrung, die ihnen theurer waren, als die größten Kleinodien hätten sein können!

Am 28. September 1749 lief das Schiff, auf dem sie sich befanden, in den Hafen von Archangel ein. Kein Mensch dachte an sie, denn man hielt sie längst für todt und verschollen. Sogar das Weib von Alexis Himkof hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, ihren Mann je wieder zu sehen, und seit fünf Jahren trug sie Trauerkleider um ihn, wie um einen Begrabenen. Deßwegen konnte sie es sich aber doch nicht versagen, immer wieder an den Hafen zu gehen, wenn ein Schiff aus der Ferne ankam; denn ein Funke von Hoffnung lebte doch immer noch in ihr. So stand sie auch dießmal wieder am Hafen, als dieses Schiff vor Anker ging; die drei Helden von Spitzbergen aber standen auf dem Verdeck, sich die Volksmenge betrachtend, ob keine alten Bekannten darunter seien. Auf einmal erscholl vom Ufer her ein durchdringender Schrei. „Alexis! mein Mann!“ kreischte es mit einer Stimme, die vor Jubel fast erstickte, und ein Weib stürzte vor, gegen das Schiff zu, ihre Arme weit ausstreckend. Es war die Frau des Alexis Himkof, die trotz der Länge der Zeit, die er abwesend gewesen, und trotz der ziemlichen Entfernung, in der das Schiff vom Ufer lag, ihren Mann augenblicklich erkannt hatte. Ihr Eifer, den geliebten Gatten zu umarmen, war aber so groß, daß er sie beinahe das Leben gekostet hätte, denn im Vorwärtseilen, um die Erste am Rande zu sein, stürzte sie in's Wasser und wäre ohne Zweifel ertrunken, wenn ihr Mann nicht im Augenblicke, da er sie erkannte, ebenfalls in's Wasser gesprungen wäre und als ein guter Schwimmer, der er war, sie sogleich erhascht und an's Ufer gebracht hätte. Das war ein Jubel! Das war ein Wiedersehen!

Man kann sich wohl einbilden, daß ganz Archangel die drei Wundermenschen sehen wollte, welche sechs Jahre in einer Einöde von wilden Thieren gelebt hatten; aber auch weit über Archangel hinaus drang die Kunde von diesem außerordentlichen Ereignisse, und sogar der Kaiser in St. Petersburg hörte davon und ließ die drei heldenmüthigen Seeleute reichlichst beschenken. Sie lebten nachher noch lange und erhielten Alle gute Stellungen in ihrer Vaterstadt. Jedoch — sonderbar! Sie konnten sich nie mehr recht in die Gewohnheiten der civilisirten Welt finden. So aßen sie z. B. kein Brod, weil sie behaupteten, dasselbe erfülle ihren Magen mit Wind und blähe sie auf; auch kam nie mehr ein anderer Tropfen Getränk über ihre Lippen, als Quellwasser; Bier, Wein und Branntwein waren ihnen zum Eckel. Großem Geräusche oder auch nur einer größeren Menschenmenge gingen sie wo möglich aus dem Wege, und liebten ein stilles, zurückgezogenes Leben über Alles. Am auffallendsten aber war, daß Keiner von ihnen je mehr einen Fluch ausstieß, während doch Matrosen und Seeleute sonst in derlei Worten nicht eben heikel sind; aber die einsame Wohnung in Spitzbergen hatte ihre Herzen gänzlich umgestimmt, daß sie nicht mehr waren wie andere Menschen.

Alexis Himkof und seine Frau starben im Jahre 1789 an einem und demselben Tage und sind neben einander begraben. Ihr Grabstein in Archangel ist noch zu sehen.

Th. Gr.

Der arabische Bandit.

Wenn man sich in Algier vom Meere entfernt und den düstern Vorhöhen des Atlas nähert, besonders auf den Grenzen von Marokko oder Tunis, begegnet man zuweilen einem Araber in einem hundertjährigen Burnus von unbeschreiblicher Form und Farbe, einem seltsamen Kleidungsstück, das durch mehrere Generationen von Hand zu Hand gegangen ist, und nach den mancherlei Zeugflecken, womit es besetzt ist, zu urtheilen, eine vollständige Metamorphose durchgemacht hat. Der Araber ist barfüßig, wie immer unter den Stämmen, sein Gesicht in den Falten seiner Kapuze verhüllt; seine langen trockenen Finger zählen die Kügelchen eines Rosenkranzes; er geht gesenkten Kopfes, mit einem cadenzirten, dem Araber eigenthümlichen Schritt; nach seinem friedlichen Aussehen könnte man ihn für einen der muselmännischen Frommen nehmen, welche die himmlische Liebe allen irdischen Dingen entfremdet hat. Folgt ihm ohne Geräusch, denn sobald er merkt, daß er beobachtet wird, denkt er nur daran, sich eurer Aufmerksamkeit zu entziehen. Seht, er wählt

die einsamsten Pfade, wahrscheinlich um sich ganz in seine frommen Betrachtungen zu vertiefen. Er wirft sich in das Dickicht, schleicht durch die Schluchten, immer nur um sich vor dem profanen Lärm der Menschen zu schützen. Ist er auf der Ebene, wendet er sich von Zeit zu Zeit um, schießt einen Blick, scharf wie ein Pfeil, auf euch, und tritt in einen einsamen Gurbi.

„Salam aleikum! (Friede mit euch!)“ redet er die Bewohner an.

„Alik es-salam! (auch mit dir Friede!)“ antworten diese.

Dann bietet man ihm Speise an. Nachdem er von dem Kuskus genossen, der für den Fremdling, welchen Allah sendet, aufbewahrt ist, steht der Gast auf mit einem: „Allah iktser khirek! (Gott vermehre dein Gut!)“ und macht sich wieder auf den Weg.

Er schreitet jetzt auf ein Gehölz zu, wo der Erdbeer-, der wilde Oelbaum und der Oleander sich so dicht verschlingen, daß es nur wilden Thieren zugänglich erscheint. Er dringt in den Wald ein; er bleibt demüthig und harmlos, so lang' die Sonne noch am Horizonte steht. Aber mit Anbruch der Nacht erhebt er allmälig den Kopf, athmet die balsamische Luft ein, schüttelt die entlehnte Demuth ab, wirft seine Kapuze auf die Schultern zurück, und ergreift Besitz von seiner Freiheit und Herrschaft. Er stößt einen durchdringenden Schrei aus, auf welchen das Gebrüll des Löwen und das grimmige Knurren des Panthers antwortet. Er ist der König der Nacht. Mit einem Stocke gräbt er eine seltsame, fabelhafte Waffe aus der Erde: es ist keine Donnerbüchse, keine Stutzbüchse, keine Muskete, keine Flinte, und doch eine Feuerwaffe, wie man sie in den Gebirgen Kabyliens verfertigt, eine Waffe, welche in den Händen eines so guten Schützen, wie er, ihr Ziel gleich dem besten Karabiner trifft. Er ergreift diese Waffe, versteckt sie unter den Lumpen von seinem Burnus und macht sich wieder auf den Weg.

Kaum seht ihr ihn, seinen Schritt hört ihr nicht, er schlüpft wie ein Phantom dahin.

Ein Schritt läßt sich vernehmen: es ist die einheimische Patrouille, welche das arabische Bureau ausschickt, um Marodeurs aufzupassen. Mit festem, blitzendem Auge läßt sie der Bandit vorüberziehen. Dann, als sie verschwindet, dreht er sich um und schlägt die entgegengesetzte Richtung ein.

Den Tag über, während er mit so ruhiger und gleichgültiger Miene dahinwandelte, ist er in die Duars eingedrungen, hat seine Wahl getroffen und seinen Blick auf eine schöne, im Stamm berühmte Stute geworfen, deren seidenartige, glänzende Haut, deren feines, leichtes Bein, deren offene Nüstern und glühende Augen die Rasse und den Werth verkündigen. Diese Nacht wird der Bandit in ihren Besitz gelangen; er wird sich auf ihren Rücken werfen, die Grenze gewinnen, und dann in Marokko oder Tunis das schöne Thier verkaufen. Dann kehrt er heim und beginnt einige Zeit nachher wieder dasselbe Manöver.

Der Duar ist da; eine Gruppe von Zelten und Gurbis erscheint. Kein Licht brennt, Alles schläft, der Augenblick ist günstig. Zuerst muß man dem feinen Geruche der Hunde ausweichen, für jeden Andern als ihn eine unmögliche Aufgabe; denn die Hunde, welche den Duar bewachen, sind kabylischen Ursprungs; sie sind wachsamer als ein Gensdarme, bellen bei dem Falle eines Blattes, bei dem leisen Diebstahle einer Fledermaus. Aber der Bandit marschirt gegen den Wind; er wirft sich nieder, kriecht, sein Burnus mischt sich mit dem Boden; bei der geringsten Bewegung hält er an, rührt sich nicht; das Geräusch verliert sich, er setzt seinen gewundenen Gang fort; er ist am Eingange des Gurbi, wo die Stute schläft. Er ist gerettet, die Hunde bellen nicht mehr, wenn er sich mit seinem Raube entfernt. Sie glauben es mit einem Bewohner des Duars zu thun zu haben und lassen ihn ruhig abziehen. Aber er ist noch nicht so weit; er schlüpft dem Thiere zwischen die Beine, zieht einen Dolch und schneidet den Strick ab, der nach arabischer Gewohnheit die beiden Vorderbeine des ruhenden Pferdes umschlingt. Er leitet die Stute, die er zu bezaubern gewußt hat, Schritt für Schritt aus dem Gurbi heraus, sie leistet nicht den geringsten Widerstand; er zieht sich rückwärts bis auf fünfzig Schritte vom Duar, wirft sich dann plötzlich auf den Rücken des zitternden Thieres, spornt es mit seinem Dolche und fliegt im Galoppe davon. Der Hufschlag des Pferdes ertönt wie Donnerschlag in der Stille der Nacht; man erwacht, man eilt herbei, es ist zu spät, der Bandit und das Pferd sind verschwunden.

Wenn das gewünschte Pferd, gehöre es den Franzosen oder zu den eingeborenen Truppen, sich, wie es oft geschieht, mitten im Lager befindet, so ist die Operation noch einfacher. Der Bandit nähert sich vorsichtig dem Pferde, knüpft ihm eine lange, starke Schnur, womit er beständig versehen ist, an, und zieht sich dann leise unter ein dichtes Gebüsch zurück, um sich vor der Aufmerksamkeit der Wachen zu schützen; mit der Schnur weiß er das Pferd, welches scheinbar nur seiner Laune folgt und frischeres Futter sucht, in seine Nähe zu bringen. Sobald der Bandit es ergriffen hat, läßt er alle Vorsicht fahren und eilt fast mit absichtlichem Geräusche davon, überzeugt, daß die Dunkelheit der Nacht ihm Sicherheit gewährt.

Zuweilen ist seine Kühnheit noch größer. Auf der Grenze befindet sich eine Smala Spahis. Dort sind sie mit ihrer Familie, ihren Waffen, Pferden; letztere hinter den festen Mauern eines Bordj oder befestigten Hauses eingeschlossen. Die Thüren des Bordj sind dick mit Eisen beschlagen, mit einer Kanone könnte man sie kaum erbrechen; die Spahis sind tapfer, sie halten Wache und sind bis an die Zähne bewaffnet. Macht nichts! Der Bandit weiß unter dieser oder jener Gestalt in den Stall zu dringen. Am Morgen zählen die erstaunten Spahis ihre Pferde, und bemerken, daß die besten und schönsten gestohlen sind. Der Bandit ist feiner Kenner und täuscht sich nie.

Zuweilen sind es nicht Pferde, sondern Ochsen, deren er sich bemächtigen will. Der Raub hat weniger Werth und ist doch schwieriger. Der Ochse, anstatt die Flucht zu erleichtern, hemmt sie. Auch geht es nicht immer ohne Blutvergießen ab, besonders wenn der Eigenthümer das Unglück hat, aufzuwachen. Dann bedient sich der Bandit

seiner Waffe und trifft sicher, ehe sein Gegner erkennt, ob er einen Panther, Löwen oder Marodeur vor sich hat.

Im Jahre 1857 hörte ein Colonist im Bezirke Bona gegen Mitternacht ein ungewöhnliches Geräusch in seinen Ställen. Er dachte, die Nähe eines wilden Thieres beunruhige das Vieh; nichts desto weniger stand er vorsichtig auf: er sah einen Araber, der ernst alle die drei Ochsen der Farm an sich vorbeimarschiren ließ. Der Zorn schlug bei dem Colonisten jede Ueberlegung nieder; es war ein Pariser, er glaubte, es genüge, den Dieb anzurufen, und etliche Stadtsergeanten werden sogleich ihm zu Hülfe eilen. Anstatt seine Flinte zu laden, verfolgte er den Dieb mit Flüchen und Drohungen. Der Bandit setzte gleichgültig seine Arbeit fort, und als ihm das Geschrei des Colonisten unerträglich wurde, schickte er ihm fünf oder sechs Rehposten zu.

Der arabische Bandit beschränkt seine Operationen nicht auf den Diebstahl von Rindvieh und Pferden. Er zöge ohne Zweifel das Geld der Reisenden vor, aber in Algier ist ein Nachtwanderer selten. Die militärische Autorität untersagt den Verkehr nach Sonnenuntergang. Doch geben ihm die Malteser, die in der Colonie sehr überhand nehmen, nicht selten Gelegenheit zu einem glücklichen Fang. Sie verlassen ihre unfruchtbare Felseninsel, um in Algier ihr Glück zu machen, sträuben sich aber gegen französische Gesetze, welche ihrer Meinung nach die individuelle Freiheit zu sehr beschränken, und es macht ihnen das größte Vergnügen, dieselben, wenn sie auch zum Schutze von Leben und Eigenthum dienen, zu verletzen. Haben sie eine Reise vor und können dabei der Wachsamkeit der französischen oder eingebornen Behörden entgehen, so treten sie dieselbe gewiß Abends an; die Reise ist ihnen dann doppelt angenehm: sie genießen die Kühle der Nacht und höhnen das Gesetz, welches sie nicht gemacht haben.

Der arabische Bandit horcht mit dem Ohr am Boden und erkennt aus der Ferne den Schritt eines Pferdes, das Rollen eines Wagens. Er wittert seine Beute, versteckt sich, wartet, trifft mit sicherer Kugel den unklugen Malteser und plündert ihn aus im Handumdrehen. Jetzt ist er reich auf lange Zeit, denn sein Opfer hatte viel Geld. Im Osten von Algier haben die Malteser den Alleinhandel so zu sagen in ihren Händen concentrirt.

Es geschieht ziemlich oft, daß der Bandit nicht einen einzelnen Menschen, sondern eine ganze Karawane angreift. Das Verbot, bei Nacht zu reisen, nöthigt die Karawane, bei Sonnenuntergang Halt zu machen. Sie bei Tag anzugreifen, ist unmöglich; er folgt ihr also geduldig und wartet, bis sie ihre Zelte in der Nähe eines Duars aufgeschlagen hat. Lange vor Tag sind die Patrouillen heimgekehrt, die Straße ist frei. Der Führer der Karawane, der Bach-ammar, weckt seine Leute, und gibt, um Zeit zu gewinnen, das Signal zum Aufbruch. Der Bandit erhebt sich im Schatten, der ihn noch den Blicken entzieht; seine Kugel pfeift und trifft den Bach-ammar: er hat die Douros bei sich. Seine Gefährten, die nicht wissen, ob sie es mit einer Bande oder einem einzelnen Manne zu thun haben, ergreifen eiligst die Flucht und überlassen die Leiche und das Geld dem Banditen.

Dergleichen Gewaltthaten kommen jedoch nur in der Nachbarschaft der Grenzen vor, wohin der französische Einfluß weniger reicht, und die Araber finden gleich den Maltesern ein besonderes Vergnügen daran, die zu ihren Gunsten gegebenen Gesetze zu übertreten, wiewohl sie es nicht selten mit ihrem Vermögen, ja sogar ihrem Leben bezahlen.

Hat der Bandit einen glücklichen Streich ausgeführt und eine bedeutendere Summe gewonnen, so denkt er nur daran, sich der Lust des Müssiggangs zu überlassen, und bringt jetzt Tag und Nacht in einer weichlichen Schläfrigkeit zu. Kaffee trinken, essen und schlafen ist seine einzige Beschäftigung, bis er seinen letzten Douro — so nennen die Araber auch unsere Fünffrankenstücke — ausgegeben hat. Dann erwacht er, und erinnert sich mit Bedauren, daß er in seinen glücklichen Tagen das, was ihm bei seinem abenteuerlichen Leben am meisten Noth thut, das Pulver vergessen hat. Doch hat er irgendwo unter einem Felsen im Walde, fern von Dörfern und Duars, noch eine kleine Quantität davon versenkt.

Gold hat übrigens wenig Anziehungskraft für ihn; er schätzt es viel geringer als Silber. Das Gold gleicht zu sehr dem Kupfer; von Natur mißtrauisch, nimmt der ehrlichste Eingeborne Gold an Zahlungsstatt nur an, wenn es nicht anders zu machen ist. Eines Tags hatten zehn Araber einige Ladungen Gerste an die französische Verwaltung verkauft. Man zahlte sie zur Hälfte mit Fünffrankenthalern, zur Hälfte mit Goldstücken aus. Nach dem Empfang zogen sie sich, wie gewöhnlich, in einen abgelegenen Winkel zurück und schritten zur Theilung. Das Gold wurde vor der Hand bei Seite gelegt. Diese Leute, deren Vorfahren die Ziffern, welche bei uns jetzt im Gebrauche sind, erfunden haben, glichen beinahe jenen Wilden, deren arithmetische Kenntnisse nicht über die Zahl 3 hinausgehen. Zuerst nahmen sie die neuesten Silberstücke, die, welche das schönste Gepräge hatten, und machten mehrere Abtheilungen daraus. Fand sich dabei die Summe von zehn Thalern, gerade so viel als es Köpfe waren, so ging Alles gut; aber waren es eilf, zwölf oder ein nicht Vielfaches von zehn, so erhoben sich unauflösliche Schwierigkeiten, lebhafte Verhandlungen, begleitet von lauten Ausrufen und heftigen Geberden; man hätte glauben sollen, sie werden handgemein. Dieß dauerte fünf Stunden, nicht eine Minute weniger. Endlich verständigte man sich: jeder Araber hatte seinen Antheil an Silberstücken. Jetzt kam die Reihe an das Gold. Niemand wollte es. Was thun? Der Kühnste der Gesellschaft ergriff die Goldstücke, zählte sie andächtig nach und brachte sie zu der Verwaltung zurück. Diese weigerte sich, sie gegen Fünffrankenthaler einzutauschen, und suchte dem Abgesandten begreiflich zu machen, daß Gold so gut als Silber sei. Halb überzeugt kehrte der Araber zu den Seinigen zurück, und wiederholte ihnen übel oder wohl, was er gehört hatte.

„Nun so behalte du das Gold und gib uns dafür deine Douros,“ sagten sie. Dieser weigerte sich; das Mißtrauen seiner Gefährten hatte auch ihn wieder stutzig gemacht. Unsere zehn Araber erneuerten also ihre Forderung in Masse. Der Chef des arabischen Bureaus mußte

einschreiten, um diesem seltsamen Streite ein Ende zu machen. Alles Zureden war vergeblich. Endlich ging dem Beamten die Geduld aus.

„Dummköpfe," sprach er, „da ihr das Gold nicht wollt, so behalte ich es. Kann ich es in acht oder vierzehn Tagen gegen Silber austauschen, so mögt ihr wieder kommen und ich will euch den Werth ersetzen."

Der Beamte glaubte ohne Zweifel einen unannehmbaren Vorschlag zu machen. Wie groß war sein Erstaunen, als die Araber sich in Danksagungen ergoßen und entzückt von der eröffneten Aussicht sich zurückzogen. Das natürliche Mißtrauen war dem Widerwillen gegen das glänzende Metall unterlegen.

(Schluß auf S. 222.)

Das bairische Oberland.

(Taf. 27.)

Den Reisenden, der von Norden her den deutschen Alpen entgegenzieht, erfreut schon bei Landshut der neue und unterhaltende Anblick eines Alpenstromes und die Aussicht auf die unübersehbare Fläche des Isarthals. Aus einer Entfernung von acht Stunden tauchen die beiden Mönchshäupter der 333 Fuß hohen Münchener Frauenkirche aus der grauen, meerähnlichen Ebene auf, hinter welcher die gigantischen Gipfel der Alpen wie Riesenzelte, von Graubünden und dem Bodensee an bis nach Salzburg, den südlichen Horizont umgrenzen. Noch herrlicher ist diese Fernsicht bei München selbst, obgleich hier nur aus den Lücken der die Vorderreihe bildenden Kalkalpen die Gletscher der Centralalpen hervorleuchten. Sie gewähren bei schönem Wetter, durch das Spiel der Wolken und den Wechsel der Beleuchtung, ein prachtvolles Schauspiel, das uns die ganze Umgegend darbietet, ohne erst einen Thurm ersteigen oder uns durch den glühenden Leib der Bavaria drängen zu müssen; und was Fernröhre betrifft, so ersetzt eine lebhafte Phantasie den besten Fraunhofer.

Die Isar dringt von Südwesten her in eine alpenreiche Gebirgsmasse ein. Aus dem Schatten herrlicher Forste von verschiedenen Baumgattungen ragen die bald kahlen, bald mit dem saftigsten Grün bedeckten Wände der Kalkgipfel empor. In der Entfernung einer guten Stunde von der Hauptstadt empfangen uns schattige Forste, deren gerade und aussichtslose Straßen uns in die lieblichen Gegenden der zahlreichen Seen des südlichen Baierns führen, von welchen der Schliersee und der Tegernsee, von Schlössern, Thürmen und Kapellen umgeben, die reizendsten sind. Eine wildere Natur haben in ihrer tannenwaldreichen Umgebung der Kochelsee und der Wallensee; während der Würm- und der Ammersee noch zu weit in der Ebene liegen. Bald werden die Wege nun bergig; der vorhin lockere Boden bildet festes Gestein, die Eichen gewinnen in den Forsten die Oberhand, und schon sehen wir die blaue Fläche eines weiten Seespiegels unter grünen, dicht mit Wohnorten besetzten Höhenzügen unter uns ausgebreitet. Die kleinste Hütte erkennen wir im Silberglanze der Schindeldächer; hohe weiße Kirchthürme bezeichnen größere Orte. Vor uns thürmen sich die blauen Bergkolosse auf, deren vordere Reihe die Waldung wie ein dunkler Mantel umhüllt, und weite Eingangsthore gestatten hie und da einen Einblick in die tiefere Alpenwelt.

Die schönste Gruppe der bairischen Alpen sind die Berchtesgadener Gebirge. Die Wiesen und Abhänge sind von tausend Quellen durchrieselt, von hohen dichtbelaubten Ahornen umschattet, und kaum eine Stunde hinter ihnen beginnt die kahle, pflanzenlose, 6—8000 Fuß hoch aufstarrende Steinwüste. Das Sanfte und Liebliche ist fast nirgends mit dem Großartigsten und Wildesten auf so kleinem Raume vereinigt. Botaniker, Geognosten und Maler finden hier Gelegenheit zum Sammeln und Beobachten genug. Alexander Humboldt brachte einen ganzen Sommer hier zu, und in den Sennhütten umher schlagen die Maler häufig genug ihre Staffeleien auf, um Studien zu machen und Skizzen zu sammeln. Unter ihnen gibt es vortreffliche Alpenkenner, die den ganzen Sommer über im bairischen Hochlande und in den tyroler Sennhütten umherziehen, um Hirtenscenen, Viehstücke, Waldpartien, Wasserfälle und Eisformationen in ihre Skizzenbücher einzutragen. Besucht man in München ihre Versammlungsplätze, so kann man wohl auch manche interessante Geschichte von Gemsjägern, Wildschützen und Sennerinnen zu hören bekommen. Der Marktflecken Berchtesgaden mit seinem berühmten Salzbergwerk zählt etwa 2000 Einwohner. Er liegt am Fuße des Watzmanns, der als König der Berchtesgadener Berge majestätisch über dieselben emporragt. Weißgrau und kahl erheben sich seine zackigen Gipfel aus den Schneefeldern, die seinen Fuß umlagern.

Ein großer Theil des Hochgebirges, wo die Wälder nicht mehr Wurzel fassen oder auch der Höhe wegen der Baumwuchs schwindet, ist bekanntlich noch mit herrlichen Weiden bedeckt. Die Vegetation erreicht hier zwar nicht die Höhe der üppigen Wiesen des Flachlandes, sie ist aber weit kräftiger und dichter, und keine Stallfütterung kommt der Bergweide gleich. Das Vieh lebt den Sommer über auf den Bergen, und der Hirte oder Senne schlägt in der Nähe an einem geschützten Orte seine Wohnung auf. In die ganze kolossale Gebirgskette dringt im Sommer das rührige Volk der Hirten mit ihren muntern Heerden ein. Die Alpweiden oder Almen sind nach ihrer Lage Hoch-, Mittel- oder Unterleger. Die Unterleger, welche am tiefsten am Berge liegen, werden schon im Frühjahre bezogen, sobald sie dem Vieh zugänglich werden. Mit dem Verschwinden des Schnees schlägt der Senne im Mittelleger seine Wohnung auf, die er im hohen Sommer mit einem Hochleger vertauscht. Alle Alpen ragen in jene höheren Regionen der Baumgrenze empor. Die mit aromatischen Kräutern überwucherten Triften sind häufig von Felsenriffen durchsetzt und mit Steingerölle überstreut, so daß an kein Mähen zu denken ist und das Vieh selbst seine Nahrung finden muß. Das Heu der mähbaren Matten (Mähder) steht seiner Güte wegen in hohem Preise, und manche Kuh frißt täglich die schönsten Alpenpflanzen, welche

eine Zierde eines Herbariums wären. Hier blühen die vanillenduftige schwarzbraune Mannstreu, die blendend weißen Schneeranunkeln, die tiefblauen Gentianen, die sonderbaren Orchideen, die größere Astranzie, die niedlichen reichblühenden Iberisarten und unzählige andere niedliche Gewächse, und die dürrsten Felsen sind noch mit den zierlichen Rosetten der Saxifragen und Semperviven geschmückt. Die Königin der Alpenpflanzen ist aber jedenfalls die berühmt gewordene, auch von den prächtigen Primeln, Anemonen und Ranunkeln nicht übertroffene Alpenrose, welche die Felsen mit ihren strahlenden Büschen schmückt.

Schon in dem Städtchen Wasserburg am Inn fällt dem Fremden die Bauart auf, die sich wesentlich von der des übrigen Deutschlands unterscheidet; nämlich jene hohen, weiß angestrichenen Häuser mit maskirten Dächern und Bogengängen im Erdgeschoß, welche dadurch ein südliches oder orientalisches Aussehen erhalten. Ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach bedeckt die Gebäude, welche in ihrer vordern Hälfte die Wohnung, in der hintern Stall und Scheuer enthalten. Die hölzernen Häuser bestehen aus aufeinandergelegten und an den Ecken zusammengefügten Balken. Um mehrere Seiten des Hauses lauft ein durch das vorspringende Dach vor dem Regen geschützter Balkon zum Trocknen der Wäsche und verschiedener Gewächse. Die Fenster sind klein und mit zwei sich kreuzenden, in den Ecken eingelassenen Eisenstäben versehen. Die vordere oder Giebelseite ist gewöhnlich mit Schnitzwerk verziert, und auf dem Dache sieht man nicht selten ein kleines Thürmchen mit einer Glocke. Das mit Schindeln gedeckte „Legdach“ ist zur Befestigung derselben mit großen Steinen beschwert. Es breitet sich in einem ziemlich flachen Winkel mit breit überstehendem Vordache über die Bewohner aus, wie die Flügel einer Henne über das Nest. Um den Rand dieser Dächer laufen ringsum die sogenannten Windbretter, die nicht selten mit gut gewählten Sprüchen verziert sind, „die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert“. In den oberen Gegenden sind die einzelnen Gemeinden oft über weite Räume verbreitet, und der durstige, in einem Dorfe angekommene Reisende hat bisweilen noch eine gute Stunde zu gehen, bis er das Wirthshaus erreicht.

Unter den lediglich für die Sommerwirthschaft errichteten Sennhütten herrscht große Verschiedenheit. Sie sind meistens groß und geräumig, das Ganze aber niedrig und oft nur aus unbehauenen Baumstämmen zusammengefügt. Gewöhnlich bestehen sie aus drei Abtheilungen. Den vorderen und mittleren Raum nimmt die Küche mit dem Herde und den gröberen Geschirren ein, hier wird gekocht und der Käse bereitet. Auf einer Seite ist die Milchkammer, in der die fertigen Käse und die Milch auf Gestellen in Stützeln oder Schüsseln aufbewahrt werden, der Bottich zu abgerührter Milch, der Proviant, die Kleiderkiste der Sennerin ꝛc.; auf der andern Seite befindet sich die Stube mit Tisch und Bänken, nicht selten mit Bett und kleinen Glasfenstern. Die Viehställe sind noch niedriger, mit platten Steinen beschwert und der Boden mit Prügeln belegt; die Kühe stehen in zwei Reihen, drei und drei zusammen, die Köpfe gegen die mit einfachen Futterbarren versehenen Wände gekehrt. In höheren oder holzarmen Gegenden sind die theilweise nur eine kurze Zeit bewohnten Sennhütten oft nur aus Steinhaufen errichtet, mit Schindeln gedeckt und mit Felsstücken beschwert, unfreundlich und unbequem. Von einem Rauchfang ist nicht die Rede; der Wind kann wohl durch die Ritzen herein, der Rauch aber nicht hinaus, und dem Fremden, der hier übernachten will, steht nur eine Pritsche mit feuchter Streue zu Dienst.

Die Bewohner der bairischen Alpen sind ein gesunder, kräftiger Menschenschlag; ein seltsames Gemisch von Phlegma, Gemüth, Naivetät, Derbheit und tief religiösem Sinne. Der Altbaier ist ehrlich und offen, kurz angebunden, aber mit guten Worten zu Allem zu bringen, so oft er auch sein „I mog nit“ hören läßt. Ein Handschlag bindet hier noch so stark wie ein Eid.

Originell wie der Charakter des Aelplers ist auch seine Tracht, wo sie sich noch unvermischt in altherkömmlicher Weise findet. Obenan steht der mit Federn und sogenanntem Gemsbart geschmückte spitzige Hut, den beide Geschlechter tragen; das Hemd hat weite bauschige Aermel, die graubraune Joppe wird über die Achsel geworfen; die gems- oder ziegenlederne, wohl auch lodene Hose ist unten weit, nicht gebunden, und reicht nur bis zum Knie, die Beinhöslein, dichte, die Wade bedeckende Wollstrümpfe, hören am Knöchel auf. Der breite lederne Gürtel ist mit Gemsen, Hirschen, Bäumen ꝛc. geschmückt, der einen Theil der Brust deckende Hosenträger von grüner Farbe, und die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches sind durch einen Ring geschlungen. Die ungeheuren „Toffeln“, Schuhe mit zollhohen hölzernen Sohlen und mit eisernen Nägeln beschlagen, vollenden den Anzug, der mit dem treuherzigen, rothbackigen Gesichte, den blauen Augen und den lockigen Haaren ein herziges Bildchen gibt, in nicht ferner Zeit aber ebenso, wie die „gar alte“ Tracht, verschwunden sein wird. Ein runder grüner Hut, ein hellgrüner Rock mit großen Seitentaschen, überall mit gelber Seide ausgenäht und mit langen Reihen silberner Knöpfe, lauter hundertjährigen halben Gulden, besetzt — das war die alte Tracht; aber nur wenige Alte gewanden sich noch so. Mit der alten Tracht schwinden aber auch die alten Sitten.

Die Alpenwirthschaft ist vielfach geschildert worden. Sie beginnt bekanntlich im Mai und endigt im October. Große Sennhütten sind in der Regel von einer Sennerin, einem Fütterer und einem Knaben bewohnt. In der Frühe wird das Vieh auf die Alpen getrieben, früh und Abends wird gemolken, und dann zwei Tage gebuttert, wobei die Butterfässer oft vom Wasser getrieben werden, und sodann gekäst. Wo das Vieh nicht hinkann, muß das Futter oft mit Lebensgefahr geholt werden, weil schlimmes Wetter zuweilen den Austrieb hindert. In diesen Alpen sind es meist die Mädchen, welche die Bergweiden mit dem Vieh beziehen. Die Wirthschaft wird durch sie viel poetischer, sie haben anmuthigere Sitten, bekränzen ihr Vieh mit Blumen, und statt der einförmigen Melodien des Kuhreigens und des widrigen Peitschenknallens vernimmt man hier die weithin schallenden Gesänge der Sennerinnen.

Gleichwohl sieht sich der Reisende, der zum ersten Male eine Sennhütte besucht, vielleicht enttäuscht; er hat die weißen netten Häuschen, welche zu Hause den Nippestisch zieren, hier nicht gefunden; die sumpfige Umwallung, der dunkle, oft rauchige Raum mißbehagt ihm, besonders bei schlechtem Wetter. Jeder wahre Naturfreund aber, der auf einer Alpe gewesen, sehnt sich wieder hinauf in jene klaren Räume, so oft ein Gebirgswasser neben ihm hinrauscht, oder er die „braunen Häuschen" auf den besonnten Matten sieht und aus der Tiefe das Gejauchze ihrer munteren Bewohner vernimmt.

Wandern wir über die „Stiegln" der Almenhage jener Sennhütte zu! Den kürzesten Pfad nach derselben hat das Vieh, immer in die Fußstapfen der Vorangehenden tretend, selbst gestaffelt und „gestapft"; verschmähen wir nicht, ihn einzuschlagen, so stehen wir in Bälde vor der Hütte. Die Sennerin, in deren Hütte wir eintreten, thut ihr Möglichstes, uns zu erquicken, sie macht ein Feuer an, setzt uns die Fülle des Landes, fette Milch, Schotten und Käse vor, mit Brod haben wir uns vorsorglich selbst versehen, und nach dem starken Marsche mundet das einfache, von den Scherzen der fröhlichen Wirthin gewürzte Mahl vortrefflich, die zum Nachtisch wohl auch ihre Cither herbeiholt. Die Cither, das Nationalinstrument dieses Bergvolks, entspricht seinem harten, scharf accentuirten Gebirgsdialekte vollkommen. Die knappen, eingreifenden Sätze, die scharfen, abgestoßenen, unbestimmt nachklingenden Töne, mit welchen die Sennerin ihr Volksliedchen oder einen Ländler begleitet, erhalten stets den Beifall ihrer Gäste; das vergnügliche Lächeln derselben oder gar das taktgemäße Wiegen des Kopfes beweist ihr, daß sie es getroffen habe, und gerne horcht man auch den gequetschten Mollakkorden einer melancholischen, bisweilen ein tiefes Weh ausdrückenden Weise.

Die „Sendrin" oder Sennerin führt übrigens ein mühseliges, nicht selten kümmerliches Leben, und ist dazu noch für die Heerde und den Ertrag derselben verantwortlich. Sie hat zu bestimmen, welcher Theil der Alp befahren werden soll, sie hat abschüssige Triften mit einem Zaune zu umgeben und von den für das Vieh unzugänglichen Stellen das Gras in die Hütte zu schaffen, wobei schon manches brave Mädchen ihr Leben einbüßte.

Schon in der Frühe fordert die stets heitere Sennerin durch ein Jauchzen ihre Genossinnen auf benachbarten Alpen zum Wechselgesang auf, worauf in gedehnten und scharfen Tönen ein Recitativ folgt, bald ein Gruß, bald ein Vorwurf, eine Einladung. Pausirt die eine Sängerin, so fällt die andere ein, und so tauschen sie an heiteren Tagen oft stundenlang über weite Thalklüfte hin, welche ihre einsamen Alptriften trennen, ihre Empfindungen aus, oder theilen sich Nachrichten mit, ohne sich zu sehen oder ihre Geschäfte zu unterbrechen. Ziehen sie sich Abends in die Hütte zurück, so schließen sie gewöhnlich mit einem lauten, weit durch die Gebirge hinschallenden Jauchzer, den das Echo unzählige Mal wiederholt.

Auf Herbstreisen hat der Reisende manchmal das Vergnügen, die Abfahrt der Sennerinnen mit anzusehen. Die Kühe werden prächtig mit Kränzen ausgeschmückt, die, statt aus Blumen, öfters aus Hagebutten und weißen, aus Wurzeln geschnittenen Würfeln und Herzchen bestehen. Hat aber die Sennerin Unglück gehabt, so darf sie nicht „kranzen"; und sie zieht ohne Gesang hernieder und wird nicht mit Musik empfangen. Nach glücklich beendigter Alpenzeit aber wird den Sennerinnen zu Ehren ein Fest, der „Almentanz", gefeiert, wobei man Ländler, Steyrisch und deutsche Walzer tanzt, und manche Heirath angeknüpft oder geschlossen wird.

Außer den aus dem Thale von Zeit zu Zeit Proviant und Geräth Zutragenden, außer einem Spielmann oder Kräuterklauber, sind die Jäger und Wildschützen die häufigsten Gäste in den Sennhütten, welche meistens im Herbst schon öde und verlassen sind, und verschlossen und verriegelt auf den entvölkerten Höhen stehen, und dann nicht selten von den Wildschützen als Standquartiere benützt werden.

Der bekannte Reisende J. G. Kohl kam auf einer Herbstreise in Begleitung eines Jägers am Eibensee vorüber auf die allein noch bewohnte Hüllkar-Alpe. Sie pochten an der etwas im Verstecke liegenden Sennhütte an; Niemand machte auf, obgleich sie im Innern Geräusch gehört hatten. Endlich öffnete sich die Pforte, und einen Milchkübel in der Hand trat ein junges Mädchen von höchstens neunzehn Jahren daraus hervor. „Ich hab Eng durch's Fenster a Bißl anglugt," sagte sie, „bevor ich Eng öffnete. Kommt nur eini, Ihr seid ja ehrliche Leut!" — Sie erzählte, sie habe das Vieh heute nicht ausgelassen, weil es bis zum Mittag so grausig gewettert, und daher im Stalle gemolken. Außer ihr wohne jetzt auf diesen Bergen, zwischen dem Mond- und dem Aber-See, nur noch eine einzige Sendrin. Es ist wohl etwas Bewundernswerthes, daß zwei junge Mädchen kein Bedenken tragen, mitten in einer unbewohnten und unbewachten Einöde ihre einsame Wohnung aufzuschlagen. Es war indessen finster geworden, und die Sendrin wandte Alles auf, ihre Gäste zu erquicken, und blieb den ganzen Abend, den sie ihren Gästen mit Scherzen und hübschen Gesängen sehr angenehm machte, heiter und unbefangen. Ohne Bedenken gestattete sie ihnen Nachtquartier. Sie blieb im hinteren Raume ihrer Wohnung, während sich die Gäste im vorderen Zimmer beim Feuer ihr Lager bereiteten. Morgens wurden diese durch den Gesang der vor der Hütte melkenden Sendrin geweckt. Auf die Frage, ob sie auch sänge, wenn sie allein wäre, antwortete sie: „Ei freilich, das ist ja meine einzige Kurzweil. Ich singe den ganzen Tag, wenn's die Arbeit nur zuläßt." Ein in der Einsamkeit des Waldes seine Leiden und Freuden in Melodien besingender Mensch ist allerdings ungleich rührender, als eine einsame Nachtigall im Gebüsche. Die Reisenden verzehrten ihre vom Abend übrig gebliebenen Brodrinden und dazu die frische Milch der Sennerin, und empfingen ihr „B'hüt Eng Gott!" zur Weiterreise.

Die Jagd ist überall eine Leidenschaft des Aelplers vom Bodensee bis Wien; an manchen Orten fehlt es jedoch an der Hauptsache, an Wild, während es an andern Orten, wie im bairischen Oberlande, gehegt wird. Es gibt deßhalb hier vieles Wild, Gemsen in großen Rudeln und, besonders

bei Berchtesgaden, viele Hirsche. Der Beruf des kühnen Jägers, der, mit Steigeisen und Büchse bewaffnet, die Stein- und Eiswüsten der Hochgebirge erklettert, „den flüchtigen Gemsbock zu jagen", und nicht selten sich in der Hitze in den öden Klippen versteigt oder durch die mörderische Kugel des auflauernden Raubschützen fällt, ist der gefahrvollste und beschwerlichste. Verwundert fragt sich der Fremde, was wohl den Gemsjäger so unwiderstehlich in die Berge treibt, in denen er oft wochenlang umherirrt und nur Gefahren und Mühen findet. Bei jedem andern Geschäfte würde er mehr verdienen. Die Jagd allein ist es auch nicht, und wenn er in einem Wildpark ohne alle Mühe schießen dürfte, so viel er wollte, er würde wieder auf seine Gebirge steigen, um gegen das Leben des wehrlosen Thieres wenigstens auch das eigene einzusetzen. So hat auch der Holzknecht da oben in seiner Kaserne oder Hütte ein Leben voller Gefahren und Entbehrungen, und zieht dennoch im Frühjahre den Alpen mit derselben Freude zu, wie das Vieh der langentbehrten frischen Weide.

Was wir an den Alpenbewohnern und allermeist an den Jägern bewundern, ist ihre Stärke und Gewandtheit, ihre Unerschrockenheit. Als ob das gar nichts wäre, gehen sie mit einer Ruhe am Rande eines unergründlichen Abgrundes hin, wo jeder Schritt, besonders bei einem Blick in die fürchterliche Tiefe, den Neuling erzittern macht, der freilich auch nicht gerade an solche Stellen zu gehen hat, die selbst dem Aelpler „schiech" vorkommen. Am gefährlichsten sind die sogenannten Pirschwege. Sie sind mit Benützung natürlicher Vorsprünge und Felsadern meist nur von den Jägern mit der Spitzhacke angelegt, um vollkommen unersteigliche Wände passiren zu können oder auch vielleicht einen stundenlangen Umweg zu sparen. Sie sind nur für ihn und den schwindelfreien und geübteren Wanderer gemacht, der, sich an der steilen, überhängenden Felswand hindrängend, weislich vermeidet, mit dem Blicke dem unter ihm wegrollenden Steine zu folgen, dessen dumpfer, glucksender Fall nach langer, langer Pause aus der blauen Tiefe tönt.

Auch die Gemsjagd und ihre Gefahren sind häufig genug geschildert, und so groß sie auch sind, noch übertrieben worden. Das Schwierigste und Gefahrvollste bei derselben ist aber ohne Frage die „Nachsuche" nach der angeschossenen Gemse. Das „kranke Thier" schlägt stets den kürzesten und steilsten Wechsel in seine „Heimath" ein, der Jäger folgt ihm auf den Schweiß, und kommt hier in der Begier des Jagens am häufigsten in die Gefahr, sich zu versteigen, d. h. wie Kaiser Maximilian bei Schwaz in Tyrol auf eine Stelle zu kommen, von der er weder vorwärts noch rückwärts kann; ja es soll der Fall vorgekommen sein, daß ein solcher Unglücklicher, der zwar aufgefunden, aber nicht zu retten war, aus Erbarmen vom leiblichen Bruder, um ihn von seiner Qual zu erlösen, herabgeschossen wurde.

Wird in den Bergen ein verdächtiger Schuß gehört, so macht sich ein wackerer Jäger sofort auf die Streife. Trifft er einen Wildschützen, so wissen beide, wie sie daran sind, und gewöhnlich ist derjenige verloren, der die Büchse nicht schnell genug an den Backen bringt. Hat der Raubschütze, vielleicht des Ausweidens oder eines anderen Geschäftes wegen, in dem Augenblicke, da ihn der Jäger erblickt, die Büchse nicht bei der Hand, so ist er in der Gewalt des Letzteren, und würde beim ersten Versuche, sie zu berühren, niedergeschossen. Er muß die geschossene Gais aufhucken und dem Jäger folgen, der allerdings vor einem tückischen plötzlichen Ueberfall auf der Hut sein mag. Man erzählt sich eine Menge höchst romantischer, zum Theil unheimlicher und gespenstischer, in die Zeiten des Faustrechts gehöriger Geschichten von Wildschützen, die kein Dichter spannender erfinden könnte und die nicht selten auch wirklich Dichtung und Wahrheit sind.

Ein wenig rühmlicher Zug der jungen Bursche im bairischen Oberlande und in den Tyroler Alpen ist ihre Rauflust. Diese banmstarken Männer bewaffnen bei ihren Kämpfen die Faust noch mit einem silbernen oder eisernen Stoßringe, der nicht weniger gefürchtet wird, als anderswo das Messer oder in Italien der Dolch. Die Ursache ihrer blutigen Streitigkeiten sind „die Madeln und die Federn": die Eifersucht und der Hochmuth. Jede Verletzung und Beschimpfung der Spielhahnfeder, die sie am Hute tragen und nicht selten das Paar mit mehreren Gulden bezahlen, gilt für ein größeres Verbrechen, als die Beschimpfung eines Offiziers-Portepee's. Erst gibt es nur malitiöse Anspielungen auf die Feder; ist aber das Maß des Zornes voll, so reißt sie der Eine dem Andern vom Kopfe und wirft sie zu Boden. Mehr bedarf es nicht. Das Ringen und Raufen beginnt sofort; es gibt blutige und zerschlagene Glieder, Mancher bleibt wohl auch auf dem Platze. Man erzählt, daß sich zwei raufende Bursche mit dem Stoßringe gegenseitig erschlagen hätten.

Die Trennung von diesen romantischen Bergen, die in der wechselnden Beleuchtung des Abends eine wahre Zauberwelt an uns vorüberführen, hält schwer. Ueberschauen wir die schönen Gaue noch einmal, ehe wir uns wieder den Thälern zuwenden. Ernst und majestätisch ragt hinter uns die Gebirgswelt mit ihren Bergjochen, ihren abgeschiedenen Thälern, ihren grauen Felsen und blinkenden Schneefeldern auf, unter uns breitet sich aus dem Gezack der Gebirgsmassen, hinter den waldigen Massen der Vorberge, der Garten des Flachlandes aus. Wohin wir den Blick wenden, wahrhaft romantische Scenen und zahllose historisch denkwürdige Punkte. An jenem Bergjoche steht eine einsame Kapelle, vor ihr kniet eine Schaar frommer Aelpler, die sich zum sichern Uebergang Glück erfleht; in jenen Alpenpässen wiederholen sich vielleicht in naher Zukunft die Kämpfe bei Sempach und Thermopylä. An jedes Jagdschloß, jede Ruine knüpfen sich wundersame Sagen und Märchen von tiefer Bedeutung. Die denkwürdigsten sind wohl die Sagen von dem sich vor uns erhebenden, einem ungeheuren Marmorblocke gleichenden Untersberg bei Berchtesgaden und den zwischen letzterem und Salzburg liegenden Walser-Feldern. In den krystallenen Grotten des Untersbergs sitzt der verzauberte Barbarossa auf elfenbeinernem Stuhle. Der Bart des träumend nickenden Kaisers ist schon zweimal um den Marmortisch gewachsen, und wenn er ihn zum dritten Male umrankt und der dürre Birnbaum auf der Walser-Haide wieder blüht, wird

der Kaiser sich aufraffen und mit seinen Helden hervortreten. Auf jener Haide wird dann die erste glorreiche Schlacht geschlagen, und eine neue, herrliche Zeit bricht an. Aber noch immer will der Ersehnte nicht hervortreten und der dürre Birnbaum nicht Knospen gewinnen. —

C. K.

Hamburg und seine Umgebung.

Der Hamburger sagt: es gibt nur ein Hamburg. Und in manchen Beziehungen hat er so ganz Unrecht nicht. Es gibt nur diese eine Stadt in der Welt, welche, im Grundriß angesehen, so sehr einem Waarenballen gleicht, der rundum und querüber mit einem starken Seile geschnürt ist. Auch ist Hamburg unter den Städten, was unter den Thieren eine Amphibie, sie ist zur Hälfte continental, zur andern Hälfte aus mehreren Inseln zusammengesetzt. Von der Alster in zahlreichen Armen — den sogenannten Fleeten — durchflossen, ist der größte, der mittlere Theil eine Lagunenstadt, in welcher die einzelnen Häuserquarré's auf von einander getrennten Inseln liegen. Im Süden aber wird sie von dem breiten Bande der Elbe umsäumt, auf den übrigen Seiten von dem ansehnlichen Stadtgraben (Festungsgraben) eingefaßt. Die Neustadt, das westlich gelegene Drittheil, ebenso das kleinste Drittheil im Nordosten sind beide continental, von keinem einzigen Kanale durchströmt und etwas höher gelegen, als die lagunenartige Altstadt. Im Nordosten schließt sich die von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Bevölkerung zunehmende Vorstadt St. Georg an; im Westen verbindet die Vorstadt St. Pauli Hamburg mit dem benachbarten Altona. Es ist, um in dem obigen Bilde zu bleiben, der Waarenballen gleichsam in der Mitte vom Wasser durchdrungen und feucht, an den beiden äußersten Enden aber bereits wieder trocken geworden. Insofern ist Hamburg allerdings einzig in seiner Art. Aber auch seine Entstehungsgeschichte, die Geschichte seines Wachsthums ist eigenthümlich. Karl der Große legte hier an der Elbe eine kleine Festung, Gammaburg, gegen die Wenden an. Er hatte dabei nur einen militärischen Zweck im Auge, und doch an der ganzen Unter-Elbe bis hin zur Mündung hätte Niemand einen für eine Handelsstadt günstiger gelegenen Punkt auswählen können. Hamburg hat bis auf die neueste Zeit herab, bis 1804, wo man zuerst seine Befestigungen zu zerstören begann, sich als militärischer Stützpunkt für eine große Armee wiederholt bewährt, zugleich aber auch sich zu einer Handelsstadt erster Größe, zur Metropole des norddeutschen Handels emporgeschwungen. Die starke Festung war zugleich ein blühendes Emporium. Letzteres ist sie noch heutzutage, während ihre Befestigungen, ihre zweiundzwanzig Bastionen, nebst den erforderlichen Courtinen, Cavalieren, Hornwerken u. s. w. abgetragen und in die anmuthigsten, zum Theil terrassirten Spaziergänge umgewandelt worden sind. Unmittelbar neben dem Stadtgraben herlaufend, umgeben die parkartig angepflanzten und mit den schönsten Alleen geschmückten Wälle wie ein grüner, blüthenreicher Ring die Stadt von Süd-Westen herum nach Nord-Osten. Die vorspringenden Winkel der ehemaligen Bastionen sind auf den „Wällen" noch überall sichtbar, aber mit Ausnahme einiger Wachen ist jegliche Spur der Fortifikationen verschwunden. Napoleons Marschall Davoust war der Letzte, der die zum Theil schon zerstörten Festungswerke auf's Neue wiederherzustellen anfing. Nachdem aber sein Schreckenregiment aufgehört hatte, ist seit 1819 die völlige Abtragung der Umwallung vollzogen worden. Hamburgs Macht und Ansehen beruht gegenwärtig nur noch auf seinem Großhandel und seinem Credit, beide mit einander innigst verbunden verleihen ihm die Stellung einer Weltstadt, die wichtiger ist als eine militärische Bedeutung, denn jene hat den Frieden und dessen Segnungen zur Grundlage, und „Friede ernährt, Unfriede zerstört".



Die Nikolai-Kirche in Hamburg.

Solch einen friedlichen Eindruck macht gegenwärtig auch die Stadt auf den Fremden, der sie zum ersten Male betritt. In diesem Geräusche, das die belebtesten Straßen durchwogt, in diesem Getümmel und Gebrause am Hafen, diesem Hin- und Herrennen von Tausenden, diesem Hin- und Herfahren von hochbepackten Lastwagen, Omnibus, Droschken, reichgeschirrten Equipagen, liegt nichts Aufregendes, nichts stürmisch Bewegtes, es ist eben nur das geschäftige Treiben einer an Fleiß gewöhnten, emsigen Menge,

die im Allgemeinen ihr gutes Auskommen, daher auch eine unverwüstliche gute Laune hat. Der Lastträger, der dich mit der wuchtigen Kiste, die er auf seiner Schulter trägt, dermaßen anrennt, daß dir der Hut auf dem Kopfe wankt und du vom Trottoir herabgeschleudert wirst, ruft dir ganz freundlich zu, als wäre Alles in Ordnung: „Goden Morgen!“ und setzt ohne sich aufzuhalten seinen Weg fort. Der Kutscher, der an dir vorüberfahrend recht gut wahrnimmt, wie das Rad seines Wagens dir fast die Schulter streift und der von demselben aufgeworfene Straßenschmutz dich besudelt, lächelt so vertraulich auf seinem Bocke, wenn du dein Auge zürnend dort hinauf wendest, als habe er dir ein Geschenk gemacht, wofür du ihm Dank schuldig. Oder du fährst in einem eleganten Miethwagen durch eine jener engen Straßen der Altstadt, die nach uralter Sitte noch nach der Mitte hin, wo sich die Gosse befindet, schräg gepflastert sind, und dein Wagen geräth mit einem mächtigen Leiterwagen in Collision, auf welchem die größten Ballen und Kisten fortgeschafft werden. So heftig ist der Stoß, daß du meinst, es müßten mindestens die Achsen brechen und die Fenster zerspringen, denn du selbst fliegst von deinem Sitze empor und sinkst wieder zurück; dir krachen die Knochen im Leibe: — ereifere dich nicht, verhalte dich nur ganz ruhig. Ein muskulöser Arbeiter, in schwarz leinener Jacke, ein sogenannter Krahnzieher, ächte Hamburger Söhne, öffnet den Wagenschlag und ruft hinein: „Sitt de Herr man still, wi smit den Wagen up de Kant, dann geit he vorbi!“ Wie er sagt, so thut er; er ganz allein kriecht unter die Hinterachse deines Wagens, hebt denselben mit seinen Schultern in die Höhe und wirft ihn auf die Seite. Damit ist das Hinderniß gehoben, dein Kutscher fährt lustig weiter. Was in andern Städten zu Zank und Hader Anlaß gibt, das wird in Hamburg in aller Gemüthlichkeit mit einigen derben Ausrufen und noch derberen Handgriffen abgemacht. Ein ruhiges, selbstzufriedenes Behagen, das ist der Charakter des Volkes. Nicht leicht läßt es sich für Etwas begeistern; für das, was über das gewöhnliche tagtägliche Leben hinausliegt, hat es wenig Sinn und Interesse. Daher aber ist es auch im Allgemeinen noch nicht jener überfeinerten Genußsucht verfallen, wie anderswo die Bevölkerung großer Städte. Bei all' seinem Hang zu rein materiellen Dingen verläugnet es seine Geradheit und Derbheit, seine ächte und achtbare Solidität niemals. Du kannst ihm trauen und wirst im Allgemeinen nicht getäuscht, noch betrogen.

Die ganze Stadt trägt das Gepräge des Soliden an sich. Gleich beim Eintritte erscheinen schon so die Thore, Pforten aus schweren Eisenstangen, deren Pfeiler eiserne oder aus Sandsteinquadern aufgeführte Säulen sind. Das Trottoir an den Thoren ist breit, ebenso die Fahrstraße; die Accisehäuser, die Wachtgebäude, wenn auch nicht architektonisch schön, doch fest und kräftig aufgebaut. Und wie breit und solid erhebt sich nicht, in sanfter Abdachung aufsteigend, der terrassenförmig planirte Wall! Unschwer steigt man den sehr langsam sich erhebenden Abhang hinauf, ein gutbespanntes Fuhrwerk kann ganz gut im Trabe hinauffahren; und ist man auf der Höhe angelangt, welch eine weite Rundschau! Wir wenden uns zuerst nach der Elbseite. Die ehemalige Bastion Albertus bildet jetzt die abgeplattete Spitze einer mit ihrem Fuße bis an die Elbe vorspringenden Anhöhe — den Stintfang nennt sie der Hamburger. Da rauscht gerade zu unsern Füßen an dem sehr belebten Hafenquai der ansehnliche Elbstrom vorüber. Gegenüber bilden mehrere Inseln mit Docks, Schiffswerften, hohen Fabrikschornsteinen, daneben Wohnhäuser und Buschwerk, das jenseitige Ufer. Jollen und kleine Segelboote schießen gleich Möven rasch durch die Wellen. Drei Kanonenschüsse schallen vom Deck des breitbauchigen Barkschiffs, das mit weit ausgebreiteten Segeln nach langer Seefahrt sich dem Hafen nähert, dem Rheder seine Ankunft zu melden und damit ihn aller Sorge um das lange ausgebliebene Schiff zu überheben. Brausend jagt ein schwarzer englischer Dampfer an ihm vorüber, seine Räder peitschen die hochaufschäumenden Wogen, sein weiß angestrichener Schlot speit dunkle Rauchwolken aus; er bringt die neueste Post aus London. Einem langen Fahrzeuge mit flachem Boden und breitem hochrothen Segel ist es begegnet, in das Fahrwasser des Dampfers zu gerathen; vorn und hinten über schaukelt es auf den aufgeregten Wellen. Das ist der Milchewer, darin unzählige rothe Milcheimer aufgestapelt stehen, und zwanzig bis dreißig Menschen, Männer und Frauen, die nach der hannoverschen Küste zurückfahren, wo sie zu Haus gehören, nachdem sie am Morgen mit frischer Milch und Gemüse herübergekommen sind und beides in der Stadt herumgetragen und verkauft haben. Treibt zur Winterszeit Eis in der Elbe, dann wagen diese Leute täglich ihr Leben in den Eisbooten, die sie mühsam und gefahrvoll von einer Eisscholle zur andern vor sich her schieben. Bricht das Eis unter ihren Füßen, schnell springen sie in das Fahrzeug hinein. Selten vergeht ein Winter, in welchem nicht ein oder der andere Ewer kentert und manche Milchbauern in den eisigen Fluthen ihr Grab finden.

Rechts hinab strömt die immer mehr an Breite zunehmende Elbe an der hochgelegenen Stadt Altona vorüber. Links hinunter streckt sich der Hamburger Hafen, keine eigentliche Hafenbucht, sondern nur die durch täglich arbeitende Baggermaschinen tiefgehaltene Strömung, die unmittelbar an dem Hafenquai entlang fließt und nach der Mitte der Elbe zu durch mächtige in den Flußboden eingerammte Pfähle, je drei und vier dicht beisammen stehend, sogenannte Duckd'albes, eingefriedigt ist. Hinter diesen liegt ein zahlloser Mastenwald, ein Schiff neben dem andern in zwei und drei Reihen. Lustig flattern die Wimpel und bunten Flaggen im Winde. Wer kennt alle diese bunten Zeichen, welche die Wappen fast aller seefahrenden Nationen tragen! Die Krahnwinden knarren, mit denen die Ladung gelöscht oder in den Raum der Schiffe hinunterbefördert wird. Das Gangspill ächzt, mit welchem die Matrosen bei eintönigem Gesange den schweren Anker aufwinden. Dort hängt Einer in den schlanken Spieren und refft das Segel zusammen, hier klettert ein Anderer die Schiffswanten (Strickleiter) hinauf, um seinem Kameraden beizuspringen. Dieser schwemmt das Deck, um es zu säubern, denn blank und rein muß es sein, wie der Boden eines Tanzsaals; jener schwingt die Theerquaste

mit langem Stiel und theert den Rumpf des Fahrzeuges, soweit er über dem Wasser hervorragt. Ueberall her tönt Gesang, wer könnte sagen in wie vielen Sprachen! Denn auf den großen Seeschiffen bildet die Besatzung ein Gemisch von vielen Nationen. Der Stewart vertheilt die täglichen Rationen von Schiffszwieback und gelben Erbsen an Deutsche, Engländer, Spanier, Dänen, Amerikaner, Malayen u. s. w.

Hinter dem Hafen liegt Hamburg selbst, vom Stintfang aus gesehen wie in einem Thalkessel, denn die Stadt ist am flachen Elbufer erbaut. Die dichte Häusermasse überragten vor 1842 fünf majestätische Kirchthürme. Bei dem großen Brande damals sank der stattliche Nikolaithurm in Trümmer, und von dem ältesten, dem Thurme von St. Peter, stürzte die hohe pyramidale Spitze zusammen. Der hohe Unterbau dieses Thurmes, eine herrliche Ruine, blieb stehen und schaut noch heutzutage neben den Thürmen von St. Michaelis, St. Katharinen und St. Jakobi über die Häuser hinweg. Im fernen Hintergrunde erhebt sich der kolossale Schornstein der Wasseranstalt in Rothenburg, welche ganz Hamburg durch unterirdische Röhren mit filtrirtem Elbwasser versorgt. Seitdem diese Anlage gemacht worden, wird Hamburg, wie wir hoffen dürfen, niemals wieder von einer ausgedehnten Feuersbrunst heimgesucht werden.

Ein Spaziergang vom Stintfang hinunter, an dem nach der Vorstadt St. Pauli, die Altona und Hamburg scheidet und verbindet, führenden Millernthor vorüber, bringt uns auf denjenigen Theil des Walles, der zunächst nach dem vor Kurzem erst angelegten Holstenthor, dann weiter nach dem Dammthor führt. Es ist im Sommer ein Gang durch die herrlichsten Parkanlagen. Den lästigen Staub, den der Wind vom chaussirten Fahrwege herübertreibt, läßt die von dem breiten Stadtgraben aufsteigende frische Kühle weniger empfinden. Zwischen dem Millernthor, dessen ehemalige hohe Wölbung nach außen die lateinische Inschrift trug: „Herr, gieb Frieden in unseren Tagen!“ während an dem Bogen nach innen stand; „Des Staates sicherste Schutzwehr ist Eintracht!“ — und dem Dammthor dehnt sich außerhalb der Stadt ein weites Feld, das Heilige-Geist-Feld, wo hinaus bei der Schillerfeier der großartige Festzug ging, der dort um die Statue des Dichters sich sammelte. Es ist von schattigen Linden-Alleen, hinter denen stattliche Häuserreihen, umgeben. Unmittelbar vor dem Dammthor liegt der botanische Garten, einer der schönsten Europa's, der mit vielen Kosten und großer Sorgfalt gepflegt wird. Mehr als vierzehntausend Pflanzen werden zur Zeit in demselben cultivirt, und die Versammlung der Naturforscher, welche im Jahre 1830 ihn in Augenschein nahm, zollte der Einrichtung ihre vollste Anerkennung. Von hier führen zwischen zum Theil prächtigen Landhäusern hindurch schattige Alleen und breite Fahrstraßen nach Eppendorf, Lokstedt und andern benachbarten Dorfschaften, wohin die Hamburger ihre Landpartien machen.

Von hier an bietet die Stadt und ihre Umgebung eine zweite, nicht minder schöne Ansicht, als am Elbhafen an der Südseite. Von Eppendorf her kommt die Alster, ein dort noch sehr bescheidener Fluß, zwischen Niederungen und grünen Wiesen sich hinschlängelnd, um seine Gewässer, Hamburg durchströmend, in die Elbe zu ergießen. Ganz nahe bei Eppendorf, neben Harvstehude, wohin seit 1842 das Hamburger Waisenhaus verlegt ist, erweitert sich die Alster landseeartig. Diesseits liegen, unter herrlichen Bäumen, meist hundertjährigen Eichen, Rüstern und Pappeln versteckt, von Parks und Gärten umgebene geschmackvolle Landhäuser. Jenseits erhebt sich seit wenigen Jahren auf einem hohen Uferdamme und weiter landeinwärts eine ganz neu angebaute Vorstadt, ein Theil der Vorstadt St. Georg. Es ist dieß die Uhlenhorst, wohin man zu Fuß und Wagen durch das Ferdinandsthor gelangt. In breiter Ausdehnung liegt der klare Wasserspiegel der Alster zwischen diesen beiden Gestaden, die durch kleinere und größere Segelfahrzeuge, Gondeln, Ruderboote u. dergl. m. in beständigem Verkehr gehalten werden. Nach der Seite der Stadt hin, wo neben dem Dammthor sich die anmuthige Esplanade erstreckt, wird dies Bassin der Außenalster durch den planirten Wall abgeschlossen. Unter der aus drei Bogen bestehenden Lombardsbrücke, neben welcher sich eine Windmühle erhebt, strömt die Alster in die Stadt und bildet diesseits der Brücke die sogenannte Binnenalster, den eigentlichen Schmuck der Stadt. Das fast drei Millionen Quadratfuß große, viereckige Wasserbassin, auf welchem zahlreiche Schwäne hin- und herschwimmen, ist von schönen Alleen umgeben, dem alten Jungfernstiege im Süden, den beiden neuen im Westen und Osten. Hinter den Baumreihen ragen die Häuser, meistens wahre Paläste, die breiten architektonisch schönen Fronten dem Wasser zugekehrt. Am westlichen neuen Jungfernstiege wohnen mehrere der reichsten Kaufherren der Stadt, am alten Jungfernstiege liegen die großen Hotels und die Kaufläden mit den großen Spiegelscheiben, hinter denen die kostbarsten Erzeugnisse aller Länder der Erde in bunter Mischung aufgethürmt sind. In den Kellergeschoßen befinden sich mehrere der berühmtesten Austern- und Delikatessenkeller, diese Hamburg eigenthümlichen, mit allem nur denkbaren Comfort eingerichteten Lokalitäten, in denen man Alles, was sättigt, aber auch den Gaumen kitzelt, an Speisen und Getränken findet, am besten vor Allem — und auch darin bekundet sich das charakteristische Solide — saftigen holsteinischen Rinderbraten (Beefsteakes und Roastbeef) nebst schwerem französischem Rothwein oder kräftigem Bier. — Wenn Abends die zahlreichen Gaslaternen das Bassin der Binnenalster umflimmern und sich in den klaren Fluthen spiegeln, oder wenn das helle Mondlicht diese bescheint, unzählige Spaziergänger in den Jungfernstiegen lustwandeln, der am alten Jungfernstiege über das Wasser hinausgebaute Elbpavillon, rings von luftigen Verandahs umgeben, hell erleuchtet strahlt: so gewährt dies Alles zusammengenommen einen wahrhaft feenhaften Anblick. Man hat nicht nöthig in Hamburg einen Corso zu veranstalten. Hier am Alsterbassin macht sich ein solcher täglich von selbst.

Den Wall weiter hinab durchschneidet das Steinthor, welches nach St. Georg und weiter nach Ham und Horn, nach Wandsbeck und Billwärder führt. Von da an steigt

der Wall zur Altmannshöhe empor, die eine schöne Rundschau auf die Umgebung bietet. Neben dieser liegt der Hamburg-Berliner Bahnhof, darüber hinaus das Deichthor, bei welchem man sich wieder am Elbhafen und zwar an seinem östlichen Ende befindet. Außerhalb des Deichthors, auf Elbinseln, die zur Stadt gehören und durch Brücken mit dieser verbunden sind, wohnen die Deicher, ein ungemein kräftiger, aber auch wegen seiner Derbheit gefürchteter Arbeiterstand. Das Brookthor und das Sandthor verbinden gleichfalls die hier gelegenen Elbinseln, welche fast ganz mit Häuserreihen bebaut sind, mit der Stadt, die hier durchaus den Charakter eines Arbeiterviertels hat. Der Hafen ist mit starken Vorsetzen eingefaßt, aber er entbehrt leider noch immer einer Schutzwehr gegen Ueberfluthung. Bei starken Südweststürmen steigt das Wasser in der Elbe so hoch, daß die niederen Stadtgegenden überschwemmt werden, die Communikation in den unteren Straßen mittelst Booten geschieht, und die Keller, von denen die meisten bewohnt sind, voll laufen. Eine ausreichende Eindeichung würde Millionen kosten; freilich verdirbt auch eine einzige Sturmnacht mitunter Millionen an Waaren. Aber der Hamburger sagt, die Leute in den Kellern blieben nicht gesund, wenn nicht jedes Jahr die Keller mindestens einmal gehörig ausgespült würden. Und damit tröstet man sich über den Mangel eines den überströmenden Fluthen Trotz bietenden Bollwerkes.

Von außen angesehen und seit 1842 der nach dem großen Brande neu erbaute mittlere Stadttheil, ist Hamburg nicht nur eine moderne, sondern auch in gewissem Maße schöne Stadt. Aber diese planirten Wälle, diese wohlgepflasterten, mit breiten Trottoirs versehenen neuen Straßen, die geraden stattlichen Häuserfronten sind das eigentliche Hamburg nicht. Das rechte Innere der Stadt, gegenwärtig vorzugsweise noch das Kirchspiel St. Catharinen, hat ein ganz anderes Aussehen. Da sind die Straßen eng, so enge, daß kaum zwei Wagen einander passiren können. Geschieht es, so muß der Fußgänger, will er nicht unter die Räder gerathen, sich eine Haustreppe hinaufflüchten, welche die Straße noch mehr verengt, oder sich hinter die großen Prellsteine drücken, die vor den Kellerfenstern der Häuser stehen. Trottoirs gibt es hier keine. Kaum steht ein einziges Haus in gleicher Front mit dem Nachbarhause, dieses springt vor, jenes zurück, das große Beischlag, mit welchem die auf die Straße führende Haustreppe auf beiden Seiten eingefaßt ist, beengt nicht wenig den Raum, mitunter auch noch die Aussicht. Bei Regenwetter ist die Unreinlichkeit auf dem holperigen Pflaster dieser Straßen großartig, man geht wie im Schlamme. Dennoch läßt der Hausherr mitten auf der Straße sein Holz sägen und spalten, seinen Torf abladen und bis zum Giebelfenster hinaufwinden. Was kümmert's ihn, ob die großen Blockwagen, auf welchen das Feuerungsmaterial angefahren worden, die Straße versperren. Ein Hamburger Kutscher ist in der That ein Fahrkünstler, der seine Medaille mit gutem Rechte verdient, er kann sich durch die großartigsten Hindernisse mit Pferden und Fuhrwerk heil und ohne Schaden zu nehmen hindurchwinden. Und wenn man nun gar die sogenannten Twieten sieht, die engen Gassen von der Breite nur eines Fuhrwerks, wo die gegenüberliegenden Häuser bisweilen durch in der Luft schwebende Querbalken vor zu großer Annäherung, zu der ihre wackeligen Mauern Neigung verspüren mögen, bewahrt bleiben, so wird man in der That kaum glauben, daß man sich in der reichen Handelsstadt befindet. Ja noch weniger wird das dem einleuchten, der das Labyrinth der Gänge, diese zum Theil finsteren, nur drei bis vier Schritte breiten Gassen, durchwandert; es dürfte ein Fremder dieß auch gar nicht wagen, er fände sich nicht wieder heraus, leicht aber geriethe er in Spelunken, aus denen auch Niemand ungeschoren wieder herauskommt. Dennoch ist gerade diese gedrängte Bauart, dieß überall hervorleuchtende Prinzip der Raumersparniß, das Eigenthümliche in der ursprünglichen Architektur Hamburgs. Leider hat man wenig dafür gethan, die alterthümlichen öffentlichen Gebäude zu erhalten, einige, wie das Rathhaus, die alte Börse, das Eimbeck'sche Haus u. a. m., hat überdieß der Brand zerstört. Aber alte Privathäuser gibt's noch genug und wird es geben, so lange es ein Hamburg gibt, denn Niemandem wird es einfallen, diese massiven Mauern umzureißen, und von selbst fallen sie nicht. Die Front dieser Häuser sieht man in den engen Straßen nicht recht, kaum bemerkt man die unförmlichen und geschmacklosen Verzierungen an den Pfeilern der Hausthür, an den Fenstergesimsen und am Giebelwerk. Tritt man hinein, so befindet man sich auf der geräumigen Hausdiele (Hausflur), welche durch mehrere Stockwerke hinaufgeht; von oben hängt das starke Tau einer Winde herab, mit der man die Waaren auf den obersten Boden hinaufwinden kann. In einer Ecke ist eine Art Kasten angebracht, das sogenannte Nähcomptoir; darin sitzt die Thürhüterin, die sich, die Langeweile zu vertreiben, mit Nähen beschäftigt, sonst aber die Pflicht hat, jeden Eintretenden in dem Gebäude zurechtzuweisen. Ueber die Diele nach hinten einige Stufen hinauf kommt man in ein kleines, mit einigen alterthümlichen Möbeln ausgestattetes Entréezimmer; nur von dem das Wohnhaus mit dem Speicher verbindenden Hofe fällt einiges Licht herein. Dahinter liegt die Küche, die zwar geräumig, aber so finster ist, daß dort auch am Tage Licht gebrannt werden muß. In der dunkelsten Ecke der Hausdiele liegt die Treppe, eng und schmal, eine Windeltreppe mit nur leichtem Geländer. Ein Fremder findet sie unmöglich, noch viel weniger klimmt er sie hinauf, ohne anzustoßen und zu stolpern. Ist er glücklich nach oben gelangt, in den ersten Stock, so tritt er hier in die Familienzimmer, eigentlich nur Entresols, nach hinten hinaus gelegen, mit wenigen Fenstern, niedrig, dunkel, einfach möblirt. Auch das Geschäftszimmer des Hausherrn, das Comptoir, pflegt hier zu liegen, wenn es sich nicht etwa im Hinterhofe befinden sollte, im Waarenspeicher. Die Prunkgemächer des Hauses finden sich erst zwei Treppen hoch. Werden ihre Thüren geöffnet bei Festlichkeiten, dann strahlen sie im Glanze der schönsten Kronleuchter und mit dem alterthümlichen Schmuckwerk an den Fensternischen, Thürpfosten und Wänden wie die Prunkgemächer eines Fürsten. Wer dort an der langen wohlbesetzten Tafel sitzt, der sitzt gut, es ist dafür gesorgt, daß er es reichlich


1
2
3
4
5

„schmecke“, er befinde sich in Hamburg. Steht er aber wieder von der Tafel auf und hat sich bei dem Hausherrn verabschiedet, dann muß er wahrlich zusehen, wie er mit heilen Knochen nach unten und über die Straße nach Hause gelangt. Trotz der Gasbeleuchtung hat das doch seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, besonders für den, dem es an Uebung fehlt, den vielen Ecken und Winkeln, den Prellsteinen, Abweisern, Ketten und Beischlägen, welche die Straßen beengen, überdieß den auch Abends rasch dahinrollenden Wagen auszuweichen. Wie ganz anders sind die Landhäuser vor den Thoren! Nicht blos von außen zeigen sie manche architektonische Schönheiten, auch im Innern sind sie äußerst bequem und comfortabel. Man begreift es kaum, wie der Hamburger sich in seinem finstern, eckigen, winkligen Hause in der Stadt eben so behaglich fühlt, wie in seiner hellen, bequemen Villa! Doch ist jenes ihm lieber, er schreibt auf seinem Comptoir im Halbdunkel seine Briefe und zählt seine Geldrollen. Es ist, als ob das schwache Tageslicht dazu beitrüge, seinen Spekulationsgeist zu kräftigen, sein Nachdenken zu schärfen; seine Gedanken richten sich nach innen. Hinter dem eisernen Gitterwerk seines Comptoirs, wo im Sommer nur höchstens vier Stunden lang Tag ist, fühlt er sich eben so wohl, wenn nicht noch wohler, als unter dem schönen Lindenbaume, der vor seinem Landhause steht, oder in dem hellen Familienzimmer desselben, dessen Wände mit kostbaren Tapeten geschmückt, dessen Boden mit prächtigen Teppichen belegt sind!

Zu den schönsten architektonischen Zierden aus älterer Zeit gehören die Kirchen. Freilich die Flamme 1842 hat zwei der ältesten und schönsten vernichtet: St. Peter und St. Nikolai. Von der ersteren steht noch das 1342 aufgeführte Mauerwerk des Thurms, welches selbst Sprengungen nicht umzustürzen vermochten. Aber die herrliche Thurmpyramide (445 Fuß hoch, den Unterbau mitgerechnet), welche von 1514—1516 der Hannoveraner Bartels (oder Berends) erbaute, sank dahin, mit ihr die beiden Glockenspiele, die künstliche Uhr, welche die Mondphasen anzeigte, sowie die im zwölften Jahrhundert im Spitzbogenstyl erbaute Kirche. Ebenso stürzte St. Nikolai zusammen, der prächtige Thurm, dessen oberste Spitze auf mächtigen Säulen ruhte, deren Kapitäler große vergoldete Kugeln trugen. Es war bereits der fünfte Thurm der Kirche, den 1656 Peter Marquard 400 Fuß hoch erbaut hatte. Die 1842 stehengebliebene Ruine mußte abgetragen werden, Kirche wie Thurm waren längst baufällig gewesen, auch ohne den Brand wären sie wahrscheinlich bald zusammengesunken. Wie man aber nach jenem furchtbaren Ereignisse die Mittel schaffte, die Petrikirche wieder aufzubauen, so hat man auch seit September 1846 mit dem Neubau von St. Nikolai begonnen, und zwar im großartigsten Maßstabe. Schon im Herbste vorigen Jahres konnte die bis zum Dach vollendete, 128 Fuß hohe Kirche gerichtet werden. Sie ist im edelsten gothischen Style aufgeführt worden, nach dem Entwurfe eines englischen Architekten Scott, der in Hamburg ansässig ist. Wird sie vollendet sein, und man darf hoffen, daß auch der schöne Thurm sofort zur Ausführung gelangen werde, so wird sie, im Mittelpunkte der Stadt, auf einem hufeisenförmigen Platze von großer Ausdehnung gelegen, umgeben von hohen stattlichen Häusern, einen Hauptschmuck für die Stadt bilden. Die alte Nikolaikirche mit ihrem schönen Glockenspiel und ihrem herrlichen Geläute hatte ein überaus ehrwürdiges Aussehen, die neue wird der Mit- und Nachwelt zeigen, wie man auch noch im neunzehnten Jahrhundert, im Epigonen-Zeitalter, kühn und edel nach dem Vorbilde der Alten zu bauen verstanden.

(Schluß auf S. 219.)

Asiatische Schmetterlinge und Glockenblume.

(Taf. 28.)

Wir führen unsern Lesern auf der nebenstehenden Tafel einige schöne bunte Schmetterling-Gestalten vor Augen, welche aus dem tropischen Asien stammen.

Fig. 1 und 2 ist ein unserem europäischen Segelfalter nahe verwandter Tagfalter. Er war schon Linné bekannt und erhielt von ihm den griechischen Heldennamen: Agamemnon (Papilio Agamemnon *L.*). Die Farbe seiner Flügel ist ein blasses Gelb, auf welchem sich die schwarzen Flecken und die lebhafte rothe und blaue Zeichnung der Hinterflügel sehr hübsch ausnehmen.

Er ist über einen sehr großen Theil des heißen und gemäßigten Asiens verbreitet; in China, Bengalen, auf Java, den Molukken und Philippinen, auf Manilla und Timor ist er überall mehr oder weniger häufig. Seine Raupe ist dick und kurz und hat ein gegabeltes Schwänzchen.

Fig. 3 unsrer Tafel ist ein Männchen von Cynthia Oenone (Papilio Oenone *L.*). Die Flügel sind schwarz mit großem gelbem Felde, wozu auf den Hinterflügeln noch ein schöner blauer Fleck kommt. Das Weibchen ist ganz ähnlich gefärbt, hat aber auf den Vorderflügeln je zwei Augenflecken.

Dieser Tagfalter ist ebenfalls über einen großen Theil von Asien verbreitet und soll in China ganz gemein sein.

Fig. 4 (Cynthia Almana *L.*) ist ein Schmetterling von ächt chinesischem Typus. Die Färbung des Falters, die schönen bunten Augenflecke und die zackige Flügelform scheinen auch so recht eigentlich dem Geschmacke zu entsprechen, welcher den menschlichen Bewohnern China's eigen ist, und wir sehen ihn daher auch nicht selten auf chinesischen Malereien und Dekorationen abgebildet.

Er ist ebenfalls in Asien weit verbreitet, und gehört in China zu den häufigen Arten.

Fig. 5, ebenfalls in Süd-Asien heimisch, ist Cynthia Orithya *L.* Die schönen rothen Augenflecke auf dunkelblauem Grunde dienen ihm zu besonderer Zierde.

Die auf unserer Tafel abgebildete Pflanze ist eine chinesische Glockenblume, Campanula nobilis *Lindl.* Sie hat einen ästigen, feinbehaarten Stengel, länglich herzförmige, feinbehaarte Blätter und eine 3 Zoll lange, außen glatte, innen wollig behaarte glockenartige Blüthe.

Sie stammt aus dem nördlichen China und wird dort häufig cultivirt und von den chinesischen Gärtnern in den Handel gebracht. Sie heißt dort Tye=Chung=Wha, was sich mit: Blaue Bergglocke übersetzen läßt. Sie wird aus Samen gezogen, und dürfte, da ihr Vaterland der gemäßigten Zone angehört, auch im mittleren Europa im Freien gezogen werden können.

J. H.

Ceuta.

Von Gibraltar aus braucht man sechs Stunden über die Meerenge, um nach dem spanischen Ceuta zu gelangen. Die Festung liegt halbwegs zwischen Tanger und Tetuan, in einer der reizendsten und romantischsten Gegenden, die das Auge sehen kann. Von dem Hacho, oder der Signalstation auf der Höhe des Berges, welcher die Bai begrenzt, genießt man eine wundervolle Aussicht, die sich über die ganze Straße von Gibraltar nach Osten und Westen, und auf der andern Seite des Meeres weit in die Sierra Nevada hinein erstreckt, während rückwärts, nach Süden zu, die lange Linie der niedern Atlasketten, die auf den fernen Punkten mit den Wolken verschmelzen, den Horizont umschließt. — Betrachtet man das schöne Blau dieser Berge, ihr Glitzern und Funkeln, und den Strom des Lichtes, welcher sie überfluthet, und dessen Farbenstrahl sie mit phantastischen Gestalten bemalt, so glaubt man sich in einen weiten Zaubergarten versetzt, in welchem die Natur selbst ein großes Schattenspiel vor uns aufführt. Hier kann man sich schon eine hübsche Vorstellung von dem riesigen, schneeglänzenden Haupte des alten Vater Atlas machen, dessen kühlender Odem die marokkanischen Ebenen anhaucht, und dem ermattenden Araber die Kraft verleiht, die Hitze der brennenden Zone zu ertragen. Den Vordergrund der Landschaftsscene bildet ein üppig grünes, an Wildpret reiches Unterholz; in kurzer Entfernung gewahrt man das einsame Kastell des maurischen Alkalde, und da und dort erheben sich Wartthürme, über deren Zinnen zuweilen die Köpfe arabischer Schildwachen zum Vorschein kommen.

Einige spanische Soldaten geleiteten uns zu den maurischen Linien, wo wir die Wachen aus ihren Zelten aufjagten. Von ihrem Stroh erhoben sich Gestalten, so seltsam ausstaffirt, wie der tolle Tom im König Lear. Wir erwählten aus ihnen einen Boten, den wir mit einem kleinen Geschenke an den Alkalde sendeten. Der Bote sprang über Haide und Buschwerk auf das einsame Kastell zu. Von Weitem sahen wir die ausdrucksvollen Geberden, mit denen er seinen Auftrag dem Burgherrn überbrachte, ihm bedeutete, wer die Fremden wären und was sie begehrten, und bald kehrte er mit der verlangten Erlaubniß zu einer Jagdpartie zurück: „wir sollten, hieß es, das Land ganz als unser eigen betrachten" — ein maurisches Compliment.

Die Stadt Ceuta (sprich: Sze-uta) ist größtentheils von portugiesischer und spanischer Bauart, und dabei, was sich von den Städten der Halbinsel nicht immer rühmen läßt, außerordentlich reinlich und gesund. Die Trefflichkeit des Clima's und sein völliges Freisein von den Fiebern, welche die entgegengesetzte Küste verheeren, sind sprüchwörtlich geworden. In dieser Beziehung hat Ceuta einen unendlichen Vorzug vor Gibraltar mit seinem ewig umwölkten Himmel und der feucht dunstigen Atmosphäre, mit seinem Felsenstaube, der in die verschlossensten Orte eindringt, und der fast unerträglichen Sonnengluth, die von den senkrecht aufgethürmten weißen Bergwänden zurückgeworfen wird. — Einige der besten Regimenter des spanischen Heeres bilden hier die Besatzung, die sich auf 6000 Mann beläuft, und keineswegs zu stark ist, um den Platz zu vertheidigen, die Gefangenen in Ordnung, und die Mauren in Respekt zu halten.

Ein besonderer Theil der Stadt ist den maurischen Einwohnern zugewiesen, den Nachkommen jener Bevölkerung, welche zur Zeit der portugiesischen Besitznahme zurückblieben. Dieses Stadtviertel allein ist nicht in europäischem Geschmacke gebaut. Die Mauren von Ceuta haben ihre niedern plattdachigen Häuser, ihren eigenen Alkalde, ihre Nationaltracht und Religion, in Folge von Privilegien beibehalten, die ihren von den verschiedenen spanischen Monarchen zugesichert wurden; nur die Eifersucht scheinen sie nicht mit ihren Landsleuten in dem mohamedanischen Mauritanien zu theilen, denn ihre Frauen gehen sämmtlich unverschleiert. Für den Schutz, den ihnen Spanien gewährt, müssen sie Kriegsdienste leisten und sich ein oder zwei Mal des Jahrs mustern lassen. Ihr Alkalde erscheint bei feierlichen Gelegenheiten in einem sehr glänzenden Staatskleide, über welches er einen scharlachnen, goldbordirten Bernus oder Kaputzmantel trägt. Kleiderpracht ist übrigens unter den Mauren nichts Gewöhnliches: die Vornehmen und Mächtigen besitzen eine gewisse natürliche Würde des Benehmens, die sie diesen Prunk verschmähen läßt — eine Wahrnehmung, zu der man sich bei einem im Ganzen doch so wenig civilisirten Volke nicht versieht. Von ihren Landsleuten in der Berberei werden die Mauren von Ceuta als Abtrünnige verachtet, und Keiner dürfte es wagen, sich außerhalb der spanischen Linien blicken zu lassen, ohne Gefahr zu laufen, getödtet zu werden.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, Ceuta sei, weil Festung und Aufbewahrungsort von Staatsgefangenen, kein angenehmer Aufenthalt. Auf jeden Fall lebt sich's hier angenehmer, als in Gibraltar, wo der Verkehr mit Spanien auch mancherlei Beschränkungen unterliegt. Die Alameida von Ceuta, ein Spaziergang auf einer reizenden Ebene zwischen zwei Bergen, kann sich eben so zahlreicher Zierden weiblicher Anmuth rühmen, als irgend eine Stadt in Spanien, und die Damen von Ceuta haben allezeit mit den Andalusierinnen um den Preis der Schönheit gewetteifert. Die Prado's von Sevilla und Cadiz vermögen nicht mehr feine Gestalten mit äußerst niedlichen Füßchen — dem mongolistischen Reiz spanischer Frauen — aufzuweisen; und so viel Adel in Haltung und Bewegung, wenn sie das stolze Köpfchen mit der weißen Feder herumwerfen, um die nur schon zu gut angepaßte Mantilla zurecht zu legen, unter der sich doch oft ein sehnsüchtiger Seufzer hervorstiehlt, trifft man nirgends. Freilich wirkt

die spanische Nationaltracht auch zur Hervorhebung der Anmuth ihrer Formen und Gesichtszüge mit. Umsonst suchte man die Basquiña auf einen fremden Boden zu verpflanzen. Nur eine Spanierin nimmt sich darin vortheilhaft aus. Eine Engländerin oder Französin würde sich in dem Majoaufzug eben so wenig in ihrem Elemente befinden, als wenn sie bei einem Stiergefechte den Sieg eines Stieres beklatschen wollte, der das Pferd durchbohrt und den Picador in Gefahr gebracht, was Alles von einer Spanierin, unbeschadet ihrer Weiblichkeit, geschehen darf. —

Die Gefängnisse von Ceuta sind größtentheils mit verurtheilten Schleichhändlern gefüllt, welche, wenn sie durch die Guardias de Rentas um ihre Spekulationen betrogen, von den heimathlichen Bergen Abschied nehmen müssen, es mit einer Resignation thun, die zu besagen scheint, daß ein solcher Wechsel im Leben von Räubern sich von selbst versteht. Die Gefangenen sind auf den untern Theil der Stadt beschränkt, wo sie in Ketten zu Arbeiten an der Ausbesserung der Festungswerke, der Straßen und Hafenreinigung 2c. angehalten werden. Die Staatsgefangenen haben ihren Aufenthalt auf der Citadelle, und der Verkehr mit den Einwohnern der Stadt ist ihnen auf's Strengste verboten.

Die Festungswerke von Ceuta gegen das maurische Gebiet hin sind von ungeheurer Höhe und wirklich furchtbar. Die zahlreichen Sträflinge haben nach und nach eine Reihe von Batterien aufgeführt, welche jeder Belagerung trotzen können. Nicht selten flüchten sich Gefangene aus Ceuta nach der Berberei; was zur Zeit der Ebbe nicht schwer hält, weil dann das Meer so vom Gestade zurückweicht, daß man längs der Küste trockenen Fußes zu den maurischen Linien gehen kann, wenn man nur die Wachsamkeit der spanischen Schildwachen zu täuschen weiß. Die einzige Bedingung jedoch, unter welcher die Mauren den Flüchtlingen ihren Schutz angedeihen lassen, besteht darin, daß sie zum Islam übertreten; diejenigen, die dieß nicht wollen, liefern sie den Spaniern aus. So bekehrungssüchtig indessen auch die Mauren sind, so sehr verachten sie den Renegaten, nachdem er sich in ihr Verlangen gefügt, und nicht eher als in der dritten Generation gilt seine Nachkommenschaft für rein muselmännisch. Mißtrauisch bewacht müssen die Uebergetretenen sich im Lande niederlassen, und wehe ihnen, wenn sie sich aus dem Staube machen wollten — ein solcher Versuch würde ihnen die Freiheit, wo nicht gar das Leben kosten. —

P.

Hamburg und seine Umgebung.

(Schluß zu S. 217.)

Etwas schlanker als der alte Nikolaithurm strebt der Thurm von St. Catharinen empor, 390 Fuß hoch, 1433 begonnen und 1657 von Peter Marquard vollendet. Die 250 Fuß lange Kirche hat ein 96 Fuß hohes Gewölbe. Um die Thurmspitze ist eine kupferne vergoldete Krone herumgelegt, — seit einigen Jahren prangt sie in neuer Vergoldung, — der Sage nach aus reinem Golde gemacht, welches man dem berüchtigten Piratenhäuptling Claus Störtebecker abgenommen. — Die im vierzehnten Jahrhundert erbaute Jakobikirche hat erst 1827 einen 359 Fuß hohen Thurm erhalten, dessen oberste Spitze aus Mangel an Geld leider abgekürzt werden mußte. Bis dahin hatte sie nur den Unterbau dazu gehabt, der aber auch im Laufe der Zeit so baufällig geworden war, daß er im Jahre 1810 gänzlich abgetragen werden mußte. — Vor allen ausgezeichnet durch ihren edeln, eigenthümlichen Baustyl steht aber die St. Michaeliskirche da. Das Imposante des Gebäudes fällt um so mehr in die Augen, als dasselbe weit umher von einem sehr großen freien Platze umgeben ist. Die ältere St. Michaeliskirche war 1750 durch einen Blitzstrahl in Asche gelegt. Die gegenwärtige erbaute Sonnin während der Jahre 1751—1762 in Gestalt eines Kreuzes, 245 Fuß lang und 180 Fuß breit. Den vom Erdboden an 456 Fuß hohen Thurm setzte er erst 1788 auf dem schon fertigen Mauerwerke auf. Sein durchaus eigenthümlicher Styl ist eben so großartig als erhaben, namentlich ist die prächtige, von acht schlanken Säulen getragene hohe Kuppel, statt einer Spitze, von großer Wirkung. Eine hohle Säule, um jederzeit mit dem Senkblei den senkrechten Stand des Thurms untersuchen zu können, streicht von der Spitze bis zum Boden herab. Im Innern der Kirche machen das hohe Gewölbe, das man von jedem Standpunkte aus ganz übersieht, und die gewaltige Orgel einen tiefen, nachhaltigen Eindruck.

Unter den Bauwerken der Neuzeit ist eins der besten Hamburgs Palladium, die Börse, welche auf der Stelle des alten Adolphplatzes liegt und beim Brande glücklich gerettet wurde, obwohl sie recht eigentlich in der Mitte des Flammenmeeres lag. Die alte, 1558 errichtete Börse war wahrscheinlich in Europa die fünfte, nächst der von Brügge, Antwerpen, Toulouse und Rotterdam. Sie war dem wachsenden Bedürfnisse durchaus nicht mehr entsprechend, viel zu klein und größtentheils unbedeckt, fast die Mehrzahl der Kaufleute mußte sich in den angrenzenden Straßen aufstellen. Am 14. December 1841 nahm die gesammte Kaufmannschaft von dem alten, mit Flaggen geschmückten Gebäude Abschied und verfügte sich in den zwei Tage vorher eingeweihten Neubau. Das war ein ächt hamburgisches Fest, so eigenthümlich wehmüthig und rührend, andrerseits ein allgemeines Freudenfest. Die neue Börse besteht aus zwei Stockwerken, durch die der innere, mit Glas überdachte Raum, um den eine freie Gallerie herumläuft, 76 Fuß hoch hindurchgeht. Jetzt hat man auch schon die Seiten-Arkaden überdacht, um den Raum für die täglichen Versammlungen zu vergrößern. Hierher muß jeder Fremde gehen, um Mittags 1 Uhr den dichten Schwarm der Hamburger und Altonaer Kaufleute von oben herab zu übersehen. Das ist ein Gesumme und Gesurre, ein Auf- und Niederwogen seltener Art. An den mit Nummern versehenen Pfeilern stehen die Kaufleute und Makler nach ihren verschiedenen Geschäftsbranchen geschaart beisammen. Im oberen Stockwerke befinden sich die werthvolle Commerzbibliothek, die Börsenhalle und andere Zimmer, in welchen allerlei Zeitungen, Preis-Courante, Land-

karten ꝛc. ausliegen, Alles frei und offen, für Jedermann zur Einsicht zugänglich.

Außer der neuen Börse verdienen noch Erwähnung: das neue Schulgebäude auf dem ehemaligen Domsplatze, worin das akademische Gymnasium, die Real- und die Gelehrten-Schule, mit der sehr ansehnlichen Stadtbibliothek im oberen Stockwerke des Hauptgebäudes und dem schönen naturhistorischen Museum im unteren Stockwerke — das Gebäude blieb ebenfalls 1842 vor den ringsum wogenden Flammen glücklich bewahrt; ferner das Stadttheater in der Dammthorstraße, ein Werk von Schinkel, das Thaliatheater, das neue Bankgebäude gegenüber der neuen Börse, das Haus der patriotischen Gesellschaft unweit des Platzes der alten Börse, das allgemeine Krankenhaus in St. Georg, das jüdische Krankenhaus in St. Pauli, eine milde Stiftung des Millionärs Salomon Heine, das Schröderstift auf der Sternschanze, ebenfalls eine milde Stiftung für verschämte Arme, das neue Seemannshaus, eine Herberge für Matrosen, unweit des Stintfanges, das Johannis- und das Maria-Magdalenen-Kloster für unverheirathete Frauen, die sich darin einkaufen können. Ein Rathhaus besitzt Hamburg seit 1842 nicht, wo das alte eingeäschert wurde. Man hat das Waisenhaus seitdem dazu eingerichtet, das einigermaßen genügt. Auf dem freien Platze zwischen der neuen Börse und dem alten Jungfernstiege soll ein neues Rathhaus aufgeführt werden. Der Entwurf dazu ist längst fertig, aber noch fehlt das Geld. Man behilft sich eben wie man kann, und es steht zu befürchten, daß der Neubau mindestens in diesem Jahrhundert nur ein frommer Wunsch bleiben wird.

Die vorstehend öfter erwähnte Brandkatastrophe ist ein Wendepunkt für Hamburgs innere Geschichte geworden. Damals strömten freiwillige Gaben für die schwer heimgesuchte Stadt aus allen Welttheilen, aus Städten, Flecken und Dörfern herbei. Seitdem ist es, als habe die Mildthätigkeit in Hamburg im Allgemeinen zugenommen. Die Verpflegung der Armen erfordert jährlich ungeheure Summen, welche indessen ohne erheblichen Druck aufgebracht werden. Aber die für die Armen vorhandenen Anstalten, die freilich ganz kaufmännisch verwaltet werden, sind auch nach dieser Seite hin vortrefflich. Es wird für Unterbringung der Alten und Gebrechlichen, für Unterhaltung der Wittwen, für Unterricht und Erziehung der Waisen und Kinder der Armen mit eben so viel Umsicht als Liberalität Sorge getragen; nicht weniger für Kranke (in mehreren Hospitälern), für Blinde (im Blinden-Institut), für Taubstumme (in der Anstalt für diese) und für kleine Kinder (in Warteschulen). Den öffentlichen Anstalten dieser Art stehen Armen- und Kranken-Vereine Privater helfend zur Seite, namentlich seitdem die im vorigen Jahre entschlafene vortreffliche Amalie Siernking, die ihr ganzes Leben, Zeit und Vermögen der Pflege der Armen und Kranken widmete, dazu den Anstoß gab. Das Andenken dieser edeln Jungfrau, die, mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, in Demuth und aufopfernder Treue ihres Gleichen suchte, wird nicht weniger unvergeßlich bleiben, wie das der größten Wohlthäter der Stadt. Freilich entbehrt die öffentliche Armen-Verwaltung noch des rechten inneren Grundtriebes der Liebe, aber wir glauben versichern zu können, daß in Hamburg bald die Zeit vorüber sein wird, wo man diese Angelegenheit nur noch rein geschäftlich abmacht.



Rainville bei Hamburg.

Auch für Wissenschaft und Kunst ist unter Hamburgs Bürgern das Interesse im Zunehmen. Das naturhistorische Museum im Schul-Gebäude ist außerordentlich reichhaltig und sehenswerth und meistens nur aus Geschenken entstanden. Für den Bau eines Kunst-Museums sind seit einem Jahre große Summen gezeichnet worden. Die jährlichen Gemälde-Ausstellungen im Börsensaale erfreuen sich zunehmender Förderung. Ein Verein für christliche Kunst beginnt eine lohnende Wirksamkeit zu entfalten. Vor Allem aber ist die patriotische Gesellschaft zur Förderung gemeinnütziger Zwecke aus einem höheren geistigen Gesichtspunkte unablässig thätig. Beim Brande verlor sie ihre 45,000 Bände starke Bibliothek, aber frisch und fröhlich hat sie sich neu organisirt. Außer ihr wirkt ein Verein für hamburgische Geschichte, ein anderer für den Gartenbau, ein dritter für Naturwissenschaften, und ähnliche gibt es noch mehrere. Der Materialismus des Geschäfts ist zwar überwiegend, aber er hat doch aufgehört erstickend zu wirkend.

Es würde auch wirklich zu beklagen sein, wäre es anders. Hamburg hat so viele geistige Kräfte, daß es mit

mancher deutschen Universität sich an Fülle geistiger Potenzen messen kann, ja sie übertrifft. Denn wir rechnen mit Recht zu geistigen Potenzen auch diejenigen, welche als Chefs angesehener kaufmännischer Firmen von ihren Comptoiren in der Stadt aus nur Großhandel in China, in Indien, in Australien treiben, dort von einem Hafen zum andern ihre Schiffe befrachten, dort Ladungen einkaufen und absetzen. Die Verwaltung der Stadt ist überdieß republikanisch und fördert das Aufkommen jedes Talentes. Wer sich in Hamburg bewegt, der fühlt es den Leuten an, wie sie nicht äußeren Rang und Ehren, sondern geistige Ueberlegenheit, Kenntnisse, Scharfsinn, Erfahrung und kühnes Wagen hochschätzen, und darnach die Menschen beurtheilen. Zeiten wie jene der Geldkrisis 1857 und 1858 brachten zwar manche tiefliegende Schäden zu Tage, allein noch heute ist Hamburg die Stadt, wo Fleiß und Geschick ihr sicheres Glück machen. Der Mann, der während der Brandtage 1842 den gesammten Credit der Hamburger Kaufmannschaft auf seine Schultern nahm und alle ihm präsentirten Wechsel discontirte, Salomon Heine, war vor Jahren mit einem Thaler in der Tasche, ein armer Judenknabe, nach Hamburg gekommen. — Der Oberalte Schröttering, der 1631 starb, ein Vermögen von einer Million Mark Banko hinterlassend, pilgerte ein Waisenknabe über die Lüneburger Haide nach Hamburg, und als ihn Jemand fragte, was er dort wolle, warf er seine Mütze in die Höhe und rief: „ein Haus bauen, so hoch wie meine Mütze fliegt.“ Er hielt Wort, er baute das sogenannte rothe Haus in der Großen Reichenstraße, noch höher als seine Mütze flog, und von seinen acht Söhnen ward Einer Bürgermeister. — Wie diesen Beiden erging es manchen Andern, sie waren aber auch keine abenteuernden Goldgräber, sondern fleißige, sparsame Männer, und für Solche bietet Hamburg mit seinen reichen Erwerbsquellen und seiner freien Verfassung den gedeihlichsten Boden.

Thun wir noch einen Blick in die Umgegend. Im nahegelegenen Horn vor dem Steinthor dürfen wir das sogenannte Rauhe Haus nicht vergessen, einst eine Praggerherberge, jetzt aber eine kleine Dorfgemeinde, in der sittlich verwahrloste Kinder erzogen werden. Schon Hunderten ist die Anstalt zu reichem Segen geworden, und man weiß jetzt in Hamburg, welchen Juwel man an derselben hat. Ueberdieß ist das Rauhe Haus das Mutterhaus für viele ähnliche Anstalten in Deutschland und jenseits des Weltmeeres. Niemand versäume, es zu besuchen, der Weg dahin führt anmuthig am Rande der Niederungen der Bille entlang. Wer diese Niederungen ganz kennen lernen will, der mache von Horn aus einen Abstecher nach Billwärder, oder fahre mit der Hamburg-Berliner Eisenbahn nach Bergedorf. Ueber den letztgenannten Ort hinaus führt die Eisenbahn noch nach dem waldreichen Reinbeck und nach Friedrichsruhe mitten in dem Sachsenwalde, dem einzigen Urwalde in weitem Umkreise.

Lohnender aber sind alle Partien an der Elbe; die Elbe mit ihrer Umgebung bleibt das Diadem von Hamburg, sein schönster natürlicher Schmuck, seine edelste Zierde. Der Anblick des hohen Elbgestades vom Bord eines der vielen tagtäglich stromabwärts segelnden Dampfschiffe von Hamburg bis nach Blankenese ist unübertrefflich. Schon St. Pauli liegt auf einer Anhöhe, noch mehr aber Altona, am höchsten dessen Kirche mit dem schlanken, architektonisch schönen Thurme, vor dem Sonnin jedes Mal, wenn er vorüberging, seinen dreieckigen goldbordirten Hut abzog. Kirche und Thurm haben ihm unverkennbar vor der Seele gestanden, als er den Entwurf für den Neubau von St. Michaelis mit seinem Freunde Prey anfertigte. Von Altona ab wird das hohe Elbufer bewaldet. Zwischen den hohen Bäumen ragen mehrere Windmühlen und zahlreiche geschmackvolle Häuser. Das erste ist das noch heute genannte Rainville'sche Hotel, jetzt ein Gasthaus, mit prächtigem terrassirten Garten. Von dem hohen Säulenportale an der der Elbe zugekehrten Hinterfronte hat man die herrlichste Aussicht über den hier schon mehr als ¼ Meile breiten Strom. Man erreicht das Hotel am besten, wenn man durch Altona geht; es ist in dem Dorfe Ottensee eins der ersten Häuser. Unten am Abhange bis zum Strande herab dehnen sich die Dorfschaften Neumühlen und Oevelgünne, die im Sommer von Hamburgern, der erfrischenden Elbbäder und gesunden Luft wegen, zahlreich bevölkert zu sein pflegen. Eine Stunde unterhalb Altona senkt sich das Elbufer bei dem Dorfe



Blankenese bei Hamburg.

Flottbeck, wo der berühmte Park, das sogenannte Flottbecker Holz, und Sillems Garten. Man glaubt sich in die Anlagen von Windsor-Castle versetzt, wenn man diese herrlichen Holzungen mit den weiten grünen Rasenflächen, den rauschenden Wasserquellen, den Rindenhütten und Fischergrotten durchwandelt. Hinter Flottbeck steigt das Ufer wieder an und senkt sich weiter abwärts ganz steil gegen den Fluß, hoch oben auf seinem Kamme Villa an Villa mit ausgedehnten Garten-Anlagen tragend. So geht es an Nienstedten vorüber. Weiter hinab ist sogar der Versuch gemacht worden, Weinberge anzupflanzen, bei Deckenhuden. Endlich läuft das hohe Gestade in ein Sanddünen-Vorgebirge aus, von dem sich landeinwärts noch eine ansehnliche Hügelkette fortsetzt. Dies Dünen-Vorgebirge ist der Süllberg, an dessen westlichen Fuß sich die holsteinische Marsch anlehnt. Ohne Zweifel reichte in früheren Tagen bis hierher das Meer. Die Düne hemmte das weitere Fortschreiten der wallenden Wogen. Jetzt liegt, ganz nach Art eines Schweizerdörfchens, den Abhang des Süllbergs hinauf das Dorf Blankenese. In weitem Umkreise gibt es keine lohnendere Aussicht, als die aus dem Garten des Blankeneser Fährhauses auf den Süllberg, das Dorf und die Elbe, und die ganz anders geartete, aber nicht minder schöne, vom Gipfel des Süllbergs selbst oder von der Spitze des diesem benachbarten Kösterberges. Hier sind auch die schönsten Spazierwege, durch enge und weitere Thalschluchten zwischen den Bergen oder hinab an den kühlen Elbstrand, hinauf auf die bewaldeten Anhöhen, zwischen Reihen von Landhäusern hindurch, deren Gärten meistens jedem Fremden geöffnet stehen. In Deckenhuden ist der Baur'sche Garten der größte und schönste; der Besitzer, der reichste Mann in Altona, hat ihn auf's Schönste mit Pavillons, Gewächshäusern und geschmackvollen Baumgruppen, Rasen und Blumenbeeten ausgestattet.

Zum Abschied ein Gruß an Hamburg! Möge es ferner gedeihen und blühen und niemals der Edelsinn und die Hochherzigkeit seiner Bewohner Einbuße erleiden!

Dr. B—i.

Der arabische Bandit.

(Schluß zu S. 209.)

Vor der Eroberung von Algier, unter der türkischen Herrschaft, spielte der arabische Bandit eine viel wichtigere Rolle, als heutzutage; auch waren die Türken in Wirklichkeit nur die Herren des Küstenstrichs, und wagten sich, um die Steuer zu erheben, nur in starken Colonnen in das Innere des Landes. War jene bezahlt, so besaßen die Stämme wieder ihre völlige Unabhängigkeit. Damals war der Bandit ein Krieger, eine Art Feudalherr, der sich von den Reisenden ein Lösegeld bezahlen ließ. In der Division Oran existirte sogar ein ganz aus Banditen bestehender Stamm. Sie streiften das ganze Jahr im Lande herum, lebten aber mit den benachbarten Stämmen in gutem Einverständnisse. Da jedoch Raub und Plünderung ihre einzigen Hülfsquellen bildeten, geriethen sie manchmal in Noth und machten dann bei den friedlichen Stämmen ein Anlehen, unter dem Versprechen, bei der nächsten Steuererhebung es heimzuzahlen, — und nie hielt ein Schuldner pünktlicher Wort. Die Türken erschienen wirklich zu dem genannten Zwecke. Unsere Banditen legten ihnen kein Hinderniß in den Weg; mit reicher Beute beladen kehrten die Steuereinnehmer nach Oran zurück. Unterwegs mußte man da oder dort Halt machen. Die Banditen wußten sich so gut zu verstecken, daß Niemand ihre Nähe auch nur ahnte; doch zeigte sich bald, daß sie vorübergekommen waren und die Kasse mit zarter Hand mitgenommen hatten. Wüthend rächten sich die Türken an allen arabischen Ortschaften, durch die sie ihr Weg führte, und ersetzten so den durch die Banditen erlittenen Verlust. Indessen tilgten unsere gewissenhaften Schuldner ihre Verbindlichkeiten, und es blieb ihnen noch so viel übrig, um das nächste Jahr abzuwarten. Von Zinsen war keine Rede, denn der Araber leiht nie darauf: der Koran verbietet es ihm ausdrücklich.

Seit mit der französischen Occupation eine ordentliche Verwaltung und strenge Polizei eingeführt ist, hat der arabische Bandit viel von dem alten Blendwerk verloren und ist im Innern wie im Küstengebiete beinahe ganz verschwunden. Sein Beruf wirft nicht mehr so viel ab, um für die damit verbundenen Gefahren zu entschädigen. Verfolgt von den Gensdarmen, umstellt von den Spahis der Scheikhs, vermag er dieser doppelten Wachsamkeit sich nur mit Mühe zu entziehen; selbst Pulver sich zu verschaffen, hält für ihn schwer, und was ist er ohne Pulver? Wenn bei den Assisen noch einer dieser Wegelagerer gegenwärtig vorkommt, so darf man sicher sein, daß er Tunis oder Marokko angehört, es müßte denn einer von jenen Flüchtlingen sein, welche sich zu Pferd auch bei den Grenzen herumtreiben und den Ertrag der in den Provinzen Oran und Constantine begangenen Diebstähle bei ihren Nachbarn verwerthen. Er marschirt nicht mehr in Compagnie, nicht mehr bei Tage, mit erhobenem Kopfe, den Karabiner in der Faust; nein, demüthig, finster, einsame Pfade aufsuchend, schleicht er sich verstohlen in die Duars und sendet dem Bach-ammar von hinten eine treulose Kugel zu. Die Nacht ist Zeuge seiner Frevelthaten.

Bei Tag hält es schwer für ihn, der Aufmerksamkeit der einheimischen Straßenpolizei, welche die Araber zu überwachen und ihnen ihre Papiere abzufordern hat, zu entgehen. Stößt ein Angestellter derselben auf einen dieser verdächtigen Bettler, der gesenkten Kopfes, seinen Rosenkranz abzählend, dahingeht, so entspinnt sich zwischen ihnen folgendes Zwiegespräch:

„Wohin gehst du?“

„Ei, Herr, ich gehe vor mich hin,“ antwortet demüthig der Bandit.

„Aber wohin?“

„Dorthin, Herr,“ erwiedert jener, nach der Seite des Horizontes deutend, wohin er gewiß nicht gehen will.

Der Schutzwächter murmelt leise einen Fluch und fährt dann in seinem Verhöre fort.

„So sage mir wenigstens, wo du her bist.“

„O gewiß, Herr, bei dem Haupte des Propheten, ich spreche offen.“

„Sprich also, woher bist du?"

„Herr, ich bin von Abend her," erwiedert lebhaft der Bandit, der sich wohl hütet, seine Heimath anders als in der ihr direkt entgegengesetzten Richtung anzudeuten.

„Hund!" ruft der Schutzwächter wüthend, „kannst du nicht ein wahres Wort sprechen? Ich verhafte dich."

Es kommt zu einem Kampf; der Schutzwächter packt den Banditen an seinem Burnus, aber der allzu mürbe Zeug bleibt ihm in der Hand, und inzwischen ist jener auf und davon.

Der arabische Bandit ist eben so grausam als der in andern Ländern, aber er ist vielleicht entschuldbarer. Man muß sich erinnern, daß seit undenkbarer Zeit der türkische Druck auf Leben und Eigenthum der Araber lastete. Der Bandit antwortete mit der Flinte auf den Yatagan der Schauchs und sprach: „Die Türken tödten uns, weil wir nicht im Stande sind, eine übermäßige Geldbuße zu zahlen, oder weil sie uns Verbrechen zur Last legen, die wir nicht begingen; so haben wir also auch das Recht, zu tödten." Und er bediente sich vielfach dieses Rechtes. Er hat seine grausamen Gewohnheiten unter der französischen Herrschaft bis zum Sturze des Emirs beibehalten. Wer kennt nicht die schrecklichen Thaten der hadschutischen Banditen von 1830—40? Aber seitdem die Stämme unter direkte Verwaltung Frankreichs gekommen sind, hat er seinem strafbaren Berufe allmälig entsagt; die Lehren des Koran, welcher den Mord verbietet, haben wieder mehr Geltung erlangt; er sieht keinen mehr begehen, also gewöhnt er sich denselben ab. Es gibt natürlich in Algier wie überall Verbrecher; aber sobald die Thore des Kerkers sich hinter ihnen schließen, erkennt der Schuldige, daß er göttliche und menschliche Gesetze verletzt hat; läugnet er sein Verbrechen, so geschieht es weniger, um dem Schwerte der Gerechtigkeit, als um der öffentlichen Verachtung zu entgehen; ist der verhängnißvolle Spruch gefällt, und wird ihm bewußt, daß er ohne Rettung verloren ist, so ruft er vielleicht wie mit gutem Gewissen noch aus: „Ihr habt mich gerichtet, aber ich apellire an das Gericht Gottes."

Der Kerker ist die allerschrecklichste Haft für den Araber, und er hat sein Vergehen schon mit einigen Monaten Untersuchungshaft schwer gebüßt. In Gegenden begangen, die außerhalb des Bereichs der französischen Obrigkeit liegen, ist das Verbrechen oft schwer zu erweisen; die Zeugen suchen sich ihrer Pflicht auf tausend Umwegen zu entziehen; die Gerechtigkeit schreitet langsam vorwärts, und ist sie endlich nach einer höchst beschwerlichen Untersuchung am Ziele angekommen, so hat indessen der in Gefangenschaft befindliche Araber alle Lebhaftigkeit seines Charakters verloren. Er träumt sich mitten unter seinem Stamme; er denkt an sein Zelt, seinen Gurbi, wo er, träge ausgestreckt, die belebende Luft des Gebirges einathmete und mit dem Auge der Bewegung der Gestirne folgte; er denkt an die Stuten, die er verlassen hat, an die Hunde, die sich zu seinen Füßen schmiegten, an die Palmen, die ihm Schatten gaben, an die langen Erzählungen von Karawanen und Kameeltreibern. Eine finstere Trauer bemächtigt sich seiner Seele, und bald tritt das Geständniß auf seine Lippen. Der Tod ist einer unendlichen Gefangenschaft, von welcher die summarische Gerechtigkeit der Türken nichts wußte, vorzuziehen. Dort waren die Verbrechen mit Geld abzukaufen; man gab dem Strafbaren zwei oder drei Tage Zeit zur Beischaffung der Summe, wozu er verurtheilt war. Brachte er innerhalb dieser Frist das Geld nicht auf, so fiel sein Kopf und Alles war gethan. Der Araber, der den Tod verachtet, erduldete ihn ohne Murren. Heutzutage zerstört die Untersuchungshaft sehr schnell die Energie des entschlossensten Banditen und er betrachtet den Tod als eine Gnade. Aber kaum hat er die Luft draußen eingeathmet, kaum bescheint ein Sonnenstrahl seine Stirn, so bekommt er plötzlich seine ganze Kraft wieder, und er läugnet jetzt unverschämt vor dem Richter das bereits eingestandene Verbrechen. Wird er dessen überwiesen, so hüllt er sich in sein enschlossenes Stillschweigen und nimmt den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld.

Der heutige Araber liebt den Banditen nicht; er überliefert ihn sogar der französischen Obrigkeit; nur eine Klasse findet noch Nachsicht und Mitleid: der Bandit aus religiösem Fanatismus, ein Glied der Khuans, welche die Franzosen hassen, weil sie Christen sind. Indessen wirkt auch hier das Gesetz der Verantwortlichkeit der Stämme, wornach diese im Ganzen für eine Missethat, deren Urheber sie nicht angeben können, haften müssen; zugleich treiben auch die Khuans den Fanatismus nicht mehr bis zum Mord. Sehr häufig mischen sich in ihr Verbrechen einige Elemente menschlicher Leidenschaft. Im Jahre 1856 hatte ein Stamm in der Provinz Constantine, die Uled-Khiar, an seiner Spitze einen ihnen mißfälligen Scheikh; in beständiger Berührung mit den Tunesern, griff bei ihnen ein widerspenstiger Geist um sich, welchen der von den Franzosen eingesetzte Scheikh mit fester Hand zu zügeln wußte. Einige nach Tunis geflüchtete Araber ermangelten nicht, die Unzufriedenheit zu nähren, und riethen, ohne sich selbst auszusetzen, den Uled-Khiar, sich den Verhaßten vom Halse zu schaffen. Dieß gelang ihnen nur zu gut. Eines Tags hatte der Scheikh seine Uakafs (Duar-Vorstände) versammelt, um ihnen anzukündigen, daß er nach den Vorschriften des arabischen Bureaus jeden Eingebornen oder Tuneser, der ohne ausdrückliche Erlaubniß des Bureaus reise, in Zukunft verhaften werde. Mehrere Flüchtlinge, vereint mit den Unzufriedenen des Stammes, drangen nun in das Zelt des Scheikh und erschlugen ihn und seinen ältesten Sohn, der den Vater zu vertheidigen suchte. Der mehr oder minder schuldige Stamm wurde gerade in dem Augenblicke überfallen, wo er sich über die Grenze flüchten wollte, um der Züchtigung zu entgehen. Mehrere fielen mit den Waffen in der Hand, einzelne entkamen, um die Zahl der Grenzbanditen zu vermehren, der Kadi, welcher der strafbaren Bewegung sich angeschlossen hatte, wurde ergriffen. Der Stamm wurde zu der Dia oder dem Blutgeld verurtheilt; eine beträchtliche Summe gelangte so durch die französischen Kaids in die Hände der Wittwe des Scheikhs und seiner überlebenden Kinder, die nun vor aller Noth gesichert waren.

Doch verbannen sich solche Stämme, welche über die Grenze flüchten, nicht für immer aus dem Vaterlande. Welchen Schrecken ihnen auch eine drohende Züchtigung

einflößt, es ist selten, daß der Araber nicht an seinen früheren Aufenthaltsort zurückkehrt. Nach jahrelangem freiwilligen Exil erscheint er einmal unfehlbar unter dem Stamme, dem er durch Geburt angehört. Die Liebe zu dem heimathlichen Boden scheint im Widerspruch mit den nomadischen Gewohnheiten des Volkes zu stehen; aber wenn sie sich auch nicht fester Wohnsitze erfreuen, wie unsere Bauern, so haben sie doch im Sommer das Zelt, im Winter den Gurbi; sie haben den vertrauten Horizont, die Gegend, die sie nach ihrem Geschmacke wählten; sie haben vornehmlich ein tiefes Gefühl für die Natur, beschauliche Gewohnheiten, welche ihr träumerisches Gemüth mit den sie umgebenden Gegenständen eng verknüpfen. Außerdem sind nicht alle Stämme mehr nomadisch; Dank dem von der Regierung angenommenen Kantonssysteme, erstarkt seit Jahren die Liebe zum Boden und das Zelt verwandelt sich in ein solides Haus. Die patriarchalischen Sitten leiden vielleicht darunter, aber die Civilisation gewinnt offenbar. Heutzutage sind die Straßen in Algier fast so sicher wie die in Frankreich, und der Europäer kann ziemlich sorglos unter den Stämmen reisen.

Man darf den Araber nicht nach seinem Aussehen beurtheilen. Zu Anfang meines Aufenthaltes in Algier, wenig vertraut mit arabischen Sitten und Gesichtern, war ich gleich vielen Andern geneigt, in jeder afrikanischen, von der Sonne gebräunten Gestalt einen Bösewicht zu erkennen. Einst hatte ich auf seiner Rundreise einen Beamten des arabischen Bureaus begleitet und wir kehrten nach der Stadt zurück. Es war 6 Uhr Abends, der Regen goß in Strömen, und die Stadt war noch zehn Meilen entfernt. Ein Haus zu finden, daran durfte man nicht denken; an den abschüssigen Hängen der Gebirge von Edugh ist kein günstiger Ort für Häuser. Der Beamte, erst kürzlich verheirathet, wollte von einem Aufhalte nichts wissen; er ließ mir die Wahl, mit ihm nach der Stadt zu galoppiren, oder allein bei einem Stamme zu übernachten. Ich zog das Letztere vor und blieb mit einem Spahi als Eskorte zurück.

Der Stamm, bei dem wir Gastfreundschaft suchten, lag in einer Gebirgsschlucht eingebettet, wohin man nur durch Felsenrisse und durch beinahe undurchdringliches Gebüsch gelangte. Das Malerische der Lage zog mich indessen an, und ich schritt, wenn auch nicht mit vollkommenem Vertrauen, doch ohne Furcht vorwärts.

Sobald mein Spahi unter dem wüthenden Gebell der Hunde die Ankunft des Gastes ankündigte, eilte der Scheikh mir entgegen.

„Ou âche enta? (Wie geht es?)“ sprach zu mir der Araber, der mich nie gesehen hatte.

Als wohlerzogener Mann antwortete ich ihm sogleich: „Khir! hamdou l'Allah! (Gut! Gott sei Dank!)“

Er führte mich nach einem Gurbi, den einer von seinen Untergebenen mir für die Nacht einräumen mußte. Meinem und des Spahi's Pferde wurde derselbe Aufenthalt angewiesen; denn die Araber halten den Stall für einen Luxus, und meinen, der Reiter könne da auch schlafen, wo sein treuester Gefährte schläft.

Nachdem wir uns gehörig eingerichtet hatten, trug man die Diffa auf, aus Kuskus, Butter, Honig, Hühnern und Brodkuchen bestehend, ein wahres orientalisches Mahl. Unsere Pferde bekamen die Alfa, eine Mischung von Gerste und geschnittenem Stroh.

Ich erwartete nach den in Frankreich geläufigen Traditionen, der Scheikh werde mir die türkische Pfeife zum Willkomm bieten, oder das Brod mit mir brechen, das Salz mit mir theilen, oder etwas dergleichen. Nichts von allem dem geschah. Der Scheikh kauerte sich in der Ferne nieder und wachte nur darüber, daß ich gut bedient wurde. Dieß beunruhigte mich einigermaßen; mein Wirth wollte offenbar sich nicht allzu enge mit mir einlassen. Doch ich hatte Hunger und aß mit gutem Appetit. Um 10 Uhr verabschiedete sich derselbe höflich von mir, und ließ mich in Gesellschaft von einem Dutzend Araber, die ich gerne hätte abziehen sehen. Statt dessen lagerten sie sich um ein Feuer, das mitten im Gurbi brannte, und begannen zu plaudern. Mein wenig Arabisch reichte nicht aus, um sie zu verstehen, aber das Wort Mukala (Flinte) kehrte doch sehr oft in der Unterhaltung wieder. Das schien mir von keiner guten Vorbedeutung, mitten unter einem Dutzend Banditen, die eben mit jener Waffe zwischen den Beinen so lebhaft gestikulirten. Ich streckte mich auf meiner Matte aus, spannte in der Stille meine Pistolen, entschlossen, bei der ersten feindlichen Demonstration Feuer zu geben und mein Leben theuer zu verkaufen. Mit zwei Schüssen konnte ich allerdings zwölf Mann nicht zu tödten hoffen, aber vielleicht in der Verwirrung entfliehen. Ich hielt den Finger am Hahnen. Stunden vergingen, der Schlaf überwältigte mich, und erst am Morgen wachte ich auf. Es war heller Tag, die Leute befanden sich noch hier am Feuer, denn die Morgen sind in Afrika kühl. Ich war ein wenig überrascht, mich noch am Leben zu finden, und zwickte mich ein bischen in den Arm, um mich zu versichern, daß ich nicht schlafe.

Da kam der Scheikh. Ich eilte auf ihn zu und fragte, ihn nach arabischer Weise duzend (er sprach ein wenig Französisch):

„Warum hast du dich gestern geweigert, mit mir zu essen?“

„Deine Einladung anzunehmen,“ antwortete er, „wäre meinerseits ein Akt zu großer Vertraulichkeit gewesen. Der Respekt verpflichtet mich, nicht mit einem Gaste zu essen, der im Range so hoch über mir steht.“

„Aber was thaten die Leute hier, und warum redeten sie so oft von Flinten?“

„Sie bildeten deine Wache und waren für dein Leben verantwortlich. Sprachen sie oft von Mukala, so kommt es daher, weil dieß die Lieblingswaffe der Araber ist.“

Ich war verwirrt und bezeugte meinem Wirthe, von ihm Abschied nehmend, meine Dankbarkeit um so lebhafter, je mehr ich demselben im Stillen Unrecht gethan hatte.

Dr. B—r.



Druck v. J. Schuler Stuttg.

Dinant

Dinant.

(Taf. 29.)

Es ist erfreulich, daß die Reiseliteratur, durch welche so viele schlechte Bücher verdrängt und so viele nützliche Kenntnisse verbreitet werden, immer mehr in Aufnahme kommt, nur sollte nicht durch dieselbe die Vorliebe für das Neue und Fremde genährt und die Kenntniß der Heimath vernachlässigt werden. Es gibt immer noch Gebiete im deutschen Vaterlande und der unmittelbaren Umgebung desselben, durch ihre Lage, ihre Geschichte und ihre gegenwärtigen Zustände interessant genug, die dem in fernen Welttheilen vielleicht wohlbewanderten Leser eine terra incognita geblieben sind. Um statt vieler Beispiele nur eines zu nennen, werden die Ardennen und die Umgebungen der oberen Maas fast nur von reisenden Engländern besucht, so reich auch diese Gegenden an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen sind.

Die Maas, dieser große Nebenfluß des Rheins, das natürliche Band der beiden niederländischen Staaten, entspringt am Plateau von Langres, noch außerhalb Lothringens in der Quellnachbarschaft der Marne und Saone. Ohne den Gebirgslauf des Flusses in den Ardennen zu besuchen, findet der Reisende schon an der belgischen Maas eine fast ununterbrochene Reihe interessanter, zum Theil wirklich großartiger Ansichten und Naturscenen. In wunderschönen Krümmungen windet sich der Fluß raschen Laufes bald zwischen lachenden Gärten und malerischen Ortschaften, bald zwischen wilden Felsen, Marmorbrüchen und imposanten Baumgruppen dahin. Wälder, Wiesen und Kornfelder bedecken weithin die Ufer, und wir erblicken in verhältnißmäßig geringer Entfernung Dörfer, Schlösser, Mühlen oder Fabrikgebäude. Hinter Namur wird die Gegend ernster und erhabener. Bald gleicht der Fluß einem von Felsen umgebenen Gebirgssee, bald nähern sich die Felsen beider Ufer so sehr, daß neben dem eingeengten Flusse kaum Raum für die Landstraße bleibt. Noch romantischer und wilder wird die Landschaft in der Gegend von Dinant. Die Felsen stehen hier in seltsam geformten Gruppen, in welchen die Phantasie des Wanderers das Mauerwerk uralter Thürme und zerstörter Burgen zu sehen glaubt.

Eine der schönstgelegenen, wenn auch heutzutage nicht bedeutendsten Städte an der Maas ist Dinant, vor der Katastrophe von 1466 „die reichste und festeste Handelsstadt jenseits der Berge", jetzt nur eine Stadt von 7000 Einwohnern. Sie liegt 3½ Meilen von Namur am rechten Ufer des Flusses, über den hier eine ansehnliche Brücke führt. Ihre Lage hat Aehnlichkeit mit der von Huy und Namur, ist aber durch die höhere Felswand imposanter. Die Stadt hat nur eine, krumme, vielfach durchschnittene Straße, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatze erweitert. Auf der einen Seite sind die Häuser von der sich hinter ihnen erhebenden Felswand, auf der andern von dem Strome so eingeengt, daß ihnen kaum ein spärlicher Hofraum bleibt. Auch die alte, die Stadt hoch überragende Notre-Dame-Kirche, ein schönes, im gothischen Style aufgeführtes Denkmal der Baukunst des fünfzehnten Jahrhunderts, steht so nahe an den Felsen, daß man sie kaum von allen Seiten betrachten kann. An den beiden schönen, aber verstümmelten Portalen, die auch so noch von der Kunst und der innigen Frömmigkeit der Erbauer zeugen, haben die Franzosen im Revolutionskriege, wie an so vielen andern Orten, ein für die große Nation wenig ehrenvolles Andenken hinterlassen.

Die fast bis an die Festungswerke in sorgfältig bepflanzte Terrassen getheilte Felswand gibt Dinant das eigenthümliche und so malerische Aussehen. Jedes Haus hat auf der hinter ihm liegenden Terrasse sein Obst- oder Blumengärtchen, in welchen da und dort, um den kostbaren Raum möglichst zu benützen, Grotten in den Felsen gehauen sind. Steinerne Treppen führen von einer Terrasse zur andern. Vom Thale aus gewährt nun diese Felswand mit ihrer bunten, sorgfältig unterhaltenen Vegetation einen wahrhaft paradiesischen Anblick.

Die über der Stadt liegende Festung ist erst im Jahre 1815 erbaut, nachdem das den Felsen zierende Schloß von den Franzosen geschleift worden war. Sonderbar sah der über dem Flusse schwebende käfigartige Kasten aus, dessen man sich nach Erbauung der Festung zum Wasserschöpfen bedient hatte, eine Einrichtung, die längst durch einen viele Klafter tiefen Brunnen beseitigt wurde. Auch die Umgegend Dinants ist reich an interessanten und malerischen Ansichten alter Schlösser und anderer Felspartien. An der Maas hin führen reizende Promenaden nach den Schlössern von Freir und Walsin, der Abtei Maulsort und dem Bayardsfelsen.

Das alte Handelsstädtchen selbst, dessen Namen man von Diana ableiten will, ist wohl bevölkert und lebhaft; seine gewandten, thätigen Einwohner treiben mannigfaltige Industrie, besonders Leinwand- und Getreidehandel. Man findet Marmorsägen, Papier- und Oelmühlen und mehrere Fabriken. Werden auch die einst unter dem Namen „Dinanteries" so bekannten Kupferwaaren nicht mehr produzirt, so werden dem Fremden doch noch immer die großen berühmten Dinanter Kuchen, eine Art Pfeffernüsse, präsentirt, die hier aus Speltmehl und Honig bereitet und weit und breit versendet werden. Auch der Speditionshandel nach Frankreich ist nicht unbedeutend, und früher soll auch noch eine andere, so gefährliche als einträgliche Art von Handel schwunghaft betrieben worden sein. —

Was nun die Vergangenheit betrifft, so sind wenige Städte so reich an tragischen Erinnerungen wie Dinant. Die einst berühmte und blühende Stadt suchte im fünfzehnten Jahrhundert, mit Huy und Lüttich verbunden, der Macht des Hauses Burgund entgegenzutreten. Unter Ludwig XI. zum Widerstande aufgereizt, verbrannten die Bewohner Dinants 1466 den Grafen von Charolais in effigie vor der Stadt Bouvignes. „Seht," riefen sie, „den Sohn eures Herzogs, den verrätherischen Grafen von Charolais, welchen der König hängen lassen wird, wie ihr ihn hier hängen seht." Um ihnen zu zeigen, daß er noch nicht hänge, belagerte er Dinant, das jedoch nicht in der Lage war, sich lange zu vertheidigen. Gleichwohl wiesen sie die ihnen von Philipp angebotene Capitulation zurück, knüpften

den Boten auf, wie sie dem Grafen zu thun gedroht hatten, und erst als der Herzog Sturm laufen ließ, erschien eine Deputation, welche ihm die Schlüssel anbot. Die Stadt wurde drei Tage lang geplündert und der Willkür der wüthenden Soldaten preisgegeben. Der Gouverneur wurde auf der Spitze eines über den Fluß hereinragenden Felsen aufgehängt, und achthundert Bürger, paarweise zusammengebunden, in die Maas gestürzt. Philipp „der Gute", an Barbarei seine Soldaten noch übertreffend, verließ den Schauplatz dieser Greuel nicht, bis er Dinant gänzlich verwüstet sah. Im Jahre 1554 wurde Dinant während des Krieges zwischen Heinrich II. und Kaiser Karl V. von Herzog Nevers im Dienste des ersteren erstürmt, und 1703 nebst Bouvignes geschleift, welches Schicksal der unglücklichen Stadt den 24. Mai 1794 wiederum durch die Franzosen unter Jourdan widerfuhr. Kein Wunder, daß sich Dinant nach so vielem Unglück nicht wieder zur früheren Blüthe erhob.

C. F. A. Kolb.

Eine Fahrt von Hamburg nach Amerika.

Der Seefahrer ist ein Mann, der sich entweder freiwillig oder aus Grille und Nothwendigkeit allen Entbehrungen unterwirft. Wenn er mit seinem Schiffe absegelt, weiß er im Voraus, was ihn erwartet, und sein nach Abenteuern begieriger Sinn gefällt sich bereits in den Stürmen, der langwierigen Reise und den Mühseligkeiten aller Art, die ihm bevorstehen. Von seiner Kindheit an sieht er allen Gefahren und Eigenthümlichkeiten der Laufbahn, welcher er sich einst widmen wird, in's Auge; seine Arbeiten, seine Vergnügungen tragen einen seemännischen Charakter, und wenn er endlich seinen Beruf auszuüben beginnt, findet er sich sogleich heimisch darin; er ist in seinem Elemente; ein Tau unterhält, ein Segel beschäftigt ihn, die geringsten Ereignisse bieten ihm Zerstreuungen dar, die für uns Bewohner des Festlandes keine sind. Ich überlasse einem Anderen das Geschäft, die Vergnügungen des Seemannes, die Wechselfälle des Lebens zu beschreiben; ich will mich heute nur mit solchen Leuten, die Seeleute durch Zufall sind, und mit den Freuden und Leiden, die sie auf einer Ueberfahrt von einem Hafen Europa's nach einem Hafen Nordamerika's durchzumachen haben, beschäftigen.

Um die Mitte des Septembers 1848 kamen wir, d. h. mein Freund F. und ich, in Hamburg an, zahlten an Sloman ein Jeder das Passagegeld, und wurden für das Fregattschiff „Guttenberg" eingeschrieben. F. hatte sich nicht abbringen lassen wollen von seinem einmal gefaßten Vorsatze, die zweite Kajüte für die Ueberfahrt zu wählen, ich, bekannt mit den Leiden, die dem Passagier in der sogenannten zweiten Kajüte ebenso wie dem in dem Zwischendecke bevorstehen, wählte die erste Kajüte. Unser Ziel war New-Orleans. Der preußische Vice-Consul St., ein freundlicher, sehr gefälliger Mann, gab mir einen Brief an unsern Consul B., und beauftragte einen seiner Commis, mich beim Einwechseln des fremden Geldes — spanischer Thaler und amerikanischer Dollars — zu begleiten. Dann wurde für F. etwas Proviant eingekauft; wenn in dem Passagiergelde die Beköstigung mit inbegriffen ist, so rieth ich doch, für alle Fälle, noch einige Pfunde Hamburger Rauchfleisch, Käse, Brod, ein paar Flaschen Rum, Spiritus, Wein und einen Hut Zucker mitzunehmen. Auch mit einer Matratze und mit Blechgeschirr versorgte sich mein Freund.

Am 21. September gingen wir an Bord des „Guttenberg". Da war ein Gewühl, ein Drängen und Lärmen. Denn beinahe zweihundert erwachsene Personen und zwanzig Kinder von 1—7 Jahren sollten eingeschifft werden. Das Commandowort mischte sich mit den Fragen und Ausrufungen der Passagiere; die Matrosen würden ihnen alle Teufel auf den Hals wünschen, wenn sie nicht bedächten, daß sie mehrere Wochen, wenn nicht Monate zwischen denselben Planken mit ihnen hinbringen müßten. Jeder sucht sich auf's Beste einzurichten. Die Kajüte, welche anfangs eine außerordentliche Ausdehnung zu haben schien, ist jetzt von den Felleisen und den Koffern der Reisenden so eingeengt, daß man nicht weiß, wo man die Füße lassen soll, wenn man schlafen will; an einen bequemen Sitz darf man für das Erste gar nicht denken.

Der kleine Dampfer des Rheders Sloman kommt angebraust, den Guttenberg bis Glückstadt zu schleppen. Letzteres ist ein prächtiges Fahrzeug von 460 Lasten und vor Kurzem erst aus Lübeck, wo es gebaut worden, angekommen; es war die Fahrt nach New-Orleans seine erste Reise. Unser Kapitän, ein würdiger, alter Herr, der schon länger als vierzig Jahre zur See gewesen, hieß Flohr, war von stolzem Benehmen, aber den Damen sehr hold. Die beiden Steuerleute, liebenswürdige Männer, erwarteten mit Ungeduld, bald auch ein Schiff von Sloman selbstständig führen zu können. Die Matrosen waren zusammengelaufenes Volk aus Dänemark, Frankreich, England, Hamburg, fast alle aber stets freundlich und gefällig gegen die Passagiere. Die ganze Mannschaft des Schiffs belief sich auf 22 Köpfe, eine Zahl, die bei den vielen Geschäften, die eine so große Menge von Passagieren bedingte, für die Leitung des Guttenberg nicht ausgereicht haben würde, wenn Rheder und Kapitän nicht auf die Hülfe der Zwischendeckspassagiere gezählt hätten. Am Tage ging es auch, da halfen die Passagiere; aber in der Nacht hatten die armen Schiffsleute es schlimm, die überdieß mit keinem sonderlichen Essen abgespeist wurden. Nur ihr Wasser war besser als das der Zwischendeckspassagiere.

So lange wir bei Glückstadt lagen, war Alles noch gut, und F. lachte mich aus, daß ich einer besseren Verpflegung wegen beinahe noch einmal so viel als er gezahlt habe; jeden Tag bekamen die Passagiere im Zwischendeck frisches Brod vom Lande, sowie Alles, was man haben wollte, da täglich von der Stadt drei bis vier Boote kamen, die ab und zu noch einen Reisenden, der sich verspätet hatte, an Bord brachten. Abwechselungen gab es während der Zeit, die wir bei Glückstadt lagen, genug. Als wir eines Morgens früh aufstanden, hatten wir das Vergnügen, eine flotte Boxerei von zwei Matrosen mit

anzuschauen. Die Kerls hatten sich schon in der Nacht fürchterlich geprügelt, und des Morgens wurde die Sache im Kreise der Kameraden ausgemacht! Wetter! gab es da Stöße und Püffe! Erst als dem Einen Backe und Ohr blutig geschlagen und dem Andern das Auge fast ausgestoßen war, hatte der Spaß ein Ende, man reichte sich die Hand, und Alles war vergessen. Groß war das Getümmel, wenn des Mittags sich die ganze Gesellschaft aus dem Zwischendecke und der zweiten Kajüte nach der Küche drängte, um das Essen zu holen, welches abwechselnd aus folgenden Gerichten bestand: grobe Gerstengraupen mit Pökelfleisch — die Graupen gut, das Fleisch aber sehr gesalzen und hart; graue oder schwarze Erbsen mit deßgleichen; Mehlsuppe, d. h. Mehlkleister, wie man ihn zu Hause den Hunden besser gegeben, und Fleisch; Reis, blau angelaufen; Kartoffeln, schlechter als für die Schweine bereitet, mit einem Häring, der das Epitheton „neu“ wahrlich nicht verdiente, für jeden Mann; Pudding, d. h. Mehl mit Wasser angerührt, in einen nach unten sich spitz zulaufenden Sack von Segeltuch gesteckt und so gekocht, dazu Syrup und etwas Essig, um beide Ingredienzien zu einer schmackhaften Sauce zu mischen; Bohnen, erträglicher als die andere Kost; Sauerkohl mit Kartoffeln, aber Alles in Wasser gekocht, mit wenig Salz und wenig Fett, wie alles Gemüse. Auf die ganze Woche wurde, so lange man vor Glückstadt lag, ein schwarzes, grobes Commißbrod und ein halbes Pfund Butter für den Mann ausgetheilt. Abends gab es Thee und des Morgens Kaffee, selbstredend beides ohne Zucker und Milch; böse Zungen meinten, der Thee wäre bei Hamburg gediehen, und zwar auf den weitläufigen Plantagen saurer Kirschbäume, deren Laub, jung eingesammelt und getrocknet, von den Schiffsrhedern massenhaft eingekauft würde. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Wie lebte dagegen der Zwischendeckspassagier! Es bleibt mir ewig unvergeßlich, wie ein musikalischer Künstler, — dessen Musik in der Alten Welt nicht die Anerkennung gefunden zu haben schien, die er in der Neuen von seinen großartigen Leistungen erwartete, und der ebenfalls wie F. sich in die zweite Kajüte hatte einschreiben lassen, — auf einer der Reservestängen, unter einer der beiden Treppen sitzend, die auf Quatredeck führten, um sich gegen Regen etwas zu schützen und dabei doch etwas frische Luft zu genießen, — wie er zu mir sagte: „Ihr Kajütspassagiere lebt doch wie die Götter, Ihr habt jeder Eure Koje, Wasser zum Waschen und vortreffliches Essen; uns aber behandelt man doch wie das liebe Vieh.“ Und dabei balancirte er mit seinem Blechschüsselchen, um nichts von dem köstlichen Graupenbrei, der sich darin befand, zu verschütten. Wahrlich der Mann hatte Recht. Wenn man daran denkt, wie die Eßlust geweckt wird durch die scharfe Seeluft, und der Passagier im Zwischendeck oder in der zweiten Kajüte Speisen erhält, die kaum zu genießen sind, während der Kajütspassagier wie in einem Hôtel erster Klasse einer großen Stadt lebt, wie unangenehm das Zusammenleben und Zusammenliegen mit Leuten ist, die ganz bunt aus aller Herren Ländern hier zusammengewürfelt sind, während der Kajütspassagier sich, wenn er das Bedürfniß hat, allein zu sein, in sein Schlafkämmerchen zurückziehen kann, und endlich was das heißen will, zwei Monate lang und mehr sich nicht waschen zu können. Im Seewasser bekanntlich schäumt Seife nicht, sondern sie schmiert wie Fett; Flußwasser aber gab's nicht für die Zwischendeckspassagiere, außer zum Trinken. Es stand ihnen nur frei, mit einem der vielen vorhandenen Eimer Wasser aus der See zu schöpfen, oder vielmehr in einen solcher Behältnisse, die zugleich zur Herbeischaffung von Fleisch, Mehl, Bohnen u. s. w. aus dem Raume dienten, mittelst der kleinen, vorn am Bugspriet angebrachten Handpumpe Seewasser zu pumpen und in Gegenwart aller Passagiere auf dem Deck sich zu waschen, eine Verrichtung, die wenigstens die Haut erfrischte, wenn auch nicht reinigte.

Mit einem Boote, das uns aus Glückstadt Proviant brachte, kam ein junger Mann mit, der noch einen Verwandten auf dem Schiffe sprechen wollte. Er will, als das Seil herabgelassen wird, der Erste sein, der es ergreift, und fällt dabei aus dem Fahrzeug, bekömmt aber doch das Tau zu fassen: da droht ihm der Wind die Mütze zu nehmen, er faßt darnach und läßt mit der einen Hand los — das bringt ihm den Tod; denn bevor ihm Hülfe geleistet werden konnte, verließen ihn die Kräfte, da der nach Hamburg zurückgehende Strom und die Wellen ihn zu sehr hin und her schleuderten; er ertrank vor unsern Augen. Wäre er mit dem Strome geschwommen, und zwar auf das hinter uns liegende Schiff „Godeffroy“ zu, das dem Rheder gleichen Namens gehörte und nach Adelaide mit Auswanderern bestimmt war, er wäre gerettet worden. Zehn Minuten wurde von diesem Unglücksfalle gesprochen, dann war Alles vergessen, Niemand dachte mehr an den Armen.

Der Wind wurde Ende September ziemlich heftig, war uns aber immer noch nicht günstig. Am Abend erscholl plötzlich ein mehrstimmiger Gesang auf der Back, d. h. auf dem Vordertheile des Schiffes; es war ein Gotteslied, von einer auf unserem Schiffe befindlichen Schaar Lippe'scher Bauern angestimmt; darüber erhob sich ein Streit unter dem Pöbel, der nur zu zahlreich vertreten war: Einige wollten es, die Andern nicht, so daß beinahe eine Schlägerei entstanden wäre. Endlich kamen beide Parteien zur Ruhe, und nun wurde alle Morgen und alle Abende gesungen. Kein Streit erhob sich wiederum darüber, um so mehr nicht, da die Matrosen für die kräftigen Bauern Partei ergriffen hatten, die bei jeder Arbeit stets willig Hand leisteten, auch war wohl an dieser Vorliebe das weibliche Personal dieser kleinen Gesellschaft, die aus 75 Köpfen bestand, schuld. Und wirklich, es waren unter diesen Bauernmädels Gesichter und Gestalten, die manche vornehme Dame mit Neid zu betrachten die größte Veranlassung hatte.

Die beiden ersten Tage des Octobers waren sehr unfreundlich, es regnete und stürmte, so daß bei einigen der Passagiere sich schon die Seekrankheit zeigte. Unterdessen hatten sich mehrere Beschwerden herausgestellt: die Vorräthe sollten nicht ausreichend sein, die Butter, wie behauptet wurde, wäre ganz schlecht, für manches andere Bedürfniß wären die Einrichtungen mangelhaft, es gäbe keinen Branntwein. Einzelne Bauern und Handwerker klagten,

man habe ihnen höheres Passagiergeld als den Andern abgenommen, nämlich 70 Thaler für das Zwischendeck und 84 für die zweite Kajüte; kurz und gut, die Warnungen in öffentlichen Blättern vor den Agenten sind durchaus gerecht, aber in Hamburg ist es noch golden gegen New-Orleans oder New-York: hier sind die wirklichen Gauner zu Hause. Es wurde nun eine Beschwerde bei den Consuln von Preußen, Sachsen und Baiern beschlossen und zum Kapitän gegangen, der sich auch erbot, den andern Tag mit nach Glückstadt und von dort auf der Eisenbahn nach Hamburg zu Sloman zu fahren. Am 4. früh ging diese Deputation ab. Sloman war nicht wenig überrascht, als die Gesellschaft ankam, willigte in Alles, bezahlte die Reisekosten für die Sendung, und schickte seinen ersten Commis mit Lebensmitteln, namentlich auch frischer Butter, an Bord. Dieser Aermste kam schlecht an, der Pöbel schimpfte ihn und Sloman gräulich aus, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu Prügeln gekommen. Den Tag darauf sandte Sloman noch mehr Butter, und am 6. langte eine Commission aus Hamburg an, welche die Vorräthe untersuchte, und Abends erhielt der Guttenberg noch Zufuhr von Proviant, bestehend aus Commißbrod.

Endlich, am 8., schlug die Befreiungsstunde, der Wind war günstig geworden. Es war dieß ein Glück, eine allgemeine Gährung unter den Zwischendeckspassagieren wegen des mehr als vierzehntägigen Liegens bei Glückstadt that sich kund, die Cholera hatte schon acht Opfer gefordert, und man hoffte auf das Verschwinden dieser fürchterlichen Krankheit, sobald man in See wäre. Der Anker wurde heraufgezogen, es ertönte das Commando des Lootsen, die Matrosen arbeiteten in den Segeln, und nun ging es fort. Um 8 Uhr waren wir in Cuxhaven, hier bei dem letzten Feuerschiffe verließ uns der Lootse, und gegen 1 Uhr fuhren wir an Helgoland vorüber. Diejenigen, welche sich den seemännischen Schritt noch nicht zu eigen gemacht haben, sind unterdessen, von den Andern verlacht und bespöttelt, drei- bis viermal auf das Verdeck hingestürzt.

Doch bald wechselt die Scene; die Gesichter vergelben, die frühere Fröhlichkeit schwindet, die Augen irren umher, und man sucht einen Winkel, um das Pochen des Herzens zu belauschen. Der Lärm steigt; die Seekrankheit bemächtigt sich jedes Magens und jedes Kopfes. Man fängt mit einem Lächeln an und endet mit herzzerschneidenden Seufzern; die Reihe kommt an Jeden, der noch nicht zur See gewesen; die Krankheit erfaßt beinahe Alle, den Einen mehr, den Andern minder. Diejenigen von den Passagieren, welche die größte Unerschrockenheit gezeigt haben, sehen ihren Muth immer mehr schwinden; sie verlangen eine Citrone, oder eine Apfelsine, deren erfrischender Geruch, deren erquickender Saft sie für einige Augenblicke stärkt; aber bald darauf fordern sie das Spucknäpfchen, und das ganze Verdeck, die Kajüten sind mit Kranken bedeckt, die man nicht anrühren darf, wenn man nicht mit Verwünschungen überschüttet sein will. Das Mittagsessen wird in der Kajüte angekündigt. Unnöthig! Jedermann trinkt Thee, und empfiehlt dem Steward, so wenig Zucker als möglich in die Tasse zu werfen. Aber während des Essens mischt sich der Geruch der Speisen mit dem des Theers, diesem belästigenden Dunste, welcher sich vorzugsweise entwickelt, wenn das Wasser, das sich im untersten Raume gesammelt hat, durch das Schlingern und Stampfen des Schiffes hin und her rollt. Alles dieß steigert die Krankheit, und man überschüttet die Esser, Trinker und Lacher mit Verwünschungen, vorzüglich aber diejenigen, welche dem Meere schon ihren Tribut gezahlt haben, der Gefahr muthig entgegen gehen und sie ohne Schwierigkeit überwinden. Welcher Jammer rings umher! Die eine Familie fängt an, das unglückliche Schicksal der andern zu bemitleiden; Einer erbietet sich zum Krankenwärter des Anderen, und der Hochmuth, der uns antreibt, zu sagen, daß wir mit den Tücken des Meeres vertraut sind, läßt uns alle jene kleinen Geschäfte ohne Ueberdruß verrichten.

Am andern Morgen werden mehrere gelbe und bleiche Gesichter aus den Kojen gestreckt; von Stunde zu Stunde sieht man Genesende, die zwar noch Gesichter ziehen, aber doch schon ohne bedeutende innere Erschütterung den Stockfisch und den Schinken auf dem Frühstückstisch sehen; man gewinnt wieder Haltung, das Gleichgewicht stellt sich her, der Tisch ist besetzter. Am dritten Tage werden die am meisten Mitgenommenen sichtbar; sie erscheinen mit einem langen Barte, die Citrone unter der Nase; schmutzige Gesellen, jeden Augenblick bereit, die unschuldigste Bemerkung übel zu nehmen, um so mehr, als sie bei ihrem An-Bord-Kommen den Renommisten spielten.

Am vierten und fünften Tage kommen auch die Frauen zum Vorschein. Geduldiger als die Männer, und gewohnt, mehr als diese zu leiden, haben sie die Zeit der Prüfung fern von allem Tumulte zugebracht, und kein zudringlicher Blick hat ihre niedergeschlagenen Augen und ihre bleichen Wangen entdecken können; sie haben ihre unschuldige Koketterie auch im Schmerze nicht verläugnet, und ihr Spiegel in der Damenkajüte hat sie belehrt, wann sie sich wieder dem Anblick der Menge preisgeben durften. Alle Arme sind bereit, sie zu unterstützen, damit sie auf den Treppen, um nach dem Quatredeck zu gelangen, nicht ausgleiten. Sie treten in ihre Welt ein, und alle Männer lassen es sich angelegen sein, so viel Aufmerksamkeit als möglich zu erregen, denn Jeder verlangt für sein Geschwätz das Ohr einer Frau und bedarf des Wohllautes ihrer Stimme, um die Einförmigkeit seiner Umgebung zu vergessen, die keine Abwechselung hat, als die Zänkereien der Zwischendeckspassagiere, den heranrauschenden Sturm und dessen klatschenden Regen, einen vorüberfliegenden Segler, oder einen geangelten Fisch.

Endlich befindet man sich wohl. Die Eßstunden folgen in klösterlicher Ordnung auf einander; das Aufstehen und Niederlegen richtet sich nach dem Frühstück und dem Abendessen. Jedermann macht seine kleinen Einrichtungen.

(Schluß auf S. 231.)

Notre Dame de Paris.



Die Kirche „Unserer lieben Frau zu Paris“ ist nicht blos die berühmteste aller einundvierzig Pfarrkirchen dieser großen Stadt, sondern auch zugleich eine der bedeutendsten und großartigsten Kathedralen der ganzen Welt; sie liegt in der Altstadt auf jener großen Seine-Insel, welche man, weil sie den Mittelpunkt von Paris bildet, die Cité-Insel heißt.

Schon in uralten Zeiten stand hier eine kleine Kirche, welche von König Chlodwig erbaut worden sein soll und dem heiligen Stephan geweiht war, und nicht weit davon erhob sich eine Kapelle, die von König Childebert, ihrem Gründer, der Jungfrau Maria dedicirt wurde. Diese beiden kleinen Gotteshäuser spielen schon in der ältesten Geschichte Frankreichs eine Rolle, denn hieher flüchtete Fredegunde, die Unselige, oder „die Klytemnästra des Geschlechts der Marovinger“, wie sie ein Schriftsteller nennt. Unter Ludwig VII. von Frankreich, im Jahre 1161, vereinigte der Bischof Maurice de Sully die beiden Kirchensprengel, und sowohl die finsteren Gewölbe von Sct. Stephan als auch der geweihte Altar der Marienkirche wurden eingerissen, um einer Kathedrale Platz zu machen, die der Stolz des größer und größer werdenden Paris sein sollte. Zwei Jahre darauf, im Jahre 1163, legte Papst Alexander in Person den Grundstein derselben, und natürlich ging man nun mit allem Eifer an den Aufbau; aber so groß waren die Umrisse, nach denen man die Kirche anlegte, und so außerordentlich die Kosten, daß dieselbe erst dreihundert Jahre später unter Karl VII. vollendet wurde. „Vollendet“ haben wir gesagt, aber wir thaten Unrecht, denn wie Vieles fehlt noch, um dem Dome den Namen eines „vollständig fertigen“ geben zu können!

Der Styl ist der gothische, und ob er gleich nicht immer in seiner ganzen Reinheit beibehalten wurde, so besteht doch eben die Schönheit von Notre Dame in dieser ihrer gothischen Bauart. Die ganze Länge der Kirche beträgt 390, die ganze Breite 160, im Querschiff 144 Fuß; das Gewölbe hat eine Höhe von 102, und die beiden Thürme von 204 Fuß; die letzteren sind stumpf abgeplattet, von Spitzbogenfenstern durchbrochen und durch eine Gallerie verbunden; die fünf Schiffe im Innern ziert nebst dem Querschiff ein ringsum laufender Kranz prachtvoller Kapellen, und im Langschiff stehen außer den vier großen Mittelpfeilern je sieben Rundpfeiler, die mit korinthischen Kapitälen versehen und durch Spitzbogen mit einander verbunden sind; über den Fenstern aber bemerkt man „Rosen“, von denen besonders drei durch ihre Größe und Schönheit imponiren. So sieht die Kirche im Allgemeinen aus, und schade ist nur, daß sie an einem so überaus ungünstigen Platze, in der Niederung und umgeben von einer Masse sie verdeckender Häuser, gleichsam in ihrer Mitte begraben, steht; denn eben durch diese, das hehre Gebäude fast beschimpfende Nachbarschaft wird diesem sein

bester Stolz genommen, und der Fremde fühlt sich in den Erwartungen, die er von der hochberühmten Kathedrale des Erzbischofs von Paris hegte, meist um so mehr getäuscht, als er dieselben gewöhnlich etwas zu hoch gespannt hatte. Spricht man doch in der ganzen Welt so viel von „Notre Dame“, und ist dieser Dom besonders in den neusten Jahren durch den bekannten Roman Victor Hugo's so oft genannt worden, daß man leicht zu der Ansicht verleitet wird, die Kirche „Unserer lieben Frauen zu Paris“ müsse nothwendig als ein in allen Beziehungen unübertreffbarer und unübertroffener Bau dastehen!

Und doch, so Unrecht man hat, jenes Bauwesen „weil Paris angehörig“ (und man weiß ja, daß der Deutsche vielfach Alles vortrefflich findet, was nur parisisch klingt) allzu hoch in den Himmel zu erheben, so Unrecht hat man umgekehrt, es mit allzu viel Tadel zu überschütten, weil man sich in Etwas getäuscht findet; denn trotz Allem und Jedem ist Notre Dame eine Kathedrale, die mit den Stolzesten Deutschlands und der Christenheit wetteifern kann. Der schönste Theil derselben ist übrigens die Westseite mit ihren drei sich verjüngenden Portalen und einer 36 Fuß im Durchmesser haltenden prachtvollen Rose. Das Bildhauerwerk an den Portalen wie an der Rose rührt noch vom ersten Viertel des 13. Jahrhunderts her, und ist nicht blos äußerst reich, sondern auch ganz rein ausgeführt, so einen Schmuck bildend, über den Rom selbst schon neidisch geworden ist. Ueber dem südlichen Portale ist „die heilige Anna“ abgebildet, über dem mittleren „das jüngste Gericht“, und über dem nördlichen „die Jungfrau Maria“, alle drei Bildwerke aber stehen natürlich nicht isolirt, sondern haben eine ihrer würdige Umgebung und Verzierung. Tritt man nun in die Kirche selbst — das nördliche Portal bildet die gewöhnliche Eingangsthür —, so wird man durch die Großartigkeit des Gewölbes überrascht; störend wirkt aber der Umstand, daß man die Decke blau angestrichen hat, mit goldenen Sternen dazwischen, als befände man sich in einer Kinderspielstube mit gemaltem Himmel! Auch der übrige Schmuck ist zu „bunt und marktschreierisch“, und wenn auch reich und kostbar, doch eines solchen Gebäudes unwürdig. Man ist daher auf Befehl des Kaisers daran, diesen Firlefanz (der aus Veranlassung der Taufe des „Kindes von Frankreich“ im Jahre 1856 ganz neu hergestellt worden war) zu entfernen und die ursprüngliche Einfachheit, die am meisten imponirte, wiederherzustellen.

Der Chor ist vom Schiff der Kirche durch ein hohes Eisengitter getrennt, und gehört in seinem Innern wie in seinem Aeußern dem Erhabensten an, das man sehen kann. In die Wände eingelassen sind 23 Steinbilder, Darstellungen aus dem Leben des Heilandes, und mit merkwürdiger Präcision ausgeführt. Dieselben rühren offenbar schon aus der Mitte des 14. Jahrhunderts her, und nur die „Bemalung“ der Figuren stammt von neuerer Zeit. Auch die übrigen Ausschmückungen des Chors, besonders die Gemälde, sind beachtenswerth; ausnehmend merkwürdig aber ist die südlich angebaute „Sacristei“, hie und da ihres Inhaltes wegen auch „Schatzkammer“ genannt. Hier wird nämlich eine Menge von Kirchengeräthschaften aufbewahrt, die zum großen Theil von hohem Werthe sind, namentlich Monstranzen, Baldachine und Meßgewänder, gleich reich in Stoff wie in der Arbeit, und meist Stiftungen Napoleons I., Ludwigs XVIII. und Louis Philipps. Noch werthvoller sind die trefflichen Glasmalereien in den hohen Fenstern der Sacristei, denn sie enthalten die Porträts nebst den hauptsächlich merkwürdigen Lebensmomenten der Pariser Bischöfe von Sct. Landry herab bis auf den im Juni 1848 durch die Hand der Insurgenten gefallenen Erzbischof Affra, von welch' Letzterem man sogar noch die Kugel, die ihn niederstreckte, und den Wachsabdruck seines Gesichtes nach seinem Tode zeigt. Hart neben der Sacristei befindet sich „la cour du chapitre“, ein sogenanntes „Joujou gothique“, das ist ein „Hof in Miniaturgestalt“, aber eben deßwegen um so niedlicher. Derselbe hat nur einige Schritte im Durchmesser, ist aber durchaus in gothischer Form gehalten, und in seiner Mitte befindet sich ein kleiner laufender Brunnen in Form eines Heiligenscheins, der oben mit acht Erzbischöfen in sitzender Stellung verziert ist. Das Ganze ist zwar nur eine Spielerei, macht aber einen äußerst angenehmen Eindruck.

Anzuführen sind noch die Orgel, — ein schönes Werk von einer Höhe von 45 Fuß und mit 3484 Pfeifen versehen —, und die beiden nördlichen Chorkapellen, letztere wegen der Denkmale, die sich in ihnen befinden. Das eine derselben, ein Werk des Bildhauers Deseine, ist dem Andenken des Erzbischofs Cardinal de Belloy gewidmet, welcher beinahe hundert Jahre alt anno 1806 starb, und besteht aus einer Marmorgruppe, den bischöflichen Greis darstellend, wie er einer Mutter mit ihrem Kinde ein Almosen reicht; das andere Grabdenkmal stellt den Erzbischof Juigné dar, welcher anno 1811 starb, und ist auf Befehl und Kosten Napoleons I. vom Bildhauer Cardellier hergestellt worden.

Von den beiden Thürmen ist der südliche dem Publikum nicht bis oben hinauf zugänglich. Doch darf man die große Glocke Emanuel sehen, von der man sagt, daß sie die größte in der Welt sei. Sie wurde anno 1682 gegossen und wiegt 13,000 Kilos, also etwa 26,000 neue deutsche Zollpfund. Ihr Ton ist so stark, daß man ihre Schläge über ganz Paris hin hört, und wer zufällig in ihrer nächsten Nähe sich befindet, wenn man sie läutet, der steht in Gefahr, auf immer sein Gehör zu verlieren. Der Zugang zum nördlichen Thurm ist Jedermann gestattet, natürlich gegen ein kleines Trinkgeld an den Thurmwächter. Man hat im Ganzen 368 Stufen zu steigen, bis man die breite Plattform erreicht; aber man wird für seine Mühe hinlänglich belohnt, indem man von hier aus einen wunderherrlichen Rundblick über die Stadt und ihre Umgebungen hat. In der That kann die Aussicht vom Thurme der Notre Dame die schönste genannt werden, die man von irgend einem Hochpunkte von Paris hat, nur allein den Thurm „Saint-Jaques de la Boucherie“ ausgenommen, von wo aus der Anblick sich noch prächtiger ausnimmt.

Fast unzertrennlich von Notre Dame ist das „Hôtel Dieu“, der älteste Spital in Paris, ja in der ganzen civilisirten Welt, denn er wurde schon unter Chlodwig II. anno 660 von dem heiligen Landry gegründet. Nachher

beeilten sich alle besseren Regenten Frankreichs, die Stiftung zu vermehren und ihr neue Einkünfte zuzuweisen. Namentlich thaten dieß Philipp August, Ludwig der Heilige, Heinrich IV., Ludwig XIV., Ludwig XVI. und Napoleon I. Das Hôtel Dieu ist kein schönes Gebäude, sondern besteht vielmehr aus einer Masse von Gebäuden, die zu verschiedenen Zeiten angebaut wurden, weßwegen auch von architektonischer Schönheit nicht die Rede sein kann. Doch befindet sich im Innern einiges Sehenswerthe, namentlich die Statue des berühmten Menschenfreundes Monthion von Bosio und ihr gegenüber die des heiligen Vincent de Paula. Ueberdieß hängen an den Wänden der Vorhalle die Porträts der berühmtesten Aerzte, die im Spitale gewirkt haben, während in der Haupthalle die Standbilder des heiligen Landry, des heiligen Ludwig und Heinrichs IV. stehen. Allein dieß Alles ist blos Nebensache; die Hauptsache ist, daß der Spital Dieu einer der reichsten, der best eingerichteten und der sorgfältigst besorgten in der ganzen Welt ist. Der Betten besitzt er 800, und die Zahl der Verpflegten beträgt jährlich im Durchschnitt 14,500. An Geld fehlt's nicht!

Nach dem Plane des jetzigen Regenten von Frankreich soll das Hôtel Dieu abgerissen werden und ein neues, prachtvolleres Gebäude seine Stelle einnehmen. Gleichzeitig geht die Absicht des Kaisers dahin, die Notre-Dame-Kirche durch Abreißung aller störenden Gebäude der Nachbarschaft ganz frei zu legen, und ohne Zweifel wird dieß Alles in wenigen Jahren in's Werk gesetzt sein. Verbunden damit wäre der Neubau eines erzbischöflichen Palastes, an der Stelle des früheren, der an die Südseite von Notre Dame stieß, aber in den Volksstürmen vom 15. Februar 1831 wenn nicht zerstört, doch so mitgenommen wurde, daß er vollends gänzlich abgetragen werden mußte. Dieser Neubau würde übrigens die Notre Dame nicht verdecken, sondern, in gehöriger Entfernung ausgeführt, nur eine Zierde für die Kirche werden.

Anzuführen haben wir noch, daß der herrliche „Dom von Unserer lieben Frau zu Paris" einmal nahe daran war, seine heilige Bestimmung zu verlieren. Dieß trug sich in den Jahren 1793—1795 zu, wo man aus dem Gotteshaus einen „Tempel der Vernunft" gemacht hatte, und wo eine Lais Oberpriesterin in demselben wurde. Doch die wahre Vernunft siegte bald wieder, und der Tempel ward seiner ureigenthümlichen Bestimmung zurückgegeben. Möge er bald in seinem Innern, wozu man jetzt den Anfang gemacht hat, so restaurirt sein, daß er noch mehr ein Gegenstand der Bewunderung wird, als er bisher schon war!

Th. Gr.

Eine Fahrt von Hamburg nach Amerika.

(Schluß zu S. 228.)

Am Morgen, wenn das Verdeck genetzt und sauber geschrubbt ist, steigt der Kajütspassagier hinauf, begrüßt die vor ihm schon hier Angekommenen, und fängt über dieses und jenes ein Gespräch mit einem Mitpassagier, dem Kapitän, dem Steuermann oder dem Matrosen, der am Ruder steht, an. Bald kommen die Karten, das Damen- und Schachspiel an die Reihe. Die Figuren des Schach- und Damenbrettes sind stets defekt, und man ersetzt die kunstvollen Arbeiten des Schnitzers und Drechslers durch trockene farbige Bohnen oder Pfropfen. Um 12 Uhr, wenn man die Mittagsbreite nimmt, stärkt man sich durch ein kleines Frühstück, und nach wenigen Augenblicken machen die Offiziere das Resultat ihrer Beobachtungen bekannt; sie geben den Punkt an, wo man sich befindet, das zunächstliegende Land, sowie die Klippen und Sandbänke, welche man zu vermeiden hat. Diese Mittheilungen werden durch Spiele und Geschwätz unterbrochen: der Kaufmann findet, daß es sehr langsam gehe; der reisende Handlungsdiener spricht von seinen Hin- und Herzügen, die alle bei weitem angenehmer gewesen sind, als der jetzige; dann fängt man wieder an zu lesen, sich zu bürsten, zu spielen, und über Nichts ein neues Nichts zu schwatzen. So ist das Vegetiren der Schiffs-, vornehmlich der Kajütspassagiere, beschaffen. Aber mit welcher Leichtigkeit entwickeln sich die Charaktere bis in die kleinsten Nüancen! Kaum befindet man sich einige Tage in See und kaum sind die Spuren der Seekrankheit vertilgt, als sich auch schon Cliquen bilden und Intriguen angeknüpft werden; Correspondenzen werden angezettelt, Haß und Eifersucht schleichen sich in die kleine Colonie ein. Nicht durch Liebe allein geht Troja unter, sondern alle Leidenschaften werden auf einmal losgelassen. Der Geizige trägt alle seine Aengstlichkeiten zur Schau, der Sorglose seine Nachlässigkeit und seine Unreinlichkeit, der Faule seine ganze Indolenz, und der Politiker seine Leidenschaftlichkeit. Man erräth ihn an seinen Bewegungen, an den Büchern, aus denen seine kleine Bibliothek besteht, aus den Journalen, in welche seine Schachteln und Geleetöpfe gewickelt sind; ein Wort, das er gesagt oder nicht gesagt hat, ist von großer Bedeutung und gibt zu allerlei Vermuthungen Anlaß.

Aehnlich ist das Leben des Zwischendeckspassagiers. Nur treten hier bei Jedem die Leidenschaften, die Sonderinteressen mehr zu Tage, sie werden nicht zurückgehalten durch einen gewissen gesellschaftlichen Zwang, dem die Kajütspassagiere theilweise unterliegen. Zänkereien sind an der Tagesordnung. Wetten werden geschlossen, und nicht selten legen zwei oder drei Duelle den Beweis dafür ab, daß die Menschen geboren sind, um mit einander zu leben. Glücklicherweise ist am Bord nicht erlaubt, sich den Hals abzuschneiden, und gutes und schlechtes Wetter, böse und gute Nächte, die man zusammen überstehen muß in dem furchtbaren Loche, das man Zwischendeck benannt hat, tragen das Ihrige zum Vergessen bei. Eine Frau geberdet sich wie ein Mann, ein Mann bessert Kleider aus und wartet Kinder; die Kinder zeigen sich mit allen ihren Begehrlichkeiten und Unarten. Der Weise flüchtet sich, wenn es erlaubt wird, in die Mars oder in die Jolle, um ungestört zu sein; die Liebhaber belauschen ihre Schönen und halten sich am liebsten zu den verheiratheten Männern. Wenn der Abend naht, geht der Melancholiker nicht

vom Verdeck, er wirft schmachtende Blicke nach dem Mond und läßt sich von dem laufenden Tauwerke wiegen; ist er musikalisch, so greift er zur Guitarre und singt; eine Unterhaltung, die Jedermann bis 10 Uhr angenehm ist, später aber wird sie unerträglich. Er unterbricht sich von Zeit zu Zeit in dem Vortrage seiner Romanze, um in's Meer hinabzuschauen, seine Augen feuchten sich, und sein Geist weilt nicht mehr in der Zone, die sein Leib durchwandert. Er spricht, wie Maria Stuart, mit den Wolken, den „Seglern der Lüfte", und mit den Winden, die von der Heimath zu ihm herüberwehen.

Während unserer Fahrt durch die Nordsee und den Kanal, die bei dem starken und günstigen Winde schnell von Statten ging, war die Luft kalt, so daß man sehr gut hätte Pelze ertragen können. Auf dem ganzen Schiffe war für die Unglücklichen im Zwischendecke und der zweiten Kajüte weder eine Bank noch ein Stuhl, man legte sich auf die Erde, wenn man sich so ausdrücken darf, oder setzte sich auf die Brüstung, von wo man in der Regel einige Theerflecke zum Andenken mitnahm, oder man wanderte von einer Stelle zur andern. So lange wir vor Glückstadt lagen, war es allen Passagieren unverwehrt, auf das Hinterdeck zu gehen, später ward jedoch dieses nur für die Kajütspassagiere und einzelnen Damen aus der zweiten Kajüte, die der Kapitän bevorzugte, vorbehalten. Die Zwischendeckspassagiere krochen daher auf das Vorderdeck, wurden dort, wenn überhaupt noch vor der Lippe'schen Bauerngesellschaft, die hier fast stets sich gelagert hatte, Platz vorhanden war, alle Augenblicke von den Matrosen gestoßen und waren dem Schmutze ausgesetzt. Acht Tage in See, und es gab für die Zwischendeckspassagiere kein Brod mehr, sondern für die Person täglich drei Schiffszwieback, hart wie Stein. Für die Kajüte backte der Steward täglich prächtiges Weiß- und Schwarzbrod, hin und wieder für die Damen Kuchen zum Kaffee des Nachmittags.

Nach und nach wurde der Wind schwächer, und die Fahrt ging langsam vorwärts. Dann hatten wir in der Höhe des Cap Finisterre einen Sturm zu bestehen, der aber zum Glück bald und ohne Unfall vorüberging. Während unsrer Fahrt kamen Geburten und Todesfälle vor. Ein neugeborenes Kind, das nach wenigen Tagen wieder starb wurde in Leinwand gewickelt und zum Fenster hinaus in's Wasser geworfen; ein anderes dreijähriges legte man in einen Kasten mit Steinen und senkte diesen in's Meer. Trauriger war ein anderer Fall: ein Zimmermann aus Gotha, der mit seiner Frau auswanderte, starb plötzlich an der Cholera, die Armen waren seit acht Monaten verheirathet und die Frau guter Hoffnung. Der Todte wurde auf's Verdeck gebracht, in einen von dem Zimmermann roh zusammengefügten Sarg gelegt, an seinen Füßen mit einem Sack Steinkohlen beschwert, dann auf ein Brett gelegt und an die Seitenöffnung, zu der man heraussteigt, gehoben. Der Kapitän erschien, ein kurzes Gebet wurde gesprochen, und nun wurde der Leichnam, mit den Füßen zuerst, in's Wasser gelassen. Er war im Augenblicke verschwunden, die Mannschaft und die wenigen Passagiere, die dieser Trauerhandlung — sie fand um Mitternacht statt — beigewohnt hatten, zerstreuten sich und Alles schien vergessen, nur die arme Frau saß trostlos da und dachte ihres traurigen Schicksals, welches sie nun einsam mit der Aussicht, bald Mutter zu werden, in ein fremdes Land führte, aus dem sie, so verlassen, wahrscheinlich wieder in ihre Heimath zurückkehren mußte. — Im mexikanischen Meerbusen wurde noch ein Kind geboren, das am Leben blieb; zwölf Tage nach unserer Ankunft in New-Orleans wurde es getauft, und der Kapitän war einer der Pathen.

Mit abwechselndem Wetter verging die Fahrt, bis wir Madeira doublirt und den Passat erreicht hatten. Das Leben nahm trotz oder vielmehr wegen des herrlichen Wetters einen noch eintönigeren und langweiligeren Verlauf, nur zuweilen von einem Streite, auch wohl von einer Prügelei unterbrochen, wie eines Tages, als es sich fand, daß der Koch und seine Helfer einen Theil des den Zwischendeckspassagieren zukommenden Proviants, Fleisch und Pflaumen, in ihre Kasten beiseitegebracht hatten. Da eine sehr laxe Justiz an Bord war, so maßten sich einige Passagiere selbst eine strenge Rechtspflege an: die Delinquenten wurden tüchtig durchgeprügelt. Eines Morgens fand der Kapitän, bei der täglichen Revision, die nach dem Zwischendecke führenden Treppen schmutzig, er ließ sie sogleich heraufziehen, und befahl, die Passagiere sollten sie waschen und abschaben; dazu wollte sich aber Keiner verstehen, und so hatten auch die Passagiere der zweiten Kajüte keine Treppen, wer herauf wollte, mußte durch die Oeffnungen klettern; endlich fand sich ein alter Mann bereit, die Arbeit zu verrichten, nachdem der Kapitän ihm ein paar Schnäpse dafür versprochen hatte. Waren wir in der Nordsee, im Kanal und im atlantischen Ocean bis in die Nähe der kaprerischen Inseln Schiffen jeder Größe und zu jeder Tageszeit, oft auch, in fast unmittelbarer Nähe von uns, des Nachts begegnet, so waren jetzt, nachdem wir im Passat eine so herrliche, ruhige, gleichmäßige Fahrt hatten, schon drei Wochen vergangen, bevor am Horizont auf eine Entfernung von zwei Meilen ein Segel entdeckt wurde. Es kam näher, und gegen 1 Uhr Mittags konnten die gegenseitigen Berechnungen ausgetauscht werden. Es war die „Elisabeth", ein prächtiges Vollschiff, von Liverpool nach der Havanna bestimmt. In der Nähe der westindischen Inseln wurden die Schiffe, die Einem entgegenkamen oder denselben Curs steuerten, häufiger und nahmen nicht mehr ein solches Interesse in Anspruch; doch erregte ein kleiner amerikanischer Küstenfahrer großes Aufsehen unter den Zwischendeckspassagieren, er war mit Schwarzen zum größten Theile bemannt.

Ende November sahen wir wiederum Land, und zwar Cuba, das wir mehrere Tage lang auf eine Entfernung von einer bis zwei Meilen in Sicht behielten. Alles war während dieser Zeit in freudiger Aufregung, und Viele fingen schon ihre Sachen zusammenzupacken an, ohne zu bedenken, daß noch einige Zeit vergehen müßte, ehe wir die Mündungen des Mississippi erreichen würden. Dauerte auch die Fahrt durch den mexikanischen Busen verhältnißmäßig nur kurze Zeit, so wurde der Aufenthalt am Bord immer unerträglicher. Endlich verkündigt der Kapitän, daß, behielten wir den Wind, wir morgen gegen Mittag



1860.

30.

den Dampfer auf unsere Seite bekämen. Und richtig war es so. Einen Kutter hatten wir schon am anderen Tage gegen 11 Uhr gesehen, er hatte den Lootsen, einen langen, trockenen, braunen Amerikaner in schäbigem schwarzen Hute, am Bord. Unwillkürlich brachte dieser Mann eine große Umwälzung auf dem „Guttenberg" hervor; die gewisse Aussicht, bald in New-Orleans zu sein, stellte die Einigkeit zwischen einzelnen Passagieren wieder her; die Feinde umarmen sich, von der Stirn der Langweiligen verschwinden die Runzeln, die größten Tölpel werden liebenswürdig, und der Geizhals sucht in seinem ledernen Beutel nach kleiner Münze, um dem Steward und dem Kajütenjungen ein Douceur zu geben. Der Lootse steigt auf's Deck und bemächtigt sich des Steuerruders, während Jeder, der nur einigermaßen ein paar Brocken Englisch hervorbringen kann, ihn mit Fragen bestürmt, und tausenderlei Neuigkeit von ihm zu erfahren sucht, von denen selbst der Meerwolf nie eine Sylbe gehört hat. Es dauert auch nicht lange, so kommt eines der Ungeheuer von Dampfern herangebraust, nimmt uns auf seine linke Seite, während es rechts eine englische Brigg und hinter sich im Schlepptau einen Kutter hat. Nur an der Farbe des Wassers merkt man, daß man die Mündungen des Vaters der Ströme passirt habe, rechts und links sieht man noch kein Land, das erst gegen 5 Uhr Nachmittags als niedrige, mit Schilf bewachsene Schlammbänke sich zeigt.

Am andern Morgen, während der Dampfer die ganze Nacht mit seiner Last gegen den schnellen Strom den Mississippi hinaufgefahren war, gab sich ein reges, thätiges Leben auf dem Schiffe kund. Obgleich der Waschbefehl eigentlich wohl nur pro forma gegeben war, schien es den Zwischendeckspassagieren doch viel Spaß zu machen, ihre Hemden, Beinkleider, Taschen- und Handtücher tüchtig mit dem gelben, harten und kalten Flußwasser durchzuarbeiten, auszuwinden, und dann in der Takelage aufzuhängen und zu trocknen. Am Nachmittage waren sämmtliche Passagiere ganz fein, einige sogar im Frack am Deck; man glaubte noch frühzeitig genug nach New-Orleans zu kommen, um Amerika bei Tageslicht betreten zu können. Durch den Eintritt eines starken Nebels veranlaßt, ließ der Kapitän des Dampfers langsamer als bisher fahren. Erst gegen 8 Uhr Abends hörte man das Lärmen und Fahren in den Straßen der zweiten Handelsstadt der Vereinigten Staaten, man sah trotz des dichten Staubregens die prächtige Gasbeleuchtung der Straßen und undeutlich den Mastenwald einer Unzahl von Schiffen, und endlich lag der „Guttenberg" mittelst Taue und Ketten fest an der Levée von New-Orleans. Alles stürzt an's Land; die verabredeten Soupers und die entrirten Duelle sind vergessen, und zwei Tage später liest die ganze Stadt in allen deutschen und englischen Zeitungen, daß der Kapitän seine Passagiere mit großer Achtung behandelt und mit Artigkeiten überhäuft habe, und daß man seiner und der Steuerleute Liebenswürdigkeit die vollkommene Einigkeit verdanke, welche während der mehr als achtwöchentlichen Fahrt am Bord geherrscht habe.

A. B—s.

Montenegro.

(Taf. 30.)

Durch die in der neuesten Zeit wieder in den Vordergrund tretenden orientalischen Angelegenheiten dürfte sich vielleicht bald den slavischen Provinzen der Türkei und vornehmlich dem Fürstenthum Montenegro, das nach so langen Kämpfen mit den Türken sich nun seit 160 Jahren faktisch seine Unabhängigkeit erhalten hat, ein besonderes Interesse zuwenden. Die Bewohner selbst nennen das Land cerna gora (Schwarzgebirge), was die Venetianer in Montenegro übersetzten. Dieses Gebirgsland hat 70 bis 73 Q.-Meilen mit etwa 125,000 Einwohnern, und liegt zwischen Albanien, Bosnien und dem südlichen Dalmatien, durch welch' letzteres es von dem adriatischen Meere getrennt wird. Es ist wenig zum Ackerbau geeignet, und seine Bewohner beschäftigen sich mit Viehzucht und Jagd. Gegen Osten und Süden erhebt sich dieses abgeschlossene Hochland terrassenförmig und fällt westwärts steil gegen das Meer ab. Es entbehrt aller Thaleinschnitte und ist von einem zusammenhängenden Netze felsiger Bergzüge umsponnen. Das schwarzgraue zerklüftete Gestein und der glitzernde Quarz der rauhen schlackenartigen Felswände ist fast überall von einer Alge bedeckt, deren graulickes Weiß besonders nach einem Regen lebhaft erglänzt und das Auge blendet. Nur die Berggipfel sind mit niedrigem Krüppelholz und spärlich mit Kräutern bewachsen. Das Gras und niedere Gestrüppe, das aus den Spalten hervorbricht, und die reichlich verbreitete grünlichgraue Salbei unterbrechen die monotone Färbung des Gebirges nur wenig. Im Südosten durchziehen Adern rothen Quarzes das Gestein, und es finden sich Fichten, Erlen und Platanenwälder. Der größte Theil des Ländchens ist jedoch ganz ohne Baumwuchs und die dünne Humusdecke liefert nur magere Ernten. Einzelne Ziegen oder Schafe klettern auf dem zerrissenen Gesteine; wohl auch ganze Heerden auf reichlicher bewachsenen Stellen. Da und dort gewahrt man einen hütenden Montenegriner, und aus weiter Entfernung oft schon seine blitzenden Waffen. Das Hauptgetreide ist Mais und Gerste, und in einigen Gegenden gibt es Feigen, Granatäpfel, Birnen, Aepfel und Nüsse, auch guten Wein, und am Lago di Scutari wird ein ergiebiger Fischfang betrieben.

Die Bergkessel Montenegro's mit ihren engen und schwierigen Zugängen bilden gleichsam natürliche Festungen. Eigentliche Straßen gibt es fast gar nicht, obgleich die Bewohner das Land in allen Richtungen durchstreifen. Als die Franzosen Ragusa und Cattaro besetzt hatten, wurde den Montenegrinern der Vorschlag gemacht, auf Kosten Frankreichs eine ordentliche Straße von letzterer Stadt bis Nikschichi in der Herzogewina zu erbauen; allein wohlweislich wiesen sie dies Anerbieten zurück. Im Lande selbst gibt es weder Städte noch Festungen, und in einigen Nahien (Bezirken) nicht einmal Dörfer. Die vier Bezirke sind: Katunska, Rincska, Ljeschanska und Cernitza. In drei Tagen kann man das Land in jeder Richtung durchreisen. Das Auge des Reisenden sieht sich hier umsonst

nach grünen Alpenmatten um, fast nirgends vernimmt man das Gemurmel einer erfrischenden Quelle, und ebensowenig findet sich eine Sennhütte oder irgend ein anderes einzelnstehendes Haus, aus dem, wie in der Schweiz, ein freundliches Mädchen mit dem reinlichen Milchnapfe träte. Weithin herrscht öde Stille, die nur zuweilen durch den heiseren Ruf der schwarzbefiederten Soccole (eines Steinschmätzers) unterbrochen wird.

Man besucht das Land gewöhnlich von Ragusa und Cattaro aus, und bedient sich am füglichsten der Pferde, die überall von montenegrinischen Verleihern in Bereitschaft gehalten werden. Nicht selten erbietet sich eine Montenegrinerin zur Begleitung des Reisenden, was in der Regel angenommen wird, da der Fremde, der sich hier der Führung eines Frauenzimmers anvertraut, überall sicher und ungehindert passiren kann.

So lange man sich noch auf österreichischem Gebiete befindet, sind die breiten Felswege um nichts schlechter, als die höheren Bergstraßen Tyrols und der Schweiz, obgleich sie sich in unzähligen und oft sehr steilen Windungen hinanziehen; sobald man aber das montenegrinische Gebiet, z. B. hinter dem Fort Giovanni, betritt, laufen die Straßen in schmale, steile, bisweilen noch mit Steinen verrammelte Saumpfade aus, und die Pferde haben zu thun, nur sich selbst bergauf zu bringen. Der Reisende ist deßhalb in der Regel nicht in der freudigen Stimmung seiner montenegrinischen Begleiter, welche stets ihre heimathlichen Berge durch das Abfeuern ihrer langen Flinten begrüßen und einen energischen Zug aus der Schnapsflasche thun, während jenem, außer der allerdings sehr erquicklichen Bergluft, keine andere Erfrischung zu Theil wird. Je halsbrechender aber ein Ritt, desto schöner ist er für den Montenegriner, besonders wenn er sich dabei zeigen oder bei wirklicher Gefahr damit renommiren kann. Ihre Pferde klettern wie die Gemsen, und gehen dennoch zuweilen zu Grunde dabei.

Haben wir die Spitze des ungefähr 7000 Fuß hohen Monte Sella oder Lovcin erreicht, so eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf dieses vollkommene Gebirgsland, auf die entfernteren Berge der Herzogewina und auf die bläuliche See. Nach einem frischen Trabe von einer kleinen Stunde zeigen sich die ersten Montenegrinerhäuser; es werden die üblichen Grüße unter Flintenschüssen und dem Kreisen des Branntweinglases gewechselt. Man schüttelt sich die Hand und lüpft, sich küssend, die Mütze. Dem Fremden ruft der Montenegriner stolz sein „Pomagham!" (Gott helf!) zu, welchen Gruß Landsleute mit „Wasda budi!" (In Ewigkeit!) erwiedern, leistet aber im Uebrigen der Gastfreundschaft vollkommen Genüge, wobei, neben Zwiebeln, Knoblauch, Erdäpfeln und Fischen, Brod und Käse die Hauptrolle spielen. In der nahen Hochebene von Niegush liegt der Ort gleichen Namens, der nur gegen dreißig unregelmäßig durcheinander gebaute Häuser zählt, gleichwohl aber der größte und schönste des Landes sein soll.

Rechts von Niegush abbiegend, über eine mit niederem Gebüsche, besonders Steineichen (Quercus ilex), bewachsene Anhöhe und nach öfterem Bergab und Bergauf, erreicht man einen Bergrücken, wo sich das herrliche Panorama der zerrissenen Gebirge wiederholt, die sich aber hier gegen den glänzenden Spiegel des See's von Scutari herabziehen. Hinter demselben steigt der dunkle Kranz der „bösen Gebirge" Albaniens auf, rechts schließt das duftige Meer, sich mit fernem Gewölke vereinigend, den Gesichtskreis, links liegt die Hochebene von Cetinje, in welche uns ein ermüdender zweistündiger Ritt hinabführt. Der Weg führt an zwei kolossalen aufeinandergeschichteten Steinen vorüber, einem Erinnerungszeichen an die montenegrinische Vesper, die Niedermetzelung aller im Lande befindlichen Türken am Weihnachtsabend 1705, durch welche der Grund zur Befreiung von der türkischen Herrschaft gelegt worden war. Zwischen zerklüfteten, mit Gestrüppe bewachsenen Felsköpfen finden sich hier einzelne Ulmen, Buchen und Obstbäume; auf dichter mit Steinen als mit Körnern besäeten Aeckern arbeiten bis an die Zähne bewaffnete Männer. Am Fuße der Thalwände liegt nun das Kloster des Wladika, das mit den umherliegenden Häusern und mehreren kleinen zerstreuten Ortschaften den Namen Cetinje führt. Das Kloster zieht sich noch mit seinen Einfassungsmauern den Berg hinauf, und einen alten, früher mit Türkenköpfen geschmückten Wartthurm der Klosterveste sieht man schon von weitem. Von dem freien Platze des Klosters laufen einige breite Straßen mit steinernen Hütten oder Häusern aus. Cetinje ist der eigentliche Mittelpunkt des Landes, mit der Metropolitankirche, und der Vereinigungspunkt der Nationalversammlungen. Hier hat der Wladika, der selbstgewählte Fürst und Bischof Montenegro's aus der Familie Petrovich-Njegosch, und der ihm zur Seite stehende Senat seinen Sitz. Die Montenegriner sind übrigens sehr republikanisch gesinnt, und als sie dem Fürsten Danilo jährlich per Kopf einen Thaler Steuer zahlen sollten, sagten sie: „Will ein Herr Bediente haben, so muß er sie bezahlen, also bezahlen wir nicht den Fürsten."

Die Montenegriner sind Slaven serbischen Ursprungs, und ihrer Religion nach der russisch-griechischen Kirche angehörige Christen, aber unwissend und abergläubisch genug. Ihre ganze Religion besteht in den ihnen von ebenso unwissenden Popen eingepaukten Glaubensformeln und Gebeten, die sie des Tages dreimal halbstündig wiederholen, und gestattet ihnen sogar, mehrere Frauen zu nehmen. Schulen sind nicht vorhanden, und selbst Geistliche können weder lesen noch schreiben. Diese gehen gleichfalls bewaffnet, führen eine Branntweinwirthschaft, und sind, wie man im Scherze zu sagen pflegt, nur daran zu erkennen, daß sie die Mütze verkehrt auf dem Kopfe haben.

Die Männer sind wohlgebaut, hoch und schlank, zwar etwas hager, zeigen aber bei jeder Bewegung eine bewundernswürdige Muskulatur und schreiten leicht und gewandt über ihre Berge weg. Mit ihren scharf ausgeprägten Gesichtszügen, den dunkelglühenden Augen und der Raubvogelnase, ihrem malerischen Costüme, der langen Flinte, den Pistolen und Handschars im Gürtel, wird der Fremde unwillkürlich an Räuber erinnert, deren Rolle mancher Montenegriner in der That auch trefflich zu spielen versteht. Die Männer tragen einen bis an's Knie reichenden, vorn nicht ganz übereinandergehenden Rock (Gneij)

mit engen Aermeln von weißer Wolle, blaue oder braune Pluderhosen, viele eine tuchene, meist rothe, übereinandergeschlagene Weste, der Wohlhabende auch wohl über dem Rocke noch eine rothe oder grüne Jacke ohne Aermel, welch' beide Kleidungsstücke häufig mit vergoldeten Schnüren, Schnallen und Knöpfen besetzt sind. Ueber dem Rocke tragen sie einen rothen wollenen Gürtel, und über diesem vorn eine lederne Schärpe, worin Pistolen und Handschar stecken und zwei kleine Taschen nebst der kleinen Oelbüchse und dem Feuerstahle hängen, der zugleich Schraubenzieher und Zündlochräumer ist. Bei schlechtem Wetter bedient sich der Montenegriner überdieß der Strukka, eines schmutzigbraunen, aus Ziegenhaaren gewebten Teppichs, den er shawlartig über die Schulter wirft, sich und die Waffen gegen Regen zu schützen; gewöhnlich aber wird die Strukka, die auch als Bettgewand gebraucht wird, über die Achsel geschlagen. Im Sommer trägt man in der Regel weder Gneij, noch Strukka, sondern geht in den weiten Hemdärmeln. Viele Leute sind ohne Hemd, und wenn auch die Weste fehlt, so sind der Hals, die Brust und die Arme stets unbedeckt. Die Kappe, das sogenannte Montenegriner-Feß, deckt den vorn glattgeschorenen und nur mit einem Haarbüschel versehenen Kopf. Dieses Feß ist mit schwarzer Seide oder Kanevas gefüttert und bis an den Gupf umgeschlagen, so daß es also schwarz erscheint. Zerreißt dasselbe, so wird das Futter abgerissen und das Feß roth getragen. Die Füße sind mit den Opanken bekleidet, was viereckige Stücke dicken Leders sind, die man mit Riemen oder Bindfaden über einige Fußlappen bindet und vorn zu einer Spitze aufschnürt.

Die Frauen tragen ein weites, bis zu den Füßen reichendes Hemd von Wolle oder Leinwand, das auf der Brust und den Aermeln bunte Stickereien trägt, darunter einen Rock von demselben Tuche, eine lange breite, mit Troddeln besetzte Schürze und über dieser die Gneij. Verheirathete Frauen sind an dem breiten, mit Achatsteinen und Silber besetzten Gürtel zu erkennen, während Bräute nur einen Riemen, Mädchen nur ein Band tragen. Wie die Männer sind auch die Frauen mit der Strukka versehen, die bei jüngeren jedoch von rothem oder buntem Zeuge ist. Die Haare werden in zwei Zöpfe gebunden, welche die Mädchen um den Kopf winden, der bei Frauen mit einem Tuche, bei Mädchen mit einer Kappe, welche Geldmünzen und allerlei klingendes Gehänge schmücken, bedeckt ist. Junge Frauen tragen an Feiertagen Ketten, Nadeln und andere Zierrathen, die jedoch bei Wenigen ächt sind. Am Gürtel trägt man Ketten, Riemen, Täschchen, Messer und dergleichen Geräthe.

(Schluß auf S. 239.)

Der Brand des Towers in London

in der Nacht vom 30.—31. October 1841.

Hart am Ufer der Themse, in der Ostseite der Altstadt von London, erhebt sich eine furchtbare Citadelle, genannt der Tower oder die Zwingburg (vom lateinischen turris) von London. Dieselbe ist von Wällen und Wassergräben umgeben, ganz nach Bauart des Mittelalters, und bildet ein ungeheures Quadrat, mit einem großen viereckigen Thurm in jedem Winkel, — in Allem und Allem eine Masse von Befestigungen, die einen Raum von nicht weniger als zwanzig Morgen bedecken. Schon Julius Cäsar, als er England eroberte, hatte hier eine Zwingburg errichtet, und man will wissen, daß wenigstens einige der jetzt noch stehenden Mauern von jenen frühen Zeiten herrühren. Gewiß ist, daß Wilhelm der Eroberer im Jahre 1078 den „weißen Thurm" erbaute, jenen Theil des Towers, der jetzt noch als der „festeste und granitenste" der ganzen Citadelle anzusehen ist. Im Laufe der Jahrhunderte aber wurden von den verschiedenen Regenten noch eine Menge Befestigungswerke hinzugefügt, von denen die neusten die von der blutigen Maria und Wilhelm III. angelegten sind.

Der Tower von London spielt eine der wichtigsten Rollen in der englischen Geschichte, und es knüpfen sich an ihn solch' schauervolle theils sagenhafte, theils historische Thatsachen, daß man sich von unwillkürlichem Schrecken ergriffen fühlt, wenn man nur jenes Wort ausspricht. Von Wilhelm dem Eroberer an war er Residenz der Könige von England; Heinrich VIII., oder besser der Tyrannische genannt, verwandelte ihn aber in ein Staatsgefängniß für hohe Verbrecher, und von nun an — vielleicht auch schon früher — ist er als der Schauplatz aller jener blutigen Thaten zu betrachten, von denen die englische Geschichte eine Ueberzahl aufweist, denn seit Heinrich VIII. herrschen im Tower nur noch der König, der Kerkermeister und der Henker! Oder wer kennt nicht die Namen von William Wallace, von David Bruce, von König Johann von Frankreich, der in der Schlacht von Poitiers gefangen wurde, von König Eduard I. und seinem Bruder, dem Herzog von York, von Thomas Moore, dem Geschichtschreiber, und von der großen Elisabeth? Sie alle waren dort Staatsgefangene, und nur ein besonderer Glücksstern errettete sie vom Schwerte des Scharfrichters! Wer kennt nicht die Namen von Anna Boleyn und Katharina Howard, den beiden Gemahlinnen des Tyrannen Heinrich VIII.? Wer kennt nicht die Namen vom Herzog v. Sommerset, von Johanna Grey, vom Herzog v. Norfolk, vom Grafen Arundel, vom Grafen v. Essex, von den Rebellen von anno 1745? Sie alle — alle starben dort den Tod durch's Schwert!

Die Hauptbestandtheile des Towers sind folgende: der weiße Thurm, der älteste und festeste Theil der Citadelle, in dessen untern Gewölben sich das Pulvermagazin befindet; der runde oder Bogenschützenthurm, auch der Clarencethurm genannt, weil in ihm sich das berühmte Tafelzimmer befindet, in welchem der Herzog v. Clarence anno 1481 auf Befehl seines Bruders, des Königs Eduard IV., nach selbst gewählter Todesart in einem Faß Malvasier ertränkt wurde; der blutige Thurm, so genannt, weil dort die Gebeine der beiden Knaben Königs Eduard, welche ihr Oheim Richard hatte ermorden lassen, aufgefunden wurden; der Kronjuwelenthurm, weil in ihm die Kroninsignien und alle Kostbarkeiten des Königs-

hauses aufbewahrt werden; dann das große Magazin oder die Waffenniederlage, das Kartendepot, das Archiv, die Peterskirche, die Wohnung des Gouverneurs, und endlich der Towerhill oder die Anhöhe mit dem großen Schaffot, auf welchem die Opfer des Königshasses ihr Leben aushauchten. Uebrigens sind wir weit entfernt, die Aufzählung, die wir hier lieferten, eine umfassende zu nennen, im Gegentheil, im Tower hat jedes Zimmer, jedes Gewölbe, ja jeder Stein seine Geschichte, und es gibt dort kein Bestandtheilchen, das nicht erfüllt wäre von den Angstrufen und Seufzern der Eingesperrten, Gemarterten und Gemordeten!



Der Brand des Towers in London.

So stand der Tower von London acht Jahrhunderte lang unversehrt, — der Schrecken aller Engländer, und doch auch wieder ihr Stolz; denn er ist ja der Aufbewahrungsort der Reichthümer des Staates, und zugleich ein lebendiges Zeugniß, daß die Bürger Englands trotz der gewaltigen Mauern dieser Zwingburg ihre Freiheit zu erringen gewußt haben! Da, auf einmal am Abende des 30. October gegen 11 Uhr in der Nacht sah die auf dem Towerhill aufgestellte Schildwache eine Rauchsäule gegen den Himmel aufsteigen und machte alsobald Lärm, indem sie ihr Gewehr losschoß. Es brannte im sogenannten Inspektionssaale, der sich gerade unter dem „Tafelzimmer des Clarencethurms“ befand! Wie das Feuer auskam, ist heutzutage noch nicht erklärt, wahrscheinlich durch Nachlässigkeit oder das Bersten eines Ofens; aber mit Riesenschritten griff dasselbe um sich, und bald war der ganze Tower nur noch Ein Flammenmeer. Man glaubte einen brennenden Vulkan vor sich zu sehen, und die Hitze war so unerträglich, daß einige Feuerspritzen blos durch die glühende Luft in Brand geriethen. Sogar in einer Entfernung von fünfhundert Schritten konnte man es kaum aushalten, und nicht Wenige stürzten sich in die Themse, nur um den unerträglichen Schmerzen, welche ihnen die mit Feuer geschwängerte Luft verursachte, zu entgehen. Aber deßwegen ließen sich die Londoner Feuerleute doch nicht abhalten, ihre Kraft zu entfalten, und sie arbeiteten, zweitausend an der Zahl, mit einem Muthe, einer Ausdauer und einer Geschicklichkeit, die fast ohne Gleichen in der Geschichte ist. Im Anfang fehlte es an Wasser, denn es herrschte gerade Ebbe und somit war das Bette der Themse außerordentlich niedrig; bald jedoch spieen die Pumpen solch' mächtige Strahlen aus, daß man hätte glauben sollen, der ganze Tower werde davon ersäuft. Nichtsdestoweniger griffen die Flammen immer weiter um sich, und um 1 Uhr Nachts war der ganze Clarencethurm ausgebrannt, so daß er mit einem Gekrach zusammenstürzte, vor dem ganz London erbebte. Bereits stand auch das große Magazin nebst dem Arsenal (grand store house), die hart an den Clarencethurm stießen, im Feuer, und man mußte befürchten, daß auf der einen Seite die Peterskirche, auf der andern aber der „weiße Thurm“ von den Flammen ergriffen würden, und — unter dem letzteren lagen dreihundert Tonnen, das ist: mehr als sechstausend sechshundert Centner Pulver! Die zu mehr als Hunderttausenden versammelten Zuschauer stießen Schreie des Entsetzens aus, und Jedermann meinte, das Ende der Stadt sei vor der Thüre; allein muthig und unverzagt, als gäbe es für sie keine Gefahr, arbeiteten die Pompiers fort, und die Soldaten des Towers nebst den Tausenden von Polizeileuten, die herbeigeeilt waren, standen ihnen treulich bei; die sämmtlichen Löschanstalten aber leitete der Major Erlington, einer der militärischen Beamten des Towers, welcher in dieser Nacht allgegenwärtig schien, und dessen Geistesgegenwart fast übermenschlich genannt werden muß. Alle Kräfte wurden darauf concentrirt, den weißen Thurm mit dem Pulvermagazin zu bewahren; Ströme von Wasser leitete man dorthin, hunderte von Pulverfässern rollte man in die Themse, tausende von nassen Tüchern breitete man über die Vorräthe hin, und siehe da, um 4 Uhr Morgens war man des Feuers insoweit Meister, daß es nicht weiter um sich griff, und um 5 Uhr konnte man sich sagen, daß seine Raserei im Abnehmen begriffen sei.

London war gerettet! Wohl brannte das Feuer noch diesen ganzen und den nächstfolgenden Tag fort, aber es war in seine Grenzen eingedämmt; hätte jedoch der weiße Thurm gefangen und wären die mehr als sechstausend Centner Pulver in die Luft geflogen, so würde nicht blos der ganze Tower, sondern halb London in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt worden sein. Eine Million Menschen dankte Gott auf den Knieen, — eine Million Menschen ward durch die Aufopferung von Zweitausenden vom Untergange bewahrt!

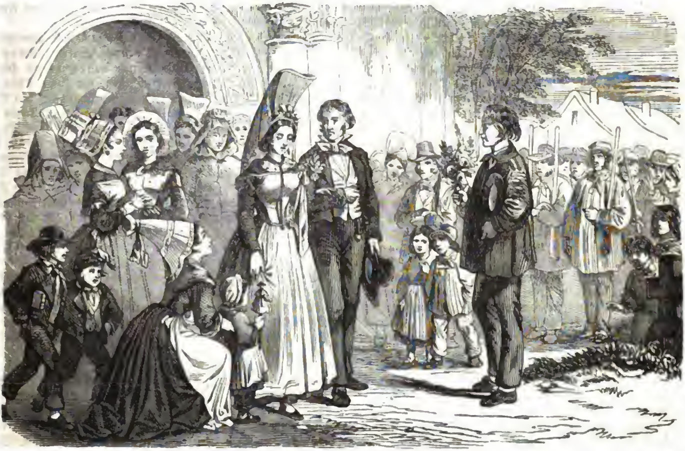
Dennoch war der Verlust ein ungeheurer. In dem großen Magazine, dem größten Waffensaale in Europa, ja in der ganzen Welt, lagen in künstlicher Ordnung auf-

gespeichert nicht weniger als 280,000 Gewehre und eine außerordentliche Masse von schweren Geschützen, und — alle gingen zu Grunde bis auf Eine Kanone und etwa 4000 Flinten! Im Nebensaale befanden sich die Trophäen, die in früheren Kriegen erbeutet worden waren, darunter die Trophäen von Waterloo, — weiterhin die Sammlung von Rüstungen und Waffenstücken aus den ältesten bis auf die neusten Zeiten, — endlich die Urkunden des Reichs, das Archiv und die Bücher, zusammen 15,000 Tonnen schwer, — und Alles, Alles war dem Untergange geweiht! Man schätzte den Werth des Verbrannten auf etwa zwölf Millionen Gulden, ohne das, was gar nicht ersetzt werden konnte, wie die Urkunden und Trophäen; allein was bedeutete ein solcher Verlust gegen den, der erst hätte entstehen können, wenn man des Feuers nicht Herr geworden wäre?

England war reich genug, um solchen Verlust zu tragen, und wenige Monden später fing man bereits an, die abgebrannten Theile des Towers wieder aufzubauen, und die Waffenschmiede arbeiteten Tag und Nacht, das zu Grunde Gegangene durch neue Schaffungen zu ersetzen. Jetzt zählt England mehr Kanonen und Gewehre, als je zuvor!

Gr.

Eine Hochzeitsfeier in der Normandie.



Die Hochzeiten in der neueren sogenannten vornehmen Welt sind alle wie aus Einem Guß gefertigt. Man läßt sich copuliren, sei's vom Geistlichen, sei's vom Notar, man unterschreibt den Contrakt und die Zeugen unterschreiben ihn mit, man genießt ein kleines Frühstück, und die geladenen Damen und Herren — natürlich nur die allernächsten Freunde und Verwandte, denn es wäre im höchsten Grade unschicklich, entferntere Bekannte Theil nehmen zu lassen — trinken die Gesundheit des neuvermählten Paares in Champagner; dann fährt die Chaise vor, die Koffer werden aufgeladen, die jungen Eheleute sitzen ein, und fort geht's auf die nächste Eisenbahnstation, um die herkömmlichgewordene und nunmehr zum guten Ton gehörende obligate Hochzeitsreise anzutreten, von der man nach acht oder vierzehn Tagen so nüchtern, prosaisch, abgehetzt und gelangweilt zurückkehrt, als wäre man statt ein paar Wochen eben so viele Jahre lang verheirathet. Das ist eine moderne Hochzeit, und wer nicht auf diese oder ähnliche Art seinen Eintritt in den Ehestand gefeiert hat, darf sich nicht zur gebildeten Welt rechnen.

Von wem diese neue Sitte in's Leben gerufen wurde, wissen wir nicht, wollen es auch nicht näher untersuchen. Eben so wenig wollen wir uns ein Urtheil über den moralischen und sittlichen Werth oder Unwerth dieser jetzigen Mode erlauben; nur das sagen wir, daß mit der Erfindung der Hochzeitsreisen das Poetische des Heirathens total verschwunden ist. Der Blüthenduft, welcher sonst eine Braut einhüllte, die Lilien und Rosen, welche sonst in der Gestalt von Brautjungfern ihr Gefolge bildeten, das feiertägliche Gewand, in welchem sonst das ganze Dorf bei einer Hochzeit prangte, die ritterliche Bravour des Hochzeiters und seiner Bursche, die sich sonst im Schwingen und Drehen, im Schießen und Juchheien zeigte, — — Alles, Alles ist dahin, seit die Mode der Hochzeitsreisen sich bis in die kleinsten Städte, ja sogar bis in die Dörfer eingedrängt und den althergebrachten, von den Ureltern schon geheiligten Hochzeitsgebräuchen den Garaus gemacht hat. Früher freilich, vor einigen Jahrzehnten noch, war dieß anders, aber jetzt, wo jedes Mädchen einen französischen Rock bis über die Knöchel und jeder Bursche einen Halbfrack nebst rundem Hute trägt, jetzt, wo alle Menschen so zu sagen in Einen und denselben Schritt gebracht sind, — jetzt verlacht man die Sitten unserer Altvordern als bäurisch, albern, unzeitgemäß und sogar unschicklich, und lebt sich, so schwer es Einem auch werden mag, in die neue Mode hinein, nur um sagen zu können, daß man sich auf den Fuß der vornehmen Welt gestellt habe. Allein dennoch, trotz dieser Prosairung der Welt, ist die besagte neue Mode noch nicht überall hingedrungen, dennoch ist es noch möglich, Gegenden aufzufinden, wo die alten Gebräuche noch floriren, wo man noch freit und gefreit wird wie vor Jahrhunderten, wo das Volk noch Volk ist und seine Volkseigenthümlichkeiten zu bewahren gewußt hat. Freilich wenn einmal die Eisenbahnen auch in jene Gegenden führen, wenn auch dahin die französische Kleidertracht gedrungen ist, dann wird es in Bälde auch hier mit der alten Sitte ein Ende haben, und statt der altehrwürdigen Hochzeit wird die modernisirte Trauung sich einnisten. Doch — bis es so weit kommt, steht es vielleicht noch Jahrzehnte an, und so lange wenigstens wollen wir uns die Freude, welche ein ländliches Hochzeitsfest gewährt, nicht nehmen lassen.

Wir bitten also den Leser, uns in die ferne Normandie zu folgen. Dort in jenen abgelegenen Gegenden, die nur selten von Reisenden besucht werden, dort, wo die Locomotive noch nicht gekannt und sogar die Diligence eine Seltenheit ist; dort, wo ein Volksstamm haust, der seinen Ursprung aus deutschen Gauen herleitet, dort ist das Landvolk in seiner Kleidung, in seinen Sitten und Gebräuchen noch dasselbe, wie vor zwei- und dreihundert Jahren. Dort ist die Braut nicht zufrieden, wenn der Maire oder Schultheiß oder Notar auf dem Rathhaus die neue Ehe „gebucht" hat, sondern sie will in der Kirche vom Priester copulirt sein, damit das Band einen Halt habe und die Verbindung in's Buch des Himmels eingetragen werde. Dort würde sich kein junges Paar für „richtig zusammengegeben" halten, wenn die Sache „ganz in der Stille nur unter ein paar Bekannten" abgemacht würde; im Gegentheil, man will alle seine Freunde und Verwandten, man will seine Jugendgespielen und Schulgenossen, man will das ganze Dorf dabei haben, damit noch nach Jahrzehnten gesagt werde: „an dem und dem Tage, wo die und die mit dem und dem Hochzeit hatte, hat sich das und das zugetragen." Man müßte sich ja schämen, wenn man nur so „heimlich und hinter dem Rücken der Leute" sich einsegnen ließe; man müßte ja nothwendig denken, es stecke etwas dahinter, welches die Oeffentlichkeit verbiete! Oder sind nicht noch immer rechtliche Brautleute, auf deren Namen und Ruf kein Makel ruhte, stolz gewesen auf ihren Ehrentag, und haben diesen so publik gefeiert, als nur immer möglich und mit dem Herkommen übereinstimmte? Darum — so denkt und spricht in der Normandie jede Braut und jeder Bräutigam — „muß es auch dießmal, an meiner Hochzeit, auf solche Weise gehalten werden, und nicht ein Jota lasse ich mir von der Oeffentlichkeit und Feierlichkeit des Festes rauben."

Die Hochzeiten werden in der Normandie gewöhnlich Werktags, meist an einem Dienstag gefeiert. Schon in der Frühe gehen die Hochzeitbitter von Haus zu Haus, und laden Jedermann freundlichst ein, am Zuge Theil zu nehmen. Bald ist die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen, und wenn um neun Uhr die Glocken der Kirche zu läuten beginnen, so haben sich zum mindesten zwei Drittheile der sämmtlichen Dorfbewohner vor dem Hause der Braut versammelt. Von da geht's dann in feierlicher Procession zur Kirche, und der Geistliche verrichtet sein Amt unter der tiefsten Andacht der Gemeinde. Die Copulation wird also hier nicht als eine kalte Ceremonie betrachtet; sie wird nicht behandelt, wie man den Abschluß eines Kaufcontrakts behandelt, sondern man sieht sie als einen heiligen religiösen Akt an, der mit tiefem Ernst und mit andächtiger Solennität zu begehen ist. — Nach der Copulation ist das Festessen, und nach dem Festessen der Tanz, welcher entweder im Wirthshause oder im Rathhaussaale, oder Sommers auch im Freien auf einer Wiese stattfindet und an welchem Alt und Jung Theil nimmt. So verbindet sich also die Fröhlichkeit mit der Feierlichkeit, und da das ganze Dorf jubelt und durch kleine Präsente an das Hochzeitpaar — zum Ersatz für das freie Festessen — den Jubel immer höher steigert, so tritt der Gegensatz einer solchen Hochzeit mit der frostigen Zusammengebung einer „gebildeten" Copulation auf's Eclatanteste hervor. Doch — nicht hierin allein liegt das Eigenthümliche einer Bauernhochzeit in der Normandie. Die Haupteigenthümlichkeit besteht vielmehr in etwas ganz Anderem, nämlich in der Nachhochzeit!

Die Nachhochzeit einer normännischen Copulation findet regelmäßig ohne irgend eine Ausnahme an dem Sonntage statt, welcher zunächst auf den eigentlichen Hochzeitstag folgt, und ohne diese Nachhochzeit würde man die Hochzeit gar nicht als „vollendet" und „abgeschlossen" betrachten. Die eine ist so nothwendig als die andere; ja man könnte sogar glauben, die Nachhochzeit sei noch wichtiger als die eigentliche Hochzeit, denn die Hauptfröhlichkeit findet an der Nachhochzeit statt. Braut und Bräu-

tigam (noch immer, d. i. die ganze Hochzeitswoche hindurch nennt man die jungen Eheleute so) putzen und schmücken sich auf's Vortheilhafteste. Sie tragen das Costüm, welches in ihrem Dorfe Sitte ist, die Braut nämlich einen dunkeln Faltenrock, eine weiße Schürze, einen enganliegenden Spenzer mit einem weißen Mieder, eine Kette von Glasperlen oder Korallen um den Hals, und ein Blumenbouquet in den Haaren, die hinten mit einer eigenthümlichen, nur in der Normandie üblichen Haube überdeckt sind; der Bräutigam aber eine helle Weste, ein farbiges Halstuch, dunkle Beinkleider und einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloche seines Rockes. So geschmückt ziehen sie Arm in Arm in die Kirche, wo ihrer bereits die ganze Gemeinde, Alt und Jung — die Jugend aber auf's Freundlichste geschmückt — wartet. Es findet nun eine feierliche Messe statt und der Priester vertheilt das heilige Abendmahl, denn zu einer Ehe, die gedeihen soll, gehört der Segen des Herrn und jenes Gottvertrauen, welches in den Tagen des Glücks, wie in denen des Unglücks, nur allein die wahre Zuversicht gibt. Aber — welche Ehre widerfährt dem Hochzeitspaare? Es mag sonst in der Kirche sein wer da will, vielleicht sogar die Gutsherrschaft oder gar ein Regierungsbeamter, all' eins, — die junge Neugetraute ist die Erste, welche die heilige Hostie empfängt! Sie wird an diesem Tage allen andern Anwesenden vorgezogen und darf dafür auch dem Geistlichen ein Sträußchen in das Knopfloch flechten. Nach ihr kommt ihr junger Gemahl, und dann erst die übrige Gemeinde! Kann es eine auffallendere Auszeichnung geben?

Doch die Messe ist vorüber und man verläßt die Kirche. Auch jetzt läßt man dem Hochzeitspaare den Vorrang und es darf die Kirche zuerst verlassen; aber unmittelbar hinter ihm schließen sich die Freundinnen der Hochzeiterin an und dann folgt das übrige Auditorium, wobei sich natürlich die Kinder in ihrer Neugierde weit vordrängen. Kaum übrigens haben die jungen Eheleute den ersten Schritt aus der Kirche gethan, — was hört man? Flintenschüsse, ja ein förmliches Pelotonfeuer, eine großartige Ehrensalve! Die jungen Bursche nämlich haben sich schon zehn Minuten vorher aus der Kirche geschlichen, um sich, mit ihren wohlgeladenen Flinten und Karabinern bewaffnet, vor derselben etwas auf der Seite aufzustellen, und sowie sie nun das Hochzeitspaar erblicken, so geben sie auf das Commando ihres Führers Feuer, daß es kracht und donnert, als wären zehn Gewitter am Himmel. Das ist der große Willkomm, der den Neuvermählten am Nachhochzeitstag nie fehlen darf, und je stärker das Feuern war, je öfter die Karabiner losgeschossen wurden und je kräftiger es knallte, um so größer war die Ehre des „Einstands"! Uebrigens mit der Ehrensalve ist's noch nicht einmal gethan, sondern sobald dieselbe vorüber ist, stellen sich die bewaffneten Bursche „Gewehr im Arm" in Parade auf, und ihr Führer oder ein anderer von ihnen Erwählter, „dem Mutter Natur die Zunge gelöst hat", tritt vor, gerade vor die Neuvermählten hin. Den Hut hat er unter'm linken Arm, in der rechten Hand aber trägt er einen Blumenstrauß von wirklich außergewöhnlichen Dimensionen, und nun hält er seine Anrede an das Hochzeitspaar, gratulirt zum heutigen Tage, wünscht ihnen Heil und Segen für alle Zukunft, und überreicht zum Schlusse sein Riesenbouquet, das aus den schönsten Blumen der Jahreszeit zusammengefügt ist. Natürlich muß die Neuvermählte eine solche hohe Ehre mit geziemenden Dankesworten erwidern, was sie auch hold erröthend thut; allein auch damit ist's nicht zu Ende, sondern an dem geschmeichelten jungen Ehemanne, wie sich dieß so zu sagen von selbst versteht, ist es jetzt, seine Freunde zu einem Traktament einzuladen, und — jauchzend und vivatschreiend zieht die ganze Bande nebst allen jungen Dirnen in's Wirthshaus, wo Alles schon zum Voraus bestellt ist. Nun wird der ganze Nachmittag bis tief in den Abend hinein mit Tanzen und Singen und Gesundheittrinken zugebracht, und erst wenn die Nacht eingebrochen ist, erlaubt man dem jungen Ehepaare, sich zu entfernen, und begrüßt es zum Schlusse noch mit einer neuen Ehrensalve. Damit aber sind die Nachhochzeitsfeierlichkeiten geschlossen, und das Dorf nimmt sein gewöhnliches Werktagskleid wieder an.

Ist nun, so fragen wir jeden Unparteiischen, eine solche Festlichkeit nicht viel erhebender und ergreifender, als die geist- und gefühllose Mode der sogenannten vornehmeren Welt? Möge daher den Bewohnern der Normandie noch lange das Glück der Civilisation, der Eisenbahnen, des Fracks und der Hochzeitsreisen versagt bleiben, damit sie noch lange das Glück ihrer alten Sitten und Gebräuche genießen können!

Th. Gr.

Montenegro.

(Schluß zu S. 235.)

Die Häuser in Montenegro sind zwar aus Steinen und sehr fest, aber von so elender Bauart, daß viele derselben mehr einem Steinhaufen, als einer menschlichen Wohnung gleichen. Sie haben nur einen großen, sämmtlichen Bewohnern zur Wohnung dienenden Raum. In der Mitte oder in einem Winkel derselben befindet sich der Herd, an dem man kocht und sich im Winter wärmt. Bei Vornehmen ist dieser Raum, dessen Fensterlöcher den ganzen Tag offen stehen, mit Abtheilungen für die einzelnen Familien versehen. Oefen und eigentliche Zimmer hat man nicht. Auf steilem Terrain sind die Wohnungen auf drei Seiten zusammengebaut, bisweilen mit Schießscharten versehen und wohl auch zweistockig, in welchem Falle sich unten die Ställe befinden.

Von außen gesehen erscheinen diese Häuser oder Steinhütten als quadratische, 7—8 Fuß hoch aufgethürmte Steinwände mit etwas vorspringenden Stroh-, Rinden-, bisweilen auch Ziegel- oder Schieferdächern. Hie und da steht ein wilder Apfel- oder Birnbaum in der nächsten Umgebung, unter dem ein alter Montenegriner mit dampfender Pfeife sitzt, sich Kinder am Boden wälzen, oder das grunzende Rüsselvieh wühlt.

Gasthäuser sind selten und bei der dem Fremden hier überall gewährten Gastfreundschaft auch weniger Bedürfniß.

Für seine Gäste schlachtet ein wohlhabender Familienvater wie zu den Zeiten des edeln Dulders Odysseus „groß Schafvieh oder eine gefeistete Ziege“, die im Freien ganz am Spieße gebraten wird, und der Gast glaubt unter den alten Hellenen zu weilen, wenn der Vertheiler die Fleischstücke bräteInd noch an den Knochen ergreift und das „blühende“ Fleisch und Fett am Rückenknochen, wo es „am süßesten“ ist, dem Vornehmsten vorlegt und in hölzerner Kanne des lieblichen Weines mischt.

Ueberhaupt werden gebildete Fremde unter diesem naturwüchsigen Volke, bei dem sich so Manches aus den ältesten Zeiten erhalten hat, oft genug an Homer erinnert und an die Zustände, welche er schildert. Wie die Helden Homers erscheint der Montenegriner beständig im Schmucke der gepriesenen Waffen, und wie jene weiß er die Zunge so gewandt als den nervigen Arm zu gebrauchen. Der Tod im Kampfe gilt auch ihm für den wünschenswerthesten, und der Ruhm der Gefallenen lebt fort im Heldenliede des mit der Gusla auftretenden Volkssängers. Auch die untergeordnete Stellung der Frauen, die Heilighaltung der Gastfreundschaft, die Bündnisse zweier Helden auf Leben und Tod finden wir bei dem Montenegriner, und die Blutrache, welche er für seine heilige Pflicht hält, war auch bei den Achaiern Sitte,

Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt.

So viele Vergleichungspunkte mit den Helden jener alten Epopöen bei unserem Gebirgsvölkchen auch zutreffen, dürfen wir uns doch die dortigen Zustände keineswegs in zu günstigem Lichte ausmalen. Die Iliade und die Odyssee sind Poesie, die zu der Wirklichkeit jener Zeit wohl in demselben Verhältnisse stand, wie die serbischen Volksgesänge zu dem täglichen Leben in Montenegro. Noch mehr, dieser allerdings sehr ritterliche und kriegerische Volksstamm bietet so viele Schattenseiten, daß derselbe, weniger bei den Reisenden, welche ihn besuchen, als bei den Nachbarn in gar üblem Geruche steht, wozu seine räuberischen Einfälle in das Gebiet der letzteren wohl das Meiste beitrugen.

Das Verhältniß des Weibes zum Manne ist ein sehr untergeordnetes, fast sklavisches. Der Montenegriner schweift nach Wild oder anderer Beute auf seinen Bergen umher, und überläßt nicht nur die häuslichen Geschäfte, das Spinnen, Weben, Kochen und Melken, sondern auch den Feldbau dem Weibe. Man kann Weiber sich mit den schwersten Lasten über die unwegsamen Bergpfade hinschleppen und ihre Männer mit der Flinte über der Achsel und der Tabakspfeife im Munde nach Art der Indianer gemächlich nebenhergehen sehen. Ein weiblicher Rücken ist überhaupt das gewöhnlichste Beförderungsmittel. Die Männer begegnen dem eigenen Weibe überhaupt fast verächtlich, dulden aber durchaus nicht, daß ein Anderer dasselbe geringschätzig behandle, und rächen die kleinste Beleidigung des Weibes auf blutige Weise. Fremde reisen deßhalb in Begleitung einer Montenegrinerin, die häufig auch das Gepäcke derselben trägt, vollkommen sicher, obgleich Räubereien, besonders Waffen- und Pferdediebstähle, häufig genug vorkommen. Neuere Reisende nennen die Montenegriner schlau und hinterlistig, und behaupten, daß kein anderes Gebot so sehr geachtet werde, als das spartanische: Laß dich nicht erwischen.

Es ist schon berührt worden, welchen Werth man in Montenegro auf schöne und gute Waffen legt. Jeder träumt von prächtigen, einem Pascha geraubten Gewehren und Handscharen. Ein sehr einfach gekleideter Mann besitzt oft mit feinstem Silber eingelegte und beschlagene Pistolen, schön damascirte Flinten mit silbereingelegten Röhren und mit Silber beschlagene Handschare. Die meisten dieser kostbaren Waffen stammen aus den Kämpfen mit den Türken. Junge Männer dienen oft eine Reihe von Jahren auf den Schiffen, oder sie gehen nach Griechenland oder Konstantinopel, und ersparen sich einige hundert Gulden, um mit Waffen geschmückt in die Heimath zurückkehren zu können. Sind Feindseligkeiten ausgebrochen, so nimmt Jeder von freien Stücken daran Theil. Schon zwölfjährige Knaben und Greise noch stellen sich ein, wenn es gilt. Man erzählt, daß sich Krüppel auf felsige Anhöhen tragen ließen, um auf die Feinde schießen zu können. Die angesehensten Männer fallen vor dem Feinde oder bei einer innern Fehde; es gibt daher keinen kränkenderen Vorwurf, als den: „Wir kennen dich und deine Familie; alle deine Ahnen sind auf dem Bette bei den Weibern gestorben.“

Die Montenegriner leben mit den angrenzenden Türken in ewigem Kriegszustande, angeblich um die „rechtmäßigen Grenzen herzustellen“, in der That aber ist von beiden Seiten Plünderung und Mord der Hauptzweck dieser Raubzüge. Man zieht aus, zehn, zwanzig, oft einige hundert Leute, überfällt ein Dorf und sucht Beute zu machen, die meist in Viehheerden besteht. Auf den ersten Schuß lauft die bedrohte Nachbarschaft zusammen und es beginnt oft ein förmliches Treffen. Ein Theil des Raubzugs treibt die Heerden voraus, während ihnen die Uebrigen den Rücken zu decken suchen, oft aber mit Verlust zurückgeschlagen werden. Die Köpfe der gefallenen Feinde werden abgeschnitten, was auch in den Kämpfen mit den Franzosen geschah, als ruhmvolle Trophäen mitgenommen, und von den Türken auf Pfähle an den Festungsmauern, von den Montenegrinern an den Häusern ihrer Oberhäupter aufgesteckt.

An den Grenzen ackern die feindlichen Nachbarn oft nur einen Flintenschuß von einander entfernt, jeder die Flinte am Arm, denn er weiß, daß es die höchste Lust des Nachbars wäre, seinen Kopf und seine Stiere erbeuten zu können. Sich die Ernte in Brand zu stecken, läuft dem Kriegsrechte zuwider, man hält es aber für erlaubt, dieselbe heimlich einzuheimsen.

Für den Türkenhaß und die Verschlagenheit der Montenegriner und die mildere und vernünftigere Gesinnung ihres Oberherrn ist folgender Zug bezeichnend. Einer Fehde wegen hatten sich zwei Montenegriner in's türkische Gebiet nach Nickschichi geflüchtet und bei einem vornehmen Moslim verdingt, bei welchem sie bald unbedingtes Vertrauen genossen. Eines Tages aber lockten sie den fünfzehnjährigen Sohn desselben auf's Land, angeblich, um bei einem Bekannten zu schmausen. Als sie sich jedoch sicher wußten, überfielen sie den Jüngling, knebelten ihn und schleppten ihn zum Wladika nach Cetinje. Dieser beschenkte sie in herkömmlicher Weise, nicht aber für die Entführung des



1860.

31.

Jünglings, sondern dafür, daß sie ihn nicht getödtet hatten. Der Wladika löste die Bande des jungen Türken, bewirthete ihn, und schickte ihn ohne Lösegeld dem trostlosen Vater zurück, der nun hocherfreut dem Wladika als Beweis der Hochachtung und des Vertrauens ein auserlesenes Pferd, und zwar durch denselben Sohn, zum Geschenk übersandte.

Es gibt in Montenegro außer der einflußreichen Geistlichkeit keinen Unterschied der Stände. Geschriebene Gesetze sind nicht vorhanden, und da der gesetzlichen Obrigkeit öfters die Hände gebunden sind, so vertritt die Selbsthülfe und die Blutrache die Stelle derselben. Nicht nur die nächsten Verwandten, sondern ganze Dörfer und Stämme halten sich verpflichtet, einen an einem der Ihrigen verübten Mord zu rächen. Die blutigen Kleider eines Ermordeten werden bisweilen aufbewahrt, um zur Rache anzuspornen, was namentlich Mütter noch unerwachsener Söhne thun, in denen stets dem Vater ein Rächer erwächst, und auf dem Sterbebette noch wird oft die Pflicht der Rache empfohlen. Ist ein Mörder nicht sogleich zu finden, so wird der Nächste Beste aus dessen Familie, Stamm oder Dorf getödtet. Wenn nun ein Mensch als Racheopfer fällt, so suchen ihn die Seinigen wieder zu rächen, so daß eine Uebelthat oft deren fünfzig und mehr im Gefolge hat, und Hunderte sich jahrelang bekämpfen, berauben, Obstbäume niederhauen, Früchte, Saaten und andere Vorräthe zerstören und Thaten ausgesuchter Rohheit verrichten, wogegen sich der schwächere Stamm nur dadurch schützen kann, daß er sich von dem Mörder lossagt, der sich dann genöthigt sieht, in eine andere Gemeinde zu fliehen. Bisweilen läßt man sich die Rache auch mit Geld abkaufen, wobei das Geld jedoch eine untergeordnete Rolle spielt, dem Beleidiger aber bei Ausbezahlung des Blutpreises die demüthigendsten Ceremonien angesonnen werden; er muß sich z. B. in den Staub werfen, sich von seinen Begleitern das Gewehr oder die Pistole um den Hals hängen lassen, womit er die That vollbrachte, und so vor den beleidigten Feind hinkriechen und ihm Hände und Füße küssen. Der Rächer steht lange unschlüssig, zwischen Haß und Rache und dem süßen, besänftigenden Anblick des zerknirschten Feindes getheilt; der Anblick jener Mordwaffe regt ihn von Neuem auf, und es bedarf des Zuredens der Freunde, bis er sich endlich zu dem Büßenden herabbeugt, ihm die Unglückswaffe, die von den ersteren zerschellt wird, abnimmt und jetzt beide sich umschlungen halten. Bei dem nun folgenden Versöhnungsmahle wird der Blutpreis und jedem Gast ein Zwanziger bezahlt, worauf nur selten verzichtet wird.

Durch die strenge Handhabung der Blutrache wird allerdings mancher Mord verhütet, und wenn ein Streit in Thätlichkeiten auszuarten droht, ruft man von allen Seiten: „Ne ukrv, Bog, ti i sweti Jovan!“ (Nicht in's Blut! ich beschwöre dich bei Gott und dem heil. Johannes!)

Bei Festen und Gastmählern wird in der Regel zum Dudelsack oder zur Flöte getanzt, und zwar nach Art andrer Serben, oder auch eine Art Mennett, wobei sich je zwei gegen einander bewegen und bei jeder Annäherung die Arme vor den Kopf halten. Die Gesänge werden allgemein mit der Gusla begleitet, die man in jedem Hause findet und auf der fast jeder Serbe etwas zu spielen weiß. Das Instrument ist so einfach als die Töne, welche demselben entlockt werden können. Es ist ein Monochord der einfachsten Art, dessen Saite aus mehreren Pferdehaaren besteht und mit einem Bogen gestrichen wird. Auch die eigentlichen Sänger, welche oft sehr angesehene und vermögliche Männer sind, begleiten sich bei ihren rhapsodischen Heldenliedern mit der Gusla. Ton und Gesang ist hier mehr Nebensache und letzterer ein wildes Geschrei oder ein dumpfes Gemurmel, aber der begeisternde Inhalt ergreift die Zuhörer zuweilen so sehr, daß sie in heftiges Schluchzen ausbrechen. Mögen hier die Hauptzüge eines dieser oft fast endlosen Gesänge folgen. Knes Nikolo's Tochter zu Grahowo ist dem tapfern Sekul, dem Neffen des gewaltigen Janku, verlobt. Ein türkischer Held hat von ihrer Schönheit vernommen, sieht sie und hat fürder weder Rast noch Ruhe. Er bittet die Mutter um ein Glas Wasser, sie versteht ihn nicht, aber die ihrer Sprachkunde wegen Dragoman genannte Tochter versteht ihn und reicht ihm das Verlangte. Aber der Türke will nicht Wasser, er will die Hand der Tochter, wird aber abgewiesen, weil sie Sekuls Verlobte sei. Verzweifelnd beschwört er nun den Pascha, die Allerschönste sich selbst zu gewinnen. Der Pascha fordert ihre Hand, die schöne Dragoman soll zwischen ihm und dem Verlobten wählen. Sekul wird gerufen; er erscheint mit dreihundert Gewaffneten, und die ehrgeizige Jungfrau gibt die Entscheidung: „Ich will lieber Kräuter mit dem Pascha essen, als bei Sekul in Purpur gehen.“ „Du, mir vor Christo verlobt,“ ruft der entrüstete Sekul, „willst das Weib eines Ungläubigen werden?“ Vergebens. „So gib mir den Ring des Verlöbnisses zurück,“ ruft Sekul mit bebender Stimme. „Nimm ihn,“ erwiedert schnöde Nikolo's Tochter, und streckt die Hand aus, die Sekul ergreift und im Nu vom Arme haut: „Jedem das Seine, Pascha; mir die Hand, so mir verlobt, dir das eidvergessene Weib, das dir folgen will.“ Die Verstümmelte stirbt verblutend; der ergrimmte Pascha fordert Sekul zum Zweikampf. Beide schwingen sich auf's Roß und tummeln es dreimal um die Ebene, dann geht's zum Kampf, und Sekuls erster, bis in den Rücken des Pferdes dringender Streich spaltet den Körper des Pascha's in zwei links und rechts herabfallende Stücke.

C. K.

Chrysanthemum-Arten.

(Taf. 31.)

China, von seinen Bewohnern das „himmlische Reich“ genannt, ist dasjenige Land, welches schon vor mehreren tausend Jahren eine bedeutende Cultur angenommen hatte, das aber nicht in gleichem Maße weiter schritt, sondern sich mit seinem Wissen, seiner Industrie und seinen Künsten begnügte, ohne eine Vervollkommnung anzustreben, ja das sich gegen Außen durch die sprüchwörtlich gewordene „chinesische Mauer“ abschloß. Bei der großen Vorliebe der Chinesen für alle bunte Zierrath ist es wohl nicht zu verwundern, daß sie seit undenklichen Zeiten die

mannigfaltigsten Blumen mit großem Fleiße in ihren Gärten pflegten, und namentlich denjenigen Gattungen besonders zugethan waren, deren Arten sich durch allerlei Farben und Formen auszeichneten. Weit früher, als man die von ihnen gepflegten Blumen in lebendem Zustande in Europa kennen lernte, waren die Abbildungen derselben auf ihrem unvergleichlich feinen Porzellan und andern Malereien bekannt, welche als besondere Raritäten zu uns gebracht wurden und als kostbare Gegenstände in Kabineten figurirten. Man hielt diese gemalten Blumen für Gebilde der Phantasie eines sonderbaren Volkes, staunte aber später, als man die Pflanzen selbst bei uns einführte, ebensowohl über die Blumen, als auch über die Geschicklichkeit, mit welcher sie schon so außerordentlich lange von diesen Sonderlingen contrefeit wurden. Unsere beiliegende Tafel zeigt einige solche Blumen, welche bei den Chinesen stets zu den bevorzugteren gehörten, die aber auch bei uns wegen ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit augenblicklich einen glänzenden Rang einnehmen, um so mehr, als sie in einer Jahreszeit blühen, in welcher die bei weitem meisten Pflanzen im Garten und Gewächshause sich in die Winterruhe zu begeben angefangen haben. Es sind dieß die Chrysanthemum indicum, welche wegen ihres späten Blühens den populären Namen „Winter-Aster" erhalten haben.

In früherer Zeit, als die Wissenschaft der Botanik noch nicht so weit vorgeschritten war, wie jetzt, führten die oft unklaren Beschreibungen fremder Blumen zu manchen Mißverständnissen, es ist deßhalb schwer nachzuweisen, wann die ersten Chrysanthemums in Europa eingeführt wurden, indem mehrere diesen Namen führende Pflanzen in den europäischen Gärten wieder verloren gingen. Eine ganz sichere Nachweisung führt in das Jahr 1789, in welchem ein Kaufmann aus Marseille, Namens Blancard, drei verschiedene Arten aus China brachte, deren eine purpurrothe, die zweite weiße, und die dritte violette Blüthen hatte, von welchen jedoch die beiden letzteren wieder verloren gingen, die erstere aber, die purpurrothe, im Jahre 1791 in den königlichen Garten nach Paris kam, wo man aus ihr durch Cultur die veränderliche weiße erhielt. Von da an kamen nach und nach verschiedene Arten nach Europa, wo sie theils durch das Clima, theils durch die Cultur sich sehr veränderten, so daß man eine ziemliche Anzahl verschiedener Arten und Varietäten erhielt, welche später durch Samenaussaat in's Unendliche vermehrt wurden.

Die Cultur dieser schönen Blumen ist eine sehr leichte, denn man kann sie in allen gemäßigten Gegenden ganz im Freien cultiviren, wo sie im Herbste üppig blühen, wenn nicht ein gar zu frühe eintretender Frost ihrer Schönheit ein Ende macht. Um sich länger ihrer Schönheit zu erfreuen, pflanzt man sie auch in Töpfe, in welchen sich ihre Blüthendauer manchmal bis über Weihnachten hinaus verlängert, und so einen Winterschmuck gewährt, wie keine andere Pflanzengattung.

W. N.

Pflanzerleben in Amerika.

In den „freien" Staaten Nordamerika's, in New-York, Pennsylvanien, Ohio, Massachussets und wie sie alle heißen, blüht außer dem Ackerbau die Manufaktur, der Handel, die Fabrikation, das Gewerbewesen. Die Menschen sind dort einander gleichgestellt „in ihren Rechten" und streben ebendeßwegen sogar nach einer Gleichheit „in der Gesellschaft". Allerdings wird auch hier der Reichere, der Mächtigere (weil in hohen Staats- und Gemeindestellen befindlich), der Gebildetere immer ein gewisses Uebergewicht über die große Masse erhalten und behalten; allerdings ist also auch in den „freien" Staaten Nordamerika's keine Gleichheit vorhanden und wird nie in der Welt zu Stande kommen; allein dort ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß Einer aus seiner untergeordneten Stellung heraustreten, daß er sich emporschwingen, daß er ebenfalls in die Reihe der Reichen und Mächtigen und Gebildeten eintreten kann! Es kommt nur auf den Willen und die Befähigungen an! Daher kommt es, daß Macht, Bildung und Reichthum in den fleißigen und gewerbsamen Staaten Nordamerika's immer in einer gewissen Fluctuation begriffen ist, daß diese Eigenschaften nie bei einem „bestimmten" Namen, bei einer „bestimmten" Familie einheimisch bleiben, sondern daß jetzt in einem Staate ein Handwerker, dann wieder ein Fabrikant oder ein Kaufmann, und zuletzt vielleicht ein Farmer am Ruder ist. Der Besitz theilt sich und geht von Hand zu Hand; die Schulen stehen Jedem offen, der Lust hat, sich in ihnen Licht und Wahrheit zu holen; seine Carrière kann sich Jeder wählen, und Keiner hat ein Vorrecht vor dem Andern, wenigstens nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, was schon etwas heißen will.

Ganz anders ist es in den „südlichen" Staaten Nordamerika's, in den sogenannten Sklavenstaaten. Hier haben Clima und Naturverhältnisse dafür gesorgt, daß Manufakturen und Fabrikgeschäfte nur kärglich gedeihen. Die Sonne brennt zu heiß und zu entnervend, als daß die Menschen fähig wären, den ganzen Tag hinter der Arbeit zu stehen. Wenigstens für die Abkömmlinge der angelsächsischen Rasse ist dieß unmöglich, ohne daß sie sich sicherem Tode aussetzen, und die Nachkommen anderer Menschengattungen haben sich bis jetzt ohne Ausnahme unfähig gezeigt, als Handwerker, Fabrikanten und Künstler etwas mehr als Gewöhnliches zu leisten. Ja sogar im „Handel" haben die Sprößlinge der schwarzen, braunen oder gelben Rasse bis jetzt nur Geringes geleistet, und die Weißen selbst werden in heißen Zonen in der dritten und vierten Generation immer so erschlafft, daß auch ihre Leistungen denen ihrer Brüder, die in kälterem Clima aufwachsen und wirken, nicht mehr gleichzuschätzen sind. So kommt es ganz naturgemäß, daß in den südlichen Staaten Nordamerika's, da, wo die Hitze gestattet und gebietet, daß außer Tabak und Mais auch Baumwolle, Reis, Indigo und sogar Zucker gepflanzt werden, — daß da Handel und Wandel mehr oder weniger darniederliegen. Die nothwendige Folge hievon ist, daß nir-

gends durch größere gewerbliche Etablissements Manufaktur-städte im Innern des Landes hervorgerufen wurden, ja daß sogar überhaupt keine Städte entstanden, außer wo durch besonders begünstigte Lagen an großen Flüssen oder an der Seeküste Handelsniederlassungen nicht ausbleiben konnten. Aber auch diese Handelsstädte beschränkten sich immer auf das Allernothwendigste, und sie kamen bis jetzt nie zu der Blüthe, in der ihre Schwestern weiter im Norden stehen. Beschränkte sich doch der ganze Handel auf die Verwerthung der Erzeugnisse des Grund und Bodens, auf die Einfuhr der Bedürfnisse, ohne welche die Bewohner des Landes nicht leben konnten! Kann es nun, unter den gegebenen Verhältnissen, noch Jemand sonderbar finden, daß der ganze Reichthum des Südens von Nordamerika auf den Grundbesitz gegründet ist?

Allein nicht blos hierin liegt das Eigenthümliche des Südens. — Im Norden Amerika's ist der Weiße Bebauer des Landes; der Besitzer wie sein Knecht gehört derselben Rasse an. Dadurch wird eine Gleichstellung der Herren und Diener hervorgebracht, welche die letzteren ermuthigt, so bald als möglich in die Rechte der Herren einzutreten. Wer einige hundert Thaler erspart hat, kauft sich ein Stück Land und ist nun sein eigener Gebieter; einen Knecht nimmt er nur, wenn er die Bebauung nicht allein erzwingen kann. So kommt es, daß im Norden, wo der Ackerbau florirt, das Land überall in eine Masse kleiner Parzellen zerrissen wird, die alle ihre besonderen Eigenthümer haben, welche darüber frei schalten und gebieten können. Wird einer nach und nach reicher, oder gefällt ihm sein bisheriges Besitzthum aus andern Gründen nicht mehr, so verkauft er seine sechzig Acker und kauft sich anderswo einen Hof von hundert oder zweihundert Ackern, und so wechselt der Besitz fast jedes Menschenalter hindurch mehrere Male, obgleich auch hier natürlich Ausnahmen stattfinden und die reicheren älteren Familien ihren Landsitz oft fünfzig und mehr Jahre beibehalten. — Ganz anders ist es aber im Süden. Dort kann der Weiße nicht arbeiten, der Angelsachse ist des Clima's wegen nicht fähig, Baumwolle, Reis, Indigo oder Zucker zu pflanzen. Somit mußten andere Arbeitskräfte gewonnen werden, und die zunächstliegenden waren die Neger, die schwarzen Sklaven. Das Verhältniß zwischen Herr und Knecht wurde dadurch im Süden ein ganz anderes, denn der Knecht kann dort nie zum Rang des Herrn emporsteigen, er bleibt Sklave, und wenn er sogar frei wird, so bleibt er doch wenigstens Nigger, und — die Verachtung, welche der Weiße gegen den Neger hegt, ist nicht blos eine „amerikanische" Eigenthümlichkeit, sondern eine durchaus „kaukasische". So blieb der Grundbesitz im Süden immer in den Händen der wenigen Weißen, und diese wurden dadurch große Gutsherren, Plantagenbesitzer, Rittergutsinhaber.

In diesem letzteren Worte liegt Alles. Der Pflanzer des Südens ist Rittergutsbesitzer, er ist, was in Deutschland vor hundert Jahren noch der Baron, der Besitzer einer Baronie war.

Der erste Grundsatz eines südlichen Pflanzers ist: nicht zu arbeiten, sondern für sich arbeiten zu lassen. Es gibt nur Herren und Sklaven, ein Drittes ist im Süden unmöglich, denn sowie ein Herr mit seinen Sklaven, oder wie sie, auf dem Felde arbeiten würde, so müßte er nothwendig zu dieser verachteten Menschenklasse herabsteigen und würde dadurch noch verachteter werden, als diese selbst ist. Weiße Arbeiter aber kann man nicht haben, sie gehören unter diesem Himmelsstriche zu einer Sache der Unmöglichkeit. Der südliche Pflanzer kann also nicht mit seinen Leuten arbeiten, wenn er auch wollte; die Verhältnisse, wie sie einmal sind, lassen es nicht zu.

Allerdings gibt es aber deßwegen dennoch im Süden Weiße, welche arbeiten; es sind dieß entweder die Handwerker auf dem Lande, in den kleineren Städten, den kleineren Handelsniederlassungen, oder auch und neben ihnen die Kaufleute in den Seestädten, in den reichen und blühenden Handelsemporien, wie New-Orleans, Mobile, Charleston, Baltimore u. s. w. Allein deßhalb ist doch obiger Satz, daß es im Süden nur Herren und Knechte, nur Barone und leibeigene Unterthanen gebe, vollkommen wahr und richtig. Die Kaufleute nämlich in jenen Seestädten, wenn sie sich stabil niederlassen, sind genöthigt, selbst Sklaven zu kaufen und durch diese die niederen Dienstverrichtungen, als Lasttragen u. s. w., vornehmen zu lassen. Dadurch treten sie in das Verhältniß der Herren, der Barone, ein, werden aber doch, weil sie wenigstens hinter dem Schreibtische mitarbeiten, nie als ganz ebenbürtig behandelt. Sie sind die Patrizier unserer früheren Reichsstädte, welche bekanntlich immer hinter dem Landadel, dem grundbesitzenden Adel, den „Baronen", zurückstehen mußten. Ist aber einer nicht ein ganz reicher Kaufmann, sondern nur ein Mäkler oder Krämer, so wird derselbe vollends ganz über die Achsel angesehen; man duldet ihn, weil man ihn braucht; weil man entweder seine Waaren durch ihn verwerthet, oder weil man seine Bedürfnisse durch ihn bezieht, aber in die Gesellschaft wird er nicht aufgenommen. Noch deutlicher tritt diese Geringschätzung bei den Gewerbetreibenden und Handwerkern auf dem Lande oder vielmehr im Innern des Landes hervor. Ein Solcher wird durchaus nur als Taglöhner angesehen! Allerdings kann man ihn nicht auf eine Stufe mit dem Schwarzen stellen, denn er ist einmal frei und gehört zur selben weißen Rasse, von welcher der südliche Edelmann abstammt; aber — er arbeitet um's Geld, darum gehört er unter die Leute, die man bezahlt und dann wegwirft! Solche Menschen als Seinesgleichen, als „Genossen", zu behandeln, fällt keinem Plantagenbesitzer ein, und sie selbst machen auch keinen Anspruch darauf. Sie betrachten sich vielmehr als Fremdlinge, die in den Süden gekommen sind, um mit Leichtigkeit einiges Geld zu erwerben, und wieder weiter zu ziehen, sobald sie dieses in der Tasche haben. Um solchen Preis läßt sich der Yankee aus Connecticut und Massachussets schon Einiges gefallen. Er arbeitet verschiedene Jahre als Schuhmacher, Schreiner, Schmied, oder auch als Wirth, läßt sich theuer bezahlen, lacht über die verächtliche Behandlung, die ihm widerfährt, in den Sack hinein, und wendet sich wieder weiter, wenn

er sein Schäflein geschoren hat. Sich stabil niederzulassen, fällt ihm nicht ein, es müßten ihn nur besondere häusliche oder pecuniäre Verhältnisse dazu bewegen, wie sie in größeren Städten vorzukommen pflegen.

So ist also erster Grundsatz eines südlichen Plantagenbesitzers, nicht zu arbeiten, sondern als Edelherr zu leben, — und dieser Grundsatz wird strenger und gewissenhafter beobachtet, als irgend ein Gesetz, das von der Regierung ausgeht. Allerdings heißt sich der Pflanzer keinen „Adelichen", aber er heißt sich „Gentleman", und wer nicht im Stande ist, „Hände" (d. h. Sklaven) für sich handthieren zu lassen, der hat keinen Anspruch mehr auf den Titel „Gentleman". Die Gentlemen und ihre Familien bilden die „Gesellschaft", und wer also nicht, wie sie, „Edelhofbesitzer" ist, oder zur Familie eines Edelhofbesitzers gehört, der bleibt von allem näheren Umgang ausgeschlossen. So ist also im Süden Bildung, Macht und Ansehen an den Grundbesitz gekettet und kann nie wechseln wie im Norden.

Ganz übereinstimmend mit dem Begriffe „Edelhofbesitzer" ist die Wohnung des südlichen Pflanzers. Diese steht meistens mitten auf seinem Besitzthum auf einer etwas erhabenen Stelle, damit er seine fünfhundert bis fünftausend Acker Landes bequem übersehen kann. Das „Haus" (so viel bedeutend wie „Herrenhaus") ist fast immer zweistockig, selten dreistockig, weil letzteres unbequemer wäre. Wo es geht, baut man es von Backsteinen, wo nicht von Holz und Fachwerk. Im Innern bekleidet man es mit Fichtenbrettern und deckt es mit Holz von der Weißceder. In Form und Gestalt hat es meist viel Aehnlichkeit mit den größeren Landhäusern in der Schweiz. Das Parterre enthält außer einem hübschen Vorplatz zwei große Gemächer, welche zu Empfangs- und Wohnzimmern dienen. Der obere Stock enthält die Privat- und Schlafzimmer der einzelnen Familienmitglieder, wie auch die Gastzimmer. An's Parterre angebaut ist die Küche, und neben der Küche erhebt sich das „Küchenquartier", ein besonderes hölzernes Gebäude, in dessen Parterre sich das „Waschhaus" und die „Rauchkammer" (zum Räuchern des Fleisches) befinden, und dessen obern Stock die Hausssklaven einnehmen, d. h. wo sie essen und schlafen. Vergrößert sich eine Familie und wird das alte Herrenhaus zu enge, so macht man links oder rechts einen Anbau, und man kann deren oft drei bis vier finden, welche alle aus verschiedenen Zeiten herstammen. Besonders häufig, fast regelmäßig, findet sich ein Anbau für die „Bibliothek", d. h. das Lokal, wo der Familienvater — das regierende Oberhaupt — seine Papiere und nebenbei möglicherweise auch seine englischen Classiker aufbewahrt. Ober dem Bibliotheklokal und mit diesem durch eine besondere Treppe verbunden befindet sich dann das Privatzimmer des Edelhofbesitzers. Vor dem Hause dehnt sich ein oft fünf bis sechs Acker großer Garten aus, der zum Vergnügen wie zum Nutzen der Familie, halb als Park halb als Gemüse- und Obstgarten, angelegt ist. Auf diesen Garten wird große Sorgfalt verwendet; denn ein besonders gut erzogener Schwarzer (hie und da auch ein Weißer) wird als Obergärtner installirt und bekommt zwei Männer und zwei Knaben (natürlich Sklaven) als Hülfsarbeiter, im Winter weniger. Im Garten, zur Seite, steht das „Taubenhaus", das auf keiner Plantage fehlen darf, denn es wird eine Masse Tauben gehalten. Uebrigens haben im untern Theile des Taubenhauses auch andere Geflügelgattungen Platz, und diese Lokalität ist daher oft ausgedehnter, als man des bescheidenen Namens wegen vermuthen sollte. Gegenüber dem Taubenhause, ebenfalls im Garten und hinter dem Herrenhause, befindet sich der Chaisen-Schuppen, eine ziemlich ausgedehnte hölzerne Gebäulichkeit. Das eine Ende enthält den „Familienwagen" (das Gallagefährt) und das leichtere Wägelchen des Edelherrn, welches er benützt, wenn er allein ausfährt; im andern Ende befinden sich die Stallungen für die Pferde, deren immer sechs bis zwölf (je nach dem Reichthum der Familie) zum Reiten und Fahren gehalten werden. In der Mitte wird der Mais (zum Futter der Pferde) aufbewahrt, und unter dem Dache das Stroh und Heu. — So ist ein „Herrenhaus" in den südlichen Staaten Amerika's beschaffen, und wenn auch in Beziehung auf Größe, schöne Lage und gute Erhaltung, sowie noch mehr in Beziehung auf luxuriöse Einrichtung mit Teppichen, Möbeln, Spiegeln, Gemälden u. dergl., einiger Unterschied stattfindet, so ist dieser doch nicht so groß, daß nicht die Aehnlichkeit überwiegend wäre. Man sieht im Augenblicke, ob man ein Herrenhaus vor sich hat oder nicht. — Die Wohnungen für die leibeigenen Unterthanen und für deren Aufseher, sowie die Gebäulichkeiten, die für die Plantage und deren Betrieb nöthig sind, befinden sich wohl eine Viertelstunde vom Edelsitze entfernt. Das Auge der „Herrschaftfamilie" soll durch deren unmittelbaren Anblick nicht beleidigt werden!

Wenn nun aber die Familie eines Plantagenbesitzers darauf angewiesen ist, nichts zu thun, mit was beschäftigt sie sich? wie ist es ihr möglich, die Zeit todtzuschlagen? Die Antwort ist ganz einfach: die Männer reiten und jagen, die Frauen lesen und putzen sich; mit einem Worte, beide Geschlechter thun nur, was ihnen Vergnügen macht, denn zu ernsten Studien haben nur sehr, sehr Wenige Zeit. — Und wie leicht ist es, sich auf einer Plantage Vergnügen zu verschaffen? Rund herum, auf eine Entfernung von zehn bis zwanzig Meilen, ist jede Plantagenfamilie entzückt, wenn sie „Fremde anfahren sieht", denn die Gastfreundschaft der südlichen Pflanzer ist fast sprüchwörtlich geworden. So macht man sich denn fast täglich gegenseitige Besuche und ist fröhlich und guter Dinge mit einander. Ist ja doch das Piano in einem der Parterre-Salons expreß deßhalb da, daß die jungen Leute darnach tanzen können! Allerdings wird diese Fröhlichkeit nicht selten auf die Spitze getrieben, denn „das viele Romane lesen" verrückt den jungen Damen oft den Kopf, und in solchem Zustande sind sie eher zu tollen Liebeleien, als zu zarter Freundschaft geneigt. Noch ärger treiben's vielleicht die jungen Herren, denn statt zu fischen oder zu jagen, stellen sie halsbrecherische Wettrennen an, richten die Pferde zu Grunde, und versteigen sich in Wetten, welche sie kaum bezahlen können, ohne den Vater und sich selbst halb zu Grunde zu richten. Doch dieß ginge noch; aber fast auf alle zwanzig Meilen befindet sich im Süden mitten zwi-

schen den Plantagen auf einem wüsten, unangebauten Flecke Land, so zu sagen neutralem Boden, eine Taverne oder ein Trink- und Logirhaus, dem Anscheine nach zur Bequemlichkeit für Reisende errichtet, welche von der Gastfreundschaft der Herren Pflanzer keinen Gebrauch machen können oder wollen, in Wahrheit aber nichts Anderes als ein Spielhaus, in welchem die sich langweilenden Edelherren der Nachbarschaft zusammenzukommen pflegen, um nicht selten Hab und Gut an einen Wurf zu wagen. Solche Wirthshäuser werden meist von nichtsnutzigen Yankees des Nordens (nicht gebornen Südländern) gehalten, und sind der Tummelplatz für Abenteurer aller Art, die in den Süden hinabkommen, um vom Betrug im Spiel und mit andern gesetzwidrigen Mitteln ihren Beutel zu füllen. Hierdurch wurden derlei „Tavernen“ schon oft der Untergang von vielen Familien; doch muß man es den Pflanzern zum Ruhme nachsagen, daß nur der kleinere Theil derselben an solchen Ausschweifungen Theil nimmt. Dieser kleinere Theil aber nimmt genau den Standpunkt ein, welchen unsere heruntergekommenen, durch Spiel- und Trunksucht ruinirten deutschen Barone einnehmen. Nur werden derlei Herren in Amerika bei der Ungebundenheit des Lebens, das sie zu führen das Recht haben, gewöhnlich noch Raufbolde und Mörder dazu; und — auch in dieser Beziehung ist der „ritterliche Süden“ sprüchwörtlich geworden; denn Mord und Todtschlag sind in solchen Tavernen etwas Alltägliches.

(Schluß auf S. 246.)

Arc de Triomphe du Carrousel.



Der Triumphbogen hat seinen Beinamen von dem Carrouselplatze, auf dem er steht, und dieser Platz selbst wird so genannt, weil Ludwig XIV. im Jahre 1662 zu Ehren seiner Mutter und der Königin ein großes Ringelstechen nach Art der längst begrabenen Turniere daselbst abhielt.

Wer übrigens schon lange nicht mehr in Paris gewesen ist, der kennt sich auf dem Carrouselplatze nicht mehr aus. Früher nämlich hieß man so den ganzen, großen freien Raum, der zwischen den Tuillerien und dem Louvre sich ausdehnte und auf der einen Seite von der Seine, auf der andern aber von dem Platze des Palais Royal und der Rivolistraße begrenzt wurde. Jetzt, seit wenigen Jahren, ist das Louvre mit den Tuillerien durch großartige Neubauten — sämmtlich von dem jetzigen Kaiser herrührend — gänzlich verbunden, und der Carrouselplatz wurde dadurch nicht blos um ein Ziemliches verengt, sondern er zerfiel auch durch jene Bauten in zwei Theile, deren einem, dem größeren, welcher an die Tuillerien angrenzt, man den alten Namen ließ, während der engere und schmälere, welcher an den Louvre stößt und selbst wieder in zwei große Vierecke (in deren Mitte in kurzer Zeit

die Standbilder Napoleons I. und Ludwigs XIV., als der beiden größten Regenten Frankreichs, auf Befehl Napoleons III. errichtet werden) abgetheilt ist, den Namen „Place Napoleon III." erhielt. Auf dem ersteren Platze nun, welcher vom vorderen Tuillerienhofe nur durch ein hohes eisernes Gitter geschieden ist, steht, hart vor dem mittleren Haupteingange in den besagten Tuillerienhof, der wunderbar schöne Triumphbogen, welchen Napoleon I. im Jahre 1806 zur Verherrlichung seiner Siege in den zwei letztvergangenen Jahren errichten ließ, und der seit seinem Bestand ein Zielpunkt der Bewunderung für jeden Besucher der großen französischen Metropole gewesen ist.

Original ist übrigens das Kunstwerk keines, sondern es ist (in seinen äußeren Verhältnissen wenigstens) dem berühmten Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom nachgebildet. Seine Höhe beträgt 45, seine Breite 48 und seine Tiefe 26 Fuß, und drei Arkaden durchschneiden die Langseite, eine aber die Breitseite. Leider jedoch sind die im Vorder- und Hintergrunde stehenden Paläste, die Tuillerien und das Louvre, und sogar die Verbindungsgebäude zwischen denselben, allzu hoch und massig, als daß nicht der Triumphbogen vor ihnen verschwinden müßte, und so ist der Eindruck des an sich wunderschönen Werkes nicht der, welcher er wäre, wenn das Denkmal in einer andern Umgebung stände. Man bewundert wohl den reinen Styl, man ist entzückt von der Zeichnung wie von der Ausführung, aber unwillkürlich wünscht man das Werk in doppelt so großen Verhältnissen ausgeführt.

Die Marmorreliefs des Triumphbogens erinnern an eine Zeit der tiefsten Schmach für Deutschland. Das Relief an der Vorderseite rechts gibt ein Bild von der Schlacht von Austerlitz, das links von der Kapitulation General Mack's in Ulm; auf der Rückseite ist zu sehen rechts der Friedensschluß zu Tilsit, links Napoleons Einzug in München. Das Relief an der nördlichen Schmalseite zeigt den Einzug in Wien, das an der südlichen Schmalseite den Friedensschluß zu Preßburg. Man sieht: Napoleon hatte Ursache, einen Triumphbogen zu errichten!

Den breiten Fries des Monumentes zieren acht Marmorstatuen, lauter Soldaten des Kaiserreichs, welche zusammen die acht verschiedenen Waffengattungen darstellen, aus denen Napoleons siegreiche Armee bestand. An der Vorderseite sieht man einen Cürassier, einen Dragoner, einen Chasseur à cheval und einen Carabinier von der Linie; auf der Rückseite: einen Grenadier, einen Carabinier von der Garde, einen Kanonier und einen Sappeur. Solche dem Kriegerstande dargebrachte Huldigung schmeichelte dem Militär ungemein, und daher kam auch die Begeisterung für den Kaiser! Noch jetzt sind von den Hunderten, die den Triumphbogen alltäglich umstehen, immer sicherlich zwei Drittheile Militärs, und der Name Napoleons ist in Aller Munde.

Den obern Theil des Triumphbogens schmückten zur Zeit des ersten Kaiserreichs die berühmten „vier Rosse des Lysippus", welche Napoleon in seinen italischen Feldzügen sich angeeignet und nach Paris hatte bringen lassen. Als jedoch die Alliirten im Jahre 1814 Paris eroberten, ließ Kaiser Franz den Raub wieder herabnehmen und nach Venedig zurückbringen, wo die Pferde wieder ihre alte Stelle über dem Portale der Sct. Markuskirche einnehmen. Diesen Verlust zu ersetzen und um das Denkmal nicht ohne Kopfschmuck zu lassen, wurde später der Bildhauer Bosio beauftragt, das Modell einer ähnlichen Quadriga zu entwerfen, und nach diesem Entwurfe nun wurde das „Viergespann", das jetzt den obern Theil des Triumphbogens einnimmt, in Erz gegossen; doch entspricht diese Erzgruppe dem Uebrigen nicht.

Störend für den Fremden ist es, daß er den Triumphbogen nur von außen betrachten darf, denn die Arkaden, die unter ihm durchführen, zu betreten ist verboten. Noch strenger verboten ist der Eintritt in den Tuilerienschloßhof, dessen Eingang sich unmittelbar hinter dem Monumente befindet, und so muß man sich denn damit begnügen, von seinem Führer zu hören, wie dieß unter Louis Philipp ganz anders gehalten worden sei; dagegen sei es auch nur hiedurch möglich gewesen, daß sich am Abend des 28. Juni 1836 der Meuchelmörder Alibaud heimlich in einem Durchgang, der nach der Seine hinführt, aufgestellt und auf den nach Neuilly abfahrenden König seine Pistole losgedrückt habe, bekanntlich jedoch ohne zu treffen.

Vor dem Triumphbogen ist seit dem neuen Kaiserreich täglich große Wachparade der Schloßwache. Die Soldaten sollen an die glorreichen Tage unter Napoleon I. erinnert und dadurch zu ähnlichen Thaten angefeuert werden.

Th. Gr.

Pflanzerleben in Amerika.

(Schluß zu S. 245.)

Eine weit anständigere Belustigung gewährt dem südlichen Pflanzer seine alljährliche Reise nach dem Norden, nach Baltimore, Washington oder New-York. Gewöhnlich nimmt er die ganze Familie mit, und — das halbe jährliche Einkommen geht in den zwei Monaten der Reise sicherlich darauf. Allein solche Reisen gewähren doch wenigstens eine belehrende, cultivirende und bildende Abwechslung. Die südlichen Herren lernen doch einsehen, daß es außer ihren „Mitadeligen" auch noch andere Menschen in der Welt gibt, die auf diesen Namen Anspruch machen dürfen. — In Folge solcher Erfahrungen gibt der Plantagenbesitzer seine Kinder meist den Instituten des Nordens zur Erziehung über, denn die Sitte des „Hofmeisterhaltens" hat sich nie recht einheimisch machen wollen. Es ist, sonderlich für die heranreifenden Mädchen, zu viel Gefahr damit verbunden. Somit werden die Kinder mit dem achten oder neunten Jahre (bis zum sechzehnten oder achtzehnten) in die Fremde gethan, um erst als erwachsene Jungfrauen oder Jünglinge zurückberufen zu werden. Ja, letztere machen dann nicht selten noch eine Reise „in die Welt", oder werden sie, wenn sie Zweit- oder Drittgeborne sind, genöthigt, sich noch weiter „auszubilden", damit sie später ein „Staatsamt" übernehmen können, da das „Herrengut" nie getheilt wird. Im Gegentheil, wenn durch

„Heirath“ für den zweiten oder dritten Sohn keine Pflanzung erworben werden kann und wenn er keine Lust und Talent zum „in Staatsdienst treten“ hat, so kauft man ein Tausend oder mehr Acker „uncultivirtes“ Land (dessen es in den südlichen Staaten noch viel gibt), baut die nöthigen Lokalitäten, kauft eine Anzahl Sklaven, und — die neue Plantage ist fertig. Freilich gehört ein sehr geordneter Haushalt dazu, so viel Geld zu ersparen, daß man eine „neue Plantage“ ankaufen oder cultiviren kann, und — eine ganz geordnete Haushaltung findet man im Süden selten, da jeder Plantagenbesitzer durch seine Stellung als Edelmann schon genöthigt ist, einen kleinen Hof zu halten. Jeder setzt seinen Stolz und seine Ehre darein, daß sein Edelsitz der Mittelpunkt für die ganze „gebildete Welt“ der Nachbarschaft werde, und oft und viel ruinirt er sich durch übertriebene Pracht und übertriebene Gastfreundschaft, denn — seine Salons sind nicht selten wochenweise der Tummelplatz der feinen Welt des ganzen Staates und der Höchststehenden in der Regierung des Landes. Doch — in solchen Fällen, wenn das Geld durch Verschwendung anfängt knapp zu werden, genirt man sich nicht, den Ertrag der Baumwollenernte auf zwei und mehr Jahre hinein „zum Voraus“ zu verkaufen, man genirt sich nicht, sogar Wucherzinse für ein geliehenes Kapital zu bezahlen, nur um die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten! Aber — was der Vater verschuldete, müssen dann die Kinder büßen.

Eigenthümlich ist das Verhältniß des Pflanzers zu seinen Sklaven. Nehmen wir einmal eine Plantage an, deren Inhaber nicht verschuldet ist, und dessen Familie — wie gar oft — durch ihre Erziehung zu den Gebildetsten des Landes gehört. In diesem Falle darf man sicher sein, daß das Verhältniß zu den leibeigenen Unterthanen ein förmlich patriarchalisches ist. Allerdings kommt der Inhaber des Herrensitzes mit den Sklaven nicht viel in „unmittelbare“ Berührung, denn für die Besorgung der wirthschaftlichen Dinge hat er seinen Oberaufseher (Overseer), welcher Oberknecht und Rentamtmann zugleich ist. Der Overseer hat nämlich nicht blos die gesammte Arbeit auf dem großen Gute zu leiten, nicht blos alle Arbeiter zu beaufsichtigen, dieselben zu belohnen oder zu strafen; sondern ihm liegt auch die gesammte Rechnerei ob; er hat wie für die Einheimsung der Ernte, so auch für den Verkauf der Waaren zu sorgen; er führt die Bücher und holt seine Anweisungen nur „im Allgemeinen“ vom Gutsherrn, während die „spezielle“ Ausführung ihm selbst obliegt. Aber obgleich somit der Oberaufseher so zu sagen die Mittelsperson zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen bildet, so läßt es doch ein guter und vernünftiger Herr nicht an guter Fürsorge für die Unterthanen fehlen. Nicht blos sorgt er dafür, daß der Overseer kein zu grausamer und roher Patron ist, nicht blos ordnet er an, daß die Sklaven gut mit Speise und Kleidern versehen und in Krankheitsfällen richtig verpflegt werden; sondern er sieht von Zeit zu Zeit auch selbst nach seinen „Untergebenen“, um sich von ihrem „Zustande“ zu überzeugen. Ja er geht noch weiter, er lernt seine Sklaven sogar kennen und tritt Gnade ertheilend auf, wie ein regierender Fürst, wenn der Overseer eine Strafe verhängt hat! Hat ja doch jedes Mitglied der Familie einen eigenen Leibdiener, die Tochter so gut als die Mutter, und der Sohn so gut als der Vater! Natürlich aber ist dieser Leibdiener oder diese Leibdienerin das Kind eines Sklavenpaares, das auf dem Gute aufgewachsen ist, und steht somit in Verwandtschaft zu den übrigen „Unterthanen“. Soll nun einer der letzteren gestraft werden, so legt fast regelmäßig der Leibdiener eine unterthänige Fürbitte ein, und fast eben so regelmäßig folgt die Begnadigung, wenn solche nur irgend am Platze ist. Ueberdieß ergreift der gute Pflanzer jede Gelegenheit, um seine Sklaven durch Liebe an sich zu fesseln; er gibt ihnen jährlich verschiedene Feste, z. B. am Christtag, bei einer Hochzeit in der Familie, bei einer Kindtaufe, am Neujahr, nach Beendigung einer schweren Arbeit u. dergl., und solche Feste bleiben dem Sklaven unvergeßlich, denn er bekommt da ungewöhnlich gut zu essen und zu trinken, und darf überdieß singen und fröhlich sein und „tanzen“ nach Herzenslust. — Das Allerbeste aber kommt noch. Nämlich ein gutgearteter und gebildeter Plantagenbesitzer wird seine Sklaven nie verkaufen. Er wird nie Familienbande ohne besondern Grund zerreißen und eine Tochter dahin und einen Sohn dorthin in die Sklaverei veräußern, sondern seine Unterthanen bleiben generationenweise auf der Pflanzung und rechnen sich so zu sagen als Mitglieder der Familie, als Angehörige der Plantage, und fühlen sich als solche so glücklich, daß sie, wenn man ihnen die Wahl läßt, frei zu sein oder bei ihrem Herrn zu bleiben, unbedingt und immer das Letztere wählen, wie hunderte von Beispielen zeigen.

Nehmen wir aber umgekehrt eine Plantage an, deren Besitzer ein Spieler, ein Raufbold, ein „heruntergekommener Edelherr“ ist: wie ganz anders gestaltet sich hier das Verhältniß! Nicht blos ist er ein Tyrann gegen seine Unterthanen — und kleine Tyrannen sind noch immer die ärgsten gewesen, — nicht blos wird er durch seine Verschwendung und Liederlichkeit gezwungen, da und dort einen Sklaven zu verkaufen und Kinder von den Eltern „auf immer“ zu trennen, — nicht blos tritt er selbst gar oft in ein zügelloses und schändliches Verhältniß zu seinen Sklavinnen und verkauft sogar deren Reize an seine Freunde, — nicht blos geschieht alles dieß, sondern es kann das ganze Verhältniß am besten damit klar geschildert werden, wenn man an die Wirthschaft der herabgekommenen Edelherren in Europa am Ende des vorigen Jahrhunderts erinnert. Konnte man etwas Widerlicheres sehen, als die Lumpenwirthschaft eines solchen Duodeztyrannen? Gerade so ist's in Amerika. Ein roher, wüster, verdorbener Grundherr hat in Folge seines Treibens (und vielleicht auch schon in Folge des Treibens seiner Eltern) nicht mehr die Mittel, im Aufwand mit seinen Nachbarn concurriren zu können; deßwegen soll aber doch die Ehre des Hauses aufrecht erhalten werden, und um dieß nun möglich zu machen, werden nicht blos die Leibeigenen übermäßig zur Arbeit angestrengt, sondern es wird ihnen auch so viel als nur immer möglich an der Nahrung und Kleidung entzogen, so daß, wenn man halbverhungerte und fast ganz nackte Sklaven vor sich sieht, man

immer weiß, mit welcher Art Plantagenbesitzer man es zu thun hat. Allerdings geht auch hier Alles durch die Mittelsperson des Overseers; aber natürlich wird ein Overseer „nach dem Geschmacke des Gutsherrn" angestellt, und der Letztere scheut sich nicht, selbsthandelnd mit einzugreifen, um den Aufseher zu immer größerer Grausamkeit aufzumuntern. Ist ja dieser nichts Anderes, denn das Werkzeug in der Hand des Herrn, und würde im Augenblicke mit Schimpf entlassen, wenn er sich den Leidenschaften und Wuthausbrüchen seines Patrons widersetzen wollte!

Solcher Art ist das Pflanzerleben in Amerika. Jeder Fremde kann sich mit Leichtigkeit davon überzeugen, denn jeder Weiße, er mag herkommen woher er will, ist auf einer Plantage als Gast willkommen, und sogar auf Wochen und Monate willkommen. Man wird ihn hochhalten und auf jegliche Weise ehren, sobald er sich nicht einfallen läßt, gegen das Institut der Sklaverei tadelnd aufzutreten, denn darin versteht der südliche Pflanzer — auch der feinstgebildete — keinen Spaß, und ein offenes oder heimliches Agitiren gegen die Sklaverei hat schon manchen Nordländer sogar das Leben gekostet.

Th. Gr.

Antilopen.

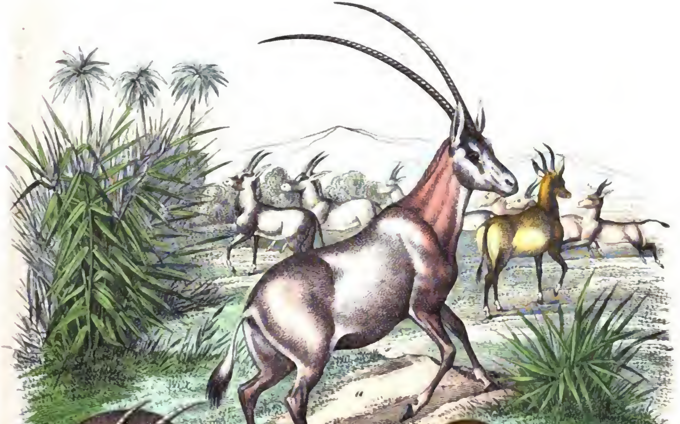
(Taf. 32.)

Nirgends auf der ganzen Erde ist dem kühnen Jäger, der vor keiner Mühe und Gefahr, vor keiner Entbehrung zurückschreckt, ein reicheres Feld zu ununterbrochener Thätigkeit und Aufregung geboten, als im südlichen Afrika. Die Ebene und das Gebirge sind außerordentlich reich an allen Arten von Wild, darunter aber freilich auch an solchem, mit welchem eine Begegnung öfters weder beabsichtigt noch erwünscht ist. Löwe, Leopard, Rhinoceros, Elephanten und Nilpferde heißen jene Bewohner der Wildniß, mit welchen sich nicht immer auf freundschaftliche Weise unterhandeln läßt. Das ist aber gerade der Reiz für den Jäger jener Gegenden, daß jeder Tag andere Situationen, andere Gefahren und neue Triumphe mit sich bringt, daß er seine Taktik oft plötzlich ändern, von der Offensive in die Defensive übergehen, vom Verfolgen ablassen und selbst die Flucht ergreifen muß. Dessen ist er gewiß, daß, so lange ihm und seinem Roß kein Unfall begegnet, so lange er Schießbedarf und Brennmaterial besitzt, der Hunger ihm nicht an's Leben geht, denn **Wildpret** steht ihm stets zu Gebot; sein gutes Auge und seine sichere Hand sind ihm bei solchem Wildreichthum sichere Bürgen dafür. Am zahlreichsten, an Arten sowohl als an Individuen, ist das Geschlecht der Antilopen im südlichen Afrika vertreten; es kommen dort mehr als 20 verschiedene Arten vor, die alle ein mehr oder minder treffliches Wildpret liefern. Freilich hat die Zahl aller Jagdthiere ungemein abgenommen, seitdem die Europäer mit ihren guten Schießwaffen in das Innere des südlichen Afrika's vorgedrungen sind. Es ist kaum glaublich, welch' ungeheure Mengen von Elephanten, Rhinocerossen, Antilopen 2c. von den jene Gegenden bereisenden Naturforschern und Jägern erlegt wurden. Der berühmte schwedische Naturforscher Wahlberg hat z. B. allein in 9 Jahren gegen 400 Elephanten erlegt *). In der südlichen Spitze Afrika's sind jetzt sogar die meisten Antilopen gänzlich ausgerottet; desto größere Heerden, von Hunderten, ja Tausenden gebildet, leben noch heute in den angrenzenden Gebieten, und namentlich in den von Livingstone bereisten Gegenden Centralafrika's.

Eine der häufigsten Arten ist die **Ochsen-Antilope**, Antilope caama *Cuv.* (Fig. c unserer Tafel). Sie hat eine Schulterhöhe von 5 Fuß, einen stark abfallenden Rücken, sehr langen und schmalen Kopf, schlanke, doppeltgekrümmte, mit zahlreichen Ringeln versehene Hörner. Die Grundfarbe der Behaarung ist lebhaft zimmtbraun; Stirn, Vorderseite der Vorderbeine und die Außenseite der Hinterbeine sind schwarz. Sie war früher in der Cap-Colonie nicht selten, ist aber dort allmälig ganz verschwunden und in's Innere des Landes zurückgedrängt, wo sie, meist in kleineren Gesellschaften, bisweilen auch in Heerden von hundert bis dreihundert Stücken, die ausgedehnten Ebenen bewohnt. Als Anführer der Heerde fungiren gewöhnlich drei oder vier alte Männchen, welche, das Recht des Stärkeren ausübend, die jüngeren Männchen forttreiben und dieselben nöthigen, eigene Heerden zu bilden; dabei kommt es nicht selten zu hartnäckigen Kämpfen. Sie lassen sich, um zu kämpfen, auf die Kniee nieder, halten den Kopf parallel mit dem Boden, indem sie die Nase zwischen die Vorderfüße stecken, und stoßen in dieser Stellung Kopf gegen Kopf wüthend auf einander los; sie bringen sich auf diese Weise tiefe Wunden bei, auch ereignet es sich nicht selten, daß sie sich mit den Hörnern so in einander verstricken, daß sie dieselben kaum mehr auseinander zu bringen vermögen.

Die Ochsen-Antilope ist trotz ihrer etwas plumpen Figur außerordentlich flüchtig. Eine Eigenthümlichkeit, welche auf wenig entwickelte Fähigkeiten schließen läßt, ist die, daß sie, wenn sie verfolgt wird, öfters stille steht, ihren Verfolger betrachtet und dabei aus vollen Kräften zu niesen pflegt; im dünnbewachsenen Terrain könnte man glauben, die Antilope wolle mit dem Jäger Fangen und Verstecken spielen, indem sie sich immer wieder hinter einen Baum stellt und von da hervorschaut; einem guten Schützen ist es nicht schwer, sie bei dieser Gelegenheit zu erlegen. — „Auf meinen Jagdzügen," erzählt Kapitän Harris, „fand ich nicht selten die frischen, noch rauchenden Ueberreste dieser Antilope an dem Orte, wo sie kurz vorher von einem Raubthiere überrascht und niedergerissen worden war; auch gaben mir die vielen gebleichten Schädel und wurmstichigen Hörner, welche hier und dort auf der Ebene zerstreut sind, den klaren Beweis, daß der Löwe und der gescheckte Wüstenhund (Hyaena venatica, Canis pictus) hier reiche Mahlzeit gehalten und unter den Ochsen-Antilopen tüchtig aufgeräumt hatten. Eines Morgens schoß ich aus einer großen Heerde, welche in einiger Entfernung von mir äste, eine

*) Wahlberg verlor auch auf der Elephantenjagd im März 1856 das Leben; ein von seinen Begleitern verwundeter Elephant stürzte sich auf ihn, warf ihn, ehe er schießen konnte, zu Boden und zerstampfte ihn mit den Füßen, so daß er sogleich den Geist aufgab.



1860

32

starke männliche Ochsen-Antilope und verbarg sie, nachdem ich als Trophäe den Kopf mit seinen von hohem Alter zeugenden Hörnern abgeschnitten hatte, in einem Busch. Kurz darauf traf ich einen meiner Metabili-Führer, welcher allein herumstrolchte, um etwas zu essen zu suchen; ich wies ihm die Stelle an, wo die Antilope lag, und ersuchte ihn, wenn er mit Essen fertig sei, den Kopf nach dem Reisewagen zu tragen. Als ich auf dem Rückwege diesen Platz wieder berührte, sah ich zu meiner Ueberraschung meinen Freund auf dem Gipfel einer Mimose sitzen und verdächtige Zeichen nach einem benachbarten Gebüsche hin machen; der halbaufgezehrte Rumpf der Antilope und die frischen Fährten eines Löwen machten mir den Stand der Dinge schnell klar. Da jedoch die zottige Majestät ihren ersten Appetit bereits befriedigt hatte, so dünkte es ihr nicht der Mühe werth, mir den Rest streitig zu machen; auch ließ ich ihr, offen gestanden, nicht lange Zeit zur Ueberlegung, indem ich mich schnellmöglichst mit dem bescheidenen, mir übrig gelassenen Antheile davonmachte."

Eine der seltensten Antilopen, welche gar vielen naturhistorischen Museen fehlt, ist die Pferd-Antilope, Aigocerus equina *Desm.* (Fig. b unserer Tafel).

Sie wird an den Schultern 5 Schuh hoch und ist äußerst kräftig gebaut; die Hörner sind sehr stark, 2 Fuß lang und mit 27—30 Ringeln versehen. Die Behaarung ist weich, seideartig und wechselt in der Farbe von bräunlichem zu röthlichem Weiß. Auf dem Nacken steht ein Kamm von steifen Haaren. Ueber die Stirn und die Augen ziehen sich schwarze Streifen, welche sich vorn vereinigen. Das Weibchen hat keine Hörner.

Der Aufenthalt dieser Antilope sind gebirgige Gegenden des südlichen Afrika's, so namentlich die Bergrücken, auf welchen der Vaal- und Limpopo-Fluß entspringen. Sie ist nicht so gesellig, wie andere Antilopen, und bildet nach Harris nur kleine Heerden oder Familien. Er erzählt unter Anderem: „Sowohl die Schönheit dieser Antilopenart, als auch ihre große Seltenheit erregten mein Interesse und den Wunsch, sie zu erlegen, in hohem Grade; derselbe wurde noch gesteigert durch die Schwierigkeiten, mit welchen diese Jagd verbunden ist. Nach Mittheilungen meines Freundes Dr. Smith, in dessen Naturaliensammlung ich diese schöne und imposante Gazelle gesehen hatte, war dieselbe auf dem zerklüfteten Gebirgsplateau zwischen Daniels Kuil und Kramer's Fontein anzutreffen. In der That stöberte ich dort, als ich allein mit meinem Pferde und meiner Flinte über jene Hügelspitzen hinwanderte, zum ersten Male eine Heerde dieser Antilope auf. Der Boden war nur dünn mit einer spärlichen Vegetation bedeckt und mit einzelnen kümmerlichen Bäumen und struppigem Buschwerk bewachsen. Als ich aufmerksam über den Rasen dahinritt, gewahrte ich plötzlich einen scheckigen Antilopenkopf mit steinbockartigen Hörnern aus einem nahen Gestrüpp hervorschauen, und war keinen Augenblick im Zweifel, mit welcher Antilopenart ich es zu thun hatte. Rasch sprang ich vom Pferde, und als die bunte Heerde eben anfing davon zu rennen, sandte ich dem alten Bock, welcher die Heerde leitete, eine Kugel durch die Rippen. Die Wunde war nicht tödtlich, und obgleich ich die silberweiße Figur hin und wieder in der Ferne blinken sah und der schweißigen Fährte elf volle Stunden über Berge und Thäler folgte, so zwang mich doch zuletzt die sinkende Sonne, von der Verfolgung abzustehen und auf den Besitz der sehnlichst gewünschten Beute zu verzichten, die mir sicher gewesen wäre, wenn ich Begleiter bei mir gehabt hätte, die mir in der Verfolgung hätten beistehen können. Bis ich den Limpopo-Fluß erreichte, bekam ich kein einziges Exemplar dieser Antilopen zu Gesicht, und auch dort, wo sie verhältnißmäßig am zahlreichsten sind, traf ich nur kleine Heerden, mit einem Bock an der Spitze, oder Gesellschaften von ca. zwölf jungen Böcken an. An Größe einem arabischen Pferde gleichkommend, zeichnet sich diese Antilope durch äußerst kräftigen und muskulösen Körperbau aus und scheint ausschließlich für das felsige und zerklüftete Terrain geschaffen zu sein, welches sie bewohnt. Bei ihrer großen Klugheit und Wachsamkeit wird es dem Jäger, sei er nun zu Pferde oder zu Fuß, sehr schwer, dieselbe zu überlisten, indem sie sich bei annähernder Gefahr in die terrassenförmigen Gebüsche zurückzieht, welche jene kahlen Berge gürtelartig umziehen; nach geraumer Zeit entdeckte ich jedoch, daß diese Antilope nicht sehr flüchtig ist und daß sie von einem Reiter auf leidlich gutem Rosse, wenn er sie auf freien oder dünnbewachsenen Lichtungen überrascht (auf welchen sie Morgens und Abends zu weiden pflegt), in einer Viertelstunde eingeholt und erlegt werden kann. Die größte Heerde dieser Antilope, welche ich während unserer Expedition antraf, bestand aus 15 starken Böcken. Nachdem ich denselben vier Stunden lang zu Fuße nachgeschlichen war, ohne zu Schuß kommen zu können, bestieg ich eine Anhöhe, und bemerkte von dort, wie sie in eine seichte, mit Rasen bedeckte Schlucht zogen, welche den Eingang zu einem abgeschlossenen Thale bildete. Nicht ohne Grund vermuthete ich, daß sie sich dort während der Tageshitze niederthun wollten. Ich ging daher nach dem Lager zurück und instruirte einige Hottentotten, welche die Antilopen sachte und ohne Lärm nach dem Ende des Thales zutreiben sollten; ich selbst wollte ihnen den Weg dahin abschneiden und stellte mich in einem Seitenthälchen gut versteckt auf. Die List gelang, die Heerde defilirte in schwerfälligem Galopp an mir vorüber, und ich erlegte mit jedem meiner zwei Büchsenläufe einen prächtigen Bock. In dieser herrlichen Gegend, geradezu südlich von den Cashan-Gebirgen gelegen, war diese Antilope häufig, und es verging kein Tag, ohne daß wir einige Heerden davon zu Gesicht bekamen. Als ich eines Nachmittags in Begleitung einiger Hottentotten auf der Jagd war, bemerkte ich plötzlich auf der Spitze eines Hügels, der mit den Trümmern eines längst verfallenen Hottentottendorfes bedeckt war, eine Pferd-Antilope, welche sich gleich einer Bildsäule vom Horizonte abhob und die ganze Gegend mit ihrem Blicke beherrschte. Da es nicht möglich war, ihr bei dieser günstigen Stellung unbemerkt beizukommen, so beschloß ich, auf mein gutes Pferd vertrauend, scheinbar nach einer andern Richtung hinzureiten, um plötzlich zu wenden und der Antilope in die Seite zu fallen. Das kluge Thier traute jedoch meinen Bewegungen nicht

und zog sich nach der andern Seite zurück, von welcher ich anfangs gekommen war; das war gerade, was ich wünschte; kaum waren mir ihre Hörner hinter dem Hügel verschwunden, als ich im schnellsten Galopp hinauftritt und oben zu meiner Freude bemerkte, wie sie in einer Entfernung von dreihundert Schritten gemächlich den Hang hinabtrabte. Als sie jedoch den Hufschlag meines Pferdes hinter sich hörte, merkte sie augenblicklich, daß ich ihr den Vortheil abgewonnen, und rannte, ohne den Kopf zu wenden, polternd über das lose Gestein dahin, Sand und Steine mit ihren Hufen hinter sich schleudernd. Aber umsonst, mit jedem Schritte ward die Entfernung, die mich von ihr trennte, geringer, und noch ehe sie am Fuße des Hügels angelangt war, befand ich mich dicht hinter ihr. Sie fühlte, daß kein Entrinnen möglich war; mit weit hervorhängender Zunge und keuchendem Athem kehrte sie sich um, sträubte die borstige Mähne und that einen wilden Schrei. Der Schaum stand ihr vor dem Maule, ihre rothen Augen glänzten feurig, und indem sie mit dem Schweife die Luft peitschte, senkte sie die Hörner, um sich zum Kampf zu bereiten. Ein paar Kugeln, welche ich ihr zusandte, verhinderten sie an diesem Entschluß, und wie das gewaltige Thier so in der äußersten Bedrängniß, unfähig vorwärts noch rückwärts zu gehen, vor mir stand, machte es einen außerordentlich großartigen Eindruck auf mich. Ich konnte mich daher nicht entschließen, dem armen Thiere den Gnadenstoß zu geben, ehe ich eine flüchtige Skizze nach dem lebenden Original in mein Skizzenbuch aufgenommen hatte."

Die weiße Antilope, Antilope leucoryx *Pall.*, (Fig. c unserer Tafel) ist etwas kleiner als die beiden vorigen Arten. Sie zeichnet sich namentlich durch die sehr langen, mit 26—40 Ringeln versehenen Hörner aus. Die Behaarung ist weiß, am Halse röthlich, ein Streif durch's Auge und die Stirn schwarzbraun.

Sie ist in Arabien, Persien und in den oberen Nilländern heimisch, und wird von einigen Naturforschern (zuerst von Cuvier) für identisch mit dem kapischen Gemsbock, Oryx capensis (Buch der Welt 1847, Taf. 7) gehalten, mit welchem sie namentlich in der Lebensweise auffallend übereinstimmen soll.

J. H.

Eine Stunde in einer Kohlengrube.

Mancher, der festen Schrittes an einem jähen Abgrunde hinschreitet, schüttelt bedenklich den Kopf, wenn er in eine Kohlengrube hinabsteigen soll. Auch uns wurde es etwas unheimlich zu Muthe, als wir in den dunkeln Gängen der Lund-Hill-Kohlengrube herumtappten, besonders wenn wir der schrecklichen Explosion vom 19. Februar 1857 gedachten, welche hundert und fünfzig Menschen hier das Leben gekostet hatte.

Das Steinkohlenlager von Lund-Hill in Süd-Yorkshire liegt in einer Tiefe von 500 Fuß. Alles rings herum deutet auf Kohlen — Kohlenhaufen, Kohlenkarren, Kohlenwaagen u. s. w.; ohne uns lange dabei aufzuhalten, richten wir uns zur „Einfahrt". Wir treten auf eine eiserne Plattform, halten uns an einer Querstange, um desto fester zu stehen, und hinunter geht es, und bald ist pechschwarze Finsterniß um uns her. Sonst stieg man an Leitern auf und ab, selbst als Maschinen zum Heraufziehen der Kohlenkarren schon längst im Gebrauch waren, und in einigen Zinn- und Bleiminen Cornwalls ist dieß noch der Fall; doch wenden die Grubenbesitzer jetzt immer häufiger Dampfkraft an, um ihren Leuten diese saure Arbeit zu ersparen. Der Schacht ist bald kreisförmig, bald viereckig; die eiserne Plattform arbeitet in Zargen, welche an den Seiten des Schachts hinuntergehen, und hängt in Ketten oder Tauen, die mit einer Dampfmaschine in Verbindung stehen; sie ist geräumig genug, um sechs bis acht Mann oder zwei Kohlenkarren zu fassen. Die Einfahrt geschieht rasch und regelmäßig, und ist hauptsächlich bemerkenswerth durch die eigenthümliche Art, wie das Tageslicht allmälig in der Tiefe erlöscht.

Ist die Plattform auf dem Boden angekommen, steigen wir aus und sind in der Kohlengrube. Man sagt uns wenigstens so, denn sehen können wir nichts, außer kleine Lichtpunkte, welche die Finsterniß noch auffallender machen. Das Auge braucht einige Zeit, um sich daran zu gewöhnen, aber wenn wir, mit einem Lichte oder einer Lampe versehen, weiter zu tappen anfangen, so finden wir uns in einem Gange, der sich scheinbar in's Unendliche fortzieht, und allmälig erkennen wir, wie die Höhe dieser Gänge von der Dicke des Lagers abhängt. Das Hauptlager, worin man zu Lund-Hill jetzt arbeitet, ist nicht ganz von der Höhe eines gewöhnlichen Mannes und oben und unten von einer Art Thonschiefer begrenzt, den man zu Nichts gebrauchen kann. Die Kohle selbst wird mit Spitzhämmern und andern Werkzeugen gehauen und auf die Karren geladen. Aber bei dieser Arbeit bedarf es der steten Aufmerksamkeit des Aufsehers. Angenommen, ein Kohlenlager erstrecke sich, 4 Fuß dick, über eine Quadratmeile in einer Grube; man möchte gern alle Kohle gewinnen, aber geschähe dieses, so würde die darüber befindliche Last das Dach der Grube eindrücken; daher theilt man die Kohle in Gänge von 6—8 Fuß Breite, die einander schachbrettartig durchschneiden, und läßt zwischen den verschiedenen Alleen viereckige Blöcke stehen. Diese stützen das Dach, hin und wieder mit starken Balken; und es erfordert viel praktische Erfahrung, um zu bestimmen, wie viel Holz, wie viel Kohle zu diesem Zwecke nöthig ist. Einige Grubenbesitzer, die mehr habsüchtig, als vorsichtig sind, schneiden viel Kohle weg und setzen wenig Zimmerholz ein; da kracht es dann häufig nachher zusammen. Manchmal fallen auch verlassene Kohlengruben ein, indem sie mit den Häusern der Bergleute oben auf der Erdoberfläche ein trauriges Spiel treiben; dieß kommt in Staffordshire vor, welches von Kohlengruben und Eisenminen zellenförmig durchlöchert ist.

Ist man eine Stunde in den finstern Gängen herumgewandert, so wird man nach und nach mit den eigenthümlichen Arbeitsverhältnissen vertrauter. Hier ist ein

vertikaler Schacht, durch verschiedene Bodenschichten getrieben und zwei oder drei Kohlenlager bloßlegend. In diese Lager sind Gallerien gehauen, welche sich nach verschiedenen Richtungen verzweigen, theils horizontal, theils der Neigung der Schichten folgend, aber sämmtlich darauf berechnet, die Bearbeitung der Kohle und deren Förderung nach dem Aufzugsschacht zu erleichtern. Hier ist eine Dampfmaschine, um das Wasser auszupumpen, welches sich allmälig in der Grube ansammelt; dort ein Schienenweg durch den Gang, auf dem die Karren hin und her laufen; weiterhin umfassende und kostspielige Vorrichtungen für den Zutritt reiner Luft von oben und deren Leitung nach allen Spalten und Rissen der Grube; deßgleichen zur Abführung der unreinen Luft; und ein großes Feuer brennt Tag und Nacht auf dem Grunde des hiezu dienenden, emporgetriebenen Schachtes, um einen Zug hervorzubringen und die faule Luft aus allen Theilen der Grube nach diesem Punkte zu ziehen. Hier sind die Bergleute mit ihren Lichtern, um die Kohle aus dem Bette, wo sie seit Jahrtausenden lag, hervorzuholen; dort laden deren Gehülfen dieselbe auf die Karren, welche alsbald, je nach der Höhe des Ganges von Knaben oder Pferden gezogen, mit ihrer Last davoneilen.

Die Gänge sind selten mannshoch, daher muß man in gebückter Haltung marschiren; über uns befindet sich ein Balken, und ein tüchtiger Stoß an den Kopf dient zur Aufforderung, sich noch mehr zu krümmen; da bekommen wir irgend ein Bruchstück unter die Füße und stolpern darüber; jetzt läßt sich ein hohler Ton vernehmen, woraus wir erkennen, daß ein kleiner Kohlentrain im Anzuge ist; aber bei dem Schimmer einiger Lichter in der Finsterniß bleibt es zweifelhaft, ob er uns überfahren wird, oder nicht; weiter treten wir in eine Lache, welche uns belehrt, daß das Pfützenwasser noch nicht völlig abgeführt ist. Die Seiten und Wände und der Fußboden sind, wie bereits angegeben, so tiefschwarz, daß kaum ein Lichtreflex auf das Auge fällt, und die herumflackernden Lichter gleichen nur hellen Funken in einer maßlosen Finsterniß. Doch ist es an den entfernten Enden der verschiedenen Gänge, wo die Arbeit vor sich geht, nicht so ganz schlecht; hier liegen der matte Schieferthon und die verhärtete Thonerde in nächster Nähe mit der glänzenden bituminösen Kohle, welche die von dem Lichte ausgehenden Strahlen weiterträgt. Jetzt ist es Essenszeit, und wir stoßen auf eine Anzahl Arbeiter, die sich auf Kohlenhaufen ausgestreckt haben und nur wenige Kleider, aber desto mehr Kohlenstaub an sich tragen; wenn wir ihr Geplauder beim Essen nicht verstehen, so darf uns das nicht wundern, denn auf den an sich eigenthümlichen Yorkshire-Dialekt ist noch ihre ganze technische Ausdrucksweise gepfropft; aber sie bilden ein ehrliches, hart arbeitendes Menschengeschlecht, das noch viel von dem Charakter alter Zeiten bewahrt hat. Sie arbeiten in Schichten von acht Stunden, was für eine schwere Muskelanstrengung, in gebückter Stellung fünfhundert Fuß unter dem Tageslichte, gerade lang genug ist.

Sonst arbeiteten noch Weiber und Mädchen in diesen schwarzen Löchern. Wie man einst kleine Knaben in die Kamine hinaufschickte, weil die Schläuche für Männer zu eng waren, so brachte man Knaben, Mädchen und junge Weiber in die Gänge der Kohlengruben, welche für ausgewachsene Männer zu wenig mächtig waren, — abgesehen davon, daß der Lohn noch geringer ausfiel. Wenn nämlich ein Kohlenlager nur 2—3 Fuß mächtig ist, wird die Arbeit sehr mühsam; an einigen Orten kann man nur auf dem Boden liegend arbeiten, und der Spitzhammer wird auf eine sehr beschwerliche Weise nur seitwärts gehandhabt. Um nun die Kohlen aus diesen niedrigen Gängen nach dem Schachte zu bringen, dazu verwendete man jene unglücklichen Geschöpfe; da nämlich weder Pferd noch Pony aufrecht darin stehen konnte, so bedurfte es der Handarbeit, um die Kohlen von einem Orte zum andern zu schaffen, und weil auch jene sich nicht aufrecht halten konnten, krochen sie auf allen Vieren wie Thiere. Solcher Art waren die schrecklichen Gemälde, welche vor achtzehn bis zwanzig Jahren die Commission für Untersuchung der Gruben an's Licht brachte — halb erwachsene Mädchen, fast nackt, auf allen Vieren gehend, die Kohlenkarren durch die kaum 3 Fuß hohen Gänge ziehend, an Ketten gespannt, die ihnen um den Leib und zwischen den Beinen durchgingen! — Es gab Gruben, wo Mädchen und Weiber an Leitern den Schacht hinunterstiegen, durch 3—4 Fuß hohe Gänge tappten, Körbe mit ein bis drei Centnern Kohlen auf Hals und Schultern nahmen, die Körbe mit Streifen um die Stirne festbanden, den Körper bückten, bis diese Körbe — den Strahlmuschelschalen ähnlich — eine horizontale Richtung annahmen, die Lampe oder das Licht an den Streifen vor der Stirne hingen, und sich so schmerzlich durch die niedrigen Gänge und die Leitern hinaufarbeiteten, bis sie den Schacht erreichten, wo sie die Kohlen in die Züber leerten, welche mit Maschinen hinaufgezogen werden. Zuweilen brach wohl das Stirnband, und die Kohlen fielen auf die Mädchen, welche weiter unten auf derselben Leiter standen. Seit dem Jahre 1843 dürfen keine weiblichen Personen mehr, und ebensowenig Knaben unter zehn Jahren, in den Gruben verwendet werden, und die Kohlengrubenbesitzer sind verpflichtet, zu jeder Zeit Inspektoren zuzulassen, welche sich von der Beschaffenheit des Schachtes, der Arbeit, der gesundheitspolizeilichen Maßregeln, der Behandlung der Knaben u. s. w. überzeugen können. Indessen gibt es noch immer Kohlengruben, wo man auf Händen und Füßen kriechen muß, weil man bei wenig mächtigen, aber sonst guten Kohlenlagern nicht anders arbeiten und das Material vorwärts bringen kann.

Die meisten Kohlen aus Lund-Hill und den benachbarten Gruben gehen nach London, welches jährlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen davon bedarf — ein Quantum, aus dem sich ein Band um die ganze Erde von 1 Elle Breite und 4 Zoll Dicke machen ließe!

(Nach Chambers' Journal.) Dr. B—e.

Eine Ansicht des Parks von Pratolino bei Florenz.

Die Gegend um Florenz ist ein immergrüner Garten voll duftender Blüthen, während der einen, und voll köstlicher Früchte während der andern Jahreszeit. Unzählige Landhäuser sind über die Ebene zerstreut und schauen zwischen den Olivenwäldern und Rebgeländen wie feine Gemälde heraus, während der Arno einen Silberfaden durch das grüne Thal zieht und die sanft ansteigenden Berge mit Kastanienbäumen bedeckt sind, aus denen hin und wieder die dunkle Cypresse neben der hochstämmigen Pinie hervorragt.

Besonders schön ist der Anblick am Abend, wenn die Sonne sich neigt, denn ein wunderbar inniger Goldglanz ist dann über die ganze reiche Landschaft ausgegossen, der sich allmälig in zarten Silberduft auflöst, durch welchen die aus den Landhäusern aufsteigenden Rauchsäulen gleich riesigen Dämonen hindurchziehen. Kein Wunder also, wenn jeder Palast, vom Palazzo Vecchio, dem ehemaligen Sitz der Senatoren der Republik Florenz, an bis zum Palazzo Pitti, der Residenz — vor einem Jahre noch der Großherzoge von Toskana und jetzt des von Piemont ernannten Vicekönigs, — wenn jede Kirche (und Florenz hat deren hundert und sechzig) von der Domkirche Maria del Fioro, die ganz aus Marmor gebaut ist, bis zur Kathedrale Maria Novella, welche als die schönste Italiens gilt, — wenn fast jedes Haus, jeder Park, jedes Denkmal seinen eigenen Ruhmredner und Beschreiber gefunden hat! Ist es doch nicht blos die Pracht der Natur, die wir hier bewundern, sondern zugleich die Herrlichkeit der Kunst, welche sich in Florenz, der Heimath der Medizeer und eines Michel Angelo, concentrirt und Werke geschaffen hat, deren Ruhm ein ewiger sein wird!

Jeder Fleck Erde, auf den man in und um Florenz tritt, ist ein klassischer, und wird — von dem Fremden wenigstens — als ein heiliger betrachtet. Auch die Einheimischen, die „im Lande Gebornen" sollten so denken, wenn Pietät in ihren Herzen wohnte, aber — über den Drangsalen und Anforderungen der Gegenwart vergessen sie nur zu oft die Vergangenheit, und so droht manch' Herrliches, das wir in Deutschland mit inniger Liebe bewahren würden, durch Vernachlässigung dem unvermeidlichen Untergang entgegenzugehen. Hierunter rechnen wir hauptsächlich den Palast und Park Pratolino, beide einstens eine Zierde der Umgegend von Florenz, jetzt, obwohl noch besucht, doch kaum mehr so beachtet und erhalten, wie sie es ihres Reichthums, ihrer Schönheit und ihrer Großartigkeit wegen sein sollten.

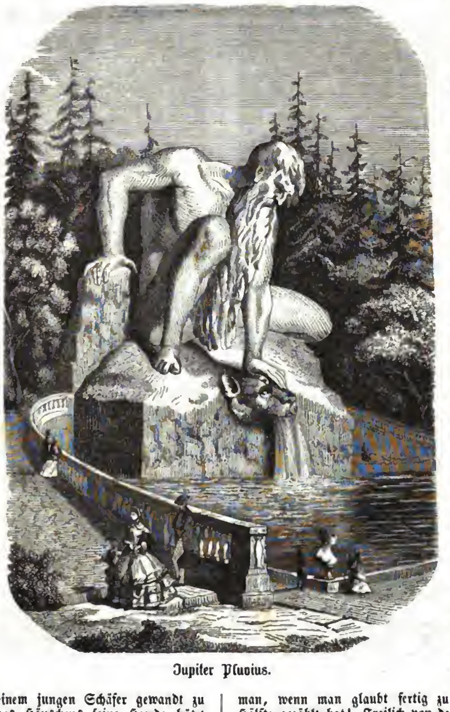
Reist man von Florenz nach Bologna, und wendet sich sofort nach Zurücklegung einiger wenigen Stunden links ab, so kommt man auf einen schmalen, unebenen Weg, der plötzlich in einen großen viereckigten Platz ausmündet, und man hat zur Rechten ein prächtiges Palais vor sich, zur Linken aber eine kolossale Statue, deren Mächtigkeit die dunkeln Pinien des im Hintergrunde sich ausdehnenden Parks beherrscht und deren Spitze sich in dem klaren Azur des Himmels zu verlieren scheint. Diese Statue ist die des „Jupiter Pluvius" — des regenspendenden Jupiter —, modellirt von Johann von Bologna, und dieser Palast ist der von Pratolino, erbaut um's Jahr 1570 für den Herzog Franz von Medicis durch den berühmten Meister und Architekten Buontalenti!

Vom Palaste selbst wollen wir nicht reden, denn obwohl er, sowohl was seine Ausdehnung als auch seinen Styl betrifft, zu den herrlicheren Gebäuden Italiens gerechnet werden muß, so weist er doch nichts besonders Eigenthümliches nach, nichts Extraordinäres, das ihn von seinen vielen andern Brüdern und Schwestern auszeichnete; nicht so aber verhält es sich mit dem Fundamente, auf dem er erbaut ist, denn dieses ist unterhöhlt und enthält eine Menge von unterirdischen Räumen, die sich unter ihm hinziehen. Rings um das Palais, welches die Medizeer als Sommerwohnung benützten, gehen breite Terrassen herum, gleichsam die Grundmauern des Schlosses bildend, und unter denselben befinden sich nach vornen zu die Dienerschaftslokale, sowie die Küchen, deren Merkwürdigkeit darin besteht, daß man keine Rauchfänge sieht, da diese in Obelisken eingeschlossen sind, welche eine Zierde der Terrassen bilden; auf der linken Seite aber und auf der rechten, sowie nach hinten hinaus, dehnen sich weitläufige Grotten aus, die einstens als ein Wunderwerk betrachtet wurden und jetzt noch, obwohl gar Vieles nicht mehr so ist, wie es war, manchen Besucher zum Staunen hinreißen. Dieselben sind gewölbt, gleich den Kreuzgängen in den Klöstern, und ihre Seiten werden von herrlichen Marmorsäulen getragen; dessenungeachtet ist der Eindruck nicht der, als ob man sich in einer Abtei befinde, sondern man meint vielmehr in einem von der Natur gebildeten unterirdischen Gewölbe zu stehen. Sind doch die Mauern ringsum von Tropfsteinen, Korallen, versteinerten Pflanzen, Muschelwerk, Perlmutter und Musivarbeit aller Art überdeckt! Ist doch die Arbeit an diesen Gebilden so meisterhaft, daß man dieselben durchaus für natürlich und nicht für gemacht hält, soweit sie nämlich noch existiren, da, wie oben schon angedeutet, durch Vernachlässigung und die Rohheit mancher Besucher Vieles zu Grunde ging!

Zuerst kommt man in die „Grotte der Sündfluth". Dieselbe hat ihren Namen daher, daß ununterbrochen theils von der Decke des Gewölbes herab, theils aus den Seitenmauern heraus, theils aus dem gepflasterten Boden herauf eine unendliche Menge von Wasser hervorspritzt oder herausquillt, die Einen zu ersäufen droht, obwohl in Wirklichkeit keine Gefahr dabei ist. Auch an andern Ueberraschungen fehlt es hier nicht. Du siehst z. B. einen bequemen Sitz vor dir, der dich einladet, dich auf ihn niederzulassen; du gehst darauf zu, aber wie du dich setzen willst, weicht der Boden unter dir, und du erhältst ein zwar erfrischendes, aber sehr unerwartetes Bad. Einige Schritte weiter siehst du eine schmale Treppe, die zu etwas Interessantem zu führen vorgibt; du willst sie hinansteigen, aber mit deinem Auftreten auf die erste Stufe entladet sich ein Wasserstrahl, der dich fast rücklings zu Boden wirft. Kaum hast du dich wieder erholt, so lacht dir die Statue einer Syrene entgegen, die so kunstvoll gearbeitet ist, daß du sie näher

zu betrachten bewogen wirst; du trittst näher, und urplötzlich verdreht die Statue die Augen und ein Tuschbad begrüßt dich, in dem du nicht zu ersticken Mühe hast. So gibt es (oder gab es vielmehr) der Spielereien und Wunderwerke in dieser Grotte eine Menge, die alle aufzuzählen zu vielen Raum einnehmen würde.

Auch durch die übrigen Grotten müssen wir eilends hindurchschreiten, obwohl des Merkwürdigen sich ebenfalls nicht wenig darbietet. So sieht man z. B. in einer derselben eine Gruppe von Jägern, welche im Galopp hinter Hochwild dahinjagen. Menschen wie Thiere sind täuschend ähnlich nachgebildet, und näher herzutretend hört man sogar deutlich — ein Spiel der unterirdischen Wasser — Hörnerklang und das entfernte Bellen der Hunde! — In einer andern Grotte steht eine kleine Hütte; wir nähern uns ihr, und plötzlich öffnet sich die Thür und ein junges Landmädchen tritt heraus, auf dem Kopfe einen großen Krug tragend. Die Figur sieht aus, als ob sie lebte, und ihre Bewegungen sind eben so natürlich als graziös. Das Mädchen nähert sich einer Quelle, bückt sich, füllt den Krug, setzt ihn wieder auf den Kopf und geht in seine Hütte zurück, nicht aber ohne mehrmals den Kopf nach einem jungen Schäfer gewandt zu haben, der oberhalb des Häuschens seine Heerde hütet und, wie man deutlich hört, die Sackpfeife ertönen läßt. — In einer dritten Grotte öffnet ein Grobschmied seine Werkstatt und stellt sich mit seinen Gesellen an den Ambos, indem alle zusammen ihre Hämmer in gleichmäßigem Takte auffallen lassen; nur zwanzig Schritte davon entfernt tragen Müllerbursche große Fruchtsäcke in eine Mühle, deren Räder lustig klappern und die überhaupt auf's Täuschendste einer wirklichen Mühle nachgemacht ist; im Hintergrunde aber sieht man einen Scheerenschleifer, dessen Stein, im schnurrenden Schwunge sich drehend, jene sausenden, pfeifenden und zischenden Töne hören läßt, die beim Schleifen von Scheeren und Messern erzeugt werden. So geht es fort und fort und die Merkwürdigkeiten wollen gar kein Ende nehmen; aber freilich die Wunderwerke spielen nicht mehr alle!



Jupiter Pluvius.

Verläßt man die Grotten, so tritt man in den anstoßenden Park, der nicht minder Interessantes bietet. Ist er doch von schattigen Gängen und breiten, dicht mit Pinien und Lorbeerbäumen bewachsenen Alleen durchzogen, die auch im heißesten Sommer eine kühlende Zuflucht gewähren! Hat er doch der erfrischenden fröhlichen Springbrunnen so viele, daß man, wenn die Sonnenstrahlen sich in denselben fangen, unter einem großen glitzernden Regenbogendache, das wie aus Millionen in allen Farben prangender Edelsteine zusammengesetzt ist, sich zu befinden glaubt! Sind doch der Einsiedeleien, der verborgenen Lauben, der kleinen Tempel und dergleichen so viele, daß man, wenn man glaubt fertig zu sein, noch kaum die Hälfte gezählt hat! Freilich von den Kunstdenkmalen, die früher hier gestanden, von den vielen Statuen und Marmorgruppen, mit denen der Park geziert war, sind nicht mehr viele vorhanden, sondern die meisten sind nach Florenz transportirt worden, während andere in jenen schlimmen napoleonischen Kriegen, welche der Welt so viel Unhei

brachten, wenn nicht zertrümmert, doch gestohlen wurden. Ein Denkmal aber, und zwar gerade sein großartigstes, konnte man dem Parke nicht nehmen, denn es war zu massenhaft, um es zu transportiren, und dieses Denkmal war das des „regenspendenden Gottes“, des Jupiter Pluvius!

Unmittelbar vor dem Schlosse dehnt sich ein großer freier Platz aus, ein längliches Viereck bildend von wohl 300 Fuß Länge und 120 Fuß Breite. Dasselbe ist mit grünem Rasen bedeckt und von breiten Gängen durchschnitten, unmittelbar aber an den Rasenteppich stößt ein hufeisenförmiger See, dessen klare Wasser von den Fontainen des Parks gespeist werden. Inmitten dieses See's nun, der von einem Marmorgeländer eingefaßt ist, erhebt sich ein mächtiger Felsblock, einem Steinberge ähnlich, obwohl dem Anscheine nach nur aus Einem Stücke bestehend, und auf dem Berge ruht die kolossale Statue des Jupiter Pluvius, dessen Formen so grandios sind, daß sie das Landvolk der Umgegend, das natürlich von der Mythologie der Alten nichts versteht, nur mit dem mächtigen Gebirge der Apenninen vergleichen kann und daher dem Gotte den Beinamen „der Apennin“ gegeben hat. Die Statue ist kein eigentliches Standbild, sondern der Gott ist in sitzender Lage dargestellt, den Kopf etwas nach vorwärts gebeugt und mit der einen Hand sich auf einen Felsenvorsprung stützend, während er mit der andern den Kopf eines Meerungethüms zusammendrückt, daß dieses Ströme von Wasser ausstößt. Ueber die breite Stirn rinnen ihm seine Wasserstrahlen, die in der Sonne gleich einem Diamanten-Diademe erglänzen, und die Haare des eben so langen als dichten Bartes, der ihm über die breiten Schultern und die mächtige Brust herabwallt, sind wie mit Tropfsteinen und Stalactiten bedeckt. Die Höhe des Monumentes beträgt 65 Fuß, und der Höhe entsprechend ist die Breite; aber das Ganze ist in so vortrefflichen Proportionen ausgeführt und harmonirt so sehr mit der übrigen Umgebung, daß man sich des Kolossalen der Statue kaum bewußt wird. Nur erst, wenn man sich „das Innere“ des Gottes öffnen läßt, kommt man zur Ueberzeugung seiner Riesigkeit, denn nicht nur befinden sich in seinen unteren Theilen mehrere theils kleinere, theils größere Gemächer, sondern man kann auch über eine schmale Treppe in das Gigantenhaupt hinaufsteigen, um sich dort in dem runden Belvedere — die Augenhöhlen vertreten die Stelle der Fenster — an der herrlichen Aussicht zu erlaben. —

Glaubt der Leser nun, daß es für jeden Reisenden der Mühe werth ist, daß — wenn auch der Park mit seinen Herrlichkeiten und das Schloß mit seinen unterirdischen Gewölben nicht wäre — nur allein des „Jupiter Pluvius“ wegen einen Abstecher nach Pratolino zu machen?

Man erzählt sich, daß mehrere Schüler Johanns von Bologna, die ihrem Meister bei der Modellirung der Riesenstatue halfen, längere Zeit hindurch nicht mehr fähig waren, ein Gebilde von gewöhnlichen und natürlichen Dimensionen darzustellen, sondern Alles verdarben, was ihnen unter die Hände kam. Ueber der fünfmal vergrößerten Struktur des Jupiter Pluvius hatten sie alles richtige Augenmaß verloren!

Eine japanische Gesandtschaft.

Bekannt ist, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vor sechs Jahren eine Gesandtschafts-Expedition nach Japan schickte, um diese den Fremden bisher verschlossene Insel, mit welcher nur allein die Holländer in geheimer Communikation standen, dem Welthandel zu öffnen. In Erwiederung dieser Gesandtschafts-Expedition nun hat der Kaiser von Japan sich entschlossen, ebenfalls eine Gesandtschaft nach Nordamerika zu senden, und diese ist (am 4. April d. J.) in San Francisco in Californien gelandet. Dieselbe besteht aus 72 Personen, nämlich aus 20 Offizieren und höheren Bediensteten, und aus 52 Dienern und Untergebenen. Der Curiosität halber wollen wir unsern Lesern die Namen der Herren Gesandtschaftsmitglieder aufzählen, denn „in den Namen liegt gar viel, mehr als man glaubt, oft der ganze Charakter eines Volkes“.

Der erste Gesandte und die Hauptperson ist: Simme-Bujeu-no-Kami; der zweite: Muragake-Awage-no-Kami, und der dritte, zugleich Censor und Rathgeber der beiden ersten: Ogure-Bungo-no-Kami. Diese drei Herren sind Prinzen von Geburt und haben den Rang von Gouverneuren, sowie denn Simme-Bujeu die Provinz Bujeu, Muragake aber die Provinz Awage regiert, während Ogure-Bungo Minister-Staatsrath ist und den Gesandtschaftsbericht an den Kaiser abzufassen hat. Vor diesen Dreien müssen die Diener erst niederfallen, ehe sie einem von ihnen eine Botschaft ausrichten dürfen. — Auf sie folgen: Morito-Okataro, Naurusa-Gensiro und Skuhara-Ihugoro, alle Drei Vicegouverneure und Offiziere ersten Rangs; darauf: Hetaka-Keisaburo und Osakabe-Tetsiaro, Offiziere zweiten Rangs; weiter: Matimoto-Sannorsus, Josida-Sagasaimo, Mosudu-Sunjuro und Tuge-Horinjoro, Offiziere dritten Rangs; endlich: Namura-Gohatsiro und Sewo-Sawa-Seogero, beide Unteroffiziere. Diese elf Herren bilden die Adjutantur der eigentlichen Gesandtschaft und stehen in Jeddo, der Hauptstadt Japans, in hohem Ansehen. Nunmehr folgen: Kuri-Sima-Hicohatsiro, Hauptdolmetscher, und Tateisch-Tukujuro nebst Tateisch-Onajero, beide als zweite Dolmetscher fungirend. Den Schluß bilden die Herren: Meodaka, Morayama und Cowasaki, alle Drei Doktoren, aber ebenfalls mit Offiziersrang bekleidet.

Diese Gesandtschaft nun kam auf zwei Schiffen an, nämlich auf dem Vereinigte-Staaten-Kriegsdampfer Powhattan, einem prächtigen Schiffe, das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten den Japanesen zur Disposition gestellt und zu diesem Zwecke äußerst luxuriös eingerichtet wurde, und auf dem Kadinnmarra, einem japanesischen Kriegsdampfer. Man kann sich nun wohl denken, daß in San Francisco alle Welt im höchsten Grade

begierig war, dieses japanesische Kriegsschiff zu sehen, weil man ja wußte, daß „die Dampfmaschine in Japan noch nicht zu Hause sei!" Doch wenn man glaubte, an dem Dampfer etwas „Japanisch-Seltenes" zu sehen, so täuschte man sich; denn derselbe ist nicht in Japan, sondern in Holland gebaut und von dieser Regierung dem Kaiser von Japan vor drei Jahren zum Präsente gemacht worden, dagegen ist Bemannung, Bedienung und Bewaffnung durchaus japanesisch und also interessant genug. Die Kanonen sehen etwas plump aus, aber ihre Construktion ist gut und ihr Kaliber stark. Der Maschinist wurde in Holland gebildet, und seine Befehle werden daher in holländischer Sprache ertheilt, sowie überhaupt die ganze nautische Erziehung der Japanesen auf holländischen Usus basirt ist; dagegen sieht man in der Uniformirung der Seeleute nichts Ausländisches, sondern dieselbe ist ächt japanesisch: Strohhut, großer Zopf, kurze blaue Hosen, weiße Strümpfe, hölzerne Sandalen, und ein Hemd mit einer engen Oeffnung oben, um den Kopf durchzulassen. Uebrigens sehen die Matrosen recht seemännisch aus, und auch die Offiziere haben etwas Gewandtes und sogar Kriegerisches an sich, das Respekt einflößt.

Der Kadinnmarra steht unter dem Befehle des Admirals „Co-ser-ke-ma-sa-no-si-um", und dieser Herr ist offenbar ein Mann von großem Ansehen. Doch trägt er sich ziemlich einfach: schneeweiße seidene Sandalen, eben solche Strümpfe, blaue seidene Beinkleider, eine gelbe, reich mit Silber gestickte Weste, und endlich einen braunen schwerseidenen Rock. Sein Kopf ist vorn kahl rasirt und der Rest des Haares nach hinten gestrichen, wo es in einen sorgfältig pomadisirten Zopf geflochten herabhängt. Im Gürtel trägt er zwei Yataghan ähnliche, sich kreuzende Schwerter, wie denn überhaupt alle höheren Offiziere „zwei Schwerter" tragen; im Uebrigen aber sieht man keine besondere Auszeichnung an ihm, einen seidenen Lappen ausgenommen, den er auf der Schulter hat und worin in japanesischen Schriftzeichen sein Rang angegeben ist. — Ganz ähnlich gekleidet sind auch die vier Kapitäne, sowie die übrigen Schiffsoffiziere, die unter ihm commandiren, nur ist die Stickerei an ihren Westen minder reich und ihre Röcke sind von etwas gröberem Zeuge.

Auf der Ueberfahrt von Jeddo nach San Francisco nahmen die Herren Gesandten, die sich sämmtlich auf dem Powhattan befanden — ein Theil ihres Gefolges machte die Reise auf dem Kadinnmarra —, jeden Tag ihr Mittagsmahl am Kapitänstische ein, und entwickelten dabei so feine und gebildete Manieren, daß man hätte glauben können, sie seien von jeher die europäische Küche gewöhnt. Die übrigen Mahlzeiten ließen sie sich aber durch ihre eigenen Köche bereiten, und bestanden dieselben meist aus Reis, Fischen und Gemüsen, wobei sie sich beim Essen (statt Löffel, Gabel und Messer) nur kleiner Stäbchen bedienten. Theetrinken und Rauchen war den Tag über ihre Hauptbeschäftigung, doch fanden sie am Champagner ebenfalls viel Geschmack, jedoch nie in dem Grade, daß sie das angenommene würdevolle Benehmen, das besonders den ersten Gesandten auszeichnete, je abgelegt hätten.

Von San Francisco reist die Gesandtschaft über Panama nach Newyork und von da nach Washington, wo die Herren „als Gäste der Union" einen ganzen Monat lang bleiben werden, um die „Sonderbarkeiten der weißen Barbaren" zu studiren. Zu diesem Behufe führt fast Jeder von ihnen ein eigenes Notizbuch, mit dem er gleich bei der Hand ist, wenn ihm etwas auffällt. Die Meisten sind auch gute Zeichner, und unterlassen es nie, sich Skizzen der Städte und Gegenden, die sie besuchen, sowie die Porträts der Damen und Herren, die ihnen auffallen, in getreuen Copien zu entwerfen; ob jedoch diese Notizen und Skizzen später, wenn die Gesandtschaft wieder nach Japan zurückgekehrt ist, im Drucke herauskommen werden, und ob wir dann daraus erfahren, wie die Herren Japanesen über uns denken, darüber können wir für jetzt noch keine Auskunft geben. Nicht unterlassen wollen wir es aber, als Beweis ihres großen Scharfsinns folgendes Stücklein anzuführen.

Nach japanesischen Gesetzen und Sitten ist es den Frauen nicht gestattet, eines ihrer Kriegsschiffe zu besuchen. Somit wurde es auch den Damen von San Francisco abgeschlagen, sich den Dampfer Kadinnmarra zu besehen, während ihren Eheherren das Schiff mit größter Artigkeit gezeigt wurde. Das konnten nun zwei neugierige Amerikanerinnen nicht verwinden. Sie verkleideten sich also als Männer und gingen auf alle Gefahr hin mit ihren gutwilligen und gehorsamen Eheherren auf den besagten Dampfer. Die Schiffswache ahnte nichts Böses und ließ sie auf's Deck, wo sie von einem niederen Offizier in Empfang genommen und auf dem Schiffe herumgeführt wurden. Schon glaubten sie, die Sache sei ohne eine Entdeckung vorübergegangen und sie hätten den Japanesen eine Nase gedreht, als sie zum Schlusse in die Kajüte des Admirals geladen wurden. Dieser bat sie durch seinen Dolmetscher höflich, sich niederzusetzen und einige Erfrischungen anzunehmen. Dann erschienen einige Diener und stellten Theetassen auf, zu welchen den beiden amerikanischen Herren gestopfte und entzündete Pfeifen gereicht wurden. Zu gleicher Zeit aber ließ der Admiral den beiden verkleideten Damen je einen japanischen Fächer, ein Korallenarmband und einige zierliche Goldnadeln reichen, worüber diese natürlich in tiefste Verlegenheit geriethen; der Admiral jedoch veränderte keine Miene, sondern entließ sie mit einer stummen Verbeugung. — Von dort an versuchte es keine Dame mehr, verkleidet auf den Kadinnmarra zu gehen.

Th. Gr.

Tetuan.

Ein Weg von zwölf Stunden führt von Tanger aus durch eine üppige und romantische Gegend nach Tetuan oder Tetovan, der großen und reichen, sechs Stunden süd-südwestlich von Ceuta am Martilflusse gelegenen Handelsstadt Marokko's, die, von Wällen umschlossen und durch ein hochgelegenes Fort geschützt, in neuester Zeit trotz muthvoller Vertheidigung den Angriffen des spanischen Heeres

erliegen mußte. Die Mauren von Tetuan gehören zu den unduldsamsten des Sultanats, so daß seit 1770, wo die europäischen Consuln die Stadt zu verlassen sich genöthigt sahen kein Europäer seinen Aufenthalt hier zu nehmen wagte, und es erst in den zwanziger Jahren den Bemühungen der Engländer wieder gelang, ein Consulat hier zu errichten und ein erträgliches Verhältniß zwischen Mauren und Christen herzustellen. Die Stadt ist sehr ausgedehnt und zählt über 25,000 Einwohner, worunter gegen 4000 Juden. Ihrer Lage nach wäre sie bei weitem der bequemste Platz für den Handel, wenn nur nicht die Sandbänke — das gewöhnliche Hinderniß in Marokko — auch die eine Stunde von der Stadt entfernte, den Hafen bildende Mündung des Flusses dergestalt sperrten, daß kein Fahrzeug, das über 80 Tonnen führt, einlaufen kann. In der Nähe liegt das schöne Gebirge Rif, dessen elende halbnackte Bevölkerung, die bekannten „Rifpiraten“, der Schrecken der Stadt ist. Die Bedeckung, welche uns von Tanger aus durch das Land begleitete, weigerte sich, uns in die Berge zu führen, die Männer von Rif, hieß es, hätten am Abend vorher in der Dunkelheit über den Fluß gesetzt und einige maurische Weiber aus einem Dorfe geholt, und würden nun glauben, man komme, um ihnen ihre Beute wieder abzujagen. Südlich von Tetuan schweift der Blick längs einem Vorsprung des kleinen Atlas hin. Den breiten Raum dazwischen durchschneiden anmuthige, mit Weingärten bepflanzte Hügel, und im tiefern Hintergrunde schießen blaue Berggipfel in die Wolken empor und schließen den Horizont. — Für den Jagdfreund sind die Umgebungen von Tetuan ein wahres Paradies: man kann keinen Schritt gehen, ohne daß man nicht auf Wild irgend einer Art stößt. Nichts hält den Waidmann ab, ringsumher das ganze Jahr hindurch seiner Unterhaltung nachzugehen, es sei denn die Rücksicht auf die Brutzeit der Vögel; allein die Menge Eier, die hier verzehrt und von Tetuan ausgeführt werden, beweisen, daß die Mauren selbst solche Bedenklichkeiten nicht kennen. So gute Schützen die Mauren sind, haben sie doch keine Vorstellung davon, wie man Vögel im Fluge schießt, und ihr Lieblingswild, die Rebhühner, fangen sie in der Regel dadurch, daß sie dieselben hetzen, bis sie erschöpft niedersinken. Wilde Bären, deren Fleisch die Mohamedaner nicht essen dürfen, sind in den Bergen um Tetuan sehr zahlreich; weiter an der Küste hinauf, gegen Oran zu, Gazellen und Antilopen. Erstere lassen sich nicht leicht zähmen, und leben nie lange, wenn man sie ihren heimischen Wäldern entreißt. Das schöne Auge, die symmetrische Gestalt und das wohlschmeckende Fleisch dieses zarten Thieres hat schon Manche zu dem Versuche verleitet, dasselbe zu verpflanzen; allein immer vergeblich. Nur im Naturzustande wählt die Gazelle ihr Futter; in der Gefangenschaft frißt sie Alles ohne Unterschied und stirbt an Unverdaulichkeit.

Der Pascha von Tetuan war bisher der Gefürchtetste in ganz Marokko, und nur für Diejenigen sichtbar, denen es, um ihre Neugierde zu befriedigen, auf ein kleines Geschenk nicht ankam. Ein paar Hüte Zucker, einige Pfunde Thee oder Kaffee genügen, Audienz zu erlangen. In der Unterhaltung ist er ein Mann von mehr Sinn und Gefühl, als sein Aeußeres vermuthen läßt. Neben ihm gibt es in Tetuan noch einige tüchtige Männer, doch ist deren Zahl, in Folge des herrschenden Erziehungssystems, nichts weniger als bedeutend. Selbst bei den Reichen und Vornehmen der Stadt bleibt der Hauptgegenstand, den ein Vater seinen Sohn lernen läßt, immer der Koran. Von diesem kostbaren Buche erwartet er Speise und Trank und Schutz gegen seine Feinde; die Deutung der Geheimnisse und Hyperbeln desselben würde er nicht gegen das nützlichste Wissen vertauschen. Hat der Knabe seine zehn ersten Jahre mit diesem Studium zugebracht, so macht das Lernen einen tödtlichen Stillstand; mit dreizehn Jahren bekommt er den Zutritt in die Moschee, deren hier fünf sind, und wird in den Ritus des Islam eingeweiht; von nun an muß er sich von der Gesellschaft der weiblichen Kinder trennen, und darf künftig nicht einmal mehr das Gesicht seiner Schwestern schauen. In diesem Alter kostet nun auch der junge Muselmann zum ersten Male das furchtbare Fasten des Ramasan, welches dreißig Tage währt, an denen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts genossen, ja nicht einmal geraucht werden darf. Auf diese Feier der Flucht des Propheten wird so streng gehalten, daß die Imame nur bei absoluter Lebensgefahr oder bei Kriegszeiten eine Ausnahme von der Regel unter der Bedingung gestattet, daß das Versäumte nachgeholt werde. Beim Bairamsfeste versammeln sich die Mauren in keinem andern Tempel, als in dem der Natur, bei keinem andern Altar, als dem der Berge und des Firmaments, und ihre lobpreisenden Stimmen ertönen mit denen aller Wesen, ohne Vermittelung eines Priesters, zum Schöpfer empor. In der Türkei wird das Bairam mit vielem Prunk gefeiert; bei den Mauren beschränkt sich die weltliche Festlichkeit darauf, daß sie in ihren besten Kleidern lustwandeln, mit ihren Weibern gemeinschaftlich essen, Feuerwerk abbrennen und sich mit Schießen erlustigen.

Die einzigen Sklaven, die man in Tetuan findet, sind Neger, wie denn überhaupt in der ganzen Berberei nur Neger als Sklaven gekauft und verkauft werden können. Sie werden meist aus Timbuktu eingeführt, und zwar so jung, daß ihnen keine Erinnerung an ihre frühere Lage bleibt, sie mithin nicht in Versuchung gerathen, zu entfliehen. Sie sind hier eben so fremd als die Europäer, und unterwerfen sich nur widerstrebend den Glaubensgebräuchen der Mohamedaner. Die Knaben werden oft verstümmelt, die Mädchen bevölkern die Harems der Reichen. Die Mischlinge, deren es von verschiedenen Farben und Physiognomien gibt und die ihre Häßlichkeit noch durch Tatuiren ihres Gesichts und Körpers erhöhen, bilden eine zahlreiche Klasse in der Bevölkerung, die ihren Ursprung noch in der dritten und vierten Generation nicht verläugnet und sehr zur Entartung des maurischen Geschlechts beiträgt.

P.





Die letzten Herren von Teck.

(zu S. 33.)

Es dunkelte bereits, als ein Zug von etwa zweihundert Reitern an dem Städtchen Kirchheim gegen Owen hinritt; Manche von ihnen bluteten aus frischen Wunden, die Pferde waren erschöpft, die Rüstungen von wuchtigen Hieben zerhackt, und Alles zeigte dem Kundigen: sie kamen aus ernstem Gefechte. Und kein glückliches schien es gewesen zu sein; denn zwei schwarzgepanzerte Ritter, die an der Spitze ritten, waren in ernstes, ja trübes Sinnen versunken, wenn nicht zuweilen eine wilde Verwünschung die Lippen des zur Rechten Reitenden öffnete. Sein stahlblauer Helm war oben von einer goldigen Herzogkrone umfangen, die aber, wohl vom Schlage einer Streitaxt, zerschmettert herabhing, und ebenso waren die Rauten seines Schildes gefurcht, und zeugten, daß ihr Träger den heißesten Streit gesucht hatte.

„Die Nacht kommt herauf," begann sein Begleiter, dessen Rüstung und Roß wo möglich noch schlimmer zugerichtet waren, „wir sind längst auf Eurem Grund und Boden; ich dächte, wir ließen Mann und Thier etwas verschnaufen, ehe wir zur Burg aufstiegen. Die Leute sind erschöpft und die Gäule lechzen nach Erholung. Der wilde Württemberger wird auch für heute genug haben, sonst hätte er, nach so entschiedenem Siege, nicht so schnell von unsrer Verfolgung abgelassen."

„So thörich ist er nicht, uns bis hierher zu verfolgen," murrte der Fürst. „Verloren wäre er, bis zum letzten Troßbubs, wenn die Eßlinger Mauerhocker, die wahrlich wenig gelitten haben, ihm im Rücken hervorbrächen und wir uns noch einmal wendeten."

Hans von Ow schüttelte nachdenklich den Flügelhelm. „Die Eßlinger haben genug," versicherte er, „und von uns mag ich nicht sprechen. Ich rathe nochmals, laßt absatteln und einige Stunden rasten, sonst bleiben die Gäule zur Hälfte mindestens am Steilhang der Teck liegen, ehe wir die Burg erreichen. Mein Haus ist nicht weit; mein Weib wird unsre Schrammen verbinden, und ein kräftig Stück Fleisch werden wir auch wohl finden, nebst einem ehrlichen Krug Wein; so kommt, Herr!"

Herzog Conrad von Teck verneinte unwirsch. „Meine Rüstung hielt das Meiste auf," versicherte er; „nur der Schlag, der meinen Helm traf, brummt mir immer noch im Kopfe, und wird in der Nachtkühle der freien Luft besser genesen, als in Eurem Gaden und mit Eurem Wein. Reitet ruhig heim, Ritter Hans, und pfleget Eurer Wunden; ich gedenke hier im Freien zu bleiben für alle Fälle; und wenn Ihr es erleiden möget, so kommt mit dem Betlauten wieder heraus, daß wir mit einander zur Pfalz hinufziehen. Gott befohlen indeß!" — Nochmals winkte er dem Ritter von Ow befehlend zurück, ließ absitzen und zur Rast blasen; dann, als die Seinen sich der hochnöthigen Ruhe hingaben, schritt er seitwärts zu einem weitastigen alten Nußbaum, auf dessen Wurzeln auch er sich niederließ. Mit Ulrich, dem Württemberger, hatte er an der Pliensbalde geschlagen und, wie wir sahen, nicht gesiegt. Nur selten sah man es, daß Fürsten, wie dießmal, auf der Seite der Städte standen, doch hier glaubte Herzog Conrad hinlänglich berechtigt zu sein, die Reihen der Reichsstädte Eßlingen und Gmünd zu verstärken und denen der Ebenbürtigen gegenüberzutreten. Die Württemberger erhoben mehr und mehr den Schild mit den schwarzen Hirschhörnern aus der Schaar des gewöhnlichen Adels, zu dem sie gehörten. Kluge, sparsame Bewirthschaftung ihrer Besitzungen setzten sie in den Stand, eine Herrschaft, eine Burg nach der andern zu erkaufen, während die größeren schwäbischen Dynasten durch stolze, ja übermüthige Verschwendung an Grundbesitz verloren und mehr und mehr zurückkamen. So ging es gleichfalls diesem Zweige der uralten Zähringer, der seit 1157 auf der ragenden Teck wohnte, und dessen Stammherr, Adalbert I., nach dem Tode seines älteren Bruders Berthold den Herzogtitel führte. Ein zweiter Berthold hatte von 1223—44 den bischöflichen Stuhl zu Straßburg inne gehabt und auf solchem gar Manches zur Erhöhung des Geschlechtes gethan. Nun schien aber der Höhenpunkt der Herzoge von Teck erreicht zu sein; Conrad I. schon fühlte das Bedürfniß, seine Kräfte mehr zu vereinen, und gab deßhalb seine Ansprüche an das zähringische Erbe gegen eine bedeutende Geldsumme zu Gunsten der Hohenstaufen auf. Sein Sohn war der Freund Rudolphs von Habsburg gewesen, und manche Stimmen nannten ihn, nach des Kaisers Tode, als den Würdigsten zum römischen Kaiser, vor Adolph von Nassau, der indeß den Thron zu behaupten wußte, wenn der Herzog von Teck gleich den Titel führte, aber, hauptsächlich aus Mangel an Mitteln, dem Mitbewerber nicht entgegentreten konnte.

Mit diesen Anstrengungen scheint die Kraft des Hauses zwecklos sich erschöpft zu haben. Verkäufe und Verpfändungen folgen einander, während die Grafen von Württemberg in Kauf und Kampf stets sich vergrößerten. Nach der Sitte jener Zeit waren auch sie in der Wahl der Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke keineswegs wählerisch, und besonders klagten die benachbarten Reichsstädte über die gewaltsamen Eingriffe in ihre Rechtsame, bis sie sich zum Städtebund vereinten, der, mehr und weniger glücklich, sich dem Adel, der, meistens zersplittert, einzelne Ziele verfolgte, entgegenstellte. Eine Scene aus dieser wilden Zeit ist es, mit der diese Erzählung beginnt. Um die wachsende Uebermacht und den schrankenlosen Uebermuth der Württemberger zu brechen, hatten die Eßlinger 1349 die bösen Nachbarn angegriffen, und der Herr von Teck, der gleiche Unbill von den Stärkeren zu klagen hatte, war mit seinem Fähnlein auf ihre Seite getreten.

Nicht zu guter Stunde hatten sie den Kampf begonnen; Graf Ulrich traf sie an der Pliensbalde bei Eßlingen und schlug die Vereinten auf's Haupt. — Müde vom Schlagen, wundenmatt war Conrad von Teck unter dem Nußbaume hingesunken. Der Schlag, welcher sein Haupt getroffen, hatte ihn zwar nur unerheblich verletzt, doch durch die heftige Erschütterung dauernd betäubt; er ließ die Fesseln des Harnisches lockern und nahm den schweren, drückenden Helm von den pochenden Schläfen. Die frische Nachtluft that ihm wohl, er trocknete die feuchten Locken,

die vom Schweiße naß herabhingen, und der Tröster der Bekümmerten und Müden, der Schlaf, nahete ihm freundlich. Gegen die Mauern seiner stolzen Pfalz hatte er das Antlitz gekehrt; der abnehmende Mond hing an Neuffens hellen Felsen, die aus dunkelm Forst sich hoben; nur die tiefen Athemzüge der Mannen, nur das schwere Aechzen Einiger, denen der Tod näher trat, und der schaurige Ruf eines Uhu's vom hohen Felsenhorst dort oben waren hörbar. Da hob ein Glöckchen aus im nahen Owen; es schlug — eine lange Reihe, die der Ritter halbschlummernd nachzählte — zwölf. — „Zwölf Stunden hat ein jeder Tag," — rief der Wächter — „denk', wie bald man sterben mag!"

Unter den Trümmern der Teck sieht man von unten aus eine dunkle Oeffnung, von Gestrüpp jetzt umfangen, der schwer zugängliche Mund einer Höhle; dort heraus schien dem Halbschlummernden ein blaues Licht zu quellen; neblige Bilder wallten hervor, ein unheimlicher, gespenstiger Zug, der gegen ihn herabkam, steil über die jähen Felszacken, über den glatten, kurzen Rasen, wo der Genziane herrliches Blau erblüht. Es war ihm, als neigen luftige zarte Gestalten sich zu den Blumen hinab und bieten die gepflückten einer hehren weißen Frau, die hoch aus ihrem Gewimmel sich hervorhob. Und näher heran zu ihm kamen die Feen, und immer duftiger, verschwimmender sah er sie, nur ein niedriger Wagen mit zierlich gerundeter Brüstung vorn ward stets deutlicher, klarer, silbern mattglänzender; zwei gewaltige langgestreckte Drachen mit aufgerichteten Schuppenhälsen, wie der auf seinem Wappen dargestellte Drachenkopf, zogen langsam das Fuhrwerk, in dem eine majestätische Frau, umwallt von weißen Gewanden, stand. Neben dem Wagen sprang in weiten Sätzen ein schwarzer großer Hatzhund und drückte seine Fährte deutlich im grünenden Acker ab, wie der Wagen sein tiefes Geleise, wie die Drachen ihre ungefügen Spuren. Kaum zwanzig Schritte von ihm zogen die Ungethüme vorüber, und deutlich erkannte er jede grünerzene Schuppe im Panzer der Haselwürmer, jedes schimmernde Gestein im goldenen Gürtel der ernsten schönen Frau, die sie zogen. Der mächtige schwarze Hund blieb stehen und starrte den Mann mit rothglühenden Augen an, dann flog er dem Wagen in weiten Sätzen nach, schrägüber durch das Thal hinab, als gegen Beuren und Neuffen durch den Hirschplanwald.

Der Fürst ermunterte sich. War das Wahrheit, war das Täuschung des erschütterten Gehirns? — Er mußte das Erste glauben, so klar war Alles an seinen Sinnen vorübergezogen. Noch jetzt glaubte er den breiten Schild zu sehen, auf den die Sibylle sich stützte; das Herzschild waren die württembergischen Hirschhörner, zur Seite nur standen seine Rauten, die Reichssturmfahne, der Maurenkopf Heidenheims, die Fische von Aalen, die trotzigen Wappen der stolzen Reichsstädte hatten demüthig umher sich geordnet, das reiche Ulm, das streitfertige Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Rottweil, und all' die andern. — Wie sollte er das alles deuten? — —

Wohl wußte er, daß in jedem Frühling von der Sibyllenhöhle dort oben quer durch das Thal, an Owen vorüber, ein dunkler grünender Streifen der Saat wie das Geleise eines breiten Wagens sich zeigt, dem plumpe Hufspuren voranziehen, und den rundliche Flecke in Sprüngen wie eines Hundes begleiten. Schon damals, als Adalbert, sein Ahnherr, von Freiburg hieherzog, nannte das Volk diese Erscheinung „den Sibyllenweg", und brachte sie mit einer voraussagenden Priesterin der römischen Götter in Verbindung, die in jener Höhle gewohnt habe *); er aber hatte den Zug der Sibylle selbst gesehen, und der Wappenschild, auf den sie sich gestützt, gab ihm Manches zu denken. Ermattet schlief er zwar wieder ein, doch noch in wirren Träumen verfolgten ihn die spukhaften Gestalten, bis mit dem Morgenläuten der treue Hans von Owen neben ihm stand. Das Harsthorn rief die Schlummernden wach, und der stumme Zug des Besiegten arbeitete sich verdrossen zur Burg hinauf.

Conrad V. von Teck war bisher gar ein munterer Cumpan gewesen. In der Mitte des kräftigsten Mannesalters, war der Waffen- und Reigentanz seine Lust; im Turniere wie am Becher wich er den Besten nicht, der oft, wenn er ausritt, ein altes Lied anstimmte: „Wir woll'n eine Zeitlang lustig sein — und sollt's ein Dorf auch kosten!" daß seine stille Gemahlin, Gertrud von Aichelberg, ihm mit trübem Kopfschütteln vom Söller nachsah. Doch jetzt, seit dem bösen Tag der Plienshalde oder vielmehr seit der Nacht darauf, war das alles bedeutend anders geworden. Die Erscheinung der Sibylle kündete ihm, wie er glaubte, großes Unheil; doch welcher Art das sein sollte und konnte, war ihm keineswegs klar, trotzdem daß er schon allerlei Kundige, Geistliche und Laien, darüber befragt hatte. Sie riethen ihm zur Beilegung seiner Fehden, und er vertrug sich mit dem fatalen Württemberger; man empfahl ihm reiche Spenden an Kirchen und Klöster, und er schenkte so freigebig, daß er schier in den Geruch der Heiligkeit gerieth und Frau Gertrud ernsten Protest erhob; sie priesen das enthaltsame Leben der Klosterleute, und Conrad ritt in keine Schenke mehr, aber er trank einsam für sich mit einem Burgpfaffen ganze Nächte beharrlich hindurch, — aber die räthselhafte Erscheinung ward ihm dennoch nicht deutlich. Da übernahm ihn ein ritterlich ungeduldiger Zorn, und all' die zeichendeutenden Schmarotzer und Beutelfeger wurden zumal aus der Pfalz vertrieben. — Die Ernte war eingebracht, sie hatte reichen Ertrag geliefert, den Frau Gertrud zu besorgen hatte; er war also auch in dieser Hinsicht völlig entbehrlich im Hause und suchte seiner ritterlichen Pflicht angelegentlichst durch Besorgung seiner Jagden unter und auf der Höhe der Alb zu genügen. Fast überall, wohin er sich wenden mochte, standen ihm die Burgthore seiner Lehensmannen gastlich offen, und so vergingen Wochen, in denen er den Burgfried der Teck nicht von fern sogar zu sehen bekam.

---

*) Noch heute ist der Sibyllenweg jährlich dort, so wie er beschrieben ist, durch die grüne Saat zu schauen. Wissenschaftliche Männer, wie Oberförster v. W. v. H., Dr. P. und Andere, haben die deutliche Erscheinung genau untersucht, aber noch keine Erklärung derselben gefunden. S.

Er war das Neidlinger Thal mit dem Vertrautesten seiner Mannen, Hans von Ow, hinaufgeritten; mit ihm konnte er immer wiederholt die Gesichte jener Nacht besprechen, ohne dem Gähnen des Ueberdrusses oder dem Spott des Unglaubens zu begegnen. Ritter Hans war ziemlich schweigsamer Natur, seinem Herrn von ganzem Herzen treu ergeben, und keineswegs zum Zweifeln und zu skeptischen Untersuchungen geneigt. So ließ er auch heute sich die ganze Erscheinung der Sibylle nochmals vorführen, und hatte nur ein freundliches Brummen als Zeichen, daß er ordentlich zuhöre, von Zeit zu Zeit eingeworfen. Jetzt aber zog er den Zügel an und nahm seine Waffen bequemer zur Hand.

„Was gibt's, Hans?" frug Herzog Conrad, der eben wieder die Anordnung der Städtewappen um das württembergische Herzschild beschrieb.

„Hier ist, wie Ihr wißt," entgegnete sein Genosse, „wohl die einsamste und ruhigste Stelle längs der ganzen Alb, vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern. Deßhalb, wenn irgend ein außergewöhnliches Geschöpf — Mensch oder Thier — ungestört verenden möchte, so verkriecht es sich in diesen düstern Thalwinkel, aus dem schier kein Ausgang zu finden ist."

„Es ist wahr, Hans," entgegnete Conrad; „wir werden wieder umkehren müssen, was ich nicht gern thue. Hier ward vor einiger Zeit der mächtige Luchs erlegt und mancher überständige Hirsch. Hier in diesen warmen Quellen suhlt der grimme Schelch und der riesige Ur am liebsten, und mehr wie ein starker Bär ist hier gestellt; doch heute ist uns noch nichts begegnet. Du sprachst aber auch von besonderen Menschen, glaub' ich. Hat der Michael Reuß etwas der Art dort oben?"

Er deutete zum Reußenstein hinauf, der, wie eine schlanke Wachskerze auf dem Leuchter, auf seinem Felsen sich zu den Wolken hob.

Hans verneinte und zeigte weiter in den dunkeln Hintergrund des Thales.

„Dort lebt keine Seele mehr," fuhr sein Lehnsherr fort, „denn der Riese dort im Heimenstein soll lange abgezogen sein" — wie die Sibylle von der Teck — wollte er sagen, aber das Graun vor dem Erlebten schloß ihm den Mund. — „Sieh', wie dort hinab sich graue Wetterwolken ballen, als wollten sie uns den Ausweg verlegen; weißt du hier wirklich keinen Pfad weiter?"

„Wenn wir die Gäule diesen Gaisensteg am Zügel hinaufführen," meinte der Ritter, „so können wir zum Reußenstein gelangen; aber ich weiß, daß Ihr dort nicht gern einsprechen werdet, wo man sagt, daß die Unholde ihre Herberge haben, doch im schlimmsten Falle müssen wir vorlieb nehmen; die Wolken sehen allzu drohend aus, wie ein feindlich Hagelwetter."

So stiegen die Ritter ab und kletterten, die Rosse am Zügel, den rauhen Felspfad bergan. Endlich sahen sie den Krystall des Reußensteins links sich gegen die grauen Wolkenmassen abheben, zugleich aber die Brücke, die über die thurmtiefe Schlucht sich legte, aufgezogen. Der Sturm erhob sich stoßend; wie ein wogendes Kornfeld bog er den Forst an den Seiten des Berges vor sich, und ward mit schaurigem Heulen von den zackigen Felsen, die rings die Höhe säumen, zurückgeworfen. Nun war die Höhe erreicht, und rechtsab wandte der kundige Ritter von Ow auf schmalem Hirtenwege in den brausenden Wald, in dem tausend gewaltige Stimmen sich erhoben. In Strömen begann eben der Regen sich zu ergießen, prasselnd schlug der Hagel durch das Laubdach der Bäume und riß armsdicke Aeste aus ihren splitternden Kronen. Unheimliche Nacht umgab die bangen Männer, die stöhnenden Thiere, als der Glast eines zuckenden Blitzes ihnen ein weites Portal zeigte, vor dem sie standen und in welches sie unwiderstehlich hineindrängten. Sie standen zwar in einer Finsterniß, in welcher kein Auge einen Lichtstrahl auffinden konnte, doch vor dem draußen tobenden Wetter waren sie geborgen, und das war vorderhand Dankes werth.

„Wo sind wir, Hans?" frug Herzog Conrad, der an den schnaubenden Gaul sich lehnte.

„In Heimenstein," kam die Antwort zurück, die den Fragenden nicht sonderlich erfreute, denn auch diese Höhle sollte die Wohnung von manchem „bösen Dinge" sein, wie man in Schwaben alles Unheimliche zu bezeichnen pflegt. „Das Wetter läßt nach," setzte der Ritter hinzu, „und hat es sich verzogen, so wollen wir all' diese Unbill in einer unsernen Burg bald vergessen."

„Gehört sie zur Teck?" frug der Fürst weiter.

„Nein," entgegnete sein Gefährte, „die Dieboldsburg, die am Rande des Lenninger Thales hängt, ist reichsfrei und nur ihrem Ritter hörig."

„Wie kömmt es, daß ich ihn noch nirgends sah?" murrte Conrad.

„Er verläßt seine Mauern fast nie," versicherte Ritter Hans, „und seine nächsten Nachbarn sind auch so, daß wohl nicht gut Kameradschaft mit ihnen zu haben wäre; sonst mögen die Leute nicht so unrecht sein. — Seht, es wird heller und der Regen wird dünner." — Er brachte das Riemzeug seines Pferdes in Ordnung und leitete es gegen die Oeffnung der Höhle, durch die das Licht des sinkenden Abends hereinquoll.

Beide saßen auf und ritten durch den regennassen Wald, bis sie ein weites, flaches Feld erreichten, das mit magerem Korn dünn besäet war. Auch dieß war bald durchtrabt, und sie hielten vor dem schroffen Absturz eines tiefen, engen Thales, aus dessen Grunde einzelne Lichter heraufschimmerten; andere dagegen schienen frei in der Luft zu hängen.

„Seht," begann von Ow mit gedämpfter Stimme, „hier links, der schwarze Klumpen, ist der Wielandstein. Wohl war's vor Zeiten eine stattliche Burg, deren Herren aber gegen die bösen Nachbarn sich nicht halten konnten; schon ist das Dach eingesunken, und bald werden auch die Mauern gefallen sein. — Hier mehr rechts, auf dem Felszahn, seht Ihr den Thurm der Dieboldsburg, wo wir unser Nachtlager suchen wollen, und dort, wie aus der Luft herab, blinken die Fenster des Söllers vom Rauber. Da zechen Leute, vor denen Gott uns und alle guten Christen bewahren wolle. Wüßten sie, daß wir hier reiten, wir hätten heut' Abend noch einen grimmen Strauß zu

bestehen, der uns Beiden leicht Leib und Leben kosten könnte.

(Schluß auf S. 262.)

Die neue Kirche und das Schauspielhaus in Berlin.

Der größte und zugleich schönste öffentliche Platz in Berlin ist der Gensdarmenmarkt, denn derselbe ist nicht weniger als 1020 Fuß lang und 348 Fuß breit, und wird von vier Hauptstraßen durchschnitten. Dazu umgeben ihn eine Menge der schönsten Baulichkeiten, worunter nur allein dreizehn, welche der große Friedrich in den Jahren 1775—85 nach den Rissen seiner berühmten Baumeister Unger und Gontard errichten ließ, und die jetzt noch als eine Zierde Berlins prangen. Man darf übrigens nicht glauben, der Gensdarmenmarkt habe seinen Namen von der Gensdarmerie, welcher dort ihr Lokal angewiesen sei, denn dieß ist lediglich nicht der Fall. Im Gegentheil, der Platz — früher „Mittelmarkt" oder auch „der neue Markt", hie und da auch „Friedrichsstädter Markt" (weil er in der Mitte des „Friedrichsstadt" geheißenen Viertels von Berlin liegt) — erhielt diesen Namen prosaischerweise von den zwei großen Pferdsställen, welche im Jahre 1736 der König Friedrich Wilhelm für das Reiterregiment „Gensdarmen" hier errichten ließ. Allerdings dekretirte schon Friedrich der Große, auf die Verschönerung dieses Theils von Berlin besonders bedacht, im Jahre 1773 die Abbrechung dieser Ställe und ihre Verlegung an den Weidendamm (wo sie noch stehen), und zum Ueberfluß wurde sogar nach dem unseligen Feldzuge von 1806 das Regiment Gensdarmen ganz aufgelöst; allein dessenungeachtet blieb der Name „Gensdarmenmarkt" im Brauch und hat sich auch bis auf die neuste Zeit erhalten, ohne daß es gelungen wäre, ihm einen besser klingenden zu substituiren.

Die hervorragendsten Gebäude des Gensdarmenmarktes sind das Schauspielhaus und zwei Kirchen: die sogenannte „neue deutsche" und die „französische", und merkwürdig — das Schauspielhaus steht mitten inne zwischen den Kirchen! Betrachten wir uns zuerst die Kirchen und dann das Schauspielhaus.

Die beiden Kirchen stammen aus einer und derselben Zeit, nämlich aus der des Kurfürsten Friedrich I., d. i. aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Das „französische" Gotteshaus (welches den aus Frankreich vertriebenen Protestanten eigenthümlich angehört) ward in den Jahren 1701—1705 von L. Cayart (einem Ingenieur und Schüler Vaubans, der, obwohl geborner Franzose, doch schon 1692 aus Religionsgründen in preußische Dienste trat und besonders für preußische Festungsbauten viel leistete) nach dem Modelle der ehemaligen hugenottischen Kirche zu Charenton (die im Jahre 1624 von dem berühmten Des-Brosses errichtet, aber 1685 nach der Widerrufung des Edikts von Nantes niedergerissen wurde) auf den ausdrücklichen Wunsch und zum großen Theil auch auf Kosten der französischen Gemeinde in Berlin erbaut, natürlich jedoch nicht ohne daß der Staat bedeutende Beiträge geleistet und am Ende die Vollendung auf sich genommen hätte. Doch von dieser Kirche, von der wir auf unserem Bilde nur ein paar Säulen sehen, können wir hier nicht weiter reden, sondern wir beschränken uns vielmehr auf ihren Doppelgänger, d. i. auf die „neue deutsche Kirche", deren vollen Anblick wir vor uns haben. Diese wurde in den Jahren 1701—1708 nach den von dem berühmten Baumeister Grünberg gelieferten Rissen von dem Architekten Simonetti erbaut, und ist in ihrem Innern eines Gotteshauses würdig eingerichtet, ohne jedoch durch Reichthum oder Besonderheit des Styls zu imponiren. Das Dach, welches von Kennern für künstlich gehalten wird, weil die Kirche ein Fünfeck bildet, wurde von Kemmeter, dem Vater, construirt, modellirt und ausgeführt; allein weit merkwürdiger ist der eben so zierliche und prächtige, als imposante und zur Bewunderung hinreißende Thurm, welchen König Friedrich der Große von 1780—85 an dieser Kirche (wie auch in derselben Zeit einen durchaus ähnlichen, ja fast ganz gleichen an der französischen Kirche) erbauen ließ, und der nur Einen Fehler hat, nämlich den, daß er nicht frei steht, sondern mit seinem Unterbau halb in der Kirche begraben liegt.

Der Plan zu dem Thurme (oder vielmehr zu den beiden Thürmen, dem der französischen wie der deutschen Kirche, denn beide sind Zwillinge) soll von zwei Marienkirchen auf dem Platze del Populo in Rom genommen sein, was wir jedoch dahingestellt sein lassen, und besteht das eigentliche Thurmgebäude aus drei abgesonderten Theilen, nämlich dem großen Viereck, dem Dom und der Kuppel. Das große Viereck ist an seiner hintern Seite mit der Kirche verbunden, seine drei übrigen Seiten aber sind mit Vorsprüngen und Säulenlauben, deren jede von sechs korinthischen Säulen getragen wird, geziert. In der Säulenlaube an der Vorderseite sieht man Statuen und Tafeln mit halberhabener Arbeit, die Giebelfelder der drei Vorsprünge aber haben folgende Basreliefs: vorn Paulus in Athen vom unbekannten Gotte predigend, nach dem Markte Paulus und Barnabas zu Lystra, wo das Volk sie anbeten will, und nach der Mohrenstraße Paulus zu Milot, von den Ephesern Abschied nehmend, — Skulpturarbeiten, welche nach der Erfindung von B. Rode von den Bildhauern Sartori und Föhr ausgearbeitet wurden. Zwischen den Giebeln ist eine Attica, deren Courronnemente Bildsäulen haben, und aus der Mitte dieser Attica, von dieser gleichsam verdeckt, erhebt sich (nebst den heraufführenden Treppen) das zirkelrunde Gemäuer, welches den Dom zu tragen hat. Dieser selbst hat nicht weniger als 56 Fuß im Durchmesser und besteht aus zwölf freistehenden korinthischen Säulen nebst den entsprechenden Wandpfeilern. Auch er enthält Bildsäulen und Basreliefs nebst sechs Fenstern, und auf den Säulen ruht ein Brustgestell mit Vasen. Innerhalb dieses letzteren nun (des Brustgestells nämlich) steigt der dritte Theil des Thurms, die Kuppel, empor, welche aus gebogenen Balken gefertigt, grün angestrichen und mit goldenen Rosetten verziert



Die neue Kirche und das Schauspielhaus in Berlin.

ist. Auf der Spitze dieser Kuppel steht die Statue der siegenden Tugend, eine kolossale, 15 Fuß hohe, in Kupfer getriebene und schwer vergoldete Figur mit einem Palmzweig in der Hand und einer Kugel zu den Füßen, und Beides (die Rosetten wie die Statue) wurde nach Melchior Kambly's Angabe und Zeichnung vom Klempnermeister Köhler aus Potsdam gearbeitet, und — wahrhaftig, kein Künstler der Neuzeit hätte seine Aufgabe besser lösen können.

Das Ganze macht einen überaus tiefen Eindruck, denn der Thurm hat mit Inbegriff der Tugendstatue eine Höhe von nicht weniger als 225 Fuß. Besonders edel gehalten ist der untere viereckigte Bau, und das Ebenmaß seiner Verhältnisse könnte nicht schöner sein. Will man doch auch wissen, daß König Friedrich der Große selbst Theil an dem Plane des Thurms gehabt habe! Sicher ist wenigstens, daß der Major und Baumeister C. v. Gontard (der Mann war trotz seines Namens kein Franzose, sondern ein geborner Mannheimer) nach des Königs eigener Angabe die Risse zeichnete und vom 27. Mai 1780 bis 28. Juli 1781 den Bau leitete. An diesem Tage war der Thurm bereits bis an den Architrav der Säulen, welche den „Dom" umgeben, fertig und vollendet; da stürzte in der Nacht auf den 29. Juli der ganze obere Theil des Gemäuers zusammen, glücklicherweise zu einer Zeit, da kein Mensch sich in der Nähe befand, denn wenn's bei Tag geschehen wäre, so hätte bei den Hunderten von Arbeitern und Neugierigen das Unglück sich gar nicht berechnen lassen! Man forschte nach und fand, daß der Grund nicht fest genug war; somit nahm der erzürnte König dem Gontard die Oberleitung ab und übertrug sie dem Oberbaurath Unger, der erst nach verstärktem Untergrunde, oder vielmehr Neulegung des Grundsteins, den Bau weiter führte, und denselben auch glücklich, obwohl erst im Jahre 1785, vollendete. Jetzt rechnete man die Kosten des Thurms zusammen, und dieselben beliefen sich auf etwas über 300,000 Gulden (350,000 preuß. Thaler für beide Thürme, den der deutschen und den der französischen Kirche) mitsammt allen Zierrathen und Ausschmückungen!

Von der Kirche kommen wir auf's Schauspielhaus, nicht weil uns irgend eine Ideen-Association darauf brächte, sondern weil dasselbe neben der Kirche steht. Dasselbe ist auf den Grundmauern des in den Jahren 1800—1802 nach des berühmten Langhans Ideen erbauten, aber im Jahre 1817 abgebrannten Theaters erbaut, und zwar in den Jahren 1819—20 nach den Plänen Schinkels, welcher vielfach die Langhans'schen Gedanken in sich aufnahm, obwohl die innere Raumvertheilung sowohl als auch die äußere Architektur eine andere geworden ist. Die Hauptfaçade des Gebäudes geht nach der Seehandlung hinüber, und der Peristyl, zu welchem man auf 27 Stufen in die Höhe steigt, wird von sechs jonischen Säulen gebildet, während das Frontispiz über diesen Säulen breit genug ist, um die Geschichte der Niobe in hocherhabener Arbeit, wozu der berühmte Tiek die Modelle geliefert hat, darzustellen. Hinter dem Peristyl erhebt sich das Theatergebäude selbst als eine mächtige Masse mit

zwei Frontispizen, von denen das eine nach dem Seehandlungshause hingeht, während das andere nach der Charlottenstraße sieht. Sämmtliche Figuren dieser Frontispize — Eros vor dem Throne stehend, zwei Psychen, Schwäne, Schlangen u. s. w. — sind ebenfalls nach den Modellen Tieks und Rauchs gefertigt. Ueber denselben hoch oben auf dem Dache sieht man verschiedene freistehende Figuren oder auch ganze aus Kupfer getriebene Gruppen (ein Fabrikat der berühmten Broncefabrik von Werner und Neffen), von denen wir nur den Apoll in seinem von zwei geflügelten Greifen gezogenen Götterwagen (dieses Bild steht gerade über der Hauptfaçade) und den Pegasus nebst den neun Musen anführen. Das Theatergebäude selbst, d. h. das Hauptgebäude, ist 245 Fuß lang, und seine Höhe von der untersten Stufe der Treppe bis zum Kopf des Apollo beträgt 120 Fuß. Angebaut sind zwei Flügel, von denen jeder 115 Fuß lang, aber nur 74 Fuß hoch (gerade so hoch als der Peristyl des Theaters) ist. Auch diese beiden Flügel sind mit Frontispizen geziert, auf deren einem die Sänger und Musiker der alten Zeit dargestellt sind, während das andere die Theaterdichter und Schauspieler wiedergibt. So ist das Aeußere des Gebäudes eines Schauspielhauses äußerst würdig und dürfte manch' anderer Residenz zum Muster dienen!

Und wie das Aeußere, so auch das Innere. Der Zuschauerraum selbst hat die Form eines Halbkreises, die runde Logenwand ist massiv, und die Corridors gegen das Dach sind feuerfest überwölbt. Die Logen ruhen auf feinen eisernen Säulen, die vergoldet sind, und haben im Königlichen Rang (und in den darüber liegenden) einen Balkon längs vor sich her. Der Plafond ist gerade und bildet ein ausgespanntes Velarium, dessen Tauwerk, Knöpfe und Borten von erhabener Vergoldung sind. Die Musen sind hier lebensgroß in runden Feldern gemalt, und an der Decke des Prosceniums ist ein Fries von 40 Fuß Länge, in welches W. Schadow ein Bacchanal in lebensgroßen Figuren hineingemalt hat. Also auch hier, im Innern, wäre ein Tadel übel angebracht, und — wenn man überhaupt eine mißfällige Bemerkung machen will, so wäre es vielleicht die einzige, daß das Haus etwas größer sein könnte, allein — es haben doch immerhin 1500 Personen mit Bequemlichkeit Platz!

Von den beiden Flügeln enthält der gegen die Jägerstraße hin liegende die Garderobezimmer, die Dekorationsmagazine, die Ankleidelokale, den Probesaal, die Direktionszimmer 2c. 2c., der Flügel an der Taubenstraße aber enthält die Lokalitäten zu den Conzerten, Maskenbällen 2c., und besteht aus zwei kleineren und einem größeren Saale. Die ersteren haben nur eine Höhe von 22 Fuß, der eigentliche Conzertsaal aber ist 43 Fuß hoch, 76 Fuß lang und 44 Fuß breit, und wurde mit einer breiten Gallerie, sowie mit Tribünen und Nischen versehen, welche den Zuschauern viel Bequemlichkeit gewähren. Die Ausschmückung dieser drei Lokalitäten mit Malereien, Stuckaturarbeiten und Büsten berühmter Künstler ist in der That eben so reich als geschmackvoll, und besonders bemerkenswerth sind die Malereien, welche Scenen aus Aeschylos, Sophokles, Euripides, Shakesspeare, Calderon, Göthe und Schiller darstellen. Somit ist eben so wenig hier, wie in dem Hauptgebäude irgend Etwas verabsäumt worden, was zum Schmuck und zur Zierde des Theaters gereichen konnte!

Auf Eines möchten wir den Leser noch besonders aufmerksam machen, nämlich darauf, sich den Peristyl beim Eintritt in's Theater besonders genau zu betrachten, denn nicht blos sind jene oben angeführten 27 Treppenstufen nicht weniger als 85 Fuß breit, sondern die Architravsteine, welche von der einen der sechs Säulen zu der andern reichen, haben in Einem Stücke achtzehn Fuß Länge und natürlich eine verhältnißmäßige Höhe und Breite, und einen solchen Stein sich des Näheren anzusehen, ist schon der Mühe werth! — Der beste Platz im Schauspielhaus ist das Parquet, wenn man nämlich sehen und hören will; will man aber gesehen werden, so gehe man auf die erste Gallerie!

Th. Gr.

Die letzten Herren von Teck.

(Schluß zu S. 260.)

Sie waren indeß der Dieboldsburg näher gekommen und wurden nach mißtrauischen Fragen durch besonders feste Außenwerke und endlich durch das enge Hauptthor eingelassen. Ein finsterer alter Mann empfing sie dennoch wohlwollend, und führte die Ritter in einen Saal, an dessen Wänden viel altes Gewaffen umherhing, welches Herzog Conrad mit ritterlicher Freude betrachtete, als drei Rüstungen, die mit schwarzem venetianischen Flor umhängt waren, ihm schier schauern machten. Die dazu gehörigen Schwerter hingen zerbrochen daneben, und eben wollte der Fürst nach der Bedeutung dieser Trauermaale fragen, als ein Blick des Ritters von Ow ihm die Lippen schloß. Eine schöne, milde Frau brachte Wein und bot mit gewinnender Freundlichkeit Obst, Brod und gutes Wildpret, dann setzte sie sich zur Kunkel, die in einer Fensternische stand. Conrad von Teck hatte Hunger mitgebracht, dennoch aber aß er nicht mit dem Behagen, mit dem er sonst bei Tafel saß; die Gastlichkeit dieses Paares hatte etwas Düsteres, ja Unheimliches, welches seiner harmlosen Weise keineswegs zusagte. Mehrere Male versuchte er, mit dem Burgherrn ein Gespräch anzuspinnen, doch schon nach der zweiten Gegenrede war es erloschen.

„Ihr habt schlimme Nachbarn, wie ich höre, edle Frau," begann er jetzt zu der Wirthin, „das muß ich sehr bedauern!"

Die Frau erschrak fast ob der Anrede, sie blickte mit weiten blauen Augen den Gast an, und dann durch's Fenster in die Nacht hinaus zur Seite, wo der Rauber hell erleuchtet schimmerte.

„Sie mögen allerdings nicht gar hold gesinnt sein," antwortete sie leise, „doch sind wir zufrieden, wenn sie uns in Frieden lassen."

Da erhob sich hinter dem gewaltigen Ofen eine dünne, zitternde Stimme:

„Wir haben Kolben und Schwerter, fünf Finger an jeder Faust,
Dazu ein Herz im Leibe; jetzt komm, wenn du dir's traust!"

so sang sie. Der Ton klang matt, doch scharf und bitter trotzig. Die Frau sprang auf und ging leisen Schrittes in den dunkeln Winkel, aus dem der Sang kam; dort sprach sie leise, beschwichtigende Worte, die dumpf erwiedert wurden; dann plötzlich erhob sich wieder der Sang fortfahrend:

„So sprachen, als dem Reiche die Hunnenfürsten drohten,
Herr Erchinger und Berchthold, des Königs Kammerboten."

„Und wir," fuhr die Stimme zornig fort, „warum sollen wir feig und schweigend Unbill ertragen? Hast du nicht Kolben und Schwerter, fünf Finger an jeder Faust? — Doch das Herz im Leibe, das fehlt dir!" —

„Schweigt, Großmutter," entgegnete der Burgherr in verbissenem Grimm, „kennt Ihr den Landfrieden des Kaisers Rudolph nicht? Soll der Henker noch mehr des besten Schwabenblutes vergießen?"

„Nein, o nein!" kreischte die Alte plötzlich auf; aus dem Dunkel hervor kam eine Gestalt, schier grauenhaft anzusehen, wie eine Mumie aus tausendjährigem Grabe erstanden; fleischlose Arme streckte sie aus, Finger wie Krallen eines Raubvogels strebten sich flehend zu falten. Zu den florumhüllten Rüstungen schleppte sie sich, und küßte die Griffe der zerbrochenen Schwerter mit leisem Weinen. — Conrad von Teck war vom Tische aufgesprungen und blickte schauernd zu der Alten hinüber; fragend sah er den Ritter von Ow an, doch der schüttelte nur traurig das gesenkte Haupt, als die Greisin selbst die Rede an ihn richtete. Rothumrandete Augen wandte sie ihm zu, die dämonisch funkelten, und einen gelbgrünen Mistelzweig hielt sie in der Knochenhand.

„Wie kommt Ihr hierher," frug sie, „auf diese einsame, von Menschen gemiedene Burg, die einst die Strahlendste im ganzen Allemannien war? Treibt Euch Noth hieher auf die bemooste Schwelle, so seid willkommen; oder ist es Baldur, der Hort der Wandernden, so eßt mein Brod und trinkt aus Erchingers Becher. Ist es aber Neugier, die Lästige und Verhaßte, so soll Fenris, der Höllenwolf, Euch geleiten und tückischer Mord Euch empfangen auf des Hauses Flur!"

„Hört auf, Großmutter," rief der Burgherr mit dröhnender Stimme, „diese Ritter hat das Unwetter zu uns getrieben. Sie wußten wohl nicht, daß hier im alten Eulenthurm noch die Letzten unseres unseligen Geschlechtes sich verbergen, und du wirst allemannische Gastlichkeit nicht von unserem Herde vertreiben wollen."

„Ja wahrlich," bestätigte Herzog Conrad, „ich wußte nichts von Eurer Burg und dem Schicksale ihrer Bewohner. Ich bin vom Stamme der Zähringer und auf unwegsamem Pfade von Sturm und Nacht hierher getrieben."

„Und warum bleibst du nicht zu Haus', auf deiner ragenden Teck?" frug feindlich die Drude. „Geh' heim und pflege deinen Sohn; es wird dir nicht lang vergönnt sein, es zu thun."

Conrad starrte schreckenbleich die Alte an. „So soll es mir nicht erlaubt sein, meinen Friedrich zu erziehen," stammelte er, „und mit mir soll mein Stamm erlöschen?"

„Frage nicht, deute meine Reden nicht," kreischte die Mumie. „Danket dem Himmel, ihr blödes Volk, daß ihr nichts von dem Gewebe der Zukunft überseht! Was ihr im Dunkel webt, zu seinem Heil weiß es kein Weber. Im Irren ist euer Glück."

„O, bei allen Göttern Eurer Jugend, wenn Ihr es wißt, erfahrene Frau," flehete der Herzog, „so gebt mir die Beruhigung, daß mein Sohn nicht ohne Nachkommen absterbe. Ein Gesicht, welches mir unten am Fuße der Teck in dunkler Nacht geworden, gibt mir des Räthselhaften schon allzu viel!"

Die Alte sah ihn durchdringend an; ihre faltigen Wangen zuckten, wie zu höhnischem Lächeln.

„Du beschwörst mich bei den Göttern meiner Jugend," murmelte sie, „und dir soll Wahrheit werden: Um den Sarg deines Sohnes Friedrich weinen fünfzehn eigene Kinder auf der Teck!"

„Gott Lob!" seufzte Conrad, — „und der Letzte dieser Fünfzehn?"

„Er stirbt als Patriarch!" war die eintönig dumpfe Antwort.

In den lebhaftesten Dankesworten ergoß sich der Befriedigte. Die Alte kroch wieder in ihren dunkeln Winkel, aus dem, trotz aller Anreden, nur noch ein höhnisch klingendes Kichern erscholl. Und so blieb endlich den Rittern nichts übrig, als der Aufforderung des Burgherrn, das Lager zu suchen, nachzukommen. Hans von Ow schien weniger Gefallen an den Orakeln der Drude zu haben, wie sein Lehnsherr, der sein trübes Kopfschütteln nur mit der Wiederholung der freudigen Verheißungen beantwortete. „Friedrich erzieht fünfzehn Kinder auf der Teck," nickte er, „und der Letzte davon stirbt alt und hochbetagt, umgeben von auch einem Dutzend derber Bursche, wie die Patriarchen der Bibel, der Jakob etwa."

Mit dem festen Vorsatze, der alten Hexe, wie er die Greisin nannte, mit allen Kräften zuzusetzen, bis sie ihm auch die Erscheinung der Sibylle gründlich erkläre, schlief er endlich ein. Er erwachte, als die Sonne schon hoch über der Schwabenalb strahlte, und sprang rüstig auf, seinen Vorsatz in's Werk zu setzen. Hans von Ow stand am Fenster und schaute in das tiefe, schroff abstürzende Thal hinab, aus dessen Grunde sammtne Wiesen um freundliche Dörfer glänzten und ein gesegneter Obstbaumwald sich reihte, den ein klarer silberner Quell in eiligem Laufe tränkte. Jenseit des Thals ragten gleichfalls die weißen Felswände senkrecht empor, so daß beide Ritter nicht satt werden konnten, sich an dem herrlichen Anblicke zu laben.

„Wie heißen diese Dörfer?" frug Herzog Conrad den Gefährten.

„Ober- und Unterlenningen," kam die Antwort zurück, „und dort hinten schaut Gutenberg noch hervor; da im Winkel, von Obst versteckt, seht Ihr die Sulzburg ragen." —

Conrads Auge senkte jetzt sich an der, aus unregelmäßigen Bruchsteinen roh gefügten Mauer der Burg hinab, und er mußte staunen, wie der Cyklopenbau zwischen die zerrissenen Kiefer des von unterirdischem Feuer zersplitterten Felsens eingekeilt war. Und auf einer dieser Zacken, wo der Fuß kaum Raum zu haften fand, stand die alte

Jutta, die ihm gestern so hoffnungreiche Prophetenworte verkündet hatte! Ihr weites braunes Gewand flatterte im Winde dahin, und einzelne Töne eines alten heidnischen Opferliedes drangen mit dem Rauschen des Baches zu den Lauschenden empor. Ein schmaler, rauher Treppenpfad führte von einem engen Pförtchen zu dieser schwindelnden Warte empor, doch die Begier, mehr noch von dem zukünftigen Schicksale seines Hauses zu erfahren, drängte den Herrn der Teck, im Zwinger den Eingang dahin zu suchen. Bald hatte er ihn gefunden, doch draußen vor dem Pförtchen umschwirrte ihn der Fledermausflügel betäubenden Schwindels; er konnte es nicht wagen, zu dem Felszahn, auf dem die Alte starr wie ein Standbild stand, höher empor zu klimmen. Er trat zurück und rief ihr zu, herab zu kommen, doch nur ein höhnisches Lächeln gab ihm Antwort. „Hier horstete der herzogliche Aar der Allemannen," rief sie endlich herab; „du bist nicht von seiner Brut, darum schwindelst du. Steig' hinunter in's flache Land, wo der Storch auf dem Hausgiebel nistet und die Seinen mit Fröschen nährt."

„Herab, alte Schleiereule," zürnte der Fürst, „ich will noch mehr von deiner heidnischen Weisheit hören, die du wohl von Odins Raben gelernt hast."

„Hugin und Munin heißen Allvaters heilige Vögel, die ihm Kunde bringen von dem Treiben der Menschen. Einer schaut zurück in der Vergangenheit Dunkel, der andere blickt voraus in das Dämmern der Zukunft, und beide lehren den Seher des blöden Menschen Geschick — wenn er im Stande ist, es zu fassen und zu tragen!" grollte es von der Felsspitze, — „doch du hast weder die Kraft zu dem Einen noch dem Andern."

„Versuche es, du altes Unding," zürnte Conrad, „das heißt, wenn du selber etwas davon verstehst, aber in klaren deutschen Worten."

„Nun," kreischte die Altmutter, „so höre meine Worte und merke meinen Sinn. Wenn du deinen Sohn nicht erziehst, so können es doch Andere nach dir! — Wenn fünfzehn Kinder an seinem Sarge weinen, so ist darum noch Keines erwachsen. Wenn der Letzte deiner Enkel als Patriarch stirbt, so ist er vielleicht ein Klosterpfaff geworden; — wenn die wahre Sibylle auf den Schild mit den Hirschhörnern sich stützt, so wird er bestehen, und die Wappen, die sie zur Seite stellte, werden neben ihm verschwinden." — — —

Herzog Conrad sank zurück in die Arme des Ritters von Ow. Eilig bestiegen beide ihre Rosse und verließen spornstreichs die unheimliche Dieboldsburg. Der Fürst schwankte wie betäubt im Sattel, als er bei Brucken abstieg und ein Mägdlein, die aus der klaren Lauter schöpfte, um einen frischen Trunk bat. „Trinkt, edler Herr," rief die Liebliche und hob ihm den Krug zum dürren Munde; Ihr gemahnt mich wie fieberkrank, so wendet Euch nur gleich zum Kloster der heiligen Augustiner, rechts, wenn Ihr nach Kirchheim hineinreitet; dort wird der fromme Abt Serenus Euch einen erquickenden Heiltrank bereiten, der alles Gebreste von Euch nimmt. Der Fürst sah der Jungfrau lange in die tiefen braunen Augen; einen Goldreif mit rothem Carneol, darin sein Wappen künstlich geschnitten, warf er der Dirne in den Krug, und ritt fürbaß nach Kirchheim hinab. In Owen entließ er den treuen Hans zu seinem Hause, und klopfte, als die Sonne sank, an die Pforte der Augustiner zu Kirchheim.

Dem Abte Serenus ein wohlbekannter, lieber Gast, von dem das Kloster manche Schenkung empfangen, ward er mit allen Ehren aufgenommen, und als er dem Greise die Erlebnisse seiner letzten Zeit vertrauend erzählt, saß dieser lange stumm ihm gegenüber. „Mein Sohn," begann er endlich, „das Mägdlein, welches dich zu unserm Hause gewiesen, war sicherlich ein reiner, von Oben gesandter Engel. Du bist krank, obwohl nicht am Leibe, denn der ist blos tief ermattet von allerlei Erschütterungen, die er auf deiner letzten Fahrt erlitten, und wo der Fürst der Finsterniß dir nahe trat. Drum, da du ihm durch Gottes Gnade entgangen, so wirf die Sorgen freudig ab, genieße, was unsere Armuth dir zu bieten vermag, und erleichtere dein kummerschweres Herz."

Auf den Wink des Abtes ward ein leckeres Mahl im Refectorio aufgetragen, und der Pater Lector, ein kluger, erfahrener Mann, nahm neben Herzog Conrad seinen Sitz. Der Rath des Prälaten fand den vollen Beifall des Herrn, der die Rüstung bequem abgelegt hatte, das wuchtige Schwert über die Stuhllehne hing, und den linken Arm auf Greif, seinen schlanken Windhund, stützte, der schmeichelnd sich an ihn schmiegte. Die Rechte war vollauf mit dem Römer beschäftigt, den der Lector Hubertus mit edlem Rheinwein emsig füllte.

„Macht Euch fürder keine Sorge wegen des Phantoma der Sibylle, welches Ihr gesehen zu haben vermeinet, mein edler Herzog," tröstete der Abt. „Sei es mit ihr wie es wolle, so gehört sie jedenfalls dem blinden versunkenen Heidenthume an und hat mit uns nichts mehr zu schaffen. Gleichwie wir bei dem hochgelahrten Crusio lesen, der uns von Jovi schreibt, ‚der seiner Zeit Land und Meer durchstriche, vielleicht auch das Castellum Teck gebauet hat, und sogar sich als einen Gott geehrt wissen wollte!' — und dem heute auch nicht das kleinste Kapellchen geläutet wird. — Und noch weit weniger hat es mit der alten Nebelhexe zu bedeuten, die Euch dort über dem Lenninger Thale aufgestoßen. Allerdings ist sie aus uraltem allemannischen Geschlechte, welches als Kammerboten mit kaiserlicher Vollmacht in Schwaben waltete. Erchinger sammt seinem Bruder Berthold hausten dort auf der festen Dieboldsburg, bis sie sich selbst ‚Herzoge von Allemannien' nannten und gegen den Kaiser Conrad, den Franken, offenen Aufruhr erregten. Zugleich nahmen sie den Bischof Salomo von Constanz gefangen und schleppten ihn auf Erchingers Dieboldsburg, wo seine stolze Gemahlin Berchtha Hof hielt. Zu der Zeit hat Herr Burkhard und Siegfried von Ramswag die Herren verrathen und an Kaiser Conrad ausgeliefert, worauf die Beiden sammt ihrem Neffen Luitfried zu Aldingen im Algäu mit dem Beile hingerichtet worden. — Diese Jutta ist der Gerichteten Enkeltochter, wie man weiß, und dieser Stamm ist noch heute in des Kaisers Acht und des Papstes Bann; doch läßt man sie ungefährdet auf der alten Burg einsam hinleben. Ihr aber, mein fürstlicher Herr und Freund, werdet selbst



1860.

34.

einsehen, wie Ihr Euch durch den Verkehr mit Geächteten und Gebannten befleckt habt — zu meinem Leid! — In stillem Gebete werde ich überlegen, ob ich die Sache nicht nach Rom und an den Kaiser zu berichten habe."

„Macht der Kirche eine gehörige Schenkung!" flüsterte der Lector dem Geängsteten in's Ohr, so kann der Abt vielleicht Euch absolviren." — —

Den reichen Marktflecken Dettingen an der Teck verschrieb Herzog Conrad V. in jener Nacht dem Kloster der Augustiner zu Kirchheim, und ward in derselbigen Nacht, als er heimgeritten, in seinem eigenen Hause von einem Knechte, den er roh behandelte, im Zorn mit einer Axt erschlagen. Sein Sohn Friedrich zeugte fünfzehn Kinder, von denen Keines zur Ehe gelangte; sein letzter Sohn war der Kirche geweiht und starb als vertriebener Patriarch von Aquileja zu Basel. Das Besitzthum der Herzoge von Teck brachte schon Eberhard der Greiner vollends an Würtemberg; der würdige Patriarch hinterließ 1439 bei seinem Tode nichts als den bewährten Ruf eines ausgezeichneten Trinkers.

Schmidt.

Europäische Schmetterlinge. (Spanner.)

(Taf. 34.)

Der allgemein verbreitete Namen: Spanner (Geometra *L.*) beruht nicht etwa auf einer Eigenthümlichkeit, welche sämmtlichen Schmetterlingen dieser Familie gemeinsam wäre, sondern er entstand ohne Zweifel als Bezeichnung der sonderbaren Gestalt und Bewegungsweise der Raupen. Dadurch nämlich, daß diesen die mittleren Bauchfüße fehlen, sind sie auf die Vorderfüße und die Afterfüße oder Nachschieber angewiesen; um sich vom Platze zu bewegen, strecken sie sich der Länge nach aus, fassen mit den Vorderfüßen den Zweig, das Blatt 2c., auf dem sie gehen, und ziehen nun den übrigen Körper nach; sie krümmen sich dabei in der eigenthümlichsten Weise, indem sie die Form eines Hufeisens — Ω — annehmen. Dabei vermögen sie jedoch recht schnell vorwärts zu kommen, und das stets wechselnde Ausstrecken und Nachziehen macht auf den Beschauer einen komischen Eindruck. Die meisten Spannerraupen sind übrigens träge, namentlich den Tag über, und ruhen oft halbe Tage lang unbeweglich an demselben Platze. Dabei nehmen sie gewöhnlich eine starre ausgestreckte Stellung an, indem sie sich mit den Afterfüßen festhalten. Die Natur war unendlich erfinderisch in der Form-Ausstattung dieser Raupen; mit einer Manchfaltigkeit, die wir nicht genug anstaunen können, ist eine Idee tausendfältig durchgeführt. Es ist nämlich eine gar nicht in Abrede zu ziehende Aehnlichkeit dieser Spannerraupen mit gewissen Pflanzentheilen, Zweigen, Blattstielen, Baumflechten 2c., vorhanden, auf welchen die Raupen zu leben pflegen. Diese lebendigen Copien von Aestchen, Zweigchen 2c. sind öfters so im Detail ausgeführt, daß wir sogar sprossende Knospen, Dornen, Nebenzweigchen, Verkrüppelungen und Auswüchse in so täuschender Weise nachgeahmt finden, daß sich selbst das schärfste Auge täuschen läßt. Es scheint hiemit ein gewisser Schutz dieser Raupen gegen ihre vielen Feinde bezweckt zu sein, und wir dürfen darin vielleicht einen der feinen zahllosen Fäden erblicken, durch welche das Gleichgewicht in der gesammten Natur in geheimnißvollem Zusammenwirken hergestellt und erhalten wird.

Die auf unserer Tafel abgebildeten Spanner-Arten gehören sämmtlich zu der von Ochsenheimer unter dem Namen Ennomos zusammengefaßten Gattung. Die Schmetterlinge haben gezackte oder doch am Hinterrande der Hinterflügel in eine deutliche Ecke vorspringende Flügel, und tragen dieselben in der Ruhe nicht, wie die meisten übrigen Spanner, flach ausgebreitet, sondern aufwärts gerichtet nach Art der Tagfalter. Die Raupen haben Form und meist auch die Farbe von Baumzweigchen, und verpuppen sich in einem leichten Gewebe zwischen zusammeugesponnenen Blättern.

Eine der größten Arten nicht nur dieser Gattung, sondern der europäischen Spanner überhaupt, ist der Schlehenspanner, Ennomos prunnaria *Hübn.*, Fig. 1 a Weibchen, Fig. 1 b Männchen, Fig. 1 c Varietät des Weibchens, Fig. 1 d Raupe.

Dieser Schmetterling variirt ziemlich bedeutend in der Färbung; am häufigsten kommt er in der Färbung von Fig. 1 a und 1 b vor; bei Fig. 1 c bildet das dunkle Braun die Grundfarbe; die schmutziggelbe Besprengung ist beim Männchen lebhafter, orangegelb. Man hat diese Varietät irrthümlich als eigene Art, unter dem Namen Ennomos corylaria, angesehen. Die Uebereinstimmung der Lebensweise und der Raupen beweist jedoch die Identität beider Formen. Die Raupe wird 15 Linien lang, ist blaßbraun oder aschgrau, und hat auf dem achten Leibringe zwei große fleischige Dornspitzen. Sie ist im September und October halb erwachsen, überwintert unter Moos und Blättern, und erreicht im April oder Anfang Mai des folgenden Frühjahrs ihre ganze Größe. Am häufigsten wird sie auf Schlehen- und Zwetschenbäumen angetroffen; man findet sie jedoch auch auf Rüstern, Hainbuchen und Haselsträuchen. Sie verpuppt sich in einem leichten Gespinnst zwischen Blättern, aus welchem im Juni der sehr verbreitete, jedoch nirgends sehr häufige Falter hervorschlüpft.

Der Mondfleckspanner, Ennomos illunaria *Hübn.*, Fig. 2 a, hat sehr angenehme Farben; auf jedem Flügel steht ein heller Mondfleck, welcher jedoch mit Schuppen überdeckt ist. Unsere Abbildung macht das Erkennen des Schmetterlings leicht, aber es gibt noch einen andern, sehr ähnlichen, freilich seltneren Spanner, Ennomos lunaria, mit dem er leicht verwechselt werden kann. Bei lunaria sind jedoch die hinteren Flügel viel stärker ausgezackt, und die vier Mondflecken sind durchsichtig, ohne Beschuppung. Die Raupe von illunaria (Fig. 2 b) ist rindenartig braungrau mit gelber und weißer unbestimmter Zeichnung. Sie lebt in zwei Generationen — die erste im Juni, die zweite im September und October — auf Schlehen, Espen und Saalweiden. Der Schmetterling erscheint im April, dann wieder im Juli, und ist in den meisten Gegenden Mittel-Europa's nicht selten.

Der Weißdornspanner, Ennomos crataegaria *Hübn.*, Fig. 3 a, ist an seiner citrongelben Farbe, dem weißen Mittelfleck und den orangerothen Randflecken auf den Vorderflügeln kenntlich. Bei der Raupe (Fig. 3 b), welche bald grün, bald rothgrau oder schwarzgrau vorkommt, sind außer dem gewöhnlichen Bauchfußpaare noch zwei weitere vorhanden, welche die Raupe nach Belieben ausstrecken und einziehen kann. Auf dem sechsten Leibringe stehen zwei mit einander verwachsene Höcker. Sie lebt im September auf Weißdorn und Schlehen. Der Schmetterling erscheint im Frühjahr und Sommer, und ist fast überall häufig.

Fig. 4 ist der Ampferspanner, ein zierlicher Schmetterling, der weit verbreitet, aber nirgends sehr häufig ist. Die Grundfarbe seiner Flügel ist blaßgelb; quer von außen nach innen laufen zwei röthliche Streifen über Vorder- und Hinterflügel, der Saum ist rosenroth. Es fliegen jährlich zwei Generationen, die erste im Mai, die zweite im Juli. Die Raupe ist braun mit dunkleren Streifen, und ist namentlich durch den stark verdickten vierten Leibring zu erkennen. Sie lebt im Juni, dann wieder im August und September auf Ampfer- und Polygonum-Arten.

J. H.

Wahlberg, der Elephantentödter in Afrika.

† 6. März 1856.

Im Jahre 1837 kam der schwedische Consul auf dem Cap nach Stockholm, und sah sich nach einem Naturforscher um, den er nach dem so wenig bekannten Südafrika mitnehmen wollte. Wahlberg aus Gothenburg, damals 27 Jahre alt, der seine Studien in Upsala gemacht und sich durch zahlreiche Excursionen nach den norwegischen Alpen und den ungeheuren Einöden von Lappland und den Finnmarken zu einem solchen Unternehmen vorbereitet hatte, bot seine Dienste an und wurde angenommen. Die Akademie der Wissenschaften schoß etwa 3500 Fr. bei, alle weitern Kosten bestritt Wahlberg aus seinem eigenen Vermögen. Im Februar 1839 auf dem Cap angekommen, suchte er sich zuerst die nöthigen Kenntnisse über die benachbarten Völkerschaften und das Land, das er zu durchwandern gedachte, zu verschaffen, und schiffte sich nach einem kurzen Aufenthalt zu Port Elisabeth an der Algoa-Bai nach Port Natal ein, wo er einen französischen Naturforscher Delegorgue († 1847) kennen lernte, der sich demselben auf's Innigste anschloß und in seinem eigenen, 1847 zu Paris erschienen Werke unter Anderem von ihm sagt: „Liebenswürdig und zuverlässig, ganz Feuer für Entdeckungen, von unermüdlichem Eifer, niemals einen Zweck aufgebend, ehe er ihn erreicht hatte, begabt mit bewunderswürdigen Eigenschaften, deren er, weit entfernt damit großzuthun, kaum bewußt war, flößte mir Wahlberg, als ich mit ihm bekannt wurde, eben so viel Hochachtung als Freundschaft ein."

Nach zwei Jahren, Sammlungen gewidmet, welche ein vollständiges Tableau der Flora und Fauna des ganzen Gebietes von Port Natal enthalten, trat Wahlberg am 1. October 1841 seine erste große Entdeckungsreise in das Innere an, begleitet von einem jungen Boer, Wilhelm Nel, und zwei jungen Kaffern, und ausgerüstet mit einem schweren Wagen für Gepäck, Provision, Waffen und Schießbedarf, und einem Gespann von zwölf Zugochsen. Er durchforschte das ganze Land nordwärts von der Cap-Colonie und westlich von Port Natal bis zum N'Gami-See. Dabei machte er sich zum Zweck, bei seinen Sammlungen der Flora und den Insekten des fast unbekannten Landes, in das er eindrang, schöne Exemplare der Individuen, welche die südafrikanische Fauna bilden, beizufügen, und erzählt unter Anderem, wie er einst zwölf Tage lang ununterbrochen auf eine seltene schwarze Antilope Jagd machte. Ein anderes Mal suchte er die von den Naturforschern Keithloa genannte Varietät des Rhinoceros zu erlangen. Die Campagne dauerte sieben Monate, ehe er seinen Zweck erreichte.

Um den Preis einer großen Gefahr erfuhr Wahlberg, welchen eigenthümlichen Beschützer die Natur dem Rhinoceros zugetheilt hat. Der Busaga, eine Art kleiner weißer Reiher, setzt sich mitten in dem Dickicht dem Büffel oder Rhinoceros auf den Rücken, und nährt sich von den Zecken, die er in der Haut dieser Quadrupeden findet. Das Rhinoceros kann gehen und weiden, seine Bewegungen geniren den Busaga nicht im mindesten; aber wenn dasselbe, aufrechtstehend in den Sümpfen, unter der erstickenden Hitze einer tropischen Sonne, halb schlafend wiederkäut, wird ihm der Busaga ein köstlicher Freund. Er wacht in der That für dasselbe, und sieht er den Löwen, oder die Schlange, oder den Jäger nahe kommen, so macht er sogleich das Rhinoceros aufmerksam, indem er sich mit großem Geräusch und Geschrei in die Luft erhebt. „Das Rhinoceros," sagt Wahlberg in einem seiner Briefe, „ist sehr reizbar und greift sogleich an. Als ich mich nun eines Tags in der Nähe eines solchen Thieres befand, sah ich plötzlich den Busaga aufflattern, und in demselben Augenblicke stürzte mein Feind auf mich zu. Da ich nur meine gewöhnliche Flinte mit einer kleinen Kugel bei mir hatte, ergriff ich so schnell wie möglich die Flucht. Zum Glück trafen wir, da ich schon den starken und heißen Athem des furchtbaren Thieres auf meinem Rücken fühlte, auf einen ungeheuren, quer über den Weg gestürzten Baum; ich sprang hinüber: das Rhinoceros machte erstaunt auf einmal Halt, schnuffelte geräuschvoll, warf den Kopf rechts und links, und zog sich dann mürrisch zurück."

Einst hatte sich Wahlberg ziemlich weit von seinem Lagerplatze, d. h. dem Orte, wo sein Wagen mit einigen Wächtern hielt, entfernt; selbst seine Führer, die ihm Mundvorräthe und Waffen trugen, waren nicht in der Nähe. „Der Abend brach an," schreibt er in seinen Briefen, „ich war ganz allein, bald umgeben von Finsterniß, ohne andere Waffe als meinen Stock, mitten unter wilden Thieren, deren Gebrüll ich bereits vernahm. Ich hatte alle Spuren des Wegs verloren, hatte Hunger und Durst. Ich versuchte mehrmals Feuer zu machen, indem ich aus zwei Steinen einige Funken auf ein Stückchen mit Pulver bestreuter Leinwand zu leiten suchte, allein vergeblich. Ich

beschloß also, mich niederzulegen, wo ich war, ohne Speise, ohne Licht, außer vom gestirnten Himmel. Ein wenig aus der Erde gerissener Rasen bildete mein ärmliches Lager. Ich umgab mich mit den Zweigen junger Akazien, der gewöhnlichen Nahrung des schwarzen Rhinoceros, die in dichten Büschen herumstanden. Da die Akazien mit schrecklichen Stacheln versehen sind, so dienten sie zu einer Art Wall für mich. Ich wurde inzwischen sehr unruhig. Das Gebrüll und Geheul vermehrte sich und kam immer näher; ich unterschied leicht das von einem Löwen und einer Hyäne, die mir sehr hungrig schienen. Bald erhielt ich Besuch von einigen Schakals. Die Hyänen, deren glühende Augen ich in dem Halbdunkel erblickte, wurden allzu vertraulich, und ich mußte mehr als einmal von meinem Lager mich erheben, um sie wegzuscheuchen. Ganz nahe bei mir griff endlich ein Löwe ein Rhinoceros an. Der Kampf war kurz, und der Sieg entschied sich zu Gunsten des Königs der Wälder. Das Gebrüll des Siegers, das Stöhnen und Röcheln des Besiegten unter den grausamen Klauen und Zähnen, die ihn zerfleischten, erzeugte für mich ein ebenso entsetzliches Conzert als Schauspiel. Doch schlug dieß eben zu meiner Rettung aus. So lange der Löwe das Schlachtfeld behauptete, hielt seine Gegenwart die andern Waldbewohner in respektvoller Entfernung; am andern Morgen, als ich nach einem kleinen Thale hinabstieg, von wo ich in der Nacht dumpf das Gequack von Fröschen gehört hatte, das der brennende Durst sehr melodisch für mich machte, stieß ich auf einen Trupp Basutos-Kaffern, welche, nach ihrer Gewohnheit der Spur der Raubvögel folgend, diesen die Ueberreste des von dem Löwen halbverschlungenen Thieres streitig zu machen gedachten. Sie zeigten mir den Weg nach ihrem Kraal, und von da gelangte ich leicht zu meinem Lagerplatze."

Hauptsächlich auf solchen Jagden erlangte Wahlberg einen großen Ruf bei den Eingebornen, die ihn heutzutage ihren berühmtesten Elephantenjägern, einem Christian Müller, Jean Delange, Gert Rondolph u. s. w. an die Seite setzen. Man muß bedenken, daß die Elephantenjagd sehr oft für den Naturforscher in Afrika das einzige Mittel ist, sich neue Hülfsquellen zu verschaffen, wegen des werthvollen Elfenbeins, das man stets in allen Küstenstädten, selbst bei den Häuptlingen der Kaffernstämme vortheilhaft umsetzen kann. Wenn z. B. Wahlberg in Folge einer Viehseuche die meisten Zugochsen verlor, oder wenn er Führer oder Diener brauchte, machte er einige Tage Jagd auf Elephanten und kam mit einer Ladung Elfenbein zurück, wofür er Leute, Ochsen oder Geld erhielt. Die Jagd selbst ist aber mit großen Gefahren verknüpft. Jeder verwundete Elephant wird furchtbar. Manche Jäger greifen vorzugsweise die Species an, welche der Fangzähne beraubt ist, oder suchen das Thier in dem Augenblicke zu überraschen, wo es sich den Makano der Amazulu-Kaffern und den Om-kouschlouane schmecken läßt, wilde Früchte, die es mit seinem Rüssel abschlägt und vorsätzlich einige Tage auf dem Boden liegen läßt, weil sie durch Gährung in der Sonne eine berauschende Eigenschaft annehmen, die ganz nach dem Geschmack des Elephanten ist. (?)

In Südafrika verfährt man bei der Jagd folgendermaßen. Drei Jäger strecken sich mit plattem Leibe auf dem Boden aus, einer hinter dem andern, möglichst bemüht, wenn der Elephant sie zu Gesicht bekommt, eine über das Gras hingleitende Schlange vorzustellen. Man kriecht mit Hülfe der Kniee und Ellbogen bis auf dreißig Schritte vom Ziel. Dort angekommen springen Alle plötzlich auf, und drei Kugeln fliegen nach der kleinen Vertiefung, die sich über dem Auge des Thieres findet. Gleichwohl ist der Elephant nicht immer leicht zu beschleichen. Die Thiere gehen oft in Haufen von 50, 100 — 200 Stück. Einer von ihnen gibt Nachricht von der Annäherung des Jägers, und wie auf ein gegebenes Commandowort bricht die Truppe auf, die Fangzähne schlagen aneinander, Niederholz und Gebüsch wird wie Gras niedergetreten, und auf einmal sind sie verschwunden. In neuester Zeit greifen manche Elephantenjäger nur zu Pferd und mit vorzüglichen Reitthieren an. Wahlberg verschmähte dieses System. Sehr gewandt und kühn, blieb er stets zu Fuß, und behauptete, seines Zieles so gewisser zu sein und selbst einen leichteren Rückzug zu haben. Er tödtete auf solche Art, versichert man, bis 400 Elephanten, und die Eingebornen erklärten, von Bewunderung durchdrungen: „Der Große Geist hat dem Elephantentödter (so nannten sie ihn) ein großes Herz gegeben. Er ist klein von Gestalt, aber sein Herz ist größer als das des größten Mannes."

Dabei ließ Wahlberg die Interessen der Wissenschaft nie aus dem Auge. „Am 13. September 1844," schreibt er, „kampirten wir zu Lepenula, am Flusse Umslabezi, in einer von Perlhühnern, Affen, Krokodilen und Elephanten wimmelnden Gegend. Ich tödtete am 14. einen prächtigen Elephanten, groß, stark und im kräftigsten Alter. Wiewohl ich nur vier Neger bei mir hatte, entschloß ich mich doch, das Skelett zu präpariren. Das war kein geringes Stück Arbeit. Wir schlugen unser Lager mitten unter stacheligen Akazien auf, hart neben dem Cadaver, und errichteten selbst eine Hütte von Zweigen und Blättern, die ich am nächsten Tage mit der Haut des Elephanten deckte. Wir machten uns nun an die Arbeit. Nach zwei Tagen war alles dicke Fleisch entfernt, und ich ließ von meinem Hauptlager einen Wagen holen. Während der acht Tage, die bis zu dessen Ankunft verflossen, vollendete ich mit drei Mann die beschwerliche Arbeit, und wir bahnten uns dann einen Weg für das Fuhrwerk. Die Hyänen machten uns, durch den sich verbreitenden Geruch herbeigezogen, viel zu schaffen. Ich verwundete und tödtete davon mehrere. Es kamen auch Löwen, besonders bei Nacht. Ich hatte das Skelett in der Hütte eingeschlossen, und die wilden Thiere strichen darum her. Die Feuer, die wir beständig unterhielten, vertrieben sie endlich, und sie begnügten sich mit einigen zerstreuten Fleischstücken." Das also präparirte Elephanten-Skelett befindet sich gegenwärtig zu Stockholm in dem Museum des Carolinischen Instituts. Es bedurfte sechs Tage, um es auf einem Wege, den man sich erst mit der Axt bahnte, nach dem Hauptlager zu bringen; von da eines Marsches von zwei Monaten, um es auf den Schultern nach Port Natal zu schaffen, wo man es einschiffte, — und dieß Alles

ausgeführt mit Hülfe von wenigen faulen, oft treulosen Negern. Es ist leicht zu erachten, welcher feste und unerschütterliche Wille und welche hingebende Aufopferung für die Zwecke der Wissenschaft zur Ueberwindung aller dieser Hindernisse nothwendig war.

Wir haben noch nichts von seinen Jagden auf Büffel, Giraffen, Flußpferde gesagt. Der Bericht über seine Reisen wird wohl in Kurzem veröffentlicht werden, und die gelehrte Welt vermag dann die von ihm geleisteten Dienste zu beurtheilen. Hier genüge es, vorläufig einige Ziffern aus den zerstreuten Dokumenten anzugeben. Man zählt in den Sammlungen, womit er Schweden bedacht hat: 533 Mammiferen, darunter viele von enormen Dimensionen; 2527 Vögel, 400 Arten im Ganzen, mehrere ganz neu; 480 Amphibien, Krokodile u. s. w.; 5000 Arten Insekten; eine große Anzahl Fische, unzählige Pflanzen u. s. w., — Alles in strenger Auswahl und Präparation, und dieß Alles einem einzigen Lande angehörig, ohne Beimischung heterogener Produkte. Welches Material und welche neue Hülfsmittel für die Wissenschaft! Bereits haben Professor Krauß von Stuttgart und Professer Lovén die von Wahlberg gesammelten Crustaceen beschrieben; Professor Boheman veröffentlicht ein Werk über die Insekten unter dem Titel: Insecta cafraria; Fries von Upsala beschreibt unter Mitwirkung von Wilkström die Pflanzen, Professor Sundevall die Säugethiere und Vögel, Müller von Berlin die Seesterne.

Wahlberg war zur Erholung 1845 in das Vaterland zurückgekehrt. Er unternahm eine neue Reise nach Süd-Afrika in den Jahren 1854 und 55. Unter dem 21. November des letzteren Jahres schreibt er von den Ufern des N'Gami-See's: „Ich komme eben von einer Jagdexcursion am Flusse Doughe, der sich nordwestlich in den See ergießt. Sie hat vier Monate, vom Juli bis October, gedauert. Ich habe zwölf Elephanten getödtet, mein Kaffer drei. Somit habe ich für etwa 10,000 Fr. Elfenbein. Ich will nun verabredetermaßen mit Mr. Green, einem jungen englischen Reisenden, nach Nordwesten aufbrechen, das Rhinoceros und hauptsächlich den Elephanten jagen, um meine Reisekosten zu decken . . . ich habe eben eine gute englische Flinte und zehn Ochsen um 200 Pfund Elfenbein gekauft . . .“ Dieß sind die letzten direkten Nachrichten von Wahlberg. Er trat seine Reise am 22. November an mit Mr. Green, einem andern englischen Handelsmann Mr. Cathcart Castry und dem nothwendigen Gefolge. Zu Anfang Februars 1856 gelangten sie an den Bestimmungsort. Am 28. desselben Monats entfernte sich Wahlberg von den Karren, begleitet von einem treuen Diener, Namens Kooleman, und drei oder vier Eingebornen. Zehn Tage verstrichen, ohne daß Green oder Castry, welche ihrerseits auch in geringer Entfernung jagten, etwas von ihm vernahmen. Am 11. März kamen endlich seine Leute in's Lager zurück, aber ohne ihn, und berichteten, daß sie nach ihrer Abreise einen Elephanten aufgespürt und verfolgt haben, hernach aber auf andere gestoßen seien; Wahlberg tödtete ungefähr einen täglich. An Lebensmitteln fehlte es nicht, theils Fleisch von Flußpferden, theils Rüssel und Füße von Elephanten, wahrhafte Leckerbissen. Alles versprach eine glückliche und reiche Expedition, „aber am 6. Abends wollte Wahlberg einen jungen Elephanten erlegen, den wir auf einer kleinen, von einem Sumpfe begrenzten Fläche cernirt hatten; wir gaben dem Thiere auf seinen Befehl einige Schüsse, welche es wüthend machten; auf einmal stürzte es sich auf Wahlberg, ehe er Feuer geben konnte, warf ihn zur Erde, zerbrach seine Flinte, als wüßte es, daß dieß seine Waffe wäre, zertrat seinen unglücklichen Gegner und ergriff die Flucht. Als wir näher kamen, war der Leichnam nicht mehr zu erkennen. Wir machten ein Grab am Fuße eines großen Baumes, errichteten ein Kreuz auf dem mit Rasen bedeckten Hügel, und kehrten trostlos zurück . . .“ Auf diesen letzten Reisen, 1854 und 55, hat Wahlberg 36 Elephanten getödtet.

(Nach der Revue des Deux Mondes 1857.) Dr. B—e.

Titus Manlius Torquatus.

Volle dreiundzwanzig Jahre lang, nachdem Brennus, der Anführer der Gallier, Rom verbrannt hatte und dann nachher von dem tapferen Kamillus besiegt worden war, stand es an, bis jene kriegerische Völkerschaft abermals von Oberitalien, das sie occupirt hielt, in's tiefer gelegene Land herabzog, um einen zweiten Angriff auf Rom zu machen. Der Schreck war ein ungeheurer, denn man wußte, wie tapfer die Gallier kämpften, aber noch lebte Kamillus, und obwohl er nun ein Greis geworden war, so wußte man doch, daß man keinem Besseren, als ihm, den Oberbefehl übertragen könne. Zum fünften Mal in seinem vielbewegten Leben also erhielt er die Würde und Allgewalt eines Dictators, und in der That rechtfertigte er durch die umfassenden Maßregeln, die er ergriff, das Vertrauen, welches seine Mitbürger in ihn setzten. Sogleich wurde „das Vaterland in Gefahr erklärt“, und jeder Bürger, der fähig war, eine Rüstung zu tragen, unter die Waffen gerufen. Sogar die Priester nahm man nicht aus, obwohl diese sonst vom Kriegsdienste frei waren. Ganz Rom mußte sich in den Waffen üben!

Sein Hauptaugenmerk richtete jedoch Kamillus auf die Art der Bewaffnung. Er hatte nämlich bemerkt, daß die Hauptwaffe der Gallier in einem schweren, kurzen Schwerte von schlechtgehärtetem Stahl bestehe, der einem festeren Metalle leicht nachgebe. Somit ließ er eine Menge dicker eiserner Helme verfertigen und versah einen Jeden seiner Soldaten mit einem solchen; auch wurden die Schilde sämmtlich mit Erz überzogen, um sie undurchdringlich zu machen, und zugleich bewaffnete er Alle mit langen Wurfspießen, deren Enden scharf gestählt waren. Nachdem er nun sein Heer auf diese Art ausgerüstet und im Gebrauch der neuen Waffen geübt hatte, zog er den Galliern, die sengend und brennend in kurzen Tagmärschen herannahten, bis an den Anio entgegen, augenblicklich dem Feinde die Schlacht anbietend. Mit gewohntem Ungestüm griffen die Gallier an, aber die Römer widerstanden mit unbezwinglicher Standhaftigkeit und hatten den Vortheil ihrer langen Spieße, mit denen sie ihre Gegner durchbohrten, ehe



Titus Manlius Torquatus.

(Siehe S. 270.)

ihnen diese auf den Leib konnten. Kam es aber dennoch zum Handgemenge, so erfuhren die Gallier zu ihrer größten Wuth, daß ihre Hiebe fast fruchtlos seien, denn ihre Schwerter bogen sich an den Helmen und Schildern der Römer krumm, oder bekamen so tiefe Scharten, daß sie dadurch in kurzer Zeit völlig unbrauchbar wurden. Kein Wunder also, wenn der Tag für die Feinde Roms unglücklich endete und diese am Abend in wilder Flucht auseinanderstoben. Eine Menge Erschlagener bedeckte den Kampfplatz, und man durfte hoffen, daß diese Niederlage den Galliern zur blutigen Lehre dienen und sie abhalten würde, jemals wieder einen Einfall nach Mittelitalien zu

machen. Der Jubel der Römer war daher ein großer, ein größerer, als vorher ihr Schrecken gewesen war, und man ertheilte dem greisen Helden Kamillus den Beinamen „des zweiten Gründers von Rom".

In der That verhielten sich die Gallier nun zehn Jahre lang ruhig, aber im Jahre 354 vor Christi Geburt zog ein neuer Schwarm von ihnen heran, und zwar ein weit größerer, als je zuvor erschienen war. Wiederum boten die Römer alle Kräfte auf, um dem Feinde zu begegnen, und ernannten den vielerfahrenen Sulpicius Peticus zum Dictator. Allein trotz aller Gegenanstrengungen konnte es dieser doch nicht verhindern, daß die Gallier immer tiefer und tiefer in Italien eindrangen und erst Halt machten, als sie nur noch eine Stunde von Rom entfernt waren. Hier nämlich stellte sich ihnen Sulpicius mit der Hauptmacht entgegen, und der nächste Tag sollte entscheiden, ob Rom fortfahren dürfte zu existiren, oder nicht; denn wenn die Gallier siegten, so konnte man sich denken, daß sie ihren Schwur, Rom zu vernichten, ausführen würden.

Während nun aber so die beiden Heere nur durch einen kleinen Fluß, der weiter abwärts in die Tiber floß, getrennt standen, sprengte ein Gallier von riesiger Gestalt vor, spornte sein mächtiges Roß über den kleinen Fluß hinüber, und hielt erst an, als er die Front der Römer erreicht hatte. Dann forderte er den Tapfersten seiner Feinde zum Zweikampf, und schalt sie Alle Feiglinge und elende Memmen, wenn es Keiner von ihnen wage, sich ihm zu stellen, indem er zugleich Geberden mit seinen Worten verband, die fast noch beleidigender waren, als der Inhalt der Rede. Dennoch blieb es im römischen Lager lange still, denn der Gallier war wie gesagt ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, vor dessen gewichtigem Arme Einem wohl bange sein mochte. Als aber nun der ungeschlachte Mensch fortfuhr zu spotten und zu höhnen, und seine Kameraden über'm Flüßchen drüben mit schallendem Gelächter ihn unterstützten, da konnte es ein junger Römer, mit Namen **Titus Manlius**, nicht mehr aushalten, sondern eilte zum Dictator Sulpicius, ihn bittend, zur Ehre der römischen Nation den Zweikampf mit dem Riesen bestehen zu dürfen.

Titus Manlius, ein Enkelsohn jenes berühmten Manlius, der durch seine Tapferkeit einst das Capitol gerettet und deßhalb den Beinamen „Capitolinus" erhalten hatte, war vielleicht um anderthalb Köpfe kleiner, als der Gallier, und bildete überhaupt in seiner ganzen Persönlichkeit einen totalen Gegensatz gegen jenen Herkules; allein man sah ihm doch an, daß er muskulös und in den Waffen geübt sei, und besonders schien man auf seine Gewandtheit und Gelenkigkeit vertrauen zu dürfen. Ueberdieß lag in seinem strengen Gesichte eine furchtbare Entschlossenheit, die davon zeugte, daß er wohl eher fähig sein würde zu sterben, denn feige nachzugeben. Der Dictator kannte ihn auch wohl, und ertheilte daher die erbetene Erlaubniß, ohne zu zögern. „Entweder auf dem Schilde oder mit dem Schilde," sagte Sulpicius kurzweg, aber bedeutungsvoll. ‚Mit dem Schilde' bedeutete den Sieg, ‚auf dem Schilde' den Tod! Titus Manlius verstand ihn auch recht wohl, wie aus seiner Antwort, die nicht minder lakonisch und bedeutungsvoll war, als die Anrede des Dictators, hervorgeht. Der junge Mann erwiederte nämlich nichts, als die paar Worte: „Mein Großvater war Manlius Capitolinus," damit andeutend, daß Einer, der von solchem Heldenblute abstamme, unmöglich anders als heldenmäßig handeln könne.

Titus Manlius eilte nun in sein Zelt, umgürtete sein bestes Schwert, nahm seine festeste Lanze zur Hand, wappnete sich mit dem schwersten Brustharnisch und bestieg sein stärkstes Roß. So ausgerüstet stellte er sich dem Gallier, der ebenfalls auf's Vortrefflichste bewaffnet und beritten war.

„Hast du dich von deiner Mutter verabschiedet, Knabe?" rief ihm der Gallier, seine unscheinbare Gestalt mit verächtlichem Blicke messend, stolz entgegen.

Aber Titus Manlius wurde durch dieses Gebahren nicht im Mindesten alterirt. „Wenn du," erwiederte er in festem Tone, „wenn du noch etwas auf Erden zu bestellen hast, so thue es jetzt, denn in einer Viertelstunde wird es zu spät sein, da ich dich tödten werde."

Alsobald begann nun der Kampf, aber er war weder ein kurzer noch ein leichter. Im Gegentheil, die Wage schwankte lange hin und wieder, ohne sich für Diesen oder Jenen zu entscheiden. Der Muth war wohl bei Beiden gleich, dagegen besaß, wie wir schon oben gesehen haben, der Gallier offenbar eine weit bedeutendere Körperkraft, als der Römer, während umgekehrt Dieser den Andern an Gewandtheit und Ausdauer übertraf. Endlich nach manchem vergeblichem Lanzenwurf gelang es dem Titus Manlius, seinen Gegner durch einen geschickten Stoß aus dem Sattel zu heben, und nun war das Ende leicht vorauszusehen. Zwar noch einmal raffte sich der Gallier auf und führte mit seinem gewichtigen Schwerte einen furchtbaren Hieb gegen seinen schnellfüßigen Gegner, — einen Hieb, der diesen mitten entzwei gespalten haben würde, wenn er ihn getroffen hätte; aber Titus Manlius wußte mit vieler Geschicklichkeit auszuweichen, und unterlief dann den Gallier, um ihm gleich darauf das Schwert bis an den Handgriff in die Seite zu bohren.

Die Weissagung des jungen Römers war eingetroffen; der Riese lag todt zu seinen Füßen, und das ganze Heer jauchzte in unnennbarem Jubel auf. Titus Manlius aber blieb so ruhig und kalt, als hätte der Erfolg unmöglich ein anderer sein können. Er nahm dem Todten, nach der Sitte der damaligen Zeit, Schwert, Schild, Lanze und Dolch ab, entkleidete ihn seiner Rüstung, und beraubte ihn sogar des Schmuckes und der Kleinodien, die er an sich trug; denn in jenen Tagen wurde der Besiegte mit Allem, was an ihm war, das persönliche Eigenthum des Siegers. Namentlich eignete sich der junge Titus auch das goldene Halsband zu, welches der Gallier gleich allen Vornehmen seiner Nation trug, und legte es sich auf dem Platze selbst um. Davon nun — man nannte einen solchen Halsschmuck torques — und zum Andenken an den Sieg, den er erfochten, erhielt Titus Manlius den Beinamen „**Torquatus**", welcher ihm bis an sein Ende blieb.

Die Folgen des Zweikampfes waren von sehr gewichtiger Art. Die Römer nämlich wurden dadurch mit der freudigsten Zuversicht erfüllt und sehnten sich förmlich nach der Schlacht, die, wie sie mit Bestimmtheit annahmen, unmöglich ungünstig für sie ausfallen konnte; die Gallier aber, obwohl von dem Verlangen beseelt, die Niederlage ihres Kampfgenossen zu rächen, fühlten doch insgeheim eine gewisse Angst und Bangigkeit, die sie nicht überwinden konnten, und sie mußten es sich am Ende selbst zugestehen, daß in dem Beben ihres Innern eine Vorbedeutung dessen liege, was da mit Nothwendigkeit kommen sollte. „Wenn," so sagten sie zu sich selbst, „wenn ihr riesenhafter Mitbruder jenem schwachen Knaben gegenüber unterlegen war, wie mußte es vollends ihnen ergehen, die sie einen ebenbürtigen, der Zahl nach gleichen und in der Bewaffnung sogar überlegenen Feind vor sich hatten?" Solche Vorahnung ging auch richtig in Erfüllung, und die Gallier wurden, da sie alles Selbstvertrauen verloren hatten, den andern Tag von den Römern vollständig geschlagen. Sogar ihr Lager und ihre sämmtliche Bagage wurde erbeutet, denn sie flohen so eilig, daß sie ihr Liebstes im Stiche ließen, nur um dem ihnen unvermeidlich scheinenden Tode zu entgehen. Der Dictator Sulpicius erfocht daher einen vollständigen Sieg und erhielt die Ehre des Triumphes, wobei er aber nicht unterließ, das Hauptverdienst des glorreichen Tages dem jungen Titus Manlius Torquatus zuzuschreiben.

Wiederum stand es nun mehrere Jahre an, bis die Gallier einen Einfall wagten; allein auch ihre späteren Kriegszüge fielen unglücklich für sie aus, sie wurden abermals und abermals geschlagen. Dennoch ließen sie nicht nach, sondern kamen immer und immer wieder, ob nicht endlich der Sieg sich dennoch auf ihre Seite neige. Inzwischen aber dehnte sich die römische Herrschaft von Jahr zu Jahr mehr aus, denn es verging fast kein Sommer, ohne daß den benachbarten Völkern eine Schlacht geliefert und ohne daß irgend eine Stadt oder ein Stück Land erobert und „einverleibt" (jetzt heißt man's annexirt) worden wäre. So kam ganz Mittelitalien, so auch ganz Unteritalien unter den Scepter Roms; und natürlich, — zuletzt mußten sich die Römer auch an Norditalien wagen. Gab es doch keine Ruhe im Lande, bis zum Schlusse auch noch die Gallier unterworfen waren! Mußte man doch mit diesem Volke ein Ende machen, — schon deßwegen, um der Angst vor ihren Einfällen endlich einmal los zu werden!

Im Jahre 235 vor Christi Geburt, also mehr als hundert und fünfzig Jahre nach dem ersten Einfall der Gallier, begann der Feldzug gegen Norditalien, und es wurde ein sehr beträchtliches Heer dahin abgesandt. Die Ligurier waren die Ersten, die angegriffen und geworfen wurden. Man zwang sie, ihre bisherigen Wohnungsplätze zu verlassen und sich in die Alpen hinein zurückzuziehen. Mit noch leichterer Mühe wurden die Bojer besiegt, denn diese traten einen Theil ihres Gebiets freiwillig ab, nur damit sie friedlich im Besitz des Restes bleiben dürften. All dieser neu erworbene Grund und Boden nun wurde an römische Bürger vertheilt unter der Bedingung, daß sich dieselben als Colonisten hier niederließen, denn Rom glaubte ein Land nur dann sicher erworben zu haben, wenn es von seinen eigenen Mitbürgern bleibend besetzt war. Allein mit der Unterjochung der Ligurier und Bojer war nur erst wenig geschehen, vielmehr begann jetzt erst die Hauptarbeit, die Besiegung der Gallier, welche, wie wir wissen, das ganze nördliche Italien jenseits des Po im Besitze hatten. Das Heer, welches der Senat aufbot, wurde auf die in damaliger Zeit ganz unerhörte Stärke von 200,000 Mann, nämlich 50,000 römische Bürger und 150,000 Bundesgenossen, gebracht. Ueberdieß stellte man noch 400,000 Mann in der Reserve auf, alle vollkommen ausgerüstet und befähigt, im Falle der Noth zum Beistande herbeizueilen. So großartig waren die Anstrengungen Roms! Man hätte meinen können, es handle sich um die Eroberung eines ganzen Welttheils!

Unter solchen Umständen durften natürlich die Gallier ihre Hände nicht in den Schooß legen; handelte es sich doch um Leben und Existenz! Sie rüsteten sich daher so gewaltig, als nur irgend möglich, und riefen sogar ihre Brüder von jenseits der Alpen (von Frankreich) zu Hülfe. Auch warteten sie den Angriff der Römer nicht ab, sondern gingen ihnen muthig entgegen, und schlugen sie richtig gleich im ersten Treffen bei Clusium im Etrurischen. Rom zitterte abermals, denn schon glaubte es, die Tage des Brennus werden sich wiederholen; ja der Schrecken vermehrte sich zum Entsetzen, als die befragten Orakel weissagten, die Gallier würden Rom besetzen. Da erklärte einer der Hohenpriester Roms, das Unglück könne noch abgewandt werden, wenn man einige der gefangenen Feinde „lebendig begrabe". Noch nie früher war eine solche Gräuelthat, selbst nicht in den Zeiten der größten Aufregung, begangen worden, aber jetzt, in der Todesangst, that man augenblicklich, was der Priester verlangte, — — solch' furchtbare Rohheit und Grausamkeit herrschte damals noch in Rom! Allein das Mittel that seine Wirkung, und der Opfertod, den die paar gefangenen Gallier erleiden mußten, benahm der Armee ihre Angst, so daß das nächste Treffen glücklicher ausfiel. Doch dauerte der Kampf noch lange — lange fort, ohne zu einem entscheidenden Resultate zu führen. Erst die große Schlacht bei Telamone, welche die Gallier 46,000 Mann kostete und sie zum eiligsten Rückzug nöthigte, erlaubte den Römern, den Po zu überschreiten und den Krieg endlich in Feindes Land zu spielen; allein trotz allem dem stand es doch noch volle zweiundsechzig Jahre an, bis Oberitalien vollständig erobert war, und es gehörte der hohe Muth und das Feldherrntalent von Männern wie Appius Claudius, Paulus Aemilius und Sempronius Gracchus dazu, um das Riesenwerk vollenden zu können. Handelte es sich doch nicht blos darum, die Gallier zu schlagen und ihre Unterwürfigkeitserklärung zu erzwingen, sondern darum, ihnen ihre Wohnplätze abzunehmen und diese in den Besitz von römischen Bürgern übergehen zu lassen, während die Gallier entweder nach Frankreich zurückkehren, oder es sich gefallen lassen mußten, in andere Theile Italiens versetzt zu werden!

Doch wir kehren zu Manlius Torquatus zurück, welcher die endliche Besiegung der Gallier durch seinen Zwei-

kampf so glücklich angebahnt hatte; denn wir können nicht umhin, noch eine That aus seinem Leben zu berichten, durch welche vielleicht die theilnehmende Bewunderung, die wir ihm bisher zollten, in ein schreckhaftes Anstaunen, ja möglicherweise in grausenerregende Furcht verwandelt werden dürfte. Der hohe Muth nämlich, den er in jenem Kampfe bewiesen, sicherte ihm ein schnelles Emporsteigen bis zu den höchsten Ehrenstellen, und ehe er noch das vierzigste Jahr überschritten, hatte er schon zweimal die Würde eines Dictators bekleidet. Sicherlich auch nicht mit Unrecht, denn Muth, Tapferkeit und Umsicht zeichneten ihn vor allen seinen Mitbürgern aus; dagegen entwickelten sich auch seine andern Anlagen immer mehr, und er wurde — wozu er ein besonderes Talent hatte — mit jedem Jahre ernster und strenger. Ebendeßwegen war es weniger Liebe und Ehrfurcht, die man ihm zollte, als vielmehr Respekt und Furcht, und bei nicht Wenigen sogar schien unter dieser Maske noch ein anderes Gefühl verborgen zu sein, das sich fast wie Haß ausnahm, denn seine Strenge artete nicht selten in Härte aus, und mit Härte ist, wie wir wissen, fast immer Grausamkeit verbunden.

Manlius Torquatus hatte einen Sohn, den er nicht mit den übrigen Familienmitgliedern in Rom aufzog, sondern vielmehr auf einem seiner Landgüter fern hielt, obgleich der junge Mann bereits in das Alter getreten war, in welchem man anfängt sich in Gesellschaft zu bewegen. Der Grund hievon lag darin, daß der Jüngling stark mit der Zunge anstieß, — ein Gebrechen, dessen der strenge Vater sich, wie es schien, schämte, oder von dem er vielleicht auch hoffte, daß es durch ländlichen Aufenthalt am besten curirt würde. Allein die Fama, welche stets geschäftig ist, nur das Schlimmste über einen Menschen zu verbreiten, wollte wissen, daß der in Frage stehende Sohn auf jenem Landgut wie ein Sklave arbeiten müsse, wie denn überhaupt sein harter Vater befohlen habe, denselben auf's Grausamste zu behandeln oder vielmehr zu mißhandeln. Solche Gerüchte nun faßte ein römischer Volkstribun zu einem Ganzen zusammen, und bedrohte den Manlius Torquatus mit einer öffentlichen Anklage wegen Tyrannei gegen das eigene Kind. Ja es kam bald so weit, daß Manlius vor das Volksgericht citirt wurde, und bei der aufgeregten Stimmung, die in Rom gegen ihn herrschte, war es nicht unwahrscheinlich, daß er verurtheilt werden könnte; allein die Sache sollte einen ganz andern Ausgang nehmen. Kaum hatte nämlich der Sohn auf dem Landgute außen von der Anklage gehört, so eilte er schnellsten Laufes nach Rom, um das drohende Unheil von seinem Vater abzuwenden. Er ließ sich das Haus des Volkstribuns zeigen, der als Hauptankläger fungirte, drang in dessen Zimmer und setzte ihm den Dolch auf die Brust, ihn mit dem Tode bedrohend, wenn er die Klage nicht fallen lasse. Dann stellte er sich vor dem versammelten Volke, und bewies durch sein Aussehen wie durch seine Worte, daß er ein ebenso körperlich wohlgebildeter, als geistig befähigter Jüngling sei, dem sein Vater gute Lehrer gehalten habe, und dessen einziger Fehler vielleicht der sei, daß er ein wenig stark stottere. Augenblicklich änderte sich nun die Stimmung des Volks, und entzückt von dem Edelmuth und der Kindesliebe des jungen Lucius Manlius sprach es den Manlius Torquatus von der Anklage frei. Doch — so fragen wir billig, ließ nun dieser in seiner grausamen Hintansetzung des Sohnes nach und vergalt von nun an Liebe mit Liebe, Edelmuth mit Edelmuth? Wir werden es sogleich sehen.

Einige Jahre später nämlich entstand ein schwerer Krieg zwischen den Römern und den Latinern, einem benachbarten Volke, das in Sitte und Stamm dem römischen glich, und ebendeßwegen auch fest entschlossen war, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Der Consul Titus Manlius Torquatus ward gegen sie ausgesandt, und begann seinen Kriegszug damit, daß er die strengste Mannszucht in seinem Heere einführte. Sogar auf die geringste Uebertretung seiner Befehle setzte er die Todesstrafe, und besonders nachdrücklich verbot er es, sich ohne seine Erlaubniß in einen Kampf mit dem Feinde einzulassen. In der That schien eine solche Strenge nothwendig oder wenigstens gerechtfertigt, weil die Latiner in Sprache, Kleidung und Waffen den Römern ganz ähnlich waren, so daß leicht die größte Verwirrung aus der geringsten Nachlässigkeit entstehen konnte.

Am Fuße des Vesuv (in der Gegend des jetzigen Neapel) stießen die beiden Heere auf einander, und Manlius war eben damit beschäftigt, seine Armee in Schlachtordnung aufzustellen, als Metius, der General der feindlichen Reiterei, aus seiner Linie hervorritt, und Jeden, der es wagen wollte, sich mit ihm zu messen, zum Zweikampfe herausforderte. Eine Zeit lang blieb Alles still, weil kein römischer Ritter den Muth hatte, dem Verbote des Oberbefehlshabers und Consuls Manlius entgegen den Streit aufzunehmen. Aber immer höhnender wurde die Sprache des Metius, und immer verächtlicher betonte er die Feigheit der Römer, von denen auch nicht Einer den Muth besitze, zur Ehre seiner Nation einen Schwertstreich zu thun. Da konnte sich der Sohn des Consuls, der junge Lucius — derselbe, von dessen Kindesliebe wir oben erzählt haben, nicht mehr halten. Er gedachte des Tages, an welchem sein eigener Vater unter ganz ähnlichen Umständen jenen riesigen Gallier bekämpft und sich dadurch unsterblichen Ruhm erworben hatte; sein Herz schwoll, und ohne sich in seiner Aufregung mehr des Verbots seines Vaters zu erinnern, ritt er kühn hervor und stellte sich dem latinischen Offiziere gegenüber. Beide Ritter spornten ihre Rosse und trafen mit ihren Lanzen auf einander. Eine Zeit lang blieb der Kampf unentschieden, aber nur eine kurze Zeit; denn wie von einem und demselben Gedanken getrieben, suchte Jeder des Andern Pferd zu tödten. Dem Lucius gelang dieß durch einen glücklichen Stoß, und der Latiner stürzte mit dem Rosse zu Boden; dagegen wurde das Pferd des Lucius nur leicht verwundet, und der Letztere hatte von nun an leichtes Spiel. Zwar bemühte sich Metius, nachdem er sich unter seinem Rosse hervorgearbeitet, vermittelst seines Schildes die Stöße und Streiche seines Gegners abzuwehren, aber bald setzte ihm dieser so nachdrücklich zu, daß der Latiner tödtlich getroffen zur Erde stürzte. Sogleich bemächtigte sich Lucius der Waffen und der Rüstung des Besiegten, und legte



1860. 33.

diese, dem Zelte des Consuls zueilend, zu dessen Füßen nieder.

Laut auf jubelte das römische Heer, als es sah, wie sich der Sieg zu Gunsten des Lucius entschied, und auch dieser jubelte in seinem Innern, weil es ihm gelungen war, die Erstlings-Trophäen seiner kriegerischen Laufbahn seinem Vater überreichen zu können. Aber die Aufnahme, die er bei diesem fand, war eine ganz andere, als er erwartet hatte. „Lucius Manlius," sagte der Consul mit strengem und finsterem Blicke, „du hast die Kriegszucht zerstört, und dadurch, daß du die Befehle deines Vaters nicht achtetest, ein Beispiel des frechsten Ungehorsams gegeben. Es bleibt mir nur Eine Wahl; entweder muß ich das Vaterland oder den Sohn opfern, aber kein Sterblicher soll je sagen, daß der Consul Manlius eine seines hohen Amtes unwürdige Schwäche gezeigt habe. Lictoren, tretet vor und bindet diesen Uebertreter des Gesetzes; ihr wißt, daß auf sein Verbrechen die Todesstrafe gesetzt ist, — voran denn, thut eure Pflicht; sein Tod möge Andern zum warnenden Beispiel dienen!" — So sprach der Unerbittliche, und die Lictoren *), welche seinen furchtbaren Starrsinn kannten, banden den Jüngling, führten ihn vor das Zelt hinaus, und — in zwei Minuten war der Kopf des Lucius Manlius vom Rumpfe getrennt! Das Unerhörte war geschehen, — der Vater hatte den eigenen Sohn tödten lassen!

Ein Schrei des Entsetzens ertönte, als die Soldaten diese gräßliche That sahen, und wenig fehlte, so wären die Verwünschungen, die jeder Umstehende ausstieß, in offene Empörung übergegangen. Aber der Consul ließ ihnen keine Zeit hiezu. Augenblicklich schmetterten die Trompeten zum Streite, und der Kampf mit den Latinern begann. Mit einer Kaltblütigkeit, die an's Uebermenschliche grenzte, gab Manlius Torquatus seine Befehle, und nach wenigen Stunden war ein vollständiger Sieg erfochten. Jetzt erst, nachdem die Schlacht gewonnen, zeigte sich wenigstens einige Regung in dem versteinerten Herzen des Consuls, denn nunmehr befahl er, den Leichnam des Sohnes mit der dem überwundenen Metius abgenommenen Waffenbeute zu schmücken und mit den Ehren eines Siegers zu begraben. Darin bestand aber auch alle Trauer, die er um den ermordeten Sohn zeigte!

Von jener Zeit an hieß man jeden harten Befehl, der gegen das menschliche Gefühl verstieß, sowie überhaupt jede tyrannische Verfahrungsweise: „imperium manlianum, Manlianische Herrschaft."

Gr.

Sandflughühner.

(Taf. 35.)

Ueberall in der Natur, im Thier- und Pflanzenreich, sehen wir verhältnißmäßig wenige ganz gesondert stehende Typen, (Pflanzen oder Thiere,) welche sich nirgends in den künstlichen Systemen unterbringen lassen und durch ihre ganz auffallend eigenthümlichen Formverhältnisse und Eigenschaften absolut nicht in eine fortlaufende Kette passen wollen, wie solche von manchen Naturforschern schon angenommen, aber vergebens nachzuweisen gesucht wurde. Viel häufiger erkennen wir in der That bei Betrachtung eines einzelnen Geschöpfes: verwandtschaftliche Beziehungen, Uebergänge und Mittelglieder, welche die anscheinend schroffen Gegensätze mancher Thier- und Pflanzenformen in harmonischer Weise verbinden. Einen anschaulichen Beweis hiefür liefern uns die Sandflughühner, wovon eine in Südeuropa einheimische Art auf der vorstehenden Tafel abgebildet ist.

Die Sandflughühner bilden nämlich in ihrer Form, ihrem anatomischen Bau und in ihrer Lebensweise ein Bindeglied zwischen den hühnerartigen Vögeln und den Tauben. Mit den Hühnern haben sie die Bildung des Schnabels, des Kopfes, des Rumpfes und der Füße gemein, während die Flügel und die Art der Befiederung entschieden taubenartig sind. Den Hühnern sehen sie beim Gehen, den Tauben beim Fliegen ähnlich.

Werfen wir einen gründlicheren Blick auf den Körperbau dieser Vögel! Der Schnabel ist klein, rundlich, schwach abwärts gebogen; die Füße sind kurz und auf der Vorderseite des Tarsus (Fußwurzel) bis an die Zehen herab kurz und dicht befiedert. Die drei Vorderzehen sind klein, aber kräftig; die Hinterzehe steht ziemlich hoch oben und ist nur durch ein mit einem kleinen Nagel versehenes Wärzchen repräsentirt. Die Flügel sind lang und spitzig, ganz wie Taubenflügel gebildet. Der keilförmige Schwanz ist aus 10 oder 12 spitzen Federn zusammengesetzt, wovon die zwei mittleren bisweilen in eine lange Spitze ausgezogen sind. In der Färbung der sämmtlichen Flughühner, deren jetzt 12 verschiedene Arten bekannt sind, spielt Ockergelb in dunkleren und helleren Nüançen eine Hauptrolle, wie wir dieß bei den meisten Thieren, welche die Wüste bewohnen, beobachten. Die Rücken- und Schulterfedern, welche nach Art der Taubenfedern sehr knapp anliegend sind, zeichnen sich gewöhnlich durch scheckige, achatartige Färbung und äußerst feine Zeichnung, namentlich durch zahlreiche schwarze Bogenlinien aus.

Sämmtliche Flughühner gehören der heißen Zone der alten Welt an; sie bewohnen die trockenen sandigen Strecken und Wüsten, die unfruchtbaren steinigen Ebenen von Afrika, Asien und Südeuropa. Gewöhnlich leben sie einsam oder paarweise, an den Tränkeplätzen finden sie sich jedoch öfters in großen Flügen ein. Sie sind sehr scheu und vorsichtig, und werden daher dem Jäger nicht leicht zur Beute; sie in der Wüste aufzusuchen, wäre übrigens eine trostlose Jagd; man sucht sich daher genaue Kenntniß über die Orte zu verschaffen, nach welchen sie des Morgens oder Abends fliegen, um Wasser zu trinken; dort kann man von einem guten Versteck aus oft mehrere Exemplare auf einen Schuß erlegen. Der englische Naturforscher Smith, welcher die Flughühner im südlichen Afrika vielfach beobachtete, sagt, daß dieselben äußerst schnell zu laufen vermögen. Wenn man sich ihnen nähert, so fliegen sie auf,

*) Die Lictoren der Römer waren die Profosen der Armee. Jeder Consul hatte deren zwölf, die, mit dem Beile bewaffnet, seine Befehle zu vollstrecken hatten.

streichen eine kurze Strecke über dem Boden hin, und lassen sich dann wieder auf denselben nieder, um laufend weiter zu fliehen. Manche erheben sich jedoch hoch in die Luft, durchfliegen große Strecken, stürzen sich, über dem Orte, den sie zu erreichen wünschen, angekommen, plötzlich senkrecht herab und machen erst über dem Boden eine leichte Schwenkung, um sich niederzusetzen. Ihre Nahrung besteht aus Sämereien und Insekten, und ist, da jene dürren sandigen Strecken nur wenig Manchfaltigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt entwickeln, zweifelsohne sehr einfach und auf einige wenige Insektenarten und auf die Samen einiger Sandpflanzen beschränkt. Sie suchen dieselben ausschließlich auf dem Boden und setzen sich niemals auf einen Baum, so wenig als eine Wachtel oder ein Rebhuhn. Zum Behuf des Nistens scharren sie eine seichte Vertiefung in den Sand, in welche das Weibchen gewöhnlich 3, selten weniger oder mehr Eier legt. Diese haben eine walzenförmige Gestalt und sind an beiden Enden gleich stumpf gerundet, ihre Farben sind sehr angenehm, auf gelblichem Grunde glänzend rothbraun oder schwarzbraun marmorirt, mit grauen Schalenflecken. Die Jungen laufen, wenn sie kaum aus den Eiern geschlüpft sind, munter umher; sie haben anfänglich ein ganz eigenthümliches haariges und sammtartig weiches Gefieder.

Die auf unserer Tafel abgebildete Art ist das borstenschwänzige Sandhuhn, Pterocles setarius *Temm.* (alchata *L.*). Die obere Figur ist ein altes Männchen, die untere rechts ein altes Weibchen, und der trinkende ist ein junger Vogel. Die Abbildung macht eine nähere Beschreibung der sehr complicirten Färbung unnöthig. — Dieses Sandflughuhn lebt in den Sandsteppen Südasiens und Südeuropa's, und ist namentlich in der Kirgisensteppe und in sterilen Sandgegenden Spaniens und des südlichen Frankreichs ziemlich häufig. Von da wurde es in den letzten Jahren zahlreich lebend nach den zoologischen Gärten in Belgien und Paris geliefert, und scheint bei guter Pflege längere Zeit auszudauern. Die Weibchen haben auch in der Gefangenschaft schon an verschiedenen Orten, z. B. in Stuttgart in dem Geflügelhofe eines Privatmannes, Eier gelegt, welche jedoch nicht ausgebrütet werden konnten. — Ueber das Benehmen und die Nahrungsweise dieses Sandhuhns wurden bis jetzt keine Beobachtungen gemacht, welche von den beschriebenen Eigenthümlichkeiten der ganzen Familie auffallend abwichen.

Dr. J. H.

Zur Charakteristik der Neger.

Einer der neuesten Reisenden, der durch seine Beobachtungsgabe höchst ausgezeichnete dänische Admiral Steen-Bille, sagt von den Negern in Rio-Janeiro: „Man begegnet in den Straßen fast ausschließlich Negern. Dort laufen in den Straßen dreißig bis vierzig in kurzem Trabe, Jeder mit seinem Kaffeesacke auf dem Kopfe, an ihrer Spitze ein Vorsänger, der die ‚Marimba‘ in der Hand hält, womit er ihren klagenden Gesang begleitet; hier schleppen Andere mühsam an dem niedrigen, schwerfälligen, mit einem ungeheuren Faß beladenen Wagen; ihr einziges Kleidungsstück besteht aus groben Segeltuch-Hosen, die bisweilen von einem Paar über den nackten Körper gespannter Tragbänder gehalten werden. Dort geht, immer guter Dinge, eine schlanke, hohlrückige junge Negerin und steckt die eine Schulter hoch aus der Chemise heraus; auf ihrem Rücken sitzt, in ein Tuch gehüllt, ihr säugendes Kind, auf der Hüfte trägt sie einen Affen, und auf der Spitze ihrer wolligten Perücke balancirt ein Büschel Bananen, eine Tasse Kaffee oder dergleichen. Hier kommt eine ihrer Freundinnen, ein weiblicher Hausirer, mit einem großen viereckigen gläsernen Kasten auf dem Rücken; sie geht ihres Weges, bis sie auf einen Landsmann stößt, der ihr Kuchen oder eine Art saurer Milch oder ähnliche Raritäten feilbietet; diesen Leckerbissen kann sie unmöglich widerstehen, beide stehen still und leiten einen wechselseitigen Tauschhandel ein. . . . Die Neger-Zufuhr schätzte man in den fünf bisher verflossenen Monaten dieses Jahres (1847) schon auf dreitausend, die nach Bahia auf viertausend, und dennoch hieß es, daß gerade jetzt in den Magazinen an der afrikanischen Küste eine große Masse zum Verschiffen fertig läge. . . . Man möchte glauben, daß ein wie diese unglücklichen Neger behandeltes Volk sich im höchsten Grade gedrückt fühle, doch würde man sich hierin durchaus irren. Sie sehen sich mit ihrem sanguinischen Temperament für die begünstigtsten Menschen unter der Sonne an. Sie singen und tanzen bis in die Nacht hinein, nachdem sie von der Morgenstunde an im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben; sie spaßen in dem Augenblicke, wo sie die Kaffeesäcke von den Schultern geladen haben, machen Spektakel und Bajazzostreiche, spielen ihren Landsmänninnen gegenüber die galanten ‚Dandys‘, äffen fremde Kleider und Manieren nach, und eignen sich mit Leichtigkeit die verschiedensten Sprachen an. Sie lesen ihr Paternoster und Ave Maria gleich anderen katholischen Christen, mögen aber übrigens kaum mit sich selbst darüber im Reinen sein, welchem Glaubensbekenntnisse sie eigentlich angehören. Sie lassen sich mit Füßen treten, ohne ihre Erniedrigung zu fühlen; kochen ihre Leidenschaften aber erst einmal auf, so sind sie in ihrer Grausamkeit nicht zu zähmen.“

Es bedarf keines Beweises, daß, wenn die Neger als Sklaven schon so munteren, lebhaften Temperamentes sind, sich dieses noch in weit höherem Grade bei Denen zeigt, welche in ihrer Heimath der Freiheit genießen. Dabei gehören sie aber keineswegs, wie man sie so häufig geschildert findet, zu der „affenartigen Rasse“, wie man wohl die ihrige genannt hat, im Gegentheil, es gibt kaum ein schöneres Volk als sie. Im Allgemeinen findet man unter ihnen vollkommen eben so viele wohlgebildete Gestalten, wie unter den Europäern. Ihr meistens zarter Körperbau ist doch kräftig, zähe und erträgt mit Leichtigkeit große Anstrengungen; ihr Gemüth, obwohl es tiefer Empfindung fähig, ist nicht leicht gebeugt, und obgleich ihr religiöses Leben nur auf einer niedrigen Stufe steht, so sind sie doch im Ganzen nicht mehr verderbt, als unsere christlich civilisirten Nationen Europa's es im Großen

und Ganzen sind. Der Neger kennt keinen Fluch und verstößt in dieser Hinsicht wenigstens nicht gegen das Gebot wider den Mißbrauch des göttlichen Namens. Dagegen kennt er, ungeachtet seiner vielen Fetische, Einen Gott, den Schöpfer, Regierer, Erhalter der Welt: „Njongmo regnet, blitzt, donnert!" so sagt er. „Njongmo sieht auf mich!" ruft der Leidende aus. „Ich stehe in Njongmo's Hand!" spricht der Greis auf seinem Sterbebette. Und dieser Njongmo — ein Wort, von dem es in der Negersprache keine Mehrheit gibt — wird nie unter einem Fetisch dargestellt, er hat keine Gestalt, er ist ein Geist, welcher die Schicksale Aller leitet. Gehorsam gegen Eltern, Lehrer, Obrigkeit, Achtung vor dem Greise, Liebe zu Anverwandten, Bereitwilligkeit diesen selbst mit eignen Opfern und Entbehrungen zu helfen — das sind Tugenden, die wohl seltener unter Christen, wie sie nun einmal sind, angetroffen werden dürften, als sie bei den Negern sich finden. Mord und Todtschlag, selbst Schlägereien kommen selten vor, und die Keuschheit, so viel auch bei ihnen dagegen gesündigt werden mag, ist keineswegs ausgestorben, das Zeugniß der Reinheit wird den Bräuten mit Kalk auf den Arm geschrieben, und solche Schrift zu tragen gilt für hohe Ehre. Stehlen ist allerdings eine Leidenschaft, aber es ist ein Stehlen eigener Art, weniger versteckt, abgefeimt und raffinirt, als bei den civilisirten Nationen; Einbrüche kommen fast nie vor.

Der Neger besitzt eigenthümliche Gaben, vornehmlich eine hohe Sprachengabe und eine bewegliche Zunge, die er freilich auch zur Klatscherei in Bewegung setzt. In manchen von einander nicht allzufern gelegenen Dörfern werden oft verschiedene Dialekte, um nicht zu sagen Sprachen, gesprochen. Das aber hindert durchaus nicht den Verkehr, schon die Kinder sprechen mehrere solcher Sprachen geläufig; der Fremde bedient sich des ersten besten vierzehnjährigen Knaben, der ihm in den Wurf kommt, als Dolmetscher. Eine große natürliche Beredsamkeit erhöht den Vorzug der außerordentlichen Sprachbegabung. Wenn der Neger das Englische, das Französische in abgebrochenen Constructionen spricht, so liegt das nicht daran, daß ihm die Fähigkeit abginge, eine dieser abendländischen Sprachen genügend zu erlernen, sondern es hat in dem Geiste und der Constructionsweise seiner Muttersprache, überhaupt in seiner eigenthümlichen Art zu denken, seine Gedanken zu verbinden und die entsprechenden Worte zusammenzustellen, seinen Grund. Seine Muttersprache hat in seinem Munde einen Fluß, eine Gewandtheit und eine Kraft, wie kaum eine der europäischen Sprachen; wir möchten ihn darum beneiden, denn es ihm nachzumachen, selbst beim eifrigsten Studium, sind wir nicht im Stande.

Homomo, das große jedes Jahr wiederkehrende Yamsfest, bietet dem Neger Gelegenheit, sich von seiner lustigsten, sorgenlosesten Seite zu zeigen. Da verschont sein Spott auch den Weißen nicht, aber in diesem Spotte liegt keine Bosheit, es ist nur eine Satyre, eine Ironie, oft fein durchdacht und jedenfalls nach der scherzhaftesten Seite hin ausgebeutet. Eine Beleidigung, welche zum Zorn reizen sollte und könnte, steckt nicht dahinter. Im Tanze leistet der Neger Unglaubliches. Die Bewegungen der Tänzer, ihre Touren und Pas sind freilich bei verschiedenen Stämmen verschieden, aber es liegt ein Takt, ein Rhythmus darin, wie er für einen Europäer zwar fremdartig ist, doch aber heraus empfunden, hindurchgefühlt werden kann. Hier drehen und wenden sich die Tänzer unaufhörlich, und jedesmal, wo sie einander das Antlitz zukehren, reichen sie sich klatschend die Hände; dort trägt jeder von ihnen einen langen Stock, den er mit dem seines Nachbars zusammenschlägt, sobald er an ihm vorüberhüpft. Dieser macht einen Luftsprung wie der beste europäische Ballettänzer, Jener purzelt wie von ungefähr vorn oder hinten über und seine Mittänzer fangen ihn geschickt in ihren Armen auf. Nie wird der Takt verfehlt, es geht Alles nach dem Tempo, in welchem Trommel und Pfeife den Tanz begleiten. Gesang ist dem Neger Bedürfniß gleich der Speise; wie er diese nicht zum Leben entbehren kann, so jenen nicht zur Arbeit, und in der Arbeit leistet er ganz Außerordentliches. „In Bahia und der nächsten Umgegend," sagt der oben erwähnte Reisende, „gibt es gegen 50—60,000 Negersklaven; alle Mittel des Verkehrs sind daher vernachlässigt, die Landstraßen sind elend, Wagen, Karren und Lastthiere existiren fast nicht, denn Alles wird durch Menschenkraft und auf Menschenrücken getragen. Die unglücklichen Schwarzen schleppen die größten Gewichte auf ihren Schultern. Je schwerer die Last ist, desto mehr Sklaven werden daran gesetzt, getragen wird sie aber gleichwohl, und um diese Arbeit mit größerer Leichtigkeit auszuführen, haben die armen Menschen sich an einen von jedem Soldatenmarsche verschiedenen, völlig taktlosen Tritt gewöhnt, wodurch das Gewicht auf ihren Schultern, ihrem Kopfe oder Rücken weniger schwer lastet. Sieht man z. B. vierzig Neger einen langen Balken die Straße entlang schleppen, so gleicht dieß einem ungeheuren Insekt mit achtzig langen schwarzen, nackten Beinen, die sich, das eine Bein nach dem andern, vorwärts bewegen. Um diesen von allem Takt entblößten Marsch in ein System zu bringen, haben die Neger einen aus lauter Dissonanzen bestehenden, im Chor wiederholten Gesang erfunden, der dem Knarren eines, sich auf ungeschmierten hölzernen Axen drehenden Rades sehr ähnlich ist und mich an dergleichen Fuhrwerke erinnerte, die ich in Alexandrien und Smyrna gesehen hatte." — „Die große Lebhaftigkeit im Charakter der Neger," schreibt ein anderer Reisender, Baron Albert von Sack, in seiner Ersten Reise nach Surinam (Berlin 1821) von den Negersklaven in Paramaribo, „zeigt sich nirgends deutlicher, als bei ihren Sonntagsbelustigungen. Einer macht mit seinen Füßen die wunderlichsten Figuren, die man erdenken kann, und der Andere muß sie augenblicklich nachmachen, wobei sie sich einander um die Wette zu ermüden suchen. Sie spielen auch Ball, aber nicht auf die europäische Weise nach einer bestimmten Reihe, sondern der ist der Beste, der zuerst den Ball fangen kann; man kann sich vorstellen, wie ermüdend dies Spiel ist, weil hier beständig alle zusammen in Bewegung sind. Wenn die Negermädchen den Fußboden im Hause scheuern, singen sie oft dabei und schlagen den Takt zu ihren fröhlichen Liedern mit dem Lappen, womit sie arbeiten."

Sehr beweglich, nicht minder als Arme und Beine, ist bei den Negern die Zunge, namentlich bei den Weibern. Sie richtet nicht blos vorübergehend Hader und Zwietracht an, sondern gibt selbst zu ernsten Streitigkeiten mitunter Veranlassung. Die Männer, wenn sie in den Krieg ziehen, was nicht selten unter den verschiedenen Stämmen in Afrika vorkommt, überlassen den Frauen die Hut nicht der Kinder allein, sondern auch des Eigenthums, der Stadt oder des Dorfes, wo sie wohnen. Da bilden denn diese gleich Amazonen eine Miliz, welche täglich mit Trommeln und anderem Kriegsgetöse auf die Wache zieht, Paraden hält u. dergl. m., um etwa beutelüsterne Feinde abzuschrecken. Oder sie folgen den Männern in's Feld und eröffnen die Schlacht zuerst mit der Zunge, und wenn die umsonst sich müde bewegt hat, kein Friede erplaudert worden, so greifen sie an mit Steinen, Erdklumpen und Stöcken, und erst wenn die Weiber weichen, treten die Männer statt ihrer ein. Schon manchen Kampf haben nur Frauen ausgefochten; häufiger ist es jedoch vorgekommen, daß, wenn der Kampf der Weiber beendet war und keine rechte Entscheidung gebracht hatte, die Männer die Waffen in die Hand nahmen und ein Uebriges thaten.

In einem Dorfe der Aschanti's war es einst zu Zänkereien zwischen den Frauen gekommen, die Eine hatte sich über die angebliche Feigheit des Mannes einer Anderen lustig gemacht, ihr viele Anzüglichkeiten darüber gesagt, sie sogar beschimpft. Ein Ausbruch des Haders in größerem Umfange war unvermeidlich, weil jede der Frauen ihre Partei hatte, durch welche sie aufgestachelt wurde, die Sache nicht ruhen zu lassen. Beiderseits ward nun Alles im Stillen vorbereitet, bis der günstige Augenblick sich zeigte.

Eines Morgens in der Frühe ging der Lärm an. Wüthendes Geschrei hallte durch die Straßen, denn heulend stürzten die Weiber aus den Häusern, mit Stöcken bewaffnet, welche sie sausend um den Kopf schwangen. Kurze Zeit war Jedermann bestürzt, man wußte nicht recht, was zu thun sei. Da trat einer der Männer, ein vornehmer und reicher Grundbesitzer, auf die Straße und trieb mit einer derben Peitsche die aufgeregten Frauen wieder in ihre Häuser und an den Herd zurück. Sie drohten, sie wollten das ganze Dorf an allen vier Ecken anzünden. Für diese frevelnde Rede wurden sie gebrandschatzt. „Thut nichts," antworteten sie, „es gibt Reiche genug unter uns, die sollen die Summe bezahlen!" Und so geschah's. Nun mußte man noch strenger auftreten. Von einem benachbarten Dorfe wurden die Männer herbeigezogen, bewaffnet und auf Posten gestellt. Die ganze Dorfvorsteherschaft mußte für die Sicherheit des Orts sich verbürgen, eine Summe mußte als Strafgeld von der Dorfcommune erlegt werden: erst dann ward es ruhig, der Weibergrimm beschwichtigt. Ihre eigenen Männer thaten dazu vielleicht das Beste. Denn weil die Frauen ob des Kriegführens versäumt hatten, hinlänglich Brod für Männer und Kinder zu backen, gab's in den Häusern manchen ernsten Auftritt, wodurch sie wieder angehalten wurden, Teig zu kneten und den Männern die Schlichtung der Streitigkeiten zu überlassen.

Die Neger haben alle Anlagen, ein in jeder Beziehung tüchtiges Volk zu werden. Nur bedürfen sie, gleich allen Heiden, der inneren wie äußeren Civilisation. Das Christenthum wird ihnen diese gewähren. Je mehr es gelingt, dies Volk mit den Wahrheiten unserer Religion bekannt zu machen und ihr Leben dadurch zu versittlichen, desto rascher wird auch Geist und Herz desselben veredelt werden und eine Begabung offenbaren, welche geeignet sein dürfte, die der europäischen Rasse in manchen Beziehungen in Schatten zu stellen.

K. L. V.

Eine Karawane im nördlichen Afrika.

Das poetische Land der Berbern und Mauren oder Mohren, d. i. das große Reich Fetz und Marokko nebst seinen Appertinentien, ist, wie dem Leser natürlich gar wohl bekannt, in der Cultur noch ziemlich weit zurück, und die europäischen Reisenden, die dasselbe in neuester Zeit besucht haben, wissen hievon genug zu erzählen. Freilich, der Gegensatz zwischen Europa und der Berberei muß hart genug auffallen, wenn man die Bequemlichkeiten einer europäischen Schnelltour genossen und nun auf einmal die Entbehrungen durchzumachen hat, die immer mit dem „Reisen auf afrikanische Art" verbunden sind. In der Berberei gibt es nämlich bis heute nicht blos keine Postverbindungen oder gar Eisenbahnen, sondern es fehlen sogar die Straßen (oder auch nur Wege, die man straßenähnlich nennen könnte) vollständig. Ja nicht einmal Brücken gibt's, es müßten denn etwelche noch von der Römerherrschaft her übrig sein, sondern den einzigen Uebergang über die Flüsse bilden die Furthen, gerade wie in den Urwäldern Amerika's. Und doch, trotz dieser Uncultur, wird auch im Marokkanischen gereist; dennoch bestehen auch hier Verbindungen zwischen den verschiedenen Ländern und Städten; dennoch hat der Handel und der Austausch inländischer Produkte mit den Erzeugnissen des Auslands auch hier seinen goldenen Boden! Nur freilich geschieht dieß auf ganz andere Weise, als in Europa, und die Communicationsmittel zwischen den großen Handelsplätzen stehen in ziemlichem Widerspruch mit denjenigen, welche in civilisirten Ländern üblich sind.

Aber, so fragt vielleicht der Leser, wie reist man denn in der Berberei? Wie kommen denn die Kaufleute der Nordküste mit den Kaufleuten im Innern des Landes zusammen? Auf welche Art befördert man denn die Waaren, die doch nicht selten gar schwer in die Wage fallen? Die Antwort ist einfach: „vermittelst der Karawanen," und nun ist dem Leser auf einmal Alles klar. Denn wer hätte nicht schon von den großen Pilgrimskarawanen gehört, die alljährlich nach Mekka ziehen, um den Gläubigen Gelegenheit zu geben, die heiligen Orte zu besuchen, wo der Prophet Muhammed gelebt und gewirkt? Wie es aber Karawanen nach Mekka gibt, so auch nach Tombuctu, nach Ghat, nach Darfour, nach Soudan, nach Kaschna, nach Noufee, oder wie die vielen anderen wichtigen Handelsplätze im innern Afrika heißen mögen, und



Eine Karawane im nördlichen Afrika.

alle diese Karawanen haben ihre bestimmten Zeiten, ihre bestimmten Richtungen und ihre genauen Ordnungen.

Der Abgang einer Karawane richtet sich nämlich nach dem Clima und dem Charakter des Landes, das man zu durchreisen hat, und man wartet, wie sich dieß wohl von selbst versteht, immer die Jahreszeit ab, welche die passendste ist, denn oft und viel hat man ganze Monate auf der Reise zuzubringen und darf daher keine einzige Vorsichtsmaßregel vernachlässigen. Wie man aber hierin klug und überlegt handelt, ebenso auch in der Wahl des Sammelplatzes, welchen die Kaufleute, sowie überhaupt Alle, die zur Karawane stoßen und die Tour mitmachen wollen, auf viele Meilen in der Runde herum zum Voraus kennen, und zwar ohne daß es „in der Zeitung" bekannt gemacht worden wäre, denn — es gibt keine Zeitung. So strömen denn von allen Seiten die Theilnehmer herbei, und mit jedem Tage mehrt sich das Getümmel und Getöse von Menschen und Vieh, bis endlich die Zeit gekommen ist, wo die „Ghafallah" (dieß ist der orientalische Name für Karawane) aufzubrechen hat. Nun aber tritt auf einmal Ordnung und Ruhe ein, und was bisher ein Chaos von Untereinander schien, wirrt sich in einem langen geraden Faden ab, der in den Händen eines sicheren Führers ruht.

Ein solcher ist bei jeder Ghafallah, wie denn überhaupt die Bestandtheile derselben fast immer die gleichen sind. Als Hauptpersonen haben wir die Kaufleute, denen die Waaren gehören, welche in's Innere transportirt werden sollen, anzusehen. Dann kommen die Reisenden oder Touristen, deren es gewöhnlich (die Mekka-Karawanen machen eine Ausnahme) nicht viele sind, da den Orientalen nur selten die Sucht, fremde Länder zu sehen, beherrscht. Den dritten Bestandtheil bilden die Kameele, auf welche die Waaren geladen sind, mit den nöthigen Treibern und Knechten; und als viertes Element fungirt der „Beduinenscheikh" oder „Berberhäuptling", welcher mit ein paar Unteranführern und einer „Schutzwache" die Karawane leitet und sicher an den Ort ihrer Bestimmung bringt. Auf diese Art ist jede reguläre Ghafallah zusammengesetzt, und somit kann, wenn ein Unterschied unter den Karawanen stattfindet, dieser nur in der Quantität der Bestandtheile, d. i. in der Größe und Stärke des Zugs, bestehen. Hierin aber ist freilich eine große Differenz; denn wenn die eine Karawane bis zu tausend

Kameelen zählt und von vielleicht dreihundert Mann begleitet wird, so sind es bei einer andern kaum zweihundert oder auch noch weniger der obgenannten Lastthiere und die Eskorte besteht aus nicht einmal vierzig Mann. Es kommt ganz darauf an, ob viele reiche Handelsherren mitziehen oder unbedeutende Krämer und Hausirer! Ein Handelsherr nämlich befrachtet zum mindesten seine zwanzig bis vierzig Kameele, während ein Hausirer selten mehr Waaren besitzt, als ein einziges Kameel tragen kann. In demselben Verhältnisse steht auch der Werth der Waaren, und natürlich — je größer der Werth derselben ist, um so größer wird auch die Eskorte sein, deren man bedarf, denn diese ist ja doch nur dazu da, die Karawane vor Räubern und Dieben zu schützen, an denen die einsamen Gegenden und Wüsten, durch die man kommt, keinen Mangel leiden.

Aus diesem Grunde sind die Führer und Commandeure der Karawanen, die Berbernhäuptlinge oder Araberscheikhs mit ihren Unterführern und Soldaten auch stets wohl bewaffnet. Die Soldaten gehen zu Fuße, und ihre Hauptwaffe besteht in einer Flinte, die mit einem überaus langen, aber sehr engen Laufe versehen ist und trotz des Steinschlosses sehr gut schießt. Der Berber und Maure setzt nämlich in eine gute Muskete einen großen Stolz, und dieselbe hat für ihn fast so viel Werth, als ein Weib und ein Pferd, — bekanntlich die werthvollsten Dinge für einen Orientalen. Mit den übrigen Waffen, dem Säbel und Dolche, sowie besonders mit der Uniformirung, sieht es dagegen oft und viel sehr schlimm aus, und der über den Rücken hinabhängende graue Kameelhaarmantel ist jedenfalls das Beste von den vorhandenen Kleidungsstücken. Um so vortheilhafter dagegen nehmen sich die Führer aus, welche stets vortrefflich beritten sind und mit ihren dunkeln, wie Karfunkel glänzenden Augen, mit ihren schwarzen, fast wundervollen Bärten, mit ihren grünen oder gelben Turbanen und ihren weiten, schneeweißen Mänteln in der That einen malerischen Anblick gewähren.

Während des Marsches reitet der Scheikh gewöhnlich voraus, seine bewaffneten Untergebenen aber sind durch die ganze Karawane durch vertheilt und besonders im Nachtrab stark vertreten. Ihr Geschäft ist, die Karawane in guter Ordnung bei einander zu behalten, was als keine so leichte Arbeit angeschlagen werden darf, da der Zug oft eine Länge von fast einer Stunde hat, und die Kameele nicht selten Lust haben, stehen zu bleiben, — abgesehen von den vielen andern Hindernissen, die bei einer Reise durch unwirthliche Gegenden vorkommen mögen. Die Richtung des Wegs gibt immer der Oberanführer an, von dem man deßwegen natürlich die genaueste Ortskenntniß verlangt. Von einem „gebahnten“ Wege ist nämlich, wie bereits angedeutet, gar nirgends die Rede, und höchstens zeigt sich hie und da ein von den Lastthieren ausgetretener Pfad, dessen Spuren sich aber ebenfalls verlieren, sobald der Boden hart und steinig wird, oder wenn die Regenzeit denselben aufgeweicht und in eine zähe Schlammmasse verwandelt hat. Kommt man aber in die eigentlichen Wüsten, an denen Afrika so reich ist, so hört natürlich vollends der gebahnte Weg oder vielmehr jedes Anzeichen eines Weges auf. Hat ja dann doch sogar alle Vegetation ein Ende, wenigstens auf lange Strecken hin, auf denen gar nichts vorkommt, als höchstens einige stachligte, verdorrt aussehende Cactuspflanzen! Sieht man dann doch Tage lang nichts als Sandhügel von den verschiedensten Formationen mit vereinzelten Steinen dazwischen, aber ohne die geringste Spur von Leben, und, wenn's wieder besser kommt, hohes weidenartiges Gras und verkrüppeltes Buschwerk mit felsigtem Untergrund! Unter solchen Umständen *) kann man sich wohl denken, daß es nicht gar leicht ist, sich in der Wüste zurecht zu finden und den richtigen Weg beizubehalten, besonders wenn man, wie die Karawanen immer thun, ohne Compaß reist und sich nur an gewisse Merkmale oder auch an den Stand der Sonne und der Sterne hält. Darum sind auch die Führer, welche die Route schon oft gemacht haben, die gesuchtesten und werden am besten bezahlt.

Allein auch bei dem besten Führer wäre es nicht möglich (so trostlos ist der Weg, den die Karawanen zurückzulegen haben), durch die Wüste zu kommen, wenn nicht das „Schiff der Wüste“ da wäre, das vielfach verkannte, aber nie genug zu preisende **Kameel**, welches Gott eigens geschaffen zu haben scheint, um auch das Sandmeer und die Länder jenseits desselben den Menschen zugänglich zu machen. Von Farbe ist das Thier graubraun, wie der Sand, über den es dahinschreitet; der Höcker auf seinem Rücken scheint nur dazu da zu sein, es zu verunstalten, und die Rauhheit seines Aussehens läßt gar nicht vermuthen, welcher Schatz in ihm verborgen ist; aber sein fester, starkknochigter Gliederbau befähigt es zu Uebernahme der gewaltigsten Lasten, während die verhältnißmäßig geringe Fleischmasse nur ein unbedeutendes Maß von Nahrung erfordert, und zwar keine andere Nahrung, als welche die Wüste selbst hervorbringt. Seine Zähne sind nämlich so scharfgespitzt, daß sie das rauhe, bohnenstrohartige Gras, sowie das harte, salzige Gestrüpp, welches da und dort wächst, mit Leichtigkeit zu kauen und sogar den scharfdornigten Cactus mit seinen langen Stacheln und Spitzen, ohne Schaden zu nehmen, zu bewältigen vermögen. Merkwürdigerweise liebt es sogar gerade diese letztere Speise, so rauh und unverdaulich sie auch erscheint, außerordentlich und kann sich wochenweise davon nähren, ohne irgend eine andere Speise nöthig zu haben. Weit merkwürdiger als dieser Umstand ist aber der Magen des Kameeles, denn dieser mit seinen vielfachen Zellen und Falten ist so eingerichtet, daß sich das Thier auf einmal für eine ganze Woche mit Wasser versorgen und dieses nach Belieben verbrauchen kann, so daß es also, wenn es auch nur alle acht Tage zur Tränke gelassen wird, doch nie Durst leidet oder wenigstens nicht vor Durst umkommt, — was natürlich

*) Man konnte noch bis auf die letzte Zeit in verschiedenen Büchern lesen, daß die Wüsten Afrika's von wilden Thieren, als da sind Bären, Strauße, Büffel, Schlangen, Löwen u. dgl., wimmeln. Darum dürfte es am Platze sein, hier zu bemerken, daß es daselbst mit der Thierwelt gerade so aussieht, wie mit der Pflanzenwelt, und daß in der eigentlichen Wüste kein lebendiges Geschöpf einheimisch ist, einen verirrten Schmetterling oder eine halbverhungerte Krähe ausgenommen. Von was sollten denn die Thiere leben? Vom Sande etwa, oder von der glühendheißen Luft?

bei einer Reise über eine wasserleere Wüste von ganz unberechenbarem Werthe ist. Doch mit solchen Vorzügen begnügt sich das Kameel noch nicht einmal, sondern wir bemerken an ihm noch große breite Füße, welche es vor dem Einsinken in den weichen Sand bewahren; wir sehen eine Nase, die sich total zusammenzuziehen im Stande ist, wenn der Treibsand vom Sturme gepeitscht alles Lebendige mit Ersticken bedroht, und wir finden endlich, daß die geschmeidigen Beingelenke und die schwieligen Knorren am Knie und an der Hüfte ihm das Hinkauern erleichtern, um die ihm aufzuladenden Lastpäcke zu empfangen. Ja selbst der große Höcker zwischen den Schultern ist von hohem Werthe, denn wie wollte man sonst die vielen Körbe und Lasten befestigen, welche dort oben Platz finden müssen? So ist das Kameel zum Reisen durch die Wüste ganz unentbehrlich, denn alle anderen Thiere finden daselbst keine Nahrung, und könnten überdieß das nicht leisten, was das Kameel leistet.

Die Last, die ein Kameel im Nothfalle zu tragen im Stande ist, beträgt über tausend Pfund; bei einer Reise durch die Wüste begnügt man sich aber gewöhnlich mit vier- bis fünfhundert Pfund, denn man darf die Thiere nicht allzusehr ermatten, da der Weg schlecht und die Nahrung noch schlechter ist. Uebrigens nicht blos todte Lasten, nicht blos Kaufmannswaaren bürdet man dem „Schiff der Wüste" auf, sondern der Reisende selbst besteigt es und fühlt sich sicherer darauf, als auf dem besten Pferde. Zu diesem Ende wird den Thieren zwar kein Sattel aufgelegt, aber man befestigt einige Waarenballen so geschickt und wirft so bequeme Teppiche darüber, daß der Reiter wie auf einem Sopha oben sitzt. Freilich das Aufsteigen ist mit einigen Widerwärtigkeiten verknüpft, denn trotzdem das Thier, um dieß zu ermöglichen, niederkauert, so sind doch die Stöße, die man beim Aufstehen desselben bekömmt, ziemlich empfindlich. Auch das Reiten selbst kann Mancher im Anfang nicht wohl ertragen, denn der schwankende Gang des Kameels macht, daß man von einer Art Seekrankheit befallen wird, wie auf einem Schiffe. Sind aber diese beiden Mißstände überwunden, so ist man nirgends besser aufgehoben, als auf dem Rücken eines Kameels, denn es tritt nie fehl, stürzt nie, zeigt sich nie störrisch oder gar kollerisch, sondern geht ruhig und in immer gleichem Tritt vorwärts, bis der Tagmarsch vollendet ist.

Und doch hat es weder Zaum noch Zügel, sondern wird einfach von seinem Treiber durch Worte gelenkt! „Kh! Kh! Kh!" schreit der Treiber in tiefem Kehltone, wenn das Thier niederkauern soll, um seinen Reiter zu empfangen; „Tza! Tza! Tza!" schreit er, wenn das Thier aufstehen und vorwärts gehen soll; „Usch! Usch! Usch!" ist das Zeichen, wenn das Kameel Halt zu machen hat, und „Bokka! Bokka!", d. i. „vorwärts! vorwärts!", hört man rufen, wenn eines der Thiere während des Marsches sich zu lange an einer Cactusstaude erquickt oder gar stehen bleibt, um noch bequemer zu fressen. Hie und da freilich, wenn ein Treiber zornig wird, fallen auch Schläge, um das Thier Raison zu lehren, aber im Allgemeinen darf man sagen, daß es nur äußerst selten grausam behandelt wird; im Gegentheil, die Treiber ziehen es vor, ihm zu schmeicheln und gute Worte zu geben, da sie wohl wissen, daß sie eher dadurch zu ihrem Ziele kommen. Ja nicht selten locken sie es sogar durch Gesang vorwärts — freilich einen sehr eintönigen, melodielosen Gesang, der so melancholisch ist, als die Wüste ringsum — und bewirken mehr dadurch, als durch die rauhesten Worte und die kräftigsten Hiebe. Wie könnten sie aber auch anders handeln, da das Kameel ihr einziger Reichthum, ihre einzige Nahrungsquelle ist? Würden nicht ihre Freunde mit Verachtung auf sie sehen, wenn sie den „Liebling Aller", denn dieß ist das Kameel, mißhandelten? Müßten sie nicht sogar fürchten, hiedurch den Zorn Gottes auf sich herabzurufen, da Muhammed als besonderer Beschützer des „Schiffs der Wüste" gilt? Oder ist nicht der große Prophet auf einer „milchweißen Nagah" (das weibliche Kameel heißt „Nagah", das männliche „Jemel", und jenes ist weit höher geschätzt als dieses) in's Paradies geritten, zum besten Beweis, daß er selbst sein edelstes Roß nicht so hoch hielt, als das Kameel? — Unter solchen Umständen nun wird man es sehr natürlich finden, daß die Mauren oder Berber, sowie überhaupt alle Bewohner des nördlichen Afrika, welche im Besitz von Kameelen sind, sich diesen Besitz so sehr als möglich zu erhalten und auch zu sichern suchen. Daher die große Aufmerksamkeit, mit der das Thier behandelt, daher die Vorsorge, mit der es „bezeichnet" wird. Man brennt nämlich jedem Kameele gleich nach seiner Geburt mit einem heißen Eisen zwei Zeichen ein, das eine zur Kenntniß der Rasse, von der es stammt, das andere mit dem Namen seines Eigenthümers, und — wehe dem, der darüber ertappt oder überwiesen würde, ein Kameel gestohlen zu haben! Kein Diebstahl wird härter gestraft!

Der Tagmarsch einer Karawane beträgt gewöhnlich zehn bis zwölf Stunden. In der kälteren Jahrszeit erhebt man sich mit Sonnenaufgang und marschirt nach eingenommenem Frühstücke und nachdem die Kameele beladen sind, alsogleich ab, um nicht mehr anzuhalten, als bis das vorgenommene Ziel erreicht ist. Eine solche Tour ist freilich sehr ermüdend, besonders für die zu Fuß gehenden Treiber und Soldaten; aber man hat dabei den großen, nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß man die Kameele nur einmal des Tags ihrer Last zu entledigen und wieder zu beladen hat. Im Sommer dagegen muß dieß zweimal geschehen, denn die Hitze ist dann zu groß, als daß man, ohne das Leben der Menschen und Pferde auf's Spiel zu setzen, den ganzen Tag marschiren könnte. Man macht daher nach einem Morgenmarsch von etwa sechs Stunden Halt, um erst wieder aufzubrechen, wenn die ärgste Hitze vorüber ist. Die Mauren nennen diese „Siestazeit", die gewöhnlich von Morgens 10 bis Mittags 3 oder 4 Uhr andauert, „Kailah", und es ist kein Zweifel, daß sie diese Sitte nach Spanien übergepflanzt haben, von wo aus sie dann auch nach Italien übersiedelte und ihren Namen in „Mezzogiorno" umwandelte. Eigentliche Ruhe aber hat man über diese Zeit doch nicht, trotzdem man sich natürlich durch Zelte vor dem „geröstet werden" zu retten sucht, denn die Sonne glüht in dem grauen

Sande, daß man glaubt, in einem Meere von Feuer zu liegen. Ebensowenig verspürt man Appetit, ob es gleich Mittagszeit ist, sondern es herrschen vielmehr nur zwei Gefühle vor, das des Durstes und das der Erschlaffung, und zwar beide in solch' verstärktem Maßstabe, daß sie unmöglich vollständig zu befriedigen oder vielmehr zu beseitigen sind. Selbst die Pferde hängen während des „Kailah“ die Köpfe und lassen das Futter, das man ihnen reicht, unberührt liegen; nur allein die Kameele, die „sonnegewohnten“, weiden in aller Seelenruhe, als ob sie sich unter diesen sengenden Strahlen äußerst wohl fühlten.

Eine eigentliche Erquickung gewährt erst der Abend, wenn man den Ort erreicht hat, an dem der Oberführer für die Nacht Halt zu machen für passend erachtete. Nun entwickelt sich ein merkwürdig lebhaftes Treiben, und mit einer Emsigkeit sonder Gleichen geht Jeder an die ihm obliegenden Geschäfte. Auch kommt man jetzt erst zur Erkenntniß, von welch' unnennbarem Werthe das Kameel für eine Karawane ist. Oder — was enthalten etwa die vielen Päcke und Koffer und Kisten, die man den Thieren abnimmt, nachdem man selbst zur Erde gestiegen ist? Sind's vielleicht lauter Waarenballen? O nein, sie enthalten vielmehr Speisen aller Art, sogar Futter für die Pferde (denn diese finden in der Wüste keine Nahrung), und was mehr werth ist als alle Nahrungsmittel, — sie enthalten Wasser! Allerdings ist die Wüste nicht ganz wasserleer, sondern man trifft einzelne Stellen, wo eine Art von Brunnen aus dem heißen Sande heraussickert; allein dieses Wasser ist zum großen Theile salzig oder bitter und daher oft kaum zu genießen. Ueberdieß gibt's solcher Wasserquellen nur gar wenige, und es ist somit geradezu unmöglich, jeden Abend an einer derselben zu übernachten. Darum muß man eine Menge gefüllter Wasserschläuche (man füllt sie immer wieder an der nächsten Quelle) mit sich führen, denn Pferd und Mensch wären verloren, wenn sie in dieser Glühhitze nur einen einzigen Tag ohne Wasser sein müßten, während es das Kameel fünf, sechs Tage, ja noch länger aushält, ohne zu trinken. — Wenn man also abgepackt und die Kameele auf die Weide geschickt hat, fängt man an, für die Erquickung des eigenen Leibes Sorge zu tragen. Zelte werden aufgeschlagen — lustige Zelte von Kameelshaardecken, die man einem der abgeladenen Ballen entnimmt; Feuer werden angezündet, — fröhliche Feuer von dürrem Holz, das einer der andern Päcke liefert; Reis wird hervorgelangt, oder Gerstenmehl, oder getrocknetes Fleisch, oder Alkuzkuz (ein aus einem festen Teig gefertigtes und nachher an der Sonne getrocknetes, vogelschrotartig geformtes Nahrungsmittel, das mit Oel oder Milch gekocht sehr gut schmeckt), oder was man sonst mit sich führt, und Pfannen und Kessel werden über's Feuer gesetzt und Oel oder Wasser hineingegossen, und es geht an ein Sieden oder Braten nach Herzenslust, und sogar der Wasserschlauch, so sehr er sonst geschont wird, macht die Runde, wenn man die Hoffnung hat, den andern Tag an eine Quelle zu kommen. Genügsam ist übrigens der afrikanische Karawanenreisende, viel genügsamer als der Europäer, denn all' die Speisen, von denen wir soeben gesprochen, würde der Letztere meist gar nicht oder nur mit größtem Ekel hinunterbringen, einfach deßwegen, weil das Wasser, mit dem sie gekocht sind, in den Schläuchen meist eine Farbe und einen Geruch angenommen hat, daß man es „als Wasser“ nicht mehr erkennen kann. Sieht es doch oft schon nach wenigen Tagen eher Braunbier ähnlich, als sich selbst, und ist dann natürlich in völlige Faulgährung übergegangen! Hierum aber bekümmert sich der eingeborne Karawanenreisende wenig. Ist's doch wenigstens ein Getränk, das den Durst löscht! Er trinkt es also, als käme es aus der feinsten Granitquelle, und wenn er vollends so viel Ueberfluß besitzt, um aus solchem Wasser mit Gerstenmehl einen steifen Teig zu kneten, der in eine runde Kuchenform gebracht, mit Oel überschmiert, und über dem niedergebrannten Feuer oder in glühenden Kohlen geröstet fast wie frisches Brod schmeckt, so fühlt er sich für diesen Abend überglücklich.

Das ist Karawanenleben! — Seine Schönheiten hat es deßwegen aber doch auch, besonders des Nachts, denn der Himmel strahlt dann gewöhnlich in nie geahnter Pracht und Reinheit, und man meint im Stande zu sein, jeden Einzelnen der Myriaden von Sternen zu zählen; — so außerordentlich klar ist die Luft und so nahe sind die leuchtenden Himmelskörper dadurch dem Beschauer gerückt! Gelingt es Einem dann vollends, einen etwas erhöhten Standpunkt einzunehmen und die Hunderte von Feuern zu überschauen, die in großem Halbkreis sich über die Sandwüste ausbreiten und zwischen welchen die Kameele und Zelte wie grimmig schwarze Riesen hervorsehen, so ist das ein Anblick, wie man ihn auf dem europäischen Continente nimmermehr haben kann. Aber freilich — ein anderes Bild ist's, wenn eine Karawane, vom Feinde angegriffen, sich ihres Lebens wehren muß, wodurch sie gewöhnlich auseinandergesprengt und nach allen Richtungen zerstreut wird, oder wenn der Führer, durch irgend einen Umstand in seiner Kenntniß der einzuschlagenden Richtung irregeführt, verschiedene Tage lang nicht im Stande ist, eine Wasserquelle zu erreichen, denn in diesen beiden Fällen sind die Meisten der Reisenden verloren.

Th. Gr.

Die Bayeye und das Flußpferd.

(Taf. 36.)

Der Leser erinnert sich vielleicht noch der „Hippopotamus-Jagd“ am Zambesi und im Innern von Afrika überhaupt, die wir im vorigen Jahrgang beschrieben haben. Ganz anderer Art ist dagegen die Jagd auf jenes mächtige Thier am Fluß Teoge im Gebiete der Bayeye-Neger, denn diese sind ein kräftiger, kühner und kriegerischer Menschenschlag, und darum nicht mit den durch die Glühhitze entnervten, energielosen und waffenungewohnten Bewohnern des Zambesigebietes zu vergleichen. Im Gegentheile, die Bayeye haben schon viel von den Buschmännern an sich, und die ersten Spuren der Civilisation sind bereits bis an die Grenzen ihres weiten Landes



1860.

46.

vorgerückt. Die Art jedoch, wie sie das Flußpferd jagen, ist noch ganz dieselbe, wie sie sie von ihren Altvordern überkommen haben.

Sie jagen es nämlich merkwürdigerweise ganz auf dieselbe Art, wie der Europäer den Walfisch, d. i. sie erlegen es im Wasser durch's Harpuniren; aber sie haben dieß nicht von den Europäern gelernt, sondern sie jagten auf diese Weise schon, ehe man nur in Europa an den Walfischfang dachte!

Die Harpune, deren sie sich dabei bedienen, ist von starkem Eisen, kurz und fest gestaltet, und nur mit Einem, aber einem sehr starken Widerhaken versehen. Dieselbe wird vermittelst dünner lederner Riemen an einen hölzernen Schaft von recht hartem und zähem Holz befestigt, der mehr als armsdick ist und eine Länge von wohl zwölf Fuß hat. Um das andere Ende des Schaftes ist ein starkes und sehr langes Seil gewunden, in dessen Mitte ein sogenannter „Buoy“ oder „Schwimmkrek“ angebracht wird, damit das Seil oder Tau im Wasser nicht untersinke, und schon hieraus ersieht man, daß der Stamm der Bayeye-Neger in der Verfertigung einer guten Harpune wohl eingeübt ist! Nicht minder geschickt sind jene Halbwilden in der Herstellung eines „Flosses“, auf dem das Hippopotamus gefangen werden soll; denn obwohl das Flußpferd, wie bekannt, ein grasfressendes Thier ist und also nothwendig an's Land kommen muß, um seine Nahrung zu suchen, ja obwohl überdieß nicht geläugnet werden kann, daß dasselbe auf dem Lande weit ungelenker in seinen Bewegungen ist, als im Wasser, wo es trotz seines elephantenmäßigen Umfangs schwimmt und untertaucht wie eine Ente, so ist dennoch eine Jagd desselben auf dem Lande kaum thunlich und wäre sicherlich nur wenig erfolgreich, und zwar einfach deßhalb, weil das Thier meist blos bei dunkler Nacht das Wasser verläßt, und sich, wenn irgend möglich, nicht allzu weit vom Ufer entfernt, um alsobald beim geringsten Geräusch, oder wenn es irgend Gefahr wittert, in sein ureigenthümliches Element, wo es sich zu Hause fühlt, zurückzueilen. Man muß also das Flußpferd im Wasser selbst aufsuchen, und um dieß thun zu können, ist ein Floß nöthig, denn die Nachen, welche die Bayeyes aus hohlen Baumstämmen zu verfertigen im Stande sind, fassen im höchsten Falle drei Personen und wären also viel zu klein, um den „Behemoth“ — wie das Buch Hiob das Flußpferd nennt — zu jagen. Die Herstellung eines Flosses jedoch ist sehr einfach. Der Teoge nämlich, wie auch seine Nebenflüsse, hat viele ganz seichte Stellen, wenn er auch in der Mitte sehr tief ist, und in diesen, sowie an den allezeit flachen Ufern, wächst eine Menge von Schilf, und zwar von „afrikanischem“ Schilf, von dessen Höhe und Dicke wir in Europa keinen Begriff haben. Dieses Schilf nun schneidet man ab und flicht es kreuzweise ineinander, immer neue und neue Schichten darauflegend und durchflechtend, bis das Ganze eine dicke und förmlich undurchdringliche Masse geworden ist. Natürlich kann man eine solche Masse so breit, so lang und so dick machen, als man will, ohne daß nur ein Nagel zum Ineinanderhalten geschlagen werden müßte. Auch darf man sich auf einem derartigen Flosse getrost dem tiefsten Wasser anvertrauen! Uebrigens nimmt man zur Vorsicht mehrere kleine Baumstamm-Nachen mit, die man hinten anhängt, und errichtet in der Mitte des Flosses eine Stange, an welche ein langes Seil befestigt wird. Will man nun stillhalten oder an's Land steigen, so macht man eines der Boote flott, und ein paar Männer rudern an's Ufer, schlingen sofort das eben erwähnte Seil um einen Baum und zwingen dadurch das Floß zum „vor Anker liegen“.

Gewöhnlich finden sich, wenn die Bayeye eine Flußpferd-Jagd vorhaben, ihrer zwanzig bis dreißig auf einem Flosse zusammen, von denen übrigens nur einige Wenige und zwar die Geschicktesten als „Harpuniere“ fungiren; die Uebrigen führen Alle kurze Speere oder Lanzen, die vorn eine starke eiserne Spitze haben. Sind alle Vorbereitungen getroffen, so fährt man ab, das Floß getrost sich selbst überlassend, und die Bayeye sind in der Hoffnung auf die reiche Beute voller Lust und Leben. Nun leben aber die Flußpferde immer in kleinen Heerden zusammen, da sie sehr geselliger Natur sind; auch findet man sie nicht „überall“ im Flusse, sondern nur an gewissen Stellen, die sie der nahen fetten Triften wegen oder aus einem andern Grunde zu ihren Lieblingsplätzen erwählt haben. Somit ist es durchaus nöthig, einen scharfen Umblick zu halten, ob man sich einem solchen „Hippopotamus-Gesellschaftsplatze“ nahe, denn — sobald dieß der Fall ist, d. h. sobald die Nähe der Flußpferde durch ihr Schnarchen und Grunzen, sowie durch ihr starkes „Wassergepatsch, daß dieses gischtmäßig aufspritzt“, sich kundgibt, so tritt auf einmal eine tiefe Stille auf dem Flosse ein und lautlos gleitet dieses weiter. Die Flußpferde sollen nicht ahnen, daß ihr größter Feind im Anzuge ist; denn sonst wäre es ihnen bei ihrer Schwimmfertigkeit leicht, zu entkommen! Aber immer mächtiger erschallt das Grunzen und Schnarchen und Schnauben der kolossalen Thiere, die „halb Sau halb Ochs“ (nur ohne Hörner und mit gestutzten Ohren) in aller Sicherheit sich erlustiren! Offenbar ist das Floß ihnen schon ganz nahe und nur eine Biegung, die der Fluß macht, verbirgt sie noch; aber — siehe da, jetzt erscheinen einige dunkle schwarze Punkte, die sorglos im Wasser herumschwimmen, jedoch keineswegs wie Fische, sondern eher wie schwarze Felsentrümmer aussehen. Allein die Bayeye kennen sie wohl, diese „Felsentrümmer“, und alsobald stellt sich der im Harpuniren Geschickteste unter ihnen hart am Rande des Flosses auf, die furchtbare Waffe in der Hand. Von dieser jedoch ist das starke Seil, das um ihren Schaft geschlungen war, abgewickelt, und das Ende desselben halten ein paar kräftige Männer fest, damit es ihnen ja nicht entschlüpfe, denn hieran ist, wie wir gleich sehen werden, außerordentlich viel gelegen. Noch einige Minuten und das Floß befindet sich inmitten der Hippopotamusheerde, welche, die Gefahr nicht ahnend, nicht die geringste Miene zum Entfliehen macht. Nun ist der kritische Moment gekommen. Der Harpunier streckt sich zur vollsten Höhe empor; er schwingt die Harpune, und in der nächsten Sekunde fliegt das todbringende Eisen mit nie fehlender Genauigkeit dem Flußpferde in die Seite, tief hinein bis in die Mitte des fetten Leibes!

Alsobald, wenn das Thier getroffen ist, schlägt es wie rasend um sich und taucht dann unter bis auf den Grund. Allein alle seine Anstrengungen, der Harpune wieder los zu werden, sind vergeblich. Die Waffe ist allzu tief eingedrungen, und der starke Widerhaken macht es, besonders wegen der zolldicken Haut des Thieres, rein unmöglich, sie auszuziehen. Inzwischen sind in demselben Augenblicke, in welchem die Harpune geworfen wurde, die etlichen kräftigen Männer, welche das Ende des am Harpunenschafte befestigten Seils hielten, in ein zu diesem Zwecke gleich von Anfang an flottgemachtes Boot gesprungen und in wüthendster Eile an's Ufer gerudert, um das Seil dort um einen Baum oder irgend einen andern festen Gegenstand zu schlingen. Gelang ihnen dieß noch im rechten Moment, ehe das Flußpferd wieder auftaucht und sich zur Flucht wendet, so ist die Jagd so gut als vorüber oder wenigstens als gelungen zu betrachten, denn die Gesammtkraft der Jäger vereinigt sich dann, um das Seil zu halten, bis das Ungethüm sich verblutet hat und an's Ufer geschafft werden kann. Waren jedoch die Ruderer nicht schnell genug und kamen zu spät an's Ufer, oder gelang es dem Hippopotamus aus einem andern Grunde, den Männern das Seil durch eine schnelle Bewegung aus den Händen zu schnellen, dann muß die Erlegung des harpunirten Thieres auf eine andere Art vollendet werden. In diesem Falle nämlich läßt man die sämmtlichen zur Vorsorge mitgenommenen kleinen Boote in's Wasser, und es springen so viele Männer hinein, als darin Platz haben; Alle aber sind mit Speeren oder Lanzen bewaffnet, von denen überdieß eine große Menge in der Reserve parat liegt. Nun geht's hinter dem fliehenden Ungethüm drein, und sowie dieses, nachdem es untergetaucht, wieder an die Oberfläche des Wassers kommt, um Athem zu schöpfen, so wird es mit einem ganzen Hagel von Wurfspießen begrüßt, die fast ohne Unterschied seine Haut durchdringen und eine blutige Wunde hinterlassen. Natürlich taucht das Flußpferd sogleich wieder unter, aber — in die Länge ist es ihm unmöglich, unter dem Wasser zu bleiben, und somit muß es abermals auftauchen, aber nur um zum zweiten Male von einer Unmasse von Wurfspießen durchbohrt zu werden. Ebenso wird es auch nach dem dritten und vierten Untertauchen gehalten, denn die Bayeye lassen nicht nach, bis das angebohrte Thier, durch Blutverlust erschöpft und mit Wunden überdeckt, vollständig in ihre Gewalt gekommen ist.

Freilich ohne Gefahr ist eine solche Jagd nicht; denn nicht selten geht das verwundete Flußpferd in voller Wuth auf seine Verfolger los, und wenn es ihm gelingt, ihr Boot mit seinen enormen Fangzähnen zu ergreifen oder mit seinem furchtbaren Riesenkopfe einen Schlag nach ihm zu thun, so ist es um das Boot, wie auch nicht selten um die darin Sitzenden, wenn sie sich nicht noch vorher in's Wasser werfen und durch Schwimmen retten, geschehen; denn — ein einziger Biß seiner immensen Kinnbacken und der stärkste Mann ist in zwei Theile getheilt, ein einziger Schlag seines Körpers und der Geschlagene ist zu Brei zermalmt! Zum Glück jedoch sind die Bayeye meist allzu geschickte Ruderer, als daß sie nicht dem Angriffe des Hippopotamus fast immer zu entgehen wüßten, und so kommen verhältnißmäßig nur sehr wenig Unglücksfälle vor.

Allein wenn es auch drei- und viermal so gefährlich wäre, — die Umwohner des Teogeflusses würden doch in der Jagd des Flußpferdes nicht nachlassen, denn der Körper desselben bringt ihnen allzu viele Vortheile. Nicht blos nämlich ist sein Fleisch — die Junge wird als Delikatesse betrachtet — sehr gut und eßbar, — besser und eßbarer als das der meisten andern jagdbaren Thiere; nicht blos ist sein Fett oder vielmehr sein Speck so vortrefflich als der vortrefflichste Schweinespeck und ähnelt sogar nicht wenig unserer Butter; nicht blos ist seine Haut ein sehr gewinnreicher Handelsartikel nach dem Cap (der guten Hoffnung), weil man Peitschen, Leder und dergleichen daraus verfertigt; sondern weit werthvoller noch sind seine Fangzähne, deren es an jedem Kiefer zwei (und zwar von einer Länge von 1 bis zu 2 Fuß und verhältnißmäßiger Dicke) besitzt. Diese Zähne nämlich liefern ein Elfenbein, das dem vom Elephanten gewonnenen bei weitem vorzuziehen ist, denn es wird nimmermehr graulich oder gar gelblich, was bei dem letzteren hie und da vorkommt, sondern bleibt durchaus schneeweiß. Nicht selten zahlt man daher bei besonders schönen Exemplaren bis zu einer Guinee (11 fl.) für das Pfund, und bei solchem Gewinn in Aussicht sollte man ein bischen Gefahr scheuen?

Th. Gr.

Tanger.

Tanger (sprich: Tandschér), die Residenz aller europäischen Consuln in Marokko, ist die erste afrikanische Stadt, die dem Blicke des Auges bei der Einfahrt in die Straße von Gibraltar begegnet, und der einzige Ort im ganzen Reiche, wo Europäer mit einiger Bequemlichkeit und Sicherheit leben können. Ursprünglich gehörte die Stadt den Römern, später den Gothen, und durch Graf Julian kam sie an die Moslemen. Im Jahre 1471 wurde sie von den Portugiesen erobert, und 1662 brachte sie Katharina von Portugal bei ihrer Vermählung Karln II. von England als Mitgift zu. Zweiundzwanzig Jahre später räumten die Engländer die Stadt, nachdem sie vorher den Hafendamm und die Festungswerke zerstört hatten. Die jetzige Stadt ist schlecht gebaut, etwas befestigt, und zählt eine Bevölkerung von nahe an 12,000 Einwohnern (unter denen fast 3000 Juden), die ihren Unterhalt hauptsächlich durch den Handel mit der gegenüberliegenden Küste von Spanien und mit Gibraltar gewinnen, und durch ihren beständigen Verkehr mit dem Auslande auch weit verträglicher als die Mauren aus andern Theilen der Berberei sind. Tanger wäre kein unangenehmer Aufenthaltsort, wenn nicht die Mauren durch hartnäckiges Festhalten an ihrem hergebrachten Wesen sich jeder Verbesserung widersetzten. Ihr Widerwille gegen europäische Sitten geht so weit, daß, obgleich die Consuln sich wiederholt erboten hatten, die Hauptstraßen der Stadt auf ihre Kosten pflastern und reinigen zu lassen, die Mauren es dennoch

vorzogen, im Kothe zu waten. Das Wasser eines Brunnens in Tanger, über den zwei leichte Bogen, wie man sagt von den Engländern, erbaut sind, erklären die Mauren, obwohl es das beste in der Stadt ist, für unrein und untrinkbar und geben es blos ihren Pferden.

Von sehenswerthen Gebäuden gibt es keine in der Stadt, ausgenommen die Cassaba des Pascha's und die Moschee, ein einfaches, aber freundliches Gotteshaus, das ungemein sauber gehalten wird. Früher ward der Wasserbedarf dieser Moschee in großen Krügen aufbewahrt; jetzt befindet sich ein schöner Brunnen mitten auf dem Hofplatze. Eine Uhr, womit einer der europäischen Consuln die Moschee beschenkte, blieb bald nach ihrer Aufstellung stehen. Jedermann erkannte den Uebelstand, daß man die Tagesstunden nicht genau wußte; aber einem Christen das Heiligthum zu eröffnen, um die Uhr auszubessern, schien noch weniger statthaft. Ein Diwan pflegte Rath, ob man die Uhr herstellen oder herauswerfen solle. Nach langen Debatten, in welchen der negative Beweis aus dem Koran nicht hinreichte, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, führte endlich ein scharfsinniger Imam die Sache zur Entscheidung, indem er fragte: „Wie wurden die Materialien zum Bau der Moschee herbeigeschafft?“ — „Auf Maulthieren und Eseln!“ — „Nun, warum sollten wir nicht auch ein Thier von einem Christen in die Moschee lassen, um durch dasselbe bewerkstelligen zu lassen, was wir wünschen?“ — Und so geschah es.

Vor der Stadt liegt der Zoco oder Marktplatz von Tanger, ein großartiger Raum, in welchem alle Straßen aus dem Inneren zusammenlaufen. In der Mitte desselben befindet sich das Grabmal eines berühmten Heiligen, das durch eine Menge kleiner Fahnen geziert wird. Zweimal in der Woche strömt die Bevölkerung der ganzen Umgend hierher, um ihre Produkte zum Verkauf zu bringen, wobei Alles in wilder Verwirrung durcheinander geht. Da sieht man Viehärzte, die einem Kameele Arznei reichen, welche das geduldige Thier knieend empfängt; da einen reisenden Zahnarzt, der seinem Patienten die Zähne mit einem Instrumente herauszieht, mit welchem man ein Pferd beschlagen könnte; da einen Krämer mit seinem Waarenkasten auf dem Rücken, der zu einem neuen Anbot einladet, und mit den heiligsten Betheuerungen versichert, daß ihm bereits so und so viel darauf geboten worden sei; da Weiber, die neben ihren Seifenhaufen oder ihrer stark mit Ziegenhaar gemischten Butter kauern und ihren Handel unter dem undurchdringlichen Vorhange des Schleiers und des breitkrempigen Strohhutes treiben, wodurch sie das Ansehen von sprechenden Automaten erhalten. Bettler und Heilige haben gleichfalls hier ihre Lagerplätze und vervollständigen mit ihrem lazarusmäßigen Ansehen das Panorama eines maurischen Marktes. — Außer diesem sind nur noch die Gärten der Consuln und einige Felsengrotten bei Cap Spartel, an deren Mündungen die Brandung donnernd wogt, die einzigen Anziehungspunkte in den Umgebungen der Stadt.

Während unsrer Anwesenheit in Tanger beehrte der Sultan von Moghrib ul Aksa (wie das Reich Marokko im Arabischen genannt wird) die Stadt mit seinem Besuche, und hielt mit mehreren seiner Offiziere längs der sandigen Meeresküste ein Wettrennen. In vollem Jagen hoben die Reiter Hände voll Sand von der Erde auf und streuten sie in die Luft; dann feuerten sie ihre Gewehre ab, luden sie wieder, drehten sie über dem Kopf im Kreise herum, und mit einem Ruck hielten sie den Lauf ihrer Rosse an, indem sie dieselben wirklich auf die Hanken zurückwarfen. Nachdem der Sultan in die Cassaba zurückgekehrt war, drängte dessen Gefolge sich um uns herum und musterte voller Neugier unsre Uniformen. Vielleicht hatte noch nie einer dieser maurischen Krieger englische Offiziere gesehen. Von ihren eigenen Waffen, so roh dieselben auch gearbeitet waren, hatten sie einen hohen Begriff, zeigten sich indessen nicht abgeneigt, davon zu veräußern. Ein Gewehrhandel, der zu Stande kam, brachte jedoch dem Verkäufer hundert Stockstreiche auf die Fußsohlen, und die Flinte mußte heimlich eingeschifft werden.

Verschmitztheit und Arglist sind Hauptzüge im Charakter der Eingeborenen der Berberei; was ihnen an Kenntniß abgeht, suchen sie durch Feinheit zu ersetzen; hochmüthig und befehlshaberisch gegen Schwache, unterthänig und kriechend gegen Mächtige, sind sie falsch und tückisch gegen Alle. Die abgemessene Haltung, welche sie sich zu geben wissen, ist weniger das Gefühl innerer Würde, als ein künstliches Gewand, welches in einem despotischen Staate Klugheitsrücksichten anzulegen rathen. Ohne Beredsamkeit, sind sie doch nie um Ueberredungsgründe verlegen, und ihre schwachen Seiten wissen sie meisterhaft zu verbergen. Ihr natürlicher Verstand verdient indeß alle Achtung, denn er macht es ihnen möglich, in manchen Fällen mit ihren besser unterrichteten Nachbarn sich zu messen. Als die Behörden, wie es schien um ihr Einkommen zu vergrößern, in Gibraltar auf die Fremden, welche die Festung besuchten, eine Kopfsteuer legten, über deren Illiberalität die englischen Einwohner selbst, wiewohl umsonst, Beschwerde führten, kamen die Barbaresken, denen die Zahlung zunächst zur Last fiel, mit ihren Unterhandlungen schnell zu Ende, indem sie drohten, jeden Engländer, der einen Fuß auf ihren Boden setzen würde, mit zwei Dollars zu besteuern, statt daß früher blos tagweise ein Real entrichtet wurde. Diese Drohung machte Wirkung. Man wollte zuerst zu Gunsten von Militärpersonen eine Ausnahme zugestehen; als aber die Mauren erklärten, sie seien sämmtlich Soldaten, da sie im Fall der Noth alle für ihren Sultan die Waffen ergreifen müßten, so fand man es für dienlich, alle Araber, die auf die Märkte von Gibraltar kamen, von der Taxe zu entbinden und die Verordnung später ganz zurückzunehmen.

Der bei der Nähe beider Continente so auffallende Unterschied zwischen der afrikanischen und europäischen Welt ist lediglich den Vorurtheilen des Islam zuzuschreiben, denn nicht nur bilden dieselben einen Damm gegen alle Künste der Civilisation, sondern lassen nicht einmal in den äußeren Erscheinungen des Lebens die geringste Veränderung zu. Noch trägt der arabische Bewohner der Berberei dieselbe Kleidung, die er vor mehr als tausend Jahren trug; noch scheert er sich den Kopf und bedeckt ihn mit dem Turban, einer dicken, rings mit mehreren Wülsten

von Musselin umwundenen Wollmütze; und der Anzug selbst ist so schwerfällig, daß man ihn gewiß auch in einem weniger warmen Lande für unausstehlich halten würde. In religiöser Beziehung machen sie die Form zur Hauptsache: strenge Beobachter der Lehre des Propheten, halten sie gewissenhaft auf die fünf gesetzlichen Waschungen täglich, ohne dadurch an Reinlichkeit zu gewinnen. Wenigstens sieht man dieß ihrem Weißzeug nicht an, und ihr Schlaf in den Kleidern beurkundet es auch nicht. Mitten unter civilisirten Nationen bewahren sie eine theilnahmlose, feindselige Gesinnung gegen den Rest der Menschen, welche fortdauern wird, so lange der Islam selbst dauert, bis ein neuer Eroberer und Gesetzgeber mit der Schärfe des Schwertes tilgt, was das Schwert aufgenöthigt hat. Uebrigens ist es vielleicht weniger der Koran, als die Masse von Auslegungen eigennütziger Priester, welche den Glauben der Araber mit kindischen Satzungen beschwert und ihren Geist mit einem Gewebe von abergläubischen Meinungen umsponnen haben. Daher gehört vorzugsweise der „böse Blick“, an dessen Wirkung man in der westlichen Berberei allgemein glaubt. Ehe ein Mann sich mit einem Fremden in ein Gespräch einläßt, wird er ihn vorher stets genau mustern, und besorgt er, daß derselbe mit dem bösen Blick behaftet sei, was sich durch übles Aussehen und glitzernde Augäpfel erweisen soll, so bricht er gewiß jedes Geschäft mit ihm ab, wenn auch der Gewinnst noch so lockend wäre. Fällt der böse Blick auf ein Kind, so vergiftet derselbe auf einmal dessen ganzes Lebensglück. Die Eltern haben vor demselben eine solche Furcht, daß es oft die größte Feindschaft absetzt, wenn man ein Kind nur bewundert. Gegen die Ansteckung des bösen Blicks gibt es Gegenmittel — Amulette, welche die Priester verkaufen und die man den Kindern um den Hals hängt. Ein anderes Gegenmittel besteht darin, daß man die rechte Hand mit ausgespreizten Fingern in die Höhe hält und dabei ausruft: „Fünf für deine Augen!“ Auch eine kleine Hand von Silber, die umgehängt wird, leistet dieselben Dienste.

P.

Der innere Schloßhof in Berlin.

Das königliche Schloß zu Berlin verdankt seinen Ursprung sowohl verschiedenen Zeiten, als auch verschiedenen Regenten und verschiedenen Baumeistern. Die Folge davon ist, daß seine einzelnen Theile, so großartig sie auch, an sich betrachtet, sein mögen, in Ermangelung eines gleichmäßigen Styles eine Verschiedenheit der Architektur zur Schau tragen, die beim Anblick des Ganzen für den Kenner wenigstens störend wirkt.

Zum ersten Male ist im Jahre 1357 von einem „Palast des Kurfürsten“ in Berlin die Rede. Derselbe stand in der sogenannten Klostergasse, und der Kurfürst Friedrich I. ließ sich noch im Jahre 1415 daselbst huldigen. Allein dieser „Palast“ scheint sehr bescheidener Natur gewesen zu sein, denn sogar die Stände fanden ihn eines Kurfürsten durchaus unwürdig, und im Jahre 1442 schenkten daher die Berliner Magistratspersonen dem Kurfürsten Friedrich II. einen Platz hinter dem Predigerkloster an der Spree, um ein „wirkliches“ Schloß darauf zu bauen. Besagter Friedrich II. machte sich auch sogleich an's Werk, und im Jahre 1451 stand seine neue Burg fertig da. Dieselbe muß ein stattliches und wohl befestigtes Gebäude gewesen sein, wie das letzte Ueberbleibsel davon, der sogenannte „grüne Hut“ (ein runder Thurm des jetzigen Schlosses an der Spree mit einem grün angestrichenen kupfernen Dache), noch deutlich genug beweist, allein ein Schloß war die Burg doch nicht, und hatte auch nie Raum genug für „eines Kurfürsten Hof“. Somit befahl Kurfürst Joachim II. im Jahre 1538, dieselbe ganz niederzureißen, um durch seinen Baumeister Kaspar Theiß einen ganz neuen, drei Stockwerke hohen Palast aufführen zu lassen, von welchem jetzt noch viele Ueberreste vorhanden sind, und zwar in dem an der Wasserseite sich hinziehenden Theile der Residenz. Besonders prächtig in demselben war ein großer Saal, der Rittersaal, mit den Brustbildern der Brandenburgischen und Hohenzollern'schen Fürsten und mit Gemälden von Lucas Kranach und andern berühmten Meistern. Uebrigens brachte Joachim II. das Schloß natürlich nicht zur Vollendung, sondern es blieb seinem Nachfolger Johann Georg, der den berühmten Grafen und Künstler Rochus v. Lynar in seine Dienste zog, noch genug zu thun übrig. Auch Kurfürst Joachim Friedrich blieb nicht müssig und zog im Jahre 1598 den Architekten Pater Niuron in seine Dienste; allein was er vollendete und was seine beiden Vorfahren vor ihm vollendet hatten, zerfiel fast gänzlich unter der zwanzigjährigen unglücklichen Regierung Georg Wilhelms, oder vielmehr während der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in den Jahren 1618—48. Mit dem Regierungsantritt Friedrich-Wilhelms, den man gewöhnlich nur den großen Kurfürsten nennt, kam neues Leben in die Geschäfte und in die Regierung, und natürlich dachte Friedrich-Wilhelm nicht zuletzt an die Wiederherstellung seiner halb zerstörten und halb zerfallenen Residenz, wie er denn auch zu diesem Zwecke den Baumeister Memmhardt aus Holland in seine Dienste nahm. Allein der ausgebrochene schwedische Krieg machte alle Pläne wieder zunichte, und nach geschlossenem Frieden fehlte es an Geld, so daß man außer einigen durchaus nöthigen Reparaturen wieder nichts vornehmen konnte. Nun aber, nach dem Tode des großen Kurfürsten, kam ein Mann an die Regierung, der in Beziehung auf das Sparsystem in totalen Gegensatz mit Friedrich-Wilhelm trat, und dieß war der Kurfürst Friedrich III., der nachherige König Friedrich I., den man auch den Prachtliebenden nennen könnte. Er beschloß, das Schloß zwar nicht ganz abzureißen und total neu zu bauen, aber seine Absicht ging doch dahin, es so durch und durch umzubilden, und durch Anbauten, durch neue Stockwerke, neue Portale 2c. 2c. so umzuschaffen, daß aus der Masse von heterogenen Theilen ein großartiges, wenigstens äußerlich mit sich übereinstimmendes Ganzes geschaffen würde. Von „Flickwerk“ sollte keine Rede mehr sein, sondern es sollte vielmehr in die Unordnung „Ordnung“, in das geschmacklos und bunt Aneinandergereihte „Symmetrie“ gebracht werden! Um



Der innere Schloßhof in Berlin.

diesen weitumfassenden Plan durchzuführen, wählte er einen Mann, den er nicht glücklicher hätte herausfinden können, nämlich den Architekten Schlüter, einen der berühmtesten Baumeister und genialsten Köpfe seiner Zeit. Gleich im Jahre 1699 ward der Anfang zum Umbau gemacht und mit einer Energie sonder Gleichen vorwärts geschritten, so daß in wenigen sechs Jahren schon ein großer Theil der Schlüter'schen Entwürfe fertig war. Allein ein verunglückter Bau am sogenannten Münzthurm, der im Juni 1706 wieder abgebrochen werden mußte, weil die Fundamente wichen, zog dem genialen Mann die Ungnade seines Monarchen zu; er wurde abgesetzt, und der Baron Eosander v. Göthe, sein Nebenbuhler, mit seinem Amte betraut. Natürlich brachte der Wechsel des Baumeisters auch einen Wechsel der Pläne hervor, und der Herr Baron Eosander gefiel sich darin, das schlecht zu machen, was Schlüter erdacht hatte. Ueberdieß war er in seinen neuen Entwürfen so extravagant, daß er den König zu immer großartigeren Plänen und tolleren Ausgaben verleitete. So kam es denn, das schon 1707 jede Provinz des neuen Königreichs jährlich 6000 Thaler und mehr zum Schloßausbau aufbringen mußte, weil die gewöhnlichen Gelder nicht mehr langten. Im Jahre 1708 wurde zu demselben Zwecke die Accise in den Städten erhöht und den Bauern eine Viehsteuer, den Handwerkern und Taglöhnern aber eine Zuschubssteuer aufgelegt. Allein schon im Jahre 1713 starb Friedrich I., und da sein Nachfolger Friedrich-Wilhelm I. in die Fußstapfen des großen Kurfürsten trat, so sah Eosander, daß seines Bleibens nicht länger sein könne, und somit nahm er schnellstens seinen Abschied. Friedrich-Wilhelm kassirte auch alsobald die zu weit fahrenden Pläne, und ließ durch seinen Baumeister Böhmen nur die bereits angefangenen Gebäude bis unter's Dach vollenden, während das übrige Projektirte, aber noch nicht Begonnene liegen blieb und der Vergessenheit anheimgegeben wurde. Auch die Nachfolger dieses Königs, sogar Friedrich der Große, thaten nicht mehr; sie bauten das Schloß inwendig aus, verschönerten seine Gelasse, aber von außen fügten sie nichts mehr bei, so daß die von Schlüter projektirte Einheit nun doch nicht hergestellt wurde.

So wie es jetzt ist, stellt das Schloß ein längliches Viereck dar, dessen größte Länge 460 rheinische Fuß beträgt, während die Breite 276 und die höchste Höhe mit dem Brustgeländer 101 Fuß ausmacht. Das großartige Ganze wird aber durch einen Quer- und Mittelbau in zwei Hälften zerschnitten, wodurch zwei Schloßhöfe entstanden, der äußere und der innere, während, wenn dieser Mittelbau abgebrochen würde, ein einziger Schloßhof existirte, und zwar ein solch ausgedehnter, wie ihn kein zweites Schloß Deutschlands hätte. Eigenthümlich ist, daß die den innern Schloßhof umgebenden Bauten in ihrem Charakter von den Bauten des äußern Schloßhofs sehr abweichen. Jene nämlich rühren fast durchaus von der Meisterhand Schlüters her, während diese von Eosander in's Dasein gerufen sind. Wir selbst haben es hier nur mit den ersteren zu thun, da das obenanstehende Bild uns nicht mehr gibt, als das Contrefey des inneren Schloßhofs.

Zu allererst fällt uns das große Portal zur linken Seite auf, ein wahres Kunstwerk, das von Laien wie von

Architekten gleich sehr bewundert wird. Es hat nach der Vorderseite sechs große freistehende Säulen korinthischer Ordnung, mit welchen natürlich die dahinterstehenden Pilaster übereinstimmen. Säulen und Pilaster gehen durch die beiden ersten Stockwerke, und über jeder Säule steht man auf einem erhöhten Fußgestelle eine Bildsäule, während vor dem mittleren großen Fenster ein Balkon angebracht ist. Zwischen den Fenstern des dritten und vierten Stockwerks befinden sich ebenfalls Pilaster korinthischer Ordnung, und das Ganze ist mit einer überaus reichen Attika gekrönt. Tritt man nun in's Innere des Portals, so führen links und rechts breite Treppen nach aufwärts. Die rechts ist eine Stufentreppe, die links aber eine Wendeltreppe, mit feinen Steinen gepflastert, und so eingerichtet, daß man hinauf reiten und fahren könnte. Im dritten Stockwerke kommen die beiden Treppen zusammen, und nun steht man vor dem Schweizersaale, so genannt, weil er unter Friedrich I. den von diesem Könige angeworbenen Schweizern zum Wachsaale diente. Auch jetzt noch befindet sich die Wachstube dort, nur lassen sich die Regenten von keinen Schweizern mehr beschützen, sondern von Landeskindern. Doch — mit der Beschreibung des Innern des Gebäulichkeiten können wir uns nicht aufhalten, da uns schon das Aeußere fast zu viel Raum wegnimmt.

In etwas kleinerem Maßstabe, aber in fast noch schöneren Verhältnissen ist das südliche (das in unserem Bilde gerade vor uns im Hintergrunde befindliche) Portal, welches nach dem Schloßplatze führt, angelegt. Auch hier sehen wir sechs große freistehende korinthische Säulen mit einem großen Brustgeländer, auf dessen Vorsprüngen zu beiden Seiten des Mittelfensters Statuen stehen, und auch von diesem Portale aus führen zwei große Freitreppen in die Zimmer oben hinauf, wohl die schönsten des ganzen Schlosses, weßhalb sie auch von dem jetzigen Könige selbst (bis zu seiner jetzt noch andauernden Krankheit hin) bewohnt wurden.

Das dritte Portal (das auf unserem Bilde nicht gesehen werden kann) steht dem zuerst beschriebenen gegenüber und gehört dem Schloßflügel an, welcher nach dem Lustgarten hinausgeht. Auch dieses Portal wird von sechs korinthischen Säulen gebildet, ist mit Vorsprüngen und Statuen, wie das zweitangeführte, geziert, und steht in Beziehung auf Architektur und Reinheit der Durchführung keinem der beiden andern nach. So ist der „innere Schloßhof" nur allein durch diese drei Portale schon interessant genug, abgesehen von den Gebäuden selbst, deren jedes an sich schon befähigt wäre, einen Palast darzustellen, und in Beziehung auf seine Aeußerlichkeit wenigstens an die schönsten Schlösser von Florenz erinnert.

Von dem Quer- oder Mittelbau, welcher den innern Schloßhof vom äußeren scheidet, zeigt unser Bild gar nichts. Dieser Bau bietet aber auch wenig Sehenswerthes, nur allein den großen Saal ausgenommen, in welchem eine Zeitlang unter Friedrich dem Großen italienische Opern gegeben wurden. Derselbe befindet sich unmittelbar über dem ersten Stockwerke und zwar in einer beneidenswerthen Nähe, denn der ganze übrige Querbau ist dem Küchenhandwerke gewidmet. — Ueber die prachtvollen Verschönerungen, welche König Friedrich-Wilhelm IV. in den Jahren 1548—54 mit einzelnen Theilen des Schlosses, z. B. mit dem „Weißen Saale", der „Schloßkapelle", der „Bildergallerie" ꝛc. vornehmen ließ, werden wir bei einer andern Gelegenheit berichten. Hier führen wir blos noch an, daß das Schloß in Allem und Allem gegen 600 Säle, Gallerien und Zimmer enthält, woraus Jedermann auf seine Größe schließen kann.

Th. Gr.

Der Kukkuk und die Fabeln über ihn.

Neben der Lerche, dem Staar, der Nachtigall, dem Storch und der Schwalbe ist der Kukkuk so recht eigentlich ein Volksvogel. Der Volksmund hat auch ihn mit „Dichtung und Wahrheit" umgeben, nur ist der arme Schlucker dabei ziemlich schlecht weggekommen. Freilich ist nicht zu läugnen, daß der Schein oft wider ihn ist, und die Menschen begnügen sich gar gern mit dem Scheine, wo ihnen die Wahrheit unangenehm oder ihre Erwerbung mühsam ist. Aber der Schein ist wirklich vielfach wider ihn. Warum hat er auch die Gestalt, die Farbe, selbst den Flug des räuberischen Sperbers nachgeahmt? Weßhalb baut er sich auch nicht sein eigen Haus? Weßhalb erzieht er nicht selbst seine Kinder? Weßhalb gibt er sie, sogar vor ihrer Geburt, in Pension bei so kleinen Leuten? Und diese ungezogenen Rangen von Kindern, möchten sie in ihrem Heißhunger nicht die arme kleine Pflegemutter lieber selbst verschlingen, als die kleinen Mücken und Raupen im Schnabel? Und daß er unaufhörlich seinen eigenen Namen ruft, der eitle Geck, der besser thäte, sich vor Auge und Ohr der Vogel- und Menschenwelt für immer zu verbergen! Aber wer sollte dann den Knaben sagen, wie lange sie noch leben, den Jungfrauen, wann der Freier kommen wird, den Hausfrauen, daß der Speck angeschnitten werden darf?

Ich kann es heute noch nicht den „naturbeobachtenden" Schäfern ausreden, daß der Kukkuk, wenn er aus Mangel an Vogeleiern im August heiser wird, seine Groß-Räuber-Natur nicht mehr versteckt, sondern sich offenkundig in den „Stoßvogel" (Sperber) verwandelt, bis es wieder „Eier auszutrinken gibt". Einen Fischer, der mir manches Kukkuksei aus Rohrsängernestern verschafft hat, kann ich nach jahrelangem Demonstriren noch immer nicht überzeugen, daß dieß wirklich Kukkukseier sind.

Eitel, listig, zankmüthig, undankbar, Heuchler, Räuber, Rabenvater und Rabenmutter, das sind die gewöhnlichen Ziernamen, mit denen die oberflächliche Beobachtung den armen Vogel wie mit fremden Federn geschmückt hat. Selbst in neuern Naturgeschichten findet man noch hin und wieder Wahres mit Unwahrem gemischt, auf halbwahre Thatsachen ganz falsche Auslegungen gestützt, und den lautstimmigen Ausrufer des Frühlings mit gehässigen Farben gemalt.

Und doch ist er gar nicht so schlimm, und die Jäger, die auf ihre Wälder halten, thäten besser, den unersättlichen Raupenverschlinger zu schützen als zu schießen. Ein Sonderling aber ist er allerdings, und zwar einer der größten unter den geflügelten! Und wie gesagt: der Schein ist gegen ihn. Suchen wir ihn davon zu befreien und seine Feinde zu versöhnen!

Ob das mit Denen gelingen wird, die an das Mährchen der Verwandlung in einen Raubvogel glauben, das glauben wir nicht; denn der Glaube läßt sich weder an- noch abdemonstriren. Wir versuchen's drum auch nicht! Wer's wissen will, nehme Kukuk und Sperber in die Hand, vergleiche und überlege. Doch zur Sache!

Der Kukuk ist jedenfalls ein sehr nützlicher Vogel, der sich die größte Zeit des Jahres hindurch von Raupen, und zwar besonders von behaarten, sogenannten Bärenraupen, nährt. Bei seiner großen Gefräßigkeit bedarf er deren sehr viel zu seiner Sättigung, zumal da er auch schnell verdauet. Ein sehr tüchtiger Naturforscher, Herr E. v. Homeyer in Pommern, der es beobachtete, wie eine Kukukschaar ein Kieferngehölz von der Vernichtung durch die kleine Kiefernraupe rettete, meint, daß ein Vogel oft in der Minute mehr als 10 solcher Raupen verschlungen habe! Und überdieß scheint der Kukuk der einzige Vogel zu sein, dem diese widerhaarigen Raupen schmecken. Ja es gehört eben ein Kukuksmagen dazu, um sie zu vertragen. Denn die spitzen, mit Widerhäkchen versehenen Raupenhaare bohren sich dergestalt in die Magenwand ein, daß die Innenseite des Magens fast wie ein Mäusefell aussieht. Diese eigenthümliche Nahrung scheint aber die bedingende Ursache all' der vielen Sonderbarkeiten zu sein, welche den nützlichen Kukuk so arg in Verruf gebracht haben.

Da diese Raupen im Verhältniß zu ihrem großen, sperrigen Volumen wenig Nahrungsstoff bieten, so mußte der Magen bedeutend vergrößert werden. Um so mehr aber mußten andere Organe, zumal die der Fortpflanzung, zurücktreten. Eine Folge davon ist einerseits die langsame Entwicklung der Eier, und andrerseits deren verhältnißmäßig sehr geringe Größe (sie sind nicht größer als Sperlingseier, während sie reichlich so groß wie Taubeneier sein müßten).

Die 6—7 Eier werden in Zwischenräumen von 7—8 Tagen gelegt. Das erste Ei hätte demnach 6—7 Wochen gelegen, bis das letzte geboren wurde, und die 5—6 ersten wären unterdeß verdorben, zum Ausbrüten untauglich geworden. Wie sollte nun die Natur ihr nächstes Ziel, die Forterhaltung der Art durch die Individuen, erreichen? O, sie ist nie in Verlegenheit über ihre Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen! Ihr sich ewig selbstbestimmender Gesetzgeber verlieh ihr einen unerschöpflichen Reichthum daran! *)

Das Mittel, das zum Ziele führt, wie sonderbar, wie ungewöhnlich, und doch wieder wie naheliegend, wie natürlich! Pflegeeltern müssen die Stelle der Eltern vertreten. Der Kukuk legt sein Ei in fremde Nester. Und merken das die Vögel nicht? Man hat gefabelt, die Kleinen freuten sich über die Ehre, das Ei eines Magnaten ausbrüten zu dürfen. Daß dies Ei so kleinen Vögeln — meist unter Sperlingsgröße — untergeschoben wird, hat seinen guten Grund. Es ist nicht viel größer als die größten dieser Vogeleier; das Ei und der auskriechende Vogel würden in der Nähe größerer Eier und Vögel leicht zu Grunde gehen, wenn sich überhaupt passende Pflegeeltern ebenbürtiger Größe in genügender Anzahl und Auswahl fänden. Die Kleinen freuen sich aber keineswegs über die Wochenvisiten des Großen. Sie erheben im Gegentheil meist ein Zetergeschrei, wenn Frau Kukuk sich ihrem Neste nahet. Und diese weiß das sehr wohl, und schleicht sich gern, um dem unwirthlichen Empfange auszuweichen, in Abwesenheit der Eltern zur Wiege, um das eigene Kind hineinzulegen, oder sich später nach dessen Befinden zu erkundigen. Liegt das Ei erst im Neste, dann allerdings scheinen es die damit Beschenkten nicht zu merken. Die Natur hat, um diesen sogenannten Betrug zu maskiren, wiederum ein sehr einfaches Mittel angewendet. Die Kukukseier sind der Regel nach gerade so gefärbt und gezeichnet, wie die Eier der Vögel, in deren Nest sie gelegt werden. Man kennt bis jetzt erfahrungsmäßig 42 oder 43 verschiedene Arten insektenfressender oder wenigstens ihre Jungen zunächst mit Insekten fütternder Singvögel, welche mit der Pflegeelternschaft betraut werden: Grasmücken, Bachstelzen, Rohrsänger, Pieper, Lerchen, Nachtigallen, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Steinschmätzer, Ammern, Würger u. s. w., selbst der kleine Zaunkönig und die noch kleinern Goldhähnchen müssen sich dem sehr mühseligen Geschäfte der Erziehung des jungen Vogel-Vielfraßes unterziehen. Der Standort und die Bauart des Nestes sind so verschieden, wie die Färbung und Zeichnung der Eier dieser Vögel. Um mit letzteren zu beginnen, so gibt es weiße, röthliche, gelbliche, bräunliche, grünliche, lebhaft blaugrüne u. s. w. in allen Nüancen, ohne und mit Zeichnung der verschiedensten Art und Färbung. Gerade solche Färbungen und Zeichnungen kommen nun auch bei den Kukukseiern vor, zum Täuschen ähnlich für Mensch und Vogel. Soll diese Aehnlichkeit aber einen vernünftigen Zweck haben, so muß es eben der des „Täuschens" sein, d. h. die grün gefärbten Kukukseier sind für die Nester solcher Vögel bestimmt, welche grüne Eier legen, u. s. w. Das ist denn auch allerdings die Regel, welche freilich manche durch die Umstände bedingte Ausnahmen erleidet. Ohne die schwierige Frage zu entscheiden, auf welche Weise die verschiedene Färbung der Kukukseier zu erklären sei — ob nämlich durch den „physisch-psychischen Eindruck" der im Neste liegenden Eier auf den „Bildungstrieb", oder durch die Annahme, daß jedes Weibchen nur gleichgefärbte Eier in die dazu passenden Nester einer Vogelart zu legen bestimmt sei — können wir uns doch leicht die Ursache dieser Ausnahmen erklären. Der Kukuk findet nämlich nicht jedesmal ein passendes Nest, wenn er es eben braucht, da die Nistzeit der kleinen Singvögel eine ziemlich regel-

*) Ausführlicheres darüber und über die sehr interessante Fortpflanzungsweise des Kukuks findet sich in der ornithologischen Zeitschrift Naumannia (I. Bd. p. 11, III. Bd. p. 307 u. a. O.) Leipzig bei Vogt u. Günther.

mäßige ist, während er in so langen Pausen seine einzelnen Eier legt; oder, — nach der ersten Annahme — er legt sie in Nester, deren Eier er wegen des Standortes oder der Bauart des Nestes nicht sehen kann, und die also auf seinen „Bildungstrieb" nicht einwirken können. Indeß spricht entschieden gegen diesen Erklärungsversuch das Faktum, daß zwei verschieden gefärbte und gezeichnete Kukkukseier in einem offnen Neste gefunden worden sind. Er wird also im ersten Falle das eben reife Ei in das erste beste Nest legen müssen, wenn er kein passendes der Art findet, in deren Nest er es legen möchte oder zu legen den Instinkt hat. Der Instinkt aber lehrt ihn, nur solche Nester auszusuchen, welche noch frische, unbebrütete Eier enthalten und also die Wahrscheinlichkeit eines regelmäßigen Brutverlaufes bieten. Es ist deßhalb ein Glück für ihn, daß so viele erste Bruten der kleinen Sänger zerstört werden, und diese zu einer zweiten, spätern Brut schreiten, wenn sie nicht schon regelmäßig zwei Bruten machen. Der Standort und die Bauart der zu benutzenden Nester bedingen aber auch die Art und Weise, wie er sein Ei in diese hineinbringt. Bei Nestern, welche oben offen sind und auf ebener Erde oder so fest im Gezweig und Geröhricht angelegt sind, daß sie ihn tragen, macht er es wie die andern Vögel: er setzt sich — freilich oft in sehr unbequemer Stellung — darauf; anders aber wenn das Ei für ein Nest bestimmt ist, das oben zugewölbt (wie die der Laubvögel und des Zaunkönigs), oder in Baumhöhlen, Mauerlöchern u. s. w. mit engem Eingange angelegt ist (die Nester der Rothkehlchen, Rothschwänze, Bachstelzen u. m. a.). In diesem kritischen Falle legt er sein Ei gemüthlich auf den Erdboden, nimmt es in den weiten, weichen Rachen, und schiebt es dann in das Nest. Man hat ihn in solcher Situation, bei der er sich begreiflicherweise nicht leicht stören läßt, öfters überrascht, ein Ei in seinem Schnabel gesehen — und das mußte nun ein fremdes, Meister Kukkuk ein Nestplünderer, „Eieraustrinker" sein, der sich nach Sänger Weise die Kehle damit schmeidigt, und nur so lange seine volle, runde Stimme behält, als es eben Eier in den Nestern der kleinen Singvögel gibt. Neuere Beobachtungen haben indeß dargethan, daß, wo immer ein Kukkuk mit einem Ei im Munde überrascht wurde, es sein eigenes war, das er eben unterzubringen im Begriffe stand. Wenn man Eier der Pflegemutter neben dem Neste, ganz oder zerbrochen, gefunden hat, so hat er sie vielleicht herausgeworfen, faktisch festgestellt ist die Sache noch keineswegs. Weit öfter hat man die Eier des Vogels neben dem des Kukkuks, sowie die zusammen ausgebrüteten Jungen gefunden. Letztere freilich nicht lange. Der junge Kukkuk wächst weit schneller als jene, die bald unterdrückt werden und verkommen, oder von dem stärkeren Milchbruder aus dem Neste gedrängt werden. Schwerlich aus Tücke, eher möchte der Selbsterhaltungstrieb mitreden. Man hat beobachtet, wie der junge, schnell wachsende Pflegling sich so lange in dem kleinen, für ihn viel zu engen Neste hin und her bewegt, bis er seine Stiefgeschwister über den Rand des Nestes hinausgedrängt, oder sie unter sich geschoben und sie dann hinausgeschüttelt hat. Ob sich die Kukkuksmutter dabei mitwirkend verhalte, ist noch nicht mit Sicherheit beobachtet. Ein Vorwurf kann sie aber in diesem Falle nur treffen, der der Undankbarkeit; Rabenmutter ist sie ja dann nicht, wie sie es wirklich nicht ist, da sie sich in der That um das Schicksal ihrer Kinder kümmert und fast täglich nach dem Neste sieht, dem sie anvertraut wurden.

Zuweilen ist sie unvorsichtig genug, ihr Ei in Baumhöhlen mit so enger Oeffnung zu schieben, daß der junge Kukkuk darin Gefangener bleiben und endlich dem Hungertode anheimfallen muß. Der große Ornitholog, Dr. J. F. Naumann, berichtet in seiner vortrefflichen Naturgeschichte der Vögel Deutschlands einen Fall der Art, der noch außerdem Zeugniß von der aufopfernden Liebe der Pflegeeltern gibt, eines Bachstelzenpaares, das bis in den Winterschnee hinein das immer hungrige Pflegekind versorgte, und dann erst seine Wanderung in den Süden antrat, als der junge Kukkuk aus seinem Gefängnisse befreit worden war. Ich selbst habe dreimal Skelett und Federn solcher Verhungerten in dergleichen Höhlen gefunden.

Sobald der junge Kukkuk ausgeflogen ist, verfolgt er schreiend seine Pflegeeltern, die ihn kaum zu sättigen vermögen. Das Mitleid treibt auch wohl andere kleine Vögel, seinen Heißhunger stillen zu helfen. Ich beobachtete vor einigen Jahren vier Bachstelzen, die einem solchen Schreihals Futter zutrugen. Später findet sich wohl die wirkliche Mutter hinzu, um dem nun der Pension entwachsenen Kinde die Hausordnung beizubringen, und anstatt der winzigen Räupchen, Mücken, Fliegen u. s. w. die ganz andere Kost der Erwachsenen anzugewöhnen. Doch scheinen hierüber bestimmte Beobachtungen noch nicht gemacht worden zu sein.

Wahrscheinlich verlassen die jungen Kukkuke ihre Geburtsstätten, die sich fast in allen Ländern unseres Erdtheils finden, um einige Tage später als die alten, kehren aber mit diesen gegen die Mitte des April aus Afrika, wo sie überwintern, zurück, um alsbald mit weittönender, sonorer Stimme den wiederkehrenden Lenz auszurufen. Und schon darum sollten sie, wie alle andern Frühlingsboten, liebe Gäste sein; und sie sind es auch, trotz der mancherlei Ausstellungen in ihrem Privatcharakter, den man, wie wir gesehen haben, zum großen Theile verkannt hat. Sie sind beliebt und willkommen geheißen bei Jung und Alt, und man nimmt es ihnen eigentlich gar nicht so übel, daß sie ihren eigenen Namen rufen, denn es ist ein redender Beweis, daß sie wieder da sind, und daß nun bald wieder Alles grünt und blüht und duftet und klingt, und daß der Mai, der wunderschöne „Monat Mai" vor der Thüre steht!

Und vielleicht ist er dir nun noch lieber geworden, lieber Leser, der arme, vielverkannte Kukkuk, und du heißest ihn wohl im nächsten Mai, — der dir schöner als alle frühern blühen möge —, noch freundlicher willkommen?

Dr. E. Baldamus.



1860. Landschaft nach Wouwermann 37

und ländliche Gegenstände verschiedener Art. Hauptsächlich

Philipp Wouwerman.

(Taf. 37.)

Nachdem wir unsern Lesern mehrere gelungene Stiche nach Meistern italienischer und spanischer Malerschulen vorgelegt, machen wir dieselben auch mit einem jener Meister bekannt, welche das Familienleben, den engen Kreis des häuslichen Verkehrs und das ungetrübte Zusammenleben des Menschen mit der Natur zu ihrem Studium und zum Gegenstande der sorgfältigsten und liebevollsten Nachahmung machten, in welchen Darstellungen sie es auch wirklich zuweilen bis zu einer illusorischen Wirkung brachten; wir reden hier selbstverständlich von den Niederländern.

Wenn auch allerdings in den Gemäldegallerien, den Ausstellungen älterer und neuerer Malerwerke, sich die Mehrzahl der Besucher den mit grellen, bunten und schreienden Farben bemalten Tableaux zuwendet und „das schöne Colorit" bewundert, gekleckste Dekorationsmalerei für geistreich, hingegen aber eine fleißige Ausführung für steif und kleinlich hält, so finden doch stets jene delikat und zierlich ausgeführten idyllischen Darstellungen gesellschaftlicher Zustände, durch ihre poetische Richtung und ihre fast einem Spiegelbilde gleichkommende Treue, noch immer Verehrer genug, zu welchen nicht nur die eigentlichen Kenner, sondern alle mit einem regen Naturgefühle und mit einem unverdorbenen Geschmacke begabten Beschauer gehören. Die Harmonie und Ruhe, der liebenswürdige Humor und die gemüthliche behagliche Stimmung, die in den allermeisten Werken der holländischen Schule herrschen, theilen sich unvermerkt dem empfänglichen Beschauer mit, und diese ersprießliche Wirkung derselben ist es, was sie zu Zierden unserer Wohnungen so geeignet macht und nicht hoch genug anzuschlagen ist. Diese Maler verstanden hauptsächlich, bei oft ganz gleichgültiger Handlung, einförmigen Gesichtern und geringer Ausführung, die Wirkung des Sonnenlichtes in wunderbarer Kraft und Frische zu geben, und es ist namentlich das über jene Bilder verbreitete poetische Gefühl der Stille eines schönen Sommerabends, mit dem leisen und wehmüthigen Anklang einer vergangenen Zeit, was auf uns diesen beruhigenden und behaglichen Eindruck macht.

Unter der großen Anzahl berühmter Meister, welche die bezeichnete Schule und die Stadt Harlem insbesondere im siebenzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat, gebührt Philipp Wouwerman (sprich: Wauwerman), daselbst 1620 geboren, eine ausgezeichnete Stelle. Sein Vater Paul, ein wenig ausgezeichneter Historienmaler, sorgte bei Zeit dafür, daß der begabtere Sohn zu Jan Wynants in die Lehre kam, der es verstand, das Talent des Jünglings auszubilden. Gleichwohl ahmte Wouwerman die Manier dieses Meisters nicht nach. Er betrachtete die Landschaft mehr als Nebensache und wollte seine Scenen nicht durch die Umgebung beeinträchtigt wissen. Am liebsten malte er Jagdgesellschaften, zu der Jagd aufbrechend oder von derselben zurückkehrend, Jäger und Damen in malerischen Costümen, Scenen auf dem Pferdemarkt, vor dem Wirthshause, im Marstalle, Marketenderinnen, Zigeunermädchen und ländliche Gegenstände verschiedener Art. Hauptsächlich illustrirte er das holländische Junkerleben in einem Cyclus ungefährlicher Abenteuer und galanter Episoden aus dem Leben der höhern Stände. Mit entschiedener Vorliebe aber stellte er Pferde dar, und er ist unstreitig der berühmteste aller holländischen Maler, die das edelste und schönste aller Thiere zum Hauptgegenstande ihrer Kunst gemacht haben. Nur auf wenigen seiner Bilder fehlt es an Pferden, denen durch die meisterhafte Zeichnung, durch den Adel der Gestalt und die Kühnheit der Bewegung noch stets die Bewunderung der Kenner zu Theil wurde, obgleich seine Pferde stets nur der holländischen Rasse angehören. Fast immer sehen wir auf Wouwerman's Gemälden ein weißes Pferd, das in der Regel den Mittelpunkt bildet, und dieser obligate Schimmel ist gleichsam das Wahrzeichen seiner Werke.

Was man an den Gemälden unseres Meisters, deren Format meistens klein ist, neben der feinen Beobachtung des Menschenlebens, der Thiergestalten und ihres natürlichen Verkehrs bewundert, ist seine correcte Zeichnung und sein fetter, fester, und aber gleichwohl delikater Pinsel, welcher schwer zu erreichen ist. Auch die Anordnung des Halbdunkels, die Vertheilung der Figuren und seine Fernsichten sind eigenthümlich und unnachahmlich, und selbst dem weniger bedeutenden Beiwerke liegt gewissenhafte Beobachtung der Natur zu Grunde.

Ein sehr fleißiges und bedeutendes Bild aus der dritten Periode dieses Künstlers ist seine Heuernte, ein Gegenstand, der übrigens mehrfach der Vorwurf seines Pinsels war. Vor dem Portale eines ehemaligen Edelsitzes wird das in einem Kahne herbeigebrachte Heu aufgeladen. Der Hausherr ist mit einem Pferde beschäftigt, das seine noch mit dem Rechen versehene Ehehälfte trägt; ein zweites Paar, im Vordergrunde auf dem Rasen sitzend, thut sich nach beendigter Arbeit gütlich. Der unvermeidliche Schimmel hebt sich vortrefflich gegen den hinter ihm stehenden Braunen ab; von außerordentlicher Wirkung sind die beiden dunkeln, kräftig aus der Landschaft vortretenden Figuren, und als humoristische Beigabe betreiben zwei kleine Jungen, Fuhrmann und Pferd, ihr improvisirtes, leicht bewegliches Fuhrwerk. Die durch den bedeckten Himmel etwas gedämpfte Beleuchtung, der graue Hintergrund und der zarte Silberton, der an den Gemälden dieses Meisters überhaupt geschätzt wird, verbreiten einen poetischen Hauch über das Ganze.

Wouwerman's erste Werke hatten nur geringen Erfolg. Sie entsprachen dem damaligen Modegeschmacke nicht, und Bamboccio oder Pierre de Laer hatte sich durch die Kraft und das Feuer seiner Gemälde die Bewunderung der Holländer erworben. Von Natur etwas zu schüchtern, vermochte Wouwerman lange nicht gegen den Glücklichern aufzukommen, bis sich Bamboccio einmal weigerte, eines seiner Gemälde an den Händler de Witte um den Preis von 200 fl. zu verkaufen. Da bestellte dieser, hiedurch gereizt, denselben Gegenstand bei Wouwerman, welcher ihn so vortrefflich darstellte, daß er, bis dahin wenig bekannt, sich nun eines rascheren Absatzes seiner Gemälde zu erfreuen hatte; aber die bei seiner Armuth

stets wiederkehrenden Nahrungssorgen und seine angeborne Blödigkeit nöthigten ihn nur zu häufig, seine jetzt geschätzteren Bilder für ein Geringes an herzlose Händler loszuschlagen, die mehr an dem Verkaufe gewannen, als er für die ganze Arbeit erhielt. Unter diesen, bei Künstlern und Schriftstellern freilich sehr gewöhnlichen Umständen, ging es Wouwerman manchmal elend genug, dennoch aber arbeitete er nie nachlässig, sondern führte seine Bilder, an denen sich Andere bereicherten, mit der größten Sorgfalt aus. Houbraken behauptet zwar, daß Wouwerman mehrere Gönner gehabt habe, zählt aber hauptsächlich jenen de Witte zu denselben, und wenn es wahr sein mag, daß ihm diese den Weg zum Ruhme bahnten, so ließen sie ihn ihre Lobpreisungen jedenfalls theuer bezahlen. Erst einige Jahre vor seinem, im Jahre 1668, also schon im achtundvierzigsten Jahre erfolgten Tode gelang es ihm, dieses Joch abzuschütteln, zu spät, um sich noch das ihm von Kunstgenossen in Aussicht gestellte Vermögen erwerben zu können.

Obgleich Wouwerman im kräftigsten Mannesalter starb, sind bei seinem unermüdlichen Fleiße eine Menge Gemälde von ihm vorhanden, und es gibt kaum eine bedeutende Gallerie, welche nicht mehrere Stücke Philipp Wouwerman's aufzuweisen hätte, die k. Eremitage zu St. Petersburg allein 50, die Dresdener Gallerie 55, die Pinakothek in München 17 Numern; hingegen aber sind auffallend wenige Skizzen und Zeichnungen dieses Meisters vorhanden, wofür man verschiedene Ursachen angibt. Einige Schriftsteller behaupten nämlich, er habe seine Zeichnungen vernichtet, daß Niemand erfahre, wie viel er dem Bamboccio verdanke, andere Autoren hingegen, er habe seinen Sohn dadurch nöthigen wollen, eigene Studien zu machen; auch wurde die, letzterer widersprechende Ansicht aufgestellt, Wouwerman habe seine Zeichnungen und Skizzen zerstört, um keinen seiner Söhne durch diese Mittel zu veranlassen, sich der Kunst zuzuwenden, bei welcher der Vater sich so oft genöthigt sah, nach Brod zu gehen. Ueberhaupt stehen in Betreff der pecuniären Verhältnisse unseres Meisters die holländischen Schriftsteller im Widerspruch, denn wenn, wie Houbraken erzählt, Wouwerman's Tochter ein Vermögen von 20,000 fl. erhielt, so müssen die Nahrungssorgen des Vaters just nicht sehr drückend gewesen sein. Ein Sohn des Künstlers wurde Carthäuser-Mönch.

Wouwerman hat Harlem, wo er geboren und begraben wurde, niemals verlassen, und die Natur stets so dargestellt, wie er sie in der Nähe beobachten konnte. Seine ersten, schon von fleißigem Naturstudium zeugenden Gemälde sind an ihrem braunen Ton zu erkennen, während in seiner mittlern Periode der zarteste Farbenschmelz und ein kräftiger Goldton seinen Bildern hohe Schönheit verlieh. Am geschätztesten sind die der dritten Periode, welche sich mehr durch die graulichen und silbernen Töne in der Landschaft kennzeichnen. Die heitern, von lichtem Glanz erfüllten Lüfte sind von merkwürdiger Transparenz, und die weichen Schatten des Vordergrunds, dessen Figuren sich schlagend gegen die ersteren abheben, von erstaunlicher Klarheit.

Seine Gemälde stiegen bald nach seinem Tode im Preise, um so höher, als der Gouverneur der Niederlande, Kurfürst Maximilian Maria von Baiern, ein leidenschaftlicher Liebhaber derselben wurde und sie zu jedem Preise zu erwerben suchte. Noch gegenwärtig stehen sie sehr hoch. Gemälde mittleren Ranges gingen auf den Auctionen Verbrugge's, van der Pot's 2c. nicht unter 3000 fl. weg; bei der Versteigerung der Sammlung des Duc de Praslin 1794 wurde ein Wouwerman für 37,000 Fr., und bei der des Kabinets des Herzogs von Berry 1837 ein anderes Bild fast zu demselben Preise bezahlt. Seine Zeichnungen sind, besonders auch ihrer Seltenheit wegen, sehr kostbar und gesucht; eine getuschte Landschaft mit Staffage fand in der Auction des Kabinets de Bos zu 1220 fl. einen Käufer.

C. F. A. Kolb.

Balduin Möllhausens Abenteuer in den Felsengebirgen.

Spät im Herbst des Jahres 1851 hatte Hr. Balduin Möllhausen, ein preußischer Reisender*), bei der Verfolgung seiner Forschungen in Nordamerika Gelegenheit, eine Rückreise über die Felsengebirge an den Missouri zu machen. Er trat sie mit nur einem Begleiter an, und hatte drei Pferde und ein Maulthier zum Reiten und zur Tragung des Gepäcks bei sich. Spärliches Futter, Verrätherei der Indianer und die furchtbare Kälte jener Schneeregionen erzeugten die ersten Unfälle der Reisenden, indem sie der Dienste aller vier Thiere beraubt wurden. Ihr letztes Pferd fiel an dem sogenannten Sandy Hill Creek einem eisigen Winde, dem es ausgesetzt war, zum Opfer, und sie sahen sich daher, nach dem Verlust ihres letzten Mittels vorwärts zu kommen, genöthigt, in einer Jahreszeit Halt zu machen, in welcher sie erwarten konnten, daß jeder folgende Tag die Schrecken der Kälte und die Aussichten auf einen fast unvermeidlichen Hungertod in den Prairiewüsten vermehren würde.

Sie hatten ein kleines indianisches Zelt bei sich, und stellten es zu ihrem Schutze auf. Auch besaßen sie einen kleinen Vorrath schlechten Büffelfleisches, Reis und indianisches Korn. Hievon nährten sie sich einige Tage hindurch kümmerlich, bis die Post von Fort Kearney nach dem Flat River zufälligerweise bei ihnen vorbeikam.

Trotz alles guten Willens, beide Reisende zu retten, sah sich die Post doch außer Stande, dieß zu thun. Es war den Personen, die sie bei sich hatte — da ihr eigenes Leben davon abhing, daß sie rasch vorankamen und mit ihren Lebensmitteln haushälterisch umgingen — blos möglich, für einen Mann Platz zu machen in ihrem von sechs Maulthieren gezogenen Fuhrwerk. Dem andern blieb dann nichts übrig, als allein bei den Waaren in der Wildniß zurückzubleiben, und sich, wo möglich, in dieser furchtbaren Lage so lange am Leben zu erhalten, bis die Post Pferde für ihn von der, achtzig oder hundert (engl.)

*) Es ist der berühmte Entdeckungsreisende, der auf A. v. Humboldts Empfehlung eine Anstellung in Potsdam erhalten hatte.

Meilen entfernten, katholischen Mission aus zurücksenden konnte.

In dieser Bedrängniß, in der es sich um Leben oder Tod handelte, entschlossen sich die Reisenden, das Loos entscheiden zu lassen, wer von ihnen gerettet werden und wer zurückbleiben solle. Das Loos zurückzubleiben fiel auf Hrn. Möllhausen. Die Post setzte ihre Reise mit dem in das kleine Fuhrwerk hineingepreßten geretteten Reisenden sogleich wieder fort. Hr. Möllhausen sah dem fortfahrenden Wagen nach, bis er ihn aus dem Gesichte verlor, und er sich nun allein sah, das einzige lebende Wesen, in der weiten Wildniß ringsumher. Er hatte drei Wechselfälle, nicht des Lebens, sondern des Todes vor sich: Tod durch Kälte, Tod durch die mörderische Verrätherei von Wilden, Tod durch die Zähne der bei Nacht die Wildniß durchstreifenden Wölfe. Allein er war ein muthvoller Mann, und sah den ihn bedrohenden Gefahren und seinem furchtbaren Alleinsein unerschrocken in's Auge.

Mit Waffen und Schießbedarf war er reichlich versehen, und das Erste, was er that, als die Post ihn verlassen hatte, war, daß er sich nach diesen Dingen umschaute. Sein nächster Schritt bestand dann darin, daß er den Schnee auf der Erde benützte, um den Schnee vom Himmel abzuhalten, indem er rings um sein kleines Zelt eine weiße Mauer aufführte und sie mit seinen Füßen fest trat. Hierauf schleppte er von dem nahegelegenen Fluß einen Vorrath Holz herbei, und beugte es vor seiner Thür auf. Seine Feuerstelle war eine Vertiefung im Boden vor seinem aus Wolldecken und Büffelfellen bestehenden Bette. Die Speisen, die er daran kochte, bestanden aus Büffelfleisch und Reis. Auch besaß er einigen Kaffee. Diese Lebensmittel, auf denen seine schwache Aussicht auf Erhaltung des Lebens beruhte, theilte er sorgfältig in vierzehn Tagsrationen, indem er anfangs berechnete, daß er in spätestens vierzehn Tagen Hülfe von der Mission erhalten werde. Die Summe seiner Vorbereitungen war nun vollständig. Er nährte sein Feuer, setzte Speise bei zum Kochen, und kroch in seine Decken, um die kommende Nacht zu erwarten — die erste Nacht, die er allein in der Wildniß zubrachte.

Nach einiger Zeit drückte die Stille und Einsamkeit so schwer auf ihn, daß er eine Art Trost und Gesellschaft darin suchte, mit sich selbst zu sprechen; allein in dieser verlassenen Lage machte ihn selbst der Schall seiner eigenen Stimme schaudern. Die Sonne senkte sich zum Untergang hinter Schneewolken, und ihre letzten Strahlen warfen einen zitternden röthlichen Schimmer über die schneebedeckte Wildniß: da schallte das Geheul der Wölfe, von einem eisigen Winde getragen, ihm entgegen. Die Bestien versammelten sich in einer Schlucht, wo einige Tage zuvor das letzte Pferd der Reisenden gefallen war. Nichts ward übrig gelassen von dem Thiere, als die glatt abgenagten Knochen und die Ringe seines Schirrzeugs, und über diesen unnützen Ueberbleibseln ihrer Mahlzeit haderten und heulten sie die ganze Nacht hindurch. Der in seinem Zelte ihnen zuhörende verlassene Mann suchte den unaussprechlichen Druck der dunklen Stunden dadurch zu verscheuchen, daß er die Anzahl dieser Bestien, die ihm bald größer, bald kleiner dünkte, nach dem Geheul berechnete, das an seine Ohren drang. Von Erschöpfung überwältigt, sank er, während er sich diesem traurigen Geschäfte hingab, in einen tiefen Schlaf, der andauerte, bis der Hunger ihn am folgenden Tage, als die Sonne schon wieder hoch am Himmel stand, erweckte.

Er machte einen Einschnitt in den Pfahl seines Zeltes, um zu bezeichnen, daß ein Tag verflossen war. Es war der 16. oder 18. November, und am Christtag hoffte er, wie er eitel wähnte, wohlbehalten in der Mission zu sein. Dieser zweite Tag war sehr beschwerlich, und seine Kraft schwand bereits dahin. Als er Holz und Wasser an sein Zelt herauf schleppte, wurden seine Füße lahm, und er taumelte wie ein trunkener Mann.

Hoffnungslos und hungrig setzte er sich nieder auf sein Bett, füllte seine Pfeife mit Weidenlaub, dem besten Ersatzmittel des Tabaks, das er besaß, und rauchte in der Wärme seines Feuers, die Augen auf den siedenden Kessel gerichtet, in welchen er ein wenig Mais geworfen hatte. Noch war er auf diese Weise beschäftigt, als die traurige Aussicht, die er durch die Oeffnung seines Zeltes hatte, sich durch das Erscheinen lebendiger Wesen plötzlich änderte. Einige Reiter näherten sich ihm, beladene Pferde vor sich her treibend. Seine Waffen waren zur Hand, und so erwartete er ruhig ihr Herankommen. Als sie näher kamen, sah er, daß es Indianer von einem befreundeten Stamme waren, welche von einer Biberjagd heimkehrten. Innerhalb Flintenschußweite machten sie Halt, und einer von ihnen redete ihn in englischer Sprache an. Auf seine Einladung traten sie in's Zelt, setzten sich neben ihn nieder, und baten ihn lang und ernst, die Waaren preiszugeben, die eitle Hoffnung auf Hülfe von der Mission fahren zu lassen, und sein Leben dadurch zu retten, daß er seinen Antheil zu dem ihrigen würfe.

„Die Wölfe," sagte der Mann, welcher zuerst Englisch gesprochen — ein Delaware-Indianer — „die Wölfe werden Euch weder Tag noch Nacht Ruhe lassen, und wenn die Männer des Pâni-Stamms Euch ausfindig machen, so werdet Ihr beraubt, ermordet, scalpirt. Ihr habt keine Hoffnung der Rettung. Schlechte Pferde könnten nicht lebendig zu Euch kommen, und die Weißen der Mission werden gute Pferde und ihr eigenes Leben nicht auf's Spiel setzen, um einen Mann zu retten, den sie für verloren geben werden. Kommt mit uns." Allein Hr. Möllhausen setzte, zum Unglück für sich, Vertrauen auf die Mission. Er war überdies braver und ehrenhafter Weise besorgt, die Waaren unversehrt zu erhalten, von denen eben nur der kleinere Theil sein Eigenthum war. Fest überzeugt, daß seine weißen Mitmenschen ihn nicht verlassen, und daß sie ihm leichtere, seinem kraftlosen Zustande angemessenere Reisemittel bringen würden, als diejenigen, welche die Delawares ihm bieten konnten, verharrte er immer noch auf seinem ersten Entschlusse, und sagte „Nein."

Die Indianer erhoben sich, um ihn zu verlassen. „Das Wort eines Weißen," sagte der Wilde, „gilt Euch

mehr, als der Wille und die That einer Rothhaut. Ihr habt Eure Wahl gehabt — mögt Ihr Euch nicht täuschen!"

Mit diesen Worten schüttelte er Hrn. Möllhausen die Hand, und brach mit seinen Gefährten auf. Sie schauten auch nicht einmal mehr nach dem Reisenden oder seinem Zelte zurück, und setzten ihren Weg rasch südwärts fort.

Während der nächsten acht Tage wütheten ununterbrochen Schneestürme, und drohten ihn lebendig in seinem Zelte zu begraben. Obgleich er bis jetzt von den Qualen des Hungers verschont geblieben war (die freundlichen Indianer hatten seinen kleinen Lebensmittelvorrath mit einem Antilopenfuß vermehrt), so waren doch seine anderweitigen Leiden unbeschreiblich. Er war so lahm, daß er auf Händen und Füßen kriechen mußte, wenn er seinen Wasservorrath holte; der Kopf schwindelte, sein Gedächtniß versagte ihm, und bei Nacht getraute er sich aus Furcht vor den Wölfen nicht die Augen zu schließen. Von Hunger gequält, kamen diese Bestien näher und näher zu ihm heran. Heulend und schreiend kreisten sie am Schlusse jedes Tages immer um sein Zelt. Eines Nachts hörte er außerhalb den Schnee unter ihren Füßen krachen; in der nächsten sah er die Zähne eines von ihnen durch die Lederwand seines Zeltes zum Vorschein kommen. Er konnte sie nur dadurch verscheuchen, daß er in der Dunkelheit nach ihnen feuerte; allein binnen wenigen Stunden kehrten sie zum Angriff zurück, und ließen ihm keine Hoffnung auf Schlaf, als bis der Tag anbrach und sie in ihre Lagerstätten zurückkehrten.

Am neunten Tage war er gerade noch stark genug, einen Einschnitt in seinen Zeltpfahl zu machen. Am zehnten war er kraftlos. Sein Muth schwand, und zum ersten Male verzweifelte er an Rettung. Er hatte ein Arzneikästchen bei sich, von dem er bereits Gebrauch gemacht, und das ein Fläschen Laudanum und ein Schächtelchen Chinin enthielt. Ohne einen bestimmten Entschluß zu fassen und ohne eigentlich zu wissen was er that, setzte er das Laudanum-Fläschchen an seine Lippen, und trank es fast ganz aus. Eine tiefe Ohnmacht folgte dem Trunk: er erinnerte sich, daß er getrunken, sonst nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, war es rabenschwarze Nacht, und seine Zeltpfähle wurden vom Winde hin und her gestoßen. Durst und, in nicht geringerm Grade, Hunger stellten sich ein. Den Durst stillte er mit halb geschmolzenem Schnee, den Hunger mit trocknem Büffelfleisch. Als sein Feuer, das nur noch schwach glomm, wieder angezündet war, briet er sein Fleisch, und verzehrte eine dreitägige Ration auf einmal. Am Morgen war er, theils in Folge des Laudanum-Genusses, theils in Folge seiner reichlicheren Mahlzeit, in so weit besser, daß die Erhaltung seines Lebens wieder ein Gegenstand des Interesses für ihn wurde. Er wankte hinaus, auf sein Gewehr gelehnt, um sich einige Bewegung zu machen. In wenigen Tagen vermochte er bis auf den Gipfel eines niedrigen Hügels zu gehen, auf dem er eine Rundsicht über die einsame Wildniß genoß, in der er sich befand.

Mittlerweile waren seine Lebensmittel zu Ende gegangen, und in seinem Gemüthe war die letzte schwache Hoffnung auf Rettung von der Mission aus erstorben. Es handelte sich jetzt darum, ob die Wölfe eine Beute des Menschen, oder der Mensch eine Beute der Wölfe werden sollte. Der Mensch hatte seine Büchse, seinen Schießbedarf, und seinen festen Entschluß, bis auf's Aeußerste den Kampf mit der Einsamkeit, der Kälte und dem Hungertode zu bestehen — und die Wölfe fielen unter seinen Kugeln, und nährten ihn mit ihrem trockenen, sehnigen Fleische. Er nahm nur den besten Theil davon und ließ das Uebrige liegen. An jedem Morgen wurde das bei Nacht preisgegebene Gerippe vermißt. Die lebenden Wölfe verzehrten die Todten bis auf den letzten Bissen.

Allmälig gewöhnte er sich an diese elende, seinem Gefühl widerstrebende Nahrung, sowie an jegliche Mühsal seiner trostlosen Lage — mit Ausnahme der Einsamkeit derselben. Der unaussprechliche Druck, den sie auf ihn ausübte, wurde mit jedem Tage beschwerlicher. Eine unheimliche Scheu, einem lebenden menschlichen Wesen zu begegnen, erfaßte sein Gemüth. Es gab Augenblicke, in denen er der furchtbarsten aller Prüfungen — dem Irrsinn — nahe war. In solchen Momenten sang und pfiff er dann, dehnte seine Spaziergänge so weit aus, als seine Kräfte es ihm erlaubten, und hielt dadurch seine wankende Vernunft aufrecht.

(Schluß auf S. 294.)

Die Ceder des Libanons

im Jardin des plantes in Paris.

Im Jardin des plantes zu Paris gibt es eine Parthie — vielleicht die schönste im ganzen Garten, so viele schöne Stellen derselbe auch hat —, welche man das Labyrinth heißt, und man heißt sie so, weil sich hier die in Schneckenlinien gezogenen Wege auf eine Art durchschneiden und durchkreuzen, daß man, einen oder den andern dieser Wege verfolgend, auf einmal wieder am alten Platze steht, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, wie dieß zugegangen ist. Das Labyrinth bildet gewissermaßen den Mittelpunkt des „botanischen Gartens", und gehörte zu den ersten Anlagen, als man den Jardin des plantes im Jahre 1635 gründete. Im Anfang setzte man hierher Waldbäume aller Art, übrigens meist französischen oder doch europäischen Ursprungs; später fügte man Weinreben und dergleichen hinzu; seit einigen Jahrzehnten jedoch hat man das Labyrinth in eine wirkliche „botanische Schule" verwandelt und deßwegen „ausländische Baumarten" aller Art hierher verpflanzt. Besonders stark vertreten sind die „in ewigem Grün prangenden" Bäume, und ihnen zu lieb, damit sie gedeihen und fortkommen könnten, umwühlte man den ganzen Boden bis auf eine Tiefe von zwanzig und mehr Fuß, und schaffte die beste und fetteste Erde dahin, die man nur irgend auftreiben konnte. So sieht man denn hier den „chinesischen Lebensbaum", dessen Zweige und Blätter sich so wölben, daß man ein Zelt über sich zu haben glaubt, dann den glatten Elsbeerenbaum", dessen breite Blätter in jeder Jahres-

zeit gleich herrlich grünen, ferner die „Tamariske", den amerikanischen „Taxus", verschiedene Arten von „Cypressen", von „Buchsbäumen", von „Pinien" u. s. w., u. s. w. Die Krone aller dieser immergrünen Bäume aber ist die **Ceder des Libanons**.



Die Ceder im Jardin des plantes.

Es ist ein prachtvoller Baum, dieser Cedernbaum! Seine Blätter sind schwarzgrün, lang und spitzig; die Frucht, die er trägt, ist zapfenförmig, oval, wie bei der Tanne, aber 4 Zoll lang und 3 Zoll dick; der Stamm hat eine halbe Mannshöhe über dem Boden einen Umfang von 10 Fuß, und die Zweige sind so dicht und kräftig, daß eine Versammlung von mehr als zweihundert Menschen bequem in ihrem Schatten Zuflucht findet. So ist dieser Cedernbaum schon vor Jahren durch seine Massenhaftigkeit der König aller Bäume geworden, und hat diesen Platz behauptet, obgleich vor einigen Jahren der Blitz in seine Krone schlug, so daß seinem Wachsthum nach oben ein Ziel gesetzt zu sein scheint.

Die Ceder ist ein zur Kiefergattung gehöriger Baum, und hat ihre Heimath in Syrien und Kleinasien, wo man sie jetzt noch vielfach und zum Theil in prachtvollen Exemplaren trifft. Die schönsten von allen aber wuchsen früher auf dem Libanon, weßwegen man den Baum — zum Unterschied von andern Gattungen, welche auch auf diesen Namen Anspruch machen — gewöhnlich die „Ceder des Libanons" nennt. Tausende von Stämmen krönten sonst die Spitzen jenes Gebirges im heiligen Lande, und weit und breit rühmte man ihre Schönheit, Pracht, Größe und Majestät. Jetzt aber existiren kaum noch dreißig Exemplare, und auch diese wird der Sturm in den nächsten Jahrzehnten vernichtet haben, denn die meisten von ihnen sind schwach und krank vor Alter, da sie zum Theil über tausend Jahre zählen. Könnten sie sprechen, wie viel würden sie uns zu berichten wissen von der Zeit, als der Erlöser auf Erden wandelte!

Früher, im Alterthum, war die Ceder außerordentlich geschätzt. Man liebte sie aber nicht blos wegen ihrer äußeren Pracht, sondern noch viel mehr wegen ihres inneren Gehaltes. Das Holz derselben nämlich wurde als besonders dauerhaft und unverwesbar, ja sogar als vor Verwesung schützend angesehen, und als Grund hiefür der Umstand angegeben, daß es von wohlriechendem Harze durchdrungen oder vielmehr vollständig gesättigt sei. So ließen sich denn zur Zeit der Römerherrschaft die Reichen und Vornehmen zierliche Koffer aus Cedernholz bereiten, um darin ihre Pergamente oder sonstige den Motten und Würmern zugängliche Werthsachen aufzubewahren, und auch sonst zog man Möbels, die aus Cedernholz gemacht waren, allen übrigen vor. Noch gesuchter war dieses Holz als Bauholz, und Schiffe, die aus Cedernstämmen gefertigt waren, wurden für „gar nicht zerstörbar" gehalten. Bekannt ist ja auch, daß König Salomo den Tempel des Herrn in Jerusalem aus Cedernholz erbaute, — ohne Zweifel, weil er kein kostbareres Material kannte. Ist es nun ein Wunder, wenn bei solcher Gesuchtheit des Holzes die Cedernwälder des Libanons gewaltsam gelichtet wurden, besonders da das arme Land Judäa Jahrhunderte hindurch der Willkür seiner Eroberer anheimgegeben war? — Jetzt freilich (aber nunmehr ist es zu spät) würde es nicht mehr so weit kommen, denn man ist von der unrichtigen Ansicht über die Unzerstörbarkeit des Cedernholzes längst abgekommen, und verwendet dasselbe weder mehr zum Bauen der Schiffe und Häuser, noch zum Verarbeiten in Schreinerwerkstätten. Hat man doch andere Holzgattungen gefunden, die zu Beidem besser passen! So wird also nunmehr die Ceder geschont, da man sie nicht einmal mehr umhaut, um Cedernöl oder Cedernharz zu gewinnen, — zwei Artikel, die in früherer Zeit ebenfalls sehr gesucht waren, aber jetzt ihren Ruf gänzlich eingebüßt haben, — allein deßwegen wird sie doch von Jahr zu Jahr seltener, denn sie braucht einen guten Grund und Boden, ein mildes, weiches Clima, und besonders in ihrer Jugend Schutz vor heftigen Winden. Freilich bei einer richtigen Bewirthschaftung der Wälder würde man wohl einen guten Nachwuchs erzielen können, allein — wer könnte von den Türken, den Beherrschern der Heimath der Ceder, erwarten, daß sie ihr Augenmerk auf die Waldcultur richteten?

In Europa ist die Ceder bis jetzt nicht einheimisch gemacht worden, und sogar in den „berühmten" botanischen Gärten findet man sie für gewöhnlich nicht, den

Garten von Chelsea und den botanischen Garten in Paris ausgenommen. Nach Chelsea kam der Baum durch Import nach Asien gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und von da erhielt Bernhard von Jussieu, der berühmte Botaniker, im Jahre 1734 einen Ableger oder Nachtrieb, welchen er sofort nach Paris brachte und in den Jardin des plantes pflanzte. Die Sage will, Herr von Jussieu habe das Bäumchen aus Interesse für die Wissenschaft geraubt und in seinem Hutfutter verborgen über den Kanal gebracht; allein dem mag sein wie ihm wolle, der als kleines Pflänzchen in die Erde gelegte Baum wuchs und gedieh über Erwarten, so daß er jetzt an Pracht und Herrlichkeit alle anderen Bäume des Labyrinths übertrifft. Später pflanzte man in die Nähe eine zweite Ceder, und brauchte die Vorsicht, dieselbe mit einem Riesenglas zu überdecken, um sie vor Unwetter und kalten Winden zu schützen, während die „erste“ Ceder, die aus England herübergeschmuggelte, durchaus jeder Art von Witterung ausgesetzt worden war. Allein die Rivalin gedieh nicht. Nach kurzer Zeit fing sie an zu kränkeln, und siechte und siechte, bis sie endlich eines elenden Todes verblich, — ein abermaliger Beweis, daß übergroße Verzärtelung nimmermehr einen kräftigen Körper verleiht.

Außer der Ceder des Libanons zählt man noch verschiedene Cedern, wie die „spanische“ (eine Species des Wachholderbaums, mit Beeren wie dieser), die „bermudische“ (auch zum Wachholdergeschlecht gehörig und hauptsächlich auf den Bermuden zu Hause), die „rothe“ oder „virginische“ (eine Piniengattung in Virginien), die „weiße“ (eine Species des Lebensbaums und in Mexiko wildwachsend), und die „westindische“ (welche in Central- und Südamerika sehr häufig ist, und deren Holz man gerne zur Fabrikation von Cigarrenkistchen verwendet); allein sie alle gehören ganz andern Baumgattungen an, als die eigentliche Ceder, und erhielten diesen Namen nur, weil der Geruch ihres mit Harz geschwängerten Holzes dem Geruche des Cedernharzes ähnelt, ohne jedoch dessen Feinheit zu erreichen.

Gr.

Balduin Möllhausens Abenteuer in den Felsengebirgen.

(Schluß zu S. 292.)

So verfloß die Schmerzenszeit — die traurigen, einsamen, hoffnungslosen Stunden — bis er seinen sechzehnten Einschnitt in den Zeltpfahl gemacht hatte. Dieser Tag aber war ein merkwürdiger in der Geschichte Möllhausens.

Er hatte sich auf den Gipfel des kleinen Hügels begeben, um das Sinken der Sonne an dem winterlichen Westhimmel zu beobachten, und schaute trübsinnig um sich her, wie gewöhnlich, als er zwei menschliche Gestalten, noch wie Punkte in der Ferne, von Norden her sich nähern sah. Die Warnung des Delaware-Indianers fiel ihm ein, und erinnerte ihn, daß jene zwei Männer von dem Lande der mordgierigen Pänis herkamen. Er überlegte einen Augenblick, und entschloß sich dann, die Ankunft dieser Fremden in einem Versteck abzuwarten, das ihm eine volle Aussicht auf sein Zelt ließ. Waren sie wirklich Pänis, so wußte er, daß die Zeit gekommen, wo er oder sie sterben mußten. Er ging zum Zelt zurück, waffnete sich mit so vielen Gewehren als er tragen konnte, nahm von den übrigen die Percussionshütchen weg, und verbarg sie unter das Bett. Dann legte er Holz auf das Feuer, damit der Rauch durch die Dachöffnung frei sich in die Luft erhebe, und die Fremden in dem Glauben bestärke, daß ein lebendiger Mensch sich innen befinde. Hierauf verschloß er die als Thür dienende zweite Oeffnung, und zog sich dann an den gefrornen Sandy Hill Creek, etwa 150 Schritte davon, zurück; dabei ging er rückwärts, als ob seine Fußstapfen zu dem Zelt, nicht von demselben hinweg führten. Auf dem durch die Winde ganz schneefrei gewordenen Eise angekommen, zog er seine Schuhe aus, weil er fürchtete, die Nägel in denselben könnten ihn durch die Spuren, welche sie auf der glatten Eismasse zurückließen, verrathen; dann folgte er dem Strom über das Eis, bis er die Krümmung erreicht hatte, welche dessen Lauf seinem Zelte am nächsten brachte. Er kletterte auf das Ufer zwischen zwei Schneehaufen, und verbarg sich unter einigen verwelkten Büschen, an einer Stelle, wo deren Zweige und Stämme ihm die Aussicht auf das Zelt gestatteten, und gerade noch Raum genug ließen zum Gebrauche seiner Waffen.

In dieser Lage beobachtete und horchte er. Obgleich die Kälte so heftig war, daß ihm der Athem an den Bart gefror und seine linke Hand so zu sagen an den Lauf seiner Büchse gefesselt war, so fühlte er doch, in der fieberhaften Geistesspannung, in der er sich befand, die Kälte nicht.

Die Zeit, während welcher er hier auf der Lauer lag, dünkte ihm eine Ewigkeit. Endlich kamen die Köpfe der beiden Männer über den Gipfel eines benachbarten Hügels zum Vorschein. Noch eine Minute, und sie waren ganz sichtbar. Alle Zweifel hörten nun auf — der letzte Tag in dieser Welt für ihn oder sie war da — die Männer waren Pänis.

Nachdem sie auf dem Hügel mit einander berathschlagt, warfen die Wilden ihre Büffelhäute hinter sich, zogen ihre vollen Köcher vor sich und spannten ihre Bogen. Der Eine schritt auf den Gipfel des Hügels zu, von welchem aus der verlassene Reisende sie zuerst erblickt hatte, um die Richtung der Fußstapfen zu verfolgen; der Andere untersuchte die Spur zwischen dem Wasser und dem Zelt. Beide schienen mit ihren Forschungen befriedigt; beide trafen wieder vor dem Zelte zusammen, und besprachen sich durch Gebärden mit einander, welche die Ueberzeugung ausdrückten, daß das Opfer drinnen neben dem Feuer in tiefem Schlafe liege. Eine zweite Bewegung galt ihren Bogensehnen, welche so gestellt wurden, daß die Pfeile sich in rechten Winkeln im Zelte treffen sollten.

Der Mann, dem die Wilden nach dem Leben trachteten, fühlte, daß dieses Leben ihm nie so theuer war,

als in dem Augenblick, da er sah, daß sie fünf Pfeile in seine Schlafstelle abschossen. Noch beobachtete und wartete er; denn sein Leben hing von seiner Schlauheit und Geduld und von dem Umstande ab, daß er sich nicht um einen Moment in der Zeit zu feuern verrechne. Er sah die Wilden pausiren und horchen, ehe sie sich in das Zelt wagten. Der Eine ließ seinen Bogen fallen, ergriff seinen Tomahawk, und kroch knieend unter die verhängnißvolle Oeffnung; der Andere stand mit seinem Pfeil in der Sehne schußbereit neben ihm. In dieser Stellung wurde der Schädel des knieenden Indianers in die Gesichtslinie des Weißen gebracht — er spannte seine Büchse. So schwach auch der Knack war, so hatte er doch, wie er bemerkte, ihre Ohren getroffen — denn beide stutzten und drehten sich um. Da er aus dieser Bewegung bemerkte, daß ihm der Knieende minder wahrscheinlich entwischen konnte, so änderte er den Zielpunkt, und schoß auf die nackte Brust des Mannes mit dem Bogen. Das scharfe Auge des Wilden entdeckte den verborgenen Feind im selben Augenblick, und er sprang beiseite. Allein es war zu spät — er war getroffen, und fiel mit einem Schrei zu Boden, der Hrn. Möllhausen durch Mark und Bein ging. Der andere Wilde sprang auf seine Füße, aber die Waffe des Weißen war schneller: er fiel, in Gesicht und Hals getroffen, todt neben seinen Kameraden, der noch seufzte.

Obgleich er wußte, daß er in berechtigter Selbstvertheidigung die beiden Wilden erschossen hatte, und obgleich nicht der geringste Zweifel bestehen konnte, daß, wenn einer derselben entwischen würde, am nächsten Tage sich der ganze Pâni-Stamm vor seinem Zelte befände, so machte doch die That selbst und der Gedanke an die Nothwendigkeit, sie den Augen der Welt entziehen zu müssen, einen höchst niederschlagenden Eindruck auf ihn. Mit einem Gefühl unaussprechlicher Verzweiflung lud er seine Büchse wieder und näherte sich dem Platze. Die Seufzer des in die Brust geschossenen Indianers erregten sein Mitleid so sehr, daß sie ihn an sich selbst zu erinnern schienen. Er drehte zuerst den todten Indianer um, um den entsetzlichen Anblick des zerfetzten Gesichts seinen Augen zu verbergen; dann wandte er sich zu dem verwundeten Feinde, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm verzeihen, ihm helfen, ihn mit Büffelfellen bedecken, in sein Zelt nehmen, und dort Alles thun wolle, was in seiner Macht stehe, um ihm das Leben zu erhalten und sein Wohlwollen zu gewinnen.

Der Wilde krümmte sich krampfhaft in seinem Blute, fletschte die Zähne, und seine Augen sprühten tödtlichen Haß durch das lange schwarze Haar, das sein Gesicht fast ganz bedeckte. Nach einer Weile jedoch nahm Hr. Möllhausen wahr, daß seine Gebärden verstanden wurden. Ein Gefühl des Trostes, ja der Freude, durchdrang sein Herz bei der Aussicht, den Indianer zu retten und sich einen Gefährten in seiner furchtbaren Einsamkeit zu sichern. Der Verwundete gab ihm ein Zeichen, er solle sich ihm nähern, und deutete mit der linken Hand auf seine rechte und seinen Arm, welcher verdreht unter ihm lag. Ohne den geringsten Argwohn kniete Hr. Möllhausen über ihn, um den Arm in eine leichtere Stellung zu bringen. In demselben Augenblick aber zog der Elende die mit einem Messer bewaffnete rechte Hand unter ihm hervor und stieß zweimal nach der unbeschützten Brust des Mannes, der ihn zu retten suchte. Hr. Möllhausen parirte die Stöße mit seinem rechten Arm, entriß ihm das Messer mit der Linken, und gab dem rachsüchtigen Wilden den zweimal verdienten Tod. Wiederum nun sah der unglückliche Reisende sich allein — allein in der gefrornen Wildniß, bei den Leichnamen zweier todten Männer.

Die Nacht brach herein — sie war da — eine Nacht, die nie vergessen, nie in einer sterblichen Sprache geschildert werden kann, und mit dem Eintritt der Dunkelheit sammelten sich auch die Wölfe wieder, und kreisten und heulten rings um die beiden Leichname vor seinem Zelte. Die ganze furchtbare Nacht hindurch hörte er im tiefsten Dunkel ihrem Geheul zu, bald sich den verwundeten Arm mit Schnee kühlend, bald eine Pistole abfeuernd, um die Wölfe von ihrer menschlichen Beute zu verscheuchen. Beim ersten Schimmer des Tageslichts erhob er sich, um, ehe wieder wandernde Indianer dem Platze nahe kämen und die Wölfe sich auf's Neue sammelten, sich von der entsetzlichen Gesellschaft der Leichname und von all' dem zu befreien, was das Schicksal derselben verrathen könnte. Der Hunger trieb ihn, mit der Wegnahme ihres Vorraths getrockneten Büffelfleisches den Anfang zu machen; dann rollte er die Ueberreste der Wilden in ihre Büffelgewänder, band sie zusammen, schleppte sie, einen nach dem andern, an die Oeffnung des Eises, wo er sein Wasser holte, und warf sie hinein, um sie von der Strömung des Flusses forttragen zu lassen. Damit aber waren die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln noch nicht zu Ende: er mußte noch an der Stelle, wo die Wilden gefallen waren, ein großes Feuer anzünden, um alle Spuren zu vertilgen und selbst den geringsten Blutgeruch vor den Wölfen, wenn sie sich wieder sammelten, zu zerstören. Als das Feuer zu einem großen Aschenhaufen zusammengeschwunden war, vertilgte ein neuer Schneesturm alle Anzeichen davon, und am nächsten Morgen konnte nichts mehr den Tod der Indianer verrathen — es blieb von dem ganzen denkwürdigen sechzehnten Tage nichts mehr übrig, als die schreckliche Erinnerung.

Kein weiteres schmerzliches Ereigniß unterbrach nunmehr bis zum Christtage die Eintönigkeit dieser Wildniß. Noch lebte er an diesem heiligen Tage; allein eine stumpfe Gleichgültigkeit vor der Zukunft hatte sich seines Geistes bemächtigt, und wenn er in seinen Gedanken auch mit einer gewissen Traurigkeit bei den Weihnachtsbäumen verweilte, die in seinem Vaterlande, in Deutschland, diesen Tag zu einem Festtage für Alt und Jung machen, so war er doch schon zu sehr geschwächt, als daß ein Gefühl tiefen Kummers oder bittern Verzweiflungsschmerzes in ihm Platz greifen konnte, und so feierte er den Weihnachtstag damit, daß er eine Pfeife voll trockener Weidenblätter rauchte.

Das alte Jahr endete, und das neue kam heran. Seine Lebenskraft erschlaffte mehr und mehr, und sein Ende war nicht mehr fern. Eines Morgens, in den ersten Tagen des Januars, ruhte er unter seinen Decken — er

schlief nicht und wachte nicht. Plötzlich drang der Schall von annähernden Fußtritten durch die stille Luft an sein Ohr. Es war kein Traum — ein Gruß in indianischer Sprache tönte ihm einen Augenblick später entgegen. Er erhob sich und ergriff seine Büchse. Mehr Worte noch wurden gesprochen, ehe er aus dem Zelte gelangen konnte. Es war dießmal die englische Sprache. „Ihr seid hier schlecht daran, Freund!“ sagte eine freundliche Stimme. Hatten die weißen Menschen der Post und der Mission sich endlich an ihn erinnert? Nein. Als die Zeltdecke gehoben wurde, trat ein Indianer mit seiner fünf Fuß langen Büchse hinein — ein wild aussehender Mann, mit fünf wilden Kameraden. Hr. Möllhausen trat ihm mit seiner eigenen geladenen Büchse entgegen. Glücklicherweise irrte er sich dießmal.

Der Mann, welcher Englisch gesprochen hatte, war ein Halbblut-Indianer — ein freiwilliger Renegat der Civilisation. Seine Gefährten gehörten, wie er selbst, zu dem befreundeten Stamm der Ottoe-Indianer. Sie hatten mit ihren Weibern einen Jagdzug gemacht, und den Rauch des verlorenen Reisenden auf zwei Meilen Entfernung gesehen. „Ihr seid hungrig,“ sagten sie zu ihm, und legten ihm ihre eigenen Speisen vor — „esset. Ihr seid dem Untergang nahe — kommt mit uns. Ihr seid krank — wir werden Euch pflegen und kleiden.“ Dieß waren die Worte von Rothhäuten, und die darin enthaltenen freundlichen Versprechungen erfüllten sich auch buchstäblich.

Am nächsten Tage versammelte sich die ganze Jagdgesellschaft, mit Einschluß der Weiber und Knaben, am Zelte, um den verlassenen Mann und Alles, was ihm gehörte, in ihr Lager mitzunehmen. Die Waaren, für deren Erhaltung er sein Leben auf's Spiel gesetzt, wurden eingepackt; der von seinem Reisegenossen und ihm selbst preisgegebene Wagen aus dem Schnee ausgegraben und wieder in brauchbaren Stand gesetzt, und selbst das Zelt ward nicht zurückgelassen. Da es zu fest in den Boden hineingefroren war, so schnitt man es gerade über dem Schnee ab, und warf es zu dem übrigen Gepäck. Als die Indianer den Wagen aufgepackt hatten, spannten sich ihre Weiber und Knaben daran und schleppten ihn sorglich in ihr Lager. Hr. Möllhausen und die ältern Krieger folgten. Ehe aber der preußische Reisende von dannen ging, warf er noch einen letzten Blick auf den einsamen Schauplatz seiner Leiden und Gefahren. Der Ort, wo sein Zelt gestanden, war noch kennbar in dieser Schneewüste durch die Asche seiner verglimmenden Feuer. Sein Auge ruhte lang darauf, dann wanderte er nach dem kleinen Hügel, von dem aus er die Gegend zu überschauen pflegte, — nach dem Ufer des Flusses, wo er der Pänis wegen im Versteck gelegen, — an die Oeffnung in dem Eise, in die er die Leichname gestürzt hatte. Er schauderte bei der Erinnerung an diese furchtbare Scene. Endlich stieg er den Hügel hinab und folgte seinen indianischen Freunden, — einen Augenblick später hatte er seine Heimath in der Wüste auf immer verlassen.

In nicht ganz fünf Wochen darauf war er, Dank den Ottoe-Indianern, mit seinem güterbeladenen Wagen in Sicherheit in der Pelzhandelsstation am Missouri-Fluß, und aß nun wieder gutes Brod und trank Whiskey-Punsch in Gesellschaft weißer Mitmenschen.

(Ausland.)

Der Hirscheber.

(Taf. 38.)

Der Hirscheber (Sus babyrussa) ist ein schon den alten Griechen und Römern bekanntes Thier, und hat von jeher durch seine auffallenden Hauer die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich gezogen. Die Hauer sind nämlich rund, sehr lang vorstehend und stark gekrümmt; namentlich die oberen krümmen sich so stark, daß sie sich mit der Spitze wieder in die Stirnhaut einbohren. Beim Weibchen sind sie sehr kurz. Das Thier ist ziemlich hochbeinig, und dieser Eigenschaft mag es wohl den sonst ziemlich unpassenden Namen „Hirscheber“ verdanken, den ihm schon die Griechen beigelegt haben. Die Haut des Thieres trägt nur wenige sehr kurze und zerstreutstehende Haare. Diese Haare haben einen sehr stark entwickelten Haarbalg, so daß er die Haut in Form eines Wärzchens in die Höhe hebt, und da die Haut zugleich noch sehr viele Falten hat, so bekommt sie einige Aehnlichkeit mit der Haut des Flußpferds und des Elephanten. Der Schwanz ist dünn, nackt und mit einer spärlichen Endquaste versehen; er unterscheidet sich vom Schwanz der ächten Schweine dadurch, daß er nicht geringelt ist.

Die älteren Beschreibungen und Abbildungen dieses Thieres sind übertrieben und karrikirt. Die erste genaue Kenntniß desselben verdanken wir den Mittheilungen der beiden berühmten französischen Reisenden Quoy und Gaimard, welche auch ein lebendes Pärchen nach Europa brachten.

Ihre Heimath ist der indische Archipel, besonders die Molukken. Sie leben dort zwar wild, allein die Rayas halten sehr viel darauf, gezähmte Thiere zu haben, um sie zu Geschenken verwenden zu können. Sie haben deßhalb auch in ihrer Heimath einen sehr großen Werth; so wurden die beiden obenerwähnten Thiere an Ort und Stelle auf dreitausend Franken geschätzt. Sie legen übrigens blos jung eingefangen ihre Wildheit etwas ab, und auch schon länger gezähmte Thiere, besonders die Männchen, bleiben gegen Jedermann, außer gegen ihren Wärter, mißtrauisch und sogar bösartig. So zerfleischte das Pariser Exemplar einem der Besucher, der unvorsichtig war, die Hand. Sie sind gegen die Kälte sehr empfindlich, und verlangen in der Gefangenschaft eine äußerst sorgsame Pflege. Doch pflanzen sie sich in derselben fort.

G. J.



Ritter Bayard.

Wer kennt ihn nicht, den Helden Bayard, den „Ritter ohne Furcht und Tadel“? Wo ist in Deutschland und Frankreich, ja in ganz Europa eine Dame, die nicht von seiner Aufopferungsfähigkeit, von seiner Großmuth, von seiner Liebenswürdigkeit gegen das weibliche Geschlecht entzückt wäre? Wo lebt der Jüngling, dem nicht der Ritter Bayard als das Urbild der Kühnheit, der Loyalität, der Treue und der Mannhaftigkeit vorschwebte? Sind nicht vielmehr Alle, welche der Geschichte nur Etwas kundig sind, damit einverstanden, daß, als das Ritterthum begann zu Grabe zu gehen, es vorher noch den Edelsten und Tapfersten der Ritter hervorbrachte, gerade wie ein kranker Dichter oft erst unmittelbar vor dem Tode die klarsten und köstlichsten Perlen seiner Poesie erzeugt? Doch, wenn dieß so ist, muß es da nicht auffallen, daß trotz allem dem nur die Wenigsten der Bewunderer des Ritters Bayard wissen, wen sie eigentlich bewundern? Muß es nicht auffallen, daß unter Hunderten kaum Einer weiß, wie der Mann geheißen hat, der als das Muster des guten Soldaten und eines galanten Ritters verehrt wird? „Ritter Bayard hieß er,“ wird wohl Jeder antworten, ohne daran zu denken, daß es in Frankreich keine adeliche Familie dieses Namens gibt, sondern daß vielmehr das Wort „Bayard“ nur der kriegerische Beiname (nom de guerre) war, der dem Helden von seinen Kameraden beigelegt wurde. „Aber,“ so fragt man uns, „wenn er nicht Bayard hieß, wie hieß er denn?“ — Wir erlauben uns also, dem Leser zwar nur ein Kurzes und Weniges, aber ein um so Genaueres von dem „Ritter Bayard“ zu erzählen, damit das romanhafte Gewand, in welches der „Held ohne Furcht und Tadel“ bisher gehüllt war, von dem Mantel der Wirklichkeit verdrängt werde.

Im Dauphiné, wie man früher den an's Savoyische grenzenden Theil Frankreichs nannte, gab's im Mittelalter eine Familie „Terrail“, die sich zu den altadeligsten der ganzen Provinz rechnete. Freilich mit Glücksgütern waren die Herren von Terrail nicht besonders gesegnet, denn sie besaßen wenig mehr als ihr Schloß und einige Güter, die unmittelbar daran stießen; aber ihr Name hatte einen guten Klang weit und breit, und absonderlich war ihr Schwert so hochgeachtet und ihr Arm so gefürchtet, als der irgend eines Edelmanns von Frankreich. Die meisten „Terrails“ nämlich widmeten sich dem Waffenhandwerke (diejenigen, welche einen anderen Lebenszweck verfolgten und z. B. zum Kirchendienste übertraten, bildeten die Ausnahmen), und nicht Wenige derselben starben daher „auf dem Felde der Ehre“, oder im Zweikampfe, oder bei einer sonstigen kriegerischen Beschäftigung, wie denn unter den Todten der Schlacht von Poitiers, sowie unter denen des unglücklichen Tags von Montlheri auch zwei Ritter von Terrail waren. Diesem tapferen Geschlechte nun verdankt Ritter Bayard seinen Ursprung, denn er wurde im Jahre 1475 auf dem Schlosse Terrail geboren, und erhielt in der heiligen Taufe den Namen „Peter“, so daß also der wahre und volle Name Bayards kein anderer ist, als der: „Peter von Terrail, genannt Bayard“.

Die Erziehung des jungen Peter, der noch dazu der „Zweitgeborene“ war und also dereinst keine Ansprüche auf das Erbgut hatte, war, wie man aus dem soeben Gesagten schließen kann, eine durchaus kriegerische, und bestand hauptsächlich in der Uebung in den Waffen und in der Lehre von der Reitkunst, denn „vom Waffenhandwerk und vom Kriege mußte er ja dereinst seinen Unterhalt gewinnen“. Zum Glück jedoch hatte die Mutter Peters einen Bruder, welcher es bis zum Bischof von Grenoble gebracht hatte, und dieser, ein sehr gebildeter und in den Wissenschaften bewanderter Mann, nahm sich der Erziehung seines Neffen ebenfalls an, so daß die „geistige Speisung“ hinter der körperlichen nicht zurückblieb. Somit erhielt der junge Herr eine Ausbildung, deren sich nur Wenige (und besonders wenig Adelige) in jenen Zeiten rühmen konnten, und ohne Zweifel verdankte er jene Milde und Zartheit in den Sitten und jene Anmuth im Benehmen, die man später so sehr an ihm bewunderte, nur allein den wissenschaftlichen Unterrichtsstunden seines Oheims, des Bischofs von Grenoble. Uebrigens vernachlässigte der junge Terrail über solchen Studien seine ritterlichen Uebungen nicht, und schon als Knabe von vierzehn Jahren wußte er die Lanze und das Schwert so gut zu führen, daß er sich sogar „Männern“ stellen konnte, in der Lenkung eines Rosses aber, d. i. „im Sattel“, wie man sich auszudrücken pflegte, übertraf ihn bald Niemand mehr, wie er denn auch später unbestrittener Maßen als der „erste Reiter“ seiner Zeit galt.

So war „Peter von Terrail“ fünfzehn Jahre alt geworden. Die Natur hatte ihn mit einem kräftigen Körper, einem feurigen Auge und einem muthigen Herzen ausgestattet, die Kunst der Erziehung aber hatte diese Naturgaben ausgebildet, so daß seine Familie stolz auf ihn sein und Hoffnung haben durfte, überall Ehre mit ihm einzulegen. Zufällig war der Bischof von Grenoble mit dem Hofe von Chambery bekannt, und somit ritt er mit seinem Neffen dahin, ihn dem Herzog von Savoyen vorzustellen, damit dieser ihn vielleicht bei sich aufnehme. In der That fand der Herzog auch so viel Gefallen an dem Jüngling, daß er ihn augenblicklich unter seine Pagen einreihte, was als eine hohe Auszeichnung gelten konnte, denn die „Pagenschule“ von Chambery war damals in der ritterlichen Welt als eine der vorzüglichsten bekannt. Hier blieb Peter von Terrail über vier Jahre, und der Unterricht, den er genoß, bildete die Grundlage, welche er bereits gelegt hatte, immer mehr aus, so daß man jetzt schon deutlich genug sah, welch' ein vorzüglicher Mensch, Ritter und Kriegskapitän später aus ihm werden würde. Merkwürdigerweise aber sollten nicht seine geistigen Kenntnisse und ebensowenig die Vorzüge seines Herzens und Gemüths die Ursachen der schnellen Karrière sein, die er nun zu machen bestimmt war; sondern diese seine Karrière verdankte er vielmehr einzig und allein seiner Reitkunst, durch die er unter allen seinen Altersgenossen excellirte.

Der König von Frankreich, Karl VIII., dachte nämlich damals (1494) daran, Italien mit Krieg zu überziehen, und suchte den Herzog von Savoyen zu seinem Bundesgenossen zu gewinnen. Beide Monarchen kamen deßhalb in der Abtei Ainory bei Lyon zusammen, und natürlich wurde dabei so viel Pracht als nur immer möglich entwickelt. Den Herzog von Savoyen begleitete seine Garde, seine sämmtlichen Stallmeister, seine besten Ritter und seine ganze Pagenschaft, und bei dem König von Frankreich war dasselbe der Fall. Nun traf es sich, daß der Graf v. Ligni, einer der ersten Edelleute und Würdenträger des Königs Karl VIII., von dem außerordentlichen Reitertalente Bayards (der Kürze wegen wollen wir den jungen Peter von Terrail von nun an so nennen, obgleich er diesen Beinamen erst zehn Jahre später erhielt) gehört hatte, und daher vor Begierde brannte, ihn ein Pferd tummeln zu sehen, um so mehr, als er, der Graf, sich bewußt war, ebenfalls ein vorzüglicher Reiter zu sein. De Ligni lag daher dem König, seinem Herrn, bei dem er in hoher Gunst stand, so lange in den Ohren, bis dieser mit dem Herzog von Savoyen die Uebereinkunft traf, daß Bayard im großen Hofe der Abtei seine Reitkunst zeigen solle. Dieß geschah denn auch, und eine ganze Stunde lang war der junge Bayard ein Gegenstand der Bewunderung nicht blos einer ganzen Masse von Hofleuten und Rittern, sondern auch zweier großen Monarchen, die ein ganz anderer Grund hier zusammengeführt hatte, als der, einen jungen Pagen sein Pferd tummeln zu sehen; der Graf v. Ligni aber war so entzückt, daß er den Herzog von Savoyen bat, ihm den jungen Bayard zu überlassen, welcher nun (denn der Herzog schlug natürlich die Bitte nicht ab, sondern entließ den Pagen aus seinen Diensten) alsobald unter die „Edelleute" des genannten Grafen aufgenommen wurde und somit als dessen besonderer Schützling angesehen werden mußte.

Von diesem Tage an war das Glück Bayards gemacht, und er wußte es so gut zu schmieden, daß er bald als einer der ersten Ritter Frankreichs galt und sein Ruhm ganz Europa durchdrang!! Der Anfang dazu ward im Jahre 1495 gemacht. Damals kam nämlich der König von Frankreich mit dem Herzog von Savoyen zum zweiten Male in Lyon, wohin natürlich Bayard dem Grafen v. Ligni ebenfalls folgte, zusammen, und man feierte eine Menge Festlichkeiten, Ritterspiele u. dgl. daselbst. Unter andern tapfern Edelleuten nun war auch ein Herr von Vaudrei anwesend, ein Burgunder, der wegen seiner Stärke, Geschicklichkeit, Kraft und Gewandtheit weit und breit gerühmt wurde, und selbst überzeugt war, daß es Seinesgleichen auf der Welt nicht mehr gebe. Dieser Ritter nun erbat sich vom König die Erlaubniß, ein Lanzenstechen zu veranstalten nach der Sitte der alten Ritter: „zu Roß und zu Fuße, mit Lanze, Axt und Schwert", und pflanzte, nachdem die Erlaubniß ertheilt und der Marktplatz von Lyon für das Turnier hergerichtet war, seinen Schild öffentlich am Rathhause auf, sich verbindlich machend, mit Jedem zu kämpfen, der Lust dazu hätte und im Stande wäre, sich beim Wappenkönig als turnierfähig, d. i. als Edelmann auszuweisen. Natürlich zog die Neuheit des Schauspiels, denn die Turniere hatten damals bereits angefangen selten zu werden, eine ungeheure Masse von Zuschauern herbei; dagegen ließen sich im Verhältnisse nur wenige Ritter als Gegner des Herrn v. Vaudrei einschreiben, denn wenn einer nicht unter die Tapfersten, Geübtesten und Stärksten gehörte, so durfte er seiner Niederlage schon zum Voraus auf's Bestimmteste versichert sein. Um so mehr also war der Wappenkönig erstaunt, als sich der junge Bayard ebenfalls als Kämpfer einschreiben ließ, denn derselbe war damals kaum zwanzig Jahre alt, und zwar sehr groß für sein Alter, aber auch sehr mager, sehr bleich und sehr unansehnlich. Der Wappenkönig hielt es daher für seine Pflicht, den König von der Sache zu benachrichtigen, denn er wollte einen so offenbar ungleichmäßigen Kampf zwischen einem Ritter, der in seiner stärksten Manneskraft stand, und einem Jüngling, der eben erst in der Entwicklung begriffen war, nicht auf seine Verantwortlichkeit nehmen; allein der König, weit entfernt, diesen Kampf zu verbieten, ermunterte vielmehr den jungen Bayard, sich wacker zu halten, um „unsterblichen Ruhm zu ernten", denn Karl VIII. war ein großer Freund der Ritterspiele. Doch, was sollen wir die Sache weitläufig beschreiben? Der Tag des Kampfes kam heran, die Gallerien um den Turnierplatz waren mit den schönsten Damen besetzt, die Musiker schmetterten ihre ermunterndsten Fanfaren, und die Kämpfenden selbst thaten ihr Möglichstes. Da waren die Herren Galliot de Genouillhac, de Bonneval, de Sandricourt, de Chatillon, de Bourdillon und Andere, die Elite der französischen Ritterschaft, und strengten sich auf's Aeußerste an, den Ruhm des Tags davonzutragen, aber der starke Arm des Herrn v. Vaudrei, der heute Wunder verrichtete, streckte sie alle darnieder, und sie mußten sich sämmtlich, einer nach dem andern, für besiegt erklären. Wen hätte nun nicht die Angst beschleichen sollen, daß der junge Bayard ebenfalls unterliegen müsse? Allein — die Angst war eine vergebliche, denn zum unnennbaren Erstaunen von Allen hielt sich der zwanzigjährige Jüngling ganz anders, als man von ihm voraussetzen zu dürfen geglaubt hatte. Nicht blos setzte er den furchtbaren Angriffen seines gewaltigen Gegners tapfern Widerstand entgegen, nicht blos wagte er es, als der Kampf mit der Lanze und der Streitaxt, der zu Rosse ausgeführt wurde, unentschieden geblieben war, denselben zu Fuße fortzusetzen und das Schwert in der Hand sich den furchtbaren Streichen Vaudrei's zu stellen, sondern als er fühlte, daß sein bis jetzt unbesiegbar scheinender Feind zu ermüden anfing, so begann er nun seinerseits aus der Vertheidigung in den Angriff überzugehen, und hörte, um es kurz zu sagen, nicht eher auf, als bis sein Gegner die Waffen gestreckt hatte. Natürlich war der Jubel ein ungeheurer, und Bayard ward mit Beifallrufen und Blumenkränzen, die man ihm zuwarf, überschüttet; der Graf v. Ligni aber, der den Sieg seines jungen Freundes für seinen eigenen ansah, erbat sich zur Belohnung für solche Tapferkeit vom König ein Offizierspatent für denselben aus.

So begann nun von dieser Zeit an die kriegerische Laufbahn des Ritters Bayard, und wir könnten, wenn

wir alle seine Thaten aufzählen wollten, mehr als einen gewöhnlichen Band damit füllen. Unser Zweck ist aber nur, den Leser mit den Hauptereignissen seines Lebens bekannt zu machen, und sogar von diesen nur diejenigen auszuwählen, welche unsern Helden am besten charakterisiren. Uebrigens kann man sich wohl denken, daß das Leben eines Kriegers in jenen Zeiten ereignißreich genug sein mußte, denn schon im Jahre 1495 erklärte Karl VIII. dem König Friedrich von Neapel den Krieg, und dieser Krieg, der erst unter den Nachfolgern Karls VIII., d. i. unter Ludwig XII. und Franz I., auf die Spitze getrieben wurde, indem Spanien auf die Seite Neapels trat, dauerte mit kurzen Unterbrechungen fast zwanzig Jahre lang fort, und hörte nur auf, um andern Kämpfen, von denen einer immer erbitterter ausgefochten wurde, als der andere, Raum zu geben.

Gleich in der ersten Schlacht bei Fournone zeichnete sich Bayard so sehr aus, daß ihn Karl VIII. eigenhändig zum Ritter schlug und ihm ein Streitroß zum Präsente machte, denn der junge Mann war so ungestüm in's Zeug gegangen, daß ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen wurden. Was übrigens fast noch mehr werth war als diese Gnade des Königs, das war die Freundschaft von Louis d'Ars, welche Bayard damals gewann, denn Louis d'Ars, welcher in jeweiliger Abwesenheit des Grafen von Ligni immer dessen Corps commandirte, war als umsichtiger Anführer, als tapferer Ritter und als treuer Freund gleich schätzenswerth, und wie hoch diese Freundschaft anzuschlagen war, das erfuhr Bayard bei verschiedenen Gelegenheiten, hauptsächlich aber einige Jahre später (nach dem Tode Karls VIII.) an einem Tage, an welchem er sich selbst unsterblichen Ruhm erwarb. Es war dieß im Jahre 1504 in Italien. Die Franzosen hatten das Jahr zuvor große Verluste erlitten, und Ludwig XII. sandte daher, um den Schaden wieder auszugleichen, eine seiner schönsten Armeen unter dem Commando seines besten Generals, Louis de la Tremouille, über die Alpen. Aber leider erkrankte Tremouille schon nach wenigen Wochen so bedeutend, daß er nach Frankreich zurückgebracht werden mußte, und nun wurde der Herzog von Mantoua, der wohl einen bedeutenden Rang hatte, aber vom Kriegshandwerk wenig genug verstand, zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser führte die Armee an die Ufer des Garigliano, auf dessen anderer Seite der Feind unter dem Oberbefehl des spanischen Generals Gonsalvo, eines überaus umsichtigen und erfahrenen Kriegers, ein befestigtes Lager bezogen hatte. In dem Bewußtsein nun, daß die Uebermacht auf seiner Seite sei, ließ er sogleich eine Brücke über den Garigliano schlagen und einen Theil seiner Armee übersetzen, während der andere Theil auf der linken Seite zurückbleiben mußte. Louis d'Ars und Bayard nebst Yve d'Alègre waren zur Avantgarde commandirt, und hatten Befehl, über dem Flusse drüben bis auf eine gewisse Stelle vorzurücken. Sie gehorchten, obwohl sie das Widersinnige eines solchen Befehls leicht begriffen. Noch weniger als ihnen aber konnte natürlich der große Fehler, den der Herzog von Mantoua durch ein solches Manoeuvre machte, einem so vortrefflichen Krieger, als Gonsalvo war, entgehen, und er ließ sogleich einen Theil seiner Armee ausrücken, um die französische Avantgarde von dem Hauptcorps, das noch auf dem linken Flußufer stand, abzuschneiden. Zum Glück jedoch bemerkten die obengenannten französischen Offiziere diese Bewegung des Feindes noch zur rechten Zeit, und während Bayard und d'Ars den Feind mit einigen wenigen Lanzen aufhielten, retirirte d'Alègre mit den Uebrigen in vollem Galopp auf die Brücke, wo er Stand hielt, bis Bayard und d'Ars sich wieder mit ihm vereinigt hatten, so daß nicht blos die Avantgarde nicht abgeschnitten wurde, sondern auch die Brücke in der Gewalt der Franzosen blieb. Soweit war nun Alles recht, allein in derselben Zeit, in der dieß vorging, ließ der spanische Obercommandant noch ein anderes Manoeuvre spielen, durch das er die Franzosen von der Brücke wegzulocken und in eine solche Verwirrung zu bringen hoffte, daß er im Stande wäre, über die verlassene Brücke stürmend dem Feinde eine totale Niederlage beizubringen. Und beinahe (— ja ohne die Tapferkeit Bayards ganz sicherlich —) wäre dieses Manoeuvre geglückt! Gonsalvo hatte nämlich in seiner Armee einen Offizier, Namens Peter de Sas, einen buckligten, verwachsenen Menschen, der aber voll Geist und Muth und wegen der durchtriebenen Kriegslisten, die er schon ausgeführt, berühmt war, und beauftragte denselben, die französische Armee von ihrem Rücken aus zu attaquiren. Peter de Sas wählte sich hundert und zwanzig Kavalleristen und eben so viele Fußgänger aus — lauter Leute, auf die er sich verlassen konnte — und passirte den Garigliano in einer Furth, die nur ihm bekannt und zugleich weit abwärts, ganz außerhalb des Gesichtskreises der Franzosen, gelegen war. Nun theilte er seine paar hundert Mann in verschiedene Corps ab, und ließ diese auf das Zeichen einer Rackete auf vier oder fünf Punkten zugleich und überall mit großem Geschrei angreifen. Solches geschah im selben Augenblicke, als die französische Avantgarde über dem Flusse drüben nach der Brücke zurückzufliehen genöthigt wurde, und natürlich entstand durch dieses gedoppelte Manoeuvre eine große Verwirrung unter den Franzosen. Verlor doch sogar der Oberfeldherr derselben den Kopf total, und ließ, in der Meinung, die spanische Hauptarmee habe den Garigliano passirt und greife ihn von verschiedenen Seiten zumal an, zum Rückzuge blasen! Ritter Bayard hatte sich nach dem oben geschilderten Avantgarden-Gefecht einer kleinen Streifwunde wegen, die er darin erhielt, in sein Zelt zurückgezogen, um sich verbinden zu lassen; allein auf das erste Allarmzeichen wegen der neuen Attaque ließ er sich schnellstens wappnen, und befahl sein Roß herbeizuführen, um sich an die Spitze seiner Compagnie zu stellen. Während er jedoch so beschäftigt war, bemerkte sein Scharfblick, daß die Brücke von den französischen Schildwachen ganz verlassen sei — denn diese hatten sich in der Verwirrung auf das Hauptcorps zurückgezogen —, und zu gleicher Zeit sah er, wie ein geschlossenes Corps von etwa zweihundert spanischen Reitern im schärfsten Trott der Brücke zusprengte, um dieselbe zu besetzen. Augenblicklich erkannte Bayard die außerordentliche Gefahr, denn wenn die Brücke in die Hände des Feindes

fiel, so war die französische Armee wenn nicht verloren, doch in größter Gefahr, von allen ihren Hülfsquellen abgeschnitten zu werden. Ohne sich also zu besinnen und ohne eine Sekunde Zeit zu verlieren, rannte er zu Fuß, wie er war, und nur mit seinem Schwerte und Dolche bewaffnet, der gefährdeten Brücke zu und stellte sich auf ihr auf, den Feind zu erwarten, — er allein gegen zweihundert gepanzerte Reiter! Vier Mann hoch stürmten die Spanier heran, aber mit Riesenkraft stemmte sich ihnen Bayard entgegen, und mit Schwert und Dolch zugleich arbeitend gelang es ihm, zwei von den Angreifern in den Fluß hinabzustürzen, während die beiden Andern auf ihre Kameraden zurückprallten. Allein natürlich drängten diese dennoch vor, und Bayard ward augenblicklich von vier Anderen angegriffen. Auch ihrer erwehrte er sich, und so noch eines halben Hunderts der Anderen, denn jeder Stich seines Dolches drang durch und kein Schlag seines Schwertes schlug fehl! Freilich wurde er Zoll für Zoll zurückgedrängt, aber jeder Zoll ward vom Feinde mit dem Verlust eines Mannes erkauft, und die Wuth der Spanier kannte daher bald keine Grenzen mehr. Ein einzelner Mann sollte ihnen, die sie doch zu zweihundert waren, die Brücke streitig machen? Immer hitziger spornten sie ihre Rosse, immer wahnsinniger wurden ihre Anstrengungen! Ein Glück für den Ritter, daß die Brücke zu schmal war, als daß mehr als vier Reiter zumal neben einander Platz gehabt hätten! Ein noch größeres Glück für ihn, daß die Körper der von ihm getödteten Feinde eine Art Wall vor ihm bildeten, hinter dem er wenigstens einigermaßen geschützt war! Bereits eine halbe Stunde lang hatte dieser ungleiche Kampf gedauert, und noch immer widerstand Bayard; da endlich sprengte französische Kavallerie zu seiner Hülfe heran, und — nun natürlich drehte sich das Schicksal. Augenblicklich bestieg der Ritter das Pferd eines gemeinen Soldaten, das dieser ihm anbot, und in weniger als zehn Minuten jagte er, sich an die Spitze der französischen Reiter stellend, die Spanier über die Brücke zurück. Leider aber riß ihn der Eifer nur zu weit fort, und überdieß waren seine Soldaten so hitzig im Verfolgen, daß sie sich gar nicht hätten aufhalten lassen, auch wenn er es zu thun versucht haben würde. So sah er sich plötzlich einem größeren Truppencorps gegenüber, welches Gonsalvo seinen fliehenden Reitern zu Hülfe sandte, und er mit allen seinen Leuten schien verloren, denn einer solchen Uebermacht gegenüber mußten die paar hundert Mann, die er bei sich hatte, unterliegen! Doch Bayard war schnell entschlossen, und beschloß, sich für seine Leute zu opfern. Er befahl ihnen also, in schnellster Flucht zur Brücke zurückzureiten, während er selbst allein auf den Feind zustürzte, um sich wie ein Keil in denselben einzubohren. In der That war sein Angriff so ungestüm und zugleich so unerwartet, daß die Spanier, darob in Verwirrung gebracht, den französischen Reitern Zeit ließen, ihre Pferde zu wenden und zu entkommen; dagegen aber machten sie sich nun in Masse über den einzelnen Mann her, der ihnen so verwegen entgegentrat, um ihn wenigstens zum Gefangenen zu bekommen. Bayard kämpfte mit äußerster Anstrengung, und einige Zeit lang hielt er die Feinde von sich ab, aber jetzt, von Dreißigen zumal bedrängt, stürzte er mit seinem Pferde in einen Graben, und nun mußte er sich wohl oder übel ergeben. Inzwischen hatte Louis d'Ars mit Hülfe einiger anderen Offiziere, die mehr Muth und Besonnenheit hatten als ihr Oberanführer, im französischen Lager wieder einige Ordnung hergestellt und den kühnen Peter de Sas mit seinen verwegenen Gesellen über den Garigliano zurückgejagt. Nachdem er dieß vollbracht, eilte er mit seiner Schwadron der Brücke zu, um Anordnungen zu treffen, daß diese gesichert bleibe, und gerade als er da ankam, sprengten auch die flüchtigen französischen Kavalleristen herbei, welche Bayard durch seine Selbstaufopferung gerettet hatte. „Wie," schrie Louis d'Ars, als ihm über den soeben erzählten Vorfall Bericht erstattet worden war, „der tapfere Bayard hat sich abermalen allein dem Feinde gegenübergestellt, und wir stehen hier, uns feige freuend, daß unsere Leiber in Sicherheit sind? Er ist vielleicht gefangen oder getödtet, und wir machten nicht einmal einen Versuch zu seiner Rettung? Pfui über die Schande! Mir nach, wer ein ächter Franzose ist, wir wollen ihn befreien oder ihn rächend mit ihm sterben!" So schrie Louis d'Ars, und spornte sein Roß, daß es in mächtigen Sätzen dahinflog, die andern Alle aber, auch die, welche soeben auf der Flucht angekommen gewesen waren, galoppirten ihm nach, und mit lautem Hurrah und wie Menschen, die zum Aeußersten entschlossen sind, stürmten sie auf die Spanier ein, in deren Mitte sich Bayard, seines Rosses, seiner Lanze und seines Schwertes beraubt, als ein Gefangener befand. Sogleich machten die Spanier Front, denn sie waren tapfere Leute und befanden sich überdem in der Uebermacht: aber dennoch hatten sie Mühe, dem furchtbaren Anprall zu widerstehen. In dem Augenblicke hörte Bayard, der unter der Obhut einer starken Wache stand, das Geschrei seiner Landsleute, riß einen seiner Wächter mit gewaltigem Griffe vom Rosse, sprang selbst hinauf, bemächtigte sich der Lanze eines Andern, stieß dem so gewonnenen Pferde die Sporen in die Seite, daß es zu furchtbarem Sprunge umsetzte, und rief mit Donnerstimme: „Frankreich! Frankreich!" — „Bayard! Bayard!" schrie Louis d'Ars, der augenblicklich die Stimme seines Freundes erkannte, und nunmehr war aller Widerstand der Spanier vergeblich, denn die Franzosen kämpften nicht mehr wie Menschen, sondern wie entfesselte Tiger. Er, der Allverehrte, der sich heute zweimal für Alle geopfert hatte, mußte befreit werden, das war ihr fester Entschluß, oder sie wollten über dem Versuch zu Grunde gehen! Und er ward befreit, und zwar nach einem Kampfe von nur wenigen Minuten, und im Triumphe führten sie ihn zurück in's französische Lager, in welchem er von dieser Stunde an der bewundertste Krieger und Ritter war!

So endete der Kampf um die Brücke von Garigliano, — ein Kampf, wie nicht leicht ein zweiter in der Weltgeschichte sich vorfindet, und es wird nun wohl Niemanden mehr wundern, wenn Bayard seit jenem Tage der „Ritter ohne Furcht und Tadel" hieß. Auch verging kein Jahr, ja fast keine Woche, in welcher er nicht diesen Beinamen



Ritter Bayard.

von Neuem zu verdienen gesucht hätte, und man weiß sich so viele einzelne Stücke seiner außerordentlichen Bravour zu erzählen, daß wir, wenn wir mit einem derselben beginnen würden, Furcht haben müßten, nicht aufhören zu können. Trotzdem aber hatte er nur wenig Neider, denn seine Großmuth, Freigebigkeit und Bescheidenheit übertrafen fast noch seine Tapferkeit und Stärke, und überdieß wurde er vom König, seinem Herrn, dem er mit so viel Eifer diente, keineswegs mit Glücksgütern überhäuft. Im Gegentheil, man könnte eher behaupten, die Belohnungen, die er erhielt, entsprächen keineswegs den Leistungen seines Arms und seiner kriegerischen Thätigkeit,

denn wenn ihn auch Ludwig XII. im Jahre 1514 endlich zu einem seinem Ruhme entsprechenden Amte beförderte und ihn zum Generalkapitän der Dauphiné ernannte, so war dieß doch viel mehr ein bloßer Titel, als eine Beförderung, da ihm während der Regierungszeit Ludwigs der Bestallungsbrief zu seinem Gouvernement nie ausgefertigt wurde. Man darf also mit Recht sagen: der einzige Lohn Bayards war der Ruhm, den er erntete, besonders auch weil er die vielfache Beute, die er im Kriege machte, nie für sich behielt, sondern, so mittellos er auch war (der Graf von Ligni mußte ihm daher oft unter die Arme greifen), stets mit seinen Kameraden und den Soldaten, die unter ihm dienten, theilte.

Doch mit dem Tode Ludwigs XII., im Jahre 1515, sollte sich dieß Alles wie mit Einem Schlage ändern, denn nunmehr bestieg Franz I., ein so hochherziger Jüngling als je einer lebte, den Thron, und dieser Monarch suchte gut zu machen, was die Engherzigkeit, der Geiz und die Partheilichkeit seines Vorgängers verbrochen hatte. Ritter Bayard erhielt demnach alsobald seinen Bestallbrief als Gouverneur der Dauphiné, (wie denn überhaupt alle verdiente Soldaten, die bisher unbilligerweise, vielleicht weil sie nicht von hoher Geburt waren oder keine Verbindungen am Hofe hatten, zurückgesetzt worden waren, nun auf einmal den Lohn ihrer früheren Thaten erhielten,) und wurde noch überdieß zum Commandanten eines beträchtlichen Armeecorps ernannt. Ja noch mehr, der junge König ehrte ihn, wie noch selten ein Unterthan geehrt worden ist. Nach der ersten Schlacht gegen die vereinigten Spanier, Italiener und Schweizer nämlich (Franz I. setzte natürlich den von Ludwig XII. ererbten Krieg fort) beabsichtigte der für alles Schöne, Edle und Große begeisterte und im ersten Feuer der Jugend stehende Monarch, welcher durch seinen persönlichen Muth nicht wenig zur siegreichen Beendigung des Gefechts beigetragen hatte, sich in den Stand der Ritterschaft aufnehmen zu lassen. Er versammelte daher die ersten Reichswürdenträger, sowie seine besten und berühmtesten Generale, und eröffnete ihnen seinen Wunsch, nach alter guter Sitte zum Ritter geschlagen zu werden. Dann betrachtete er alle Anwesenden der Runde nach, und endlich blieb sein Blick am Ritter Bayard hängen, obwohl dieser, als einer der Jüngsten und zugleich als einer der Mindestvornehmen, etwas im Hintergrunde stand. „Ich kenne keinen Mann in der Armee," sagte der König mit fester Stimme und in wohlüberlegtem Tone, „der größeren Ruhm hätte und höher geachtet wäre, als Ihr, Ritter Bayard; darum sollt Ihr, der Ihr alle Tugenden eines ächten Ritters in Euch vereiniget, mir das Schwert umgürten, den Harnisch anziehen und den Ritterschlag geben, und ich bin überzeugt, daß mein ganzes Land diese meine Wahl billigen wird." Der Angeredete war auf's Höchste überrascht, aber er zauderte, solche hohe Auszeichnung anzunehmen, deren er sich in Anbetracht der vielen Prinzen, Herzoge und Marschälle, die den König umgaben, nicht würdig erachtete. „Ueberdieß," erwiederte er dem Monarchen, „ein König ist ein geborner Ritter und bedarf des Ritterschlags nicht." Allein der König bestand auf seinem Begehren, und die hohen Herren in seiner Umgebung, als sie den festen Entschluß Franz's I. sahen, drangen nun selbst in Bayard, nicht länger zu zögern, sondern die Ceremonie zu vollziehen. So that denn derselbe, was man von ihm begehrte, und zum Schlusse der feierlichen Handlung ließ sich der König vor Bayard auf die Kniee nieder, und dieser zog seinen Degen, um seinen Monarchen dreimal mit der flachen Klinge zu berühren, oder vielmehr um ihm, wie es das Turnierbuch vorschrieb, drei sanfte Schläge zu geben. „Mein Herr und König," sagte er dabei, „gedenke dieser drei Schläge, denn sie bedeuten die Tapferkeit, die Liebe und die Treue. Werde so mannhaft, wie es Ritter Roland oder Olivier Godefroi war, und besonders in der Schlacht wende dich nie zur Flucht, sondern kämpfe bis auf den letzten Mann." — Auf diese Art wurde Franz I. zum Ritter geschlagen, und man kann sich nun wohl denken, daß Bayard, der dadurch der Pathe des Königs geworden war, von nun an keinen geringen Einfluß auf diesen Monarchen ausübte. Auch zeigte sich's bald, welch' außerordentliches Vertrauen Franz I. auf den Ritter Bayard setzte, denn er übertrug ihm kurz darauf die Vertheidigung von Mezières, d. i. einen so überaus wichtigen Posten, daß man mit Recht sagen konnte, es habe damals — in dem ersten Kriege Franz's I. mit dem Kaiser Karl V. — keinen wichtigeren gegeben. Uebrigens rechtfertigte Bayard dieses Vertrauen vollkommen, denn obwohl die Belagerungsarmee unter dem Grafen von Nassau und dem berühmten General Sickingen nicht weniger als 35,000 Mann betrug, denen Bayard verhältnißmäßig nur sehr geringe Streitkräfte entgegensetzen konnte, so fanden sich die Deutschen doch bewogen, schon nach wenigen Monaten unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, und Mezières blieb dem König von Frankreich erhalten. Hätte der Letztere lauter solche Diener gehabt, so würde seine Regierung sicherlich einen anderen Verlauf genommen haben!

Doch wir können die Ehren, welche dem Ritter Bayard erwiesen wurden, und die Heldenthaten, die er verrichtete, nicht alle einzeln aufzählen. Dagegen können wir versichern, daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, ohne Zweifel den höchsten kriegerischen Rang, den Frankreich ertheilen kann, erlangt haben würde: allein — das Schicksal hatte es anders beschlossen! Durch traurige Hofintriguen und durch den mehr als verderblichen Einfluß schlimmer Frauen, besonders der Königinmutter, Louise von Savoyen, war es im Verlaufe der Zeit, d. i. im Jahre 1524, so weit gekommen, daß der Connetable, Herzog von Bourbon, welcher nicht blos einer der mächtigsten und reichsten, sondern auch einer der tapfersten und fähigsten Großbarone Frankreichs war, auf die Seite des deutschen Kaisers hinübergetrieben wurde, und daß dann durch den Abfall dieses mächtigen Vasallen und berühmten Kriegers das Herzogthum Mailand, das mit so vielen Opfern an Geld und Mannschaft vor wenigen Jahren erst erobert worden war, wieder verloren ging. Der König wollte nun, wie sonst, in Person zu Felde ziehen und das Herzogthum von Neuem gewinnen, allein die inneren Unruhen Frankreichs und besonders der Einfluß seiner Mutter hielten ihn in Paris zurück, und bestimmten ihn zugleich, den Admiral

de Bonnivet an seiner Statt zum Obergeneral der italienischen Armee zu ernennen. Dieß war die unseligste Wahl, die er treffen konnte, denn Bonnivet, ein durchaus untauglicher Heerführer, hatte nichts für sich, als die Gunst Louisens von Savoyen, die ihn liebte, weil er mit ihr den unauslöschlichsten Haß gegen den Connetable von Bourbon theilte. Der Ritter Bayard, welcher unter Bonnivet commandirte, weissagte sich daher von diesem Feldzuge nichts Gutes, sich nicht scheuend, diese Meinung offen auszusprechen, und nur zu bald sollte diese Weissagung in Erfüllung gehen. Eigensinnig, anmaßend und unfähig, wie er war, hörte Bonnivet auf keinen Rath, und die Folge war, daß er vom tapfern Connetable von Bourbon, der die kaiserlich-spanische Armee commandirte, zweimal auf's Haupt geschlagen wurde. Am Ende blieb ihm, um die letzten Trümmer der Armee zu retten, nichts übrig, als die Sessia zu passiren und durch das Thal von Aosta die Retirade nach Frankreich zu versuchen. Allein die Nähe des verfolgenden Feindes machte diesen Rückzugsweg äußerst gefährlich, und der frühere Connetable von Frankreich war nicht der Mann, sich einen Vortheil entgehen zu lassen. Die Kaiserlichen marschirten also die ganze Nacht, um den Franzosen den Engpaß abzuschneiden. Letzteres gelang nun zwar nicht oder wenigstens nicht vollständig, denn die französische Infanterie hatte bereits angefangen, denselben zu betreten, als der kaiserliche General Lannoi und der Connetable heranrückten; allein die Letzteren begannen jetzt augenblicklich den Angriff, und Verzweiflung im Herzen, warf sich Bonnivet mit seiner Kavallerie, deren Anführer Bayard war, auf den Feind. Es war in der That und Wahrheit ein Verzweiflungskampf, denn es galt, die Kaiserlichen wenigstens so lange zurückzuhalten, bis die Infanterie sich zurückgezogen haben würde, weil sonst die ganze Armee sich hätte gefangen geben müssen! Auch gelang es dem Ritter Bayard durch die Bravour, mit der er seinen Leuten voranging, und durch die wirklich fast übermenschlichen Anstrengungen, die er als Anführer wie als Soldat machte, die Armee des Connetable auf eine kleine Strecke zurückzuwerfen, allein nun erhielt Admiral Bonnivet einen Musketenschuß durch den Arm, der ihn so schwächte, daß er dadurch unfähig wurde, den Oberbefehl beizubehalten. Er beorderte daher den Ritter Bayard, das Commando zu übernehmen und „zu retten was zu retten sei“, denn die Lage war in der That eine äußerst gefährliche. Mit schwerem Herzen ergriff Bayard den Oberfeldherrnstab, er war sich wohl bewußt, daß die großen Fehler, welche Bonnivet gemacht hatte, nicht mehr zu verbessern seien, aber — ein Mann thut was er kann! Er ernannte daher den Grafen von Saint-Pol zu seinem Nachfolger im Commando der Reiterei, ordnete seine kleine Armee und wagte einen Sturm auf die Kaiserlichen, um durch den Opfertod von einigen Hunderten die Tausende, die nun unter seiner Obhut standen, zu retten. Der Feind wich auf einen Augenblick zurück, denn einen solchen Anprall konnte er nicht aushalten; allein die Uebermacht war zu groß, als daß der schließliche Erfolg zweifelhaft gewesen wäre, und besonders thaten die Scharfschützen des Connetable, welche dieser auf den Anhöhen aufpflanzte, den Franzosen außerordentlichen Schaden. Ein Mann nach dem andern oder vielmehr Dutzende zumal sanken getödtet oder verwundet vom Rosse, und es war nur ein Wunder, daß die Leute noch Stand hielten, da sie sich gegen die Arkebusire nicht wehren konnten. Hart neben Bayard fiel der tapfere Vandenesse, der Bruder des Marschalls von Cabanas, gleich darauf der edle de Cluny, dessen Vater Herzog war, und jetzt — jetzt traf eine Kugel den Ritter Bayard selbst. Die Kugel drang durch die Lenden in die Nieren und ging durch den Rückgrath, diesen brechend, wieder heraus. Der Schuß war also absolut tödtlich und der Schmerz furchtbar, doch hielt sich Bayard noch so lange im Sattel, bis er den Grafen von Saint-Pol mit dem Oberbefehl betraut hatte; dann ließ er sich von seinem Stallmeister vom Pferde heben und, das Gesicht gegen den Feind zu gekehrt, unter einen Baum legen. Er umklammerte das Kreuz seines Schwertes und betete leise und eifrig, aber gleich darauf wandte er sein Gesicht wieder dem Feinde zu und lächelte beifällig, als er den tapfern Herrn von Lorges, seinen Freund, den die Verwundung Bayards zur Wuth entflammt hatte, eine letzte Attaque auf die Kaiserlichen machen sah, durch welche der Rückzug des Rests der französischen Armee vollends gesichert wurde. Dagegen gab er durchaus nicht zu, daß de Lorges, der ihn nicht verlassen wollte, sich auf solche Art freiwillig in die Gefangenschaft begebe, sondern befahl demselben, die Retirade fortzusetzen. So verschwanden bald alle Franzosen von seiner Seite, seinen Stallmeister ausgenommen, und die Feinde rückten im Eilmarsche heran; aber — merkwürdig, dem sterbenden Bayard begegneten Alle, die gemeinen Soldaten wie ihre Anführer, mit einer an Ehrfurcht grenzenden Hochachtung! Ein Offizier wollte ihn auf den Piquen seiner Soldaten bis in die nächste Ortschaft tragen lassen, damit er vielleicht dort durch eine gute Verpflegung Rettung erlange; allein Bayard, welcher fühlte, daß er nur noch wenige Momente zu leben habe, bat, ihn ruhig liegen zu lassen, denn er wolle in Gottes freier Natur sterben. In diesem Augenblicke sprengte der Connetable von Bourbon, mit welchem Bayard in frühern Zeiten auf sehr gutem, ja fast freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, herbei, und stieg augenblicklich vom Rosse, um dem tödtlich verwundeten Helden seine Hülfe angedeihen zu lassen. „Ach, mein Freund Bayard,“ rief der Connetable, dem unwillkürlich Thränen in die Augen traten, als er sah, daß hier von Rettung keine Rede mehr sei, „wie tief beklage ich es, Euch hier in einer so traurigen Lage zu begegnen!“ Ritter Bayard nahm nun alle seine Kräfte zusammen, und sich halb aufrichtend und den Connetable fest ansehend, gab er ihm eine Antwort, die allzu hochherzig ist, als daß wir sie dem Leser vorenthalten möchten. „Gnädigster Herr,“ sagte er, „ich selbst bin nicht zu beklagen, denn ich sterbe als ein ehrlicher Mann, als ein Freund meines Königs und Vaterlandes. Mit Ihnen aber, gnädigster Herr, fühle ich schweres Mitleid, denn Sie, ein Prinz von Geblüt und einer der edelstgebornen Söhne Frankreichs, — Sie stehen in Waffen gegen Ihren König, Ihre Freunde, Ihr Vaterland, Ihren Eidschwur, Ihre Ehre, ja gegen Ihre eigenen Interessen.“ Erschöpft

von der Anstrengung, die ihm diese wenigen Worte verursachten, sank Bayard zurück, aber der Connetable fühlte sich so tief getroffen, daß er keine Sylbe entgegnen konnte, sondern sich stillschweigend zurückzog. Ohne Zweifel war diese Ermahnung eines Sterbenden großentheils die Ursache, daß der Prinz nicht lange hernach seinen Frieden mit Franz I. machte und die Reihen des Feindes verließ, und somit wirkte Bayard sogar im Sterben noch zum Guten!

Unterdessen war auch der Marchese de Pescara herangeritten. Dieser berühmte Krieger haßte die Franzosen aus dem Fundamente, aber er war deßwegen doch ein Verehrer aller großen Männer; und wie er daher den verwundeten Bayard erblickte, sprang er vom Rosse, und gab augenblicklich Befehl, daß man sein eigen Zelt herbeibringe und auf dem Platze aufschlage. Auch ruhte er nicht, als bis er den Ritter Bayard in seinem eigenen Bette sah und bis die besten Armeeärzte sich um ihn versammelt hatten; allein die sämmtlichen Doktoren schüttelten den Kopf und erklärten jeden Verband und jede Verordnung für unnütz. Auch hatten sie nur allzu recht, denn nur wenige Minuten nachher seufzte Bayard tief auf und war den Augenblick darauf eine Leiche. „Die Franzosen haben einen großen Kriegskapitän, wir aber das Musterbild eines edlen Ritters verloren," sagte der Marchese, als er den Tapfersten der Tapferen sterben sah, und die Worte kamen ihm wahrhaftig aus dem Herzen. Sogleich gab er Befehl, den Körper des todten Helden einzubalsamiren, und dann ordnete er ein Leichenbegängniß an, das von der tiefen Hochachtung zeugte, welche er dem Verstorbenen zollte. Sechzehn Edelleute trugen die Bahre in die Kirche von Aosta, wo sie ausgestellt wurde, und den Leichenzug bildete er selbst, gefolgt von einer Menge von Offizieren und einem ganzen Schwarme von Soldaten, hiedurch den Beweis liefernd, daß Tugend und Tapferkeit über alle Menschenfeindschaft erhaben sind. So wurde dem Ritter Bayard von Denen, die er sein Leben hindurch mit aller Kraft seiner Seele und seines Körpers bekämpft hatte, die letzte Ehre erwiesen!

Kaum erscholl in der französischen Armee, deren Rückzug indessen obwohl mit sehr großen Verlusten gelungen war, das Gerücht, daß der Ritter Bayard todt sei, so gerieth dieselbe in eine Bestürzung, welche der Verzweiflung nahe kam. Mehrere Offiziere und Soldaten kehrten geradezu um, ihre Freiheit auf's Spiel setzend, nur um sich persönlich von der Wahrheit oder Falschheit dieses Gerüchts zu überzeugen; allein der Marchese de Pescara, gerührt von so viel Anhänglichkeit, ließ ihnen ihre Freiheit, und erklärte ihnen, nachdem er ihnen den todten Bayard gezeigt, daß er jede Minute bereit sein werde, den Leichnam seinen Freunden zu überliefern. Natürlich machten diese im Augenblicke Gebrauch von solcher Güte, und die Verwandten Bayards sandten eine Deputation, die Leiche zu übernehmen und nach Grenoble zu bringen, wo die feierliche Bestattung stattfinden sollte. Der Marchese gab augenblicklich Erlaubniß dazu, und ließ den Conduct durch eine Ehrengarde bis an die savoyische Grenze eskortiren. Noch mehr Ehre erwies ihm der Herzog von Savoyen, denn dieser befahl, daß die Bahre über jede Markung, durch welche der Leichenconduct kam, von der Geistlichkeit und vom Adel begleitet werden müßte, und daß überhaupt die Ehrenbezeugungen die nämlichen sein sollten, wie wenn es der Conduct eines Fürsten wäre. Gerade so wurde es auch in der Dauphiné gehalten; am feierlichsten aber war der Empfang vor Grenoble selbst: der sämmtliche Clerus, der ganze Adel und das versammelte Parlament mit den Vornehmsten der Einwohnerschaft gingen dem Sarge auf eine halbe Meile weit entgegen, und unter großer Solennität ward derselbe über Nacht in der Kathedrale der Stadt aufgestellt. Den andern Tag aber begrub man die Leiche in der Franziskanerkirche, deren Stifter Bayards Onkel mütterlicherseits, Herr Laurent Allemand, ehemaliger Bischof von Grenoble (derselbe, der auch die Erziehung Bayards leitete), gewesen war, und zwar gegenüber dem Hauptaltare, aber unter einem einfachen, schmucklosen Steine, wie es Bayard vorher verlangt hatte, denn sein ganzes Wesen war von jeher voll Demuth und Bescheidenheit.

So starb **Peter von Terrail**, genannt **Bayard**, in der Blüthe seiner Jahre — er war noch nicht vierzig Jahre alt — von der Armee, von seinen Freunden, von seinem König, von ganz Frankreich tief betrauert; aber bis jetzt noch hat die Nachwelt es verabsäumt, seinen Namen durch ein Denkmal zu ehren. Vielleicht dachte sie, daß ein Monument den „Ritter ohne Furcht und Tadel" nicht noch unsterblicher machen könnte, als derselbe durch seine Thaten ohnehin schon war.

Th. Gr.

Ueber die Fortpflanzung der geierartigen Raubvögel.

(Taf. 39.)

Die Gruppe der Geier, über die in diesen Blättern an verschiedenen Orten berichtet worden ist, hat in ihrer Fortpflanzungsweise manches Eigenthümliche. Bewohner der gemäßigten, vorzugsweise der wärmeren Climate, leben sie außer der Brutzeit gesellig, und brüten auch, da wo sie nämlich zahlreich sind, in Vereinen. Sehr frühzeitig im Jahre begeben sie sich an ihre Horstplätze, zu denen die größeren Arten fast ausschließlich schwer zugängliche Klippen und Spalten hoher Felsgebirge, die kleineren bald ähnliche Orte, bald hohe Bäume auswählen. Sie legen nur wenige Eier und brüten sehr lange. Wenn man dem Zeugniß des Albertus Magnus (lebte 1193 bis 1280), der aus eigener Erfahrung zu sprechen scheint, Vertrauen schenken darf, so haben zu seiner Zeit noch in Deutschland, auf dem „Hundsrück" in den Gebirgen der Vangionen zwischen Trier und Worms, Geier (Vultur cinereus sive griseus *Alb. Magn.*) genistet, welche durch die den Jungen zugetragenen Aeser die ganze Gegend verpesteten.

Fig. 1 unserer Tafel ist das Ei des **weißköpfigen Geiers**, Vultur (Gyps *Savig.*) fulvus *Gm.* Diese



1860.

Art horstet im südlichen und südöstlichen Europa, z. B. in den Pyrenäen, in Griechenland (Arkadien) und in den Alpen des Banater Gebirgs, vorzugsweise in den dem mittelländischen Meere benachbarten Gebirgen, in ganz Afrika (namentlich in Abyssinien, Nubien und Aegypten) und im westlichen Asien. Der, wie bei allen großen Raubvögeln, alljährlich benutzte Horst ist geräumig und je nach dem Standorte verschieden gebaut. Der von Baldamus am Kasan im Banat in einer aus mindestens 15 Paaren bestehenden Colonie untersuchte stand an einer 800—1000′ hohen Felsenwand in einer etwa 100′ unter dem obern Rande befindlichen, 4—5′ breiten, 6′ hohen, 7—8′ tiefen Höhle, und bestand aus wenigem Reisig und Stroh. Nach brieflichen, aus Griechenland erhaltenen Mittheilungen sind die auf Felsen erbauten Horste nur eine unordentliche Lage von Reisern ohne alle Ausfütterung, so daß man glauben könnte, das Ei liege nur von ungefähr da; auf Bäumen, also im seltenen Falle, sei es dagegen besser gebaut, mit einem Durchmesser von ungefähr 3′, zwischen den Reisern mit Moos und etwas Wolle. De la Marmora fand in Sardinien 5 Horste auf hohen Eichen; alle waren aus großen Baumzweigen und kleinern Reisern gefertigt, und hatten eine runde, platte Form von ungefähr 3½′ im Durchmesser. Meist schon zu Ende des Februar oder zu Anfang des März enthält der Horst 2 Eier, manchmal auch nur eines; Dr. Lindermeyer in Athen hat mir indeß erst am 21. März frisch genommene Eier geliefert, Baldamus fand die Vögel am 16. April noch brütend und am 28. desselben Monats ein erst einige Tage altes Junges; de la Marmora fand gleichfalls erst im April ein Junges. Die Eier sind 3″ 4—7‴ lang, 2″ 6—8½‴ (pariser Maß) breit, also beträchtlich größer als Gänseeier, bauchig, dabei nach den Polen stark abfallend, selten gestreckter, nur ausnahmsweise nach beiden Seiten zugespitzt, indem der stärkste Querdurchmesser in der Mitte der Längenachse liegt, von grünlich-weißer, blaß-blaugrüner, öfter fast weißer, durch die Bebrütung gelbgrau werdender Farbe. Die entleerte Schale wiegt um 7 Drachmen, ist glanzlos oder schwach glänzend, mäßig stark, von feiner, abgeflachter Körnung, mit ziemlich dicht stehenden, länglich runden und feinen Poren, in deren Vertiefung nur ausnahmsweise ein größeres Korn sitzt; einzelne sandkornartige Erhabenheiten sind manchmal, aber sparsam, über die Oberfläche vertheilt. Mit bloßem Auge besichtigt, erinnert die Schalentextur sehr an die der Seeadler-Eier (Aquila albicilla *Briss.*), allein zu wissenschaftlicher Untersuchung bedarf es guter Vergrößerung, denn eben die Krystallisationsweise der Schalenoberfläche bildet mehr als Färbung und Größe ein richtiges Unterscheidungsmerkmal. Die Brutzeit wird auf 4 Wochen angegeben. Die frisch ausgekrochenen Jungen sind mit schmutzig-weißem Flaum dicht überdeckt, tragen dieß Kleid über 6 Wochen lang, und werden erst Ende Juli und im August flugbar.

Der bengalische Geier, Vultur bengalensis *Lath.* (Gyps leuconotus *Gray*), ein Bewohner Asiens, sowie Ost-Sennaars, West-Abyssiniens und Kordofans, legt ein dem vorigen in der Färbung gleiches, in der Struktur der Schale ähnliches Ei, das sich aber schon durch geringere Größe und leichteres Gewicht unterscheidet. Ein vorliegendes Stück aus Indien ist 3″ 2‴ lang, 2″ 5¼‴ breit, und wiegt 5 Drachmen 27 Gran.

Fig. 2 stellt das Ei des grauen Geiers, Vultur (Aegypius *Savign.*) cinereus *Temm. & L.* dar. Dieser bewohnt zur Brutzeit die Pyrenäen, Portugal, Südspanien, Gibraltar, Ungarn, die Türkei, Griechenland (seltener als der weißköpfige), die Appenninen, überhaupt die südeuropäischen Gebirge, Afrika und Indien. In den Verhältnissen des Nestbaus und hinsichtlich der Eierzahl kommt er mit dem weißköpfigen überein. Als Hauptzeit des Eierlegens wird aus Griechenland die erste bis dritte Woche des April gemeldet, doch wird diese Angabe nur für Ausnahmsfälle in Geltung bleiben können, denn diese Art ist entschieden zu den überhaupt am zeitigsten nistenden Vögeln zu zählen, und Lindermeyer hat daselbst (z. B. bei Corinth) mehrmals im Februar die Eier gesammelt, auch sind kleine Junge schon Mitte Aprils erlangt worden. Die Eier wägen ausgeblasen, je nach ihrer Größe, 6½ bis gegen 8 Drachmen, sind 3″ ¼—10¼‴ lang, 2″ 3½ bis 8¼‴ breit, bald stark gerundet, bald gestreckter, bald nach beiden Polen abgestumpft, bauchig, bald lang-oval, so daß also nicht immer die größte Länge zur größten Breite stimmt. Auf blaß-grünlichem bis kalkweißem oder trübgelblichem Grund sind sie, meist am stumpfen Ende am stärksten, bald schärfer, bald verwaschen rothbraun gefleckt und getüpfelt; die oberste Zeichnung ist die dunkelste, zu unterst (tiefer in der Schale liegend) sind auf einigen Exemplaren röthlich-violetgraue und zwischen beiden Tönen blaßbraune Punkte und Flecken. Die starke, ziemlich grobe Schalenmasse hat abgeflachte Erhöhungen, welche wiederum mit punktartigen feinsten Erhabenheiten dicht bedeckt sind und seichte, nach der Länge des Ei's gerichtete, oft zu Längsfurchen zusammenlaufende Vertiefungen zwischen sich lassen; in den tiefern, häufig gerundeten Poren sitzen punktförmige Erhabenheiten, kleinere zusammengehäuft, größere einzeln.

Fig. 3 zeigt das Ei des ägyptischen Aasgeiers, Neophron (Cathartes *Illig.*) percnopterus *Savign.* Er horstet in den wärmeren Gegenden der alten Welt, im südlichen Frankreich (Pyrenäen, Provence, bei Arles und Montpellier), auf dem Saleve bei Genf, in Spanien, in Griechenland, in der Krim, in Persien, Nordafrika (Aegypten, Algier) u. s. w., und baut bald auf hohe Bäume, z. B. nach Heuglin in der Oase El-Gab auf Sunt-Bäume, bald in Spalten, Löcher und auf Absätze der Felsgebirge, bald in unbewohnten menschlichen Bauwerken. Wilke lieferte mir die Eier aus den Pyramiden von Sakkara und aus dem Mokatam-Gebirge bei Cairo, Lindermeyer aus dem attischen Gebirge. Der Horst ist meist aus starken Baumästen und Reisig erbaut und mit weichen Stoffen ausgefüttert, jedoch haben nicht alle einen Unterbau, und auf festem Grunde angelegt bestehen sie häufig nur aus einer flachen, wenig vertieften Lage von Pelzstücken, Lumpen und ähnlichen Stoffen. Wilke berichtet so als Augenzeuge, während Graf von der Mühle gerade einen Felsenhorst roh aus Reisig erbaut beschreibt. Ersterer nahm in Aegypten

frische Eier am 26. März, Heuglin ebendort (bei Edfu) schon im Februar und westlich am Dongola im Juli, während der Regenzeit; hier richteten sich die Vögel also nicht mehr nach unseren Jahreszeiten, sondern haben die Zeit ihrer Fortpflanzung dem Clima angepaßt. Die Zahl der Eier beträgt 2—4; Wilke und Lindermeyer fanden meist 2 Stück als vollen Satz, Brehm gibt deren 2—3 an, Gosse erhielt aus dem Saleve 4 Junge, Graf von der Mühle in Griechenland 3 Junge und ein faules Ei aus Einem Horst. Die Eier sind, ausgeblasen, durchschnittlich 2¼ Drachmen schwer, 2″ 3—8‴ lang, 1″ 9¼‴ bis 2″ breit, von gestrecktem Oval bis zu bauchig-abgestumpfter Form, bald glanzlos und auf trüb-weißem Grunde in mannigfachster Weise braun gezeichnet. Die Fleckenfarbe überdeckt manchmal den Grund gänzlich, so daß sie roth gewölkten Edelfalken-Eiern ähneln, öfter stehen die Flecken gesondert, fein, in Abstufungen von Dunkelbraun und Hellbraunroth, auch Grauviolet, wobei die dunkleren meist am stumpfen Ende, auch in der Mitte oder an der Spitze einen dichten Kranz bilden; selten herrschen, bei Mangel der dunkeln, größere röthlichblaugraue Flecken gleichmäßig vor; im Laufe der Bebrütung verlieren manche Exemplare bei großer Verwischbarkeit des Pigments alle Färbung außer in den Poren. Das nach der Dunenperiode angelegte Jugendkleid ist fahlbraun mit gelblichen Federrändern, die sich bald verlieren.

Der Mönchsaasgeier, Neophron pileatus *Savign. & Burchell* (Cathartes monachus *Temm.*), welcher Afrika südwärts vom 15.⁰ n. Br., nach Heuglin Kordofan, Sennaar und Abyssinien sehr zahlreich bewohnt, hat in seiner, durch die Reisenden Dr. Vierthaler und Alfred Brehm aufgeklärten Nistweise mit dem vorigen große Aehnlichkeit. Sein verhältnißmäßig nicht großer Horst ist ziemlich flach, aus stärkeren Aesten und dünnem Reisig erbaut, innen mit weichem Wurzelwerk ausgefüttert, steht gesellschaftlich vorzugsweise auf hohen, schlanken, schwer zu ersteigenden Bäumen, bisweilen auch in Felsen, und enthält schon im Januar Eier, deren wenigstens Brehm nie mehr als eines darin fand. Sie sind nach den durch die genannten Reisenden aus Sennaar und Nubien erhaltenen Exemplaren 2″ 7—8½‴ lang, 1″ 11½‴ bis 2″ 1‴ breit, minder lebhaft und minder wechselnd gefärbt als die des vorigen, auf blaß-grünlichem oder gelblich-weißem Grunde sparsam braun gefleckt und getüpfelt, seltener mit einem zusammenfließenden Kranze, von feinem, minder entwickeltem Korn und mit gerundeten Poren, im Gewicht zwar jenen gleich, allein dadurch ausgezeichnet, daß ihre Schale gegen das Licht innerlich betrachtet hier (wie auch beim weißköpfigen, bengalischen und grauen Geier) grünlich, dort gelblich erscheint.

Von den ächten Aasgeiern (Neophron) trennen sich die Hühnergeier (Cathartes) oder Gallinazo's der spanischen Amerikaner nicht allein in zootomischer Hinsicht, sondern auch sehr deutlich nach der Beschaffenheit der Eier. Der „Jota" und „Aura" bewohnen ganz Amerika von den Vereinigten Staaten bis zum Feuerland, jedoch nicht dieselben Gegenden gemeinschaftlich; geographische Grenzen können nicht genau gegeben werden, da nach Pöppig das lokale Vaterland der einzelnen Art mehr nach Längegraden als durch die Breite beschränkt erscheint.

Fig. 4 ist die Abbildung des Ei's vom schwarzköpfigen Hühnergeier, Cathartes jota (atratus) *Illig. & Molina*, nach dem in der berühmten Thienemann'schen Sammlung zu Dresden befindlichen, aus Nordamerika stammenden Exemplar; ein zweites aus Cuba ist in der König'schen Sammlung zu Warthausen. Das Gewicht von diesem beträgt 70 Gran, die Länge 2″ 8—8¾‴, die Breite 1″ 8¾—10¾‴, die Gestalt ist gestreckt-oval, bald bauchiger, bald sehr in die Länge gezogen; auf blaßgrüngelblichem Grunde sitzen dunkelbraune, bräunlich-violetgraue und röthlich-aschgraue Flecken, die bald reichlich über das ganze Ei, bald so verbreitet sind, daß die größeren am stumpfen Ende einen Kranz bilden, während sich Tüpfeln auf der übrigen Fläche sparsam vertheilen; von innen scheint die Schale gelblich durch. Ihre Masse hat im Vergleich mit den Eiern der Aasgeier ein glänzendes, festeres, mehr emaillirtes Ansehen (einen Schmelz), flacheres Korn und eckig-verzogene, weite, oft seichte Poren.

Der rothköpfige Hühnergeier, Cathartes (Vultur *L.*) aura *Illig. & L.*, etwas größer als der vorige, 2′ 10″ lang (jener kaum 2′), brütet nach den Angaben der amerikanischen Ornithologen in waldigen Sumpfgegenden, und legt im Mai in das hohle Ende eines abgebrochenen Baumstamms 3—4 weißliche, besonders gegen den stumpfen Theil braun und schwarz gefleckte Eier. Das Männchen bewacht die Brut sorgfältig, und Junge wie Alte leeren auf Jeden, der sich nähert, den stinkenden Inhalt ihrer Kröpfe aus. Ungestört, wird derselbe Brutplatz jahrelang benützt. Die Eier sind bei ähnlicher Textur meist etwas größer als die der vorigen Art, von elliptischer Form, auf mehr bläulich-weißem Grunde sparsam braun oder schön blutroth gefleckt und gespritzt. Graf Hoffmannsegg hat im Frühjahre 1851 in den Vereinigten Staaten (Missouri, Gasconade-County) 2 Stücke als volles Gelege aus einem schlechtgebauten Neste genommen, das in einer Höhle auf einem Felsenabsatz stand. Diese beiden sind nicht größer als die des Flußadlers (Pandion haliaëtos), sehr gestreckt und dabei an beiden Polen abgestumpft, fast walzenartig.

Der Condor oder Königsgeier, Sarcorhamphus gryphus *Dum. & L.*, ein Bewohner der Anden, von Quito bis zur Magelhaens-Straße durch fast 50 Breitegrade, horstet 10—15,000′ über dem Meere; deßhalb konnten wir die Eier aus dem Naturzustande noch nicht erlangen. In der Gefangenschaft, im zoologischen Garten zu Berlin gelegte, davon eines vorliegt und andere verglichen werden konnten, sind die größten aller Raubvogel-Eier, 7 Drachmen 13 Gran schwer, 3″ 11‴ bis 4″ lang, 2″ 7—8¼‴ breit, gestreckt-oval, rein weiß, innen gelblich, in der Schalenmasse an die Gallinazo-Eier, im Korn mehr an die der ächten Geier sich anschließend, mit einzelnen blasenartigen Erhöhungen und knolligen Körnern versehen, wohl zartkörniger und leichter als die normalen aus der Wildniß.

Fig. 5 führt uns endlich noch das Ei des **bärtigen Geieradlers** oder Lämmergeiers, Gypaëtos barbatus *Storr*, vor, eines Vogels, der kein ächter Geier, sondern eine Mittelgattung zwischen diesen und den Adlern ist, sich schon in der Lebensweise, als kühner Räuber, und durch Ungeselligkeit von jenen unterscheidet. Er horstet in den savoyischen und Schweizer-Alpen, hier, da ihm stark nachgestellt wird und er sich nur schwach vermehrt, alljährlich nur noch in den Gebirgen von Tessin, Bünden, Wallis und Bern, früher in den Ur-Cantonen, im Entlibuch, in den Glarner- und Thur-Alpen. Im Säntis-Stock, Cantons Appenzell, heißt noch jetzt eine nackte Felspyramide der „Gyren-Spitz". Da er überall sehr vereinzelt haust, müßte es uns in Erstaunen setzen, daß die Schußlisten des vorigen Jahrhunderts große Reihenfolgen von „Jochgeiern" als im bairischen Tyrol, z. B. am Königssee bei Berchtesgaden unterhalb des Wazmann, erlegt nennen, wüßten wir nicht, daß die Aelpler jeden, selbst den kleinsten Raubvogel Geier nennen, so daß sich mindestens annehmen läßt, es seien auch die Steinadler miteingerechnet worden. In Griechenland kannte ihn schon Aristoteles, der jüngere Gmelin fand ihn in Persien, Pallas in Sibirien in den daurischen Hochalpen, zwischen den Flüssen Tschikoi und Onon, zwischen Lena und Amur, seltener auf dem Sejanskischen Joch. Schlegel hat die sardinische und pyrenäische Rasse als Gypaetos occidentalis unterscheiden zu müssen geglaubt; v. Middendorff und Andere betrachten sie aber nur als untergeordnete Spielart oder überhaupt als unhaltbar, und der ebengenannte Forscher identificirt unter Anerkennung einer Afrika eigenthümlichen Art auch ausdrücklich den Bartgeier vom Altai (Gypaetos altaicus *Gebler*, mit bis auf die Zehen dicht befiederten Tarsen) und den vom Kaukasus mit dem der europäischen Central-Alpen; von diesem haben Keyserling und Blasius nach südafrikanischen Exemplaren den beträchtlich kleineren, sehr lebhaft gefärbten, an den Läufen nur oben befiederten Gypaetos meridionalis unterschieden. Rüppel, Heuglin u. A. trafen letzteren auch auf den höheren Gebirgen Arabiens (Djebel-Serbal und Sinai), Abyssiniens und Nubiens. Brehm, der Vater, nennt den Bartgeier der Schweizer-Alpen mit dem der Pyrenäen Gypaetos grandis, gibt den der afrikanischen Form zukommenden Namen meridionalis dem sardinischen sammt dem griechischen Vogel, indem er die Schlegel'sche Benennung streicht und den afrikanischen in Gypaetos nudipes umtauft, ein Verfahren, durch welches die Nomenclatur nicht gerade vereinfacht worden ist.

Der Horst des europäischen Geieradlers steht stets in den höchsten, schwer zugänglichen Felsenklüften der Mittelgebirge oder auf Absätzen solcher Wände, welche von oben her einigermaßen gedeckt sind. Pallas gibt ihm einen Durchmesser von 4', nennt ihn flach aus Lärchenästen erbaut, mit einem Napf von Schafwolle, Gemsen- und Roßhaaren, sowie Federn, die durch den Koth der Geier verbunden sind. Steinmüller gibt einen Umfang von nur etlichen Fußen, nennt den Horst aber gleichwohl so geräumig, daß die Alten und Jungen bequem zugleich darin neben einander sitzen können; nach ihm befindet sich zuunterst eine Lage kreuzweis über einander gelegten starken Reisholzes, über diesem eine Menge alten Heu's und Strohs, und erst auf dieser Grundlage das eigentliche Nest, das einem runden Kranz aus der Ferne ähnlich sehe; dieser innere Bau bestehe zu allererst aus zarten in einander geflochtenen und gesteckten Reisern, welche mit Moos und Kräutern, zuletzt mit dem Flaume der Erbauer ausgefüttert seien. Aehnlich beschreibt F. v. Tschudi, nur nennt er kein Stroh, sondern Heuhalme, Farrnkräuter und Stengel, auch schätzt er, daß die Stoffe ohne die Unterlage das größte Heutuch ausfüllen würden. Schinz trennt Unterlage und Napf nicht so scharf von einander, sagt blos, grobe Reiser und Wurzelfasern seien hoch aufgetragen, nur zuweilen etwas dürres Gras, Flaumfedern aber blos einzeln und wohl zufällig beigemengt. Natürlich sind dieß Alles nur aus dem Munde der Gebirgsjäger gesammelte Angaben, denn noch kein Naturforscher hat einen Horst selbst bestiegen. Die Legezeit fällt in den Februar und März; Meißner fand bei einem im Februar geschossenen Weibchen ein fast legereifes Ei, zwar noch ungefärbt, aber schon hartschalig und grobkörnig. Die Zahl der Eier beträgt 2—3, höchstens 4, obwohl die früheren Angaben (nach Steinmüller) bis zu 7 annahmen. Ausgeblasen sind sie bis 5½ Drachmen schwer, 2″ 9‴ bis 3″ lang, 2″ 3—5½‴ breit, zur scheinbaren Größe des Vogels etwas klein, der wirklichen aber vollkommen angemessen, da der lange Schwanz und die beträchtliche Flugweite ihn weit größer erscheinen lassen, als er bei einem Gewicht von 11—20 Pfund in seinem schmalen Rumpfe ist, denn für die Größe der Eier sind weniger die Dimensionen der Extremitäten als das Körpervolumen maßgebend. Ihre Gestalt ist die aller großen Tag-Raubvögel-Eier, ihr Glanz mäßig. Sie sind bald auf gelblich-weißem Grunde sparsam, am einen Ende am stärksten, blaß braungelb verwaschen gefleckt, bald einfarbig hell erbsengelb, so daß man nur mühsam die Spuren einer Fleckung wahrnimmt, meistens mit hellbraunrothen, bald mehr lehmgelben, bald roströthlichen, bald in's Fleischfarbene ziehenden, feinen, verwaschenen Fleckchen gleichmäßig überdeckt, wodurch sie in einem der Unterseite des Gefieders auffallend entsprechenden bräunlichen Orange-Roth einfärbig gewässert erscheinen. Im Bädeker'schen Eierwerk ist dieser Art ein Ei zugeschrieben, welches in Größe und Färbung selbst von den größten und am dunkelsten gefärbten griechischen Exemplaren wesentlich abweicht, einem kleinen Ei des grauen Geiers sehr ähnelt und mir deßhalb vorläufig höchst problematisch erscheinen muß, da der diesem Bildwerke beigegebene ganz unkritische Text weder über Herkunft noch Beschaffenheit der Schale Aufschluß gibt. Die alten Autoren, Steinmüller, Meißner, Schinz, auch Pallas, und nach ihnen Meyer, Naumann und Thienemann (im älteren Werk), gaben theils nach dem ungefärbt aus dem Leibe geschnittenen Stück, theils nach Angaben der Gemsjäger die Eier rein weiß, schmutzig weiß oder unordentlich mit braunen Flecken bestreut, sehr rauhschalig und größer als die der Hausgans an. Wie der Vogel zwischen den Geiern und Adlern steht, so ist auch die Textur der Eischale geier-adlerartig, während entsprechend die Eier der

Aasgeier eine an die Raben-Eier erinnernde Körnung zeigen. Die einzelnen Erhabenheiten sind zwar etwas flach wie bei den Geier-Eiern, allein die aus ihnen gebildeten Züge sind höher und greifen in einander, sie haben runde Hervorragungen und dreieckige oder in die Länge gezogene faltige „Nadelstich"-Poren, in denen häufig ein „Sandkorn" sitzt; einzelne zusammenhängende größere Kornanhäufungen sind gerundet und aus Verschmelzung vieler kleiner Körner entstanden. Diese Eier gehören zu den seltensten Europäischen; Lindermeyer hat im Laufe langer Jahre kaum ein halbes Dutzend in Griechenland erlangen können; Dr. Staudinger hat eines aus Sardinien gebracht; aus den Pyrenäen sind die ächten in sehr blassen Exemplaren selten, häufiger dagegen falsche, d. h. künstlich gelb gefärbte, sehr kleine des weißköpfigen Geiers unter diesem Namen gekommen; da sich die betrüglich aufgetragene Farbe mit Weingeist entfernen läßt, da die Körnung verschieden ist und die ächten innerlich gelblich, die Eier des Vultur fulvus aber grünlich durchscheinen, so läßt sich nur ein Ungeübter täuschen. Die Brutzeit dauert 4 Wochen und darüber, die Jungen sind weißlich beflaumt und haben wegen der großen Köpfe und unförmlichen Bäuche ein sehr widerliches Ansehen; die Alten, welche besonders in dieser Zeit starke Räuber sind, tragen ihnen Eichhörnchen, Hasen, Lämmer u. dgl. zu und vertheidigen kühn den gefährdeten Horst. Sie werden erst spät selbstständig; v. d. Mühle erhielt bei Nauplia noch im Juni einen offenbar frisch abgeflogenen Vogel, chocoladebraun mit noch unausgewachsenen Federn und eben hervorsprossendem Bart.

v. Kg. W.

Der Louvre.

In alten Zeiten stand da, wo sich gegenwärtig „der Palast der Künste" — denn dieß ist der Louvre — erhebt, eine stolze Königsburg, in welcher schon König Dagobert seine Residenz gehabt haben soll. Sicher ist, daß diese Burg im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert der Sitz der Herrscher Frankreichs war, und daß die Letzteren oft und viel ihren dicken Mauern mehr vertrauten, als ihren geliebten Unterthanen. Im sechzehnten Jahrhundert jedoch wurde die Festung, nachdem sie so manchen Sturm ausgehalten und sogar zwei- oder dreimal einer förmlichen Belagerung getrotzt hatte, baufällig, und Franz I. ließ sie daher abreißen, um im Jahre 1541 den Grundstein zu dem heutigen Louvre zu legen.

Es war ein Riesenwerk, das er unternahm, und er mußte daher, wie natürlich, dessen Vollendung seinen Nachfolgern überlassen. Sollte doch der Palast größer werden als irgend ein Königsschloß der Erde! Uebrigens trat schon sein Nachfolger, Heinrich II. (ein Fürst, der sonst weniger durch sich selbst, als durch seine Gemahlin Katharina von Medicis bekannt ist) würdig in seine Fußstapfen und setzte den stolzen Bau fort. Von ihm rührt der ganze Flügel her, welcher im Süden gegen die Seine hin steht, und er war es auch, der die große Freitreppe, sowie den Saal der Karyatiden (von dem später die Rede sein wird, wenn wir auf den Inhalt des Louvre kommen) erbaute. Sein Sohn Karl IX. fügte unter der Vormundschaft seiner Mutter, der obengenannten Katharina, ebenfalls einen Flügel hinzu, denjenigen, welcher an den „Garten der Infantin" (dieser Garten ist jetzt durch weitere Bauten fast ganz verschwunden) grenzte, und von Heinrich IV., dem Schwager Karls IX., rührt der weiter gegen den Fluß hin gelegene Theil des Schlosses her. Dieser letztere König war es, der zuerst den Gedanken erfaßte, den Louvre mit den inzwischen entstandenen Tuilerien zu verbinden, ohne jedoch diesen Gedanken zur Ausführung bringen zu können. Unter Ludwig XIII. wurden die Anbauten noch großartiger betrieben, denn er verlängerte den südlichen Flügel, vollendete den Pavillon de l'Horloge, und begann die beiden, sich gegen die Tuilerien hinziehenden Haupttheile im Norden und Osten, um so den Gedanken Heinrichs IV. zur Wahrheit zu machen. Hieran arbeitete auch Ludwig XIV.; denn er ließ sich von seinem berühmten Baumeister Perrault einen abermaligen, genau detaillirten Plan zur Verbindung der beiden Königsschlösser entwerfen und schritt sofort zur Ausführung desselben. Allein der „große König" hatte zu viel auf einmal unternommen, um Alles fertig zu bringen, und namentlich verschlangen die Bauten von Versailles so ungeheure Summen, daß der Louvre wiederum unausgebaut blieb. Ludwig XV., sein Nachfolger, war noch weniger der Mann dazu, das stolze Gebäude zu Ende zu führen, doch wurden in dessen Innerem nach den Vorschlägen Perraults von den Künstlern Gabriel und Soufflot bedeutende Verbesserungen und Verschönerungen vorgenommen. Während der Revolution geschah nichts für den Louvre, und derselbe drohte bald gänzlich zu zerfallen, als Napoleon I. im Jahre 1805 eine gründliche Wiederherstellung befahl. Er dachte ernstlich daran, den Palast zu vollenden, allein das Kaiserreich ging unter, ehe die Vollendung möglich war. Ludwig XVIII. und Karl X. hatten an andere Sachen zu denken, als an den Louvre, und Louis Philipp liebte das Geld zu sehr, als daß er es nicht nützlicher, denn zu Kunstbauten, zu verwenden gewußt hätte. Als sodann später die Republik proklamirt wurde, erschien zwar ein Dekret, welches die Fortsetzung der Arbeiten am Louvre anbefahl, allein es blieb bei dem Dekrete, und gebaut wurde wenig. So war es dem jetzigen Kaiser der Franzosen vorbehalten, die letzte Hand an's Werk zu legen, und in der That griff dieser den Bau nach dem großartigen Plane seines Baumeisters Visconti mit einer solchen Energie an, daß die Riesenarbeit jetzt als vollendet betrachtet werden kann. „Es galt," so sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „den Place du Carrousel zu nivelliren, ohne, trotz der tiefern Lage des Bodens, die Grundmauern der Gallerie Heinrichs II. zu verschütten, es galt, den Mangel an Uebereinstimmung des Pavillon de l'Horloge mit dem gegenüberliegenden zu verdecken, es galt, den Neubauten eine Gestalt zu geben, welche mit der Architektur des Louvre und der Tuilerien zugleich harmonirte." Und all' dieses ist in wenigen sieben Jahren, von 1850 bis 1857, gelungen; der Louvre ist nördlich und östlich bis zu den Tuilerien



Galerie du Louvre.

hin fortgesetzt, und dieselben Mauern umschließen die Kaiserburg wie den Palast der Künste; Beide sind Eins geworden, aber die Neubauten sind fast größer und prächtiger, als die alten Paläste selbst, und waren nur möglich durch einen Aufwand von mehr als fünfundsiebzig Millionen Franken. Man sieht, Napoleon III. hat viel Aehnlichkeit mit den alten Pharaonen Aegyptens, von denen die Pyramiden herstammen!

Der Louvre selbst — ohne die Neubauten — bildet ein immenses Viereck mit vier großen Portalen, nördlich gegen die Straße Rivoli und den Place d'Oratoire, südlich gegen die Seine und den Pont des arts, westlich gegen den Place du Louvre und die Kirche St. Germain l'Auxerrois, und östlich gegen den neugeschaffenen Place Napoleon. Dieses letztere Portal ist das großartigste und zeigt das Standbild Frankreichs, das sich auf den Scepter stützt, umgeben von den Statuen der Intelligenz und der Arbeit, mit dem kaiserlichen Namenszug im Hintergrunde. Die Façaden des alten Louvre wurden von Pierre Lescot und Claude Perrault geschaffen, und sind äußerst kunstreich, besonders die östliche, deren zweiundfünfzig korinthische Säulen eine Höhe von 38 Fuß haben. Auch die Südfaçade ist in ähnlicher Weise mit Säulen, Pfeilern und Bildwerken geziert; doch ist der Baustyl hier ziemlich gemischt, da er fast durchaus der Rococcoperiode angehört. Der Mittelpavillon des alten Louvre trägt eine vierseitige Kuppel mit kolossalen Karyatiden von Sarrazin, und ist jetzt mit einer kräftigen, des Nachts hell erleuchteten Uhr versehen, den Mittelvorsprung der östlichen Façade aber krönt ein Giebel mit der Büste Ludwigs XIV., von Lemot gearbeitet und umgeben von der Minerva, den Musen und den Grazien. Geschmackvoller, wenn auch nicht reicher, sind die Façaden und Portale der „Neubauten". So stehen z. B. am Place du Caroussel in Blenden die Standbilder der berühmtesten Heerführer aus der Zeit der Republik und des Kaiserreichs: Hoches, Kleber, Lannes, Massena, Desaix, Marceau, Soult und Ney, und auch die Gallerien sind mit einer langen Reihe von Standbildern besetzt; nur stellen diese keine militärischen, sondern literarische oder künstlerische Berühmtheiten vor, wie: Lafontaine, Paskal, Mezeray, Molière, Boileau, Fenelon, Larochefoucauld, Corneille ꝛc. ꝛc.

Der Zweck des Louvre war, wie wir gesehen haben, ursprünglich der, ein Königspalast zu sein, und in der That diente er lange Zeit den Königen von Frankreich zur Residenz. Der Erste, der drin wohnte, war Heinrich II. (denn unter Franz I. konnte der Palast noch nicht bezogen werden), der Gemahl der Katharina von Medicis, und durch diese Frau erhielt das Schloß gleich zum Anfang eine Weihe, die mit einer Verwünschung fast gleichbedeutend ist. Nachdem nämlich Heinrich II. gestorben und Karl IX. König geworden war, galt in Frankreich

viele Jahre hindurch nur allein der Wille Katharina's, der Königin-Mutter, und es begann eine Blutherrschaft, wie sie kein Land der Erde je blutiger gehabt hat. Am 19. August 1572 nämlich feierte man im Louvre die Hochzeit der Schwester Karls IX., Margarethe v. Valois, mit dem König von Navarra, der nachher als Heinrich IV. den Thron Frankreichs bestieg, und zu dieser Hochzeit hatten sich — da Heinrich von Navarra Protestant war — die meisten Hugenottenführer eingefunden. Solches Alles war das Werk der blutigen Katharina, welche die Vertilgung aller Protestanten oder Hugenotten beschlossen hatte. So gab man denn, alle feierlich geschworenen Eide mit Füßen tretend, in der Nacht des 24. August, nur fünf Tage nach der Hochzeit, vom Louvre aus das Zeichen (der Thürmer der nahen Kirche St. Germain l'Auxerrois mußte dieses Zeichen mit dem Anziehen der großen Glocke seiner Kirche beantworten) zur meuchlerischen Niedermetzelung aller Hugenotten, der Freunde und Genossen des eben erst erworbenen Tochtermanns und Schwagers, und vom Louvre aus zogen die Garden, die man daselbst versteckt gehabt hatte, in das Hôtel Ponthieu (da wo jetzt das Café Coligny sich befindet), um den berühmten Hugenottenführer, den tapfern Admiral Coligny, nebst allen seinen Kampf- und Religionsgenossen zu ermorden, während Karl IX., angefeuert von seiner Mutter, an einem Eckfenster seines Schlosses stand und unermüdet durch drei volle Stunden hindurch auf die Hugenotten schoß, die, von Straße zu Straße sich fortkämpfend, im Louvre, in der Burg ihres Souveräns und Königs, Schutz suchen wollten! Das war die Bartholomäusnacht, die blutigste und verfluchteste in der Weltgeschichte, denn sie war ein Meuchelmord im Großen und bedeutete die Infamität in ihrer Vollendung! Dennoch, trotz dieser gräßlichen That, grauste es dem König Karl IX. nicht, im Louvre wohnen zu bleiben, und auch seine Brüder und Nachfolger schlugen dort ihre Residenz auf. Ja sogar Heinrich IV. that dieß, und zwar bis zu seinem Tode, wie man denn noch jetzt das Paradebett zeigt, auf welchem sein Leichnam nach seiner Ermordung ausgestellt war. Ludwig XIII. aber bewohnte das Schloß bereits nur noch zeitweise und zog den Aufenthalt in St. Germain vor. Noch weniger liebte es Ludwig XIV., der Versailles zu seiner Residenz erkor, im Louvre zu wohnen, und nach ihm verlor es ganz und gar den Charakter als Königsresidenz, wozu die Republik und nachher das Kaiserreich am meisten Veranlassung gaben, denn diese beiden verwandelten den Palast in eine „Wohnstätte der Künste".

Franz I. schon war zu der Einsicht gelangt, daß Frankreich, um die Stufe der Civilisation, die ihm gebührte, zu erreichen, aus der Armuth im Reiche der Kunst, in welcher es zu seiner Zeit noch lebte, hervortreten müsse, und ließ, um den Kunstsinn unter den Franzosen zu wecken, nicht blos eine ziemliche Anzahl von berühmten Gemälden und Bildern in Italien ankaufen, sondern bewog auch, und zwar mit großen Geldopfern, die großen und unsterblichen Maler Andrea del Sarto und Leonardo da Vinci, nebst verschiedenen anderen bedeutenden Künstlern, ihre Ateliers in Paris aufzuschlagen, wo sie den angesehensten Würdeträgern gleich am Hofe lebten. Die Gemälde ließ der König in Fontainebleau aufstellen, und bemühte sich, durch Aufmunterung junger Talente eine französische Schule zu gründen. So that Franz I., aber seine Nachfolger setzten das von ihm begonnene Werk leider nicht mit demselben Eifer fort, so daß es fast wieder zu zerfallen drohte. Hatte doch Ludwig XIV. gar noch die Barbarei, die Gemäldesammlung von Fontainebleau zu entfernen und in Versailles zu seinem Privatvergnügen einzuschließen, dem Publikum den Eintritt gänzlich verwehrend! Solchem Treiben machte die Republik ein Ende, und der Convent ordnete im Jahre 1793 an, daß alle von Franz I., Ludwig XIII. (eigentlich Cardinal Mazarin) und Ludwig XIV. gesammelten Gemälde im Louvre, und zwar in der großen östlichen Gallerie gegen die Tuilerien zu, vereinigt und öffentlich für das Publikum ausgestellt werden sollen. Aus diesem kleinen Anfang nun schuf Napoleon das Rechte; denn er ordnete nicht blos eine gründliche Restauration des Louvre an, er befahl nicht nur die Säle und Zimmer so herzurichten, daß sie zur Aufnahme der Kunstgegenstände passend wurden, sondern er brachte auch eine solche Menge von Gemälden und andern Kunstschätzen aus Italien, Deutschland, Holland und sonstigen Ländern der Welt herbei, daß der Louvre von jener Zeit an zu einem großartigen „Palast der Künste" wurde, und diese seine Bestimmung, besonders nach dem, was Napoleon III. auf ihn verwandte, wohl nie mehr verändern wird; denn in der That sind hier mehr — antike und neuere — Schätze aufgehäuft, als sonst in irgend einer Sammlung auf Erden!

Die Sammlung zerfällt in eilf Museen: das Museum für Gemälde, das Museum für die alte und das für die neuere Bildhauerkunst, das für die Zeichnungen, das für die Kupferstiche, das für die Marinegegenstände, das Museum der Souveraine, und endlich das ägyptische, das assyrische (asiatische), das amerikanische und das algierische Museum. Natürlich ist hier nicht der Platz, in die näheren Details einzugehen, und so führen wir blos das zu sagen unumgänglich Nothwendigste an. Was also zuerst die Gemäldesammlung anbelangt, so sind in derselben außer der Byzantinischen alle Malerschulen vertreten, namentlich die italienische, spanische, niederländische, deutsche und französische Schule. Wir treffen Bilder von Raphael, Tizian und Correggio ebensogut, als von Paolo Veronese, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Salvator Rosa u. s. w. Sehr zahlreich sind die Gemälde der niederländischen Meister, und namentlich finden sich Stücke von Rubens, Van Dyk, Rembrandt, Terburg, Ostade, Teniers, Gerhard Dow und Andern vor. Auch einige Murillo's sind da, und Bilder von Domenichino, Velasquez u. s. w. Holbein, unser berühmter Landsmann, Lucas Kranach und andere Deutsche haben ebenfalls ihr Contingent geliefert; am zahlreichsten vertreten aber ist die französische Schule, die ältere wie die neuere, und wir brauchen nur die Namen Poussin, Lesueur, Claude Lorrain, Lebrün, Watteau, Vernet, Greuze, David, Géricault u. s. w. zu nennen, um einen Begriff von der außerordentlichen Reichhaltigkeit der Sammlung zu bekommen. Etwas weniger zahlreich sind

die Bildhauerarbeiten vertreten, wenigstens die antiken; doch trifft man eine Venus, den Apfel des Paris in der Hand, ein Apollostandbild aus der Villa Borchese, die Diana mit der Hirschkuh, einen Marsyas, den Romulus und Remus, die Minerva, den berühmten „borghesischen Fechter", die Bildsäule des Demosthenes", verschiedene Büsten römischer Kaiser u. s. w. Die schönsten derselben sind in dem „Saal der Karyatiden" aufgestellt, in demselben Saale, in welchem Heinrich IV. seine Vermählung mit Margarethe v. Valois feierte, und in welchem 38 Jahre später sein Leichnam ausgestellt war; — in demselben Saale, in welchem im Jahre 1593 die Ligue ihre Sitzungen hielt und in welchem das Jahr darauf der Herzog v. Guise die Tollsten derselben ermorden ließ; — in demselben Saale, in dem später, 1659, Molière sein Theater aufschlug und, selbst mitspielend, den König mit dem ganzen Hofe zu ewigem Gelächter hinriß! Die Karyatiden rühren von verschiedenen Meistern her, diejenigen unter dem vortretenden Erker vom Bildhauer Jean Goujon, einem Hugenotten, der am Morgen der Bartholomäusnacht hier, während er an der Arbeit war, erschossen wurde! — Weit zahlreicher als die antiken sind die neueren Bildhauerwerke, welche in fünf großen Hallen kaum Platz finden. Die besten rühren von Coycevox, Puget, Coustou, Houdon und Chaudet her, und die neuesten Arbeiten lieferten Canova, Bosio und Rutschiel. — Die Sammlung der Kupferstiche und Zeichnungen ist äußerst reich, und besonders haben die letzteren für Künstler und Kunstschüler einen unberechenbaren Werth, da sich viele Handzeichnungen von Titian, Raphael, Correggio, Albrecht Dürer, Rubens u. s. w. darunter befinden. Eben so interessant sind das assyrische (das Ergebniß neuerer Ausgrabungen am Euphrat und Tigris, in Ninive und Babylon, sowie Sammlungen aus Kleinasien und Griechenland), das ägyptische (von Napoleons Feldzug in Aegypten herrührend und eine Menge von Sphynxen, Sarkophagen, Pharaonenbildern, Mumien u. s. w. enthaltend), das amerikanische (Ausbeute französischer Reisenden in Mexiko und Südamerika) und das algierische (erst im Entstehen begriffen) Museum. Das Marinemuseum ist eine äußerst reiche Sammlung von Schiffsbaugegenständen aller Arten und aller Zeiten, von Modellen, Plänen, Maschinen, Waffen, Werften, Pumpen, Tauwerk, Anker, Ketten, Zeichnungen, Globussen 2c. 2c.; allein für die Laien dürfte wohl das letzte Museum, das der Souveraine, die meiste Anziehungskraft haben. Dasselbe füllt nicht weniger als fünf Säle, welche alle mit dem reichsten Deckenwerke versehen sind und von Gold- und Seiden-Draperien strotzen. Man sieht hier (in den ersten vier Sälen) eine Menge Harnische und Panzerrüstungen früherer französischer Könige, besonders die von Franz I. und Heinrich IV., ferner die Krone Childerichs, des Merowingers, den Thronsessel des Königs Dagobert, die vollständige Kapelle Heinrichs III., das Taufbecken Ludwigs des Frommen, das Gebetbuch Karls des Kahlen, welches mit Edelsteinen und Elfenbeinschnitzwerk auf's Reichste verziert ist, den Helm und den Schild Karls IX., des Bartholomäusnachtmörders, den Scepter, das Schwert und die Sporen Karls des Großen, das Schmuckkästchen der Königin Anna, den Krönungsanzug Karls X., den Schreibschrank Louis Philipps, und eine Menge anderer Erinnerungen an die früheren französischen Herrscher. Der fünfte und größte Saal ist durchaus dem Andenken an Napoleon I. gewidmet. Da ist ausgestellt „die Wiege des Königs von Rom", in der nachher auch der Herzog von Bordeaux gewiegt wurde, das Feldbett des Kaisers, sein grauer Rock und „sein kleines Hütlein", das Taschentuch, womit er sich auf dem Todtenbette in St. Helena die Stirn wischte, die Kaiserkrone Karls des Großen (freilich nicht die ächte, denn diese befindet sich in Wien, wohin sie von Aachen aus kam), die er sich bei seiner Thronbesteigung auf's Haupt setzte, und eine Menge von andern Gegenständen, Waffen, Sätteln u. s. w., die von seinen begeisterten Anhängern sämmtlich als Reliquien verehrt werden. Sonntags ist es daher hier in diesem Saale immer sehr voll, voller als in irgend einem der übrigen Räume, und die Mehrzahl der Besuchenden besteht aus Offizieren und Soldaten.

Dieß ist der Inhalt des Louvre, freilich nur oberflächlich angedeutet, nicht des Näheren beschrieben. Von der ungeheuren Größe wird man sich einen Begriff machen können, wenn wir dem Leser sagen, daß Einer, der, ohne sich mit Beschauen nur im Geringsten aufzuhalten und ohne nur ein einziges Mal stehen zu bleiben, im gewöhnlichen Schritte vorwärts geht, volle drei Stunden braucht, bis er in allen Gallerien und Sälen herumgekommen ist! — Der Louvre ist (Montag ausgenommen) alle Tage von Morgens 10 bis Mittags 4 Uhr dem Publikum geöffnet.

Th. Gr.

Die Holzdiebe.

I. Die Entdeckung.

In einem kleinen Häuschen der Stadt Wildberg saß am reinlich abgewischten Tannenholztisch ein altes Mütterchen hinter einem Erbauungsbuch und las eifrig und andächtig in demselben. Ihre Nase, auf welcher eine rohgearbeitete Messingbrille balancirte, nickte oft bei besonders treffenden Stellen fast bis auf die großgedruckten Worte herab, welche die fromme Aufmerksamkeit der Alten so sehr in Anspruch nahmen.

Das nicht eben sehr geräumige Zimmer war durch den genannten Tisch, eine an der Wand hinlaufende Holzbank, zwei Stühle und eine im alterthümlichsten Styl construirte massive Kommode hinlänglich möblirt. Hinter dem großen Kachelofen, der allein fast den vierten Theil des Zimmerraums in Beschlag nahm, tickte eintönig die Schwarzwälderuhr, deren Zeiger auf halb 3 Uhr wies. Ein Hirschgeweih, an der Wand befestigt und mit einem Kittel von grünem Zeug belastet, ein hübscher Hirschfänger und ein Jagdgewehr mit gezogenem Doppellauf bekundeten die Wohnung eines Jägers. Auf der ganzen kleinen Haushaltung lag ein stiller Friede ausgebreitet, den das laute Sprechen und Lesen der andächtigen Beterin nicht störte.

Draußen im Freien, in welches die Zimmerfenster eine ungehinderte Aussicht gewährten, war's weniger freundlich. Man stand schon in der zweiten Hälfte des Decembers, welcher dießmal früher als gewöhnlich den winterlichen Schneemantel angezogen hatte. Ein scharfer, kalter Wind schnaubte und wetterte gegen die wohlverwahrten Fenster, daß sie zusammenklirrten, und von ihm gepeitscht wirbelten dichte Schneeflocken durch die Luft. Drunten im Thale hörte man die Nagold rauschen, deren Wellen, verstärkt durch den bedeutenden Schneefall, ungestüm gegen die Uferfelsen anprallten und sich tosend über die Wehre der drunten befindlichen Mühlen hinabstürzten.

Ein Fensterladen, wohl nur ungenügend an der Wand befestigt, wurde vom Winde gegen das Fenster geworfen, daß die Alte, ob dem dadurch verursachten Lärm erschrocken, in ihrem lauten Lesen innehielt.

„Daß es Gott erbarme!“ sagte sie, während sie das Fenster öffnete, um den Laden wieder zurückzuschlagen, und nun in den Aufruhr hinausblickte. „Daß es Gott erbarme! Wenn nur der Heinrich zu Hause wäre! Aber ich weiß wohl, er ist zu gewissenhaft — vor Abend mag er nicht von der Hut heimkehren.“

Und ein Seufzer gab diesen Worten noch größeren Nachdruck. Sie machte das Fenster wieder zu und sah nach dem Feuer im Stubenofen.

„Er soll wenigstens etwas Warmes antreffen, wenn er heimkommt,“ fuhr sie im Selbstgespräche fort. „Das richtet ihm den Magen ein. Das junge Blut will zwar von diesen Dingen Nichts hören, und meint, man könne schon 'was prästiren, ehe man krank werde. Aber wie geht's hernach? Du lieber Gott! Das hab' ich an meinem Mann selig erfahren. Der hat auch immer auf seine Gesundheit gepocht und drauf los gelebt in Regen und Schnee, bis es auf einmal über ihn gekommen ist und hat müssen Jahr' und Tag' siech und elend herumliegen, bis ihn unser Herrgott erlöst hat.“

Wieder begleitete ein Seufzer die letzten Worte.

„Heinrich hat all' das mitangesehen und hätt' sich sollen ein Beispiel dran nehmen. Aber da heißt's immer ‚der Dienst!‘ und wieder ‚der Dienst!‘ und hernach, wenn man sich im Dienst um die Gesundheit gebracht hat und fast um's Leben, dann kräht kein Hahn darnach, und man kann selber sehen, wie man sich hinausbringt. Was da! Es ist ein Unterschied zwischen Dienst und Dienst. Heinrich ist gewissenhaft und pflichteifrig wie nicht bald Einer, aber wenn er bei dem Wetter draußen herumläuft, das ist übertrieben, und am Ende dankt ihm kein Mensch drum, wenn er einen Schaden geholt hat, den ihm kein Doktor mehr wegkurirt.“

Nachdem die Alte unter solchen Herzensergießungen den Ofen besorgt hatte, kehrte sie wieder zu ihrem Buche zurück und las, wo sie stehen geblieben, laut und einförmig also weiter:

„Und der Prediger Salomo schreibt Kap. 1, V. 2: Es ist Alles eitel, ganz eitel. — Was hat der Mensch mehr von all' seiner Mühe — die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergehet — das andere kommt, die Erde aber bleibet ewiglich — und Vers 9: Was ist's das geschehen ist? eben das hernach geschehen wird — Was ist's das man gethan hat? eben das — man hernach wieder thun wird und geschiehet — nichts Neues unter der Sonne. Und Psalm 90 — sagt der Gottesmann Mose: Du lässest sie dahinfahren — wie einen Strom und sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras — das doch bald welk wird, das da frühe blühet — und bald welk wird und des Abends abgehauen wird — und verdorret. Das machet dein Zorn daß wir so vergehen — und dein Grimm daß wir so plötzlich dahin müssen. — Denn unsere Missethat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde — in's Licht vor deinem Angesichte.“ —

So weit war sie gekommen, als sie die Hausthür knarren hörte, worauf sie wieder im Lesen anhielt.

„Gottlob, er kommt doch jetzt heim,“ sagte sie aufathmend. „Mir fällt ein Stein vom Herzen.“

Rasche Tritte polterten die krachende Holztreppe herauf, die Thür ward heftig aufgerissen, und herein trat ein junger Mann, der in den Dreißigen stehen mochte. Ohne zu grüßen stellte er die Flinte in eine Ecke, warf die Jagdtasche und den Pelzrock ab, dessen Kragen seinen Kopf bis über die Ohren eingehüllt und so gegen die Ungunst der Witterung geschützt hatte. Dann ging er unwirsch mit dröhnenden Schritten in dem kleinen Zimmer auf und ab.

„Wenn nur diese ganze Försterei beim — verzeih' mir's Gott, es ist nicht mehr zum Aushalten.“

Also grollend schleuderte er zornig die Pelzkappe, die er noch auf dem Kopf hatte, auf den Tisch.

„So treib' ich's nicht fort; der Dienst kostet mich noch das Leben. Man muß sich zu Tode ärgern.“

„Was hat's denn gegeben?“ fragte die Alte, welche bisher besorgt den Bewegungen und Zornausbrüchen ihres Sohnes gefolgt war.

„Ach was!“ brummte der zurück, warf sich auf einen Stuhl und stützte den trotz der Kälte glühenden Kopf auf die rechte Hand.

Die Mutter ging und holte eine Tasse heißen Kaffee's, die sie vor ihn hinstellte.

„Das trinkst du,“ sagte sie zu ihm mit mütterlicher Behaglichkeit.

Doch er schob sachte die Tasse von sich weg und sagte:

„Bleib' mir nur heute mit der Brühe vom Halse, Mutter.“

„Oder soll ich dir lieber ein Krüglein Most heraufholen?“

„Laß, es ist unnöthig. Mich hungert's und dürstet's nicht.“

Die Mutter setzte sich und heftete mit gefalteten Händen einen bekümmerten Blick auf ihren aufgebrachten Sohn.

„Du mußt dich nicht so erzürnen, Heinrich,“ sagte sie; „es könnte dir schaden. Sirach sagt: Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Sorge machet alt vor der Zeit.“

„Meinetwegen! Sirach mag schwätzen was er will.“

„Aber Herr Je—, Heinrich, wie magst du nur so sprechen! Weißt du nicht, daß wir Gottes Wort in


1
2
3
4.
5
6

Ehren halten sollen? Es steht geschrieben: Betet ohne Unterlaß."

„Ja, und während ich beten würde, könnten mir die Spitzbuben noch ein halbes Dutzend Tannen weghauen."

„Was hat's denn gegeben?"

„Was es gegeben hat? Nichts, als daß sie mir im Thal drunten die schönste Tanne umgehauen haben. Oh! ich könnte mir alle Haare ausraufen! 's ist ewig Schade drum. So steht keine zweite im ganzen Forst."

„Ach daß Gott erbarm'! Die bösen, bösen Leute!" seufzte die Mutter.

„Ja, da hilft das Jammern und Lamentiren viel! Verbet' mir einmal diese bösen Leute. Ich will sehen, was du mit deinen Sprüchlein gegen sie ausrichtest. Gelt, gegen die Holzdiebe steht kein Recept in deinem Sirach?"

Der junge Mann mußte trotz seines Aergers über seine letzte Frage selber lachen.

„Hast du denn keine Spuren von den Thätern entdecken können?" fragte die Mutter, ohne auf Heinrichs Hieb gegen ihren Sirach näher einzugehen.

„Das ist ja gerade das Infamste bei der ganzen Geschichte, daß ich die Thäter kenne und doch Nichts gegen sie machen kann."

„Wer sind sie denn?"

„Niemand anders als der Florian von Holzbronn und seine Kameradschaft — ich kann sie an den Fingern abzählen."

„Aber wenn du sie kennst, warum zeigst du sie nicht beim Forstamt an?"

„Ich sage dir ja, ich kann Nichts gegen sie machen. Die Hallunken lassen sich nie auf der That erwischen, und ohne daß ich sie so treffe, kann ich sie nicht aufschreiben."

„Woher weißt du denn, daß der Florian und seine Kameradschaft die Thäter sind?"

„Daher, weil Niemand so frech stiehlt, wie diese Strolche. Wenn ich nicht Forstwart wäre und für ihre Waldfrevel, die ich nie zur Anzeige bringen kann, nicht regelmäßig meinen Wischer bekäme, so oft der Revierförster oder gar der Oberförster in meine Hut kommt, so könnt' ich mich über die Spitzbuben krank lachen, so schwunghaft treiben sie das Geschäft um, und so verflucht pfiffig greifen sie es an, um nicht dabei ertappt zu werden."

„Und wie bist du denn auf die Entdeckung gekommen, daß die Tanne, von der du sprichst, von diesen Leuten gehauen worden ist?"

„Ja laß dir nur einmal erzählen, wie mir's heute gegangen ist," sagte Heinrich, halb noch ärgerlich, halb lachend, indem er die vorher verschmähte Kaffeetasse zu sich heranzog und ausschlürfte.

(Fortsetzung auf S. 314.)

Tritonia-Arten.

(Taf. 40.)

Von der großen Familie der Iris-artigen Gewächse ist ein großer Theil auf dem Cap der guten Hoffnung zu Hause, von denen sehr viele schon längst in die europäischen Gärten eingeführt sind, und doch trifft man sie nicht so häufig bei uns an, als es ihre Schönheit verdient. Die Ursache mag theils darin liegen, daß ihre Cultur einige Aufmerksamkeit verlangt, theils aber auch darin, daß es Mode geworden ist, wie gewisse Kleidungsstücke zu tragen, so auch gewisse Pflanzengattungen zu cultiviren, ja es ist deßhalb der Ausdruck „Modepflanzen" ein in neuerer Zeit ganz allgemein gebräuchlicher.

Zur Modepflanze gestaltet sich schnell eine Pflanzengattung, welche von Natur aus verschiedenerlei Arten besitzt, und noch mehr, wenn sie dazu geeignet ist, mittelst künstlicher Befruchtung und Samenaussaat verschiedene Varietäten zu liefern. Ersteres ist bei dem Geschlechte der Tritonien der Fall, und an dem Zweiten ist gar nicht zu zweifeln, weil sie bei uns sehr gerne Samen ansetzen und für künstliche Befruchtung gewiß nicht unempfänglich sind. Man könnte deßhalb leicht fragen, wie es komme, daß eine solch' liebliche Pflanzengattung noch nicht zur Modepflanze geworden sei? — Die Antwort möchte von zweierlei Art sein, erstens, weil sie ihrer, wenn schon nicht schwierigen, doch besonderen Ansprüche wegen nicht so sehr für die allgemeine Cultur taugen, wie ein Pelargonium oder eine Rose, indem sie zu einer gelungenen Cultur eines kalten Gewächshauses oder, noch besser, eines frostfreien Kastens bedürfen, und zweitens, weil zufälligerweise noch kein eine reichhaltige Sammlung besitzender Gärtner oder Liebhaber die Augen der Blumenfreunde bei einer tonangebenden Ausstellung darauf gelenkt hat. Um diesen Mangel einigermaßen zu verbessern, wollen wir auf vorliegender Tafel den geneigten Lesern, welche sich für die Blumenwelt interessiren, einige recht zierliche Arten der zahlreichen Gattung vorführen. Es sind dieß folgende, sämmtlich auf dem Cap der guten Hoffnung einheimische Arten: 1. Tritonia fucata (die geschminkte), 2. T. refracta (die umgeknickte), 3. T. longiflora (die langblumige), 4. T. deusta (die verbrannte), 5. T. lineata (die liniirte), und 6. T. flava (die gelbe Tritonie).

Die Verschiedenheit der Form, Farbe und Zeichnung dieser hübschen Zwiebelgewächse ist so groß, daß Leute, welche mit den Gesetzen der natürlichen Verwandtschaft der Pflanzen nicht näher bekannt sind, die meisten der auf unserem Bilde befindlichen Arten als einander ganz fremd ansehen könnten, und doch sind sie sämmtlich, nebst noch einer größeren Anzahl anderer Arten, Glieder einer bestimmten Gattung.

Es ist durch obige Bemerkungen über ihre Cultur durchaus nicht behauptet, daß man diese Pflanzen gar nicht anders als mittelst besonderer Einrichtungen cultiviren könne, sondern nur angedeutet, daß zu einer wirklich

gelungenen Cultur in größerem Maßstabe solche Einrichtungen nothwendig seien. Mit einiger Sachkenntniß und Uebung kann man auch im Zimmer ein recht erfreuliches Resultat erzielen, wenn man nur die Hauptbedingungen zu erfüllen weiß, nämlich gute sandige Haide- oder Moor-Erde, Unterlage zerschlagener Topfscherben zu vollständigem Abzug des Wassers, Trockenheit während der Ruhezeit, mäßige Befeuchtung während der Vegetationsperiode, sehr gelinde, durchaus nicht zu warme Temperatur, und Stellung möglichst nahe am Fenster, wo ihnen frische Luft gegeben werden kann, so oft es die äußere Temperatur erlaubt. Wer gärtnerische Einrichtungen besitzt, dem wird es um so leichter, unter der gleichen Behandlung wie bei den andern Capzwiebeln, eine reizende Blüthenflor zu erlangen.

W. Neubert.

Die Holzdiebe.

(Forts. zu S. 313.)

„Wie du weißt, hatte ich einige Quittungen vom Forstamt nach Holzbronn zu tragen und wollte von da aus in's Thal hinab streifen. In Holzbronn stößt nun der Florian auf mich, grüßt mich lachend, daß ich gleich denke: der hat wieder einen Streich vor, fragt mich wohin ich gehe. ‚Auf die Streife,' sagte ich. ‚Dann haben wir einen Weg,' antwortete er; ‚ich will auf die Thalmühle hinunter, ein Bulacher hat mich zu einem kleinen Geschäft dorthin bestellt.' Was konnt' ich machen? Ich mußte ihn mitlaufen lassen. Wie wir hinaus auf den Weilerberg kommen und sehen den Wald vor uns liegen, da hörte ich Axtschläge im Forst, noch eine gute Strecke von uns weg. Der Florian fragte mich spöttisch, ob wir denn mit dem Holzmachen eine neue Mode angefangen hätten, da ich Holzhauer habe. Sein Lebetage sei es ihm nicht vorgekommen, daß man um die Christfeiertage Holz gehauen habe. Darüber noch mehr ergrimmt, als über die Holzdiebe, erwiederte ich ihm: er könne seinen Spott für sich behalten, ich wisse wohl, daß er auch einer von der sauberen Brüderschaft sei, welche am hellen Tage dem Staat sein schönstes Holz stehlen; sie sollen sich aber vor mir wohl in Acht nehmen, denn einmal erwische ich sie ganz gewiß, und dann werden sie sehen, wie es ihnen gehen würde. Darauf lachte der Florian hell auf, versicherte, ich thue ihm Unrecht, und ich sehe ja selber, daß er bei mir sei und nicht bei den Holzdieben; wie er denn an zwei Orten zugleich sein könnte? Und da wir eben am Walde standen, ging er von mir weg geradenwegs den Berg hinab, während ich noch etwa zwanzig Schritte weit auf der Höhe am Waldrande weiterschlich, um der Stelle näher zu kommen, wo ich die Axtschläge immer noch erschallen hörte, da rief mir auf einmal der Hallunke, der Florian, aus Leibeskräften zurück: ‚Herr Forstwart! Herr Forstwart!' Ich gab ihm keine Antwort; die Holzdiebe waren mir wichtiger als das, was er mir zu sagen haben mochte. Aber in diesem nämlichen Augenblicke, wo er meinen Namen rief, hörten auch die Axtschläge auf. Die Holzdiebe hatten ihn schreien hören. Ich, wüthend darüber, sprang, so schnell ich in dem hohen Schnee konnte, waldeinwärts der Stelle zu, wo die Axtschläge gefallen waren. Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß es bereits stark zu schneien und zu winden angefangen hatte. So kam's, daß ich vor den dichten Flocken nicht weit vor mich hin sehen konnte, und erst merkte, daß ich zur Stelle war, als ich beinahe über die gehauene Tanne stolperte. Richtig: der Hieb war ganz frisch, ich war an der rechten Stelle. Fußtritte sah ich viele, aber sie führten nach verschiedenen Seiten ab und zu. Ich schlug endlich nach einigem Besinnen die Fährte ein, welche nach der Thalmühle führte. So rasch ich konnte, eilte ich bergabwärts, wo möglich die Waldfrevler noch einzuholen. Aber das war vergebliche Mühe. Als ich auf die Landstraße gelangte, verlor sich jede Spur in dem frischgefallenen Schnee, und ich ging auf Gerathewohl weiter. In der Thalmühle saß der Florian allein, grüßte mich wieder mit einem Lachen, für das ich ihm hätte das Genick brechen mögen, fragte mich, ob ich die Spitzbuben erwischt habe und wer sie gewesen seien. Statt aller Antwort fragte ich ihn, wie er dazu gekommen sei, mich im Forste droben noch einmal anzurufen, und so laut, daß dadurch die Holzfrevler von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt worden seien. Da sagte der Gauner, er habe mir nur sagen wollen, auf der Thalmühle sei frisches Bier zu haben, und wenn ich mit der Streife fertig sei, könnte ich auch auf ein Stündchen hinunter kommen; bei dem ‚ungattigen' Wetter werde doch kein Mensch in den Wald gehen, um Holz zu holen. Ich gab ihm eine derbe Zurechtweisung für sein Geschwätz, aber er lachte blos vor sich hin. Im Grimm stürzte ich nur geschwind einen Schoppen Bier hinunter und lief heim. Und nun darf ich die halbe Nacht draußen auf der Lauer liegen, damit die Tanne nicht geholt wird, ehe ich dem Forstamt die Anzeige gemacht habe."

Die Mutter erschrak über dem Entschlusse ihres Sohnes, bei solchem Wetter eine Nacht im freien Walde zuzubringen, aber er war nicht von demselben abzulenken.

Wirklich machte er sich noch spät am Abend auf den Weg in den Forst. Um zwölf Uhr kehrte er heim, auf's Neue voll Zorns. Der Florian und seine Gesellschafter liegen alle besoffen in der Thalmühle, erzählte er der Mutter, die werden für diese Nacht nichts mehr unternehmen, dafür stehe er. Bis 10 Uhr sei er in der Nähe der umgehauenen Tanne geblieben; dann sei er noch geschwind auf die Thalmühle hinunter, um sich für die weitere Wacht mit einigen Schoppen zu stärken. Da sei er eben dazu gekommen, wie man die ganze Kameradschaft in einem Zimmer auf's Stroh gelegt habe, um ihren Rausch auszuschlafen. Auf das hin sei er heimgegangen.

So berichtete er und legte sich dann selbst auch zu Bette, entschlossen, morgen am Tage wieder zu streifen. An der Tanne sollten die Diebe sich fangen, das hatte er sich fest in den Kopf gesetzt.

II. Ein Anschlag.

In der rauchgeschwärzten, dampferfüllten Stube einer unscheinbaren Winkelkneipe der Stadt Calw sehen wir in

der Zeit, in welche uns unsere Geschichte versetzt, an einem Abend mehrere Männer um einen Tisch sitzen, den die düster brennende Lampe nur unvollkommen erhellte. Alles lauschte aufmerksam den Worten eines bärtigen Veteranen, welcher noch unter Prinz Eugen gegen die Türken gefochten hatte. Eben fängt er wieder an:

„Heiß ist's hergegangen vor Belgrad, das kann ich euch sagen, und die Türkenhunde haben manchem braven Christen das Bad gesegnet. Aber zuletzt haben sie doch dran müssen. Ich sag' euch, war das ein Gemetzel, wie wir in die Stadt hineingekommen sind! Haufenweise sind sie dagelegen in den Straßen, untereinander, Männer, Weiber und Kinder, und das Blut ist uns in den Straßen oben zu den Stiefelröhren hineingelaufen."

„Ein sauberes Vergnügen, das!" bemerkte einer der Dasitzenden.

„Mordelement! Wir haben's auch nicht des Vergnügens wegen gethan. Den Spaß haben wir erst hernach gehabt beim Plündern. Bomben und Granaten, das war ein Geldspiel, sag' ich euch, was wir da mitgenommen haben! So was habt ihr euer Lebetage nicht gesehen. Da hat ein Mancher, der als armer Teufel mit in den Krieg gezogen ist, genug geholt, daß er Zeit seines Lebens als großer Herr leben konnte."

„Das hätt' ich an deiner Stelle auch benützt," bemerkte spitzig ein Anderer. „Oder meinst du, es hätte dir was geschadet, wenn du statt dieses Batzenvierers tagtäglich deine Flasche Champagner trinken könntest?"

„Drum sieh', Käsperle, mir ist's eben ergangen wie dir," gab der Sprecher zurück. „Dir hat's man auch nicht an der Wiege gesungen, daß du deines Vaters wohlgefüllten Weinkeller austrinken und dann an diesem Krätzer die Kolik und Leibschneiden holen werdest."

Ein allgemeines Gelächter, in welches der Getroffene erzwungen mit einstimmte, unterbrach den Redenden.

„Ich habe auch einen Strumpf voll Dukaten beisammen gehabt," fuhr dieser wieder fort, als der Lachsturm sich gelegt hatte. „Aber ein lustiger Grenadier, dem jeden Tag eine Kugel oder ein Säbelhieb den Garaus machen kann, denkt nicht an morgen, sondern lebt halt in den Tag hinein. Und Mordelement, ich hab' auch keine Ausnahme gemacht. Hinaus hat's müssen. Unser Prinz Eugen, sagten wir zu einander, wird noch mehr solcher Türkennester auszunehmen finden. Da gibt's neue Beute, wenn die Türkenhunde uns nicht die Haut abziehen; und dann — nun dann brauchen wir auch kein Geld mehr und auch keine Erben — wir wollen unsere eigenen Erben sein. Und so haben wir's getrieben, flott, so lange es anging, und hungrig, wenn's Nichts mehr zu nagen und zu beißen gab."

„Aber," nahm wieder einer aus der Gesellschaft das Wort, „ich hab' mich schon oft darüber gewundert, wohin denn all' das viele Geld gekommen sei, das die Leute in der alten Zeit gehabt haben. Da hört und liest man immer, wie sie damals das Gold mit dem Simri gemessen haben, von dem Silber gar nicht zu reden, und wenn man heutzutage sich in der Welt umsieht, so fehlt's überall. Die paar recht reichen Leute, die es gibt, können doch nicht all' die Schätze allein besitzen."

„Das kommt daher," erklärte der Veteran, „weil damals noch nicht so viele Menschen auf der Welt gewesen sind; darum hat sich's auch nicht auf so Viele vertheilt."

„Aber ich weiß nicht — unser Calw z. B. hat vor dem dreißigjährigen Krieg mehr Einwohner gehabt, und ist doch damals reicher gewesen als jetzt. Das kann's also nicht allein sein."

„Das ist's auch nicht allein," sagte Käsperle wohlweise. „Da steckt noch 'was ganz Anderes dahinter. Seht ihr, im dreißigjährigen Kriege haben sie viel Geld und Gut vergraben, was man noch nicht wieder gefunden hat. Da steckt's."

Der weiland Grenadier lachte hell auf.

„Narrheiten!" sagte er. „Wer wird auch solches Zeug glauben. Das haben dir alte Weiber eingeredet, einfältiger Tropf."

„Du glaubst was du glaubst, und ich weiß was ich weiß," erwiederte Käsperle, ohne sich durch den heftigen Ausfall in Verwirrung bringen zu lassen.

„Wird 'was Rechtes sein, was du weißt," spöttelte der Veteran, den doch der Kitzel stach, zu erfahren, was Käsperle wußte.

„Des Schmalzbecken Hansjörgs Jakobfrieder von Altburg wirst du, schätz' wohl, gekannt haben," sprach Käsperle unerschüttert weiter, „und sein Geschwisterkind, des Flößermatthes Steffen von Zell gleichfalls. Es sind Beides Geschwisterkindskinder von meinem Vater selig gewesen. Die haben's meinem Vater tausendmal erzählt, während ich dabei gesessen bin."

Und was haben sie ihm erzählt?" fragte der Exgrenadier, immer noch ungläubig lächelnd, indem er sich den Schnurrbart strich und dann eine Prise nahm.

„Ich sollt' es eigentlich für mich behalten, weil du über Dinge, die du nicht verstehst, doch nur lachen kannst," sagte Käsperle zu dem Veteranen, indem er sich ein wenig kostbar machte.

„Heraus mit der Geschichte!" schrieen die übrigen Umsitzenden. „Nur erzählt, Käsperle!"

„Solche Sachen hör' ich für mein Leben gern!" versicherte einer.

„Mir geht's gerade so," bestätigte ein Anderer, und diese Versicherung ging von Mund zu Mund durch den ganzen Kreis.

„Nun, wenn's euch so darum zu thun ist, sagen kann ich's schon," ließ sich Käsperle herbei, indem er seinen Pfeifenstummel, dessen Feuer ausgegangen war, mit einem ‚Excusez' an der Lampe frisch anzündete. „Der Jakobfrieder und der Steffen sind einmal mit einander in Wildberg droben bei einem Holzverkauf gewesen. Dort verspäteten sie sich und brachen erst in der Nacht auf. Nun wisset ihr vielleicht, wenn man vom ‚Kohlersthal' den Berg hinauf kommt, auf dessen äußerstem Vorsprung die Waldecker Schloßruinen sind, so führt gerade auf der Höhe, von des ‚Geigerles Lotterbett' aus ein Weg nach dem Schlosse, gerade auf dem Berge fort, während der

Weg nach Calw bergabwärts geht. Nun die Zwei laufen aus Versehen, oder weil sie den Weg nicht recht kannten, in der dunkeln Nacht dem Schlosse zu. Da sehen sie schon auf eine kleine Entfernung ein Licht in den Ruinen. Aber es waren couragirte Männer, und so gingen sie drauf los. Wie sie nun auf der ersten Schloßmauer stehen und schauen über sie hinab — was meint ihr wohl, was sie gesehen haben? Zwei wunderschöne schwarzgekleidete Fräulein, die saßen an einer mächtigen Kiste und zählten euch baare, lichte, lautere Dukaten hinein, schurzvollweise."

Ausrufe der Verwunderung unterbrachen hier den Käsperle.

„Der Steffen, wie er immer ein zutäppischer, unbeholfener Mensch gewesen ist, stieß in der hellen Ueberraschung einen Fluch aus, und in demselben Augenblicke flog ihm eine unmenschliche Ohrfeige an den Kopf, und witsch — war Alles weg."

„Das ist Schade!" lachte der Veteran. „Ist das Alles, was du weißt, Käsperle?"

„Ist's nicht genug?" machte dieser. „Und wahr ist's, ich lasse mir den Kopf herabreißen. Ich hab's oft und viel selber mit angehört, wie der Jakobfrieder und der Steffen es erzählt haben."

„Es muß 'was dran sein," unterstützte ein Anderer den Eifernden. „Man hat mir auch schon mehrmals solche Dinge von diesem Waldeck erzählt."

„Ei, den Schatz würd' ich heben!" spöttelte der Kriegsmann weiter. „Das müßt' eine Freude sein, die blanken Goldvögel so haufenweise herausrollen zu sehen. Halbpart, Käsperle, ich halte mit."

„Spott' du, so lange du magst. Mir nimmst du den Glauben nicht," sagte der Gefoppte sehr ruhig, indem er behaglich an seinem Stummel nagte.

In diesem Augenblicke schlug es auf der Kirchenuhr die neunte Stunde. Der Veteran bezahlte seine Zeche und ging heim, ihm nach, wer solid zu Weib und Kindern hielt. Nur Drei von der Gesellschaft blieben sitzen, unter ihnen Käsperle. Der hatte sich's nicht groß anfechten lassen, daß der ungläubige Kriegsheld noch beim Abgehen ihm zugerufen: „Käsperle, laß dir's heute Nacht von dem Waldecker Burgschatz träumen."

„Meinetwegen," wandte er sich zu den bei ihm Zurückgebliebenen. „Der Valentin thut wohl so aufgeklärt und ungläubig; wenn ich ihm aber über kurz oder lang eine Handvoll Dukaten hinhalte, und sag' ihm: Das ist eine Erbschaft von Waldeck — dann will ich wieder sein Gesicht sehen."

„Ja, hast du denn wirklich Lust, der Sache weiter nachzugehen?" fragte der ihm Gegenübersitzende, den ein abgeschossener grüner Manchesterkittel bedeckte.

„Das mein' ich," entgegnete Käsperle. „Seit ich jene Affaire von dem Steffen und dem Jakobfrieder kenne, läßt mir's keine Ruhe mehr. Und ich lasse nicht nach, ehe ich einmal einen Versuch gemacht habe."

„Wie willst du das aber angreifen?" fragte der Manchestergrüne.

„Ja, Narr, wenn ich's wüßte, hätt' ich's schon lange angegriffen. Aber da steckt's eben. Seit Jahr und Tag fahnd' ich auf eine Wünschelruthe, aber noch ist mir's nicht geglückt, eine zu bekommen."

„Was ist denn das, eine Wünschelruthe?" fragte der Dritte in der Gesellschaft, ein kleiner, kränklich aussehender Mann in einem blauen Tuchwamms.

„Sieh', Melchior, das ist eine Zauberruthe, die zeigt Einem den Ort, wo Schätze verborgen liegen. Es gehört aber viel dazu — ich kann dir jetzt nicht Alles sagen, es wäre zu umständlich. Ja, wenn ich so eine hätte, da wär' ich bald ein gemachter Mann und würde mit keinem Oberamtmann tauschen."

„Das wäre der Mühe werth!" machte der Manchesterkittel, dem der Gedanke an solchen Reichthum das Wasser in den Mund trieb.

„Aber ich weiß schon, was ich jetzt thue," fuhr Käsperle fort. „Am Ende muß ich doch an's Ziel kommen, und die Mühe scheu' ich nicht. Ich habe ja immer übrige Zeit, seitdem man mir die Wirthschaftslast abgenommen hat."

„Aber hast du auch wirklich Aussicht, bestimmte Aussicht?" forschte der im blauen Wamms.

„Würd' ich mich sonst so lange damit abgeben? Narr, geholfen muß mir werden, so oder so. Geht's nicht im Guten, so geht's desto gewisser im Schlimmen. Ich mag nicht mein Lebenlang der Garnichts sein. Und was ein Anderer wagt, das kann ich auch wagen. Es kostet ja das Leben nicht, und das ist die Hauptsache."

„Ich hätt's nicht hinter dir gesucht, Käsperle," sagte schier verwundert Melchior, der Kleine. „Du hast ja mächtige Dinge im Kopf."

„Helf' was helfen mag! Man lebt nur einmal, drum möcht' ich dieß eine Mal recht leben, nicht so erbärmlich bettelhaft, wie die letzten Jahre her."

„Das ist wahr," klagte der Manchestergrüne. „Geschunden wird man so alt man ist, und die Herrenleute leben und schmarotzen von unserem sauren Schweiß. Schaden könnt's nichts, wenn auch einmal unser Einer ein wenig obenhin käme."

„Und du könntest 's auch brauchen," sagte Käsperle zu Melchior. „Gelt, wie dir dein Rothscheck letzthin gefallen ist, da hat dir's auch hoch heraufkommen wollen, und du hast schier vergehen wollen vor Elend und Verzweiflung."

Der Kleine seufzte, als er an den Verlust seiner Kuh erinnert wurde.

„Es gibt dir Niemand einen Kreuzer an den fünf Kar'lin, welche du eingebüßt hast," fuhr Käsperle fort, „und du mußt den Schaden allein tragen. — Sieh', darum sag' ich, Jeder muß selber sehen, wie er sich hilft, und wenn man sich helfen kann, da muß man's thun, auch wenn man sich's 'was kosten lassen müßte."

„Oh, ich ließ' mich's weiß nicht was kosten!" meinte Melchior.

Käsperle schaute vorsichtig in der dunkeln Stube umher, ob kein ungebetener Zuhörer in der Nähe sei, und da er nichts Verdächtiges erblickte (denn zwei Füße, die hinter dem Ofen hervorsahen, schienen dem schlaftrunkenen

Wirthe zu gehören, dessen Lieblingssitz die Ofenbank war), so sagte er mit gedämpfter Stimme zu den beiden Zechbrüdern:

„Höret, Männer, kann man ein Wort im Vertrauen mit euch reden?"

„Ich will hoffen, ja," sagte der Grünkittel, und zog ein Gesicht darnach.

„Aber schweigen müßt ihr können, versteht ihr wohl?"

„Du kennst uns dafür," versicherte abermals der Grünkittel, während Melchior nur nickte.

„Um es euch gerade heraus zu sagen: der Schatz muß in der nächsten Zeit gehoben werden."

„Das wäre!" rief Melchior.

„In den nächsten Tagen sogar, sag' ich euch. Ich hab' jetzt den Mann gefunden, der die Sache aus dem Fundament versteht."

„Ja?"

„Wenn ihr seinen Namen wissen wollet: es ist der Holzbronner Florian. Der kann mehr als Brod essen, das muß ich wissen. Und hätt' ich früher schon an ihn gedacht, ich hätte mich nicht so lange mit Nichts beholfen."

(Schluß auf S. 318.)

Das Seiden-Aeffchen, Hapale jachus.

„Wie können Sie nur eine Freude an Affen haben, diesen boshaften, häßlichen Carrikaturen des Menschen?" — So hört man häufig zarte Damen beim Besuch einer Menagerie oder eines zoologischen Gartens ausrufen. — Sie haben ganz Recht, meine Schönen, es gibt wirklich nichts Ekelhafteres, als ein ungezogenes Individuum der Paviane und anderer plumper Affenarten, allein es gibt auch Ausnahmen, und zwar sehr viele und erfreuliche, nur ist es selten vergönnt, dieselben im Leben zu schauen, weil die außerordentlich zarte Constitution dieser schöneren Arten nicht erlaubt, sie von ihrem heißen Clima nach Europa überzuführen. Versuche werden immerwährend gemacht, die meisten dieser zarten Thiere sterben aber bei der Ueberfahrt über das Meer, wo ihnen selten die ganz geeignete Pflege und Nahrung gegeben werden kann. Kommen einzelne gut auf dem europäischen Festlande an, so unterliegen sie gewöhnlich dem Einflusse unseres Winters, selbst in sorgfältigst geheiztem Raume. Die kleinste, überhaupt zu den zierlichsten Thierchen gehörende Affengattung, welche man hie und da in Europa als schnellvergängliches animalisches Kleinod zu sehen bekommt, ist das hier abgebildete Seiden-Aeffchen, Hapale jachus, bei dessen Anblick der gewöhnliche Abscheu vor dem Affengeschlechte weicht, und dagegen der Ausruf vernommen wird: „Ja so ein Aeffchen lasse ich mir gefallen, das ist ganz etwas Anderes!" — Ist ein solches Thierchen zahm, so entsteht ein förmlicher Wettstreit, welche der Damen es zuerst in die Hand bekommt, um es zu herzen, in das feine Spitzentuch einzuhüllen und kaum sich wieder von ihm trennen zu wollen. Denken Sie sich, die Sie etwa noch keines lebendig zu sehen Gelegenheit hatten, ein Thierchen, das schon eine gewisse Riesengröße erreichen muß, wenn es größer als ein gewöhnliches Eichhorn sein soll, das aber so, wie diese Art gewöhnlich bei uns zu sehen ist, die Größe eines Eichhorns bei weitem nicht hat, mit einem Pelzwerk bekleidet, das dem bei den Damen so beliebten Chinchilla wenig nachsteht, mit einem sehr langen buschigen Schweife und einer weißseidenen Frisur, aus welcher das schelmische Gesichtchen mit seinen ungemein lebendigen Augen wie aus einer Allongeperücke herausschaut. Das ungefähr ist die flüchtige Skizze dieser niedlichen Thierchen, welche nur schwierig in ihrer ganzen Zartheit bildlich dargestellt werden können. Unser Künstler gab sich alle Mühe, ein solches Thierchen in ruhigem, und ein zweites in gereiztem Zustande darzustellen, was ihm trefflich gelang, indem bei letzterem die reizbare Affennatur sich auch bei dem Miniaturgeschöpfe nicht verleugnet.



Seiden-Aeffchen.

Die Heimath dieser Affenart ist Südamerika, wo sie in den Wäldern der heißesten Gegenden zu finden ist. Ihre Nahrung besteht aus allerlei Früchten, nebenbei aber auch aus animalischer Kost, namentlich Spinnen, Mücken und andern Insekten. Hie und da vergreifen sie sich auch an größeren Thieren, namentlich jungen Vögeln, welche sie in den Nestern antreffen, und an Vogeleiern, welche sie mit ungemeinem Wohlbehagen ausschlürfen. In der Gefangenschaft ist ihnen frische Milch, feineres Obst und Backwerk am zuträglichsten. Fehlt es an saftigen Früchten, welche ihren Durst stillen, so trinken sie sehr gerne etwas Zuckerwasser.

Es gibt mehrere Varietäten dieser Affenart, welche sich durch die Farbe unterscheiden. Die auf der Abbildung befindliche, am öftesten nach Europa kommende, wohl auch hübscheste Art ist grau, welches dunkel, manchmal auch braun melirt ist; der langhaarige Schweif ist hell und dunkel geringelt; die Brust und der Kopf schwärzlich,

und die Haarbüschel, welche die Ohren umgeben, seidenartig weiß.

Von den größeren Affenarten unterscheiden sie sich namentlich dadurch, daß ihre Vorderfüße keine eigentlichen Hände haben mit getrennten Daumen und flachen Nägeln, sondern fünf neben einander stehende Finger mit langen gekrümmten Krallen wie die Eichhörnchen. An den Hinterfüßen haben sie einen wirklichen abstehenden Daumen mit flachem Nagel, und vier Finger mit Krallen wie an den Vorderfüßen.

Es wurde schon oben bemerkt, daß es sehr schwer hält, diese Thiere in unsern Ländern am Leben zu erhalten, desto merkwürdiger ist es, daß ein Liebhaber in Frankfurt a. M. schon mehrere Male das Glück hatte, sogar Junge von denselben zu erhalten, welche mit der sprüchwörtlich gewordenen Affenliebe von ihren Eltern aufgezogen wurden. Der Berichterstatter dieses hatte schon mehrere Pärchen, welche aber stets im Winter starben, mit Ausnahme des Weibchens von dem letzten Pärchen, welches nun schon drei Sommer und zwei Winter in Stuttgart in ungestörter Munterkeit am Leben ist. Es scheint, daß, wenn der erste Winter in Deutschland überstanden und der Zahnwechsel gut vorübergegangen ist, diese Thierchen, deren natürliches Alter nicht genau bekannt ist, doch etliche Jahre bei uns am Leben bleiben können.

W. Neubert.

Die Holzdiebe.

(Schluß zu S 317.)

„Woher hast du denn von dem Florian erfahren, daß —“

„Das ist mein Geheimniß,“ unterbrach Käsperle, „versteht ihr? Nicht als ob ich euch mißtraute — bewahre Gott! — aber ich darf's nun einmal nicht aussagen. Und 's ist ja auch gleichgültig, von wem ich's weiß — wenn ich nur den Mann kenne, der uns helfen kann. Ihr seid doch mit von der Parthie, nicht?“

„Bleibt dabei, ich halte mit,“ sagte der Manchestermann entschlossen.

„Und du, Melchior?“

„Ich weiß nicht recht — ist's nicht gefährlich? Ich hab' mir sagen lassen, wo Geister oder gar der Teufel mit im Spiele seien, da gehe es Einem um's Leben.“

„Potz Velten, bist du ein Mann! Wenn's gefährlich wär' — Narr, mir ist meine Haut so wenig feil, als irgend einem Andern. Hab' ich nicht schon vorhin gesagt, gefährlich sei's nicht? Schlag' ein, wenn du Herz hast!“

„Da!“ Und Melchior schlug ein.

„Schön!“ sagte Käsperle. „Was meint ihr dazu? Morgen will ich nach Holzbronn hinauf und mit dem Florian sprechen, daß er uns an die Hand geht. Ist's euch recht?“

„Ja,“ sagten die Beiden.

„Dann ist's nicht nöthig, daß Ihr morgen nach Holzbronn gehet,“ tönte plötzlich eine Stimme hinter dem Ofen hervor, und zu den beiden Füßen entwickelte sich rasch eine Mannesgestalt, welche mit einem Schritt vor den Verblüfften stand. „Wenn Ihr den Florian von Holzbronn suchet, der bin ich.“

Florian war eine kräftige, gedrungene Gestalt, mehr breit als groß, mit Kraushaar und kleinen verschmitzten Augen. Er trug einen braunen Tuchrock mit grünem Kragen, nach Jägerart.

Melchior und der Manchestermann waren ziemlich betroffen über die unerwartete Erscheinung; Käsperle dagegen sprach schnell gefaßt zu dem Fremden:

„Wenn Ihr der Herr Florian seid, so ist mir's schon recht; denn Ihr erspart mir dann einen Gang. Nun, Ihr habt wahrscheinlich mit angehört, was wir hier verhandelt haben; ich brauch' Euch also die Sache nicht noch einmal von vorne an zu expliziren. Sprecht, wollet Ihr uns helfen? Ihr dürft's nicht umsonst thun, natürlich. Macht Eure Bedingungen und sagt sie uns; vielleicht werden wir einig.“

Florian antwortete zögernd, so schnell gehe das nicht. Er sei zwar gerne bereit, den Männern an die Hand zu gehen; aber es seien Schwierigkeiten mit der Hebung des Schatzes verbunden. Uebrigens belohnen dürfe er sich für so ein Werk nicht lassen, das könnte ihn das Leben kosten.

Es entspann sich eine längere Unterhandlung, hauptsächlich zwischen Florian und Käsperle, die am Ende darauf hinauslief: Man wolle in der bevorstehenden Christnacht an's Werk gehen, da gerade diese Nacht für eine derartige Unternehmung besonders günstig sei. Die Männer sollten am Abend des 24. December auf dem Waldecker Hofe, der am Fuße des Schloßberges liegt, sich einfinden; dort würden sie die erforderlichen Werkzeuge zum Graben, und was sonst noch nothwendig sei, bekommen können.

Was Florian den drei Mitwissern noch besonders einschärfte, war, daß sie seinen Namen keinem Menschen sagen dürften; sonst drohe ihnen wie ihm die größte Gefahr von Seiten der Geister, die den Schatz behüteten.

Nachdem Alles genugsam beredet war, ging man auseinander. — — —

Tags darauf begegnete Florian dem Forstwart Heinrich und sagte ihm, er habe einen Vogel pfeifen hören, daß in der Christnacht die Tanne geholt werden solle, weil man da am wenigsten Störungen zu befürchten habe. Der Herr Forstwart möchte sich vorsehen. Er könne dem Herrn Forstwart keinen besseren Beweis von seiner Ehrlichkeit geben, als wenn er ihm das anzeige und ihn auf das, was kommen sollte, vorbereite.

Heinrich versprach, sich darnach zu richten; bei sich beschloß er aber, vor Allem sich gegen den Florian selbst zu verschanzen. Denn daß der seine Hand mit im Spiele habe, das stand ihm baumfest, wie er sich gegen seine Mutter ausdrückte, als er ihr erzählte, was ihm mit dem verdächtigen Subjekt neuerdings begegnet sei. Das war am 22. December.

III. Der Streich mißglückt und glückt.

Pflichtlich jeden Tag und einen guten Theil der Nacht brachte Heinrich in der Nähe seiner Tanne auf der Streife zu. Daß Florian ihm die Nacht vom 24. auf den 25. als die Zeit der Ausführung bezeichnet hatte, darnach richtete er sich wenig; denn das war, dachte er, sicher eine Falle, die ihm der durchtriebene Bursche legen wollte, um ihn sicher zu machen und seine Wachsamkeit zu ermüden.

Am 24. December Abends lag die Tanne, tüchtig eingeschneit, noch auf ihrem alten Platze. Kein Mensch hatte sie mehr berührt, seit sie gehauen worden war. Dem Forstamt hatte er immer noch keine Anzeige gemacht; er hoffte immer noch die Thäter selbst zu erwischen, und so lange wollte er noch zuwarten. Wenn er einmal einen schönen Fang einbrachte, so konnte er beim Forstamt einen bedeutenden Stein in's Brett bekommen, so rechnete er.

Am 24. December Abends begann es wieder zu schneien, doch ohne Wind. So war's dem Forstwart eben recht. Es dunkelte stark, als er, von Niemand gesehen, das Städtchen verließ und, sobald er sich allein wußte, rüstigen Fußes thalabwärts dem Platze zuschritt, wo er für diese Nacht zu campiren gedachte. Er hatte seinen Dachshund dießmal, wie überhaupt in den letzten Tagen immer, zu Hause gelassen, damit er nicht durch sein unzeitiges Bellen die Nähe seines Herrn verriethe. Beinahe zwei Stunden Wegs hatte er zurückzulegen und er stand auf der Stelle der Nagoldthalstraße, wo rechts droben im Wald seine Tanne lag und links drüben über dem Flusse auf einem Bergvorsprung die Ruinen von Waldeck sich erhoben. Gegen den Waldecker Hof hinüber machte Heinrich auch eine drohende Faust, weil er wußte, daß der Besitzer dieses Hofes ebenfalls mit den Holzschmugglern gemeinschaftliche Sache machte und doch sich nie auf der That erwischen ließ. Auch dem hatte er schwere Rache geschworen, wie dem Florian.

Der Holzdiebstahl war damals ein einträgliches Geschäft in dieser Gegend. Die Forstaufsicht war noch nicht so geregelt, wie heutzutage, und es ließ sich noch leichter ein und der andere Stamm wegstibitzen, als jetzt, wo zehnfache Argusaugen jeden kleinen Strauch notiren und bewachen. An Abnehmern fehlte es den Holzdieben nicht; denn die Bauern der Umgegend, welche einen starken Holzbedarf hatten, kauften das geschmuggelte Holz, weil es wohlfeiler war, lieber als das theurere, welches vom Forstamt verkauft wurde. Und weil sie theils keine Zeit hatten, theils die Gefahr scheuten, so holten sie sich das nöthige Holz nicht selber im Walde, sondern ließen es sich durch unternehmende Bursche, welche sich eine Freude daraus machten, dem Forstpersonale ein Schnippchen zu schlagen, gegen anständige Vergütung in's Haus liefern. Solcher Lieferanten gab's nun eine ganze Bande in dieser Gegend, und, wie Heinrich vermuthete, gehörte auch Florian und der Waldecker Hofbesitzer zu derselben, und der Erstere konnte sogar als der Rädelsführer der Horde gelten, weil er der fähigste Kopf unter allen Betheiligten war.

Unter solchen Umständen hatte der Forstwart Heinrich einen schweren Stand. Sein Beruf war zwar nicht gefährlich; denn die Holzdiebe trachteten ihm nicht nach dem Leben, sondern sorgten nur so weit, daß sie sich nicht fangen ließen. Aber desto mehr Beschwerden und Strapazen hatte Heinrich mit den Spitzbuben; denn sie waren Viele gegen einen Einzelnen und hielten zusammen „wie Kletten“; immer hatten sie Augen und Ohren offen und hatten es im Augenblicke weg, wenn der Forstwart um den Weg war, so daß er, wenn er je einmal an den Ort ihrer geheimen Wirksamkeit kam, immer ein leeres, wenn auch noch warmes Nest fand. Diesen Uebelstand hatte Heinrich schon wiederholt dem Oberförster geklagt und um Verstärkung des Forstpersonals gebeten; aber man hatte sich bis jetzt noch nicht dazu entschließen können und beschränkte sich darauf, ihm eine doppelte Wachsamkeit einzuschärfen. Kein Wunder demnach, daß er trotz angestrengtester Bemühungen es den Vorgesetzten nie zu Dank machen konnte.

Nicht eben in der rosigsten Stimmung lehnte der junge Forstwart an einer mächtigen Tanne, welche wenig über der Landstraße im Walde stand. Er paßte hier, bis er ein Geräusch hören würde. Ihn wurmte es, daß er nicht einmal diesen Abend, den sonst Jedermann im häuslichen Kreise feierte, für sich hatte, sondern ihn, vielleicht zwecklos und ohne Erfolg, im abscheulichsten Schneegestöber im Walde zubringen sollte, und er wünschte alle Holzdiebe nicht gerade zu allen Heiligen.

Der Schnee fiel immer noch in dichten Flocken, doch kein Lüftchen rührte sich, und nur die Nagold, zum Theil zugeeist, plätscherte über die glatten Kiesel weg, die ihr Bette anfüllten. Sonst war nirgends Leben und Bewegung; kein verspäteter Wanderer war mehr auf der verschneiten Landstraße zu treffen, nicht einmal ein Nachtvogel war zu spüren, welcher in Schnee und Eis seinen kümmerlichen Unterhalt gesucht hätte.

Auf dem Waldecker Hofe, zu welchem eine Brücke über die Nagold führte, war noch ein Licht zu sehen, von welchem einzelne gebrochene Strahlen bis zu Heinrichs Standort herüber flimmerten. Je und je ertönten auch verwirrte Laute von menschlichen Stimmen herüber, und der junge Forstwart konnte sich des Argwohns nicht entschlagen, es möchten dort drüben einige von der Schmugglerbande beisammen sein, die für diese Nacht einen Streich vorhätten.

Diese Muthmaßung schien sich bewahrheiten zu wollen; Heinrich hatte noch nicht lange gewartet, als sein scharfes, geübtes Ohr die Stimme mehrerer Männer unterschied, welche den Hof verließen und den Ruinen zu bergan stiegen. Er lauschte auf's Angestrengteste, und weil es windstill war, vernahm er einzelne Worte.

„Hurtig voran, Männer, daß er nichts merkt. Ich wette meinen Kopf, er paßt uns dort drüben auf,“ sagte ziemlich hörbar eine Stimme, die keinem Andern als Florian gehörte.

Heinrich faßte seine Flinte fester.

„Aha!“ sagte er zu sich selbst. „Hab' ich dich endlich einmal, Spitzbube. Dießmal lieferst du dich selbst an's Messer. Will mir der Gauner vormachen, als ob

es diese Nacht hier zu thun gäbe, damit er desto ungestörter dort drüben wirthschaften kann. Ja, warte nur!“

Behend und geräuschlos schlich er auf die Landstraße, von dieser auf die Brücke und hinüber am Hofe vorbei den Berg hinauf. Bereits hörte er in den Ruinen eiserne Werkzeuge gegen Steine schlagen.

„Die Schurken graben mir die Stämme gar noch sammt der Wurzel aus!“ knirschte er.

In demselben Augenblicke ertönte keine zehn Schritte von ihm entfernt ein gellendes Pfeifen und „fort, wir sind verrathen!“ hörte er Florians Stimme in den Ruinen sagen. Deutlich vernahm er, wie die Leute in unruhiger Bewegung ihre Werkzeuge nahmen und durch den Wald hin flohen. Heinrich ihnen nach mit beflügelter Eile, durch Dick und Dünn, durch fußhohen Schnee, über eisbedeckte Felsstücke, auf denen er trotz seiner eisenbeschlagenen Stiefeln öfters ausgleitete und einige Male sogar fiel. Die Flüchtlinge immer voraus. Den Berg hinunter ging's wieder über Kopf und Hals, und als die Verfolgten von der Hauptstraße aus links hin in den Weg nach Teinach einbogen, schlug der Forstwart dieselbe Richtung ein. Dießmal mußte er die Strolche um jeden Preis einholen.

Ueber Teinach hinaus ging's, wieder bergan, Zavelstein zu. Droben machten sie keuchend und athemlos Halt.

„Herr Florian!“ rief Käsperle zurück, als er Schritte hörte. „Herr Florian!“

Der Forstwart stand vor ihm.

Nun kam es zu einer hitzigen Erörterung, die nicht eben in den gewähltesten Ausdrücken geführt wurde. Das Endergebniß war: Heinrich mußte sich leider überzeugen, daß die Männer, die er vor sich hatte, keine Holzschmuggler, sondern einfältige Schatzgräber waren, welche Florian ein wenig gehänselt hatte, um ihre Dummheit zu seinen Zwecken auszubeuten.

Nach einem sehr erbaulichen Abschiede trennte man sich von einander, und Heinrich durfte nun den Rückweg antreten, abgemattet, hoffnungslos, enttäuscht, in der abscheulichsten Laune. Eine gute Stunde hatte er zu gehen, und er befand sich auf der Stelle, wo seine Tanne — hätte sein sollen. Sie war aber fort.

Wüthend und sich selbst wegen seines Scharfsinns verschiedentlich becomplimentirend, lief er trotz seiner Ermüdung wie ein Rasender vollends nach Holzbronn, pochte einen Schenkwirth aus dem besten Schlafe, goß einen Schoppen Wein in sich hinein, erkundigte sich bei dem halbtauben Wirthe vergebens, ob er keinen Lärm in den letzten zwei Stunden gehört habe, und warf sich endlich angekleidet wie er war auf die Ofenbank, indem er den Wirth wieder in's Bett schickte, der sich heute nicht recht in den sonst so fügsamen Forstwart finden konnte.

Die erste Person, die er am Morgen des Christfestes auf der Straße traf, war — Florian. Hart ließ er ihn an; der aber ließ Nichts auf sich kommen.

„Ich hab's Euch gesagt, Herr Forstwart, man gehe damit um, in dieser Nacht die Tanne zu holen. Warum seid Ihr nicht auf dem Platze geblieben, wo Ihr hin gehört hättet! Wer Teufels heißt Euch nach Zavelstein springen hinter ein paar Dummköpfen drein, die partout den Schatz auf Waldeck heben wollten!“

Und lachend ging er seines Weges. — — —

Er ging auf die Thalmühle, wo er Käsperle allein traf.

„Wo sind die zwei Andern?“ fragte er diesen.

„Liegen noch im Bett und schlafen. Sie sind rackermüde. — Nun, hab' ich's recht gemacht?“ schmunzelte Käsperle.

Florian lachte.

„Die Tanne ist aufgehoben. Da sind vier Kronenthaler für Eure Mühe. Und wenn wir Euch wieder brauchen, will ich's Euch sagen.“

„Aber wohin seid Ihr denn so schnell verschwunden?“

„Ich? Das ist sehr einfach. Ich glitschte von dem Fußweg auf dem Waldecker Berge über einen mir bekannten Felsen hinab, und ließ den Narren, den Forstwart, über mir wegkeuchen. Dann bin ich vollends den Berg hinunter und zu meinen Leuten hinüber gelaufen. Sie hatten die Tanne schon vom Schnee befreit, ein Schlitten stand auch bereit, und ehe recht eine Stunde verflossen war, packten wir auf und davon. Und der Forstwart hat das Nachsehen, und sein Christkindlein vom Forstamt wird eine tüchtige Nase sein. Prosit!“

Das japanesische Münzwesen.

Die Japanesen haben, wie wir, geprägte Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Von Goldmünzen gibt es zwei Arten. Die erste ist der „O-bang“, eine ovale, 6 Zoll lange und 3 Dreiviertelszoll breite Münze, welche etwa so dick ist als eine englische Guinee, und einen Werth von 237 fl. 30 kr. hat. Somit ist dieß die größte geprägte Goldmünze in der Welt. Die zweite Art ist die „q-bang“ oder der kleine Bang, auch kurzweg Kobang genannt. Diese Münze ist ebenfalls oval und hat einen Werth von 11 fl. 3 kr. — Von Silbermünzen trifft man drei Sorten, nämlich erstens den „Itze-bue“, viereckig geformt und im Werth von 48 kr.; zweitens den „Ne-che-vu“ oder halben Itze-bue, 24 kr. werth; und drittens den „E-che-woo“ oder Viertels-Itze-bue, im Werth von 12 kr. Das Silber bei diesen Münzen ist sehr rein und das Gepräge ziemlich gut. — Kupfermünzen endlich gibt es auch dreierlei, und zwar 1) den „Zane“, so groß wie ein badischer Kupferhalberkreuzer; 2) den „Quan-ai“, viermal so groß und viermal so viel werth; und 3) den „Tempo, so groß als ein französisches Zweisousstück und auch so viel werth. Diese letztere Münze ist die schönstgeprägte von allen, und zeichnet sich dadurch aus, daß sie in der Mitte ein Loch hat. — Von fremdem Gelde hat bis jetzt nur der spanische oder mexikanische Piaster und sein Nachfolger, der amerikanische Dollar, Cours.

Gr.



Ruinen von Balbek

ge=
in
nd,
eit=
des
ngs
eci=
igs
ad=
eser
rer
wie
sie
sie

ner
em
ze:
ter
tel
nd
hn
en,
de=

em
ter
r=
im
nd
ll=
n=
gt
e=
en
n=
r=
ist

n
n
n
=
=
o
h
=
=
n
:
e
t



Die Ruinen von Balbec.

(Taf. 41.)

Der Weg von Damaskus zu den Ruinen von Balbec ist von ganz besonderem Interesse; bald wild und felsig, bald wieder lieblich und angebaut, berührt er einige reizend gelegene Dörfer und hält sich fast immer an der Seite tosender, schnellfließender Bäche.

Der Reisende eilt, Palmyra zu, durch ein heißes und trockenes Land, in welchem ihm keine Oase winkt, um dem müden Körper Ruhe und der Phantasie frische Nahrung zu gewähren; und doch tragen die Entbehrungen und die Beschwerden, welche der Weg zu den Ruinen erfordert, dazu bei, dieselben dem Auge noch prächtiger erscheinen zu lassen.

Der Weg nach Balbec selbst ist ein schöner Spaziergang zu nennen, welcher durch einzelne wilde Parthieen an Abwechslung gewinnt. Die Lage der Ruinen ist dem Gesammteindrucke nach eine höchst günstige: in der Ebene, in welcher sie stehen, sind kaum einige Bäume sichtbar, aber unweit des Tempels ist ein kleiner Hain von Nußbäumen, Trauerweiden, Pappeln und Eschen. Die lange Kette der Anti-Libanon-Berge erhebt sich in der Nähe. Die kleine Stadt Balbec, deren weiße schlanke Minarets eigenthümlich von den düstern Massen der ungeheuern Ruinen abstechen, liegt auf einer angrenzenden Höhe. Es ist in Wahrheit eine Welt der Ruinen, eine einsame und geheiligte Welt, wo der Araber und seine Horden nicht wohnen, wie in Palmyra; eine Welt, welche die Hand des Fremden nicht entweiht, wie in Aegypten; ein friedfertiges Hirtenvolk bewohnt die Umgegend.

Die Sonne, zu deren Ehre der Tempel vor vielen Jahrhunderten errichtet war, scheint mit besonders feurigem Glanze hier zu verweilen; ihre ersten und letzten Strahlen fallen auf die düsteren Ruinen und vergolden das alte Gemäuer.

Man kann Tage und Wochen in Balbec zubringen, bis man alle die Wunder und Schönheiten erfaßt hat, welche diese uralten Ruinen bergen. Bist du des Umherschweifens überdrüssig längs der marmornen Mauern, der reichverzierten Gewölbe, der Marmorthüren von kolossalen Dimensionen, der Granitsteine der äußeren Mauern, welche beinahe der vereinten Kraft einer Nation bedurften, um dort aufgepflanzt zu werden, wo sie nun stehen, — dann setze dich nieder auf die Ueberreste dieser verfallenen Säulen; — es ist Abend, die Dämmerung, die flüchtige und kostbare Dämmerung des Morgenlandes stiehlt sich heimlich über die Ruinen. Oh, prachtvolle und unvergeßliche Momente, wenn kein Laut zu hören ist, außer dem Rauschen des Stromes, der über die begrabenen Skulpturen und Friesen schäumend dahinfließt! Zeit! das ist deine Stimme, deine Majestät! An diesem Orte haben sich die hervorragendsten Nationen des Alterthums bemüht, unsterbliche Monumente zu errichten. Die Inder, Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer gaben hier ihrem Kunstsinne Ausdruck, und glänzten abwechslungsweise auf dem Gipfel ihres Ruhmes, Einer des Andern mühseligen Fleiß benützend. Einige der Steine sind gerade so gehauen, wie die in den unterirdischen Säulengängen in Jerusalem. Die Gleichartigkeit der Arbeit ist so auffallend, daß man sie demselben Volke, ja beinahe demselben Zeitalter zuschreiben möchte. Mit vielen andern Theilen des Gebäudes verglichen, welche entschieden römischen Ursprungs sind, gehören sie wahrscheinlich meistens der Zeit vor zweitausend und achthundert Jahren an, dem Zeitalter Königs Salomo von Israel und Juda, welcher Hemath und Tadmor in der Wüste erbaute. Die zweiten Gründer dieser ungeheuren Säulen bauten auf den Grundlagen ihrer Vorgänger fort, und damit das Ansehen des Ganzen wie nur aus einer Zeit entstanden erscheinen sollte, gaben sie den alten Steinen eine neue Oberfläche und zierten sie mit Sculpturen nach ihrem Geschmacke.

Die Dämmerung ist der Nacht gewichen, aber einer Nacht ohne Dunkelheit; die Sterne leuchten hell an dem südlichen Himmel. Wandre weiter um die einsamen Plätze: der Araber hat sich zur Ruhe gelegt, sein Wachfeuer brennt matt unter den Mauern, und sein weißer Mantel bedeckt den Schläfer gleich einem Leichentuche. Was sind für ihn die Pracht vergangner Zeiten, was kümmern ihn die einstigen Geschlechter, welche hier so Großes geschaffen, welche hier ihren Tod gefunden haben! Er lebt der Gegenwart und ist glücklich!

Das Hauptstück des großen Tempels in der Form eines unregelmäßigen Vierecks liegt ganz links, und unter diesem das kleine achteckige Marmorgebäude mit Marmorsäulen korinthischen Styls. Die sechs edeln Säulen im Vordergrunde sind aus lichtgelbem Steine gehauen und bestehen aus nur zwei oder drei Stücken, welche so vollkommen gut an einander gefügt sind, daß die Verbindungslinien kaum sichtbar sind. Ihr Durchmesser beträgt 7 Fuß und ihre Höhe 50—60 Fuß; das Capitäl ausgenommen, welches 20 Fuß hoch ist und aus ungeheuern Steinblöcken, in zwei Schichten von je 10 Fuß, zusammengesetzt und mit bewunderungswürdiger Ornamentik versehen ist. Das vollständigere Gebäude in der Fronte ist der zweite Tempel.

E. H.

Der See Fezzara im nordwestlichen Afrika.

Wenn man von Bona am mittelländischen Meere in der Richtung gegen Constantine zu reist, so kommt man nach einem Ritt von zwei Tagen auf einen Hügel, von den Arabern „Draan", von den Franzosen „Drean" geheißen, von welchem aus die ganze Gegend übersehen werden kann. Allein so eifrig auch das Auge ausschaut, so bemerkt es doch nichts besonders Merkwürdiges, und nach kurzem Nachtlager reitet man weiter, ohne daran zu denken, daß man ganz in seiner Nähe einen der merkwürdigsten Plätze in der Welt „unbeachtet und ungekannt" liegen ließ. Dieser Platz ist der See Fezzara (in der Sprache der dortigen Eingebornen Gerah Fezzara), der nur vier deutsche Meilen von Drean entfernt in der Mitte zwischen

Bona, Guelma und der neuen Colonie Philippeville liegt, und somit geographisch betrachtet zur nunmehrigen Provinz Constantine gehört.

Schon die alten Römer kannten diesen See, und Plinius weiß viel von ihm zu erzählen; allein nachdem die Herrschaft dieses Volkes an Uebercivilisation zu Grunde gegangen und nach einander verschiedene barbarische Völkerschaften das nordwestliche Afrika im Besitz hatten, verschwand alle und jede Kunde von jener Gegend, und auch unter Arabern, die sich im achten und neunten Jahrhundert des ganzen Landes ringsum bemächtigten, blieb das Innere dieses Küstenstrichs eine „für die civilisirte Welt" unbekannte Gegend, d. h. man wußte nichts von ihm in Europa, da sich kein europäischer Reisender weiter hinein in's Land wagte, um es zu erkunden. Die Araber selbst aber waren in der Cultur zu weit zurück, um eine Lust zu geographischen und ähnlichen Studien zu haben, und ließen uns über Alles im Dunkeln, was hinter den Küstenstädten lag. So blieb es bis zum Jahre 1830, wo die Franzosen nach Algier überschifften, und anfingen, durch die Eroberung der Westküste Afrika's das mittelländische Meer in einen französischen Binnensee zu verwandeln. Nunmehr frischten sich auf einmal die Erinnerungen an die vergessenen Legenden der Römer wieder auf, und man fing an, das ganze Land bis zum Atlas und über diesen hinaus von Neuem zu erforschen, ja so zu sagen von Neuem wieder zu entdecken. Dennoch blieben viele Theile auch jetzt noch lange Zeit hindurch unbekannt, und manche früher vielgerühmte Gegend wurde nicht einmal dem Namen nach wiedergefunden.

Gerade dieses Schicksal hatte auch der See Fezzara, nach welchem jetzt so viele Touristen wallfahrten, nur um von sich sagen zu können, sie hätten ihn gesehen! Längst waren die Franzosen in Afrika gelandet, und noch immer wußte Niemand etwas von diesem See; längst sogar hatten sie auf dem obengenannten Hügel Drean ein Lager geschlagen und aus demselben einen Waffenplatz gemacht, der zur Sicherung der Straße nach Constantine dienen sollte, aber — kein Mensch dachte daran, daß ein Plätzchen in der Nähe sei, welches durch seine Eigenthümlichkeit nicht viel seines Gleichen in der Welt habe. Ja, es wurde sogar einmal ein Streifzug gegen die Elmas, d. i. gegen einen der Araberstämme, die ganz in der Nähe des Sees Fezzara wohnten oder vielmehr dessen Wohnplätze die Ufer dieses Sees damals einschlossen, gemacht, und dennoch blieb der See zur Seite liegen, ohne daß man ihn entdeckt hätte! Da endlich fiel es einem forschenden Touristen — derselbe war zufällig ein Deutscher, Namens Zill, ein großer Jagdliebhaber, der sich Jahre lang im Algierischen herumtrieb, blos um dieser seiner Neigung fröhnen zu können — ein, nachzusehen, aus welcher Gegend denn die Araber vom Stamme der Elmas, welche öfter den Markt in Bona besuchten, die schönen Flamingos her hätten, die sie mit den langen Beinen um den Bauch ihrer Pferde gebunden zum Verkauf brachten, und nun, indem er den heimwärtskehrenden Händlern nachritt, entdeckte er den vielberühmten See, der so lange aus der Welt gleichsam verschwunden gewesen war, von Neuem; — eine Entdeckung, die nicht blos für ihn, sondern überhaupt für jeden Jagdliebhaber und besonders auch für den Naturforscher vom allergrößten Interesse sein mußte.

Durch was nun aber — so frägt uns der Leser verwundert — ist dieser See so sehr merkwürdig? Etwa durch die Masse der Fische, die in ihm leben? oder vielleicht durch die Seltenheit ihrer Gattungen? oder durch die Güte ihres Fleisches? Nichts von allem dem! Der See hat wohl Fische, aber man trifft sie in jedem andern Wasser größer und reichlicher, und überdieß sind es nicht einmal feine Fischgattungen, sondern zum größten Theil „recht gemeine", die viel Aehnlichkeit mit Molchen und Kröten haben, weßhalb auch die Umwohner sich nicht einmal mit dem Fischfang beschäftigen, einfach weil ihnen die Waare kaum Jemand abkaufen würde, trotzdem daß die Eroberer Algiers oder Constantine's bekanntlich große Liebhaber von Fischen sind. Aber — so fragt nun der Leser weiter — wenn der See Fezzara nicht durch die Fülle und die Schmackhaftigkeit seiner Wasserbewohner excellirt, so ist's vielleicht die romantische Umgebung, die ihn merkwürdig macht? Vielleicht liegt er wie der Bodensee, von dessen schwäbischen Ufern man weit hineinsieht in die Urgebirge der Schweiz, deren Gipfel den Himmel zu erreichen scheinen? Oder ist er etwa, wie der Vierwaldstädtersee am Fuße des Rigi, oder wie der Königssee oberhalb Berchtesgaden, von solch' hohen und mächtigen Gebirgen eingeschlossen, daß man glaubt, aus diesen Riesenwänden gebe es keinen Ausgang mehr? Wiederum nichts von allem dem. Im Gegentheil, der Leser, der beim See Fezzara an einen europäischen See, wie die so eben genannten, oder wie der Genfersee oder der Lago maggiore oder ein anderer dergleichen, dachte, ist in einem gewaltigen Irrthum befangen; denn der Fezzara hat eine nichts weniger als romantische Lage. Gleicht er doch, wenigstens im Sommer, eher einem ungeheuren Morastweiher, der von einem so breiten Saume mannshohen Schilfes eingefaßt und mit einer so dicken Lage schwarzgrünen Schlammes überdeckt ist, daß man „von den klaren Fluthen eines Alpengebirgsees" nur wenig oder eigentlich gar nichts gewahr wird! Freilich im Winter, wenn die lange Regenzeit eingetreten ist und das ausgetrocknet gewesene Erdreich das Wasser nicht mehr verschlucken kann, dann wälzen sich von den nahen Abhängen (denn so steil sind sie nicht, daß man sie Berge nennen kann) Bäche herbei, die zu Flüssen anwachsen, und die tiefe Mulde, in welcher der Schlammweiher Fezzara bisher unter'm Schilfe verborgen lag, fängt an sich zu füllen, so daß bald tiefe Rinnen in den grünen Ueberzug gerissen und dadurch Schilfinseln gebildet werden, welche gar merkwürdig gegen das Morastwasser abstechen. Später — je mehr Regenwasser zuströmt — dehnen sich die Rinnen weiter und weiter aus, und fließen endlich so sehr zusammen, daß das Schilf zum großen Theile verschwindet und mit dem Morast und Schlamm im Grunde begraben wird. Dann erst entsteht ein Gemälde, welches unsern deutschen Begriffen von einem See entspricht, denn dann sieht man bei heftigerem Winde sogar einen linden Wellenschlag, und nur die „Unklarheit" des Wassers erinnert Einen

daran, daß man sich in der „Berberei“ und nicht in Europa befindet.

Und darin also, so fragt man immer verwunderter, darin, daß der See Fezzara eigentlich nichts ist, als ein Morast- und Schilfmeer, besteht seine Merkwürdigkeit? Solches bieten ja auch die großen Weiher in der Provinz Oran und die übrigen Seen in Afrika, nur daß diese meist salziges Wasser führen, während das Wasser des Fezzara süß ist! Doch — wir wollen die Neugierde des Lesers nicht länger hinhalten; er begleite uns vielmehr auf einem Ausfluge, den wir an den See machen wollen, und dann wird ihm auf einmal klar werden, warum man so viel Aufhebens von diesem Fezzara macht.

Wir reiten Morgens in der Frühe von dem Hügel Drean ab, um recht bald an Ort und Stelle zu sein. Von besagtem Hügel oder von seiner Nachbarschaft aus haben wir die Oberfläche des Sees deutlich genug gesehen, und nach einem scharfen Ritt von höchstens vier Stunden müssen wir nach unserer Berechnung die Ufer desselben nothwendig erreichen. Aber merkwürdig, je weiter wir reiten, desto mehr scheint der See vor uns zu fliehen. Offenbar also sieht derselbe, in der Ferne betrachtet, viel größer aus, als er in Wirklichkeit ist, wie denn auch genau vermessen sein ganzer Umfang im Sommer keine vier deutsche Meilen beträgt. Doch siehe da, vom See ist zwar immer noch nichts zu erblicken, aber ein tief morastiger Grund, in welchen die Hufe der Pferde tief einsinken, und hohe starke Schilfpflanzen, welche fast wie scharfe Messer schneiden, hemmen den Weitermarsch, daß der Reiter wie festgebannt stehen bleiben muß. Und urplötzlich beginnt mitten im Innern des großen Schilfgrundes das wundersamste Leben von der Welt; es erhebt sich ein Pfeifen, Schreien und Schnattern, daß man die Ohren zuhalten muß, um nicht von demselben total betäubt zu werden, und ein so ungeheurer Schwarm von Wat- und Sumpfvögeln fliegt auf, daß die Luft förmlich in eine dunkle Wolke verwandelt wird. Jetzt weiß man auf einmal, worin die Merkwürdigkeit des Fezzarasees besteht: er ist ein Sammelpunkt aller Vogelheere, die über das ganze nordwestliche Afrika zerstreut sind.

In der That, eine solch' unglaubliche Masse von Vögeln ist noch nie an irgend einem Orte der Welt zusammen gesehen worden, wie hier in diesem Sumpfmeere. Zehntausende von wilden Enten, Reihern, Wasserhühnern und wie sie alle heißen, erheben sich zu gleicher Zeit und verfinstern die Sonne; das Geräusch ihres Flügelschlags saust wie ein starker Wind; das Klappern ihrer Schnäbel tönt wie der Schlag von Mühlrädern und das Krächzen ihrer Stimmen erfüllt die Luft auf eine Entfernung von mehreren Stunden! Wir haben sie durch unsere Ankunft aus ihrer Ruhe gestört, und natürlich wittern sie in uns einen todbringenden Feind. Sie trügen sich auch nicht, denn kaum haben wir uns von unserer Ueberraschung erholt, so greifen wir nach unsern Schießgewehren und (wie aber wir thun, so thun seit der Wiederentdeckung des Sees alle Reisende), feuern lustig drauf los, daß es weithin knallt, als übte sich eine Rotte Soldaten im Pelotonfeuer. Wohl sind es vielleicht zum großen Theile keine gute Schützen, die sich da mit der Vogeljagd vergnügen, aber, trotzdem — die Menge der Vögel ist so außerordentlich und zugleich sind die meisten derselben von so großem Kaliber, daß kein Schuß außer Wirkung bleibt, selbst wenn ihn die ungeübteste Hand abfeuerte. Hier muß man treffen, auch wenn man sogar nicht treffen wollte!

Doch Jammerschade, der größte Theil des gefiederten Wildprets fällt in das Schilfmeer oder in den darunter und darneben sich ausdehnenden Schlammgrund, dem man sich nicht nähern kann, ohne Gefahr zu laufen, in seiner Ungründlichkeit zu versinken. So sind also Hunderte von Vögeln vergeblich geopfert worden, und viel zu spät sehen wir endlich ein, daß wir, wenn wir eine wirkliche Beute machen wollen, nothwendig einen andern Platz suchen müssen, einen Platz, auf dem wir uns einen festeren Haltpunkt zu sichern vermögen. Wir drängen also unsere Pferde rückwärts und finden endlich einen Ausgang aus dem Schilfmeere. Inzwischen hat der Lärm des Schießens verschiedene der umwohnenden Elmas herbeigelockt, und von diesen erfahren die mordlustigen Waidmänner, wohin sie sich zu wenden haben. Es gibt nämlich am See Fezzara wenigstens Eine Seite (die nordwestliche), an welcher das Ufer sich etwas steil erhebt, so daß sogar einige Feigenbäume daselbst fortkommen, unter denen eine Art Quelle „voll süßen Wassers“ entspringt. Der Untergrund ist hier felsig, ganz im Gegensatz gegen den sonstigen Schlammboden, und natürlich haben die Eingebornen nicht verabsäumt, hier ihre Duars (Zelthäuser) aufzuschlagen. Ist es ja doch der schönste Platz am ganzen See, der einzige, der wenigstens etwas Schutz gewährt und, was die Hauptsache ist, zugleich Trinkwasser liefert! Freilich eine Quelle, wie sie aus dem Kalkstein der Alpen oder dem Granit des Schwarzwaldes hervorspringt, darf man sich unter dem „Süßwasserbrunnen am See Fezzara“ nicht vorstellen; im Gegentheil, das Wasser ist noch immer unrein genug, und es schwimmt sogar eine Masse von Amphibien darin herum, die den Genuß für einen Europäer fast eklich machen, aber — es ist doch kühl und ohne salzigen Beigeschmack, und darum kommen die Beduinen aus weiter Ferne herangeritten, um hier ihre Schläuche zu füllen, denn — ein Süßwasserquell ist in Afrika von größerem Werthe, als wir uns denken können!

Ganz in der Nähe der Quelle erhebt sich ein Hügel, wenn man die kleine Anhöhe so nennen darf, der durchaus mit hohem Gesträuch bewachsen ist und somit einigen Schatten gegen die Sonnenhitze gewährt. Von seiner Spitze übersieht man die ganze Runde des Sees, und nun erst gewahrt man, aus welch' unendlich vielen Schilfinseln dieselbe besteht. Die ganze Gegend hat übrigens einen überaus monotonen, fast schwermüthigen Charakter, und dürfte selbst den Vergleich mit dem todten Meere in Palästina aushalten, denn, wie dieses, hat auch der See Fezzara da, wo er keine grüne Schlammmasse bildet, ein so dickschwarzes Wasser, daß es von einem leichten Winde niemals in Bewegung gesetzt wird. Nur Ein Unterschied besteht: das todte Meer ist förmlich unbelebt und seine

Umgebung so still wie das Grab; der See Fezzara aber ist eine großartige Republik von Vögeln, die sich zu Hunderttausenden da sammeln und seit Jahrhunderten da gesammelt haben.

So wird denn also der Liebhaber von Sumpf- und Wasservögeln nirgends in der Welt eine reichere und ergiebigere Beute finden, als am See Fezzara. Aber freilich, muß man nicht fürchten, daß, da die Jagd frei ist und Jeder, der hieher kommt, schießen und morden kann nach Herzenslust, die Zahl der Vögel in Bälde abnehmen und gewisse Gattungen derselben ganz ausgerottet werden könnten? Früher, vor zwei Jahrzehnten noch, war die Umgegend von Algier und Bona so reich an Wild jeder Art, daß man nur vor die Thore hinauszugehen brauchte, um sein Wildpret zu erlegen; jetzt aber müssen die dortigen Jäger bereits einen Tag weit in die schwierigen Gebüsch-Gegenden wandern, um nur eine halbergiebige Beute zu machen. Wird's nun nicht am See Fezzara in Bälde zu demselben Resultate kommen? Man sollte es meinen; allein zum Glück ist hier das Jagen nicht so leicht, wie auf dem „festen Lande", sondern im Gegentheil mit viel Mühseligkeit und Anstrengung vermischt. — Dürfen sich doch die Vogeljäger, wenn sie etwas erhaschen wollen, auch nicht scheuen, bis an die Brust im Schlamme zu waten! Müssen sie sich doch all' den Gefahren und Nöthen, ja selbst all' den Fieberschauern aussetzen, welche ein Campiren in jenen Sumpfgegenden fast mit Nothwendigkeit mit sich bringt! Haben sie doch die Qualen jener Myriaden von Flöhen und anderem Ungeziefer (die dort alle Baracken und Zelte füllen und jedes Loch über und unter der Erde occupiren, die zudem ein Gebiß haben, wie eine Rotte schwarzer Muskitos, und gegen deren Stiche durch kein Mittel, nicht einmal durch Feuer Schutz zu finden ist) durchzumachen, so daß die Geduld eines Hiob sogar nicht ausreicht, um derlei Foltern in die Länge zu ertragen! Ueberdieß — gesetzt auch, die Wuth der Jäger lasse sich durch Nichts abhalten und sie fahren fort in ihrer Mordwuth, so steht es doch noch nicht so sehr schlimm um die armen gejagten Thiere. Haben sie doch wenigstens Einen Zufluchtsort, nämlich im Süden des Sees, wo der Schlammboden so unergründlich ist, daß sich selbst die kühnsten Europäer noch nicht dahin gewagt haben!

So kommt es, daß trotz alles Jagens und Schießens die Vögelrepublik auf dem See Fezzara noch nicht besonders Noth gelitten hat, ja daß man noch nicht einmal irgend eine Verminderung in der Anzahl derselben bemerken kann. Noch immer sieht man, um nur von den schöneren Gattungen zu sprechen, den sichelschnabeligen Ibis, der auch in Aegypten zu Hause ist, den Silberreiher, der bis nach dem mittleren Europa hinüberstreift, den numidischen Kranich, der die längsten Beine in seiner Gattung hat, das Sultanhuhn, welches glänzt wie ein Edelsteindiadem, und den großen Purpurreiher, dessen Federn mit Gold aufgewogen werden. Sehr häufig ist dort auch der Flamingo, der König der Sumpfvögel, welcher mit seinen scharlachrothen Flügeln, mit seinem Gefieder und bei seiner bedeutenden Höhe eine wirklich fürstliche Figur spielt. Trägt er doch seinen langen Hals mit einer Majestät, fast wie der Schwan, und sieht er doch mit einem so scharfen Blicke um sich, daß er wie ein Feldherr und König den Jäger fast nie näher an sich herankommen läßt, als auf zweihundert Schritte, und sich dann eilends, die langen Beine im Fluge nach sich streckend, in die Mitte des Sees, wo er sich sicher weiß, flüchtet! — In noch größeren Schaaren hausen dort die gewöhnlichen Sumpfvögel, unter denen besonders die bizarre Gestalt der Strandreiter auffällt, und von nordischen Zugvögeln sind so viele da, daß man sie gar nicht zählen kann, wie es denn nur allein von wilden Enten dreizehn verschiedene Arten gibt. Kurz, die ungeheure Versammlung von gefiederten Thieren, die in allen Farben und Formen prangend theils den See selbst, theils seine einsamen Ufer bewohnen, ist noch immer enorm, und, so sagt ein neuerer Besucher des Sees, „die unendlich buntscheckige Mischung der Federgewänder, sodann die ewig wechselnden Schnabel- und Beinformen vom schlanken Ibis bis zum schwerfälligen Schwan, endlich das tausendstimmige Concert oder vielmehr das infernalische Gekreische, welches in hohen Lüften, aus der Tiefe der Fluthen und von dem Innersten des Sumpfpflanzenwaldes zu gleicher Zeit ertönt, stellen die seltsamste Komödie

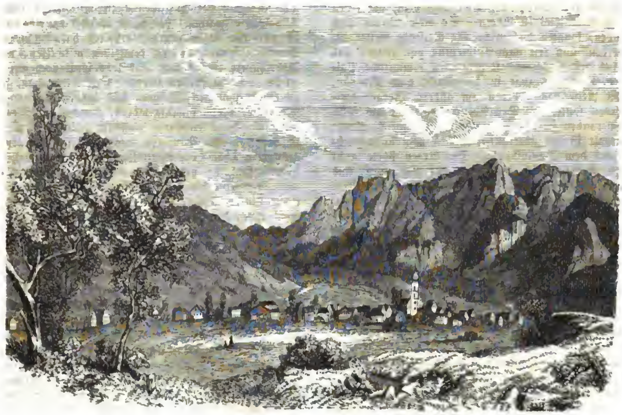


Der See Fezzara.

dar, die es nur immer in der Welt geben kann. Man wähnt sich in eine vorsündfluthliche Epoche zurückversetzt, wo die Existenz des Menschen noch eine Frage war, und eine ungeheure Thierschöpfung, deren versteinerte Reste uns geblieben, in anarchischer Republik, ohne Gebieter und Vertilger, die Erdkugel beherrschte." — — Man sieht, es ist für einen Jagdliebhaber wohl der Mühe werth, einmal über das Mittelmeer hinüberzufahren und den See Fezzara zu besuchen!

Th. Gr.

Das Passionsspiel in Ober-Ammergau.



Ober-Ammergau.

Das königliche Landgericht Werdenfels hatte wiederholt in den Zeitungen bekannt gemacht, daß in diesem Jahre mit allerhöchster und allergnädigster Bewilligung das „Passionsspiel" in Ober-Ammergau vom 28. Mai bis 16. September wiederum zur Aufführung kommen würde. — Die verschiedenen Urtheile, die über dasselbe im Umlaufe waren, hatten auch mich neugierig gemacht, demselben beizuwohnen; die veröffentlichten Berichte genügten mir nicht; Eduard Devrients meisterhafte Beschreibung des Spiels von 1850 war mir unbekannt, ebenso die Schilderung desselben von Ludwig Clarus. Was ich über Passionsspiele im Allgemeinen wußte, beschränkte sich, wie ich zu meiner Schande offen gestehe, auf die nichts weniger als würdigen, wenn vielleicht auch wahren Schilderungen geistlicher Volksschauspiele in Weber's „Democritos". Auf jeden Fall verlohnte es sich der Mühe, eine Reise von ca. 60 Meilen nach Oberbaiern zu machen, einer religiösen Volksbelustigung beizuwohnen; befriedigte das Schauspiel nicht, so doch sicher die reizende Natur des baierischen Oberlandes! — Gedacht, gethan! Das Dampfroß beförderte mich nach München, von wo ich, nach Betrachtung der dortigen Kunstschätze, die Reise nach Ober-Ammergau anzutreten beabsichtigte. Anhaltendes, sich täglich wiederholendes Regenwetter schien die Parthie verhindern zu wollen. Fast eine ganze Woche lang wartete ich auf bessere Witterung, immer aber vergebens, und wie mir ging es Hunderten von Reisenden, die aus allen Theilen Baierns und der benachbarten Länder, selbst aus Norddeutschland, in München zusammengekommen waren, um von hier aus dem Orte der Aufführung zuzuwandern. — Am Freitag Morgen goß der Regen in Strömen. Es war die höchste Zeit, die Reise fortzusetzen, um der nächsten Vorstellung beiwohnen und vorher noch dem Orte und der Umgegend einige Aufmerksamkeit widmen zu können.

Der Eisenbahnzug nach Starnberg war trotz des schlechten Wetters mit Passagieren gefüllt, die nach Ober-Ammergau wollten. Das von da nach Seeshaupt führende Dampfboot konnte die Reisenden kaum alle aufnehmen, und trotz des strömenden Regens und der stürmischen Fahrt zogen viele Wanderer den feuchten Aufenthalt auf Deck dem Verweilen in den überfüllten Kajüten vor. Die Reise über den sonst so lieblichen See war nichts weniger als angenehm: dichter Nebel, der die Fluthen deckte, verhinderte jede Aussicht, und mit dankerfülltem Herzen enteilte Jeder, nach Ankunft in Seeshaupt, den dumpfigen Räumen des Dampfers und stürmte der Posthalterei zu, um einen Platz im Postomnibus zu sichern. So viele Wagen auch bereit standen, konnten doch nicht alle Reisende weiter befördert werden, und erst nach Aufbietung von Wagen und Pferden aus der Nachbarschaft gelangten sämmtliche Passagiere des Dampfers spät in der Nacht nach Murnau, von wo die Reise nach Oberau am andern Morgen fortgesetzt werden sollte. — Der Abend war mehr als kühl, mehr einem rauhen Herbsttage als einem Juliabende gleich; der Aufenthalt in den überfüllten Wägen noch unangenehmer als auf dem Dampfboote. Der Regen hörte nicht auf; dichte Nebel hüllten die Gipfel der Berge ein, und die sonst so liebliche Fahrt längs dem Ufer des vielfach gebuchteten Oster-Sees war mehr als traurig. In Murnau brannten nur noch wenige Lichter, als wir an der Post vorfuhren, wo wir glücklich genug waren, Wohnung zu finden, während die Mehrzahl unsrer Mitreisenden noch im Flecken herum nach Unterkunft suchen mußte. Am andern Morgen um 6 Uhr standen schon Wagen bereit, uns weiter nach Oberau zu bringen. Der Regen hatte nachgelassen; munter eilten die Rosse dem Loisachthale zu, und als wir Eschenlohe passirt hatten, zerstreuten die Strahlen der Sonne die dichten Nebelwolken, und in rosiger Pracht lagen die vergoldeten Gipfel der noch Schnee tragenden Berge von Partenkirchen und des Krottenkopfes vor uns. In Oberau endete die Fahrt, und wir mußten sämmtlich, mit unserem Reisegepäck beladen, den hohen Berg erklimmen, der Ettal vom Loisachthale scheidet. In Ettal nahm der Besuch der sehenswerthen, nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbauten Klosterkirche längere Zeit in Anspruch; nach kurzer Rast im trefflichen Wirthshause setzten wir die Wanderung über eine kleine Anhöhe in das auf beiden Seiten von hohen Jurakalkgebirgen eingeschlossene malerische Ammerthal beim schönsten Wetter fort, und gelangten bei guter Zeit nach Ober-Ammergau, wo alles von Reisenden wimmelte, die, von allen Seiten herbeigeströmt, dem morgenden Passionsspiele beiwohnen wollten. Alle Wirthshäuser, alle Häuser des Dorfes waren mit Fremden gefüllt, mit Mühe nur konnten wir durch freundliche Vermittelung der würdigen Wittwe des Verlegers der Ober-Ammergauer Bildschnitzerwaaren, Madame Lange, an die wir Empfehlungen hatten, im Hause des Bildschnitzers Anselm Schwinghammer, der als Apostel Thaddeus beim Spiele mitwirkte, ein Unterkommen finden. Kaum hatten wir uns häuslich eingerichtet, wobei uns unsere freundlichen Wirthsleute mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit beistanden, als wir auch schon Ort und Umgegend durchwanderten, um die Lokalität des aufzuführenden Schauspiels und wenigstens einen Theil der Mitwirkenden in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen, denn so viel war uns aus den verschiedenen Mittheilungen und Bemerkungen unserer zahlreichen Reisegefährten klar geworden, daß wir nur aus dem Leben der Bewohner des kunstreichen Ortes, aus ihrer Geschichte den Commentar zur Entwickelung ihres inneren religiösen Lebens schöpfen konnten. Um eine Erscheinung so eigenthümlicher Art, wie das Ober-Ammergauer Passionsspiel ist, richtig würdigen und verstehen zu können, muß man, wie ich nach der Aufführung in mir selber fühlte, die Atmosphäre geathmet haben, in welcher dasselbe entstanden ist und sich so wunderbar erhalten hat; man muß die Menschen kennen, die bei demselben mitwirken; man muß insbesondere ihre Natur und was sonst noch auf sie einwirkte, mit empfunden haben. Erst wenn man, wie wir, an einem sonnigen Morgen, nach langen Regentagen, das Murnauer Moos hinaufgefahren, zwischen schilfigen Wiesen hin, wo die Riesenberge ringsum langsam ihre Wolkenschleier von den Häuptern wickeln, im Hintergrunde des geöffneten Thales der Wetterstein mit der über 10,000 Fuß hohen Zugspitze sich in seiner ganzen Majestät enthüllt und über seine blendend besonnten Schneefelder die mächtigen Zinken seiner Krone emporstreckt, da wird man's wohl inne, daß die Wunder einer solchen Natur auch im Gemüthe der Menschen Wunder wirken können.

Das Pfarrdorf Ober-Ammergau, dessen Ansicht der vorgedruckte Holzschnitt zeigt, liegt im südwestlichen Theile von Oberbaiern, 2600 Fuß über der Meeresfläche, unweit der tyrolischen Grenze, in einer angenehmen Thalebene, die bereits zur Römerzeit bevölkert war. Die Häuser, die sämmtlich nach Hochlandsart gebaut sind, sich aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum Städtischen hinneigen, liegen an der Ammer hin, und sind von dürftigen Wirthschaftsgebäuden umgeben, denn die Gegend ist weder dem Getreidebau, noch reichlicher Viehzucht günstig; die Dächer sind flach, mit Giebelzierden und Vorsprüngen versehen, die Häuser ohne Balkone, doch sämmtlich weiß getüncht, die Fenster meist mit bunten Arabesken umgeben, die Außenwände mit Darstellungen aus der heiligen Schrift bemalt, und an den meisten prangt auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Auf der Südseite des Dorfes erheben sich die höchsten Berge der Voralpen, der Ammergauer Kofel, das Ettaler Mandl und andere bekannte Bergspitzen, und diese Berge sind, obwohl noch weit unter der Schneehöhe, dennoch schroff und wild und in ihrer Art recht ansehnlich. Auf der entgegengesetzten Seite gegen das Flachland hin öffnet sich die Gegend, die Felsen treten zurück und gehen bald in das lechrainische Hügelland über, aus welchem sich der fernsichtige Peißenberg erhebt. Wir finden zwar hier nicht die erhabene Schönheit der Alpenthäler, wie sie das Allgäu und zumal Tyrol uns bietet; aber dennoch spricht es uns in dieser mildern Gebirgsnatur freundlich und erhebend an. Wir haben die majestätischen Berge vor uns, und erheben uns, wenn nicht zugleich leiblich, doch im

Geiste fortwährend in ihre Höhen. — Die Bevölkerung des Ammergaues ist eine Vereinigung aus schwäbischen, altbaierischen und tyrolischen Elementen, und bildet gewissermaßen eine eigene Nationalität, in der sich alle drei genannten Stämme gar wohl zurecht und daheim finden, eine Erscheinung, die sich Allen aufdrängt, die nur ein einziges Mal dahin gekommen. Die Ammergauer aber scheinen es auch selber zu fühlen; denn nicht nur zur Zeit der Passionsvorstellungen, sondern zu jeder Zeit findet der Tyroler und der Schwabe bei ihnen eine Aufnahme, wie sie der Wanderer bei einem alten Freunde oder bei einem Verwandten findet. Zur Zeit des Passionsspieles ist diese Verwandtschaft und Freundschaft auf alle Völker und Nationen ausgedehnt. Es ist nicht Eigennutz, was sie zu den Fremden zieht. In dieser Zeit sind sie Allerweltsfreunde, im edelsten Sinne des Worts, in welchem der Apostel von sich sagt: „Griechen und Nichtgriechen, Weisen und Unverständigen bin ich Schuldner,“ und „Allen bin ich Alles geworden, damit ich Alle gewinne.“ Sie erkennen und fühlen es, daß sie in diesen Tagen eine Sendung an Alle, oder vielmehr, daß Alle von Süden und Norden, von Osten und Westen eine Anweisung an sie haben, und zwar vom höchsten Herrn und Könige selber; sie erkennen und bezeugen es durch die That, daß sie Allen ein geistliches Almosen zu reichen den Beruf haben, und daher nehmen sie Jeden freundschaftlich und mit Liebe auf, er sei aus Oesterreich oder Preußen, er rede sächsisch oder westphälisch, er sei katholisch oder protestantisch. Der ungeheure Zudrang von Gästen an den Spieltagen hat die Leute hier noch nicht veranlaßt, den Vortheil davon auszubeuten. Was ich und meine Reisegefährten, die im gleichen Hause gleiche Aufnahme gefunden, für unsere Bewirthung bezahlten, war wenig mehr, als Ersatz der verursachten Auslagen. Wir wurden durchaus wie Ehrengäste behandelt, deren Besuch die große Gemeindeangelegenheit verherrlichen half. Alles bemühte sich, wohin wir kamen, sich gefällig und behülflich zu zeigen, und eine Feststimmung ging durch das ganze Dorf, die nur aus der Entstehung und Entwickelungsgeschichte des Passionsspiels erklärlich wird. Wegen geringer Ergiebigkeit ihres Bodens hatten die Ammergauer schon in den frühesten Zeiten zur Erringung ihres Lebensunterhaltes die Holzschnitzkunst zu Hülfe genommen; während des vieljährigen Baues des Klosters Ettal (1330) hatten die Ober-Ammergauer von den dort beschäftigten Künstlern Manches gelernt, wodurch ihre Arbeiten vollkommener und mannigfaltiger wurden, und durch die neu entstandene Wallfahrt nach dem Gnadenbilde von Ettal wurden sie besonders dahin geleitet, sich in Formen von Muttergottesbildern, Crucifixen und andern geistlichen Darstellungen zu versuchen, indem der Zusammenfluß gläubiger Pilger ihnen guten Absatz verhieß. Immer mehr Gemeindeglieder wendeten sich der Schnitzkunst zu, und durch dieselbe sind die Ober-Ammergauer schon seit Jahrhunderten durch die ganze Welt bekannt geworden, und die Holzschnitzkunst selbst hat dem innigen, träumerischen Gemüthe, dem lebendigen Kunsttriebe des Völkchens eine bestimmte Richtung und Bildung gegeben. Von den elfhundert Einwohnern des Orts finden neun Zehntel fast das ganze Jahr hindurch durch Holzschnitzerei Brod und Verdienst; die übrigen Hausväter leben vom Landbau, Lohnfuhrwerk, Holzhandel und Holzhauen, von Gastwirthschaft und verschiedenen Handwerken. Im Vorübergehen sieht man durch die Fenster Klein und Groß an den schmalen Werktischen bei der Schnitzarbeit: da liegen Heilige in Menge, und vor den Thüren oder in den Gärten sind Weiber und Kinder beschäftigt, die mannigfaltigsten Thiere, Püppchen und Spielwaaren mit bunten Farben zu bepinseln und in die Sonne zum Trocknen zu stellen. In den weitläufigen Räumen des Lang'schen Verlags, die kein Reisender zu besuchen versäumen sollte, ist das Vorzüglichste der Ammergauer Holzschnitzerei, vom ordinärsten Spielwerk bis zu Arbeiten von wirklichem Kunstwerthe aufgestellt, und diese Werke zeugen alle von wohlgeübter und fleißiger Hand. Diese Kunstfertigkeit der Bewohner Ober-Ammergau's, mit der natürlichen Lage ihres Ortes verbunden, bildet zum Theil den natürlichen Grund des von ihnen in so ausgezeichneter Weise aufgeführten Passionsspiels. Allein dieß Alles für sich reicht noch nicht hin, diese in ihrer Art einzige Erscheinung in unserer Zeit zu erklären: die Sache selbst hat, wie Alles, was einen wahren Werth besitzt und längere Dauer behält, noch einen tiefern religiösen Grund. — In früheren Zeiten bildete das Passionsspiel einen Theil des Gottesdienstes in der Fastenzeit, wurde in den Kirchen gehalten, und stand nicht für sich allein da, sondern war der Hauptpunkt einer Reihe bildlicher Darstellungen, die mit der Adventzeit begannen und in der Sendung des heiligen Geistes ihren Abschluß fanden. Fast jeder bedeutende Ort in den Gebirgsgegenden hatte sein Passionsspiel, das sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts erhielt; in mehreren Orten des obern Allgäu werden noch die Manuscripte des dabei gesprochenen Textes aufbewahrt, und Sammler haben sich alle mögliche Mühe gegeben, aus denselben das Drollige und Unpassende der Neuzeit aufzubewahren, und dadurch wesentlich beigetragen, ein Verbot der Passionsspiele herbeizuführen. Die Ober-Ammergauer allein hielten das Passionsspiel mit einer Beharrlichkeit fest, die von hoher Energie und ausgezeichnetem religiösen Eifer zu einer Zeit zeugte, wo Thatkraft und religiöser Eifer rar im ganzen Lande waren. Es war im Jahre 1633, als im ganzen baierischen und schwäbischen Oberlande, vorzüglich zu Partenkirchen, Eschenlohe und Kohlgrub, eine so ansteckende pestartige Krankheit herrschte, daß nur wenige Menschen am Leben blieben. Obwohl das Ammerthal durch Berge von jenen Gegenden getrennt war und alle Vorsichtsmaßregeln und Mittel angewendet wurden, sich vor diesem fürchterlichen Uebel zu verwahren, kam es doch unvermuthet auch hierher, indem ein hiesiger Tagelöhner von Eschenlohe, wo er im Sommer in Feldarbeit war, um mit den Seinigen das Kirchweihfest zu halten, auf geheimen Wegen über das Gebirge in sein Haus schlich und die Krankheit mit sich brachte. Schon am zweiten Tage war er eine Leiche, und innerhalb drei Wochen 84 Personen mit ihm. In dieser allgemeinen Noth suchte die Ober-Ammergauer Gemeinde bei dem Allmächtigen Hülfe, und verpflichtete sich mit einem feierlichen

Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu des Weltheilandes zur erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen: das Leiden und Sterben des Erlösers sollte allen kommenden Geschlechtern des Ammerthales tief eingeprägt, heilige Entschlüsse in ihnen erweckt, und dadurch auf die Besserung ihres Lebens gewirkt werden. Dieses Bessere allein erstrebten die frommen Ammerthaler mit ihrem Gelübde, und waren der gläubigen Hoffnung, daß Gott um dieses Besseren willen sie auch in der leiblichen Noth gnädig heimsuchen und von dem größten aller Uebel befreien würde. Und ihr gläubiges Vertrauen ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Person starb mehr an der verheerenden Krankheit, obgleich noch viele von derselben angesteckt darniederlagen. — Was die Ammergauer Gott gelobt hatten, das hielten sie getreulich, und schon im folgenden Jahre, 1634, wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum ersten Male aufgeführt, und die Gemeinde setzte, dem Gelübde der Voreltern getreu, jedes zehnte Jahr das Passionsspiel fort, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse abhalten zu lassen, und erhielt auch immer die höchste Genehmigung, während ähnliche Spiele für alle andere Gemeinden streng verboten waren, „damit das Volk von der Arbeit, Gebet und andern Geschäften nicht abgehalten und zum Müssiggang verwöhnt werde“. Im Jahre 1780 erwirkte die Gemeinde ein spezielles Privilegium für ihre, alle zehn Jahre zu gebenden Passionsvorstellungen vom Kurfürsten Karl Theodor, welches zehn Jahre später, mit Einschärfung des Verbotes solcher Spiele für alle andern Gemeinden, erneuert wurde. Selbst die Kriegsunruhen des Jahres 1800 verhinderten die Vorstellungen nicht, sondern verschoben deren Aufführung nur bis zum folgenden Jahre. Bis dahin hatte man noch Achtung vor dem Gelübde einer ganzen Gemeinde und gestattete dessen Erfüllung. Jetzt aber waren die Zeiten anders geworden. Es war ein neuer, solchen Aeußerungen des Volksglaubens durchaus feindlicher Geist in die Regierung und Beamtenwelt Baierns gekommen, und als das Jahr 1810 herannahete, in welchem dem Gelübde der Väter gemäß die Leidensgeschichte des Herrn wieder vorgestellt werden sollte, hatte man in Ammergau wenig Hoffnung, jemals mehr die Bewilligung der Regierung zu erhalten. Dennoch wurde ein Versuch gewagt und eine Deputation nach München geschickt. Die Männer derselben wurden vom Oberkirchenrathe ohne alle Umstände abgewiesen; ja es wurde ihnen sogar bedeutet, sich baldmöglichst aus der Stadt zu entfernen. Dadurch nicht abgeschreckt, wandten sie sich mit der Bitte um Rath und Hülfe an den edlen geistlichen Rath Sambuga, den Religionslehrer des Königs Ludwig, der sie freundlich aufnahm, ihnen selbst eine Bittschrift zur unmittelbaren Eingabe an den König verfaßte und derselben die Wege zur guten Aufnahme bereitete. Die Abgeordneten brachten schon die mündliche Zusage heim, und bald wurde die Gemeinde durch Kundmachung der Genehmigung ihres Vorhabens erfreut.

Von jetzt an vereinigten sich zwei einander befreundete Männer, der Pfarrer Dr. Ottmar Weiß zu Jesewang, der damals noch seine Klosterzelle zu Ettal bewohnte, und der Schullehrer R. Dedler zu Ober-Ammergau, das Werk zu fördern. Pfarrer Ottmar übernahm die neue, der gegenwärtigen Zeit angemessenere Bearbeitung des Textes, und faßte den Gedanken, die Darstellungen der Leidensgeschichte lediglich auf die heiligen Evangelien zu gründen, und jeder einzelnen Handlung die darauf bezüglichen Vorbilder aus dem alten Testamente in mimischen Darstellungen (als lebende Bilder) vorangehen zu lassen, den Zusammenhang zwischen Vorbild und Erfüllung aber durch das gesprochene oder gesungene Wort der Genien oder Schutzgeister (des Chors) zu deuten; welch' letztere bei jedem Auftritte das Beherzigungswerthe den Zuschauern an's Herz legen mußten. Alle poetischen Zuthaten der letztvergangenen Jahrhunderte, alle Unziemlichkeiten kamen in Wegfall. Nach diesem Plane ward der erste Versuch angelegt und 1811 aufgeführt. Einige Jahre später gab Pfarrer Ottmar dem Entwurfe eine vollkommnere Gestalt, die er auch mit nur wenigen Abänderungen bis zur heurigen Aufführung behalten hat. — Lehrer Dedler componirte eine eben so leicht faßliche als fließende Musik zum neuen Texte, und ließ sich auch später die Vervollkommnung seiner musikalischen Composition, deren Umarbeitung durch den vielfach veränderten Text nothwendig geworden war, bis zu seinem Tode (1822) sehr angelegen sein, und brachte so ein schönes, den Kräften der Ammergauer Musiker angemessenes Werk zu Stande, das noch immer, wie wir Alle es am nächsten Tage lebhaft fühlten, den vollen Beifall aller billigen Beurtheiler findet.

Wie im Jahre 1811, wurde auch 1820 und 1830 das Passionsspiel unbehindert auf dem Gottesacker der Gemeinde zur Erbauung und Erhebung Aller gegeben. Nun war aber ein Pfarrer in Ober-Ammergau, der dieser Darstellung des Leidens Christi sehr abhold war. Auf alle Art und Weise suchte er zu hintertreiben, was die ehrenfesten Ammergauer in bedrängter Zeit durchgesetzt hatten, und gestattete nicht, daß das Passionsspiel ferner auf dem Gottesacker abgehalten wurde. Was er übel zu thun beabsichtigte, wendete Gott zum Besten der Sache. Der Raum auf dem Friedhof war ohnehin zu beschränkt; die Grabdenkmäler und Kreuze hinderten zudem die so erwünschte Freistellung des Theaters, und die Gemeinde erkor den Wiesenplan vor dem Dorfe als Passionsplatz. Hier ließen sich Sitzbänke für eine Unzahl von Zuschauern aufschlagen, und vielen Tausenden konnte es möglich gemacht werden, dem erhebenden Schauspiele beizuwohnen. — Jetzt nahm auch die Tagespresse Notiz von diesem Passionsspiel. Ein Aufsatz des bekannten Naturforschers Oken lenkte zuerst die Aufmerksamkeit Vieler auf diese interessante Erscheinung aus einer alten Zeit. Im Jahre 1840 war die Zahl Derer, die zum Passionsspiel nach Ammergau reisten, eine ungemein große. Man hörte fast einstimmiges Lob; öffentliche Blätter besprachen den Gegenstand ausführlich; am gründlichsten und umfassendsten der bekannte Guido Görres. Diese Blüthezeit seines Werkes überlebte der Neubegründer des Passionsspiels, Ottmar Weiß, noch, der im Jahre 1843 als Pfarrer in Jesewang starb. Aber mit ihm starben Diejenigen nicht,



1860

42

die er für dieß Spiel begeistert und vorbereitet hatte. Seine Rolle übernahm sein Freund und Schüler, der jetzige ehrwürdige Ortspfarrer, Prodekan Aloys Daisenberger, der vor Allem eine Revision des Textbuches vornahm und nach Möglichkeit Alles verbesserte, was immer in öffentlichen Blättern gerügt worden war. Sänger und Sängerinnen (die sogenannten Schutzgeister) wurden vom Lehrer mit unermüdetem Eifer eingeübt. die handelnden Personen in Unterricht genommen und in Vortrag und Aktion instruirt; die ganze Gemeinde nahm den lebhaftesten Antheil an der Darstellung der Leidensgeschichte des Herrn. Ohne Einreden der Baubehörden ward das Theater für 1850 von den Ammergauern selbst aufgeführt. Ein einfacher Zimmermann, Johannes Reichsigl, leitete den Bau; die Scenerien und Dekorationen wurden von Tobias Flunger und Jos. Anton Lang gemalt, die Garderobe von den Schneidern des Ortes hergestellt. An den Fastensonntagen nach dem nachmittägigen Gottesdienste wurde immer je eine Hälfte des Passionsspiels auf dem kleinen Dorftheater zusammengeübt. So hatte Alles vollauf zu thun im ganzen Orte. Die Leute lebten sich ganz in ihre Rollen hinein, und der ehrwürdige Pfarrer, dem es während der ganzen Vorbereitung am meisten daran gelegen, seine Pfarrkinder für den geistigen Gewinn empfänglich zu machen, den sie aus diesem Unternehmen ziehen sollten, beseitigte Alles, was diesem Zwecke im Wege stand. — Die Theilnahme, welche das Passionsspiel im Jahre 1850 fand, war außerordentlich. Der Gesammtbetrag der Einnahme belief sich, nach Angabe des Pfarrers Daisenberger, auf 24,000 Gulden, von denen etwa zwei Fünftel an die Mitwirkenden als Entschädigung für Mühe und Zeitverlust vertheilt wurden; 6500 Gulden wurden zu gemeinnützigen Zwecken verwendet, und die Herstellung des Theaters, der Garderobe, Malerei, Musik u. s. w. mit 7500 Gulden bestritten. —

(Fortsetzung auf S. 331.)

Ostindische Fischer.

(Taf. 42.)

In Ostindien, sowohl in den Binnenströmen als auch an den Küsten, besonders an der Küste von Malabar und Coromandel, macht die Fischerei einen Haupterwerbszweig der Einwohner aus. Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß ein großer Theil der Hindu's (der Hauptbewohner Ostindiens, die sich, wie wir ebenfalls wissen, fast durchaus entweder zur Brahma- oder zur Buddha-Religion bekennen) der Sekte der Schiwaiten (das Wort wird auch Sivaiten geschrieben) angehört, da der Gott Schiwa den Buddhaisten wie den Brahmaisten gleich heilig ist. Diese Schiwaiten nun verwerfen den Genuß aller animalischen Kost als sündhaft, indem sie behaupten, daß, weil der Geist eines jeden abgeschiedenen Menschen eine große Wanderung durch die Thierwelt zu machen habe (Seelenwanderung), möglicherweise in diesem oder jenem Thiere, das man zum Schlachten bestimme, eine menschliche Seele verstekt sei, vielleicht sogar die eines verstorbenen Verwandten, eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders, einer Schwester. „Und (so folgern sie weiter) wäre es nun nicht gräßlich, denken zu müssen, daß man Fleisch von dem Thiere gegessen habe, dessen Leib sich die Seele eines verstorbenen Altvordern zum Aufenthalt wählte?" Darum, um ein so schauderhaftes Verbrechen zum Voraus unmöglich zu machen, enthalten sich die Schiwaiten alles und jedes Fleischgenusses, und die Metzger machen deßhalb in Ostindien sehr schlechte Geschäfte.

Allein nun entsteht die Frage: was ist unter animalischem Fleische zu verstehen? Sicherlich einmal alle vierfüßigen Thiere, und dann die gefiederten zweifüßigen, die Vögel; doch etwas ganz Anderes ist es sicherlich um die Fische; denn wie? Haben denn die Fische auch rothes, warmes Blut, wie es bei ordentlichen, regelmäßigen Thieren der Fall ist? Und dann, — wo sind denn bei den Floßthieren die Füße, um darauf zu gehen? Oder kann man sich denken, daß eine zur Wanderung bestimmte Seele eines Abgeschiedenen sich in dem Körper eines Thieres einquartieren wird, das nicht gehen kann? Wird man also Recht daran thun, wenn man die Fische auch unter die Thiere rechnet, die nicht gegessen werden dürfen? Sicherlich nein, denn Fischfleisch ist kein animalisches Fleisch!

So räsonniren die Hindu's, und in der That ist die letztere Schlußfolgerung, so gewagt sie auch einem Logiker erscheinen mag, für die große Mehrzahl der indischen Religionslehrer maßgebend. Dieselben theilen sich nämlich in die Shastris und in die Bhattas. Die Ersteren sind die gelehrten Theologen, die Männer der Wissenschaft und des heiligen Lebenswandels zugleich, und als solche verwerfen sie natürlich allen nur irgend entbehrlichen Genuß, somit auch den Genuß der Fische, sich einzig und allein mit vegetabilischer Kost begnügend. Die Letzteren aber, die Vertreter des „pfäffischen Priesterthums", die sich um wissenschaftliche Studien lediglich nichts bekümmern, und die Heiligkeit nicht in Selbstkasteiung und Selbstentbehrung, sondern vielmehr in der Beobachtung einiger äußerlichen Ceremonien, im Herplappern von Gebeten, in Wallfahrten, Opfern und dergleichen suchen, — diese sind durchaus nicht für das Verbot des Fischgenusses, schon aus selbstsüchtigen Zwecken, und dann weil sie fürchten, eine allzugroße Strenge möchte ihnen einen großen Theil ihrer Anhänger rauben. Daher kommt es, daß die meisten Schiwaiten zwar die animalische Kost verwerfen, dagegen aber das Essen von Fischen für durchaus erlaubt halten. So besonders die Vanicher, die weitverbreitete Kaste der Kaufleute, und die Valaler, die eben so umfangreiche Kaste der Ackerbauer. Ohne Fische möchten diese gar nicht leben!

Man kann sich also wohl denken, welch' ungeheure Masse von Fischen jährlich consumirt wird, da dieselben, wie wir eben gesehen, bei einem sehr großen Theile der Hindu's die sämmtliche animalische Kost vertreten müssen, und eben so gut kann man sich denken, daß, um diese Masse von Fischen zu gewinnen, eine Menge von Menschen nöthig ist. In der That ist daher die Kaste der

Fischer keine der geringsten in Ostindien, und theilen sich dieselben in zwei Hauptgenera ab, in die Mugajer oder die Flußfischer, und in die Muccuwer oder die Seefischer. In einem andern Sprachidiom nennt man die Ersteren auch die Schuttirs, und die Letzteren die Jalleverpvantees; auch sollen die Ersteren eines größeren Ansehens genießen, wie die Letzteren, welche ihre ursprüngliche Heimath auf der Insel Ceylon hatten und nur in Ostindien eingewandert, nicht aber dort eingeboren sind. Doch sei dem wie ihm wolle, eine harte Arbeit haben sowohl die Fluß- als auch die Seefischer, und sie müssen von Morgens früh bis Abends spät thätig sein, wenn sie sich nur mühselig das Leben fristen wollen, denn wegen der großen Concurrenz sind die Fische sehr wohlfeil, obwohl es, wie wir hier auch gleich hinzusetzen wollen, ihnen nie an Absatz fehlt. So ist denn der Fischer, begleitet von seinen Söhnen oder Brüdern, bei jedem Wetter (er gleicht daher auch in der Hautfarbe mehr dem Neger, als dem Asiaten) schon mit Sonnenaufgang im Flusse oder auf der See, die Netze zu werfen und die Fische zu fangen; die Weiber und erwachsenen Töchter aber sammeln an den Buchten den dort in Menge sich ansammelnden salzhaltigen Sand, dessen sie zum Einsalzen der Fische bedürfen, oder aber sind sie angewiesen, die den Tag zuvor gefangenen Fische auszunehmen, zu waschen, zu trocknen, einzusalzen, einzupacken, und was dergleichen mehr ist. Sogar die Kinder sind nicht unbeschäftigt, indem dieselben, sobald sie nur fähig sind ihre Händchen zu gebrauchen, die Netze zu flicken und besonders die Masse der fleischbegierigen Vögel abzuwehren haben, welche jede Fischerhütte zu Tausenden umschwärmen, und nicht blos mit wüthender Gier alle Abfälle verschlingen, sondern auch auf die Fische selbst losstürzen, wenn man sich ihrem Raubanfall nicht mit Gewalt entgegenstemmt. Oft sind daher bei der Menge und Größe dieser Raubvögel die Anstrengungen der Kinder zu schwach, und die Mütter und Schwestern müssen beispringen, durch ihr Geschrei und mit ihren Weidenstäben die Feinde zu verjagen; denn — natürlich an etwas Anderes als das bloße „Verjagen" der Vögel darf ein Hindu nicht denken, da das „Tödten" dieser Thiere streng verpönt ist. Lieben es doch die Seelen der Abgeschiedenen vor Allem, in einen Vogelleib zu fahren und so halb gehend, halb fliegend die Periode der Wanderung durchzumachen, bis es dem Geist wieder gestattet ist, in Menschenform auf die Welt zu kommen!

So anstrengend aber auch das Geschäft des Fischers ist und mit so harter Mühe er das Brod erwerben muß, das er ißt, so zufrieden ist er dennoch; denn er ist ein Feind von allem Ueberflüssigen. Darum ist auch sowohl seine Wohnung, als auch sein Arbeitsgeräthe äußerst einfach. Allerdings besitzt er immer ein eigenes „Haus", aber von einem „Hause im europäischen Sinne" kann dabei natürlich nicht die Rede sein; sondern dasselbe ist vielmehr eine aus Palmzweigen geflochtene Hütte, die er selbst verfertigte und natürlich hart oder doch so nahe als möglich am Ufer der Flüsse oder der See aufschlug, um keinen weiten Weg zum Beginn seines Tagwerks machen zu müssen. Noch einfacher als das Haus ist die Einrichtung desselben: ein Bett von Binsen und Laub, ein Tisch von ungehobelten, kaum glatt geschabten Brettern, einige vom Fischer selbst geflochtene Stühle, — das ist Alles. Die Hauptsache ist ihm, daß sein Nachen und seine Netze in steter Ordnung sind; Kunst ist aber auch hieran lediglich keine zu finden, sondern sie sind beide aus demselben Stoffe und in derselben Weise gefertigt, wie überall sonst in der Welt. Doch — Eine Eigenthümlichkeit haben die Fischer an der Küste von Malabar, die sonst wohl nirgends auf Erden getroffen wird. Sowie sich nämlich das Ufer der See dazu eignet, so befestigen sie drei, je 8—10 Fuß von einander abstehende Stangen schräg in den Boden, so daß sie dieselben an ihren oberen Enden zusammenbinden können, so ungefähr wie Soldaten ihre Gewehre pyramidalförmig aufstellen. Quer über diese drei Stangen legen sie als eine Art Hebel eine vierte Stange, an deren vorderem Ende eine Rolle befestigt ist mit einem Seile, in welchem ein mächtiges Fischernetz hängt. Vermittelst dieses in der Rolle laufenden Seiles nun wird das Fischernetz in die See hinabgezogen, und umgekehrt wieder herauf, wenn es sich nach Verlauf einiger Stunden mit Fischen gefüllt hat. Die Vorrichtung ist, wie sich der Leser aus der Abbildung auf der vorstehenden Tafel überzeugen wird, äußerst einfach, aber doch so praktisch, daß die complicirteste Maschine keine besseren Dienste thun würde. Das Ganze stellt nämlich zwar äußerlich gar nichts vor, leistet aber dasselbe, was der beste Schiffskrahnen nur immer leisten kann, und es wird vermittelst dieses Krahnens und Netzes, wenn die Strömung der See nur halbwegs günstig ist, täglich eine Unmasse von Fischen gefangen. Das einzige Widerwärtige dabei sind auch hier wieder die Vögel, die, von dem Fischgeruche und dem Fischfette, das sich in den Maschen des Netzes gesammelt hat, angelockt, in ganzen Schaaren herbeifliegen und wie blind vor Hunger auf das Netz losstürzen, so daß immer ein eigener Mann aufgestellt werden muß, um diese Thiere, die er nicht tödten darf, von der Spitze der Stangenpyramide herab mit einem langen Bambusstocke abzuwehren.

Die Gattungen der Fische alle herzuzählen, die allda gefangen werden, möchte wohl zu weit führen. Wir bemerken daher blos, daß es von Seefischen allüberall, besonders an der Malabarküste — die Küste von Coromandel ist etwas ärmer daran —, förmlich wimmelt. Ebenso sind auch die Flüsse auf's Reichhaltigste mit befloßten Insassen versehen, und man fängt außer dem Mangofisch und verschiedenen Arten von Aalen und Schlammfischen hauptsächlich Karpfen und Welse, und zwar in den größten Quantitäten und Qualitäten. Der nützlichste und am häufigsten vorkommende Fisch ist aber der Aujana, ein kleiner Süßwasserfisch, der in Gestalt und Größe dem Häring sehr ähnlich ist und wie dieser getrocknet und gedörrt verkauft wird. Man packt ihn dann in große Ballen, und in diesem Zustande geht er unter dem Namen „Karuwada" durch ganz Indien, ein Hauptnahrungsmittel der Binnenwohner bildend. Seefische werden weniger in getrocknetem, als gesalzenem Zustande auf den Markt gebracht, und als der beste von ihnen gilt der sogenannte „Blumenfisch" (Flowerfisch von den Engländern geheißen),

der in früheren Zeiten nur auf die Tafel der Beherrscher Indiens kam, jetzt aber Jedem zu Theil wird, der ihn bezahlen mag. Als Curiosität müssen wir noch anführen, daß derjenige Fisch, den sonst die Fischer, welche in heißen Ländern an den Ausmündungen großer Ströme in die See leben, als ihren gefährlichsten Feind ansehen, der Haifisch nämlich, von den Muccuwern Ostindiens, statt gemieden, aufgesucht und, wenn gefunden, so lange gejagt wird, bis er erlegt ist, so viel Ausdauer und Muth auch dazu gehört, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen und ihn zu besiegen. Allein die Seefischer an der Malabarküste — dort ist der Haifisch hauptsächlich zu Hause — sind ein kühner Schlag Menschen, und überdieß wissen sie, daß die Flossen der Haie in Hinterindien so wie in China als große Leckerbissen gelten und, was die Hauptsache ist, natürlich auch als solche bezahlt werden. Warum sollten sie also ihr Leben nicht wagen, wo es doch etwas zu erwerben gibt? In der That wird deßhalb auch die Fischerei auf Haie an der Malabarküste so stark betrieben, daß die jährliche Ausbeute nur allein für den Erlös an Flossen (die in China auf die Tafeln der Großen und Schlemmer kommen) auf eine Million Gulden geschätzt wird; aber leider bleibt der Vortheil in den Händen der Händler, d. i. der Engländer, hängen, und die Fischer haben für all' die Gefahr, die sie bei dieser Jagd durchmachten, kaum mehr verdient, als einen doppelten Taglohn.

In einer Hindu-Grammatik steht zu lesen: „Fische salzen, Fische trocknen, getrocknete Fische verkaufen, Vögel verscheuchen und auf dem Wasser handthieren, das ist die Beschäftigung des Fischers," und in diesen wenigen Worten ist Alles gesagt, was man von jener ganzen Kaste sagen kann. — Merkwürdig ist, daß in neuester Zeit Viele von ihnen den Buddhaglauben aufgeben und das Topi aufsetzen, d. h. sich zu Jüngern des Propheten machen. Meinen sie vielleicht, unter den Muhamedanern Ostindiens bessere Kunden zu finden?

Th. Gr.

Das Passionsspiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung zu S. 329.)

Nach Einziehung vorstehender Notizen, die einzelne Einwohner, der würdige Pfarrer des Ortes und Gäste, die ebenfalls dem Spiele beiwohnen wollten, als Reminiszenzen aus Devrients, Clarus und Anderer Berichten gaben, wanderten wir dem Wiesenplane zu, um die Bühne (siehe das Bild pag. 333) noch in Augenschein zu nehmen. Der Abend war herrlich! Um uns her fluthete eine zahllose Menge Schaulustiger zu Fuß und Wagen in das Dorf hinein, und Hunderte wanderten mit uns der Bühne zu, die von Außen, ein kolossaler Bretterverschlag, von einem einfachen Zimmermann errichtet, innerhalb eines von hohen Pappeln begrenzten Rechtecks stand. Eingänge führen von den Neben- und der Rückseite in den Zuschauerraum, der hinreichenden Platz zum Sitzen für mehr als 6000 Zuschauer bietet und in sechs verschiedene Abtheilungen geschieden ist. Die Sitzreihen steigen amphitheatralisch gegen die Loge, den vom Theater entferntesten, gegen Wind, Regen und Sonne durch eine Bedachung geschützten, vornehmsten Platz. Vor der ersten, der niedersten Sitzreihe, und mit dieser in gleicher Höhe, ist das Orchester, das nur mit einheimischen Musikern besetzt wird. Beim ersten Eintritt in den Bretterverschlag, beim Anblick des Zuschauerraumes fühlt man es schon, daß es sich hier um ein großes, ein feierliches Volksschauspiel handelt. Allen Zuschauern ist der Blick auf die Bühne offen, und diese selbst mit ihrer ganzen Einrichtung stellt uns vor Augen, was wir in der Einleitung zu den Tragödien des Sophokles von der Einrichtung des griechischen Theaters gehört, nie aber in Wirklichkeit zu sehen bekommen haben. Frei und offen lag sie in der herrlichsten Abendbeleuchtung vor uns und machte einen wunderbaren Eindruck. Im Mittelgrunde steht das eigentliche Theater, nach Art anderer Bühnen eingerichtet, überbaut und durch einen Vorhang abgeschlossen. Auf dem Frontispiz, über welchem ein Pelikan seine Jungen mit dem eigenen Herzblut ätzt, sind die Darstellungen von Glaube, Liebe und Hoffnung gemalt. Rechts und links neben diesem Mitteltheater sind schmale Gebäude mit Balkonen. Links das Haus des Pilatus, rechts die Wohnung des Hohenpriesters Annas. Neben diesen Gebäuden, gegen die Seitenwände des Prosceniums (der Vorbühne) zu, sind rechts und links offene Thorbogen, durch welche man in die tiefen Straßen von Jerusalem hineinsieht. Auf dem Vorhange der Mittelbühne ist ebenfalls eine Straße gemalt, und wenn derselbe heruntergelassen ist, repräsentirt der ganze Hintergrund die Stadt Jerusalem. Vor diesem dreifachen Theater breitet sich die Vorbühne aus, die über 80 Fuß breit und über 20 Fuß tief, auf beiden Seiten mit Bogengängen dekorirt ist, die an ganz vorn aufgestellten Coulissen enden, welche, als Säulen gemalt und mit Vasen gekrönt, das Proscenium gegen das Orchester abschließen. Die Vorbühne ist zunächst für den Chor (die Schutzgeister), dann für jene Darstellungen aus dem Leiden des Herrn bestimmt, welche mehr Raum erfordern. Das Ganze hat etwas Imponirendes und doch wiederum Naives, zieht an und beschäftigt, so lange die Räume leer und unbelebt sind.

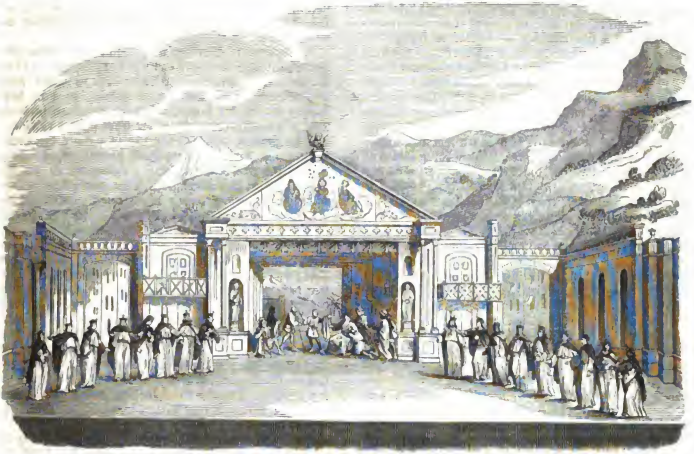
Vom Dorfe her tönte die Abendglocke und die heiteren Weisen der Ammergauer Musiker, die, das morgende Fest einleitend, mit Musik den Ort durchzogen. Wir kehrten nach unserer Herberge zurück, froh, ein Unterkommen gefunden zu haben, nach welchem Hunderte noch vergeblich umhersuchten, und am Schluß zufrieden waren, ein Lager auf Heu erhalten zu können.

Mit dem Grauen des nächsten Morgens rasselte Trommelwirbel in den Straßen des Dorfes auf und ab, und weckte Einheimische und Fremde zu neuem Leben; später folgte Glockengeläute, und diesem ein neuer Umzug der Ammergauer Orchesterbande. Um 4 Uhr begann der Gottesdienst in der Kirche, dem auch ich beiwohnte, und erstaunt war, bereits so viele Andächtige versammelt und kaum Platz in dem freundlichen geräumigen Tempel zu finden. Neben dem feierlichen Hochamte wurden an allen fünf Altären zugleich viele heilige Messen gelesen, denn

die Zahl der fremden Geistlichen war groß, die das Passionsspiel herbeigezogen hatte. Nach der Kirche zog Alles dem Wiesenplane zu, um im Zuschauerraume Plätze einzunehmen, die nach dem verschiedenen Range mit 24 kr. bis 2 fl. 12 kr. bezahlt wurden. Schon am vergangenen Tage hatte ich mir ein Eintrittsbillet für den Guldenplatz gelöst, — unstreitig der beste Platz, Alles sehen und deutlich hören zu können, — und erfahren, daß die Vorstellung um 8 Uhr Morgens beginnen und gegen 5 Uhr Nachmittags enden würde. Auf die Frage: „wie denn die Natur ein so vielstündiges Sitzen ertragen könne?" hörte ich überall die Antwort: „Sie werden morgen selbst sehen, daß es gehet; die Natur stehet während des Spieles still!" Und wahrlich, ich fand es bestätigt, und bewundere noch nachträglich die heldenmüthige Ergebung, mit welcher Spielende sowohl wie Schauende die kühle Bergluft und die brennenden Strahlen der Sonne ertrugen, die Allen mehr oder weniger die Haut vom Gesichte schälte. Die Ungeduld trieb mich und meine Reisegefährten schon um 7 Uhr auf den Schauplatz; wir wollten uns vorher an der Spannung der Zuschauerschaft weiden. Noch war Raum genug. Der Regen der letzten Woche hatte zahllose Schaulustige verhindert, Ober-Ammergau zuzupilgern; doch waren immerhin über 4000 Personen versammelt. Die Menge der verschiedenen Trachten und Physiognomien gewährte hinreichende Unterhaltung. Es hatten sich Gäste aus allen Theilen Baierns, aus Baden, Württemberg, Tyrol und der Schweiz gesammelt, auch viele Norddeutsche, Engländer, Italiener, selbst Amerikaner hatte die Neugierde herbeigezogen. Die Bühne, obwohl in etwas grellen Farben gemalt, gewährte, von der Morgensonne beleuchtet, die ihre Streiflichter durch die Straßen Jerusalems sendete, einen freundlichen Anblick. Ueber das Theater hinaus erblickte man rechts die niedern Vorberge, ganz Wiese und Gehölz bis obenan, und von einzelnen Felsenvorsprüngen unterbrochen, die über den Giebel der Mittelbühne hinaufragten. Links zogen sich die Wiesen bis an die kleinen Tannenwälder hinauf, über denen die schroffe Felsenmasse des Kofel sich stolz erhob. Die Lerchen schmetterten in der klaren Luft; von ferne her vernahm man das Brüllen der Kühe; doch alles Dieses ward für den Verlauf des Volksschauspiels nicht störend: die Bergnatur mit all' ihren Reizen schien das Volkstheater, das selbst Natur ist, zu ihrem Lieblinge gemacht zu haben. In verschiedenen Pausen wiederholte Böllerschüsse gaben den säumigen Spielern und Zuschauern das Zeichen, sich im Erscheinen zu beeilen. Nach den drei letzten Schüssen begann das Orchester seine Thätigkeit. Es war verhältnißmäßig schwach besetzt, doch stimmte dieß zu der sanften Ouvertüre, die in einfachen, leichtfaßlichen, würdig ausgedrückten musikalischen Gedanken eine nicht unangemessene Einleitung zu dem Schauspiele bildete, das sich vor uns entwickeln sollte. Immer lautloser ward die Menge, je näher die Ouvertüre ihrem Ende kam. Spannung lag auf Aller Mienen, zuletzt wagte auch nicht der leiseste Ton laut zu werden. Ein Schauer, wie er sich bei geahnter Geisternähe einstellt, schien Alle zu überlaufen. — Die Musik schwieg. Aus den Oeffnungen der Prosceniums-Coulissen trat rechts und links der Chor hervor, welcher mit dem Sprecher (Johannes Diemer, einem Kürschner), der in der Mitte seine Stelle hatte, aus 17 Personen, 9 Männern und Knaben und 8 Frauen und Jungfrauen bestand. Beide Chorhälften kamen würdevoll, mit einem Anstande, den sich die Chöre vieler Hoftheater zum Muster nehmen dürften, von beiden Seiten, nach der Größe geordnet, gegen die Mitte, und stellten sich so weit von einander auf, daß der Chor beinahe die ganze Breite der Bühne einnahm, deren Mittelgrund noch geschlossen war. Gekleidet waren alle sogenannten Schutzgeister in lange, bis auf die Sandalen herabreichende Gewänder, die durch Gürtel festgehalten wurden, trugen einfarbige bunte, reich besetzte Mäntel, und auf dem Kopfe goldblechene Diademreifen, die mit dem Kreuze geschmückt waren. Das Kostüm war neu, phantastisch, geschlechtslos, so daß man Männer und Frauen, da alle meist jung waren, nur an den Stimmen unterscheiden konnte. Sobald sie angetreten waren, kreuzten sie die Hände auf der Brust, und mit starker und sicherer Stimme, in hohem, feierlichem Tone begann der Prolog:

> Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
> Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!
> Friede dir! — aus Sion Gnade wieder!
> Nicht ewig zürnt Er,
> Der Beleidigte. — Ist sein Zürnen gleich gerecht.
> „Ich will — so spricht der Herr —
> Den Tod des Sünders nicht; — vergeben
> Will ich ihm; — er soll leben!
> Versöhnen wird ihn, selbst meines Sohnes Blut versöhnen!"
> Preis, Anbetung, Freudenthränen, Ewiger Dir!
> Doch, Heiligster! darf der Staub sich unterstehen,
> Hin in der Zukunft Heiligthum zu sehen?
> Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria!
> Das Opfer — der Versöhnung Bild auf Golgatha! —

Man hört es den Schutzgeistern an, daß sie mit ganzer Seele singen; ihre Gestikulationen bezeugen es, daß sie den Inhalt tief empfinden, und vor Allem, daß sie sich selbst an ihrem Gesange erbauen. Nach Schluß des Gesanges theilt sich der Chor, tritt rückwärts und schließt sich in schräger Linie den Säulen des Mitteltheaters an. Der Vorhang erhebt sich, und wir erblicken zwei lebende Bilder zugleich: links Abraham, wie er eben Isaak opfern will und von einem Engel zurückgehalten wird; rechts Adam und Eva, nach dem Sündenfalle, wie sie durch einen Engel aus dem Paradiese vertrieben werden. Die Bilder waren so sprechend, daß es der vom Chore gesungenen Erläuterung gar nicht bedurft hätte. Der Vorhang fiel, um sich nach einer vom Chor gesungenen Strophe wieder zu erheben und ein neues Bild zur Schau zu bringen. Im Hintergrunde sieht man ein hohes Kreuz errichtet, vor demselben knieen vier kindliche Gestalten und verehren mit emporgewendeten Blicken das heilige Zeichen der Erlösung. Der Chor verstummt, und sinkt von gleicher Empfindung hingerissen auf die Kniee zur Anbetung vor dem Kreuze. Diese in der lautlosesten Stille vor sich gehende Feier wirkt magisch auf alle Zuschauer, ein unbeschreibliches Gefühl durchdringt die Seele, und noch höher steigert sich diese Empfindung beim plötzlichen Ertönen



Das Passionsspiel in Ober-Ammergau.

eines sanften vierstimmigen Kindergesanges aus dem Hintergrunde der Bühne:

„Ew'ger! höre deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann.
Die beim großen Opfer sich versommeln,
Beten Dich voll hell'ger Ehrfurcht an."

Der Vorhang fällt; der Chor erhebt sich, schließt rasch vortretend seine Reihe und singt:

„Folget dem Versöhner nun zur Seite,
Bis er seinen rauhen Dornenpfad
Durchgelaufen, und im heißen Streite
Blutend für uns ausgekämpfet hat."

Jetzt trennte sich die Chorreihe wieder, und Alle, vom Größten angefangen bis zum Kleinsten, begaben sich rechts und links hinter die Coulissen zurück.

Der Gedanke an die Möglichkeit einer Profanation des Heiligen, der trotz der Notizen, die ich am vergangenen Tage über das Passionsspiel eingesammelt, doch nicht ganz aus mir gewichen war, verschwand nach den vernommenen Leistungen des Chors oder der Schutzgeister gänzlich. Ein Blick auf die Tausende um mich ließ es nicht verkennen, daß die Darstellung von den Spielern sowohl als von den Zuschauenden als ein Gottesdienst würdig aufgefaßt und durchaus vom christlichen Geiste, rein von allen confessionellen Zuthaten, getragen wurde.

Kaum waren die Schutzgeister abgetreten, als man schon hinter der Scene den Hosianna-Ruf aus dem Munde der Kinder vernahm. Der Vorhang rollte auf und zeigte die bis an ihr Ende verlängerte Mittelbühne ebenfalls als Straße. Von links her entwickelte sich der Einzug des Herrn in Jerusalem am Palmsonntage. Aus den Coulissen des Hintergrundes drängten die jerusalemischen Schulkinder unter Anführung ihres Meisters, die größern hinter den kleinern aufgestellt, in dichten Massen hervor; durch eine der Seitenstraßen folgt ihnen über den Hintergrund der Bühne eine zahlreiche Menschenschaar, Weiber, Männer und Greise, sämmtlich in dem Kostüm, welches man auf den Bildern des 16. Jahrhunderts sieht. Alle Lebensalter, alle Stände sind repräsentirt, — Alle rufen Hosianna, schwingen Palmzweige und schauen rückwärts. Sie gehen über die Mittelbühne nach der Straße rechts, und treten durch diese auf der Vorbühne auf, wo vorher der Chor aufgestellt war. In der Mitte der frohlockenden Schaar erblicken wir die Gestalt des Heilandes, in würdiger Haltung auf einem Lastthiere reitend. Unter der jubelnden Menge ist er allein ernst und fast traurig, voll Milde und Demuth. Angethan mit einem lilafarbenen, umgürteten Gewande und einem scharlachrothen Mantel, spricht aus seinem edlen, blassen Antlitz, dem einfach

gescheitelten langen Haare, dem würdevollen Barte ein trauter, uns aus hochgehaltenen Gemälden längst bekannter Freund entgegen. Es war die lebend vor uns erscheinende Gestalt des Gottmenschen — er war es selbst, nicht der den Herrn vorstellende Gemeindevorsteher Rupert Schauer. Unwillkürlich füllten sich die Augen mit Thränen, und die gleiche Rührung, den Gottmenschen leibhaftig vor sich zu sehen, war, soweit ich wahrnehmen konnte, über die ganze versammelte Menge verbreitet. In reicher, wohlerdachter und doch natürlicher Weise entwickelte sich der Zug. Ein Theil der Israeliten breitet vor den Tritten der Eselin lobsingend Tücher aus; Mütter haben ihre Kinder an der Hand und auf den Armen, und halten sie dem Heilande, um seinen Segen bittend, entgegen. Die Kinderschaar bleibt stehen, blickt zu ihm auf und ruft unablässig ihr: Hosianna, Heil dem Sohne Davids! — Alle Zuschauer richten den Blick auf das Bild des Heilands, und aus Aller Herzen ertönt unwiderstehlich der Hosianna-Ruf. Von diesem Augenblicke an waren die Gemüther gewonnen und voll heiliger Begeisterung. Nichts vermochte sie in derselben mehr zu stören, und fromme Andacht, eine Rückkehr in die Unschuld der Kinderwelt, war fortan bei allen Zuschauern die bleibende Stimmung.

Während der Zug sich auf der Vorbühne gruppirt und der Vorhang des mittleren Theaters heruntergegangen ist, schreitet eine stattliche Schaar von Hohenpriestern und Schriftgelehrten durch die gegenüberstehende Straße heran. Christus steigt vom Lastthier und tritt als Lehrer auf: das Volk segnet und preiset ihn, die Schriftgelehrten können ihren Ingrimm nicht verbergen. Der Herr selbst ist voll himmlischer Ruhe. Sein Aussehen, seine Bewegungen sind wie aus einem mittelalterlichen Bilde herausgewachsen. Die Haltung der Arme, der Hände, der leichte und doch so ruhige, würdevolle Gang, Alles im frommsten Style und doch vollständig natürlich und ungesucht. Man sieht es, die Darstellung ist nicht angelernt, sondern angelebt.

Mittlerweile ist hinter dem Vorhange der Mittelbühne eine neue Scene vorbereitet, die sich jetzt enthüllt. Man erblickt den Vorhof des Tempels, und in diesem Krämer und Käufer, theils an Wechslertischen, theils um Lämmer und Tauben zu feilschen. Christus tritt unter die Krämer, bedroht sie und stürzt ihre Geldtische um. Alles rennt nun durcheinander, schreiend um das Geld und um die Waaren. Die befreiten Tauben flattern lustig auf und davon. Die Krämer toben gegen Christus; die Schriftgelehrten erheben sich gegen seine Anmaßung; das Volk nimmt Partei für ihn — Alles ist in Bewegung. Selbst die kleinen Kinder sprechen und agiren. Man glaubt wirklich, Menschen zu sehen und zu hören, die zugleich und aus eigenem Antriebe das Nämliche zu sagen haben. Nirgends sieht man etwas Gemachtes, von keiner Seite eine Anleitung oder ein Einsagen. Endlich ergreift Christus einen Strick, faßt ihn zur Geißel zusammen und treibt die wüthenden Käufer aus dem Tempel hinaus. — Mit einer Scene, in welcher sich die Schriftgelehrten und die Krämer zu des Heilandes Verderben verschwören, schließt die erste Vorstellung des Passionsspiels. Der Chor tritt wieder auf und nimmt die frühere Stellung ein. Der Sprecher faßt in einer kurzen gediegenen Anrede das Geschehene zusammen und knüpft es erklärend an die nächsten Bilder und Scenen, welche nun der Chorgesang weiter einleitet.

Die zweite Vorstellung beginnt mit einem lebenden Bilde: die Verschwörung der Söhne Jakobs gegen ihren Bruder Joseph. Der Sprecher erklärt dieselbe und deutet auf ihre Beziehung zu dem hohen Rathe, in dem die Hohenpriester und Schriftgelehrten den Tod Jesu beschließen; worauf der Chor singend einfällt. — Bei Darstellung der Handlung, in welcher die Hohenpriester und Schriftgelehrten Rath halten, wie sie Jesum in ihre Gewalt bringen können, erblicken wir in der Mittelbühne das Synedrium. Priester und Schriftgelehrte sitzen auf kleinen Schemeln längs den Coulissen. Hinter ihnen auf erhöhten Sitzen erblicken wir Annas (Gregor Stadler) und Kaiphas (Johannes Lang), den ersten weiß, den andern roth gekleidet, mit hohen, goldbesetzten, breitgespaltenen Hohenpriester-Mützen auf dem Haupte. Kaiphas, eine stattliche Gestalt, eröffnet die Sitzung mit den Worten: „Ehrwürdige Glieder unsers heiligen Collegiums!“ Er spricht von der Gefahr, welche dem Staat und der Kirche drohe durch Jesus von Nazareth, und spricht entrüstet von der Austreibung der Krämer und Käufer aus dem Tempel. Da er große Einhelligkeit zum Verderben Jesu in der Versammlung wahrnimmt, wird ihm wieder wonniglicher, und er schließt die Sitzung mit den Worten: „Väter, Freunde! ich fühle wieder eine erwärmende Munterkeit in meiner Brust. Lasset uns gehen und thun wie wir beschlossen.“

Die dritte, vom Chor eingeleitete Vorstellung beginnt mit zwei lebenden Bildern: dem Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern, und die den Verlust ihres Bräutigams beklagende Braut (Hohe Lied 5, 17.), als ein Bild des Abschiedes Christi von den Seinen. — Die Handlung spielt in Bethanien. Christus nimmt von den Seinigen Abschied. Hier spricht Petrus (Jakob Hett, Bildschnitzer) gar treuherzig: „Meister, das Scheiden will mir nicht in den Kopf hinein!“ Und Maria (Barbara Schaller, eine 17jährige Waise) ergießt sich in gar langen Klagen um ihren Sohn. Beim Mahle in Bethanien faßt Judas (Gregor Lechner, Bildschnitzer) den Entschluß, Jesum zu verrathen. In der folgenden Scene läßt er sich schon von den Tempelkrämern in ihre Verschwörung wider Jesus hineinziehen. Murrt, als Maria den Herrn salbt: die Verschwendung der kostbaren Salbe, deren Werth er auf 300 Denare schätzt, empört ihn. „Diese 300 Denare,“ sagt er, „ständen mir gut an, ich würde mich zurückziehen und glücklich leben. Nein, ich kann mich bei ihm nicht länger aufhalten. Ich will nicht mehr sein Jünger sein, will Gelegenheit aufsuchen, ihn zu verlassen.“

Die vierte Vorstellung bringt als lebendes Bild: die Verstoßung der Vasthi vom König Assuer, und die Erhebung der Esther. Der Gesang der Schutzgeister beginnt mit: „Jerusalem! Jerusalem! erwache! — Erkenne, was zum Frieden dir noch werden kann ꝛc.“ — Die Handlung stellt Jesus auf seinem

letzten Gange nach Jerusalem vor. Die Jünger wollen ihn zurückhalten. Jesus läßt sich nicht wehren. Er weint beim Anblick der sündigen Stadt; sendet zwei der Jünger voraus, das Osterlamm zu bereiten, und folgt mit den neun andern nach. Judas sucht eine andere Gesellschaft auf — die ihm gleich gesinnten Tempelkrämer, denen es nun ein Leichtes wird, ihn zu gewinnen. Sie erklären Jesus als einen Rebellen gegen die Staatskirche, der das Volk irreleitet und unglücklich macht, und beruhigen dadurch das Gewissen des Judas. Die versprochenen dreißig Silberlinge benehmen ihm vollends alle Skrupel, und er schließt die Vorstellung mit den Worten: „Ich muß mich verstellen. Ach! wenn ich nur das Geld schon hätte!"

In den lebenden Bildern der fünften Vorstellung gibt der Herr dem Volke Israel das Manna in der Wüste, und die Weintrauben aus Kanaan. Diese entsprechen dem Abendmahle des Herrn, wo er seinen Aposteln seinen Leib zur Speise und sein Blut zu trinken gibt, wie der Gesang der Schutzgeister erläutert. Diese beiden Bilder, besonders das erste, sind ausgezeichnet: Nie habe ich, weder in unsern vornehmen Gesellschaften, noch auf Theatern, wo in einem Bilde selten über 15—20 Personen mitwirken, und selbst Erwachsenen es kaum möglich fällt, die ihnen angewiesene Stellung und Miene nur zwei Minuten unverändert zu bewahren, eine gleiche Ausführung wie hier gesehen, wo Hunderte von Personen, und namentlich eine Menge kleiner Kinder, verwendet und über sechs Minuten ausgestellt sind, ohne irgend eine Veränderung in der Haltung oder Physiognomie wahrnehmen zu lassen, und dabei waren Stellungen, die an sich schon schwierig einzunehmen, um so schwieriger aber festzuhalten waren. Ueber 300 Personen befanden sich auf der Bühne. Zuvorderst sind Kinder gelagert; über ihnen erblicken wir stehende Knaben und Mädchen. Dann kommen Jungfrauen und Frauen — Kopf an Kopf — geschichtet. Im Hintergrunde die größten Männer. Alle sind mit Auffangen des Himmelsbrodes beschäftigt, das vom Himmel regnet. Aus den Kinderreihen ragt Moses hoch empor mit ausgestrecktem Stabe. — In der Handlung zeigt sich vor uns der Abendmahlssaal. Christus mit seinen Jüngern tritt in denselben ein. Zuerst ist die Händewaschung und das Gebet mit Segnung der Speisen. Dann legt Christus sein Oberkleid ab, schürzt sich und beginnt seinen Jüngern die Füße zu waschen. Darauf folgt der Genuß des Osterlammes. Nach demselben nimmt Christus das Brod in seine Hände, dankt dem Vater, segnet es und spricht die Consecrationsworte darüber aus; dann speiset er alle seine Apostel. In gleicher Weise verwandelt er den Wein und reicht ihn den Aposteln zum Trinken. Dann spricht er von dem Verräther. Die Apostel fragen: Bin ich's? Jesus bezeichnet ihn durch Darreichung des Bissens nur zu deutlich. Sobald Judas den Bissen empfangen hat, entfernt er sich plötzlich. — Die Vorstellung ist ergreifend! — Nun spricht Christus noch Einiges aus den letzten Reden; hält sich aber dabei nicht genau an den heiligen Text. Dann tritt er, umgeben von den Jüngern, in den Vordergrund und betet das Dankgebet, das die Jünger Satz für Satz nachsprechen.

Die sechste Vorstellung bringt als Vorbild: wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird. Die Ismaeliten machen mit den Brüdern die Sache ab; einer derselben bezahlt die zwanzig Silberlinge; ein anderer schleppt den weinenden Joseph fort. Der Gesang der Schutzgeister zieht eine Parallele zwischen Joseph und Christus. Die Handlung stellt den Verkauf Christi um dreißig Silberlinge an die Juden durch den Verräther vor. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sind im Synedrium versammelt und beschließen, Jesus müsse sterben. Nur zwei Rathsmitglieder sind dagegen. Judas wird aufgefordert, die dreißig Silberlinge anzunehmen und ein Mann zu sein. Voll peinlicher Unruhe greift der Jünger nach den Silbermünzen, die er wohlgefällig zählt, aber auch voll Mißtrauens nach Gewicht und Gepräge noch besonders prüft, und versichert, daß man auf ihn rechnen dürfe, verlangt aber eine Rotte Kriegsknechte, um Jesum bei nächtlicher Weile zu überfallen, und verabredet das Zeichen des Verrathes. Der hohe Rath gibt ihm zur Ueberwachung eines seiner Mitglieder mit. Mehrere melden sich zu diesem Zwecke; der greise Annas bedauert, daß seines Alters Schwäche ihn verhindere, diese Begleitung des Judas zu übernehmen, und unter dem grauenvollen Rufe: „er sterbe, er sterbe, der Feind unserer Väter!" geht die Rathsversammlung, Kaiphas an der Spitze, froh auseinander.

Drei lebende Bilder bereiten auf den Kampf Jesu am Oelberg, die siebente Vorstellung, vor. Das erste umfaßt die Verwirklichung des Fluches: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bei welcher der Chorgesang die Beziehung des ersten und zweiten Adam in dem Schweiße hervorhebt; das zweite: wie Joab, unter dem Vorwande, dem Amasa den Freundschaftskuß aufzudrücken, demselben den Dolch durch den Leib stößt. Der Chorgesang zu diesem Bilde, bei welchem die Felsen Gabaon, unter denen Amasa fiel, angeredet und beschworen wurden, war ungemein ergreifend. Das dritte Bild: der starke Samson von den Philistern gefesselt und durch eine geliebte Person verrathen. Der Schlußgesang des Chores zu diesen Bildern war in seiner Naivität von tiefgehender Wirkung. — Die darauf folgende Handlung war durch und durch vortrefflich. Jesus kommt mit seinen Jüngern auf einer felsigen Parthie des Oelbergs an. Alle, mit Ausnahme des Petrus, Johannes (Sebastian Deschler, Bildschnitzer) und Jakobus, heißt er am Eingange des Gartens bleiben. Wie er näher in den Vordergrund tritt, spricht er zu den Dreien: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Bleibet hier und wachet mit mir!" Er kniet nieder und betet. Jetzt kommt er zu den drei Jüngern und findet sie schlafend. Er mahnt sie zum Wachen, und kehret wieder an seinen Ort, um zu beten. Wie er zum zweiten Male zu den Jüngern kommt, sieht man Blutstropfen auf seinem Angesichte. Er ermahnt sie wieder voll Liebe: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet!" und kehrt zurück an seinen Betort. Er fällt neuerdings zur Erde nieder und sein Antlitz ist mit Blut überronnen. Ein Engel mit dem Kelch erscheint und

spricht: „Christus, du hast das Erlösungswerk übernommen, so mußt du es auch ausführen." — Der Herr begibt sich wieder zu den Jüngern und spricht die Worte: „So schlafet und ruhet ihr denn noch? Sehet, die Stunde ist gekommen, da der Menschensohn in die Hände der Sünder überliefert wird! Stehet auf, lasset uns gehen. Sehet, es nahet sich, der mich verräth!"

Indessen kommt Judas mit seiner Rotte. „Nun sollst du unsere Rache fühlen!" rufen die vom hohen Rathe der Schaar beigegebenen Juden. Judas geht rasch auf den Herrn zu, küßt ihn und spricht: „Sei gegrüßt, Meister!" Der Herr spricht: „Freund, wozu bist du gekommen? O Judas, mit einem Kusse verräthst du des Menschen Sohn!" Dann geht er auf die Rotte zu und spricht: „Wen sucht ihr?" Sie antworten: „Jesum von Nazareth!" Mit fester und würdiger Stimme spricht der Herr: „Ich bin's!" Die Kriegsknechte fallen rings wie betäubt nieder, erheben sich aber eben so plötzlich. Der Herr übergibt sich ihnen freiwillig und läßt sich binden; der rasche Petrus entreißt einem der Rotte das Schwert und haut dem Malchus das Ohr ab, das der Herr alsbald wieder heilt. Die Handlung folgt so schnell, daß der Blick kaum den Zusammenhang auffassen kann. Die Jünger fliehen auseinander — von Allen verlassen wird Christus gefesselt und von der höhnenden Menge abgeführt. Tief erschüttert, als würde sie an uns selbst vollführt, empfinden wir die satanische Rohheit, mit welcher das Lamm der Schlachtbank überliefert wird, bewundern die Fülle unendlicher Liebe, die sich in den Mienen und Geberden des Gebundenen, Fortgestoßenen ausspricht, und fühlen es im Innersten der Seele, daß die Stunde gekommen, in welcher er den Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren soll. Es ist kein Schauspiel mehr, das vor uns aufgeführt wird, es ist die Wirklichkeit, die wir durchleben, und unaussprechlich der Eindruck, den sie auf Alle macht.

Mit der Abführung des Herrn endet die erste Abtheilung des Passionsspiels — vom Proscenium wird eine Pause angekündigt. Vier Stunden waren wie ein Traum dahingeschwunden. Ein Theil der Zuschauer verließ das Theater, um außerhalb desselben sich zu ergehen, die Mehrzahl aber, die sich mit Lebensmitteln und Getränk versehen, behielt ihre Plätze inne, restaurirte sich am Mitgebrachten, theilte freudig und bereitwillig den Nachbarn mit, und wanderte von Bank zu Bank, um sich freundlich mit einander über das Durchlebte zu besprechen. Die Zwischenpause war eine Fortsetzung des heiligen Drama's. Alle waren Ein Herz, Eine Seele; Alle waren sich näher gerückt, waren Eins in Dem, dessen Leiden vor ihnen vorübergezogen; Alle waren, wenn auch auf Stunden nur, Brüder, Kinder Eines Vaters, Genossen des Vorbildes, das vor den Augen Aller in kindlicher Einfalt, in hoher heiliger Milde sich zeigte.

Böllerschüsse verkündeten den nahen Anfang der zweiten Abtheilung. Die Zerstreuten nahmen ihre Plätze wieder ein. Die achte Vorstellung beginnt mit einem ergreifenden Chorgesang: „Begonnen ist der Kampf der Schmerzen rc.", der nochmals an das Bild der Herrn am Oelberg erinnert. Der Vorhang erhebt sich und wir sehen als lebendes Bild den Propheten Michäas vor dem König Achab als Zeugen der Wahrheit stehen, und als Lohn für dies Zeugniß einen Backenstreich empfangen, was ebenfalls von den Schutzgeistern besungen und in Verbindung mit Christus gebracht wird. Nach Beendigung des Gesanges und dem Abtreten des Chors erblicken wir den Hohenpriester Annas auf dem Balkon seines Hauses mit Einigen seines Gefolges. Voll Ungeduld wartet er auf den Anzug der Rotte mit dem gefangenen und gefesselten Nazarener. Dem Judas, der mit den Wachen unter dem Balkon erscheint, ruft er zu, daß sein Name für ewige Zeiten in den Jahrbüchern der Juden obenan stehen solle. Dieser, der inzwischen eine Verantwortlichkeit befürchtet, will eine Berufung einlegen, daß er an dem, was Christo zugefügt werden möchte, keine Schuld habe; erhält aber keine andere Antwort, als: „er ist in unserer Gewalt!" Von fern her hört man schallendes Gelächter und spöttischen Hohn. Die Soldaten schleppen den gefesselten Heiland die Straße herab und machen vor dem Hause des Hohenpriesters Halt. Die Angekommenen werden gemeldet und Jesus wird vor Annas geführt. Auf dem engen Balkon wird das Verhör vorgenommen, während unten auf der Straße der rasende Pöbel sich aufstellt und mit schadenfroher Theilnahme den Vorgang auf dem Balkon begleitet. Christus verantwortet sich mit hoher Würde. Der dienstfertige Knecht des Hohenpriesters schlägt ihn in's Angesicht. Mit unbesieglicher Gelassenheit und Sanftmuth, die Alle mit mächtigem Schauer ergreift, erwiedert der Herr: „Habe ich unrecht geredet, so beweise mir das Unrecht; hab' ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?" — Jetzt wird Christus wieder von den Wachen ergriffen und über die Vorbühne unter Spott und Hohn in die andere Straße hineingezerrt. Nun beginnt das Hin- und Herschleppen von einem Richter zum andern, und Alles mit einer solchen Lebendigkeit, als wenn es sich wirklich darum handelte, einen höchst gefährlichen Menschen endlich einmal von der Welt zu schaffen. Die Wachen und das Volk rühmen sich ihres Triumphes über den Wehrlosen und spotten seiner, und noch ertönt ihr Hohn, während der Zug schon lange den Augen entschwunden ist. In weiter Entfernung erblickt man in der Straße rechts zwei Männer, die nicht in die Verhöhnungen einstimmen. Es sind die verzagten Jünger Petrus und Johannes, deren Mienen und Gebärden die Betrübniß und Angst ihres Herzens aussprechen, und die scheu ihrem göttlichen Meister folgen.

Die neunte Vorstellung beginnt mit zwei lebenden Bildern aus dem alten Testament. Im ersten sehen wir die Verurtheilung des unschuldigen Naboth durch falsche Zeugen, wie es der König Achab befohlen; im zweiten: Job in seinen Leiden, wie er, beschimpft von seinem Weibe und freventlich von seinen Freunden verurtheilt, nach Gottes Willen geduldig ausharrt. Der Chor singt: „Seht! welch' ein Mensch!" rc. Die Handlung zeigt Christus vor Kaiphas. Jesus wird vor Kaiphas geführt, von falschen Zeugen angeschuldigt und zum Tode verurtheilt. Nach der Verurtheilung sehen wir ihn von den Kriegsknechten mißhandelt und in wilder Wuth



1860   43.

in die Gerichtshalle geführt; doch durch nichts wird die ruhige Haltung, der sichere Adel im Benehmen Jesu erschüttert. Trotz aller erniedrigenden Schmach entweihet kein Ungeschick und keine Uebertreibung den Auftritt. Selbst das scheußliche Räthselspiel, wo die Henker dem Gefesselten die Augen verbinden, ihn schlagen und anspeien, und boshaft fragen: wer hat dich geschlagen? wird nicht erlassen, und in allen schmachvollen Leiden erscheint Christus als erhabener Sieger. Scheu nahen sich Petrus und Johannes der Halle. Beide sind äußerst niedergeschlagen. Petrus nähert sich dem Feuer und wärmt sich. Darauf folgt die dreimalige Verläugnung und das Krähen des Hahns. Petrus erblickt Jesum, der verhöhnt und mißhandelt von den Kriegsknechten in den Vordergrund der Bühne geführt wird. Er wird innigst betrübt, und entfernt sich weinend mit Johannes.

(Schluß auf S. 344.)

Die Birne Charles Fréderic.

(Taf. 43.)

Im Jahre 1840 oder 1841 wurde diese neue Birne zuerst in der Baumschule von Van Mons zu Louvain gezogen. Sie trägt den Namen des Colonel Frederic, Direktors der Stückgießerei zu Liège.

Sie zeichnet sich durch zartes, weißes Fleisch, durch Ueberfluß von Saft, weinartigen süßen Geschmack und feinsten Wohlgeruch aus; es ist eine ausgezeichnete Frucht und erreicht in den ersten Tagen des Octobers ihre Reife.

Die zoologischen Gärten und die Acclimatisirung der Thiere.

Der Nutzen der zoologischen Gärten ist längst anerkannt; die berühmtesten Physiologen haben daselbst ihre Studien gemacht und jeder Band der Naturgeschichte gibt Zeugniß dafür. Inzwischen hat man zu Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Gent, Marseille, und selbst bis vor Kurzem zu London und Paris mehr darauf Bedacht genommen, die Sammlungen mit schönen Typen und mit Thieren, welche die Aufmerksamkeit der Neugierigen anziehen, zu bereichern, als auf die Reproduktion und Acclimatisirung von Arten hinzuarbeiten. Diese praktischen Resultate hat man in der That so sehr aus dem Auge verloren, daß seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung der Catalog unserer Hausthiere nur um den Truthahn 1524, die Bisamente 1650, den Goldfasan 1725 und den Silberfasan 1741 vermehrt worden ist.

Wiewohl der Hauptzweck, den sich die zoologische Gesellschaft von London setzte, die Einführung und Acclimatisirung exotischer Thiere, zum Schmuck oder zum praktischen Nutzen war, so wurde doch durch die Macht der Umstände, oder durch Irrthum der Direktion der ursprüngliche Plan verfehlt oder hinausgeschoben.

Diese Gesellschaft hatte eine Farm zu Kingston, die vor einigen Jahren aufgegeben wurde, und mit Ausnahme der Gans von den Sandwichsinseln, der aschfarbköpfigen Gans und einiger anderer, minder wichtiger Vögelarten, geschah bis zum Jahr 1852 oder 1853 nichts für den genannten Zweck. Erst von da an begann die Acclimatisirung des Elenns oder Elkhirsches vom Cap, die man jetzt als vollendete Thatsache betrachten kann; darauf folgte 1857 die glückliche Einführung mehrerer Fasanen-Arten vom Himalaya, und auch hievon scheint der Erfolg gesichert.

In Frankreich rief Geoffroy St. Hilaire die kaiserliche zoologische Gesellschaft für Acclimatisirung in's Leben. Dieselbe hat bereits sechs Filialanstalten im Lande, zählt unter ihren Mitgliedern vierzehn Souveräne, erfreut sich in allen Ländern der Erde thätiger Unterstützung, und unter ihren Auspizien wurde der Yak durch Montigny eingeführt, die Acclimatisirung zweier Arten von Seidenraupen und die Erzeugung einer Bastardart aus denselben zu Stande gebracht. Endlich erachtete es die Gesellschaft für nothwendig, ein Vivarium besonders für die Unterhaltung acclimatisirter Arten einzurichten, und hiezu wurde am Schlusse des Jahres 1858 der Jardin zoologique auf einem Terrain von etwa vierzig Morgen, welches die Stadt Paris im Gehölze von Boulogne verwilligte, geschaffen.

Die bisherigen zoologischen Gärten litten alle an dem totalen Mangel eines bestimmten Planes; sobald sie sich etwas mehr auszudehnen anfingen, war Nichts mehr an seinem rechten Platze. Die Gründer des zoologischen Gartens zu Paris suchten die Irrthümer ihrer Vorgänger zu vermeiden, und namentlich in die verschiedenen Gruppen der Insekten, Fische, Vögel und Säugethiere eine genaue Ordnung zu bringen. Ihr Etablissement ist auf die acclimatisirungsfähigen Nutz- und Zierarten beschränkt; und wenn es demnach auch für diejenigen, welche hier dennoch eine Repräsentirung des ganzen zoologischen Systems suchen wollen, große Lücken darbietet, ist der Grundsatz der Ordnung, selbst in seiner beschränkten Anwendung, gleichwohl unendlich instructiver für das Publikum und günstiger für ein verständiges Arrangement, als jenes Chaos, welches die ersten zoologischen Anstalten zu eben so vielen ambulanten Menagerien machte.

Was bei einem Besuche in dem reichen zoologischen Garten zu London besonders auffällt, ist das wunderbare Vermögen gewisser, individuell aus verschiedenen Ländern gebürtiger Thiergruppen, sich an ein von dem ihrigen verschiedenes Clima zu gewöhnen. Neben einander leben und vermehren sich hier die polynesische Gans von der Insel Sandwich, die Schwanengans (cygnoides) von Australien, die Nonnengänse von Magellan, die Mandarinenente von China, u. s. w. Der Guide für den zoologischen Garten weist eine Liste von vierzig Arten von Schwimmvögeln auf, welche ohne Rücksicht auf ihren Ursprung demselben Regime unterworfen sind. So beträchtlich diese Liste ist, könnte sie doch noch

größer sein. Wir finden in diesem Garten alle Strauße von Südamerika, von Australien, den malaiischen Inseln und Afrika. Der canadische Hirsch ist auf der einen Seite Nachbar der Antilopen, auf der andern der Gazelle von Persien (g. subgutturosa). Welcher Schluß läßt sich augenscheinlich aus diesen Thatsachen ziehen? Daß bei gehöriger Behandlung an entsprechenden Orten die meisten Wiederkäuer, Hühner- und Wasservögel der Erde sich in Europa eben so gut, als der Hirsch, der Pfau, der Truthahn, acclimatisiren lassen.

Dieß ist bereits so ziemlich mit dem persischen Hirsch, einem großen Thiere von grauer Farbe, mit längerem Schädel, weißerem Kreuze, härteren Hörnern als bei dem Damhirsch, geschehen. Er kommt als Maral, Gukuki, Hungul oder unter sonst einem Namen vom schwarzen Meere über Persien bis nach Kaschmir oder gar Nepaul vor. Oestlich von ihm wohnt der Schu, ein mächtiges Thier, in den Wäldern von Tibet und breitet sich vielleicht über das nördliche China bis zum Meere von Kamtschatka aus. Einen wilden Hirsch von dem tibetanischen Plateau nach Westeuropa zu transportiren, scheint eine unendliche Aufgabe. Sir Jung Bahadur besuchte auf seiner merkwürdigen Reise in England vor neun Jahren mit großem Interesse den zoologischen Garten, und versprach der Gesellschaft, ihr alle Thiere von Nepaul zum Geschenke zu machen, welche sie durch den britischen Residenten in Katmandu in Empfang nehmen ließe. Die finanzielle Lage der Gesellschaft ist jetzt blühend genug, das Versprechen, welches damals von ihr abgelehnt wurde, anzunehmen.

In Nepaul und Assam findet man den goldfarbigen Barasingha (oder Hirsch Duvancels), der sich im Regentspark bereits neben den canadischen und persischen Hirschen fortpflanzt.

Von den zweiundvierzig Arten von Hirsch- oder Damwild gibt es vielleicht, mit Ausnahme des Zwergböckleins des tropischen Indiens nicht eine, die sich nicht an das europäische Clima gewöhnen ließe.

Dasselbe gilt von den Antilopen. Die stärkste und nützlichste Art ist der Canna oder Elenn vom Cap, mit seinem Verwandten, dem Dschingli-Dschangla von Gambia. Der Elenn ist vorzugsweise das Wildpret der Wüsten Südafrika's. Alle Jäger vom Kaffernlande stimmen über die Qualität dieses wahrhaft königlichen Gerichts überein. In dem Catalog der zu Knowsley lebenden Thiere figurirten, als dort Graf Derby 1851 starb, fünf Elenns, zwei Männchen und drei Weibchen. Diese kleine Heerde vermachte er der Gesellschaft, deren Präsident er über zwanzig Jahre gewesen war. Jetzt ist deren Acclimatisirung gesichert, und in ein paar Jahren wird der Elenn in den englischen Parks ziemlich gewöhnlich sein. Heerden dieser edeln Antilope besitzen bereits Vicomte Hill zu Hawkstone, Marquis von Breadalbane zu Taymouth, Lord Egerton zu Totton. Es gibt nichts Majestätischeres, als den Elenn, wenn er seine Familie über die lachenden Abhänge von Hawkstone führt. Mitten im Park erhebt sich ein steinigter Kamm, der quer durch denselben zieht und allen möglichen Schutz bietet. Hier vergoldet das Morgenlicht mit seinem Wiederschein die Seiten dieser Antilope, deren blaßfalbe Tinten an Schönheit die Farbe des braunen Hirsches, der mit ihr ebensowenig an Grazie als an Wuchs rivalisiren kann, unendlich übertrifft. Man bewundert ihre feinen und zugleich festen Beine, mit denen sie ungestüm über Berg und Thal davonfliegt und mit unglaublichen Sprüngen über alle Hindernisse hinwegsetzt.

Als Schmuckthier läßt sich dem Elenn nur der Kudu vergleichen, der unter den gleichen Verhältnissen, wie jener, leicht zu acclimatisiren wäre und außerdem für unsere Küche sehr nützlich werden könnte. Sein Fleisch ist von ausgezeichnetem Geschmack, er wächst sehr schnell, ist fruchtbar und fällt schwer in's Gewicht, und wir zweifeln nicht, daß er noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts aus der Kategorie der Luxusthiere in den Viehstand der Pachthöfe übergeht.

Aehnlich, wie mit dem Elenn, verhält es sich mit dem Springbock, der hübschen kleinen Antilope von der Gestalt eines Rehes, welche, eine wahre Zierde der Landschaft, vollkommen als Wildpret, zu Tausenden dieselben Gegenden wie der Elenn bewohnt. „Man trifft sie," sagt Kapitän Sir Cornwallis Harris, „oft in solcher Menge beisammen, daß sie, so weit das Auge reicht, die Ebenen bedecken. Unvergleichlich ist die Symmetrie seiner Formen; der blendende Contrast zwischen dem lebhaften Fahlroth des Rückens und der makellosen Weiße seiner Glieder wird noch durch reiche braune Bänder erhöht, welche quer über seine Seiten gehen. Sein glänzendes Auge, der sanfte Ausdruck seiner Physiognomie und jene Flaum-Fransen, welche abwechselnd an seinem Rücken erscheinen oder verschwinden, tragen dazu bei, ihn zu einem der schönsten Geschöpfe der Thierwelt zu machen. Je weiter der Reisende in den pfadlosen Steppen vordringt, desto häufiger schießen Hunderte dieser schönen Gazellen rechts und links mit der Geschwindigkeit eines Meteors auf, an Grazie und durch die Beharrlichkeit jener elastischen Sprünge, welche ihm in der Colonie seinen Namen gegeben haben, alle Säugethiere übertreffend." Vor Kurzem hat Sir George Grey der zoologischen Gesellschaft ein paar Springböcke zum Geschenk gemacht, und es geschieht von ihrer Seite alles Mögliche für deren Fortpflanzung.

Die Menagerie zu Knowsley war die beträchtlichste Sammlung von Thieren, welche in moderner Zeit gebildet wurde. Sie umfaßte hundert Morgen Landes, mit zahllosen Bauten, sehr einfach aber ausgedehnt, ohne die Beschränkungen, welche öffentlichen Anstalten auferlegt sind. Lord Derby scheute vor keinen Kosten zurück; er hatte Agenten in Singapore, in Indien, auf dem Cap, in den Felsengebirgen, in Centralamerika, in Norwegen, Lappland, Tunis u. s. w. So entstanden in seinem Park jene Heerden von Lama's, Alpaka's, Zebra's, Hirschen und Antilopen. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er gesammelt; noch fünf Jahre hätten ausgereicht, den edeln Eigenthümer für seine Kosten und seine Ausdauer zu entschädigen: da raffte ihn der Tod hinweg. Zum Glück oder Unglück für sein Land, zieht es der jetzige Lord Derby vor, anstatt einer Menagerie zu präsidiren, seine Talente und seine Zeit der Politik zu widmen. Der Vater ließ es

sich große Summen kosten, fünfzehnhundert verschiedene Vögel und Vierfüßler zu unterhalten; der Sohn brachte die ganze exotische Arche Noa's zum Aufstreich und erlöste eine Summe von 6000 Pfd. Sterl.

Die zoologischen Gärten Europa's sind, mit Ausnahme des Jardin des Plantes zu Paris, ein Werk des gegenwärtigen Jahrhunderts, denn vor fünfzig Jahren gab es dergleichen zu Marseille, Antwerpen, Amsterdam, Wien, Rotterdam, Berlin, Brüssel, Gent, Frankfurt noch nicht; in England existirte weder eine zoologische Gesellschaft zu London, noch zu Hull, zu Edinburg, Dublin, Bristol, Manchester und Liverpool. Der Hauptübelstand zu London war der Mangel an Ordnung in dem allgemeinen Plane, und die Aufopferung mancher nützlichen Dinge, nur um die Neugierigen durch eine Art von Ausstellung anzuziehen. Aber es besitzt die reichste Sammlung der Welt, vortrefflich gehalten und seit einigen Jahren vortrefflich geleitet. Der Zulauf in den zoologischen Garten war eine Zeit lang ungeheuer; es gab keinen Fremden, der nicht Sonntags dahin eilte, sicher, die schöne Welt daselbst zu treffen; aber die Mode ist veränderlich; mancher Subscribent vergaß, seine Subscription zu zahlen, oder gab sie ganz auf; die Administration beging mehrere Fehler; von 1840—47 fielen die Einnahmen um 50 Procent; in der Sammlung der Thiere kamen mehrere Lücken zum Vorschein, der Garten wurde vernachlässigt und der Bankerot schien vor der Thüre; aber die Krisis ging allmälig vorüber, die Umstände besserten sich, wiewohl langsam, und eines schönen Morgens im Frühjahre 1850 meldete die Times in einer halben Spalte ihren Tausenden von Lesern, der Vizekönig von Aegypten habe der zoologischen Gesellschaft ein lebendiges Flußpferd (Hippopotamus) zum Geschenk gemacht. Alle Welt wollte jetzt der Ankunft des Hippopotamus, des ersten, das man in Europa sah, seitdem der Kaiser Commodus fünf dieser Ungeheuer im Amphitheater erlegt hatte, beiwohnen; man eilte ihm nach Southampton entgegen, man verschlang mit den Blicken den Kasten, worin es sich befand, und war glücklich, wenn man von ihm und seinen arabischen Wärtern ein Stück so groß wie ein Zoll zu Gesicht bekam. Die fremden Gäste wurden im zoologischen Garten installirt; der Hippopotamus, der erst ein Jahr alt war, gedieh sichtbar, und in ganzen Karawanen wanderte man wieder nach dem Garten.

Mit der Zähmung der großen Affen, namentlich des Orang-Utang, ist die Gesellschaft nicht sehr glücklich gewesen. Noch keiner hat über drei Jahre gelebt. Man vergißt zu sehr, daß der Affe jene tropischen Wälder bewohnt, wo eine feuchte, warme Vegetation herrscht, daß er in Familien, wenn nicht in größerer Anzahl, zusammenlebt, daß die Natur ihm die Gesellschaft so unentbehrlich wie dem Menschen gemacht hat. Die Isolirung taugt nichts für die Verbannten, und das Leben, das man einen Schimpanse führen läßt, ist eben so traurig für dieses ausnehmend gesellige Wesen, als das des Zellengefängnisses. Es genügt nicht einmal, zwei zusammenzuthun, sie bekommen einander genug und sehen mit Freuden ein neues Gesicht ankommen.

Diese amüsanten Geschöpfe, die sich gar leicht an die Menschen gewöhnen, können in unsern zoologischen Gärten nur gedeihen, wenn man eine ganze Familie dahin versetzt. Es dürfte vielleicht schwer halten, Vater, Mutter und Kinder zu bekommen; aber man könnte sich wohl fünf bis sechs verschaffen; sie müßten in einer Art von Treibhaus leben, das so viel möglich en miniature einen tropischen Wald darstellte, und die ganze Colonie müßte unter der Aufsicht eines intelligenten Wärters stehen, der im Stande wäre, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Sitten zu studiren, sie in Krankheiten zu pflegen. Auf diese einfache, aber kostspielige Weise gelänge es sicherlich, den Schimpanse, indem er allmälig an die menschliche Gesellschaft gewöhnt wird, zu civilisiren, und wer weiß, welches das endliche Resultat davon ist? Wer weiß, ob sich nicht irgend ein intellectuelles Vermögen entwickelte, das bis jetzt nur Philosophen bei ihm voraussetzten, die entweder der Misanthropie oder übertriebener Vorliebe für dieses dem Menschen ähnlichste Thier angeklagt wurden?

Einer der größten Erfolge des zoologischen Gartens zu London war die Einführung der Giraffen im Jahre 1836. Sie waren damals noch selten, aber jetzt vermehren sie sich regelmäßig, und man hat jetzt neun Junge in voller Gesundheit. Wollte sich Jemand den Luxus gestatten, einen Giraffen-Park im südlichen Europa anzulegen, so stände ihm Nichts im Wege, denn selbst in England könnte vom 20. Juni bis 20. September eine Heerde Giraffen recht wohl im Freien leben. Um diese Zeit sieht man sie die Bäume in beträchtlicher Höhe mit ihren langen sichelartigen Zungen abweiden, oder mit ihren graziösen, auf Schwanenhälsen sitzenden Köpfen über den jungen Schlag hervorragen.

Der Auerochs, urus, dieser Zeitgenosse des Mammuth, lebt noch in dem Forste von Bieloewiez, und man zählt dort noch tausend Köpfe von diesem Thiere, von denen ohne ausdrückliche Erlaubniß bei Todesstrafe kein Stück erlegt werden darf. Der Bison urus ist nach der Osteologie identisch mit dem fossilen Bison, der sich in den Mammuthshöhlen findet. Der Kaiser Nicolaus schickte auf Bitten von Sir Roderich Murchison 1849 der zoologischen Gesellschaft ein Paar von den Bisons aus Bieloewiez. Man überließ ihnen nur einen beschränkten Raum im Garten, doch sie schienen sich damit zu begnügen, und sie würden wohl fortgekommen sein, aber ein Lungenfieber, das damals in England weit und breit unter dem Vieh herrschte, raffte sie hinweg, wie dieß zuvor auch mit dem amerikanischen Büffel, Kuh und Kalb geschehen war. Doch beweist dieß nichts gegen die Möglichkeit, den Auerochs in England zu züchten. Dem Grafen von Breadalban ist dieß in seinem Park zu Taymouth in Schottland gelungen, und wenn der amerikanische Bison hier leben kann, warum nicht der russische Bison?

Wir wollen hier nicht alle exotischen Thierarten, die im Garten der zoologischen Gesellschaft und in andern analogen Anstalten Großbritanniens bereits acclimatisirt worden sind, aufzählen, sondern gehen zu den Vögeln über.

Die Sonderbarsten von denen, welche man bis jetzt im Garten vom Regentspark eingeführt hat, sind die sogenannten Hügelbauer. In den Augen des gewöhnlichen Beobachters ist der Vogel ein Geschöpf, das mit zwei Flügeln zum Fliegen begabt ist und Eier legt, um sie auszubrüten. Nun hat man aber in letzter Zeit den Apteryx entdeckt, der fast ohne Flügel ist, und nicht blos der Taleg-alla, sondern eine ganze Gruppe der Rasores brüten nicht, sondern bauen sich einen äußerst künstlichen Hügel von vegetabilischen Stoffen, deren theilweise Zersetzung eine für die Ausbrütung der Eier genügende Temperatur hervorbringt. Das Weibchen legt wenigstens 10 Eier, und der Taleg-alla gibt einen vortrefflichen Braten; so wäre es schon der Mühe werth, unsere Geflügelhöfe mit dieser Art zu bereichern. Zum Unglück sind die Taleg-allas oder Bürstentruthähne, wie sie die Colonisten genannt haben, selten in Australien, und die zoologische Gesellschaft müßte sich deren gegen zwanzig Paare zu verschaffen suchen und dieselben etwa auf ihrer alten Farm zu Kingston einquartiren, denn der Garten von London mit seinem feuchten, kreidigen Terrain ist zu solchen Experimenten wenig geeignet. Auf einem sandigern, trockenern Boden könnte der Taleg-alla, vorläufig unter einem Glasdach, um ihn gegen Regen zu schützen, seinen Bruthügel leicht aufbauen, und die Natur thäte das Uebrige. So groß ist die instinktive Neigung des Vogels zum Bauen, daß er Tag für Tag die Materialien mit seinen Krallen an dem auserlesenen Ort zusammenkehrt, und sobald eine hinlängliche Quantität vorhanden ist, beschäftigt sich das Männchen damit, die Temperatur zu überwachen, und dem Gebäude für das Legen der Eier die gewünschte Form zu geben. Jeden Morgen zeigt der Vogel sich von da an unruhig und geschäftig, bis das Ei in die Höhlung gelegt ist, und wenn das Weibchen davongeht, holt er es eilig zurück, als fürchtete er, es werde seine mütterlichen Pflichten versäumen. Die Eier werden rund herum perpendikulär, mit der Spitze nach unten, in Zwischenräumen aufgestellt und die leeren Stellen dazwischen hernach ausgefüllt. Er deckt sie alle Morgen gegen neun Uhr auf, und läßt sie offen so lange es warm ist, deckt sie aber hernach, je nach dem Grad der Wärme, mit einer Schichte vegetabilischen Materials wieder zu; doch bleibt stets eine cylindrische Oeffnung in dieser Masse, gleichsam als Kamin, theils um die Verdünstung des Gases zu erleichtern, theils um die Circulation der Luft an dem Brutorte zu erhalten. Nach einem Monat schlüpft das Junge aus, befiedert und zum Fliegen bereit, aber es verläßt den Hügel nicht, sondern hält sich noch warm eingebettet, zur großen Freude des Vaters, der es oft besucht und Nachts wieder zudeckt, als wäre es noch im Ei. Am Morgen macht der Taleg-alla seinen Ausgang, stark und flügge, am nächsten Tage läuft er bereits wie ein Rebhuhn herum.

Nach Charles Bonaparte (Comptes rendus de l'Academie des sciences, Bd. 42. 1856) begreifen die hühnerartigen Vögel 346 Arten; davon wohnen 230 in Regionen, welche deren Acclimatisirung in Europa leicht möglich machen; überdieß sind die meisten gut für die Tafel, fruchtbar und fähig, in Gefangenschaft zu leben. Und wie viel davon gehören heutzutage zu unserem Hausgeflügel! acht: die Hühner, der Pfau, das Perlhuhn, der Fasan, der Goldfasan, der Silberfasan, der Ringfasan (sämmtlich Arten der alten Welt), der Truthahn, der einzige aus der neuen Welt herkommende Vogel. In zweitausend Jahren hat sich also die Zahl der vier Hausvögel der Alten nur verdoppelt!

Der Fasan ist ein herrlicher Vogel, aber keineswegs der schönste seiner Art. Der buntfarbige Fasan von Japan, bereits in England, die Ringfasanen von China und der Mongolei, der Kupferfasan von Japan, der langschwänzige Fasan von Cochinchina übertreffen alle an Schönheit den gewöhnlichen Fasan. Dringen wir in die Felsenschlünde des Himalaya ein, welches Gestirn brillanter Farben finden wir dort in dem Monal, dem Ceriornis, Ithagine; welche Grazie in dem Pukrasin, welche Zartheit der Formen in dem Schneehuhn, welche unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Reizen in den Tragopanen und Lophophoren, welche jene ungeheure Gebirgzone, die sich von Ladak bis nach China erstreckt, bewohnen! Alle diese Vögel sind im Stande, unter uns zu leben, und es ist wohl der Mühe werth, daß man dafür einige Opfer bringt. Es kostet allerdings Zeit und Mühe, aber nach den Erfahrungen der zoologischen Gesellschaft kann ein Erfolg früher oder später nicht ausbleiben.

Was die Wasservögel betrifft, so sprechen wir zuerst vom Schwan; er ist ein Kosmopolit und besucht alle Gegenden der Erde von den Gebieten der Pelzcompagnie bis zum Cap Horn, von Spitzbergen bis nach Australien. Die australische Natur gefällt sich in Gegensätzen und hat einen schwarzen Schwan hervorgebracht. Dieser ist aber nicht allein der merkwürdigste durch seine Farbe, sondern auch der fruchtbarste. Noch anziehender ist der von der zoologischen Gesellschaft zu London acclimatisirte schwarzhalsige Schwan von Südamerika, elegant von Form, brillant durch den Contrast des schwarzsammtnen und schneeweißen Flaums seines Gefieders und die Korallenfarbe seines Schnabels. Aber es bedarf einer langen Zeit, bis er jenes Gefühl von Sicherheit bekommt, dessen die Wasservögel zu bedürfen scheinen, ehe sie sich Familiensorgen überlassen. Die schwarzhalsigen Schwanen des Regentsparks kamen im Jahre 1851 aus der Menagerie von Knowsley, zeigten aber erst 1856 Neigung zum Brüten, und erst 1857 kamen junge Schwanen zur Welt.

Der Schwan hat mancherlei Launen und Capricen. Wer es schon gewagt hat, sich allzu vertraulich seiner jungen Familie zu nähern, der konnte sehen, wie derselbe gleich einem Fahrzeug mit vollen Segeln, rechts und links den Schaum ausspritzend und schlagfertig heranschoß. Nichts beruhigt ihn aber so rasch, als ein Regenschirm, den man plötzlich gegen ihn ausspannt. Er drückt dann zuerst eine Art Erstaunen aus, als fühlte er, daß er sich lächerlich gemacht hat, und hält unbeweglich an.

Wollte man von den Schwanen zu den Gänsen einen Uebergang suchen, so müßte man dazu die halbplattfüßige Gans (anserinus melanoleuca) von Australien nehmen, welche im Garten der zoologischen Gesellschaft zu London lebt und sich an eingeschlossenes Leben leicht gewöhnt,

Die schönste der Gänse ist die rothhalsige, welche sich gewöhnlich in Nordasien aufhält und sich zuweilen bis nach England verirrt. Sonst war sie häufiger als heutzutage, und man findet sie selbst in Museen selten. Die Nonnengänse von Südamerika sind besonders geschätzt. Die Gans der Maluinen-Insel ist ein so schöner Vogel, als man nur sehen kann: das Männchen weiß wie Schnee mit grauen Strichen über den Rücken und schwarzen Beinen; das Weibchen von glänzender Mahagonifarbe mit schwarzen Bändern über den Rücken und mit goldfarbigen Füßen.

Holland hat sich von jeher durch die Pflege der Naturgeschichte ausgezeichnet, und die zoologischen Gärten von Amsterdam und Antwerpen geben auch heutzutage Zeugniß davon. Der Stolz von Amsterdam ist der große Salamander, Sieboldia maxima, der seit Jahren dort lebt, sich von Fischen nährt und außerordentliche Dimensionen erlangt hat. Dieser Salamander wurde in Niphon entdeckt und kann einen ausnehmenden Kältegrad ertragen. Auch der zoologische Garten von London erhielt dieses Jahr ein lebendes Exemplar des gigantischen Salamanders von Japan, der größten bekannten Art aller Amphibien. Er gleicht einer monströsen Wassereidechse und wohnt in den Seen der Basaltgebirge Japans, wo er von Dr. Siebold, dem holländischen Naturforscher, entdeckt wurde.

Dr. B—e.

Das Brandenburger Thor in Berlin.



Die Gesundheit jeder größeren Stadt hängt mehr oder minder von den Bäumen, Alleen, Gärten und Parken ab, welche derselben frische Luft zuführen. Eine Stadt, in welcher jeder Raum für Häuser benützt würde, müßte in wenigen Jahren den Miasmen erliegen, welche stets durch das Zusammenwohnen von Tausenden von Menschen erzeugt werden; deßwegen dringt jede gute Ortspolizei schon aus Sanitätsrücksichten darauf, daß, je mehr die Einwohnerzahl einer Stadt anwächst, um so mehr freie Räume im Innern derselben geschaffen werden, welche, mit Gesträuchwerk und Bäumen bepflanzt, gleichsam als Luftreiniger dienen und den Umwohnern einen freien Athemzug möglich machen. Vorzüglich gesorgt ist in dieser Beziehung für die Stadt Berlin, denn sie besitzt (außer verschiedenen anderen kleinen Parkanlagen) die herrliche Straße „unter den Linden“, und als Fortsetzung derselben den noch herrlicheren Park „Thiergarten“.

Die Straße „unter den Linden“ ist nicht weniger als eintausend Fuß lang und hundert und sechzig Fuß breit, und hat ihren Namen daher, daß sie mit einer

vierfachen Allee von Linden bepflanzt ist. Die mittlere Allee — die für die Fußgänger — hat eine Breite von fünfzig Fuß und ist von einem Geländer eingefaßt; die schmäleren Alleen rechts und links gehören den Gefährten zur Benützung; den beiden Seiten entlang aber reihen sich Paläste an Paläste (bis zum königlichen Schloß) und Prachtläden an Prachtläden, denn die Straße unter den Linden wetteifert mit den schönsten Boulevards in Paris, und hat vor diesen in Beziehung auf Annehmlichkeit jedenfalls das voraus, daß der Blüthenduft im Frühjahr die Spaziergänger völlig in Entzücken versetzt, während man in Paris mit dem Ansehen der grünen Blätter sich begnügen muß. Einen noch reizenderen Eindruck macht der große Park „Thiergarten", denn derselbe hat bei einem Flächenraum von 915 Morgen eine Länge von zum mindesten drei Viertelstunden, während die Breite eine Viertelstunde beträgt, und ist mit prächtigen, alten Bäumen besetzt, die im Sommer die herrlichste Kühlung bringen. Ueberdieß durchziehen ihn Kanäle lebendigen Wassers mit Springbrunnen und sonstigen hübschen Wasserpartien, so daß es natürlich hier von Morgens bis Abends von Besuchern nie leer wird. Mitten durch den Park, in geradliniger Fortsetzung von der Straße unter den Linden, führt eine breite Chaussee, die den Thiergarten in zwei ungleiche Hälften zerschneidet und in Charlottenburg ausmündet; den Eingang aber von der großen Lindenallee in den Park (und umgekehrt) bildet das Brandenburger Thor, das großartigste, imposanteste und zugleich schönste aller Thore nicht blos Berlins, sondern der meisten Städte Deutschlands.

In der That ist dieses Thor, wie wir soeben sagten, die „Zierde und Schönheit Berlins", welches den Thiergarten mit der eigentlichen Stadt vermittelt, sowohl durch den Charakter seiner Bauart als auch durch die Vorzüglichkeit seiner Ausführung einer Königsstadt in jeglicher Beziehung würdig, und kein Fremder, auch wenn er vielleicht sonst aus verschiedenen Gründen gegen die „nordischen Athenienser" als solche eingenommen sein sollte, wird nach der Hauptstadt Preußens kommen, ohne diesem prachtvollen Bauwerke seine volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ist doch dasselbe weniger ein Thor, wenn es auch diesen Namen führt und als solches fungirt, als vielmehr ein Monument, das seinen Grund vom klassischen Alterthum herleitet!

Es geschah gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, daß ein einfacher Kriegsrath, mit Namen Langhans, dem Fürsten v. Hatzfeld in Breslau ein Palais erbaute, welches durch seine Proportionen und seinen einfachen und doch imposanten Styl Jedermann in die Augen fiel. So wurde der Name Langhans schnell berühmt, und zwar um so schneller, als der Erbauer desselben kein professionirter und privilegirter Baumeister war. Auch der König Friedrich Wilhelm II. erfuhr von dem Manne und ließ ihn nach Berlin kommen, damit er einen Plan über den Umbau des Zuschauerraums im Opernhause entwerfe. Der Plan fiel über die Maßen gut aus (er war so ausgezeichnet, daß er auch nach dem vollständigen Abbrennen des Hauses im Jahre 1843 beim Wiederaufbau von Neuem beibehalten wurde), und eben so gut die Ausführung desselben, welche natürlich der Erfinder (den man nun zum Oberbaurath beförderte) zu leiten hatte. Hierüber bezeugte sich nun der Monarch so zufriedengestellt, daß er den genialen Langhans beauftragte, zur Erbauung eines neuen Thores, das die Stelle des alten, unansehnlichen Brandenburger Thores einnehmen sollte, Plane und Zeichnungen vorzulegen. Der Baumeister war im Augenblicke besonnen. Seine Wahl fiel auf eines der herrlichsten Vorbilder des klassischen Alterthums, auf die Propyläen von Athen; denn wie diese einstens den Eingang zur Akropolis, d. i. zur Stadtburg, bildeten, so waren sie durch ihre grandiosen Verhältnisse am besten geeignet, jetzt wieder den Eingang in die Residenz eines Königs zu vermitteln. So arbeitete er denn den Plan aus, und der König genehmigte ihn augenblicklich. Auch begann der Bau sogleich, nachdem die nöthigen Einleitungen getroffen waren, nämlich im Jahre 1789, und dauerte volle vier Jahre an, während welcher Zeit Langhans demselben seine ganze Thätigkeit zuwandte und eine Menge von guten Steinmetzen nach Berlin zog. Die Kosten waren freilich enorm, denn sie beliefen sich auf mehr als eine Million Gulden, allein als nun im Jahre 1793 das Werk fertig dastand, so fragte man nicht mehr nach den ausgegebenen Thalern, sondern man stand bewundernd und staunend, und der Name Langhans fand seinen Weg in's fernste Ausland.

Das Thor stellt eine mächtige Colonnade vor, welche aus zwölf großen Säulen, von denen jede 44 Fuß hoch ist und 5 Fuß 7 Zoll im Durchmesser hält, und achtundzwanzig kleineren Säulen (3 Fuß im Durchmesser und 24 Fuß hoch) besteht. Dieser Säulen-Portikus ist so gestellt, daß er fünf große Durchlässe bildet, von denen der mittlere, der zur Durchfahrt für die Hofequipagen bestimmt ist, eine Breite von 18 Fuß hat, während die übrigen vier nur 12 Fuß und 4 Zoll breit sind. Ueber der Colonnade erhebt sich ringsum eine hohe Attika, welche mit sogenannten Triglyphen und Metopen (die selbst wieder mit Skulpturen von Schadow und Eckstein geziert sind) versehen ist, und welche über dem mittleren Durchlaß bis in die vordere Frontlinie vorspringt und einen Basrelief von 26 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe an der Stirne trägt. Dieser (mittlere) Basrelief stellt den Markgrafen Albrecht Achilles vor, wie er in der Schlacht gegen die Nürnberger eine Fahne mit eigener Hand erobert und so den Sieg entscheidet; auf den übrigen Skulpturen aber ist der Streit der Centauren mit den Lapithen abgebildet. Hoch über der Attika, gerade auf dem Vorsprung in der Mitte, steht eine Quadriga, d. i. ein antiker vierspänniger Triumphwagen, in welchem die Victoria oder die Siegesgöttin mit dem Vexillum in der Hand stehend die Rosse lenkt, welche die kolossale Höhe von 12 Fuß haben, während die Victoria selbst 16 Fuß hoch ist. Diese ganze Gruppe wurde nach dem Modelle des Bildhauers Schadow von den Gebrüdern Wohler (in Potsdam) in Holz ausgeführt und sodann von dem Kupferschmied Jury in Kupfer getrieben, und entspricht in ihren Dimensionen durchaus den großartigen Verhältnissen des Thores selbst.

Dasselbe hat nämlich im Ganzen eine Breite von 195 Fuß und ist bis zur Spitze der Victoria volle 80 Fuß hoch, — ein Monument, der neuen Acropolis würdig! — Uebrigens ist nicht nur das Aeußere des Thores so herrlich geschmückt, sondern auch im Innern der Durchgänge sind viele Verzierungen angebracht, theils Basreliefs, die Thaten des Herkules darstellend, theils Deckengemälde mit Trophäen nach Zeichnungen des berühmten Rode, und besonders ist in letzterer Beziehung der mittlere Durchgang sehenswerth; doch läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß der Eindruck des Ganzen von Außen besehen ein zu gewaltiger ist, als daß ein Beschauer sich gerne mit den immerhin kleinlicheren Einzelnheiten abgäbe.

Einmal drohte dem Brandenburger Thore ein schwerer Verlust, und zwar im Jahre 1806. Als nämlich damals Kaiser Napoleon seinen Siegeszug durch das isolirt stehende Preußen vollendete und der ganze Staat blutend zu seinen Füßen lag, gefiel es dem Imperator unter Anderem auch, das Brandenburger Thor seiner Quadriga und Victoria zu berauben. Was bedurften die Preußen einer Victoria! Somit ward dekretirt, den kupfernen Triumphwagen mit den vier Siegesrossen und der Siegesgöttin nach Paris zu transportiren (man hätte gerne das ganze Thor mitgenommen, wenn es nur transportabel gewesen wäre!) und dort an einem passenden Orte aufzustellen. Ein solcher fand sich jedoch nicht, denn der Triumphbogen des Carousselplatzes, an den man allein denken konnte, war in seinen Verhältnissen viel zu klein, als daß die Quadriga auf ihn gepaßt hätte, und so blieb das Kunstwerk unbenützt, bis das Jahr 1814 nahte und mit ihm die Zeit der Wiedervergeltung. Natürlich versäumte es Friedrich Wilhelm III. nunmehr nicht, das gestohlene Gut — mit so manch' anderem Raub — zurückzunehmen und die Quadriga nach Deutschland zurückzusenden. Allein es war dieß keine Zurücksendung, sondern vielmehr ein Triumphzug, wie ihn kaum ein Lebender, gewiß aber nie eine todte Figur erlebt. Von der Minute an, da die Quadriga die Grenze Deutschlands überschritt, regnete es von Guirlanden, Kränzen, Blumen, Gedichten und Inschriften, mit welchen die Bewohner der von französischem Joch befreiten Provinzen die Siegesgöttin überschütteten, und der Einzug in Berlin glich in mehr als Einer Hinsicht einem Triumphzuge. Abermals ward das Viergespann mit der Victoria auf den alten erhabenen Standpunkt auf dem Brandenburger Thore hinaufgehißt, ohne daß man irgend Etwas änderte, als nur allein das, daß als neuer Schmuck das eiserne Kreuz dem Lorbeerkranze unter dem Adler beigefügt wurde. Und wahrhaftig, die Siegesgöttin hatte dieses Siegeszeichen wohl verdient!

Noch eine weitere kleine Veränderung brachte das Jahr 1814. Der große schöne Platz vor dem Brandenburger Thore, gleich beim Beginn der Straße unter den Linden, der ringsum von herrlichen Häusern umgeben ist, hieß früher einfach das Viereck oder auch das Quarré; — von 1814 an aber hieß er „der Pariser Platz". Man mußte doch den Siegen über die Franzosen auch einen Ausdruck geben! Nicht verschweigen aber dürfen wir, daß jenes Viereck — trotzdem das Wiedervergeltungsrecht ganz am Platze gewesen wäre — durch kein aus Paris weggeschlepptes Raubgut verunstaltet wurde. Sein einziger Schmuck ist und bleibt die Victoria.

Th. Gr.

Ein Brief von New-York oder Washington nach Californien.

Vor zwölf Jahren, als die Nordamerikanische Union dem Staate Mexiko den Krieg erklärte, brauchte der Kurier, der diese Kriegserklärung nach San Francesco brachte, nicht weniger als dreiundneunzig Tage, trotzdem daß ihm ein eigenes Vereinigte-Staaten-Schiff zur Disposition stand. Auch kostete die Beförderung dieses Schriftstücks die ziemlich große Summe von 16,000 Dollars oder 40,000 Gulden. Für gewöhnlich brauchte man von New-York nach Californien hundertundfünfzig Tage, denn die Reise ging per Segelschiff um's Cap Horn herum. Kaum jedoch war Californien im Besitz von Nordamerika und kaum war das Goldlager daselbst entdeckt, so richtete man eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung nach Chagres und Panama ein und baute die Eisenbahn über den Isthmus von Panama. Dadurch wurde es möglich, innerhalb zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Tagen nach Californien zu gelangen. Allein damit war man immer noch nicht zufrieden, sondern man beschloß, eine „Ueberlandspost" von Sanct Louis in Missouri quer durch die unendlichen Strecken der Prairien zu errichten, und ist eben mit dieser Einrichtung fertig geworden. Freilich eine Fahrpost ist es nicht, sondern eine Reitpost, eine „Pony express", wie sie in Amerika sagen, und diese besteht darin, daß man mitten durch die Prairien von „Carson-City" an bis nach St. Louis, also auf eine Strecke von 2500 engl. Meilen (von denen 5 auf eine deutsche gehen), Stationen mit Postmeistern und Pferdeställen errichtete, wodurch es möglich wurde, den Briefsack in acht Tagen nach St. Louis zu befördern, von wo aus er New-York per Eisenbahn in drei Tagen erreicht. So braucht denn jetzt ein Brief von San Francesco nach New-York nur elf Tage und kostet nicht mehr als fünf Dollars — freilich ein wenig mehr als die sechs Cents oder neun Kreuzer, die ein Brief über Panama kostet, allein eilf Tage und vierundzwanzig Tage sind auch ein Unterschied! Doch — wie lange wird es währen, und aus der Reitpost über die Prairien wird eine Fahrpost? Wie lange wird es dauern, und von Station zu Station geht der Telegraph mitten durch die Steppe hindurch? Wie lange endlich (wenn man erst so weit ist) wird es dann noch anstehen, bis eine Eisenbahn San Francesco mit New-York, den stillen Ocean mit dem atlantischen verbindet? Sicherlich im Ganzen keine zwölf Jahre mehr.

Gr.

Der Baltimore-Vogel.

(Taf. 44.)

Die Icterinen sind meist Vögel von mittlerer Größe, kräftigem, länglich-konischem Schnabelbau, lebhaft gefärbtem Gefieder und ziemlich langen, spitzen Flügeln. Sie sind sämmtlich Bewohner von Amerika und scheinen dort die Pirole (Oriolus) der alten Welt, welchen sie vielfach sehr nahe stehen, zu vertreten. Sie zeichnen sich fast alle durch eine Kunstfertigkeit im Nestbau aus, indem sie bald ungemein große sackartige Nester bauen, bald kleinere, rundliche Nester mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit an den Spitzen von Baumzweigen aufhängen. Man kennt über 50 verschiedene Arten von Icterinen, welche nach ihrer Lebensweise und ihren Körperverhältnissen in kleinere Gruppen (nach Gray in 4: Cacicus, Icterus, Xanthornus und Yphantes) getheilt werden.

Wir sehen auf der nebenstehenden Tafel einen der schönsten und bekanntesten Vögel aus dieser Familie, nämlich den Baltimore-Vogel, Icterus Baltimore *Briss.*, den fire bird, hanging bird, golden robin oder Baltimore bird der Amerikaner. Die untere Figur unserer Tafel ist ein altes Männchen, die obere ein Weibchen; das Bild erspart uns eine Detaillirung der Farbenvertheilung.

Der Baltimore-Vogel wird 7 Zoll lang. Sein Schnabel ist beinahe gerade, sehr kräftig, und endigt in eine scharfe Spitze. Die Flügel sind schlank und spitz, der Schwanz ist ziemlich breit und stuft sich nach den äußeren Federn zu allmälig ab. Die schöne Färbung, welche wir bei dem abgebildeten Männchen sehen, erhält ein solches erst im dritten Jahre. Im ersten Jahre bildet nämlich ein schmutziges bräunliches Gelb die Hauptfarbe, bei olivenbraunem Kopf und Rücken. Der Schwanz und der Unterkörper sind weit weniger lebhaft gelb; dem ersteren fehlt die schwarze Zeichnung, welche beim dreijährigen Vogel sich einstellt. Der zweijährige Vogel ist dem dreijährigen sehr ähnlich, jedoch hat das Gelb bei ihm noch nicht den schönen orangefarbenen Anflug.

Der Name Baltimore-Vogel rührt nach Catesby von seinen Farben her, indem Orange und Schwarz die Farben des Wappenschilds von Lord Baltimore sind, der früher Besitzer von Maryland war. Obwohl fast alle Icterinen kunstvolle Nester bauen, so zeichnet sich doch der Baltimore-Vogel hierin ganz besonders aus. Er legt sein Nest gewöhnlich an dem Ende hoher, nach unten geneigter Zweige an, und beginnt damit, starke Pflanzenfasern, Hanf oder Flachs um zwei oder drei Astgabeln zu schlingen, deren Abstand der beabsichtigten Weite des Nestes entspricht. Dasselbe Material, vermischt mit dürren Halmen und lockerem Werg (Hede), fügt er nun zu einem festen, dichten Gewebe in der Weise zusammen, daß es einen Napf von 5—6 Zoll Tiefe bildet, welcher mit weichem Material, Baumwolle ꝛc. ausgefüttert und zuletzt mit Roßhaaren fein ausgelegt wird. Der Platz des Nestes ist meist so gewählt, daß ein schützendes Laubdach die Sonnenstrahlen und den Regen abhält. Wie bei vielen anderen Vögeln, so kann man auch beim Baltimore-Vogel leicht die Beobachtung machen, daß nicht alle Individuen gleichartige Nester bauen, indem sie, was Geschmack, Kunstfertigkeit und Pünktlichkeit anbetrifft, unter einander verschieden sind. Vermuthlich bauen die älteren Vögel, welche mehr Erfahrung haben, schönere kunstvollere Nester, als die jüngeren.

Das beste Material wird gewöhnlich zu den Theilen des Nestes verwendet, welche das Ganze tragen müssen. Der Baltimore-Vogel ist so erpicht auf ein gutes Nestmaterial, daß er den Zwirn, welchen die Frauen zum Bleichen auslegen, davonträgt, und den Bast, womit der Farmer junge Pfropfreise anbindet, wegreißt und nach seinem Neste trägt. Ist ihm der Zwirn zu schwer oder der Bast zu fest gebunden, so zerrt er doch versuchsweise am Einen wie am Anderen so lange herum, bis es für die Eigenthümer unbrauchbar geworden ist. Kleiderstoffe, Stückchen von Seidenzeug u. s. w. sieht man nicht selten, wenn der Herbstwind die Blätter von den Bäumen geschüttelt hat, an den Nestern des Baltimore-Vogels in der Luft flattern; ehe sich die Europäer in Amerika einbürgerten, konnte der Vogel solche Materialien nicht finden; als guter Baumeister hat er jedoch den Umstand zu seinem Vortheil zu benützen gelernt.

Die Hauptnahrung des Baltimore-Vogels besteht in Käfern, Schmetterlingen, Raupen, sowie aus verschiedenen anderen Insekten und Larven. Ein goldgrün glänzender Käfer bildet nach Wilson seine Lieblingsspeise. Sein Gesang besteht aus hellen, sanften Tönen, welche er in kurzen Zwischenräumen hören läßt, während er in den Zweigen nach Futter umhersucht. Es liegt etwas Melancholisches und zugleich natürlich Ungezwungenes in dem Gesang dieses Vogels; er hat nicht das kräftige, rasche Tempo der Drosseln und anderer vorzüglicher Sänger, sondern läßt sich eher mit dem gemüthlichen und sorglosen Pfeifen eines Bauernjungen vergleichen, der hinter dem Pfluge hergehend nur zu seinem eigenen Vergnügen musicirt.

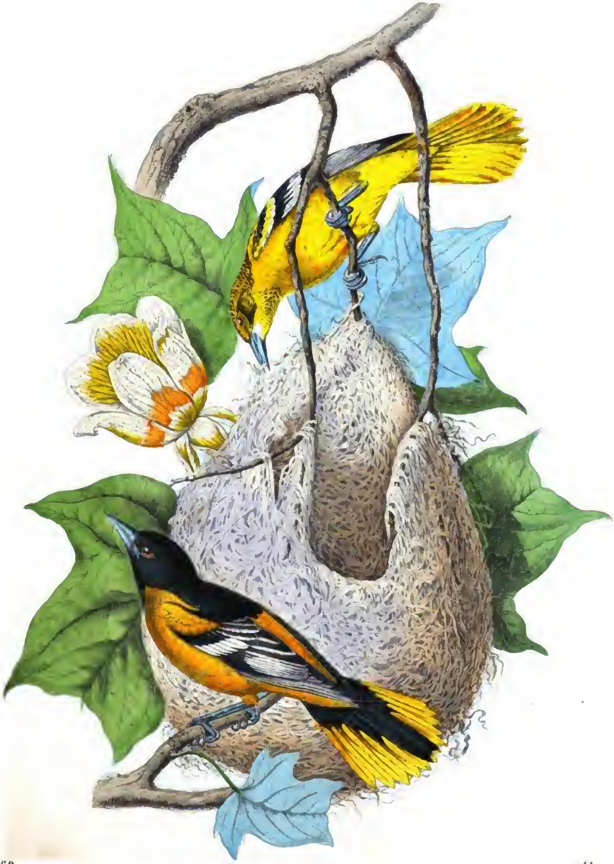
Der Baltimore-Vogel bewohnt einen sehr großen Theil von Amerika, von Canada bis herab nach Mexiko und Brasilien. In den Städten, deren Straßen mit italienischen Pappeln bepflanzt sind, ist er den Sommer über ein häufiger Gast; mitten in dem Getümmel der Straßen, zwischen dem Gerassel der Wagen und den Stentorstimmen der Obst- und Austernhändler, läßt er bisweilen seine lieblichen Strophen ertönen. So wirkt die Macht der Gewohnheit auf diese Vögel ein, daß sie sich heimisch fühlen mitten unter dem Lärm des menschlichen Treibens, dem unter anderen Umständen eine ganze Schaar derselben ängstlich entfliehen würde.

J. H.

Das Passionsspiel in Ober-Ammergau.

(Schluß zu S. 337.)

Der zehnten Vorstellung geht als Vorbild der Brudermörder Kain voran, wie er von Gewissensbissen gequält, unstät und flüchtig auf der Erde umherirrt. In der Handlung selbst bestätigt der versammelte



1860.

44.

hohe Rath das über Christus ausgesprochene Todesurtheil. Judas, von Reue getrieben, kommt in die Versammlung, bezeuget die Unschuld Jesu und seine eigene Schuld, und suchet die Hohenpriester zu überreden, von ihrem bösen Werke abzustehen. Höhnisch rufen sie ihm zu: „Was geht das uns an? da siehe du zu!“ — Diese Behandlung bringt ihn zur Verzweiflung. Er wirft das Blutgeld den Hohenpriestern vor die Füße und eilt davon. Nicht weit entfernt sieht er einen Baum. Er reißt Zweige von ihm, löst seinen Gürtel, und während er den Baum besteigt und den Gürtel an einem Ast befestigt, sich zu erhenken, fällt der Vorhang. Die ganze Scene drückt mit entsetzlicher Naturwahrheit dem Zuschauer auf's Herz. — Der Verzweiflungsschrei: „Mein Verrath hat mich für immer von seinen Jüngern ausgeschlossen. Für mich ist keine Hoffnung, keine Verzeihung, keine Rettung!“ wirkt erschütternd.

In dem lebenden Bilde, das der elften Vorstellung vorangeht, verklagen die Landvögte den Daniel bei dem Könige Darius, und dringen darauf, daß er in die Löwengrube geworfen werde. Der Gesang der Schutzgeister schildert die Beziehung dieses Bildes auf Christus, die Handlung selbst zeigt diesen vor Pilatus und von den Hohenpriestern vor demselben angeklagt. Pilatus ist würdevoll und edel: jeder Zoll ein Römer. Je heftiger die tobende Judenschaft den Tod des Unschuldigen begehrt, mit um so größerer, ja schneidender Ruhe besteht der Landpfleger auf dem Verlangen, daß ihm Thatsachen zur Beurtheilung vorgelegt werden möchten. Vergeblich suchen die Juden den Römer durch das Geschrei aufzubringen: „Er ist ein Feind des Kaisers, denn er verweigert die Abgaben.“ Fast spöttisch sieht Pilatus vom Balkon auf dieses jüdische Getreibe herab; er erkennt es, daß die Anklage unbegründet ist; jeder Blick von ihm bezeugt es, daß er sich im Besitz der Macht weiß, der Steuerverweigerung mit Energie entgegentreten zu können. Nach dem Vorwurfe, daß Christus sich zum König der Juden habe machen wollen, entbietet Pilatus den Gefangenen zu sich auf den Balkon hinauf und heißt die Priester gehen. Er will den Unterschied zwischen dem armen gefesselten Juden, der Christus ihm ist, dem Bilde irdischer Ohnmacht und dem mächtigen Vertreter des irdischen Allmächtigen, zur Anschauung bringen. Sarkastisch und mit römischem Hochmuth stellt er die Frage: „Bist du der König der Juden?“ — Christi ernste ruhige Antwort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ wird von Pilatus, der Christi Sendung nicht begreifen kann, nicht verstanden; wie sehr er sich auch seiner anzunehmen scheint, kann er doch keine herzliche Theilnahme zu ihm fassen. Ziemlich kalt spricht er daher zu den Juden: „Nehmet ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz, ich finde nach dem meinen keine Schuld an ihm.“ Und als diese ihm entgegnen: „wir dürfen Keinen zum Tode verurtheilen,“ und er hört, daß Christus ein Galiläer, und somit Herodes' Unterthan ist, weiset er die Drängenden an jenen Fürsten. Nun beginnt das Hinsenden Christi von einer Autorität zur andern.

Der Ankunft des Heilandes bei Herodes — der zwölften Vorstellung — geht ein lebendes Bild voran, in welchem der König Hanon die Abgesandten des Königs David beschimpft. Herodes, ein stattlicher, von seinem Gefolge umgebener, gekrönter Lüstling, der in seiner frechen Vornehmheit den Vorfall als eine Gelegenheit zu eigener Unterhaltung betrachtet, läßt nur die Häupter des Zuges vor sich. Er bezeigt sich so gnädig, den Mann, von dem er so viel Seltsames gehört, zu Wunderthaten und Künsten aufzufordern, und überkleidet seinen Verdruß darüber, daß der armselige Galiläer ihn so gar nicht beachtet, mit spöttelnder Geringschätzung. In dem Sendling des Pilatus wähnt er nur einen einfältigen Narren, einen überspannten Phantasten zu erblicken, und kann diesen Mann des Todes nicht schuldig finden. Eine staatsgefährliche Person erkennt Herodes in ihm nicht, urtheilt aber, daß die Eitelkeit, sich für einen König auszugeben, gezüchtigt werden müsse, und läßt zum Spott einen Königsmantel und ein Rohrscepter herbeibringen. Dieser bloße Hohn bleibt weit hinter der rachsüchtigen Erwartung der Juden: Herodes will nichts mehr gewähren, sendet Christum an Pilatus zurück, und unter dem tumultuarischen Rufe: „er sterbe! er sterbe!“ geht der Zug wieder ab.

Nun folgen zwei lebende Bilder; das eine, wie Josephs Brüder dem jammernden Vater dessen blutbefleckten Rock bringen; das andere, wie der zum Opfer bestimmte Widder sich in Dornengesträuche verwickelt; letzteres eine freilich nur schwache Andeutung der Krönung des Heilandes mit Dornen. Die darauffolgende Handlung ist ergreifend und mit gräßlicher Wahrheit dargestellt. Die Priester, von einem fanatisirten Pöbelhaufen umgeben, verlangen Christi Tod. Pilatus versichert nochmals „bei seiner Ehre“, daß er kein Verbrechen an ihm finde, und will Jesum freigeben auf das Osterfest. Allein das aufgewiegelte Volk verlangt, der schändliche Verbrecher Barrabbas solle freigegeben und Jesu gekreuzigt werden. „Er muß sterben,“ schreiet das erhitzte Volk mit erheucheltem Rechtsgefühl, „der Gotteslästerer, der Verächter unseres Gesetzes! an's Kreuz mit ihm!“ Pilatus gibt in etwas nach und verurtheilt Jesum zur Geißelung. Diese geschieht hinter dem Vorhange. Man hört das Spotten und Lärmen der Kriegsknechte und das Klatschen der Geißeln. Beim Erheben des Vorhanges sieht man noch einzelne Geißelstreiche und Jesum an der Martersäule. Er blutet und fällt zusammen. Das Spotten der berauschten Kriegsknechte geht auf's Neue an. Sie stoßen ihn vom Schemel hinab, auf dem er sitzt. Jesus, gebunden an seinen Händen, erduldet es voll Würde. Die Kriegsknechte erheben ihn wieder auf den Schemel, legen ihm den Purpurmantel um, und drücken ihm mit zwei Stäben die Dornenkrone auf das Haupt, von welchem die Blutstropfen herabrinnen.

Als Gegenstück dieser spöttischen Krönung beginnt die vierzehnte Vorstellung mit der bildlichen Darstellung, wie Joseph von Pharao hochgeehrt, als Landesvater dem Volke vorgestellt wird. Der Festzug Josephs ist in der That prächtig; ansprechend der Chorgesang der Schutzgeister, die den Ausruf: „Seht! welch' ein Mensch!“ abwechselnd auf Joseph und Jesus beziehen. — Gleich erhebend ist das folgende Bild: die Losung über

die zwei Böcke, von denen der eine entlassen, der andere für die Sünden des Volkes geschlachtet wird. Die Schutzgeister deuten letzteres auf die Entscheidung des Volkes für Barrabbas. Das Chor auf dem Proscenium schließt mit einem Wechselgesang mit dem hinter der Scene aufgestellten Chore des jüdischen Volkes, das stürmisch Christi Tod verlangt. Wie der Vorhang sich erhebt, erblicken wir die Entwickelung eines Straßenauflaufes, der ganz vortrefflich dargestellt wird. Derselbe beginnt in den Seitenstraßen, schwillt in der Mittelbühne immer tumultuarischer an, stürmt dann heraus und nimmt im Augenblicke die ganze Vorderbühne ein. Pilatus mit seinem Gefolge ist auf dem Balkon. Vor ihm auf der Ebene steht Jesus. Nochmals erklärt er, daß er keine Schuld an ihm finde. Barrabbas wird herbeigeführt und neben Jesus hingestellt. Das Volk soll wählen. Allein es ist schon ganz in der Macht der Wähler. „Den Barrabbas laß los!“ schreien Alle, wie aus Einem Munde. Und wie Pilatus fragt: „Was soll ich denn mit Jesu anfangen?“ Da rufen Alle: „An's Kreuz mit ihm! an's Kreuz!“ Nun spricht Pilatus das Todesurtheil über den Herrn, nachdem er zuvor die Hände gewaschen und sich als unschuldig an dem Blute dieses Gerechten erklärt hat.

Der fünfzehnten Vorstellung gehen drei Vorbilder voran; das erste: Isaak, zum Opfer bestimmt, besteigt mit dem Holze beladen den Berg; das andere: Moses erhebt eine aus Erz gegossene Schlange auf einem Querholze; und das dritte: wie durch den Hinblick auf die eherne Schlange die Israeliten vom Bisse der feurigen Schlangen geheilt werden. Die Schutzgeister heben in ihrem Chorgesange: „Betet an und habet Dank rc.“ die Aehnlichkeit des Heiles hervor, welches von der Schlange am Querholz und von dem Heiland am Kreuze ausgeht. Beim Beginne der nun folgenden Handlung kommt der Zug mit dem kreuztragenden Christus die Straße rechts herab; das römische Labarum mit dem Hauptmanne voran; hinter ihnen die beiden Schächer mit ihren Kreuzen; neben ihnen Soldaten und Volk. Noch ehe der Zug auf der Vorbühne erscheint, tritt aus der Mittelbühne, die eine mit Bäumen bewachsene Gegend vorstellt, Simon von Cyrene, wendet Blick, Ohr und Gang dem nahenden Getöse zu, und stellt sich zur Seite, um den Zug vorbei zu lassen. Die klagenden Frauen von Jerusalem kommen in der andern Seitenstraße zum Vorschein. Die mannigfachen Zustände der Stadt sind in einem Momente auf der Bühne geschildert; wir sehen wüthende Feinde, gleichgültige Zuschauer, mitleidende Frauen, — eine ergreifende Scene aus dem Leben. Christus, dessen geistige Größe in seiner männlichen Duldung immer mehr zum Herzen der Zuschauer tritt, schleppt mühsam das Kreuz und unterliegt fast seiner Last; die Henker schelten und mißhandeln ihn: die Rohheit der Kriegsknechte und die höhnischen Verwünschungen des Volkes gegen das Ideal der Unschuld lassen kein Auge thränenfrei. Der nichts ahnende Simon wird unter das Kreuz gerissen und muß es mit tragen helfen. Der wieder emporgerichtete Heiland redet die klagenden Frauen an, die mit ihren Kindern auf den Armen weinend vor ihm stehen: „Ihr Töchter von Jerusalem! weinet nicht über mich, sondern über euch selbst weinet und über eure Kinder!“ Der Zug bewegt sich durch die Mittelbühne hinweg. Das Volk setzt sein Geschrei fort. Rechts durch die Straße sieht man die Mutter Jesu, gestützt durch Johannes und die andern Marien, herabkommen. Sie folgen dem Zuge von Weitem. Auf der Vorbühne halten sie inne; Maria klagt um ihren Sohn; Magdalena stimmt in die Klagen ein; Johannes tröstet sie.

Nach dieser Scene erscheint der Chor der Schutzgeister in schwarzen Trauermänteln, Gürteln und Sandalen. Des Chorführers Anrede hat dießmal poetische Form und wird melodramatisch begleitet, was von überraschender Wirksamkeit ist. Er spricht: „Auf, fromme Seelen, auf! und gehet, von Reue, Schmerz und Dank durchglüht, mit mir zum Golgatha, und sehet, was hier zu euerm Heil geschieht. Dort stirbt der Mittler zwischen Gott und Sünder den Versöhnungstod. Ach! nackt, von Wunden nur bekleidet, liegt er hier bald am Kreuz für dich! die Rache der Gottlosen weidet an seiner Blöße frevelnd sich, und Er, der dich, o Sünder, liebt, — schweigt, leidet, duldet und vergibt. Ich hör' schon seine Glieder krachen, die man aus den Gelenken zerrt; wem soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört, der schmetternd, ach! — durch Hand und Fuß grausame Nägel treiben muß!“

Bei den Worten: „Wem soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört,“ vernimmt man dröhnendes Klopfen hinter dem Vorhange, und so wiederum nach den Worten: „der schmetternd, ach! durch Hand und Fuß grausame Nägel treiben muß,“ das sichtbar die Herzen der Zuschauer durchzittert. Im Verfolge der Rede, wo diese sich in Betrachtung des göttlichen Dulders erhebt, verwandelt das Sprechen sich auf feingefühlte Weise in Gesang, und der Chor fällt zum Schlusse ein: „O bringet dieser Liebe, nur fromme Herzenstriebe, am Kreuzaltar, zum Opfer dar!“

Der Vorhang steigt. Der Chor entfernt sich. Man sieht die Schädelstätte. Soldaten, Priester und Volk füllen die Bühne. Die beiden Schächer hängen schon am Kreuze, die Arme über die Querbalken zurückgebogen. Das große Kreuz, auf welchem Jesus festgenagelt ist, liegt noch in der Mitte am Boden. Die von Pilatus gesandte Ueberschrift wird trotz des heftigen Widerspruches von Seite des Kaiphas an's Kreuz geheftet. Jetzt wird das Kreuz mit Christus aufgerichtet und im Boden festgekeilt. Einen unaussprechlichen Eindruck macht dieses lebendige Crucifix, und die Gruppirung um dasselbe herum. Es wurde von keinem Meisterwerke der bildenden Kunst übertroffen. Die Gestalt des Erlösers war wahrhaft schön. Die ausgebreiteten Arme, das gesenkte Haupt mit der Dornenkrone, brachten auf Alle die rührendste Wirkung hervor. Eine Todtenstille überbreitete den Zuschauerraum. Tausende fühlten sich um achtzehn Jahrhunderte zurückversetzt, fühlten sich als Mitgenossen derer, die unter dem Kreuze standen. Es war kein Spiel mehr, es war Wirklichkeit. Da stand Maria, von den Frauen unterstützt, in herzzerreißender Trauer; Johannes, die geschlossenen Hände abwärts gerungen, zu seinem Meister aufblickend;

Magdalena knieend, das Haupt mit dem aufgelösten blonden Haare gegen den Stamm des Kreuzes gelehnt. Und mit diesen vom tiefsten Leid erfüllten Seelen sind wir innigst vereinigt. Mit einem unendlichen Gewichte fallen uns alle Worte, die vom Kreuze herabgesprochen werden, in die Seele! Das Niederblicken des Gekreuzigten auf seine Mutter und auf Johannes, das letzte Sinken des Hauptes, welch' eine Weihe der allertiefsten Rührung! Wir haben Alles mit durchlebt, was er vollbracht hat.

Der Gewalt und Schönheit dieser Momente kann auch das bunte Treiben umher, der mitunter tölpische Spott der Priester, die rohe Marterfertigkeit der Henker, die roth gekleidet sind, nichts anhaben. Es stört uns nicht, daß Kaiphas sich lächerlich macht, indem er den Tod des Gekreuzigten kaum erwarten kann, und bei jedem Worte des Herrn immer wieder ungeduldig und verwundert ausruft: „Er hat noch immer Kräfte." — Die Sonnenfinsterniß und das Erdbeben beim Hinscheiden des Erlösers werden durch Verwandlung des Prospektes in nächtlichen Gewitterhimmel und durch allerlei Poltern und durch Böllerschüsse versinnlichet. Alles wird dargestellt, was auf die Kreuzigung Bezug hat. Ueber die Kleider Jesu wird das Loos geworfen; die rothgekleideten Henkersknechte steigen auf Leitern an den Kreuzen der Schächer hinauf und zerschlagen mit Keulen die Glieder derselben, nehmen die Gekreuzigten über die Schultern und tragen sie herab und davon. Longinus eröffnet die Seite Christi mit der Lanze, um sich von seinem Tode zu überzeugen, und Alles geschieht mit Mäßigung und Takt. Das zarteste Gefühl aber macht sich bei der Kreuzabnahme Christi geltend: Gegen die Rückseite des Kreuzes wird eine Leiter gestellt. Auf ihr schlingt Nikodemus ein langes Leinentuch unter die Arme des Heilandes hindurch um die Brust des Herrn und löset dann die Hände vom Kreuze. An einer von vorn angelegten Leiter steigt Joseph von Arimathia, dem Pilatus den Leichnam Jesu verwilligt hatte, an's Kreuz hinauf, den Zuschauern den Rücken zuwendend. Priester, Soldaten und Volk haben sich entfernt. Nur die drei Marien und Johannes bleiben unter dem Kreuze. Man vernimmt nur noch die Klagen der Mutter. Der linke Arm des Herrn wird vom Kreuze gelöst. Man hört den Nagel zu Boden fallen. Langsam und leise wird der Arm über die Schulter Josephs gelegt. Dieser hat den Gekreuzigten umfaßt und hält ihn in seinen Armen. Sorgsam und sanft wird auch der andere Arm abgelöst. Jetzt werden auch die Füße freigemacht, das Leichentuch wird von oben allmählig nachgelassen, und langsam und sicher trägt der getreue Jünger in seiner Umarmung den Leib des Gekreuzigten herab. — Die unbeschreibliche Schönheit dieses lange dauernden lautlosen Vorganges fesselt die Theilnahme der Zuschauer bis zur innigsten Rührung. Fast kein Auge sieht man trocken. Man hört die Frauen leise schluchzen. Es gibt uns eine wehmüthige Genugthuung, die unter seinem Kreuze gesammelt zu finden, die seinem Herzen die Nächsten sind, den todten Leib aus den rohen Fäusten der Henkersknechte befreit, in der Obhut ehrfurchtsvoller Liebe zu sehen; und wie nun der Leichnam auf eine ausgebreitete reine Leinwand, auf die Erde, das Haupt in den Schooß seiner Mutter, der unwandelbar treuen Liebe, gelegt wird, durchziehet Alle eine süße, eine heilige Beruhigung!

Der Leichnam wird nun in das Grab gelegt, das im Hintergrunde der Bühne angebracht ist. Der Chor der Schutzgeister hat seine Trauergewänder abgelegt und tritt wieder in seinen Feierkleidern auf, um die Auferstehung des Herrn zu verkünden.

Die siebenzehnte Vorstellung beginnt mit zwei lebenden Bildern. Im ersten wird Jonas von dem Walfisch gesund an's Land gesetzt; das zweite zeigt den Durchzug der Israeliten durch's rothe Meer und den Untergang der Aegypter. Es soll damit der Sieg des Heilandes angedeutet werden, der über alle seine Feinde triumphirt. Mit dem Beginn der Handlung erblicken wir die Wächter am Grabe. Sie besprechen sich eine Zeit lang über das, was vorgefallen ist und was sie zu thun haben. Endlich schlafen sie ein. Ein Engel erscheint und wälzt den Stein vom Grabe. Man ahmt Donner und Erdbeben nach. Der Herr ersteht verklärt; die Wächter ergreifen voll Schrecken die Flucht und bringen die Kunde davon dem hohen Rathe. Die Hohenpriester kommen mit den Wächtern zum Grabe und überreden diese durch Verheißung und Spendung von Geld, daß sie aussprengen, die Jünger hätten den Leichnam des Herrn gestohlen. Der Chor singt: „Hallelujah! Ueberwunden hat der Held der Feinde Macht." — Mehrere Frauen besuchen das Grab. Ein Engel verkündet ihnen die Auferstehung; der Auferstandene selbst erscheint der Magdalena. Mit einem Lobgesang der Schutzgeister zum Preise des Höchsten schließt das Passionsspiel. — Es war beinahe 5 Uhr. Schweigend und ergriffen, belehrt und erbaut gingen die Tausende auseinander, und die Mehrzahl derselben ging noch vor Nacht von Ober-Ammergau fort. — Ich weilte noch einen Tag, und eilte dann auch mit meinem Gefährten der Heimath zu. Unvergeßlich wird mir das Passionsspiel und die Erinnerung an Ober-Ammergau bleiben. Der geistige Gewinn, den die Mehrheit der das Fest besuchenden Gäste nach Hause genommen, ist unberechenbar. Für das schlichte Volk war das Passionsspiel ein Gottesdienst, der Gang, den es darnach gemacht, ein Wallfahrtsgang! Die Gebildeten und Vornehmen aber, die bisher, durch irrige Berichte verleitet, der Ansicht gewesen, daß im gemeinen Volke, außer der leiblichen Kraft, mit der es das Feld bebauen oder die Axt und den Hammer schwingen müsse, nichts sei, was an demselben zu schätzen wäre, haben hier sicher die Einsicht erlangt, daß in dem schlichten Völkchen dieses Thales noch ein Reichthum des Gemüthslebens ist, von dem man in höheren Kreisen gar keine Ahnung hat.

2.

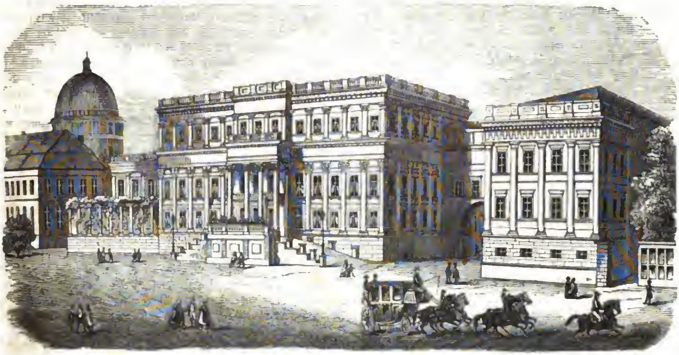
Das Schloß des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Ein merkwürdiges Gebäude, nicht sowohl durch seine Bauart — denn diese ist aus verschiedenen Stylen zusammengesetzt —, ebensowenig durch seine Großartigkeit, denn dasselbe macht eher den Eindruck eines weitläufigen Privatgebäudes, als eines Palais oder gar Schlosses —, auch nicht durch seinen Reichthum, denn hierin excellirt es am allerwenigsten —, sondern vielmehr durch die verschiedenen Bewohner, welche dasselbe gehabt hat!

Vor etwa hundert und achtzig Jahren verließ der Feldmarschall Graf v. Schomberg Paris, um unter dem „großen Kurfürsten" zu Berlin Dienste zu suchen. Ludwig XIV. hatte das Edikt von Nantes widerrufen, und dadurch alle seine protestantischen Unterthanen gezwungen, entweder ihrem Glauben untreu zu werden oder Frankreich zu verlassen. Das Letztere that auch der tapfere Feldmarschall v. Schomberg, der sofort vom großen Kurfürsten von Preußen mit offenen Armen aufgenommen, und alsbald zum Generalgouverneur von Preußen, sowie zum Generalissimus der gesammten Armee ernannt wurde. Gleich darauf (nämlich im Jahre 1687) befahl der Kurfürst seinem berühmten Baumeister Nehring, dem Herrn v. Schomberg auf seine Kosten ein würdiges Palais zu erbauen, denn der Kurfürst wollte zeigen, wie hoch er in Schomberg die Glaubenstreue schätze, und in der That wurde das Gebäude in wenigen Jahren hergestellt. Der Feldmarschall Schomberg selbst bewohnte es aber nur kurze Zeit, denn derselbe trat später mit Bewilligung des Kurfürsten in englische Dienste über, wo ihm ein größerer Wirkungskreis wurde; doch hatte er die kurze Zeit seines Besitzes dazu benützt, um allerlei Verschönerungen und Vergrößerungen an dem neuen Palais vorzunehmen. Noch mehr that hierin sein Nachfolger, der Graf v. Wartensleben, Feldmarschall und Gouverneur von Preußen, welcher dasselbe nach Schomberg zur Residenz vom König angewiesen bekam. Wartensleben überbaute nämlich den Garten neben dem Hauptgebäude, umgab die Neubauten mit einer massiven Mauer und einem Thorwege zum Ein- und Auspassiren der Wagen, und hörte nicht auf zu verbessern, bis der Tod seinen weiteren Entwürfen Schranken setzte. Nunmehr wurde das Haus zur Amtswohnung des jeweiligen Gouverneurs von Berlin bestimmt, und dreißig Jahre lang hatte es verschiedene Herren, von denen immer wieder der Eine dem Anderen Platz machte, ehe er sich nur völlig eingewohnt hatte. Erst im Jahre 1734 verlegte König Friedrich Wilhelm I. das Gouvernementshaus nach der Königsstraße, und machte sich nun daran, das ehemalig Schomberg'sche Haus in ein förmliches Palais umzuwandeln. Zu diesem Behufe kaufte er ein in der Nähe stehendes, in vornehmem Styl gebautes Privathaus (nebst einigen Gärten und kleineren Lokalitäten), verband dieses mit dem alten Hôtel durch einen Bogengang, und ließ das Ganze von innen und außen neu ausbauen, so daß es wenigstens einigermaßen wie aus Einem Gusse gemacht schien. Nachdem er es sodann noch durchaus neu hatte möbliren lassen, schenkte er es seinem Erstgeborenen, dem Kronprinzen, d. i. dem nachher so berühmt gewordenen Friedrich II., dem Einzigen oder dem Großen, wie er gewöhnlich genannt wird, obgleich er seinen Ruhm nur auf Kosten der Untergrabung der Einheit Deutschlands gewann.

Nunmehr begann eine glänzende Zeit für das Palais, denn es wurde bald — im Stillen wenigstens und zu nächtlicher Weile, damit es der gestrenge Herr Vater nicht erfahre — der Sammelplatz der Schöngeister der damaligen Zeit, und der Ruf der kleinen Concerte, die dort unter Mitwirkung des genialen Kronprinzen gegeben wurden, verbreitete sich bald in's ferne Ausland. Doch nicht allzu lange residirte Friedrich der Große hier, denn sobald sein Vater starb, siedelte der junge König in's königliche Schloß über und übermachte das Palais seinem ältesten Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, welcher es auch sofort als sein Eigenthum bezog. Allein auch dieser neue Herr blieb nicht lange wohnen, sondern starb frühzeitig, das Schloß seiner Wittwe zur Nutznießung, seinem ältesten Sohne aber, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm II., zum Erbgute überlassend. Die Wittwe starb ebenfalls schon im Jahre 1780, und nun bezog es der Sohn, der genannte Friedrich Wilhelm (der zugleich Kronprinz von Preußen war, weil König Friedrich der Große bekanntlich keinen Sohn hatte), aber auch nur so lange, bis er selbst den Thron bestieg. Dann erhielt es abermals der älteste Sohn, der nachherige König Friedrich Wilhelm III., und nun erst kam das goldene Zeitalter für das Palais.

Friedrich Wilhelm III. nämlich blieb in dem Palais wohnen, nicht nur so lange er Kronprinz war, sondern auch nachher, als er König wurde, und verließ es nur erst, als die Zeit kam, wo er seine letzte Behausung in der Gruft seiner Väter einzunehmen gezwungen wurde. Man kann sich nun wohl denken, daß das Hôtel, als es eines regierenden Königs Residenz wurde, einigen Umgestaltungen entgegenging, die nicht gerade zu seinem Nachtheile ausfielen. Groß und auffallend waren dieselben allerdings nicht, denn der besagte König konnte kein Freund des Pomphaften und Prunkhaften genannt werden, allein dennoch ward ein Neugebäude aufgeführt; und zwar in gerader Linie mit dem früheren Hauptgebäude, wodurch dieses Letztere fast um's Doppelte vergrößert wurde. Ueberdieß erlaubten es die zu diesem Behufe angekauften Lokalitäten, einen kleinen Park oder doch Schloßgarten anzulegen, der sich bis zur sogenannten Niederwallstraße hinzieht und ein vortrefflicher „häuslicher" Vergnügungsplatz für den König und seine Gemahlin (zur linken Hand), die Fürstin von Liegnitz, wurde, die mit ihm das Schloß bewohnte. Mehr noch, als auf das Aeußere, verwandte der König auf die innere Ausstattung seiner Residenz, und namentlich wurde ein eigener Saal zur Aufstellung der besten Bilder der neueren lebenden Künstler bestimmt. Ueberaus reich und gewählt war auch die Kupferstichsammlung des Königs, sowie seine Privatbibliothek, denn der genannte Monarch wußte ebensowohl die Verdienste der Schriftsteller, als die der Künstler zu würdigen und



Das Schloß des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

zu belohnen. Dennoch trotz allem Diesem mochte es einem Fremden, der schon vielfach an Königshöfen verweilt hatte, so vorkommen, als ob die Residenz Friedrich Wilhelms III. eher einer soliden, verständig und bequem eingerichteten Privatwohnung gleiche, als dem Sitze eines Herrschers, der über vierzehn Millionen Unterthanen zu gebieten hatte. War es doch allbekannt, wie der König von anspruchsloser Häuslichkeit sich weit mehr angezogen fühle, denn von allem Glanze einer Regentenkrone!

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III., und das alte Schomberg'sche Palais war abermals verwaist, denn der Nachfolger des Königs, Friedrich Wilhelm IV. (der trotz seiner wahrscheinlich unheilbaren Krankheit jetzt noch „dem Namen nach" regierende König, obgleich sein Bruder schon seit mehreren Jahren den Herrscherstab führt), nahm das königliche Schloß zur Wohnung, und überwies das Palais dem minderjährigen Sohne seines Bruders, des Prinzregenten, dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem dereinstigen Thronerben und Beherrscher Preußens. Bis zu dessen Volljährigkeit hatte Niemand das Recht, darin zu wohnen! Doch — die Jahre eilen und die Zeit fliegt. Ehe man sich's versah, war der junge Prinz volljährig geworden und gedachte eine englische Prinzessin heimzuführen. So mußte man denn die Wohnung für das junge fürstliche Paar „fürstlich" einrichten, und bald sah man ein, daß das Palais, trotzdem es Jahre lang von einem Könige bewohnt worden war, doch gar zu bürgerlich aussehe. Demnach beschloß der Prinzregent im Jahre 1857, auf das alte Hauptgebäude ein Stockwerk hinaufzusetzen, und zwar mit etwas verändertem Style, indem statt des Giebeldaches eine hohe Attica angebracht wurde, und — nach wenigen Monaten war das Gebäude fertig. Freilich ein Kunstwerk ist's durch den Neubau wiederum nicht geworden; doch sieht's etwas „schloßartiger" aus, wie zuvor, und die Fremden verwundern sich nun nicht mehr über seine Aehnlichkeit mit einer Privatwohnung. Auch paßt das Palais unter allen Umständen für die hohen Neuvermählten, die darin wohnen, denn dieselben scheinen in ihren leutseligen Persönlichkeiten die bürgerlichen Tugenden Friedrich Wilhelms III. nebst seiner Einfachheit und Geradheit geerbt zu haben.

Der Platz, auf welchem das Schloß des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen steht, ist einer der schönsten in Berlin, denn unweit davon erhebt sich das Opernhaus, und schräg gegenüber befindet sich die Königswache, die von Schinkel in Form eines römischen Castrums erbaut ist, und das Zeughaus, das anerkannt tüchtigste und sehenswertheste Gebäude Berlins, zur Seite hat. Doch hievon zu reden, finden wir ein ander' Mal Gelegenheit.

Th. Gr.

Woher die Unbekanntschaft Afrika's?

„Alles, was aus Afrika kommt," sagt Herodot, „ist neu." Seit diesem Ausspruche sind dritthalbtausend Jahre verflossen, und doch können wir heute mit demselben Rechte wiederholen: „Alles, was aus Afrika kommt, ist neu!" — Der Welttheil, der bei Gibraltar wenige Meilen von dem unsrigen entfernt ist, der Welttheil, dessen Bewohner unter allen Zonen für uns arbeiten, die meisten der Produkte

bereiten, welche wir täglich bedürfen, der Welttheil, dessen Denkmale uns Beweise hoher Bildung und Cultur aus einer Zeit liefern, aus welcher wir keine historische Kunde von unsern Vorältern haben — wie ist es möglich, daß uns dieser Welttheil noch so unbekannt sein kann? Dieses Land, so lang' bekannt, so wenig gekannt, von so vielen Forschern besucht, so wenig erforscht, so oft besprochen und so selten verstanden, — sollte es uns wirklich neu sein? Nach all' den Entdeckungsreisen, nach all' den Handelsexpeditionen, nachdem der größte Theil der Küsten unter europäischer Botmäßigkeit steht, trotz alledem wissen wir sehr wenig von dem eigentlichen Afrika. Schriftsteller nehmen es oft zum Schauplatz ihrer Erzählungen; aber es ist nicht Afrika, was sie schildern, es ist das Land ihrer Phantasie; so versetzt einer unserer neueren Poeten den Giraffen und den Löwen an den Niger, die beide gegen tausend Meilen südlicher wohnen; er spricht von persischen Perlen und nickenden Straußfedern, Produkten, welche man daselbst nicht kennt; und so mögen wir unsere schön- und unsere gelehrt-wissenschaftliche Literatur durchgehen, wir werden überall Lücken, überall Fabeln, nur selten und wenig Wahrheit über diesen ½ Mill. Quadratmeilen großen Erdtheil finden; wir werden sehen, daß man von den Bergen des Mondes mehr weiß, als vom Mondgebirge, daß wir den Lauf der Kometen genauer kennen, als den Lauf der afrikanischen Flüsse, die Flecke der Sonne besser bestimmt haben, als die Landseen unseres Nachbarwelttheiles. Woher? — müssen wir fragen, woher diese seltsame Unbekanntschaft? Bietet das Land selbst so unübersteigliche Hindernisse zu seiner Erforschung? Ist vielleicht das Clima für den Europäer unerträglich? Gott hat dem Menschen die physische Anlage zum Kosmopoliten nicht versagt; er erträgt jedes Clima, ob die Sonne seine Haut bräunt, ob die Kälte seine Glieder erstarren macht, das hindert ihn nicht, seinen Wanderstab weiter zu setzen, zu dem gesammelten Schatze seiner Kenntnisse und Erfahrung neue hinzuzufügen. Oder sollte die Beschaffenheit des Landes der Grund sein? sollten die Wüsten und die unwirthbaren Felsgebilde sich hemmend dem Fuße des Forschers entgegenstellen? Es ist wahr, daß sich in diesem Räthsellande weite Länderstrecken unfruchtbar und unbewohnbar dehnen, aber der Gott, welcher diese Sandmeere schuf, erschuf auch ein Schiff, um sie zu durchschiffen; ganze Karawanen durchziehen sie auf diesem Wüstenschiff, und das Kameel, welches den Handelsmann trägt, würde gleich willig seinen höckerigen Rücken dem Forscher darbieten. Oder sind es die reißenden Thiere, welche wie schatzbewachende Dragoner den kühnen Eindringling zurückschrecken? Allerdings ist dieses Land von dem Thierkönig, dem Löwen, vom Wüstenkönig, verschiedenen Abarten des Tigers bewohnt, giftige Schlangen liegen unter den üppigen Blumen verborgen, Krokodile halten drohend an den Ufern der Flüsse Wacht; aber der Herr der Schöpfung fürchtet diese Tyrannen der Thierwelt nicht; der Löwe flieht, wenn er den Fußtritt des Menschen hört, der Tiger senkt scheu das Auge vor dem muthblitzenden Blicke des Mannes, und sollte es zum Kampfe kommen, so trägt die menschliche Waffe den Sieg über die natürliche Kraft davon. Oder zuletzt, ist es der Charakter der Bewohner, ist es ihre Wildheit, ihre Unfriedfertigkeit, ihre Grausamkeit, welche eigensinnig dem Fremden den Schleier zu lüften verweigert, der über ihr Land gebreitet ist? Gewiß nicht; so viele Fehler auch den Neger beherrschen mögen, — Gastfreundschaft, Sanftmuth und Ehrerbietung gegen den ihm so überlegenen Europäer zeichnen ihn allzusehr aus, als daß er ungereizt etwas Feindliches gegen ihn unternehme. Also nicht das Land, nicht sein Clima, nicht seine Wüsten, nicht seine reißenden Thiere, nicht seine Bewohner sind die Ursache dieser Verschlossenheit: dieselbe kann also einzig nur in dem Einwanderer liegen; und daß dem so ist, wird uns recht klar werden, wenn wir die Geschichte der Entdeckungen von Anfang an verfolgen. — Von den ältesten, uns bekannten afrikanischen Reisen, welche durch die Phönizier und auf Salomon's Befehl, um Gold und Elfenbein zu holen, sowie auf des ägyptischen Königs Necho Antrieb aus geographischem Interesse unternommen worden sind, wissen wir wenig Bestimmtes; ja Viele haben diese Reisen, besonders die von Necho angeregte, ganz in Abrede stellen wollen; aber abgesehen von vielem Anderen, überzeugt uns eine Bemerkung Herodots von der Wahrheit dieser Erzählung; er sagt nämlich: „Sie (nämlich die Schifffahrer) erzählen aber eine Sache, die mir ganz unglaublich scheint, mag sie auch glauben wer da will, nämlich daß sie während ihrer Reise die Sonne eine Zeitlang auf der rechten Seite gehabt hätten.“ Diese Bemerkung, die sie machen mußten, nachdem sie die Linie passirt waren, würden sie sicher nicht erdichtet haben, weil sie zu fern lag, da sie ja sogar dem aufgeklärten Herodot unmöglich schien. Doch, wie schon gesagt, von diesen ältesten afrikanischen Reisen wissen wir zu wenig; die wirklich historischen fangen erst mit Hanno an, und sein Auftreten in Afrika charakterisirt das ganze Benehmen der Fremden gegen die Eingebornen so genau, daß wir ihn selbst reden lassen wollen; er sagt: „Von den Männern konnten wir keinen erhaschen, sie flohen über Felsen und Abgründe und warfen mit Steinen nach uns. Es gelang uns aber, drei Frauen zu fangen, die wir lebendig mitnehmen wollten; da sie aber so sehr kratzten und bissen, so mußten wir sie todtschlagen, zogen ihnen die Haut ab und brachten diese mit nach Hause.“ Also schon in den ältesten Zeiten zeigte sich der Fremdling als Menschenräuber, und so ist es zur Schande der fortschreitenden Civilisation geblieben bis auf den heutigen Tag; nur daß sich die Grausamkeiten erhöhet, der Menschenfang erweitert hat. Glücklich jene drei Weiber! denn sie wurden wenigstens vorher getödtet, ehe man ihnen die Haut nahm; heutzutage läßt man sie leben, um sie unter der glühenden Sonne und unter der Peitsche der Aufseher verschmachten und, wie auf der Insel Cuba, wenn sie alt und arbeitsunfähig geworden, daß man sie loswerde, lebendig mit dem Abfall der Zuckerernte begraben zu lassen; wagen sie es aber einmal, die schmachvollen Ketten abzuwerfen, so werden, wie es uns offizielle Berichte von einer vor einigen Jahren in Cuba ausgebrochenen Empörung erzählen, ihrer Elftausend zu Tode gepeitscht. Gehen wir die ferneren Entdeckungen durch, welche von den Por-

tugiesen auf Antrieb des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, unternommen wurden; sie werden uns nur eine Reihe von Grausamkeit und Räubereien zeigen, ein so trübes Bild, daß wir schnell darüber hinweggehen wollen; nur müssen wir erwähnen, daß die Ehre, die den heimkehrenden Entdeckern zu Theil ward, hauptsächlich nach der Anzahl der mitgebrachten Schwarzen abgemessen wurde, wobei Niemand darnach frug, wie viele im Kampfe getödtet worden waren, im Gegentheil noch diejenigen besondere Belohnung empfingen, welche sich im Kampfe gegen die Unglücklichen ausgezeichnet hatten. Wohin die Portugiesen auch immer kamen, sie betrachteten sich als Herren, die armen Schwarzen mußten Zoll und Tribut geben und wurden auf die unerhörteste Weise gepeinigt und tyrannisirt. Die Negerfürsten mußten ihre Söhne zu Bedienung hergeben, die dann als Sklaven behandelt wurden; die Portugiesen öffneten ihre Waarenlager nicht eher, als bis sie hinreichende Geschenke erhalten hatten, und dann nöthigten sie die armen Leute, die schlechtesten Waaren zu den willkürlichsten Preisen anzunehmen; fanden sie etwa einen falschen Zusatz unter dem Golde, so straften sie den Verfälscher sogleich am Leben; verkaufte ein Neger Etwas an Kaufleute anderer Nationen und wurde von den portugiesischen Zollspionen ertappt, so confiscirte man die Waare und behandelte den Armen als einen Betrüger. Wollte nun eine Land diese Botmäßigkeit nicht gutwillig anerkennen, so wurde es auf die grausamste Art dazu gezwungen; als die Portugiesen z. B. die Stadt Brara erobert hatten, plünderten sie dieselbe, und um die kostbaren Ohrringe und Armbänder der Frauen desto schneller zu erhaschen, hieben sie ihnen die Ohren und Hände ab, — eine Grausamkeit, die so sehr empört, daß man wohl ohne Bedauern hört, daß zweiundvierzig dieser christlichen Barbaren ein Opfer ihrer Habsucht wurden; sie hatten ihr Boot allzusehr mit Beute überladen, so daß es mit ihnen versank. — Man glaubt vielleicht, daß in neuerer Zeit der Barbarismus der verfeinerten Cultur gewichen sei, aber man täuscht sich leider: denn seitdem im Jahre 1617 die Exportation der Neger zu einem vollständigen Handelsartikel geworden ist, hat die Unmenschlichkeit sich nicht vermindert, sondern sich auf einen weiteren Spielraum ausgebreitet. Der Umfang, welchen der Sklavenhandel heutzutage gewonnen, ist wahrhaft schreckenerregend, und die Wirkung, welche dieser Handel auf die Demoralisation der individuellen und die Erniedrigung der sozialen Verhältnisse ausübt, muß jeden Menschenfreund mit tiefem Bedauern erfüllen. Es ist zwar unglaublich, aber es ist wahr, und könnte durch die genauesten offiziellen Berichte nachgewiesen werden, daß jährlich fast eine halbe Million Menschen aus Afrika in die Sklaverei geführt wird; wie viele Tausende mögen den Tod der Sklaverei vorziehen und noch zu der ungeheuren Anzahl hinzuzufügen sein, welche von sich Christen nennenden Weißen jährlich diesem unglücklichen Welttheile geraubt wird. Diese Sklaven werden auf die unmenschlichste Weise gefangen; durch Kampf allein sind sie schwer zu erlangen, weil sie sich mit Wuth und Muth gegen die Knechtschaft wehren; man hat andere, unschädlichere und sichere Mittel. Eins der gewöhnlichsten ist der nächtliche Ueberfall. Ein Dorf wird heimlich umstellt und bei Nacht angezündet; bei der leichten Bauart der Häuser greift die Flamme rasend schnell um sich, die armen Bewohner werden aus ihrem Schlafe aufgeschreckt und fliehen unbekleidet und unbewaffnet aus den Flammen des Dorfes, so daß sie den Räubern wehrlos in die Hände fallen; wenn sie aber noch irgend einen Widerstand zu leisten versuchen, werden sie unbarmherzig niedergeschossen. Ein anderes Mittel, wo möglich noch schrecklicher, ist das Absperren des Wassers. Dieses wird mit Leichtigkeit bewirkt, indem man die Quellen am Fuße des Gebirges besetzt, wodurch den Negern ihr Trinkwasser abgeschnitten wird. Oft eine Woche halten diese Aermsten die Blokade aus; man sieht sie an den Rinden der Bäume nagen, um doch ein wenig Feuchtigkeit herauszuziehen, bis sie sich endlich durch die unerträglichen Qualen des Durstes gezwungen sehen, Familie, Freiheit, Vaterland für einen Tropfen Wassers hinzugeben. Jeden Tag kommen sie näher und weichen doch wieder zurück, sobald sie die Soldaten erblicken; man zeigt ihnen von ferne das Wasser, man plätschert damit, man trinkt es in langen Zügen. Da bemächtigt sich eine solche Begierde nach Trank dieser unglücklichen Geschöpfe, daß sie, stumm resignirend, halb wahnsinnig kommen, sich ruhig die Handschellen anlegen lassen und auf ihren Nacken die schwere Kette laden, welche sie bei jedem Schritte tragen müssen. Aber Manche ziehen freiwilligen Tod dem Joche der Sklaverei und der für uns Europäer ganz undenkbaren Tortur des Verschmachtens vor. Oft ziehen sich die Schwarzen bei Annäherung ihrer Feinde in Berghöhlen zurück: da kommen die Jäger und zünden ein Feuer von Pfeffer und anderen beißenden Kräutern an, deren Rauch unerträglich ist; halb geblendet und erstickt stürzen die Schwarzen hervor, gerathen in die aufgestellten Netze und werden in Eisen gelegt. Wenn das Pfefferfeuer Niemanden hervortreibt, so nehmen die Jäger an, daß die Mütter ihre Kinder, die Männer ihre Weiber und dann sich selbst getödtet haben. Sobald sie sich in Gefangenschaft sehen, bricht die Liebe zu den Ihrigen und zur Heimath hervor, sie wollen nicht von dem Orte weichen. Einige klammern sich an die Bäume mit aller Kraft, Andere pressen Weib und Kind so fest an sich, daß sie nur mit Hülfe des Säbels von einander getrennt werden können, oder man schleift sie an einen Pferdeschweif gebunden durch Dornen und über Steine, daß sie blutend und zerschlagen sich willig in Alles ergeben; sollte sich aber Jemand widerspenstig zeigen, so wird er ohne Weiteres niedergemacht. Wegen des Mangels an Provision wird der Marsch übereilt; die armen Erschöpften, durch ihre Ketten ermüdet, schon durch den Rauch halb erstickt oder durch den Durst halb verschmachtet, jammern umsonst nach einem Rasttag; es ist ihnen keine Wahl gelassen, als weiter zu traben oder den hungrigen Schakals und Hyänen zur Beute zurückzubleiben. Abgenagte menschliche Gerippe zeigen die Spur eines solchen Sklaventransportes. Daß die Leiden hiermit noch nicht geschlossen, daß im Gegentheil die entsetzlichsten Qualen erst mit der Ueberfahrt beginnen, auf welcher oft ein Drittheil stirbt, die Meisten aber in höchst

jämmerlichem Zustande ankommen, einem Zustande, der meist noch die Hälfte hinwegrafft und den größten Theil der Frauen zum Wahnsinn bringt; daß sie ferner nach Ueberstehung aller dieser Qualen eine lebenslange, harte Knechtschaft erwartet, das ist zu bekannt, und liegt hier, wo wir uns nur auf Afrika beschränken müssen, zu entfernt, als daß wir eine weitere Betrachtung darüber anzustellen berechtigt wären. Genug! ich habe bewiesen, daß von den meisten Besuchen fremder Nationen Afrika nur Unglück und Böses empfangen hat, daß der moralische Ruin dieses Welttheiles den Europäern zur Last fällt, die Nichts dort suchen, als Gold und Sklaven, und ihre Habsucht hiernach auf die schändlichste, grausamste und unmenschlichste Weise seit Menschengedenken befriedigt haben und noch heute befriedigen. Was Wunder, wenn Afrika sich allen Forschungen verschließt? Was Wunder, wenn der Afrikaner in jedem Weißen einen gebornen Feind, einen Menschenräuber, einen Kannibalen sieht? Und daß er das wirklich thut, das beweiset die allgemeine Erklärung, die der Neger dem Sklavenhandel octroirt: „Die Weißen," sagt er, „haben ein Land, in dem gar Nichts wächst, deßhalb bauen sie sich Häuser auf das Meer und kommen in denselben nach Afrika geschwommen, wo sie Menschen rauben, um sie zu verzehren." Diese Erklärung ist zu natürlich, als daß man sie dem Neger verargen könnte, ebensowenig seine Ungastlichkeit gegen den Fremdling, der nichts als Geißel und Kette mit sich bringt.

So ist denn Afrika fest umpanzert; denn die einzelnen Völkerschaften leben wegen der zu erwerbenden Sklaven in beständigem Kriege mit einander; und Mißtrauen ist eingezogen, welches es dem Forscher schwer, wenn nicht unmöglich macht, die Räthsel zu lösen, welche schon über dreitausend Jahre obschweben. Das gegenseitige Befinden hat eine solche Furcht und solches Argwöhnen dem von Natur eigentlich sich sehr anschließenden Neger eingepflanzt, daß der Verkehr der einzelnen Völkerschaften ganz gehemmt und, wo derselbe nöthig, so beschränkt und eingeengt ist, daß er eigentlich aufhört, Verkehr zu sein. So z. B. braucht ein tief im Innern wohnender Stamm eine große Quantität Salz, was überhaupt in den heißen Gegenden, wo Alles der Fäulniß so sehr unterworfen ist, wegen seiner antiseptischen Kraft sehr geschätzt wird; dieses Salz bringen die „Melli-Neger" bis an den Grenzfluß, wo sie es auf die Erde legen. Sobald sie sich entfernt haben, doch erst nachdem sie aus dem Gesichte sind, kommen die Neger des Innern und legen neben jeden Haufen Salz so viel Gold, als ihnen das Salz werth scheint, worauf sie sich entfernen. Die Melli-Neger kommen zurück und nehmen, wo ihnen die Menge des Goldes genügt, dasselbe weg; wo es ihnen zu wenig dünkt, lassen sie es neben dem Salzhaufen liegen. Die Neger des Innern kommen zurück und nehmen das Salz mit, wenn die Melli-Neger das Gold angenommen haben: wenn nicht, so legen sie nach und nach so viel Gold hinzu, bis es entweder den Melli-Negern genug ist, oder bis ihnen die Forderung zu viel scheint, worauf sie sich, ohne Jene gesehen oder gesprochen zu haben, entfernen. Aus dieser Scheu, welche schon die einzelnen Völkerschaften von einander trennt, läßt sich die fast unüberwindliche Schwierigkeit für einen Reisenden abnehmen, dessen Zwecke diesen Völkern nicht klar gemacht werden können, die deßhalb meist hindernd, stets aber erschwerend seinen Weg durchkreuzen werden, wo sie nicht, wenn irgend eine Unklugheit von seiner Seite oder ein unglücklicher äußerer Zufall dazu kömmt, sich dadurch gegen seine vermeintlichen bösen Absichten sichern, daß sie ihn unschädlich machen, d. h. ihn tödten. Doch hat die Neuzeit schon Manches gethan, um diesem unnatürlichen, ganz Afrika zu Grunde richtenden Handel Einhalt zu thun und hierdurch auch die sozialen Verhältnisse dieses Erdtheiles umzugestalten: und wir müssen besonders zweierlei erwähnen, was schon herrliche, reiche und lohnende Früchte trägt und mit Gottes Hülfe immer schönere Ernten herbeiführen wird. Das Erste, was wir nennen müssen, ist das Opfer, welches Großbritannien der Humanität brachte, indem es, um die Abschaffung des Negerhandels zu ermöglichen, sich zu seiner ungeheuren Staatsschuld noch die Summe von 27 Millionen Pf. St. aufbürdete, nebst allen den jährlichen großen Ausgaben, welche die Aufrechterhaltung der gefaßten Beschlüsse erfordert. England hat sich durch diese rein sittliche That groß vor allen Nationen gemacht; dieses der Menschlichkeit gebrachte Opfer schmückt es mehr, als alle seine mächtigen Eroberungen: „Englands Siege," sagt D. Canning, „werden im Verlaufe der Zeiten einen stets sich verkleinernden Raum in den Denkbüchern der Menschheit einnehmen; aber dieser Sieg der Sittlichkeit wird ein immer größeres und glänzenderes Blatt ausfüllen." Leider hat aber noch kein erwünschtes Resultat die Anstrengungen und Bemühungen Großbritanniens gekrönt; sein Unternehmen scheitert an der Perfidie der anderen Staaten, besonders Portugals und Spaniens, so daß der Handel derselbe geblieben ist, und nur der Unterschied stattfindet, daß er verheimlicht werden muß. — Ein zweites, noch wichtigeres Moment nennen wir nun, welches nicht von Außen durch Zwang, sondern von Innen durch Hebung der Moralität, also ganz vom Grunde aus, die Heilung dieser gefährlichen Wunde versucht: ich meine die Mission. Dieses segensreiche Institut, welches dem Gebote des Herrn nachstrebt, welches sagt: „Gehet hin in alle Welt, und lehret die Völker und taufet die Heiden!" sendet jährlich Hunderte von Jüngern, deren Mehrzahl aus würdigen Männern bestehet, aus, welche in fernen Zonen die erhabene Lehre des Evangeliums verkündigen, und es hat auch das schmählich erniedrigte Afrika nicht vergessen. Schon jetzt hat es Tausende der Lehre des Evangeliums gewonnen und dadurch der Ausübung dieses empörenden Kampfes und Handels um Menschen entrückt. Mit Gottes Hülfe wird es mehr und mehr Eingang finden, und das Christenthum, welches die Bruderliebe lehrt, wird der Entwürdigung eines Menschen zum Sklaven Einhalt thun.

Dr. Rud. Just.



Untergang des Kent

en
en
y=
er
em
he
ah
ide
en.
ol=
ild
ist.
hr,
ach
hen
ein
ur
er=
n=
hr
ge=
ih,
rn
ie=
ei=
ng
ei=
ale
cht
s",

er=
kte
ur
ch=
ine
ine
nge
alb
der
ilte
ren
ut.
als
en,
rt=
gen,
zu
hen

be=
von
gte;
den
isse.
uch
rkte
lbst

Der Brand des Kent.

(Taf. 45.)

Am Nordwestabhang des schönen Thüringer Waldes dehnt ein mit grauen Schindeldächern bedecktes Dörfchen sich lang durch den Grund eines Thales dahin. Ein klares, frisches Bächlein springt in hundert kleinen, malerischen Fällen von einer Felsspalte zur andern, und treibt eine Menge von ellehohen Wasserrädern, die kleine häusliche Verrichtungen, wie Holz sägen, Buttern, Futter schneiden rc., im Innern der Hütten besorgen und das mechanische Geschick der Bewohner beweisen. Zugleich aber dokumentirt dies Treiben auch die Armuth dieser Leute, die auf die Fertigung von allerlei Holzgeräth angewiesen sind. Schindeln spalten, Siebzargen und Schachteln machen, Spielwaaren drechseln u. dgl. m., sind, besonders im Winter, der Unterhalt und das ganze Arbeiten der Bevölkerung. Der Ackerbau verlangt wenig Hände, denn er findet dort keinen Boden; die steilen Hänge des Berges sind unfruchtbares Schiefergeröll oder Wald, und nur selten hat ein Plätzchen grünen Wiesengrundes die Ufer des Baches verschönt. Wo aber ein fruchtbares Fleckchen zu finden ist, wird es vom emsigsten Fleiß sofort für ein Blumengärtchen in Beschlag genommen, denn jeder Holzmacher, der nur ein- oder zweimal in der Woche heimkommt, verlangt als Gruß von seinen Kindern einen Levkoyen- oder Aurikelstrauß, duftigen Goldlack oder sonst eine Blume, wie die Jahreszeit sie bietet, und wenn auch die Küche noch so sparsam bestellt sein sollte.

Wo das Leben nach Außen so eng begrenzt ist, wendet es sich gern nach Innen; und wo das Treiben des Verkehrs keine Heerstraße sich bahnte, wo kein Strom dienstbar seinen Rücken bietet, da sind die Mährchen, Sagen und die alten Lieder noch nicht verschleppt und verschwemmt, und da hausen noch die Feen, die Erdmännchen, Kobolde und Wichtelleute, dem Bösen feindlich, den Guten hülfreich und freundlich in Wald und Haus, immer aber der Armuth hülfreich und schützend. — Und von all' derlei kleinem Volk geschirmt und geliebt schien ein Häuschen, welches, abseit von der Reihe der übrigen, hinter einem gewaltigen Schieferblocke wie versteckt lag. Oben auf seiner Höhe standen zwei stattliche Fichten, die im Winde geisterhaft, wie eine riesige Aeolsharfe, sausten und mit starken, zähen Wurzeln den Fels fest umklammert hielten; an ihrem Stamme aber waren zwei gar niedliche Beete mit den lieblichsten Blumen bepflanzt und mit duftigen Steinnelken eingerahmt; und von hinten her nur konnte man auf einigen rauhen Stufen zur Höhe gelangen, wo eine weiche, sorgfältig gepflegte Moosbank sich zur Rast bot. Der Bach plätscherte zur Seite des Felsens, wo dichter Ephеu ihn umwoben hielt, malerisch hinab, und schien im Falle die blanken Fenster, ja das ganze Häuschen beständig abzuspülen, daß sie immer so reinlich und nett aussahen. Im Giebel aber nisteten bunte Tauben, die sich vor den Eichhörnchen, welche in der Pyramide der größeren Fichte ihren Kobel hatten, durchaus nicht fürchteten.

Weit scheuer schien ein etwa zwanzigjähriges Mädchen zu sein, das mit großen dunkeln Blauaugen und dicken aschblonden Flechten zuweilen am Fenster saß und klöppelte, und nur unbefangener sich zeigte, wenn ein alter wetterbrauner Knabe neben ihr erschien oder mit dem Stelzfuße, die kurze Pfeife im Munde, in der Nähe herumstieg. Er hatte etwas Fremdartiges an sich, sah gar trotzig Jedem in's Gesicht, und war zu anderer Stunde in träumendes Brüten, wie man glauben sollte, versunken. Er sah dann still vor sich hin, oder in die ziehenden Wolken, und war gegen Leute, die ihn anredeten, äußerst mild und gütig, doch noch einsylbiger und düsterer wie sonst. Mit den Nachbarn hatte der alte James wenig Verkehr, obgleich er Jedem, der sich an ihn wandte, gern nach Kräften zu Dienst war. Reichthum zeigte das Häuschen weder außen noch innen; irgend einen Erwerb hatte sein Bewohner nicht, doch war alles Nothwendige stets zur vollen Genüge vorhanden. Das erregte natürlich die Vermuthung, daß er mit dem Wichtelmännchen des Hennberges, der gerade über dem Hause sich hob, in Verkehr stehe und jedes Bedürfniß ihm von den Unterirdischen gebracht werde. Kamen, was freilich nur selten geschah, Leute in's Haus, so trafen sie den Alten in großen Büchern lesend, oder an der kleinen Hobelbank arbeitend; doch Niemand sah irgend etwas Fertiggemachtes bei ihm, und Keiner konnte vermuthen, was er eigentlich bosselte. Frug ihn irgend ein Vorwitzigerer, so pflegte James ihn schweigend starr anzusehen, so daß Keiner zum zweiten Male fragen mochte, aber desto fester überzeugt war, es sei nicht richtig mit dem Thun und Treiben des alten „Schems", wie man ihn kurzweg im Dorfe nannte.

Ebensowenig war mit der Tochter Margreth eine Verbindung anzuknüpfen. Freundlich wie ein Mairöschen nickte sie Jedem ihren lächelnden Gruß, half gern wo sie nur konnte, aber kaum die Nachbarkinder gewannen ihr flüchtige Rede ab, wenn sie zum Berg hinanstieg, das kleine Kartoffelfeld zu bauen, oder, wie andre Mädchen, eine Bürde Leseholz im Walde holte. So war es schon lange gewesen, und die Leute wußten es nicht anders, deßhalb wunderten sie sich nicht mehr darüber. Frug Einer, der es noch nicht gehört hatte, so sagte man ihm, der alte Schems sei ein Engländer, sei vor einigen dreißig Jahren hieher gekommen und habe das Häuschen neu erbaut. Später habe er ein armes Mädchen geheirathet, und als sein Weib kurz nach der Geburt Margarethens gestorben, habe er dies einsame Leben begonnen und bis heute fortgesetzt. Man könne den Leutchen nichts Uebles nachsagen, ward dann noch wohl hinzugesetzt, als daß sie nicht zu ihres Gleichen halten, sondern zu Denen, von welchen man nicht gern rede, dort im Berge.

Bislang hatte man diesen verdächtigen Umgang besonders dem Alten zur Last gelegt, der, wenn man von Dergleichen sprach, stets nur spöttisch zu lächeln pflegte; jetzt aber mußte er es selbst erfahren, daß es mit den kleinen Leuten im Berge doch nicht ganz leer sein müsse. Er freilich war unschuldig bei der Sache, — ob aber auch Margareth — das war die Frage. Er selbst bemerkte mit Verwunderung, daß große Bürden Holz, die er selbst

mit seiner Tochter Tags zuvor im Walde gesammelt, am Morgen vor Tage am Häuschen lagen; das Kartoffelfeld am Berge war gehäufelt, ohne daß er oder Margreth eine Hand daran gelegt hatten, und vor dem Fenster des Mädchens hoch im Giebel hing eines Morgens ein prächtiger zahmer Stieglitz, ohne daß er begreifen konnte, wie das Thierchen dort hinaufgekommen. Er schüttelte mächtig den Kopf; aber dennoch sagte er nichts dazu. Waren das die Wichtelmännchen? — er wußte es nicht, aber recht freundlich war es von den kleinen Leuten. Er beobachtete sein Kind genauer, und fand heraus, daß es seit einiger Zeit oft still träumerisch am Rocken saß, nicht mehr so fröhlich sang und lustig sprang, ohne daß er eine Ursache dazu ergründen konnte. So blieb nichts Anderes übrig, als Haus und Hof noch strenger, wie bisher zu hüten.

Da kam er eines Abends spät von einem Geschäftswege zurück. Es war mildes, liebliches Wetter, der Mond glitt durch leichte Wölkchen am Himmel dahin, der Bach plauderte so traulich, und in Gedanken verloren schlenderte der Alte dahin. Plötzlich stockte sein Schritt, und starr blickte er zu der großen Fichte neben seinem Häuschen hinauf; er war von ihm noch einen Büchsenschuß weit entfernt, aber der Mond, der gerade hinter der dunkeln Pyramide stand, zeigte ihm einen schwarzen Klumpen, der sich darin bewegte. Mit weiten Schritten eilte er vorwärts und trat hastig in sein Stübchen, wo Margarethe strickend ihn erwartete. Er nickte ihr nur grüßend zu, und nahm die lange Flinte, mit Hasenschrot geladen, von der Wand; „erschrick nicht, wenn ich schieße!" flüsterte er dann, und öffnete das Fenster zur Seite. Aber er selbst erschrak, als das Mädchen hastig aufsprang und ihm in den Arm fiel. „O Vater," rief sie bang, „thu' es nicht, es ist — der Fritz!"

Der Alte setzte den Hahn in Ruhe, und am Stamm der Fichte herab glitt ein flinker Bursche, sprang die Staffeln am Felsen gewandt hinunter, und war verschwunden. — „Der Fritz!" murrte James, hing die Flinte wieder an den Nagel und — legte sich in's Bett.

Er kannte diesen Fritz, den Sohn der verwittweten Försterin, die er mit seinem spärlichen Verdienst ernährte, da ihre kleine Pension fast so viel wie Nichts dazu beitrug. Dabei war er aber der wildeste Kamerad im ganzen langen Dorfe, der verwegenste Wilderer, der listigste Pascher längs der Grenze weithin. In solchen Ruf hatte er sich gesetzt, daß die Wildhüter und Grenzwächter ihm wo möglich auswichen und keiner der andern Bursche mit ihm anzubinden getraute. Der neue Herr Förster war ihm feind, und auch wohl mit Recht, denn er mit all' seinen studirten Gehülfen war noch nie im Stande gewesen, den Fritz zu ertappen, während dieser ihm, dem adlichen Herrn, die heillosesten Possen spielte. Niemand wie Fritz Brauner war es gewesen, der den starken Hirsch, der vom Herrn Förster selbst schlecht angeschossen und beim Nachsuchen nicht gefunden war, ausgemacht und heimgebracht, und dem Schützen das Geweih über's Fenster angeschraubt hatte; nur er konnte es gewesen sein, der des Försters Hühnerhund mit grüner Oelfarbe wie einen Laubfrosch angestrichen hatte, und derlei ärgerliche Streiche mehr. Ihm gab man es schuld, als der Fasan, den der geistliche Herr geschenkt bekommen hatte, gegen einen Goldraben ausgetauscht war, und ihm, als der Herr Lieutenant der Grenzer Quecksilbersalbe zu der geliehenen goldenen Uhr in die Tasche bekam. Gutmüthig sollte er allerdings sein, aber nur gegen Arme und Niedrige; gegen Vornehmere und Reiche hingegen tückisch, wie ein Kobold, wie seine Laune es ihm eingab.

Dieser Fritz, und sein Kind! — Es wollte ihm schier schwindeln, wenn er den Gedanken verfolgte. Er war zu klug, zu welterfahren, um mit einer Leidenschaft durch Verbieten, Schelten, Drohen den zwecklosen Kampf zu eröffnen. Er kratzte nach besten Kräften hinter den Ohren, rauchte wie ein Meiler, ging in den Wald und fällte Holz — Alles aber wollte gegen seinen Zorn nicht verfangen. Nur müde, recht müde war er geworden, so matt, daß er ausruhen mußte, ehe er heimging. Unter einem überhangenden Fels, weitab vom Wege anderer Leute, setzte er sich in die herbstlich blühende Haide, und sah einer grüngoldigen kleinen Eidechse zu, die sich in den letzten Strahlen der Sonne behaglich wärmte, und mit den klugen dunkeln Augen ihn zu fragen schien, was er wohl grüble und sorge. So hatte er es schon mehrere Nächte und Tage ruhelos getrieben, und so war es nicht zu verwundern, wenn er endlich fest einschlief. Die Haide, in die er sich gebettet, bildete eine duftige kleine Laube über ihm, und ihre tausend zierlichen rothen Glocken, die über ihm leise sich bewegten, schienen mit unhörbarem Klingen des Tages Vesper zu läuten. Er träumte, er liege am Abhange des Tafelberges, am stürmischen Cap, wo er einst auch unter schöngefärbten Eriken so sanft nach tiefer Erschöpfung schlief. Da hallte dröhnend ein ferner Schuß herüber; das war der Signalschuß vom Aurengzeb, seinem Schiffe, das in der Tafelbai schwankte und das ihm rief. Augenblicks war der alte Matrose munter und auf den Füßen! Nein, nicht sein Schiff hatte ihm gerufen; fern im sausenden Bergwald, fern dem blauen wogenden Meere hatte er geschlafen, und war von einem Büchsenschlag, der an der andern Seite des Hanges abgeschossen, geweckt worden. — Aergerlich ob der Störung warf er sich wieder nieder; es fröstelte ihn, doch in seinem geschützten, verborgenen Lager war es lauschig warm und behaglich; er mochte es nicht verlassen.

Da rauschte es näher durch die Büsche der Dickung, langsame, schwerfällige Schritte — ein dumpf ächzender Mensch! Die wuchtige Axt zog er zu sich heran; der Mann kam ihm näher, er erkannte ihn beim klaren Sternlicht, es war — der Fritz! — kaum, er sah es deutlich, vermochte er sich noch zu schleppen, dennoch aber, als er ein Geräusch vor sich vernahm, lehnte er sich an eine Piktanne und hob die Büchse zum Schuß.

„Brauner, laß das Gewehr in Ruhe," rief der Alte ihn leise an; „ich bin es, James; was ist dir begegnet?"

„Der Hund hat mich durch den Schenkel geschossen!" knirschte Fritz; „ich verblute und kann nicht weiter."

James umfing den Ohnmächtigen und ließ ihn auf den Boden gleiten. Er verband mit dem Halstuche seine

Wunde, die zum Glück nur durch das Fleisch gedrungen war, und es gelang mittelst eines Knebels, das Blut zu stillen.

„Das hilft mir Alles nichts," murrte der Verwundete; „sie haben einen Schweißhund bei sich, und ziehen mir sicher nach."

„Welchen? kennst du ihn nicht?"

„Der Raskal ist's, den Ihr aufgezogen habt."

„Der thut uns nichts. Hierhin unter die Haide krieche und nimm deine Büchse zu dir."

„Still, sie kommen!"

James hatte sich auf einen Baumstumpf gesetzt, als die Grenzwächter herankamen, und stopfte behaglich seine Pfeife; Raskal schmiegte sich wedelnd ihm an's Knie. Die Wächter kannten ihn wohl, und als er ihnen sagte, dort, rechts, habe er einen Menschen vorbeispringen gehört, folgten sie eilig seiner Weisung. Noch wenige Minuten, und ihre Schritte verhallten in der Ferne. —

„Ihr habt mich gerettet, James," flüsterte Fritz, tief aufathmend; „wenn ich jetzt nur zu Hause, bei meiner Mutter wäre."

„Damit ist nichts gewonnen," murrte der Alte; „denkst du, dein Häuschen wird nicht durchsucht und Tag und Nacht umstellt? Lieg' ruhig; im Morgengrauen, wenn deine Wunde verharrscht ist, will ich dich holen."

Der Alte schritt bergein und ließ den Burschen einsam mit seinen Gedanken. Nur kaum war er dießmal der nahen Gefahr entronnen. Was wäre sein Schicksal gewesen, wenn James sich seiner nicht so klug und wohlwollend angenommen hätte! Mindestens zwei Jahre Spinnhaus! Schon der Gedanke daran trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn. Wenn der strenge alte Mann ihn neulich erkannt hätte, so wäre er verloren gewesen, das wußte er gewiß; denn lieber hätte James seine Tochter im Sarge gesehen, als an der Seite des Schmugglers, des Wilderers, des renommirtesten Raufers weit herum, vor dem Altare. Die nächtliche Kühle, der starke Blutverlust, auch wohl die Gedanken, die ihn beschlichen, trieben ihm eisige Schauder über den Rücken, und die Zähne klapperten ihm hörbar im Munde. Und was sollte er jetzt beginnen? Margareth ferner unbehelligt lassen, und ihren und ihres alten Vaters Frieden nicht stören? Nein! ohne das Mädchen konnte und wollte er nicht leben, aber sie zu erringen sah er keine Möglichkeit. „Nun, in Gottes Namen!" murrte endlich der Leichtsinnige, „kommt Zeit, kommt Rath! Mein Herr Schwiegerpapa wird seine Frau auch nicht vom Schooße der Mutter geholt haben. So ist's seit Langem der Welt Lauf!" Er versuchte es, sich auf die Seite zu legen, doch der Schmerz der Wunde ließ es nicht zu. Steif auf dem Rücken mußte er liegen bleiben, und durch die Gipfel zu den Sternen hinaufstarren, die dort oben ihre ewigen Bahnen verfolgten, bis er leise Schritte endlich sich nahen hörte. James war es, der ein Fläschchen mit heißem Kaffee hervorzog und den Verwundeten damit erquickte. So behutsam wie möglich packte er ihn dann auf einen langen Holzschlitten, den er mit duftigem Reisig belegt hatte, und zog ihn dann mit gewaltiger Kraft bergein. Nach einer halben Stunde war das Häuschen am Felsen erreicht und Fritz in ein reinliches Stübchen hoch oben im Giebel gebettet. Vor seinem Fenster, kaum zwei Klafter weit entfernt, rauschte die bekannte Tanne.

Schon war es einige Stunden Tag, als James bei ihm erschien. Er brachte eine Wassersuppe, die keineswegs verschmäht wurde, und reinigte und verband die Wunde mit linder, geübter Hand. Einen Krug mit frischem Wasser stellte er nahe zum Bette, und ging dann, ohne ein Wort zu sprechen.

„James!" rief Fritz ihm nach.

„Was gibt's?"

„Geht Ihr heute nicht noch aus?"

„Warum?"

„Meine Mutter wird in Sorgen sein."

„Ist schon besorgt!" — Und die Thür fiel in's Schloß.

Er hörte den Alten unten hobeln und sägen; sonst regte sich keine Maus im ganzen Häuschen, nur der Stieglitz vor dem Fenster zwitscherte sein Lied. „Wo mag wohl seine Tochter sein?" frug Fritz leise für sich; aber kein Laut gab ihm die ersehnte Antwort.

So vergingen einige Tage bei sehr magerer Diät und stets marternderer Langeweile. Wie oft hatte er von außen dies kleine Fensterchen betrachtet und in diesem Stübchen zu sein gewünscht; jetzt war er dort, und wünschte sehnlichst, draußen zu sein. Denn wortkarger war sicherlich kein Wärter in einem Zellengefängnisse, wie dieser alte Mensch, der ihn, wenn er zu plaudern versuchte, wie eine ägyptische Sphinx anstarrte und stumm wie diese davonging. Seine Wunde freilich besserte sich bei diesem Regime ganz auffallend, und bald hoffte er seinem peinlichen Wohlthäter durchzugehen, aber er hatte nichts von all' seinen Kleidern zur Verfügung, und bekam, wenn er darum bat, keine Antwort. So blieb ihm bei all' seiner Ungeduld nichts übrig, als sich zu fügen.

So hatte er schon fünfzehn Tage verseufzt, statt toujours perdrix, toujours Wassersuppe hatte in Verbindung mit Schmerz und Langeweile seinen Uebermuth gebrochen, als sein Kerkermeister, wie er ihn für sich nannte, freundlicher und gesprächiger ward. Er brachte ihm einige physikalische und geographische Bücher, die, in Ermangelung von Anderem, auch gelesen wurden, und über welche James im Dunkeln mit seinem Pfleglinge sprach. Da begann der Alte eines Abends von seiner Mutter zu sprechen, und Fritzens langverhaltene Liebe zu dieser trefflichen Frau brach mit Macht hervor. James sprach von ihrer bedrängten, ärmlichen Lage, und frug, auf welche Weise der Sohn es angefangen habe, sie zu unterstützen. Fritz bekannte offen, wie er verbotene oder hochbezollte Waaren den Kaufleuten hier und dort über die Grenze schaffe, zuweilen ein Stück Wild erlege und um die Hälfte des Werthes den Wirthen oder Juden zutrage, und dergleichen mehr.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Du bist ein fermer Geometer," meinte er, „zeichnest sauber einen Riß, schreibst nett und correct, — warum hilfst du unserem Förster nicht bei derlei Arbeiten, die er in der fernen Stadt

theuer bezahlen muß, weil er sie nicht machen, und doch nicht entbehren kann."

„Dem hochadlichen Windbeutel" — fuhr Fritz auf —

„Für sein Wappen kann er nicht," zankte der Alte, „wohl aber dafür, daß er ihm keine Ehre macht. Dein Vater war Revierförster, an deiner Erziehung ist nichts versäumt, — und machst du deiner Geburt Ehre? Ich glaube kaum! Nun, so schilt auch Andere nicht, die nicht schlimmer sind wie du."

Es folgte eine lange, dumpfe Pause; dann begann der Alte wieder:

„Und wie soll denn die Geschichte enden? Hast du noch nie daran gedacht, einen eigenen Herd zu gründen? Hast du ein ehrliches Brod, mit dem du ein Weib ernähren könntest?"

Fritz erröthete bis unter die Locken.

„Wenn du deine Fähigkeiten gebrauchtest und so im Stande wärest ehrlich zu leben, so wäre daran nichts Unrechtes; so aber kann kein rechtschaffenes Mädchen dir zum Altare folgen und kann kein Vater dir seine Tochter anvertrauen." —

Fritz lag still beschämt da und drückte das Gesicht in die Kissen.

„Ich sage dieß nicht, um dich zu entmuthigen, sondern um dich zu erheben," fuhr der Alte ernstfreundlich fort. „Man kann sich auch aufraffen, umkehren zum Bessern, und ein lohnendes Ziel mit festem Willen erringen."

Ein Paar dicker Thränen quoll dem jungen Manne durch die Wimpern. „Ich wollte wohl," flüsterte er — „aber" —

„Du zweifelst an dir selbst," nickte James; „es ist wahr, es ist nichts Leichtes, was du unternehmen möchtest; wie wäre es, wenn ich dir helfen dürfte?"

„O, wenn Ihr das wolltet," bat Fritz, „Ihr und noch Eine —"

„Die wir jetzt noch aus dem Spiele lassen müssen," fiel der Alte ein. „Vielleicht über's Jahr können wir sie als Dritte gebrauchen. Jetzt überlege dir das, was wir gesprochen haben, wenigstens eine Nacht, und — morgen mehr. Schlaf' wohl!"

(Schluß auf S. 358.)

Das Pantheon.

Das Pantheon führt auch den Namen „Sainte-Geneviève", das ist: „die Kirche der heiligen Genovefa". Auf diesem Platze nämlich soll vor mehr als dreizehnhundert Jahren (im Jahre 512) die heilige Genovefa beerdigt worden sein, und gewiß ist, daß schon damals eine kleine Kapelle der Heiligen zu Ehren errichtet wurde. Später entstand aus der einfachen Kapelle eine große Kirche, die jedoch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts so baufällig wurde, daß die Frau von Pompadour den König Ludwig XV. anregte, auf der Stelle des alten ein neues, prächtigeres Gotteshaus zu erbauen. Den Plan zu demselben entwarf der berühmte Soufflot, und das Geld lieferte eine großartige Lotterie. Im Jahre 1751 fing man an zu bauen, und im Jahre 1764 legte Ludwig XV. mit eigener Hand den Grundstein. Die Kirche wurde der heiligen Genovefa, der Schutzpatronin der Stadt Paris gewidmet, aber man konnte mit dem mächtigen Gebäude nicht eher fertig werden, als bis in Frankreich die Grundmauern des Königshauses zu wanken begannen und die constituirende Versammlung in Paris tagte. Die letztere beschloß nun, aus der Kirche einen „für die großen Todten Frankreichs gemeinsamen Tempel" zu machen, und so wurde die „Heilige" verdrängt und die Sainte-Geneviève in das „Pantheon" umgetauft. Dieß geschah im Jahre 1791, und noch heute trägt das Pantheon die Inschrift: „aux grands hommes la patrie reconnaissante" (den großen Männern das dankbare Vaterland!). Man begrub also hier zur Zeit der Republik die „großen Todten Frankreichs", und als den Ersten am 5. April 1791 den Vater der Revolution, Mirabeau, und nach ihm Marat, den wüthendsten der Jacobiner. Beide sind nicht mehr darin, denn der Convent befahl, den Mirabeau auf dem Kirchhofe Père-lachaise beizusetzen, die Ueberreste Marats aber warf man in die Kloaken der Rue Montmartre, nahe der heutigen Passage du Saumon. Dagegen fanden andere Männer in den Gruftgewölben des Pantheons Platz, deren Denkmäler noch jetzt dort zu schauen sind, so Voltaire und Rousseau, die großen Dichter und Philosophen, und später unter dem Kaiserreiche Lagrange, der Mathematiker, Bougainville, der Weltumsegler, Soufflot, der Baumeister, Lannes, der große Krieger und Marschall, sowie noch viele andere weniger bekannte Senatoren und Räthe Napoleons.

Als mit Napoleons Sturz die Restauration in Paris einzog, kam die heilige Genovefa wieder in den Besitz des Pantheons; allein nicht auf lange; denn die Juli-Revolution vertrieb die Heilige zum zweiten Male und gab ihren Tempel dem Cultus des Genies zurück. Man beeilte sich nun, an den Pfeilern der Rotunde die Namen der gefallenen Julihelden mit goldenen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben aufzuhängen, zum ewigen Andenken an diese glorreiche Revolution; allein — jetzt sind diese Tafeln verhängt und verdeckt, denn das heutige Kaiserreich will nichts mit der Juli-Revolution zu schaffen haben! Im Jahre 1848 war das Pantheon eine Zeit lang in Gefahr, gänzlich zu Grunde zu gehen, denn die Juni-Insurgenten machten es zu ihrem Hauptquartier und vertheidigten es zwei Tage lang mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die regulären Truppen Cavaignacs und die Nationalgarden. Endlich jedoch, als man die nächsten Barrikaden in den anstoßenden Straßen mit Grobgeschütz zusammengeschmettert hatte, mußten die „Aufrührer" das Pantheon aufgeben und sich zersprengt zurückziehen. Am 6. December 1851 setzte ein Dekret Napoleons, des jetzigen Kaisers, die heilige Genovefa wieder in ihre Rechte ein, allein das Dekret wurde nie vollzogen, und das Pantheon ist noch immer Pantheon, obwohl das Priesterthum sich mit aller Macht bemühte, in den Besitz des Heiligthums zu gelangen.



Das Pantheon in Paris.

Das Pantheon ist eines der schönsten Bauwerke in Paris und macht durch seine Großartigkeit einen imposanten Eindruck, hat aber nur wenig Kirchliches an sich, trotzdem es in Form eines griechischen Kreuzes erbaut ist. Es hat eine Länge von 350, eine Breite von 260, und mit der Kuppel eine Höhe von 264 Fuß. Diese letztere wird von einem mit einem offenen Säulengang umgebenen Cylinder getragen, und ist mit einer Laterne gekrönt, auf deren goldenem Knopf später die Statue der Unsterblichkeit kommen soll. Den besten Anblick hat man von der Stelle aus, wo der Park des Luxemburgerpalastes sich in die Rue d'Enfer ausmündet, denn hier steht die Hauptfaçade des Tempels, mit ihrem Porticus von zweiundzwanzig korinthischen Säulen, die eine Höhe von je 60 Fuß haben, sowie das 129 Fuß breite und 22 Fuß hohe Giebelfeld mit seiner berühmten Haut-Reliefgruppe, nebst dem darüber aufsteigenden mächtigen Säulenkuppeldach, in aller Glorie vor dem trunkenen Auge des Beschauers.

Die Haut-Reliefgruppe in dem genannten Giebelfeld rührt von dem großen Bildhauer David d'Angers her, welchen Ludwig Philipp, der Bürgerkönig, mit ihrer Fertigung beauftragte. Die Hauptfigur in der Mitte, 15 Fuß hoch, stellt Frankreich dar, wie es an seine hervorragendsten Söhne Kränze und Bürgerkronen austheilt. Links sieht man die gutgetroffenen Büsten eines Malesherbes (des muthigen Vertheidigers Ludwigs XVI. und deßwegen enthauptet 1794), eines Mirabeau, eines Monga (unter Napoleon zum Grafen v. Peluge ernannt, Gründers der polytechnischen Schule), eines Fénélon, Carnot, Laplace, Cuvier, Lafayette, Bichat (eines der berühmtesten Aerzte) ꝛc. ꝛc.; rechts eine Gruppe von Soldaten der Republik und des Kaiserreichs: darunter Bonaparte, nicht als Kaiser, sondern als General der italienischen Armee, und neben ihm den kleinen Tambour der Brücke von Arcola, in den Ecken aber Studenten und Polytechniker.

Das Innere des Pantheons, eine von vier Schiffen umgebene Rotunde, die sich gerade unter der Kuppel befindet, zeigt eine von hundert und dreißig korinthischen Säulen getragene Gallerie, nebst den Statuen der Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Unsterblichkeit. Die letztere wurde im Juni 1848 (bei dem obenberührten Aufstand) von einer Kanonenkugel zerschmettert, aber durch einen Schüler Cortots glücklich wieder hergestellt. An den Wänden und Decken sieht man Freskengemälde, Copien der Fresken von Michel Angelo und Raphael, womit diese den Vatikan in Rom geziert haben.

Im Mittelpunkt der Rotunde befindet sich ein umgitterter Cirkus, und von ihm aus schauen wir in die gewaltige Höhe hinauf zur Kuppel, deren ganze Fläche mit einem Gemälde geziert ist, das nicht weniger als 3256 pariser Quadratfuß einnimmt, und unter der Restauration im Jahre 1824 auf Anordnung des Königs Ludwig XVIII.

vom Maler Gros um den Preis von hunderttausend Franken hergestellt wurde. Die Höhe ist aber zu bedeutend, als daß wir von unten etwas Genaues unterscheiden könnten, und so steigen wir denn zur Kuppel hinauf, das berühmte Bild des Näheren zu betrachten. Nachdem wir zweihundert und einunddreißig Stufen gestiegen sind, halten wir an, und nun haben wir das Gemälde, das umfangreichste wohl in der ganzen Welt, wenn auch nicht das werthvollste, hart vor uns. Es stellt die heilige Genovefa dar, die Schutzpatronin des Vaterlandes, vor welcher sich die Könige Frankreichs huldigend beugen, und zwar von Chlodwig, dem ersten Herrscher, bis auf Ludwig XVIII. herab. Karl der Große und Ludwig der Fromme ragen besonders hervor, und ganz oben „in lichten Räumen" sieht man Ludwig XVI., seine Gemahlin Marie Antoniette, seinen Sohn „den Capet", hier Ludwig XVII. genannt, und die Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, die „vier Märtyrer der Revolution". — Ludwig XVIII., als er dieses Gemälde fertigen ließ, dachte nicht daran, daß wenige sechs Jahre später seine Dynastie zum zweiten Male und vielleicht für immer aus Frankreichs Grenzen verjagt sein würde!

Steigt man noch 84 Fuß höher, über die Kuppel hinauf bis unter die Laterne, auf die „Gallerie über dem Säulengange", so hat man eine herrliche Fernsicht über die ganze Stadt hin, — eine Rundschau so großartig, daß sie nur von der von „Notre-Dame" und vom Thurme „Sainte-Jacques de la Boucherie" übertroffen wird, denn das Pantheon liegt ohnehin hoch, höher als irgend ein anderer Theil der Altstadt. Allein wenn man sich satt gesehen hat hier oben, so ist es Pflicht, hinabzusteigen in die „Gräber", d. i. in die Gruftgewölbe, die sich unter dem Hochaltar ausdehnen. Dieselben werden von zwanzig mächtigen Säulen gestützt, und sind durch quer gezogene Mauern in verschiedene Gewölbe abgetheilt, deren jedes das Grabdenkmal eines berühmten Mannes enthält. Oben auf der Gallerie Leben, Sonnenschein und Fröhlichkeit, hier unten Moder, Dunst und Düsterheit! Das sind die Gegensätze des Lebens!

Angebaut an das Pantheon ist ein mächtiges Gebäude, welches die Bibliothek „Sainte-Geneviève" enthält. Diese Bibliothek befand sich früher in der Abtei von Geneviève, und wurde im Jahre 1624 von Cardinal Larochefoucauld gegründet. Im Jahre 1790 erklärte man sie zum Nationaleigenthum, aber erst im Jahre 1850 verlegte man sie in dieses neue, vom Architekten Labrouste aufgeführte Gebäude. Der Anblick des großen Saals ist überraschend. Siebzehn eiserne Rippen, gestützt auf sechzehn Säulen von demselben Metall, scheiden die 300 Fuß lange, 60 Fuß breite und 30 Fuß hohe Halle in zwei Gallerien, in welchen sich lange Reihen von Tischen hinziehen, mit Raum für wohl mehr als vierhundert Personen. Jedermann hat hier (von Morgens 10 bis Mittags 3 Uhr) freien Zutritt. Abends von 6 bis 10 Uhr aber sind die Plätze für die Studenten, die sich immer sehr zahlreich einfinden, reservirt. Die Bibliothek umfaßt etwa 150,000 Bände, nebst 3000 Manuscripten. Besonders reich ist sie an „Incunabeln", sowie an „Aldinen und Elzevieren", und überdieß weist sie eine Sammlung von Zeitschriften seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts auf, wie wohl nicht leicht eine andere Bibliothek in der Welt. Die Vorhalle ist mit den Büsten berühmter Franzosen geschmückt, wie Montaigne, Pascal, Molière, Lafontaine, Bossuet, Voltaire, Buffon, Cuvier, Laplace, Rousseau, Montesquieu, Fénélon, Racine, Corneille, Descartes u. s. w.; an den innern Wänden aber sieht man die Medaillons der berühmtesten deutschen und sonstigen ausländischen Dichter, Gelehrten und Philosophen, worunter wir nur Lessing, Lavater, Klopstock, Herder, Kant, Schiller, Wieland, Fichte, Beethoven, Schlegel, Göthe, Hegel u. s. w. nennen wollen. Huß, Calvin, Luther und Melanchthon sind auch nicht vergessen, so wenig als Loyola, Tschudi und Eck!

Der Besuch des Pantheons ist gegen ein kleines Trinkgeld Jedermann ohne Anstand gestattet; am besten thut man aber daran, erst Mittags auf die Kuppel hinaufzusteigen, denn die Aussicht ist dann viel prachtvoller, als Morgens, wo nicht selten Nebel über der Stadt lagern.

Th. Gr.

Der Brand des Kent.

(Schluß zu S. 356.)

James ging hinaus. Fritz schlief wohl nicht viel, aber er wachte lange zu seinem Wohl. Sein ganzes wildes Leben ging vor seinem innern Auge vorüber, und eine tiefe Reue bewegte seine Seele. „Er hatte Recht, der alte kluge Freund," sprach er am Morgen zu sich selbst, „als er mich auf Wasser und Brod setzte; mit meinem kräftigen, wilden Blut wäre ich schwerlich zu solchen Entschlüssen gekommen, wie jetzt, doch immer mehr glaube ich, es ist zu meinem Besten, wenn ich bei diesen bleibe. Es ist leider wahr, daß meine brave Mutter ihr letztes Haben an mich gewandt hat, und daß ich in Tharand nie mit rechtem Ernst gearbeitet habe, endlich gar im Examen durchfiel. Zu Hause sollte ich das Versäumte nachholen, lernte aber nur schmuggeln und wildern. So bin ich nun geworden, was ich bin, und es ist wahrlich die Frage, ob es möglich ist, aus mir noch etwas Anderes zu machen. Nun, ich will es mindestens redlich versuchen. So helf' mir Gott und der alte James!

Mit diesen und ähnlichen Gedanken hatte er den Tag verbracht, bis in der Abenddämmerung der Alte wieder bei ihm erschien. „Dein Kamerad, der Stephen," erzählte er, „ist im Walde todt gefunden worden. Er muß hart gestorben sein; die Kugel eines Grenzjägers hatte ihm das Rückgrat getroffen, daß er sich nicht mehr bewegen konnte, und, wie es scheint, Tage lang mit dem Tode kämpfte."

Ein kalter Schauer schüttelte Fritz, doch sagte er nichts. „Es muß schwer sein," stieß er endlich hervor, „so ganz allein im Walde zu verkommen — indeß gehen gar oft Wildschützen und Pascher so zu Grunde."

„Sie dürfen nur ein ehrlich' Gewerbe treiben," warf James hin, „so geschieht ihnen nichts dergleichen."

Der junge Mann machte ein böses Gesicht, doch die Erinnerung an jene Nacht im Walde schien den Zorn zu überwältigen. — „Die Gedanken," murrte er, „so allein, die sind das Schlimmste."

„Das ist wahr," nickte James, „ich kenne das!"

„Ihr?" staunte Fritz.

„Allerdings," antwortete der Greis. „Ich will es dir erzählen, vielleicht kannst du auch etwas davon für dich gebrauchen."

„Ich bin ein Ire," begann James, „von der Insel Raglin, die oben ganz im Norden von Antrim liegt. Es ist ein ziemlich unwirthlicher Felsen, aus schön gegliederten Basaltsäulen aufgebaut, mit sammtgrünem Rasen oben bedeckt, von Tausenden wildkreischender Seevögel umschwärmt, von ewig brandender See umtost, und doch wird es dich nicht wundern — von ihren Kindern innig geliebt. Nur arme Leute wohnen auf Raglin, die den reichen Pächtern der englischen Küste drüben, vom Clyde Firth, die Schafe hüten, welche sie herüber bringen; denn nirgend in der Welt werden die Thiere so schmackhaft und so schnell fett, als von dem kurzen Grase, welches auf irischem Basalt sproßt. Im Sommer bringen die Vögel auch mancherlei Gewinn: die Dunen einiger Arten, die Eier Anderer, und die Jungen Aller. Auf den Absätzen und in die Spalten der Felsen, wohin nie eines Menschen Fuß tritt, legen sie die Vögel, doch am Seile läßt der Vogelmann sich hinunter und raubt dort seine Beute, bis ihn plötzlich ein Schwindel hinabstürzt in den Gischt der Wogen, die thurmtief unter ihm branden. In der Mitte der Insel gedeiht in guten Jahren etwas Gerste; meistens aber geht die Saat, von der salzigen Sprüh des Seewassers, welche der Sturm über die ganze Insel jagt, zu Grunde, und deßhalb wird kein Ackerbau getrieben.

„Du magst dir denken, daß nur ein hartes, rauhes Geschlecht hier erwächst. Nur kärglich lohnt der Fischfang im ewig stürmenden Meere, und zu weichen, romantischen Gefühlen ist dort kein Clima. So erschrick nicht, wenn ich dir sage, daß die Gegenstände, welche von gescheiterten und gestrandeten Schiffen an's Felsufer geworfen werden, einen wesentlichen Theil des Erwerbes dieser Stiefkinder ausmachen, ja ein gesegneter Strand wird regelmäßig im Gebete erfleht.

„Es sind Iren, von denen ich dir erzähle, ohne Unterricht erwachsen, doch mit heißem Blut; voll Liebe für das grüne Erin, voll Haß gegen die sie unterdrückenden Sachsen und Gälen. Nur diese sind es, die in größeren Schiffen die Insel umsegeln; nur kleine Fischerboote sind Eigenthum irischer Eingeborner. Jene haben das Land geknechtet und ausgesogen, und kein Unrecht ist es, das Gut, welches sie Irland entrissen, auf jede Weise zurückzunehmen. Schiffe, die mit voller Mannschaft und unbeschädigt an's Ufer getrieben wurden, griffen wir in Massen an, erschlugen, was lebte, und raubten das geborgene Gut.

„Es ist wahr, ich hatte einen Widerwillen gegen derlei Expeditionen, und meine Freude war — die Jagd. Ich konnte die Flehenden nicht niederschlagen, aber auf Die, welche wehrhaft mir sich entgegenstellten, schmetterte mein Shillelagh mit desto grimmigerer Wucht. Die Jagd dagegen gab mildere und dennoch männliche Freuden. Um den weiten Spiegel des Loch Neagh streifte ich gern einsam; dort gab es Hirsche genug, welche von klugen Forsthütern streng bewacht wurden, die aber mir nicht schlau genug waren. Das Reh der Haide, die Schnepfen des Moors, der Lachs der Flüsse, der ziehende königliche Schwan wurden meine Beute. An den unzugänglichsten Stellen hatte ich mir unscheinbare Hütten von Torf erbaut, in denen ich jeder Verfolgung entging. Und traf ich einen Jäger, der sich mir entgegenstellte, so war er im Einzelkampfe verloren; sammelten sich mehrere zu gemeinschaftlichem Angriffe, so wurden sie, lange ehe sie naheten, von jedem Pächter, jedem Hirten mir verrathen, daß ich ihnen aus dem Wege gehen, oder sie überfallen konnte, wie es mir gut deuchte. Vereinigten sich die Gutsbesitzer, die reichen englischen Baumwollenlords, boten sie britische Söldner in Menge auf, so war das ganze grüne Erin zu ihrem Verderben einverstanden; jeder rüstige Mann zog sein einziges Hemd über die Kleider, und tausend Weißbursche (Whileboys) traten bei Nacht ihnen entgegen, wo am Tage nur Torfgräber und Hirten zu sehen waren.

„Doch auf die Länge konnte ich, der Einzelne, dem ganzen Aufgebote der vordringenden Ordnung nicht widerstehen. Nicht für das Land, nicht gegen die Unterdrückung kämpfte ich; blos für mich stahl ich Wild und verödete ich die Fasanerien der Reichen, deßhalb hatte ich keine ächten Freunde, als in gemeinsamer Streife die Noth auf mich einbrach; von Donegal bis Wexford ward ich gehetzt, und wuthknirschend verließ ich mein Vaterland. Ich floh über den Georgskanal, und betrat bei Cardigan den englischen Boden. Das war nicht Ireland mehr, ich sah es in jedem Dorfe, im Ameisengewimmel der Arbeiter, in den ragenden Kaminen der Fabriken, ich hörte es im Aechzen der Dampfmaschinen, ich empfand es in der allgemeinen Verachtung des Müssigen. Wollte ich hier leben, so mußte ich arbeiten, und stäte angestrengte maschinengleiche Arbeit war mir unendlich zuwider, dessen ganzes Leben freies, ungebundenes Umherschweifen gewesen war. Das Weitere kannst du dir denken; schon nach einigen Wochen war ich als Matrose gepreßt und auf einen Indienfahrer, den Aurengzeb, gebracht.

Dort hatte ich nun Gelegenheit, Arbeit und Ordnung im strengsten Maße kennen zu lernen, und — ich lernte Beides. Drei Jahre war ich am gleichen Bord, und übernahm, als wir in Portsmuth wieder den Anker fallen ließen, freiwillig die zweite Capitulation. Die hübsche Summe Sterlings, die unser Steuermann, ein Bramine, für mich der Bank übergab, gefiel mir, weil ich nach noch einigen Reisen hoffte, dann genug zu besitzen, um mir in Ireland ein hübsches Gütchen zu kaufen. Da dachte ich denn meine eigenen Kartoffeln zu bauen, ein Weib zu nehmen und einst im Segen zu sterben. Ich vergaß, daß ich im Uebermuthe oft Blut vergossen und daß dieß Sühne heischt.

„Es war in den ersten Januartagen des Jahres 1825, als ich mit Ewlet Row, meinem bisherigen Steuermann, auf dem Kent, gleichfalls einem Indienfahrer, in Dienst

trat. Ein herrliches Schiff war es, von 1300 Tonnen Last, auf dem ich als dritter Steuermann eingeschrieben ward. Mit mir waren 344 Mann und 20 Offiziere des 31. Regiments, 42 Frauen, 21 Passagiere und 150 Matrosen an Bord gegangen, und unser braver Kapitän Cobb setzte in frischer Brise alle Segel bei, als der Kent am 19. Februar den Anker lichtete und stolz den Kanal entlang rauschte. Das herrliche Schiff, jedem Steuerdruck gehorsam, schien ungeduldig der rauhen Zone zu enteilen, um mildern Lüften seine schöne Flagge zu bieten. Froher Muth lachte im ganzen Raume, bis wir im Golf von Biscaja, dessen unruhige See jeder Schiffer kennt, von einem wildstoßenden Südwest überfallen und herumgeschleudert wurden. Die Mannschaft, der man keine Rast gönnen durfte, ward mehr und mehr ermüdet, und reffte nicht mehr mit der früheren Energie die großen Segel, welche geborgen werden mußten. Aber es waren englische Seeleute; der Kampf mit Wind und Wellen ermüdete wohl die Arme, vermochte jedoch nicht, die Herzen zu entmuthigen; ward auch jedes Commando mit lautlosem Zorn aufgenommen, so ward es doch nichts desto weniger pünktlich und rasch vollzogen; nicht die Gefahr zwang zu verdoppelter Anstrengung, sondern das Gefühl der Pflicht hielt die Männer auf ihrem Posten.

„In diesem unseligen Augenblicke stieg ein Offizier mit zwei Matrosen in den Branntweinraum hinab, um nachzusehen, ob bei dem starken Schlingern des Schiffes dort Alles in Ordnung geblieben sei. Wirklich war dort ein Gebind Rum aus seiner Stauung gefallen und rollte frei und rinnend umher; der Lieutenant befahl daher den Matrosen, rasch einige Stauhölzer (Widerlagen) herbeizubringen, während er sich bemühete, das Faß in seiner Lage zu erhalten; in der Hand hielt er eine Davy'sche Sicherheitslampe, wie sie in den Kohlenbergwerken üblich sind. Da rollte das Schiff mächtig zur Seite, von der Last des Rumfasses niedergeworfen ließ der Offizier die Lampe fallen, die im Sturz sich öffnete; der Weingeist entzündete sich und blaue Flammen zuckten durch den engen Raum, der vom abgelaufenen Branntwein überall genetzt war. Mit der unerschrockenen Ruhe alter Seeleute gaben die Offiziere die nöthigen Befehle. Nasse Hängematten und die niedergelassenen Segel wurden vom Regen schwer über die Flammen geworfen; kein Laut ward vernommen, nur die Befehle des Kapitäns Cobb, denen die augenblickliche Vollziehung folgte, tönten dumpf durch den qualmerfüllten Raum. Nun ward der Krahn eingesetzt, und die Wogen strömten zischend herab. Umsonst! Ein Faß nach dem andern barst mit lautem Krachen; der starke Branntwein mischte sich nicht mit dem schweren Seewasser, er schwamm wie Oel auf der Oberfläche, und verstärkte nur noch die Wuth des Feuers, welches unter den Füßen der Arbeitenden schrecklich hier und dort sich Bahn brach. Aus den Speigaten hervor strömte mit lautem Gebrüll die tobende Lohe, und der entsetzliche Ruf für den Seemann: ‚Feuer am Bord!' hallte schaurig durch alle Räume des Schiffes. Die Gluth hatte endlich die Takelung in ihren Vorrathräumen erfaßt, und ein dicker graugelber Theerqualm erstickte alles Leben unter Deck. Alles, was das Schiff getragen hatte, drängte sich hervor an die Luft, und zum Himmel, der schwarz herabhing, gellte der Verzweiflungschrei der Unseligen, vom Tode rings Umfangenen.

„Wo ich meinen Posten in diesen entsetzlichen Stunden hatte? frägst du. –

„Hoch oben im Top, auf den Kreuzhölzern. Dort hinauf hatte der Kapitän mich wegen meines scharfen Auges geschickt. ‚Halte guten Luguus,' rief er gepreßt, ‚ob Gott von uns noch in der letzten Stunde Einige erretten möchte, die Kunde nach Altengland bringen, was aus dem besten Indienfahrer geworden ist!' Er ging auf seinen Posten, und hat ihn nicht mehr bis zum letzten Augenblick verlassen. — Ich stieg auf die Kreuzhölzer des Fockmastes und surrte dort mich fest; dort trieb der Sturm den Rauch unter mir weg; der Regen goß in eisigen Strömen; aus der schwarzen Wolke unter mir leckten des Feuers rothe Zungen und heulte das Geschrei der letzten Verzweiflung, zuweilen dröhnte das Sprachrohr ein Commandowort herauf. Da hing ich im Graus der Nacht, und die Glieder erstarrten mir im schaurigen Hinunterschauen. Fünf lange bange Stunden hing ich da, und erwartete mit jeder Minute, ob das Feuer das Pulver erreichen und mich mit dem ganzen Schiffe, mit all' den bangen Seelen dort unten hinaufschleudern würde in die schwarzen Wolken dort oben, die der Sturm um mich her jagte. — Sieh', Fritz, das waren die schrecklichsten, bangsten Stunden meines Lebens. Jede Stunde desselben ging wie eine grause Reihe von Gespenstern an mir vorüber, wie die Bilder aus der Zauberlaterne eines Magiers auf den düstern, wogenden Nebelgrund der Wolken geworfen, bis ich, von unnennbarer Angst gepreßt, laut aufschrie. Tiefe Reue zerriß mir das Herz; eine Reue, die mich nie gereut hat und die mich zu Gott brachte. Wohl flimmerte es durch die Urnacht, die mich dort oben umgab, wie tausend Blitze, denen schmetternde, rollende Donner folgten; aber ob es das Zucken der Flammen da unten war, ob das wilde Flappen und Peitschen der Segel mein Ohr betäubte — ich weiß es bis zu dieser Stunde nicht.

Endlich graute im Osten der Tag. Unter mir, im Rumpf des unglücklichen Schiffes, wogte noch immer der schaurige Kampf zwischen der mehr und mehr sich erschöpfenden Kraft der Menschen und der Gewalt des entfesselten Elementes. Da sah ich zwei Spitzen, wie Nähnadeln, im Schaum der Wogenkämme schwanken. Ein Zittern wie von elektrischen Schlägen flog durch meine Gebeine; sollte es möglich sein, sollte Gott sich unsrer erbarmen wollen? Ja, ich erkannte flatternde Wimpel, im ersten Morgenstrahl sah ich geblähete Segel! — Die Hoffnung spannte jede schon erschlaffende Muskel zu neuer Anstrengung; noch eine bange Stunde, und wir sahen, wie die Brigg Cambria auf Kanonenschußweite von uns die Segel back braßte und ihre Boote herabließ, die noch Lebenden aufzunehmen. Auch bei uns ward das Langboot und die Lansche ausgesetzt. Eine Raa befahl der Kapitän über die Gallerie des Spiegels zu legen und so zu befestigen. Mehrere Katzenköpfe (Rollen) gaben ihre Taue zurück auf das Schiff, und so begann endlich das Geschäft des Ausschiffens.



1860. 16.

„Du erwartest wohl, daß ein wildes Ringen und Drängen hier entstanden sei; doch du irrst. Angesichts des Todes bleibt der englische Seemann der Subordination so treu, wie ruhig vor Anker in sicherem Hafen. Aber dennoch war das Hinabkommen in die Boote, zu denen auch die der Cambria sich gesellten, ein gefährliches Wagen, dem manches Leben zum Opfer fiel. Zuerst wurden die Frauen und Kinder zu bergen gestrebt, dann die Verwundeten der Mannschaft, später dann die Offiziere, und endlich der Letzte noch allein: Kapitän Cobb; ich war unter den Ruderern seines Gigh. Auch beim Ersteigen der Cambria versank noch Mancher in den Wellen; indeß vermag ich dir nicht die Zahl der Verlorenen genau anzugeben. Hinter uns flog der Kent, als nun das Feuer seine Pulverkammer erreichte, mit entsetzlichem Krachen in die Luft, und am 21. März erreichte die Cambria endlich Falmouth. Auch sie war frisch erst unter Segel gegangen und hatte deßhalb den erforderlichen Proviant für die Menge, die an ihren Bord sich drängte, im Raum.

„Da stand ich nun im Fieber der Anstrengung zitternd auf dem Hafendamme, und blickte hinaus auf die schäumenden Wogenkämme, die an der Granitmauer sich brachen und immer mit neuem Grimm heranrollten. Die Theilnahme der Neugier nahm sich der dem Tode Entronnenen an, langsamer, aber desto wirksamer trat die Sorgfalt der Ostindischen Compagnie auf und auch meiner nahm sie sich an, besonders da ich als Zeuge unserer Schicksale auftreten sollte. Du weißt, daß jeder englische Offizier, unter dessen Leitung ein Schiff verloren gegangen ist, förmlich vor Gericht abgeurtheilt wird, und so auch Kapitän Cobb, der mit allen Ehren freigesprochen ward. Er benutzte sein Verhör dazu, Manchem der Mannschaft zu nützen, und so ward auch ich aufgesucht, und als man mich krank in einer kleinen Hütte fand, in sorgfältige Pflege gebracht. Hier zeigte sich erst, was ich in der Betäubung des Fiebers kaum beachtet hatte, daß mein Knöchel gequetscht und brandig geworden war. Der Fuß mußte abgenommen werden, und dieß schaffte mir im Spitale lange Frist, über mich selbst gehörig nachzudenken. Endlich als ich ‚im Dienst verstümmelt' mit reichlicher Pension entlassen war, hatte ich ein wirklich krankhaftes Grauen vor der See; der Anblick der rollenden Wogen vom Fenster aus konnte mich bis zur Ohnmacht ergreifen, und nach dem, was ich dir erzählte, wirst du es wohl nicht für unmännlich halten. In Deutschland, so hörte ich, sollte man bei weitem wohlfeiler leben, wie in England, gegen welches ich als Ire schon einen entschiedenen Widerwillen hegte. So zog ich hierher, wo ich mich verstecken konnte, ohne neugierig gaffenden Reisenden zu begegnen. Mein Kapital reichte wohl doppelt zu meiner Ansiedlung, die Pension gab mehr, wie mein Leben erforderte, so habe ich Ruhe in der Stille gefunden, und baue kleine Schiffmodelle, die wegen ihrer Treue in Englands Häfen gern gekauft werden, und erwarte es ruhig, daß Gott mich abruft." —

Fritz hatte stumm der Erzählung des Alten gelauscht, aber sein Auge verrieth deutlich, was er dabei empfand. Durch fleißige mathematische Zeichnungen, die er, genesen, dem Forstamte und später im Bureau einer unsern in Angriff genommenen Eisenbahn lieferte, errang er sich, ohne James etwas zu versprechen, eine ehrenhafte Stellung, die ihn und seine geliebte Margreth anständig ernährt. James schläft, wie er es immer wünschte, sanft im Rauschen seiner zwei Tannen, und das junge Paar wirthschaftet in jenem Häuschen.

Schmidt.

Eine Giraffe unter Löwen.

(Taf. 46.)

Eine Heerde von Giraffen — und selten trifft man diese Thiere anders als in größeren oder kleineren Trupps, da sie die Gesellschaft ungemein lieben — gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick. Von weitem schon sieht man die langen Hälse, ehe man nur von ihrem Körper eine Spur findet, und dann verschwinden dieselben wieder plötzlich, wenn sich die Thiere bücken, ihre Nahrung zu suchen. So wird man oft lange nicht klug, wen man eigentlich vor sich hat, bis eine kleine Anhöhe Einem eine vollere Uebersicht gewährt. Aber nunmehr ändert sich auf einmal das Schauspiel, denn die Giraffen, die eine sehr scharfe Witterung haben, richten sich augenblicklich zur vollen Höhe empor, um in der nächsten Minute schon die Flucht zu ergreifen. Jetzt geht es vorwärts, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die in keinem Falle unbeträchtlich genannt werden darf, obwohl ein gutes Pferd kaum eine Stunde nöthig haben dürfte, eine Giraffe, die einen Vorsprung von fünf Minuten hat, einzuholen. Allein nicht in der Eile liegt das Interessante jenes Dahinfliehens, sondern „in der Art und Weise des Ganges, den die Giraffen haben". Sie springen nämlich nicht wie die Hirsche oder Antilopen, und ebensowenig hat ihre Bewegung Aehnlichkeit mit der eines Pferdes, das im Galopp dahinrast. Ihr Gang ist vielmehr ein ganz eigenthümlicher, und kann mit Nichts besser verglichen werden, als mit einer großen Kinderwiege, oder noch treffender mit einem mächtigen Wiegenpferde, das von einem Knaben in starke Bewegung gesetzt wird. Das Merkwürdigste dabei aber ist das, daß sich nicht blos der Leib des Thieres wiegt, sondern daß der unverhältnißmäßig lange und bis zum Kopfe hinauf immer spitzer und schmäler werdende Nacken und Hals der Bewegung des Leibes im Takte folgt, während der hoch aufgerichtete, in einen starken Büschel Haare endende Schweif ganz dasselbe Tempo einhält, wie der Hals. So sieht man jetzt nichts, als hochaufgerichtete, nach rückwärts geschlagene Hälse und Köpfe, im nächsten Augenblicke aber sind diese verschwunden und man erblickt nur stramme Schweife mit dicken Haarbüscheln an der Spitze. Sicherlich ein Anblick, der mit einem andern nicht leicht verglichen werden kann!

Die Giraffe ist kein muthiges, noch weniger aber ein auf Kampf und Raub ausgehendes Thier, obwohl sie kräftige Glieder hat und unter die größeren Thiergattungen gehört. Im Gegentheil, sie zittert und bebt, sowie

sie nur ein Raubthier oder auch nur einen ihr überlegenen Vierfüßler wittert. Als Hauptfeinde betrachtet sie den Elephanten und den Löwen, nicht minder aber auch den Jaguar und alle dem Katzengeschlechte angehörigen wilden Thiere. Den Elephanten als gras- und früchtefressenden Vierfüßler hätte sie eigentlich nicht zu fürchten, allein wenn sie in großen Heerden Abends die Flüsse und Seen besucht, ihren Durst zu stillen, so wirft sie augenblicklich ihren langen Hals empor und lauscht, ob sie nicht den schweren Tritt des herannahenden Elephanten vernehme. Jetzt fängt sie an zu zittern, denn sie hat den Trompetenton seines Rüssels gehört, und nun, da sie merkt, daß er demselben Punkte zuschreitet, an dem sie sich befindet, geht sie über Hals und Kopf davon, und wäre er auch noch eine Viertel- oder gar halbe Stunde entfernt. Ihr Durst ist vielleicht groß und kaum zu ertragen, aber unter keinen Umständen naht sie sich dem Wasser wieder, als bis der Gewaltige sich weit weg entfernt hat. So sehr respektirt sie seine Riesenhaftigkeit! Nicht selten aber ist eben diese ungewöhnliche, aus allzu großer Furchtsamkeit entspringende Vorsicht ihr Unglück und sicherer Tod.

Ihr Hauptfeind ist nämlich der Löwe, der zwar keinen besonderen Genuß an ihrem Fleische (dieses wird rauh und zäh, sobald das Thier das zweite Lebensjahr überschritten hat, und kann kaum genossen werden, außer wenn es vorher mehrere Tage im Salzwasser erweicht wurde) findet, dagegen aber ein desto größerer Liebhaber ihres Blutes und des saftigen Marks ihrer Knochen (welches letztere die Eingebornen Afrika's ebenfalls als große Delikatesse betrachten und sogar in rohem Zustande essen) ist. Somit macht der König der Thiere nur allzu gerne Jagd auf die Giraffe und lagert sich Abends oft in der Nähe der Quellen und Teiche, von denen er weiß, daß sie von Elephanten und Giraffen zugleich besucht werden. Sobald nun aber die letzteren vor den ersteren fliehen, so stürzt er brüllend hervor und bringt durch seine Erscheinung einen solch' jähen Schreck unter die Giraffen, daß diese alle Gewalt über sich verlieren und fortstürzen, ohne zu wissen wohin. Meist sogar kommt es vor, daß die eine oder die andere derselben in ihrer blinden Angst sich von dem Hauptrudel trennt und, statt das Weite zu suchen, dem Feinde geradezu in den Rachen rennt. Sie ist dann jedenfalls verloren!

Wir wissen übrigens aus früheren Schilderungen, daß der Löwe selten allein jagt. Meist ist er paarweise zusammen, oft auch in kleinen Gruppen von Vieren, Fünfen oder Sechsen. Und alle diese Sechse nun, wenn gerade so viele bei einander sind, stürzen zumal auf die Eine Giraffe, die sich von ihrer Heerde verloren hat, los und packen sie, der erste vorn am Halse, der zweite an der Brust, der dritte an der Seite, der vierte am Hinterbein, kurz wo sie sie erwischen können, zum besten Beweise, daß in dem Löwen keineswegs der Stolz und der Edelmuth wohnt, den man ihm in früheren Zeiten, als man sein Naturell noch nicht so genau kannte, wie jetzt, zugeschrieben hat. Ein Löwe wird Herr über sechs Giraffen, muß es also nicht als Zeichen des Mangels aller Großmuth, ja sogar geradezu als feige Rohheit ausgelegt werden, wenn sechs Löwen über Eine Giraffe herfallen? Sicherlich ist ein solcher Angriff kein Kampf mehr, sondern ein gemeines mörderisches Zerreißen!

Die Heimath der Giraffe ist da, wo auch die Hauptheimath des Löwen und Elephanten ist, nämlich im mittleren Afrika; doch kommt dieselbe schon gleich hinter dem Orange- oder Gariepflusse, also nur eine oder zwei Tagereisen nach den letzten holländischen Niederlassungen, vor. Am See Ngami, am Zambesestrome, am Zaire und am Nyassi aber weidet sie zu Hunderten und Tausenden.

Th. Gr.

Kindestreue.

In dem Fischerdorfe Penlanrhyndoldovey im Norden von Wales verlebte ich den längsten Tag meines Lebens. Der Ort hat noch eine gute Menge Sylben mehr, als ich niedergeschrieben habe, doch glaube ich, daß für den praktischen Gebrauch diese schon genügen. Der Tremadoc-Postwagen hatte mich Samstag Abend hier abgesetzt, weil es bereits zu regnen begann, aber ich war fest entschlossen, mich Montag Morgen wieder mittelst selbiger Gelegenheit von hier entführen zu lassen, und sollte es Katzen *) und Hunde und walische Kaninchen obendrein regnen. Dieser Entschluß wurde immer fester in mir, da es Sonntags von früh bis spät regnete. Der See vor mir ist zweifellos in einer der malerischsten Gegenden gelegen, aber augenblicklich sah ich nur schwere Wolken und Ströme von Regen in denselben hineinstürzen. Daß der Penallye von gewaltiger Höhe auf den See hinabblickt, glaube ich, da es so im Reisehandbuch steht, ebenso, daß man den Wasserfall von Leckwyme bei Pontiniog leicht auf einem schmalen Mauleselpfad erreichen könne, und wünschte nur, daß der Wasserfall sich nicht dieses kurzen Pfades bediene, um uns seine Ströme als unerwünschten Besuch auf den Hals zu schicken. Das Dorf, sagten mir meine Wirthsleute, läge dicht hinter uns, und der Ton einer kleinen Glocke wurde hin und wieder trotz des Sturmes hörbar, wie trotz aller stürmenden Leidenschaften die Stimme des Gewissens leise durch unser Gemüthe klingt. Dieses Gleichniß kam mir in den Sinn, als ich meine Wirthin gegen Abend zum zweiten Mal zur Kirche gehen sah, mit einem Paar so hübscher Füßchen, wie keine Tänzerin sie zierlicher aufweisen kann, mich mit Aprhys, ihrem Gatten, und ihren beiden Kindern zu Hause lassend, die alle kein Wort Englisch sprechen konnten.

Zwei Bücher, ein Bradshaw, ein Werk, von dem, wie es heißt, sechzigtausend Exemplare täglich verkauft werden, und ein medizinisches Buch über Schwerhörigkeit, das irgend ein tauber Tourist vergangenen Sommer hier vergessen haben mußte, vertraten in diesem Hause die Literatur. Auch fand ich einen halben Bogen leeres Papier und eine Feder, aber nachdem ich verschiedene Male angefangen hatte, meine Gedanken niederzuschreiben, und selbst

*) „Es regnet Katzen und Hunde" ist ein englischer Volksausdruck, um strömenden Regen zu bezeichnen.

nicht eine Zeile zu Stande kommen wollte, weil ich gar keinen andern Gedanken als den niederströmenden Regen vor Augen, in den Ohren und im Sinne hatte, endete dieser schriftstellerische Versuch mit dem Zerkauen des Gänsekieles, worauf ich das Papier zusammenrollte, und bald war zu meinem eigenen Erstaunen auch das vernichtet. Nun blieb mir nichts mehr zu thun übrig, als die Ansicht von Penlanrhyndoldovey zu betrachten, die über dem Kaminsims hing, und das war bereits schon meine Beschäftigung gewesen während der drei oder vier verflossenen Morgenstunden. Wie alle Ansichten, die man an dergleichen Orten findet, umfaßte auch diese weniger die Schönheiten der Umgegend, als die öffentlichen Gebäude des Städtchens, wenn man es so nennen darf, und der Hafen mit dem kleinen Landungsplatze war anscheinend mit großer Genauigkeit und Treue wiedergegeben. Die Kirche war, wenn gleich klein, doch sehr hübsch gebaut, und ebenso die Fischhallen und einige andere Gebäude, deren Gebrauch ich nicht entziffern konnte. Als Frau Aprhys zurückkehrte auf ihren kleinen Stelzchen, die jetzt freilich minder sauber bekleidet waren, fragte ich sie, zu welchem Zwecke jene Gebäude dienten, und erfuhr, daß die Reihe kleiner Häuser mit Vorhallen und Gärten Armenhäuser seien für die Wittwen und Familien der Seeleute, die auf dem Meere ihren Tod gefunden hätten, was leider oft genug an dieser gefährlichen Küste vorkomme. „Die Wohnungen sind so hübsch und bequem," sagte Frau Aprhys, „wie man sie sich nicht behaglicher wünschen kann, um seine alten Tage darin zu verleben; und" — fügte sie hinzu, vielleicht in dem Gedanken, daß es für mich von besonderem Interesse sei —: „über dem Eingange steht auch eine kleine lateinische Inschrift, und ich weiß sie auswendig: In memoriam R. O. 1825. Fräulein Davies hat diese Häuser bauen lassen und ebenfalls das kleine Haus am Hafendamm, in dem sowohl am Tage wie in der Nacht ein Kaminfeuer brennt, und wollene Decken und Branntwein und weiß Gott was Alles in Bereitschaft gehalten werden, um Ertrunkene, die man findet, wenn irgend möglich wieder in's Leben zu rufen."

„Wahrlich," sagte ich kalt, denn ich war äußerst schlecht zu sprechen auf Penlanrhyndoldovey und hielt seine Einwohner kaum des Rettens werth, „das muß eine vortreffliche Person sein."

„Da haben Sie in der That Recht, Herr, und wir würden weder Kirche noch Markthallen haben ohne sie."

„I der Tausend, meine liebe Frau Aprhys," sagte ich, denn ich war damals noch ein flinker Junggeselle, und ganz darauf vorbereitet, die Gefahren der Ehe gegen eine angemessene Entschädigung auf mich zu nehmen, „dieses Fräulein Davies muß ja sehr reich sein?"

„Nein, Herr, doch nicht so sehr; aber wenn Jemand Nichts für sich selbst ausgibt, und nur darauf ausgeht, Andern Gutes zu thun, dann ist es wirklich überraschend, wie viel man während einer Reihe von dreißig Jahren thun kann."

„Dreißig Jahre?" Bei dieser Nachricht verlor sich mein Interesse eben so schnell, als es gekommen war, und ich sagte: „Herr Gott, da muß sie schon teuflisch alt sein!"

„Nun, Herr, Sie können sie bald selbst sehen und dann selbst urtheilen. Ich wundere mich, daß sie noch nicht hier ist; aber jedenfalls kommt sie des Abends. Sie lebt mit zwei Dienstboten oben in dem Häuschen auf jenem Hügel ganz allein und still für sich."

Jetzt wurde ich gewahr, daß meine gute Wirthin im Begriff stand, in weniger als einer Viertelminute, aus irgend einem mir unbekannten Grunde, ihr weiches Herz durch Thränen zu erleichtern, und daher sagte ich schnell, um der Wehmuth, oder was es sonst sein mochte, eine andere Richtung zu geben: „Und was Fräulein Davies für eine schöne Aussicht über Land und Meer von oben haben muß!"

„Die hat sie in der That," schluchzte Frau Aprhys, während helle Thränen auf ihre vollen Wangen herniederperlten und in den Grübchen neben dem kleinen Munde wie Thautropfen leuchteten, Thränen, die nur Herr Aprhys nach unsern Sittengesetzen auf die rechte Weise zu hemmen und zu trocknen vermocht hätte. Schade, daß ich nicht in jenem Augenblick ihn vertreten durfte. „Und des Traurigen und Trüben hat sie von oben zur Genüge gesehen! Möge es jeder Frau erspart werden!" setzte sie hinzu.

„Gerechter Himmel! welch' ein reizendes — ich meinte, welch' ein entsetzliches — Geheimniß! Bitte, Frau Aprhys, erzählen Sie doch." Aber gerade als die kleine, weichherzige Frau als Improvisator auftreten wollte, wurde an die Thür geklopft.

„Still, das ist sie!" Und Frau Aprhys trippelte auf ihren hübschen Füßen zur Thür hinaus wie — kein Gleichniß will mir einfallen — jedenfalls wie irgend Etwas.

Von Natur bin ich nun eigentlich nicht wißbegierigen Gemüthes; aber wie ein verstorbener Philosoph gesagt hat, müssen wir irgendwo Halt machen, und so machte ich Halt vor der Stubenthür und guckte durch das Schlüsselloch. Schon im nächsten Augenblicke kam die gerechte Strafe. Die Damen sprachen walisch, und Fräulein Davies zählte gut und gern ihre fünfzig Jahre. Trotzdem zeigten ihre Züge nicht nur die Spuren einstiger Schönheit, sondern hatten auch jetzt noch den Reiz außerordentlicher Anmuth. Ihr Haar war schneeweiß, in ihren tiefblauen, umschleierten Augen lag ein milder, seelenvoller Ausdruck, und ihre Stimme klang so weich und melodisch, wie die eines jungen Mädchens. Sie trug einfache Trauer, und ihr Wesen verrieth gleichfalls, daß sie im Leben viel gelitten haben mußte. Aber welch' schweres Schicksal sie auch gebeugt, der Sturm der Leidenschaft lag hinter ihr, die herzbrechenden Thränen ersten, den ganzen Menschen wahrhaft zerschmetternden Kummers waren getrocknet, und die wehmüthige Stille ergebener Resignation verklärte wie sanftes Mondlicht ihre anziehende Erscheinung, und Geduld und Güte leuchteten aus ihrem ruhigen Blicke.

Leisen Schrittes trat ich von der Thüre zurück und erwartete mit einer gewissen Spannung die Wiederkehr meiner Wirthin; denn gegen meinen Willen war mein Interesse für Penlanrhyndoldovey und jenes Haus auf dem Hügel erwacht. Ich stellte einen Stuhl für Frau

Aprhys in Bereitschaft und einen zweiten für den Wirth, im Falle er eifersüchtigen Gemüthes wünschen sollte, gegenwärtig zu sein, als sie gleich darauf meinen Thee selbst in mein Zimmer brachte und mir während dieser, allen Comfort einschließenden Mahlzeit die gewünschte Geschichte mittheilte.

„Es trifft sich so,“ begann sie, „daß der heutige Tag gerade der geeignetste ist von allen dreihundert fünfundsechzig Tagen im Jahre, um die traurige Begebenheit zu erzählen. Ich hatte das Datum vergessen, was wohl keine arme Seele in diesem Dorfe gethan hat, aber erinnerte mich sogleich desselben, als ich Fräulein Ellen sah, die den ganzen Tag seit dem frühen Morgen mit den Waisen und Wittwen zugebracht hat und erst jetzt in ihr einsames Haus zurückkehrt. Obgleich Sturm und Regen seit gestern wüthen, sind mit ihr dennoch Ruhe und Sonnenschein in viele Wohnungen eingezogen; und in die Fischerhütten am Strande, deren Bewohner Ihnen, Herr, wie Wilde erscheinen würden, hat sie Hülfe und Trost gebracht, daß die Leute für sie durch Wasser und Feuer gehen würden. Hauptsächlich fühlt Fräulein Ellen für Diejenigen, denen Wind und Wellen arg mitgespielt haben, weil auch sie Einen betrauert Tag und Nacht, der seinen Tod in den Wellen gefunden hat, und ganz besonders noch sind es Liebende, denen sie Beistand leistet. Und für die jungen Fischerbursche und schmucken Mädels im Dorfe, deren Herzen für einander schlagen, legt sie überdieß gute Worte bei den Eltern ein und ebnet die rauhen Bahnen aufrichtig Liebender, vielleicht weil sie — arme Seele! — auch einmal heiß geliebt hat und eben so heiß wieder geliebt wurde, und weil sie nur zu wohl weiß, wie es thut, wenn zwei Herzen, die zu einander gehören, getrennt werden für ewig.“

„Meine liebe Frau Aprhys,“ fiel ich ein, „ich merke, daß wir hier eine Liebesgeschichte vor uns haben. Erlauben Sie nur, einen Augenblick hinaufzulaufen, um meine Pantoffeln zu holen, dann will ich sie unter keiner Bedingung wieder unterbrechen. Aber die Erzählung könnte sich in die Länge ziehen, und ich habe immer gefunden, daß man Herzensangelegenheiten besser zu schätzen weiß und überhaupt mehr wahres Mitgefühl in Pantoffeln als in Stiefeln zu entwickeln fähig ist.“

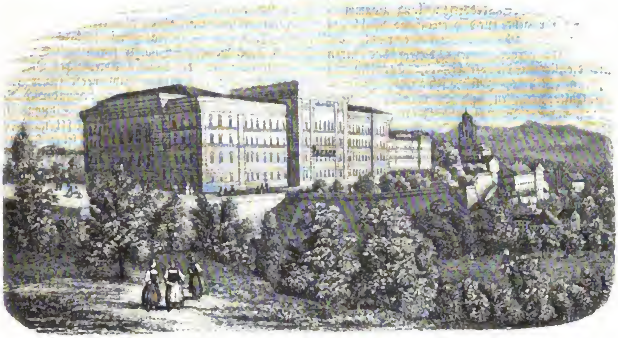
(Schluß auf S. 366.)

Der Bundespalast in Bern.

Es ist ein wirklicher Palast, dieser Bundespalast, ein prachtvoller Flügelbau aus Quadern, mit einer Länge von 174 und einer Breite von 75 Schritten, ganz in demselben großartigen Style erbaut, in welchem die großen Paläste von Florenz erbaut wurden. Die Schweizer haben nicht gespart, als sie ihn begannen, und so wenig sie auch sonst Freunde von zu vielen Ausgaben sind, so war es doch nicht zu viel, als sie ihn mit bedeutender Ueberschreitung des Voranschlags im Jahre 1857 vollendeten. Ja, trotz der großen Kosten, die der äußere Bau verursachte, wurde das Innere deßwegen doch eben so wenig vernachlässigt, sondern vielmehr in einer Weise hergestellt, daß es eben so wohl der Pracht, als auch der Würde des Aeußern entspricht. Kurz, es wurde auch lediglich nichts versäumt, um diesen Bau „seinem großen Zwecke entsprechend“ herzustellen, und somit ist der Bundespalast ein Gebäude, das „schon als solches“, d. h. nur als Bauwerk betrachtet, die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden im höchsten Grade auf sich ziehen muß. Imponirt es doch schon durch seine Lage am obern Ende der Stadt, durch welche es weithin sichtbar ist und zugleich dem Fremden einen schönen Ueberblick über einen großen Theil des alten „aarumflossenen“ Bern gewährt!

Allein wäre es wirklich möglich, daß Jemand, wenn er von dem Bundespalast in Bern spricht, nur an das Gebäude dächte, und nicht an die, die in dem Gebäude sind? Wäre es möglich, daß ein Fremder sich damit begnügen würde, nur allein die „äußern“ Umrisse des Palastes zu beschauen oder zu studiren, ohne zugleich sehen und hören zu wollen, was im Innern desselben vorgeht? Der Bundespalast, oder noch besser das Bundesrathhaus, wie der Schweizer sagt, ist ja nur das Kleid, nur die Folie, nur die Schale, nur die äußere Einhüllung eines innern Kerns, der viel wichtiger ist als das Haus, in dem er wohnt, und gleichwie man bei einem Menschen von großer Bedeutung seinen Anzug für Nebensache erklärt und nur auf das sieht, was er thut, was er spricht, was er denkt, so dürfte auch bei dem Bundesrathhause in der guten Stadt Bern die architektonische Zierde und die Großartigkeit des Baues zurückstehen müssen vor dem Geiste, der in seinen Sälen waltet, und vor den gewaltigen Worten, die drinnen gesprochen werden. Hier innen nämlich, in diesem Rathhause, sitzt die Regierung der Schweiz, und von hier aus gehen all' die Gesetze, durch welche die einzige europäische Republik ihr Glück gegründet hat; hier innen tagen die großen Männer, durch welche Helvetien sich von jeher ausgezeichnet hat, und von hier aus dringen die Sprüche in die Welt, welche durch ihren Freimuth und ihre Wahrheit jedes männliche Gemüth ergreifen müssen; hier innen weht eine Luft, die man sonst mit einem Regimente der Ordnung für unvereinbar hielt, die aber durch ihre Erfolge bewiesen hat, daß, wo das Staats- und Volksleben von ihr durchdrungen ist, ein viel frischeres und regeres Blut erzeugt wird, als in einem auf entgegengesetzte Weise dominirten Reiche!

Der Bundespalast zu Bern ist mit der Verfassungsgeschichte der Schweiz total verwachsen. Früher nämlich, ehe er bestand, gab es nur einen gar losen Verband für die zweiundzwanzig Cantone, einen Verband, den man „Tagsatzung“ nannte, der aber deßhalb doch die Kraft nicht hatte, „Satzungen“ zu geben, denen sich alle Cantone ohne Widerspruch fügen mußten. Im Gegentheil, die einzelnen Cantone konnten thun und lassen, was sie wollten, und kümmerten sich, wenn sie halsstarrig sein wollten, nicht einen Deut um die Befehle dieses ihres „Bundestags“. So kam es denn, daß jeder Canton eine andere Münze und einen andern Zoll hatte, und daß in



Der Bundespalast in Bern.

der Gesetzgebung eine Einigkeit und Uebereinstimmung herrschte, wie auf den ehemaligen polnischen Reichstagen. Man sprach wohl von einer Schweiz, in Wahrheit aber gab es keine, sondern es gab vielmehr einen Canton Zürich, einen Canton St. Gallen, einen Canton Glarus ꝛc. ꝛc., und was in diesem Canton recht und billig war, das war in jenem unrecht und unbillig. Wie ganz anders aber ist es jetzt, seit durch die Bemühungen patriotischer Männer und durch die Einsicht des Schweizervolkes, daß „das Cantönliswesen“ der Untergang der Schweizereinheit sei, die neue Bundesverfassung in's Leben getreten ist und statt der periodisch wandernden Tagsatzung die „Bundesversammlung“ im Berner Bundesrathhause tagt? Auch jetzt noch sind die einzelnen Cantone souverain, aber nur so weit ihre Souverainität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist, und eben darin, in dem letzteren Punkte, liegt, wie das Sprüchwort sagt, „des Pudels Kern“ begraben! Sache des Bundes ist nämlich das Zollwesen, und darum hat seit dem Bestehen der neuen Verfassung kein einzelner Canton mehr das Recht, wie früher, Zölle, Weg- und Brückengelder einzuführen, sondern es sind vielmehr alle Zollschranken in der ganzen Schweiz aufgehoben. Sache des Bundes ist ferner das Post- und Telegraphenwesen, und Sache des Bundes endlich das Münz-, sowie auch das Militärwesen. Kein einzelner Canton kann sich nun mehr von dem andern abschließen und erklären, daß er das Geld nicht nehme, das der andere geprägt hat; keiner kann sich nun mehr noch weigern, die Straße im Bau fortzusetzen, die der andere seines Verkehrs wegen haben muß; keiner kann hinfort mit dem andern Krieg anfangen, wie früher der Fall gewesen, denn der Bund allein commandirt die Armee und kein Canton darf über dreihundert Mann stehende Truppen halten. Dazu kommt weiter, daß jetzt jeder Schweizer das Recht der freien Niederlassung im Gesammtvaterlande hat, daß ferner jedweder christlichen Confession, sie mag einen Namen haben welchen sie will, der freie Gottesdienst gewährleistet ist, daß sodann die Preßfreiheit als allgemein gültiges Gesetz eingeführt wurde, und daß endlich der Jesuitenorden mit allen seinen Anhängseln in keinem Theil der Schweiz mehr Aufnahme finden darf.

Dieß ist der Hauptinhalt der neuen schweizerischen Verfassung, und daß derselbe in allen seinen Theilen richtig ausgeführt werde, dafür sorgt die Bundesversammlung, welcher die oberste Gewalt des Bundes ausübt. Es besteht aber diese Bundesversammlung aus zwei Ständen, dem Nationalrath und dem Ständerath. In den Nationalrath stellt jeder Canton so viele Mitglieder, als ihm nach seiner Seelenzahl zukommen, nämlich auf 20,000 Einwohner einen, auf 40,000 zwei, auf 60,000 drei Abgeordnete u. s. w. „Wählen“ darf jeder Schweizer, der über zwanzig Jahre alt ist, und „wählbar“ ist Jeder, der „wahlfähig“ ist; die Dienstzeit der in den Nationalrath Gewählten aber dauert drei Jahre, worauf neue Wahlen stattfinden. Der Ständerath entspricht dem „Senate“ im Congreß zu Washington und besteht aus zweiundzwanzig Mitgliedern, nämlich aus je zweien von jedem Canton, derselbe sei klein oder groß. Die Ernennung der Ständerathsmitglieder geschieht durch die Landtage oder Volksvertretungen der einzelnen Cantone, und

dauert ihre Dienstzeit sechs Jahre, nach deren Verfluß sie jederzeit wieder gewählt werden können.

Solcherartig ist die Bundesversammlung zusammengesetzt, und aus ihr geht durch gemeinsame Wahl des Stände- und Nationalraths der „Bundesrath" als vollziehende Behörde hervor. Dieser besteht aus sieben Mitgliedern, die sich in die verschiedenen Departements oder Ministerien (Militär, Justiz, Finanzen, Inneres, Handel und Cultus) theilen und an der Spitze einen Präsidenten haben. Je nach drei Jahren haben die Bundesräthe wieder abzutreten und es werden neue gewählt, so daß also keine amtliche Würde in der Schweiz eine lebenslängliche ist oder auch nur zur Sinecure werden kann.

Sieht nun der Leser, warum wir oben sagen konnten, der Bundespalast zu Bern sei mit der Verfassungsgeschichte der Schweiz fest verwachsen? Ist er doch der Sitz des Bundesraths! Tagen doch darin die beiden großen Faktoren der Bundesversammlung: der Nationalrath und der Ständerath! Freilich — das ganze Jahr hindurch dauern diese Sitzungen nicht, sondern die Bundesversammlung (der Bundesrath ist natürlich als executive Regierung stets präsent) versammelt sich alljährlich zur bestimmten Zeit, meist im Juli, um über die Angelegenheiten des Vaterlandes zu berathen; in Fällen der Gefahr und der Noth jedoch finden, wie natürlich, auch außerordentliche Sitzungen statt. Die Verhandlungen sind durchaus öffentlich, d. h. es ist Jedermann der freie und unentgeltliche Zutritt in den Zuschauerraum gestattet, und da es bei den Debatten immer sehr lebhaft, oft sogar stürmisch und donnerwetterähnlich hergeht, so darf uns der Leser auf's Wort glauben, daß die Theilnahme des Publikums meist eine sehr große ist. Die Redner sprechen nach Belieben deutsch oder französisch oder romanisch oder auch italienisch (es ist eine bekannte Thatsache, daß in der Schweiz auf 1000 Einwohner 702 „deutsch", 226 „französisch", 25 „italienisch" und 17 „romanisch redende" kommen); die Hauptsprache ist aber immer die deutsche und zwar in ziemlich ausgeprägtem schweizerischen Dialekte. Dagegen muß das, was der Präsident spricht, vorschriftmäßig in deutscher und französischer Sprache zugleich wiedergegeben werden, wie auch alle Anträge, Beschlüsse u. s. w. in beiden Sprachen zu verkündigen und in's Protokoll aufzunehmen sind. Man fand dieß nothwendig auf den Fall, daß dieses oder jenes Mitglied nicht beider Sprachen vollkommen mächtig wäre, obgleich wohl bekannt ist, daß dieser Fall beinahe nie eintreten dürfte, da jeder gebildete Schweizer es sich von früher Jugend an zur Aufgabe macht, mit allen Sprachen, die man in seinem Vaterlande spricht, gleich gut bekannt zu sein. Nicht selten trifft man es daher, daß ein Mitglied, welches soeben einem Andern französisch geantwortet hat, nun plötzlich gegen einen Dritten und Vierten gewandt sich der italienischen oder deutschen Mundart bedient und sich in allen drei Sprachen so gut ausdrückt, daß man nicht weiß, in welcher der Mann ursprünglich erzogen wurde. Auch vortreffliche Redner findet man, wirkliche Volksredner, denn die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ist eine gar vortreffliche Lehrmeisterin, und wer einmal auf der Tribüne durchgefallen ist, der betritt sie nicht mehr, ohne daß er sich vorher durch Studium, Fleiß und Uebung vor einem zweiten Durchfallen gesichert hätte.

Und nun — so fragen wir jetzt —, wird, wenn er dies Alles weiß, ein Besucher der großen Stadt Bern sich damit begnügen, die äußeren Umrisse des Bundespalastes, seine Bauart und seinen Styl nebst seiner prachtvollen Einrichtung zu betrachten und zu bewundern? Wird ihm nicht weit mehr daran liegen, in die Sitzungssäle hineinzukommen, um Männer wie Stämpfli und Fornerod reden zu hören, damit er hiedurch seine Kenntnisse vom schweizerischen Staats- und Volksleben erweitere? Sicherlich, und wenn er nur einmal den Verhandlungen des Ständeraths oder Nationalraths beigewohnt hat, wenn er nur einmal die scharfe Logik, die warme Ansprache und die hinreißende Beredsamkeit jener Männer erprobt hat, dann wird er mit uns sagen: „der Bundespalast ist nur die Folie, der Kern aber und das Mark sind die Männer, die darin tagen und die Geschicke der Schweiz reguliren."

Th. Gr.

Kindestreue.

(Schluß zu S. 464.)

Nachdem die Erzählerin in dieses Arrangement gewilligt und ich schnell wieder heruntergekommen war, nickte ich meiner Gefährtin, die während der Zwischenzeit anscheinend in tiefes Nachdenken versunken gewesen war, freundlich zu, fortzufahren, worauf sie leise und mit vielem Gefühl also anhub:

„Ich kann mich nur erinnern, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren ausgesehen hat, aber mein Mann hat sie noch früher gekannt. Sie wohnte schon damals oben auf jenem Hügel mit ihrem blinden Vater, und war ein so hübsches Mädchen, wie man deren nicht viele sieht. Oft, ja sehr oft habe ich sie getroffen, ihren blinden Vater in die Stadt auf den Markt führend, — damals hatten wir noch keine Markthallen —, wo dann der alte Geizhals um einen Groschen schacherte und feilschte, bis die Verkäufer ihm seinen Willen thaten, denn sie wußten, daß schließlich die junge Dame Keinen zu kurz kommen ließ, sondern selbst zahlte, was Rechtens war. Ich kann wohl sagen, ich mochte sein Aeußeres nie gern leiden, aber Fräulein Ellen blickte auf seine blinden Augen und auf sein schneeweißes Haupt, als ob sie ihn anbetete, und jedenfalls liebte sie ihn und er sie zärtlich. Aber Sie wissen, daß es zwei Arten von Liebe gibt; eine, die nur das Glück des geliebten Menschen im Auge hat, und die andere, die auch sich selbst nie vergißt. Sie würde, um sein Leben zu retten, freudig in den Tod gegangen sein, und er würde vielleicht vor Gram darüber gestorben sein — aber erst lange Zeit darauf.

„Im Sommer pflegten sie neben einander in ihrer Laube vor dem Hause zu sitzen, welche damals wie heute noch mit prächtigen rothen Rosen überzogen war, denn er

liebte ihren Duft, obschon die Farbenpracht für ihn natürlich eben so wenig Reiz hatte, wie die vielen Lilien im Sumpfe dicht am Hause und die unzähligen Feldblumen, welche den Hügel so anmuthig schmücken. Aber mit Vergnügen horchte er auf das Säuseln der Blätter in den Bäumen und auf das Wiegen und Neigen der schlanken, hohen Binsen am Bache, die, wie er sagte, ihm laut von den Schönheiten der Natur sprächen; und vielleicht flüstert Mutter Natur dem Blinden mehr zu, als uns, um ihn für den Verlust der Sehkraft zu entschädigen. Fräulein Ellen aber war stets neben ihm und erzählte ihm von dem Penallyn mit seinen prachtvollen Bäumen, welche die aufgehende Sonne vergoldet und über dessen Gipfel in weiter Ferne der alte Snowdon sein weißes Haupt erhebt; und von dem Hafen und dem Landungsplatz und den großen schwarzen Netzen, die am Ufer aufgehängt sind zum Trocknen, und den Schiffen mit rothen Segeln, die in die See stechen. Bei hellem, stillem Wetter konnten sie oben auf ihrer Warte sogar das Rufen der Matrosen beim Lichten der Anker hören, das Plätschern der Ruder und das ferne Geräusch der kleinen Stadt. Alles, was sie sah, theilte sie ihrem Vater mit, als ob sie aus einem offenen Buche läse, und wenn man den Wohlklang ihrer Stimme kennt, so kann man kaum glauben, daß dem Alten viel Lebensgenuß durch seine Blindheit entging. Vom frühen Morgen bis späten Sonnenuntergang, wenn die Mädchen über die Wiesen kamen, jedes einen Eimer mit Wasser auf dem Kopfe tragend, und wenn die Sonne die Berge im Westen mit glänzendem Roth färbte, daß es aussah, als ob sie in einem Feuermeere badeten, sah man das schöne Mädchen und ihren Vater oben sitzen, Hand in Hand, oder gestützt auf der Tochter Arm folgte der Blinde der treuen Führerin, die, jeden Schritt und Tritt auf dem Hügel und in der Umgegend kennend, ihn sicher Berg auf und Berg ab und durch Feld und Wald leitete. Nun will ich nicht behaupten, daß Fräulein Ellen, indem sie dem Vater das Leben leicht und angenehm machte, nicht selbst glücklich gewesen wäre; und wie außerdem noch eine ganz besondere Freude in ihrem reichen Herzen Raum gefunden hatte, will ich sofort erzählen.

„Es gab nämlich ein Fischerboot in Penlaurhyndoldovey, das in Fräulein Ellens Augen einen reicheren und kostbareren Schatz trug, als alle andern, und eine kleine weiße Flagge bezeichnete ihr jedes Mal die Heimkehr desselben. Auch pflegte Richard Owen, dem das Fahrzeug gehörte, gewöhnlich ein weißes Taschentuch aus den Fenstern des Hauses oben auf dem Hügel wehen zu sehen, sobald er seine rothen Segel losmachte oder aufrollte, und im letztern Falle kostete es ihn nur eine kurze halbe Stunde, um vom Landungsplatze zur Rosenlaube zu gelangen. Im Grunde genommen muß es ganz bequem gewesen sein, daß der alte Herr, der stets der Dritte im Bunde war, nicht sehen konnte, und ich glaube, zu einer gewissen Zeit würde Aprhys unter ähnlichen Umständen damit ganz einverstanden gewesen sein, falls das Schicksal auch seiner Geliebten einen blinden Vater gegeben hätte.

„Herr Davies aber sah oder hörte vielmehr bald genug, um zu merken, wie es mit den Beiden stand, und von dem Augenblicke an stählte er sein Herz gegen die Liebenden. Ich glaube, daß er auf Owen eifersüchtig war, weil dieser sehen konnte und außerdem Jugend und Großmuth besaß; und daß er ihn haßte, weil er seiner Tochter Herz gewonnen und ihm jedenfalls einen großen Theil desselben geraubt hatte, während der Alte das reiche, volle Herz für sich allein behalten wollte. Des eifersüchtigen Vaters Ohr war noch schärfer als das der Liebe, und aus weitester Ferne erkannte er schon des jungen Richard Tritt, wenn dieser den Hügel hinaufkam, und dann zog ein trüber Schatten über seine Züge, der Fräulein Ellen nicht entging. Herr Davies sprach mit ihr nie über dieses Verhältniß, aber oft murmelte er vor sich hin: „Sie warten nur auf meinen Tod — sie wünschen, ich wäre erst unter der Erde.“ Und welch' heiße Thränen entlockten solche Worte der armen Tochter!

„So verging die Zeit, und das arme Ding hoffte und hoffte, ohne daß sie je daran dachte, ihren alten Vater zu verlassen. Richard war indeß kein träger, saumseliger Liebhaber, und besaß zu wenig Geduld, um solch' harte Prüfung lange zu ertragen, daher schüttelte er eines Tages sein volles Herz kühn in Gegenwart des alten Mannes aus, und sagte der Geliebten, wie sie sich ohne Grund aufopfere. ‚Denn Ihr Vater kann mit uns leben und gepflegt und bedient werden, wie jetzt. Es sind bereits zwölf lange Monate, daß ich geduldig Ihrer warte, und, theure Ellen, wir sind heute unserem Ziele nicht näher, als damals. Diesen Abend werde ich nochmals heraufkommen, um mir endlich eine bestimmte Antwort zu holen, und ich bete zu Gott, Ihres Vaters Herz möge sich uns günstig zeigen, wenn nicht, dann verlasse ich morgen die Stadt für alle und ewige Zeit, und vielleicht wird es Ihnen schließlich doch leid thun, die so wohl bekannte weiße Flagge nie wieder zu sehen.‘

„Der alte Mann sprach kein Wort, streichelte aber während des ganzen Vorganges der Tochter Hand. Kaum hatte jedoch Richard das Haus verlassen, als er des Mädchens Herz mit seinem egoistischen, klagenden Geschwätz so bethörte, daß sie mit thränengefülltem Auge versprach, ihm keinen Kummer mehr machen zu wollen mit dieser Angelegenheit. ‚Ich werde dich nie verlassen, mein armer, blinder Vater,‘ schluchzte sie, ‚obgleich mein geliebter Richard mich so treu und innig liebt.‘ Und welch' schwere Kämpfe diese Entsagung sie gekostet haben muß, wissen wir jetzt Alle.

„Als Richard des Abends zum letzten Male zu ihr heraufkam, gab sie dem Geliebten eine feste, verneinende Antwort, obgleich ihr Herz dabei zu brechen schien. Der stolze Jüngling fühlte sich durch ihr Ablehnen so gekränkt, daß er trotzig in die stürmische Nacht hinausschritt, ohne selbst der Geliebten ein letztes Lebewohl zuzurufen.

„Ich werde jenen Abend nie vergessen, denn Owen kam in's Gasthaus, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, und mein Onkel, der zu jener Zeit Besitzer des Gasthauses war, in seiner Jugend aber auch dem Matrosenstande angehört hatte, beschwor ihn, nicht bei so stürmischem Wetter auszulaufen. Die Octoberstürme hätten ja bereits begonnen, und die Wellen fegten über den

Brückenkopf und machten selbst den Hafen unsicher. Wie schön und muthig erschien Owen mir, dem damaligen Kinde, als er mit Entschlossenheit antwortete, daß er jedenfalls morgen früh den Anker lichten würde, und wenn er auch keinen Matrosen fände, der mit ihm gehen wolle. Und wirklich segelte er mit Tagesanbruch ab, und trotz der frühen Morgenstunde waren alle Bewohner so dicht am Strande, als die sich hoch aufthürmenden Wellen es zuließen, um ihn und seine kleine Mannschaft absegeln zu sehen. Aber da war Eine, weit entfernt vom Hafen, in dem Häuschen oben auf dem Hügel, deren thränenerfüllte Augen schwer von angstvoll durchwachter Nacht an das Boot gebannt waren wie mit Zauberkraft. Sie verfolgte es viele Stunden lang, wie es bald auf der einen, bald auf der andern Seite in der Hafenbucht umhergeschleudert, dann wieder plötzlich von den Wellen verdeckt wurde, so daß nur noch die kleine weiße Flagge, die Owen oben an den Mast genagelt hatte, abstach gegen das schwarze Meer, und wie dann das zierliche Schiff wieder berghoch hinaufgeschleudert wurde. Trotz des Sturmes wurde der Himmel finsterer und immer finsterer, so daß eine Bergspitze nach der andern verschwand, dann aber zogen die dunkeln Wolken vorüber, und sie sah das Schiff, das all' ihr Lebensglück umschloß, in offener See angelangt, doch schien es sich kaum von der Stelle zu bewegen. Plötzlich aber, als es sich der Insel Bardsey näherte, verschwand es vor den Augen der Unglücklichen. Jedoch am Abend desselben Tages sah sie das Schiff wieder, aber in welchem Zustande! Der noch immer starke Wind und die eintretende Fluth brachten es dem Hafen nahe; indeß ihr wäre besser gewesen, sie hätte es niemals wieder geschaut. Heran trieben es die Wogen; den Kiel nach oben gekehrt, zerschollen und zertrümmert gab es trostlose Kunde von dem Schicksale seiner Bemannung!

„Obgleich Fräulein Ellen damals nicht mehr als zwanzig Jahre zählte, wurde ihr Haar in jener Nacht so weiß, als es heute ist. Nie kam eine Klage über ihre bleichen Lippen, aber ihre sonst so blühenden Wangen verloren ihr liebliches Roth, ihre volle Gestalt büßte ihr liebliches Rund ein, und ihre schönen, funkelnden blauen Augen blickten matt in den Tag hinein. Ihren Vater ließ sie es nie entgelten, wie mit des Geliebten Tode ihrem Herzen jede Hoffnung auf eigenes Glück geraubt sei, und seine Blindheit enthob ihn des Jammers, mit der Hoffnung auch ihre Jugend dahinschwinden und verblühen zu sehen.

„Nur einmal, als ihr Vater sie über den Verlust, der sie getroffen, trösten und ihr gleichzeitig danken wollte für das, was sie für ihn gethan und gelitten, da bat die Tochter mit angstvoll emporgehobenen Händen und mit so schmerzvoll flehender Stimme, kein Wort weiter zu sprechen, daß der alte Herr, tief erschüttert, nie wieder versuchte, da Trost zu bringen, wo jeder Trost unzulänglich war und wo die stets noch blutende Wunde nur um so schmerzlicher von Neuem aufgerissen wurde.

„Fräulein Ellen pflegte den alten Herrn während vieler Jahre Tag und Nacht, und kniete an seinem Sterbebette Stunde nach Stunde, und wie sie ihn gepflegt im Leben, so sorgt sie jetzt für sein Grab, auf dem stets die schönsten Blumen blühen. Ihr Herz aber ist nicht begraben mit ihm, sondern schlägt noch heute für Einen, der tief unten auf dem Meeresgrunde den Schlaf der Ewigen schläft.

„Herr Davies hat seiner Tochter ein hübsches Vermögen hinterlassen, wenigstens nach unsern hiesigen Begriffen — und wohl gedacht, daß er ihr damit einen Ersatz für alles Uebrige biete. Die Erbschaft ist jedoch fast ausschließlich unserer Stadt zu Nutzen gekommen, und wie ich Ihnen schon vorhin erzählte, sorgt Fräulein Ellen für alle armen Fischer und Seeleute hier im Orte, als ob sie ihre eigenen Kinder wären, und heute, als dem Jahrestage von Richard Owens Tod, kann jeder Arme in unsern Armenhäusern so sicher auf die gute Seele rechnen, als darauf, daß die Sonne auf- und untergehen werde. Und wohlthuend und erquickend, wie warmer Sonnenschein, wirken auch ihre Trostworte und ihre wohlbedachten Gaben, so daß Jeder, dem sie naht, sich in zweifachem Sinne bereichert und erfrischt fühlt.

„Und," bemerkte Frau Aprhys zum Schlusse, als sie ihre Augen trocknete und vom Stuhle aufstand, „das ist doch wohl die würdigste Art, einen Sterbetag zu begehen und das Andenken der Todten zu ehren."

„Ohne Zweifel, liebe Frau," sagte ich, „und ich danke Ihnen aufrichtig für die ergreifende Erzählung, die Sie mir so hübsch und warm vorgetragen haben. Aber glauben Sie, daß Fräulein Ellen unglücklich ist?"

„Gewiß nicht so glücklich, als sie mit dem Geliebten ihres Herzens, mit Richard Owen geworden sein würde; wenigstens habe ich, die ihr volles Glück in der Ehe gefunden, kein Recht, das anzunehmen. Aber glücklich muß sie dennoch sein, denn ich hoffe, daß sie vor Gott Gnade findet und daß Gott sie liebt, wie sie von ihren Mitmenschen auf's Herzlichste geliebt und verehrt wird."

Meine freundliche Wirthin und ich wünschten einander gute Nacht, und als ich mich darauf zu Bette legte, umfingen mich süße Träume und liebliche Gebilde aller Art, aber keine der Erscheinungen war so sanft und mild, wie die der Fräulein Davies mit ihrem seelenvollen Ausdruck, ihrem schneeweißen Haar und ihrer einfachen schwarzen Tracht.

H. L—d.

Der Axishirsch.

(Taf. 47.)

Der Axishirsch (Axis maculata) bildet mit dem ihm nahestehenden Schweinshirsch (Cervus porcinus) eine kleine Gruppe der zahlreichen Gattung der Hirsche. Sie bilden den Uebergang von den eigentlichen Hirschen zu den Rehen. Diese beiden Hirscharten ähneln einander sehr, unterscheiden sich aber doch leicht dadurch, daß der Axishirsch auch im Alter gefleckt ist, bei dem Schweinshirsch aber sind blos die Jungen gefleckt, die Alten einfärbig; auch ist der Schweinshirsch etwas plumper gebaut.

Das Geweih des Axishirsches ist sehr einfach, es ist nur wenig gebogen und hat blos 3 Enden. Die Augsprosse geht unter sehr spitzem Winkel von der Stange ab und ist aufwärts gerichtet, die Gabelsprosse ist einwärts gekehrt. Seine Farbe ist rothgelb mit weißen Flecken, das Gesäß ist ganz rothgelb.

Der Axishirsch ist ein sehr zierliches, schönes Thier; er hat etwa die Größe des Damhirsches und lebt in großen Heerden in den dichten, beinahe unzugänglichen Dschungeln an den Ufern des Ganges und östlich davon; ein Aufenthaltsort, den er mit dem obengenannten, ihm ähnlichen Schweinshirsch theilt. Sie sind gewöhnlich äußerst furchtsame Thiere; allein wenn sie Junge haben, so vertheidigen die Böcke diese sehr muthig gegen Alles, was ihnen zu nahe kommt, auch gegen die Menschen. Die indischen Jäger nennen ihn Schweinshirsch, weßhalb er einige Zeit mit dem Cervus porcinus verwechselt wurde. Sein Wildpret wird sehr geschätzt. Man sieht sie gegenwärtig sehr häufig in Europa, nicht blos in Menagerien, sondern auch in Wildparken. Sie halten sich ziemlich gut, werden sehr zahm und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort. Mitunter kommen auch einzelne schwarze Exemplare vor.

Die Abbildungen auf unserer Tafel sind nach lebenden Thieren angefertigt, die sich in der Menagerie zu Schönbrunn bei Wien befinden.

G. J

Die Aufgabe und das Leben der Insekten.

Jedes einzelne Glied der Schöpfung ist einerseits mit möglichst großer Lebensfülle begabt, anderseits aber unterliegt es auch wieder einer verhältnißmäßigen Beschränkung dieser Lebensfülle von außen. Um nun das, was die Natur in freigebiger, verschwenderischer Mannigfaltigkeit geschaffen, bis in's Einzelnste hinaus wieder zu beschränken, dazu dient der Natur vor Allem die Welt der Insekten. Mit Ausnahme weniger Gattungen, die auf produktive, neugestaltende Thätigkeit Anspruch machen können, scheinen alle diese kleinen Geister die Träger der Verringerung oder Vernichtung des organischen Lebens auch im kleinsten Raume zu sein, und daß sie ihrer Aufgabe wohl gewachsen sind, dafür spricht ihre meist kleine, in jeden Raum passende Gestalt, ihre mörderische Bewaffnung, ihre meist große Beweglichkeit, dazu ihre Reichhaltigkeit an Arten, und was vor Allem zu beachten ist, ihre Befähigung, in jeder Art von Raum zu leben. In den Höhen der Luft wie in den Tiefen der Gewässer, auf schimmernden Blumen wie in unterirdischen Schächten, auf den Schneefeldern der Alpen wie in den heißen Steppen der Tropen sind ihre Wächter ausgestellt, um von Allem, was da lebt und webt, den Tribut zu erheben. Aber warum können die Insekten überall athmen und leben? Um dieß gehörig zu beantworten, müssen wir auf ihre Athmungsorgane selber zurückgehen, und der geneigte Leser wird sich zum Voraus sagen, daß dieselben, um eine möglichst schnelle Verbreitung der Luft im Körper herzustellen, sehr einfach sein müssen. Die Insekten alle athmen durch sogenannte Trachäen, cylindrische Röhren, durch welche die Luft schnell in alle Theile des Körpers geleitet wird; doch ist hier wieder ein Unterschied, indem die meisten Insekten zwischen je zwei Körpersegmenten, außer zwischen Kopf und Prothorax und den beiden letzten Hinterleibssegmenten, ein willkürlich verschließbares Athemloch haben, das mit Trachäenstämmen und theilweise mit Luftsäcken in Verbindung steht, während ein kleinerer Theil Insekten als im Wasser lebende Larve blos durch seine Trachäenzweige auf der Haut oder durch isolirte Trachäenbüschel die Luft absorbirt. Diese Athmungsorgane beleben Körper, ausgestattet mit verhältnißmäßig oft außerordentlicher Muskelkraft und einer Beweglichkeit, die an's Wunderbare grenzt. Das summt und brummt, das schwirrt und hüpft, das nagt und saugt unaufhörlich, und wenn Tausende unterliegen, so stehen Zehntausende wieder mit frischen Waffen da, und weiter geht es in unermüdlichem Eifer am Tagwerk.

Mannigfach und verschiedenartig ist die Wirksamkeit der einzelnen Glieder des großen Reiches: die Großthaten des einen fallen in die Zeit, wo es als unscheinbare Larve in Holz oder unter dunklem Blätterdach dahinkriechend mit gefräßigem Kiefer sich seinen Weg bahnt, während das geflügelte Insekt, vom Materiellen fast gänzlich abgewendet, auf aromatischen Blüthen oder in luftiger Höhe sich wiegend ein poetisches Liebesleben führt; ein anderes hat sein ganzes Leben der Zerstörung geweiht, und macht, zu unheimlichen Schaaren zusammengerottet, die Hoffnungen ganzer Länder zunichte; eines lebt als Larve von Pflanzensäften, ausgebildet vom Raub, ein anderes führt gerade das entgegengesetzte Leben. Alles dieß zusammengenommen, ist, die Insekten von ihrer Wirksamkeit aus betrachtet, der Hauptunterschied unstreitig der zwischen solchen, die sich von Pflanzensäften, und solchen, die sich von Raub nähren. Nehmen wir nun noch die gewöhnliche anatomisch-physiologische Unterscheidung zwischen kauenden und saugenden Insekten zu Hülfe, und betrachten wir zuerst die ersteren, die vollkommen ausgebildete Ober- und Unterkiefer haben, so sehen wir, daß dem größeren Theile von ihnen die Pflanzenwelt als Feld ihrer Thätigkeit angewiesen ist. Von dem höchsten Baume bis zum niedersten Pilze oder Moose hat jede Pflanze ihren Gast, ja oft mehrere, die auf ihre Kosten leben; und diese Gäste sind sehr wählerisch; der eine liebt blos die zarten Blüthen, der andere die saftigen Blätter, wieder ein anderer zieht das Mark des Stammes allem Andern vor, und ein vierter endlich hält die Wurzeln für das Zuträglichste; ein jeder aber läßt es sich auf seine Art wohl sein, und wenn dann seine Frist abgelaufen ist und es ihm recht gut gefallen hat, so ist er auch noch darauf bedacht, daß seiner werthen Nachkommenschaft das Bürgerrecht auf diesem vortheilhaften Platze nicht verloren gehe.

Unter die wählerischsten Feinschmecker gehört unstreitig die Familie der Rüsselkäfer. Im Frühling, wenn laue Lüfte die Blüthenknospen der Bäume wie mit einem Zauberschlag erschließen, lebt in den Blüthen der Apfelbäume still und abgeschlossen eine weißliche Larve mit

schwarzem Köpfchen, und wenn dann überall an andern Bäumen schon ansehnliche Früchtchen keck in die Welt schauen, schlüpft aus der vertrockneten Apfelblüthe ein kleiner Rüsselkäfer hervor; ein anderer aus dieser Familie nistet sich in die Frucht der Haselnußstaude ein, und schon mancher naschhafte Knabe hat in der Haselnuß anstatt eines schmackhaften Kerns die wohlgemästete Larve gefunden. Weniger wählerisch, aber dafür um so verderblicher treibt die Schaar der Borkenkäfer an Bast und Splint der Bäume, vorzüglich der Nadelhölzer, ihr Wesen; in trockenem Holz leben die Larven der Buprestes, und in moderndem Holz die Schnellkäfer; mit schrecklicher Hartnäckigkeit wüthet die Schaar der Werftbohrer in dem trockenen Eichenholz der Schiffswerften; und während die herrliche Eiche noch stolz und kühn ihren Wipfel in den Lüften wiegt, zehrt unten an ihrem Stamme die bis 3 Zoll lange Larve des Hirschkäfers, und die fast eben so stattliche des Nashornkäfers. Mit ihnen in die Wette bohren die Larven der Holzböcke ihre Gänge in das Holz der schönsten Bäume, außen aber an den grünen Blättern thun sich die gefräßigen Mai- und Junikäfer gütlich, nachdem ihre Larven lange vorher an den Wurzeln der saftigsten Kräuter sich gemästet haben; die spanischen Fliegen fressen Blätter von allen Pflanzen aus der Familie der Oleaceen; noch andere, wie die Erdflöhe, fressen blos die innere Schichte der Blätter; die kleinen Schwammkäfer höhlen ganze Schwämme und Pilze aus, und einige Lilienkäfer wagen sich sogar in das Wasser und äsen in den markigen Stengeln von Wasserpflanzen.

Wir sehen, von Seiten der Käfer haben die Pflanzen nicht viel Schonung zu erwarten; aber diese pflanzenfressenden Käfer werden in ihren Bemühungen noch unterstützt von einigen Familien der Hautflügler. Die Gallwespen betten ihre Brut in das Zellgewebe der Blätter; durch den dadurch hervorgebrachten Reiz fließen immer neue Säfte zu, und der junge Weltbürger sieht sich allmälig von der schönsten Vorrathskammer umgeben, wo er nur zuzulangen braucht, um denjenigen Grad von Wohlgenährtheit zu erlangen, der zu seinem späteren Auftreten in der öffentlichen Welt nöthig ist. Die Larven der Holzwespen bohren tiefe Löcher in das festeste Holz, und die gefräßigen Larven der Blattwespen richten an den Blättern der Bäume und Sträucher große Verheerungen an.

Nicht den letzten Platz unter den pflanzenkauenden Insekten nehmen auch die Staubflügler im Larven- (Raupen-)Zustande ein. Es gibt wohl kaum eine Pflanze, die nicht von einem aus dieser Sippschaft bewohnt wäre, und mit Vergnügen denke ich noch der Zeit, da ich, wohl ein Dutzend Schachteln unter dem Arme, von ahnungsvollem Schauer durchdrungen den Wald betrat, und ängstlich gewissenhaft jede Pflanze von unten bis oben durchsuchte, um ganz gewiß einen der glatten oder haarigen Gesellen zu erwischen. Während mein älterer Begleiter mit mörderischer Hand zugreifen wollte, sah ich jedesmal mit einer Art von Genugthuung, wenn ein Strauch oder Kraut recht tüchtig zerfressen war, dachte ich doch nur an die vielen bunten Gestalten, die bald im heitern Sonnenlicht um Blumenkelche schweben, oder in meinem Glaskasten als schöne Exemplare prangen sollten. Doch solche Poesie kann verschwinden, wenn man sieht, wie die ekelhafte Schaar der Raupen des Kohlweißlings unter dem Kohl wüthet, wie die Raupe der Bombyx Monacha in Zügen von Millionen die grünen Nadelwälder entblättert, wie die Raupe des Bombyx Cossus in den Stämmen der schönsten Obstbäume die Kreuz und Queer dahinzieht.

Von dieser Seite aus betrachtet, dürfte man wohl ohne Anstand die Lepidopteren unter den kauenden Insekten anführen; sind ja doch die wenigen Lebenstage des ausgebildeten Insekts Nichts gegen die Wochen oder Monate der Larvenzeit; ist ja doch das geflügelte, honigsaugende Geschöpf eigentlich nur das Vergeistigte von dem, das mit mächtigem Kiefer Pflanzen zermalmte.

Während bei den meisten der hier angeführten Gruppen und Familien durch die Verwandlung der Larve zum vollkommenen Insekt ein Stillstand in ihren verderblichen Absichten auf die Pflanzenwelt eintritt, und das Insekt aus seiner stillen Puppenwohnung versöhnlicher hervorgeht, so ist es ganz anders bei der Gruppe der Geradflügler. Larve und Puppe unterscheiden sich hier vom vollkommenen Insekte blos durch weniger ausgebildete Flügel, Augen und Proportion der Gliedmaßen; dagegen starke Kiefer zum Kauen haben sie von Jugend auf, behalten sie auch während der sogenannten Puppenzeit in Thätigkeit, und was sie damit ausrichten können, zeigt vor Allem die Familie der Schrecken (Saltatoria). Tausende von Heupferden, jung und alt, tummeln sich in Wald und Feld, und zernagen und zerbeißen die saftigsten Gräser; der Schnarrschrecken gefräßige Horden stürzen sich mit starken Schwingen auf alles Grüne; die Wanderheuschrecke (Agridium migratorium) aber überzieht in südlichen Gegenden, zu wolkenartigen Heeren vereinigt, die Felder, und ihre ungeheure Gefräßigkeit läßt auf weiten Strecken keine Spur von Vegetation zurück. Weniger verderblich und meist von träger Natur sind die ebenfalls in südlichen Gegenden lebenden Gespenstschrecken; dagegen findet die Wanderheuschrecke unter der Erde in der weitverbreiteten, oft durch ihre Menge zur Landplage werdenden Maulwurfsgrille einen fast ebenbürtigen Rivalen. Im Juni legt das Weibchen seine vielen Eier einen halben Schuh tief unter die Erde in Wiesen; die ausgekrochenen, etwa ameisengroßen Thiere ziehen, von richtigem Instinkt zur starken Einigkeit getrieben, in geschlossenen Colonnen unter der Erde fort, fressen alle Wurzelfasern ab, und bald zeigen Oede und Kahlheit dem Landmanne die Richtung des verderblichen Zuges. Die Feld- und Hausgrylle, die ebenfalls von Gras und andern vegetabilischen Stoffen leben, die Bücherläuse, die unter Rinden und in alten Büchern ihre Nahrung suchen, die Blasenfüße, die von Stengel- und Blumenblättern der Pflanzen die Oberhaut abfressen, scheinen gegen die Werre nur naschhafte Schlecker zu sein. Wenn man dagegen Beschränkung jedes, auch des kleinsten Pflanzenkörpers als natürliche Aufgabe der pflanzenfressenden

Insekten annimmt, so scheint diese Aufgabe von keinem Insekte so vollkommen gelöst zu werden, als von der **Termite**. In einem wohlorganisirten Staate, wo männliches und weibliches Oberhaupt, wo der ganze Stand der Krieger sich nicht nach Nahrung umsieht, wo Alles, auch die Verpflegung der anfangs zahlreichen Männchen und der später entstandenen Hunderttausende von Larven allein auf den Schultern der Arbeiter ruht, müssen diese auf die sinnreichste Art bedacht sein, von ihrer ganzen vegetabilischen Umgebung Nutzen zu ziehen. Immer unter der Erde wohnend, dringen diese Arbeiter vermöge ihrer kleinen Gestalt in die kleinsten Räume ein, zernagen mit ihren scharfen Kiefern alle vegetabilischen Stoffe, und füttern die zurückgebliebene Königin, die Larven und Soldaten; ja sie sind vermöge ihrer verhältnißmäßig außerordentlichen Kraft so unermüdlich, daß sie noch Zeit finden, Extrakte von vegetabilischen Stoffen in Form kleiner Kügelchen zu bereiten, wie man sie in ihren Vorrathskammern aufgespeichert findet.

Nachdem wir hier bei den Bewohnern des heißesten Clima's angekommen, möchte es vielleicht nicht unpassend erscheinen, auch noch einen Blick zu werfen auf die Bewohner der Alpen, um in Kurzem zu zeigen, bis zu welcher Höhe und in welchen Verhältnissen die pflanzenkauenden Insekten mit der Vegetation Schritt halten. Im Allgemeinen bemerkt man, daß dem Spärlicherwerden der Vegetation auch eine Abnahme in der Zahl solcher Insekten entspricht, welche besonders auf pflanzliche Stoffe angewiesen sind. Die Natur scheint hier eine eigenthümliche Schonung zu beobachten, sie scheint ihre Vorräthe aufzusparen, damit keines der höher organisirten Thiere, der Vögel und Säuger, die bei der kälteren Temperatur auch größere Mengen von Sämereien und grünen Blättern verzehren müssen, zu kurz komme.

Nach den trefflichen Beobachtungen des Hrn. v. Tschudi bilden in der Alpenregion (von 4000 — 7000′ über dem Meere) die Käfer immer die zahreichste Klasse der Insekten, doch treten die pflanzenkauenden sehr zurück, und die für die Pflanzendecke gefährlichsten verschwinden schon mit der unteren Bergregion, so auch größtentheils die **Rüsselkäfer**, die **Pilz**- und **Borkenkäfer**. Von den **Hautflüglern** kommen nur noch wenige **Blattwespen**, noch weniger **Gallwespen** und **Ameisen** vor; **Holzwespen** treten fast ganz zurück, da sie zu sehr an eine stärkere Baumentwicklung, als die in der alpinen Region vorkommende, gebunden sind. Dagegen finden sich hier wieder viele, dieser Region ganz eigenthümliche **Schmetterlinge** mit ihren Raupen, und von den **Geradflüglern** einige **Heuschrecken**, **Blasenfüße** und **Ohrwürmer**. Auch weiter hinauf, in der Schneeregion, bis dahin, wo die Vegetation nur noch aus Flechten und Moosen besteht, finden sich noch einzelne pflanzenfressende **Käfer**, unter den **Hautflüglern** eine einsame **Blattwespe** oder **Riesenameise**; von **Schmetterlingen** aber mit ihren Raupen will Hr. v. Tschudi auch hier noch gegen ein Dutzend bemerkt haben, und von **Geradflüglern** traf man 8000′ über dem Meere noch den **Gryllus pedestris**, und 8800′ ü. M. unter Steinen lebend die **Bücherlaus**.

Wenn wir an dem Bisherigen, besonders aber an den letzten Beispielen aus der Alpenwelt, gesehen haben, wie die Natur überall bezweckt, jedes ihrer Gebilde wieder zu beschränken und als Basis für weitere Bildungen zu benützen, so werden wir mit Recht erwarten dürfen, daß auch die pflanzenfressenden Insekten wieder ihre Beschränkung von außen erhalten.

Zur Ausführung dieses ihres Grundsatzes findet die Natur außer vielen Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen die besten Werkzeuge in den Insekten selbst, nämlich in denjenigen von ihnen, die sich ausschließlich vom Raube nähren. Ihre kräftigen, meist mit Krallen bewaffneten Füße, ihr starker schneller Flug, ihre scharfgezähnten Kiefern machen sie unter den Insekten zu Dem, was unter den Säugethieren die Katzen gegenüber den Wiederkäuern sind. — Voran stehen die **Käfer**, und unter ihnen die eigentlichen **Raubkäfer** (Staphylini), die trotz ihres mangelhaften Flügelpanzers kühn andere Insekten angreifen. An Kraft und Gewandtheit geben ihnen die **Laufkäfer** mit ihren Larven nichts nach, ja die Larven der **Calosoma** jagen ihre aus Raupen bestehende Beute auf Bäumen. Die Larven der **Sandkäfer** (Cicindelae) fallen aus Löchern im Sande auf ihre Opfer, und im Wasser dominiren die **Fischkäfer** (Hydrophili), und die **Taumelkäfer** (Cyrini) und eigentlichen **Wasserkäfer** (Hydrocanthares) mit ihren gefräßigen Larven.

Was die Raubkäfer mit Gewalt erreichen, indem sie mit kühnem Griff ihre Beute erfassen, das gelingt den meisten der hieher gehörigen **Hautflügler** durch List. Die Weibchen sind mit einer langen Legeröhre bewaffnet, mit der sie in glücklich benütztem Augenblick ihre Eier geschickt in die Eier, Larven, Puppen anderer, besonders pflanzenfressender Insekten, selten in schon ausgebildete Insekten, legen; die Eier schlüpfen aus, die Larve nährt sich in dem ihr angewiesenen Wohnbezirk, so gut sie kann, und puppt sich in der ausgefressenen Hülse ein. So leben die Larven der kleinen, fast mikroskopischen **Springwespen** (Chalcididae) und **Schwanzwespen** (Proctotrupidae) in den Eiern von Insekten; die große Familie der eigentlichen **Schlupfwespen** (Ichneumones) aber hat es auf die Larven besonders der **Staubflügler** abgesehen. Oft habe ich als Knabe mit sehnsüchtigem Auge Tag für Tag eine besonders schöne Puppe besehen; aber wenn endlich die frohe Zeit war, da der herrliche Falter sein Grab verlassen sollte, so war ein kleines Loch in die Puppe gefressen und ein widerlicher Ichneumon schnurrte mir entgegen. — Vor der langen Legeröhre dieser Räuber ist nicht einmal die Larve der Gallwespe in ihrem dickwandigen Gehäuse sicher; einer der schlauen Gesellen bohrt durch die Galle hindurch und legt sein Ei gerade in den Leib der Gallwespenlarve, und so gedeiht (— ein wunderbares Miniaturbild der ganzen Oeconomie der Natur in dem kleinen Raume eines Gallapfels —) ein zweiter Parasit auf Kosten eines ersten. — Die letzte unter die Schlupfwespen zu zählende Familie der **Goldwespen**, deren Larven in den Nestern der Grabwespen

und einsamen Bienen von deren Larven leben, und welche eine kurze, stachelartig spitzige Legeröhre haben, bilden schon den Uebergang zu den eigentlichen Raubwespen. Diese haben neben scharfen Kiefern noch einen spitzigen Giftstachel, stürzen kühnen Muths auf lebende Insekten und Larven ein, bohren ihnen den Giftstachel in den Leib und schleppen sie ihren Larven zum Fraß. Mit Ausnahme der Gartenwespen, welche ihre Eier auf die Larven des Nashornkäfers legen, gleichen sie in dieser ihrer Lebensart sehr viel den Raubkäfern, im Ganzen genommen aber leisten die von Raub lebenden Hautflügler nicht so viel für den Schutz der Vegetation, als die raubenden Käfer, indem diese meistens als Larve und als ausgebildetes Insekt, jene größtentheils nur während der Larvenzeit von andern Insekten leben. — Noch weit geringer ist in dieser Beziehung die Wirksamkeit der Netzflügler anzuschlagen, und am geringsten die des ausgebildeten Insekts, indem dieses meist nur kurze Zeit sich des Lebens und des Sonnenscheins erfreut. Ihre Larven leben zwar größtentheils von Raub, allein eigentlich thatkräftig ist nur die von Blattläusen lebende Larve der Erdlibelle, die schlaue, in einem Sandtrichter auf Ameisen ꝛc. lauernde Larve des Ameisenlöwen, und die behende, an Baumrinden jagende Larve der Kameelfliege. — Am ungleichsten aber stellt sich das Verhältniß zwischen pflanzenfressenden und raubenden Insekten in der Ordnung der Geradflügler heraus. Auf dem Lande lebt nur eine Familie, die sich vom Raube nährt, nämlich die Familie der Fangheuschrecken. Aber was vermag diese eine, nicht einmal starke Familie gegen die Tausende von Laubheuschrecken, wenn auch ihre Mordlust und Unersättlichkeit noch so groß, ihre Fangfüße noch so behend, ihre Kiefer noch so stark sind! Außer dieser Familie der Geradflügler rauben nur noch die Libellen. Diese in zahlreichen Arten vorhandenen Geschöpfe, die mit schimmernden Flügeln anscheinend so friedfertig die Lüfte durchsegeln, sind Wölfe im Schafspelze und nehmen vermöge ihres starken Gebisses eine gefürchtete Stellung in der Welt der Insekten ein. Schon die im Wasser lebende Larve ist zu ihren Freibeutereien mit imponirenden Kiefern versehen, das ausgebildete Insekt aber mit seinen großen, halbkugeligen Augen streicht in raschem Fluge um Bäche und Teiche, überfällt plötzlich seine Beute und schleppt sie zu sicherem Fraße auf einen freien Pfahl oder kahlen Baumast.

Diese Libellen sind auch die einzigen raubenden Geradflügler, welche bis zu der Alpenregion hinaufgehen. Begleitet werden sie nur von einem oder zwei Hautflüglern; die Netzflügler bleiben vermöge ihres zarten Körperbaues schon in der Bergregion zurück, während die bepanzerten Käfer in der Alpinen- und Schneeregion recht eigentlich die Schutzwache der Vegetation bilden. Die Zahl der pflanzenkauenden Insekten ist zwar, wie wir oben gesehen haben, in diesen Regionen auf ein Minimum reducirt, allein dennoch hat es die Natur für nöthig gefunden, auch diese noch zu bewachen und zu beschränken, indem sie die Zahl der Raub- und Laufkäfer um zwei Drittel die andern, pflanzenfressenden Ordnungen überwiegen ließ. Diese alpinen Käfer sind auch dadurch fest an ihre Heimath gebunden, daß sie meist flügellos sind und nur harte, in's Schwarze spielende Schaldecken haben; wären sie geflügelt, so würden die Winde, die in dieser Höhe wehen, ohne Mühe die leichten Körper in alle Weiten fortführen, und ein völliges Mißverhältniß würde eintreten. — So ist überall im Haushalte der Natur die schönste Harmonie, welche nur leider oft vom Menschen gestört wird!

(Schluß aus S. 371.)

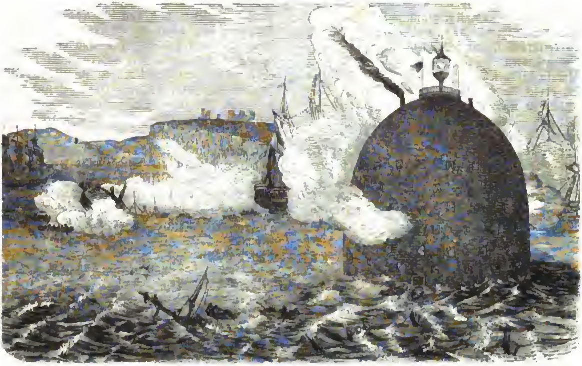
Hall's uneinnehmbare eiserne Festung.

Diese wichtige neue Erfindung, deren Abbildung, dem „London Journal“ entnommen, wir vorstehend geben, hat den Zweck, zur Vertheidigung der englischen Küsten und Flußmündungen zu dienen, namentlich für den Fall einer nicht ganz unmöglichen, plötzlichen Invasion. Das gedachte Blatt spricht sich folgendermaßen über diese Erfindung aus.

Diese neue Schöpfung eines tiefdenkenden Geistes — sagt es, — verdanken wir dem uneigennützigen Patriotismus und der unermüdlichen Ausdauer eines geehrten Landsmannes, des Mr. John Hall in London, nach dessen Anleitung und Anweisungen der in England rühmlichst bekannte Maschinenbauer William Bush das staunenswerthe Werk zu Stande gebracht hat.

Es ist eine alte, bekannte Thatsache, daß ein Uebel verhindern besser ist, als es heilen, — eine Wahrheit, die nicht immer gehörig gewürdigt wird und sich besonders auf den in Rede stehenden möglichen Fall anwenden läßt; allein so groß ist die Blindheit unserer Verwaltungsbehörden, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn auch dieser wichtigen Erfindung, über deren Ausführbarkeit und Nutzen für die Sicherheit des Landes kein Zweifel herrschen kann, von engherzigen und kurzsichtigen Beamten alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt würden. Der Erfinder der Eisenbahnen, der, als er seine Idee zuerst veröffentlichte, als wahnsinnig verlacht wurde, und die Herren Whitworth und Armstrong, mit ihren neu erfundenen, nach ihnen benannten Geschützen, haben dasselbe Schicksal gehabt. Dennoch herrscht jetzt das Dampfpferd, der feuersprühende Behemoth im ganzen Lande, und legt auf eisernen Bahnen fünfzig und, wenn es sein muß, sechszig Meilen in einer Stunde zurück; und ebenso haben die Armstrong'schen und Whitwort'schen Geschütze ihre Brauchbarkeit bewiesen und die Probe bestanden, daß sie Kugeln bis auf eine noch nie erreichte Entfernung mit der größten Sicherheit werfen können.

In einer kleinen Schrift, welche Hall zur Erläuterung seiner Erfindung veröffentlicht hat, weist er nach, daß, obgleich alljährlich viele Millionen Pfund Sterling auf unsere Land- und Seemacht verwendet werden, England dennoch von der hohen Stellung, welche es früher unter den Großmächten Europa's einnahm, in neuster Zeit herabgesunken, und im Fall einer plötzlichen Invasion durchaus nicht genügend vorbereitet ist. Das Volk, Jahre lang von der Regierung getäuscht, hat endlich die Nothwendigkeit



Hall's uneinnehmbare eiserne Festung.

energischer Maßregeln eingesehen, und ist wie Ein Mann aufgestanden, um das Fehlende zu ergänzen. Der Erfinder weist namentlich darauf hin, welcher Gefahr der ungeheure, in der Metropole London aufgespeicherte Reichthum dadurch ausgesetzt ist, daß die Mündung der Themse aller Vertheidigungswerke entbehrt, und stellt deßhalb den Antrag, drei seiner uneinnehmbaren Festungen in der Nähe derselben an genau bezeichneten seichten Stellen zu errichten, und behauptet, daß deren Zusammenwirkung kräftig genug sein würde, um jeden feindlichen Angriff abzuwehren. Wir können ihm in dieser Ansicht nur beistimmen.

Die Construction und innere Einrichtung der Festung ist höchst einfach und zweckmäßig. Ihre äußere Form ist die eines Kegels und der Grund kreisförmig; die Seiten laufen bis zur Höhe von 235 Fuß in eine stumpfe Spitze aus, welche mit einem runden Dache bedeckt ist, das einen 12 Fuß hohen Leuchtthurm trägt und von einer Gallerie umschlossen wird. Das Fundament des Baues ruht auf dem Felsenbau des Meergrundes, nachdem die darüber befindlichen Lagen von Kalk und Sand entfernt worden sind. Den untersten Theil bildet festes Mauerwerk, in dessen innerem Raume sich die Pulverkammer befindet. Darüber erheben sich zehn Stockwerke, deren jedes 16 Fuß Höhe hat. Das erste ist zur Aufbewahrung der Kugeln bestimmt, das zweite zur Aufbewahrung aller anderen Vorräthe. Die sechs folgenden Stockwerke enthalten nur Geschütze; eins von ihnen jedoch zugleich eine Dampfmaschine, nebst Kessel, und sechs Rettungsboote. In dem nächsten Stockwerke befinden sich der Speisesaal und die Wohnzimmer der Offiziere, und das darüber liegende letzte ist zu Schlafstätten für die Garnison bestimmt. Diese Stockwerke werden von gußeisernen Säulen getragen, deren Fuß auf dem gemauerten Fundamente ruht, und die bis zur Kuppel der Festung laufen. Sie sind 12 Zoll dick, hohl und mit heißem Wasser gefüllt, um die inneren Räume des Gebäudes zu erwärmen, und lassen Seitenröhren nach den Pfortluken laufen, welche dazu bestimmt sind, im äußersten Nothfalle den angreifenden Feind, wenn er sich so nahe heranwagen sollte, mit siedendem Wasser zu verbrühen.

Durch die Mitte der Festung, vom Fundamente bis zur Spitze, läuft eine Centralsäule, von 20 Fuß im Durchmesser, welche den doppelten Zweck hat, frische Luft einzuführen und die Garnison mit frischem Wasser aus einem im Grunde des Meeres anzulegenden artesischen Brunnen zu versehen.

Siebenzig Geschütze vertheidigen das Gebäude, und haben eine solche Stellung, daß einundzwanzig von ihnen stets auf einen Gegenstand gerichtet werden können, unter deren vereinigtem Feuer auch das größte Fahrzeug nach wenigen Minuten in Atome zerfliegen muß.

Die Wände der Festung sind von ungeheurer Stärke und so eingerichtet, daß sie auch von den schwersten, bis jetzt erfundenen Wurfgeschossen nicht zerstört werden können. Sie bestehen aus gegossenen Eisenblöcken, von fünf Tonnen Gewicht jeder, welche durch geschmolzenes Metall fest mit einander verbunden sind und eine undurchdringliche Eisenwand bilden. Fünfzehnhundert Mann Garnison

finden Platz in dem Gebäude; aber nur ein Drittel der Zahl ist zur Vertheidigung erforderlich.

Endlich verdient die große Uneigennützigkeit des ehrenwerthen Erfinders noch Erwähnung, welcher bei Vorlegung seines Planes erklärt hat, auf jede Belohnung oder Entschädigung der gehabten Mühen und Unkosten verzichten zu wollen. Um so mehr wäre wohl zu hoffen, daß unsere Regierung sich bereit finden ließe, die gewöhnlichen Vorurtheile bei Seite zu setzen und dieser Erfindung diejenige Aufmerksamkeit und Würdigung zu schenken, welche sie nach unserer Meinung in so hohem Grade verdient. —

Dieser vom „London Journal" zuletzt ausgedrückte Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und die Erbauung von siebzehn eisernen Festungen an den Mündungen der Themse, Humber, Mersey, Severn, Tyne und dem Firth von Solway vom englischen Parlamente beschlossen worden.

Du Bois.

Die Aufgabe und das Leben der Insekten.

(Schluß zu S. 372.)

Nachdem ich in kurzen Umrissen das Thun und Treiben der kauenden Insekten gezeichnet habe, will ich versuchen, den Leser auch in der saugenden Insekten Leben und Bedeutung hineinzuführen.

Betrachtet man flüchtig beide Gestaltungen und vergleicht die Mundtheile der einen mit denen der andern, so möchte man wohl geneigt sein, einen himmelweiten Unterschied zu entdecken. Allein diesen anscheinend so verschiedenen Formen liegt ein und derselbe Typus zu Grunde. Auch hier bei den saugenden Insekten findet man Unter- und Oberlippe, Kiefern und Kinnladen; allein die Unterlippe ist in einen hohlen Rüssel verwandelt, in welchem in Gestalt von hornigen Borsten Kinnladen und Kiefer eingeschlossen sind; die Oberlippe aber liegt am Grunde des Rüssels, und ist oft, wie auch die darunter liegende feine Zunge, lang zugespitzt und ähnlich den hornigen Borsten. Diese letztern sind es, mit denen das Insekt seine Beute ansticht, und zwischen ihnen läuft der ausgesogene Saft im Rüssel in die Höhe. Bei dieser außerordentlichen Aehnlichkeit im äußeren Bau der Mundwerkzeuge liegt auch weiter kein Grund für eine Verschiedenheit der Lebensweise der kauenden und saugenden Insekten vor, und in der That leben diese so gut wie jene zur einen Hälfte von vegetabilischen, zur andern von animalischen Säften. Dieß wird wohl am klarsten werden, wenn wir die einzelnen Ordnungen und Familien mit ihrer Lebensweise als ausgebildetes Insekt und wo möglich auch als Larve vorführen. — Was zunächst die Ordnung der Zweiflügler betrifft, so findet man unter ihnen nur wenige Familien, die sich ausschließlich von Pflanzenstoffen nähren; viele, die von süßen Pflanzensäften leben, lieben eben so gerne das süße Blut der Menschen und Säugethiere. Von einigen Fliegen leben einige Larven in verwesenden Pflanzenstoffen, andere bohren sich Gänge in das Gewebe der Blätter, noch andere endlich leben in galläpfelähnlichen Auswüchsen von Blättern. Außerdem ist nur noch zu erwähnen die Larve einer Fliege aus der Familie der Kurzrüßler (Merodon), welche in Zwiebelgewächsen nistet, und von Mücken die in Pilzen lebende Pilzmücke, sowie die Gallmücke, deren Larven in junge Knospen sich einfressen und dort bis zu ihrer Verpuppung zubringen. Alle andern, nicht von warmem Blut oder kleinen Insekten lebenden Zweiflügler führen eine in jeder Beziehung bescheidene Existenz, und werden deßhalb von den Menschen gewöhnlich gar nicht beachtet. Ihre Larven leben in Mulm oder schmutzigem Wasser, oft sind sie auch ganz unbekannte Größen. Das ausgebildete Insekt aber schwebt summend um Blumenkelche und sucht ein wenig Honig zu erhaschen, und wer, wenn nicht etwa eine raubgierige Wespe, möchte ihnen das nicht gönnen?

Die unter den immensen Horden von Zweiflüglern augenscheinlich vorherrschende Abneigung gegen pflanzliche Nahrung scheint sich auch den Halbflüglern mitgetheilt zu haben. Die geringe Zahl der Familien aber, die sich dem Studium der vegetabilischen Zelle widmen, wird hier ersetzt durch das massenhafte Auftreten der Arten, welche dieß wirklich thun, außerdem auch dadurch, daß in die nun einmal ergriffene Lebensweise keine weitere Störungen durch plötzliche Uebergänge in der Verwandlung eintreten, daß die Insekten vom Ei bis zum Tode ein und dasselbe Leben führen, theilweise sogar auf einem und demselben Blatte. Da sitzen z. B. die ungeflügelten weiblichen Schildläuse haufenweise wie Warzen auf den Blättern, haben ihren Schnabel beständig in das Blatt eingesenkt, und saugen, bis sie endlich in völlige Lethargie verfallen und alle Beweglichkeit verlieren. Lebendiger sind die ebenfalls in großen Gesellschaften beisammensitzenden Blattläuse, doch gibt es auch viele unter ihnen, die in den durch ihre Stiche hervorgebrachten Rollungen und Auswüchsen der Blätter oft längere Zeit in größtmöglicher Gemächlichkeit hausen. Diesen Blattläusen gegenüber leben die Blattflöhe frei auf ihren Blättern, sind auch nicht wie die Schildläuse an dieselben gebunden, sondern springen bei der geringsten Bewegung davon ab; die Cicaden endlich, diese in alter Zeit so vielbesungenen Geschöpfe, sind sehr lebhaft und springen und fliegen mit Leichtigkeit von Baum zu Baum, wogegen allerdings das noch nicht ganz ausgebildete Insekt oft völlig unbeweglich dasitzt.

Nehmen wir zuletzt alle Pflanzensauger zusammen, so sehen wir, daß die der Zweiflügler und Halbflügler mit einander blos etwa ein Drittel aller Sauger ausmachen. Uebrigens hat ja die Natur schon in der Zahl der Pflanzenkauer ein Uebriges gethan, und scheint deßhalb diesen Saugern blos die Rolle der Handlanger zugetheilt zu haben, deren langsam saugender Rüssel mit den schnell zermalmenden Kiefern jener keinen Vergleich aushalten kann. Ihre Hauptbedeutung haben deßhalb die Zweiflügler und Halbflügler unstreitig, sofern sie theils andern Insekten, theils Vögeln, Säugethieren und Menschen Blut aussaugen. Wenn in heißen Sommertagen die Blüthen der Syngenesisten und Umbelliferen von honigsuchenden Insekten wimmeln, dann kommen auch die Fliegen und Mücken, mit kurzem und mit langem Rüssel

bewaffnet, herangesummt, und oft weiß man in der That nicht, sind auf einer solchen Pflanze mehr honigsuchende, oder mehr solche, welche die honigsuchenden verzehren. Während aber das Insekt im Sonnenschein sich tummelt, ist es auch meistens darauf bedacht, seine Kukukseier auf andere Insekten oder Larven zu legen. So leben die Larven der Schnellfliegen (Tachinae) oft zu Hunderten im Leibe großer Raupen; die Raupe lebt trotz der Hunderte von Stichen, die sie in jeder Sekunde quälen, fort, und erst in der Puppe kommt die Bescheerung zu Tage. Manchmal legt auch das Weibchen seine Eier auf die Leiber solcher Insekten, welche von Grabwespen &c. ihrer Brut zugeschleppt werden; die Larven schlüpfen aus und fressen den jungen Wespen die Nahrung vor ihrer Nase weg. Die Larven der Augenfliegen leben im Leibe der Hummeln, die der Syrphus saugen die Blattlaus aus, und die der Volucella leben als Gäste in den Familien der Hornisse, Wespen und Hummeln, wo sie deren Nachkommenschaft das Leben möglichst sauer machen.

Alle diese Zweiflüglerlarven leben verborgen, sind unbehülflich, und haben fast gar keine Aehnlichkeit mit dem vollkommenen Insekt, von dessen Nahrung die ihrige auch meistens abweicht. Ganz anders ist es bei den raubenden Schnabelkerfen; hier sehen die Larven dem vollkommenen Insekt fast ganz ähnlich bis auf das Mangelhafte ihrer Flügel. Die Larven der Wasserwanzen und Wasserskorpione schwimmen nicht weniger behende in Teich und Sumpf, und wissen nicht weniger schlau mit ihren Fangfüßen ihre aus Insekten bestehende Beute zu erhaschen, als ihre weiland Väter und Mütter. Ebenso ist es bei der Landwanzen zahlreichen Schaaren, die in Büschen und Hecken, im Moos und Gras, unter Baumrinden und auf Blumen ihr Wesen treiben. Sie alle wissen vom ersten Tage, nachdem sie das Ei verlassen, ihren Unterhalt selbstständig sich zu verschaffen, und besitzen auch hiezu ganz dieselben Greiforgane, die sie später noch als ausgebildete Geschöpfe haben. Insofern möchten wir geneigt sein, die Hauptwirksamkeit unter den raubenden Saugern diesen Schnabelkerfen zuzuschreiben; allein ehe wir das Urtheil feststellen, wollen wir noch einen Blick auf diejenigen unter den Zweiflüglern werfen, welche als ständige oder blos zeitweilige Plagegeister von Menschen und allerlei Warmblütern auftreten, auf die Geschöpfe, welche die alten Völker des Orients als Diener eines bösen Gottes (Fliegengott) betrachteten, und welche jetzt noch durch ihre Stiche manchen ehrlichen Christen zur Verzweiflung bringen können. Es hat ja wirklich etwas Empörendes, wenn man sieht, mit welch' diabolischer Hartnäckigkeit die frechen Schaaren der Bremsen (Tabanidae), Griebelmücken (Simulidae) und Schnaken (Culicidae) Menschen und Vieh verfolgen, um ihnen mit scharfem Stiche Blut zu entziehen; doch will man bemerkt haben, daß es immer nur Weibchen sind, welche auf diese Weise Nahrung suchen, wahrscheinlich um ihr Leben zu fristen, bis sie ihre Eier gelegt haben, während die Männchen, fast ohne Nahrung zu sich genommen zu haben, kurze Zeit nach der Begattung sterben.

Von den grasfressenden Säugethieren noch weit mehr gefürchtet sind die Weibchen der Dasselfliegen (Oestridae). Schon von weitem hören die weidenden Thiere das scharfe Summen der Fliege, und suchen durch wildes Stampfen dieselbe zu vertreiben; allein diese manövrirt geschickt und setzt schlau ihre Eier theils auf die Haut der Thiere, worauf die Larven sich einbohren und schlimme Eiterbeulen erzeugen, oder an Stellen, von wo aus die Eier, resp. Larven, in das Innere des Körpers, die Stirnhöhle, den Magen &c. gelangen, zur Zeit der Verpuppung aber loslassen und sich außen vollends entwickeln.

Alle diese bis jetzt angeführten Plagegeister, sowie auch der Floh, der in verschiedenen Arten auf der Haut verschiedener Säugethiere und des Menschen schmarotzt, sind blos zeitweilige Bewohner menschlicher oder thierischer Körper, und zwar sind diese Thiere lauter Säugethiere, die auf dem Lande leben. Nun kann man aber den Grundsatz der Natur, jedes ihrer Gebilde als Basis für ein neues zu gebrauchen, wieder ganz trefflich daraus erkennen, daß sie für die Fledermäuse und Vögel, als diejenigen Thiere, welche auf freie Bewegung in der Luft angewiesen sind, eigenthümliche Parasiten geschaffen. Die Ordnung der Puppengebärer, diese Beutelthiere unter den Insekten, ist theilweise zwar geflügelt, aber doch vermöge der eigenthümlichen Art ihrer Fortpflanzung darauf angewiesen, den größten Theil ihres Lebens auf einem und demselben Geschöpfe zuzubringen. Das Weibchen nämlich bewahrt die befruchteten Eier in einem beutelartigen Behälter ihres Hinterleibs, und hier werden auch die ausgeschlüpften Eier durch das Sekret einer eigenen Drüse ernährt. Die auf Fledermäusen ausschließlich lebenden Fledermausläuse (Nycteribidae) sind völlig ungeflügelt; von den Hautläusen (Hippoboscidae), die in verschiedenen Arten auf Vögeln, theilweise auch auf Säugethieren leben, sind einzelne schwach geflügelt, andere ganz ungeflügelt. Alle aber sind mit starken Krallen versehen, und somit befähigt, in den Haaren oder Federn ihrer Wohnunggeber alle Luft- und Landfahrten mitzumachen. Sie gleichen in dieser Beziehung wirklich den zu den Halbflüglern gehörigen Läusen, nur daß sie anstatt der scheidenartigen Unterlippe zwei seitliche Hornklappen haben, während die Läuse einen zurückziehbaren Rüssel mit vier Stechborsten besitzen. — Der eigentlichen Läuse gibt es unzählige Arten; fast jedes Säugethier hat seine eigene Art; ebenso hat jeder Vogel seine eigene Art von Vogelläusen, die von den Säugethierläusen sowohl, als von den obengenannten Puppengebärern spezifisch verschieden sind. Auch des Menschen edler Leib ernährt, wenn er nicht reinlich gehalten wird, vier Arten von Läusen, die zwei verschiedenen Gattungen angehören. — Die Läuse zwar kann der Mensch durch Reinlichkeit vertreiben, weit schwieriger aber wird dieß bei dem letzten Sauger, dessen wir erwähnen wollen, der Bettwanze, welche, den Tag über in Ritzen von Holz &c. lebend, bei Nacht in Schaaren ihre Streifzüge macht, und erst gegen Morgen, von Blut der Menschen erfüllt, wieder in ihre Schlupfwinkel zurückkehrt.

Diese Wanze verfolgt den Menschen bis auf die höchsten Gipfel der Alpen; Hr. v. Tschudi z. B. berichtet,

daß man sie in einer Höhe von 7000—8000′ noch in Steinritzen gefunden habe. Andere Hemipteren findet man auch noch in diesen Regionen, aber fast nur solche, die von Raub leben; Wasserwanzen und Wasserskorpione bleiben in niederern Regionen. Zweiflügler findet man in der alpinen Region noch manche, sowohl solche, die von Pflanzen, als solche, die von Raub leben. Der Schmeißfliegen und Dungfliegen ekelhafte Schaaren besonders sieht man oft zu Hunderten um Lachen schmutzigen Wassers oder auf einem Kuhfladen sitzen. — So hat die Natur überall, wo man hinsieht, ihren Tisch gedeckt, und weiß Alles wieder für ihre Zwecke zu gebrauchen.

Der freundliche Leser, der bis jetzt meinen Worten gefolgt ist, wird wohl zuletzt, besonders wenn er sich an die uns so widerliche Horde der Sauger erinnert, die Frage aufwerfen, zu was denn diese Geschöpfe, überhaupt alle Insekten, nützlich seien. Auf diese Frage antworte ich einfach mit den Worten Tschudi's:

„Die Natur hat noch nie nach dem den Menschen so geläufigen Prinzipe der Nützlichkeit geschaffen, sondern das war immer ihr erstes und einziges Prinzip, eine möglichst breite Basis für die Entwicklung des Geistes zu schaffen.“ Eine Klasse des Thierreichs folgt aus der andern, immer vollkommener werden sie, immer deutlicher leuchtet der göttliche Geist aus den Geschöpfen hervor. Die zwar noch nieder stehende, aber ungeheuer umfassende Klasse der Insekten bildet einen der Hauptknotenpunkte in der Entwicklung des Reiches der Natur. Massen von Gebilden werden von ihnen zerstört, und dienen vielen höherstehenden Geschöpfen, Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugethieren, als Basis ihrer Entwicklung.

Das ist der Nutzen, und somit auch die Aufgabe und das Leben der Insekten.

L. H.

Pflanzen mit ornamentalen Blättern.

(Taf. 48.)

Die Verschiedenheit der Färbung und Abzeichnung, welche bei vielen Blättern hervortritt, sowie die oft merkwürdige und zierliche Form derselben, hat schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Horticulturisten auf sich gezogen, so daß bereits jetzt schon unsere Gärten sich mit vielen Pflanzen gefüllt haben, die durch diese Abzeichen zu hohem Werthe gelangen, und fortwährend bemühen sich unsere Gärtner, neue, durch Färbung ihrer Blätter zu Zierpflanzen geeignete Gewächse in den Handel zu bringen. Die üppige Vegetation der Tropenländer wird speziell herbeigezogen, den noch vorherrschenden Mangel zu decken, und vorzugsweise sind es unsere Warmhäuser, welche gegenwärtig die schönsten und geinchtesten dieser Pflanzen liefern. — Die malerischen Formen, in Bezug auf Belaubung sowohl als Wuchs, welche unter den Farren, Palmen und Dracänen vorkommen, heben durch ihren Contrast die verborgenen Schönheiten niederer Pflanzen, die sich durch Massen von Blüthen auszeichnen, während die reiche Zeichnung und Färbung der Blätter vieler derselben, so wie sie von Natur sind, schon durch sich selbst eine fortgesetzte Blüthezeit darstellt, die um so werthvoller für die Ziergärtnerei ist, als die Farbenpracht der meisten sich zu einer Zeit entwickelt, in welcher decorative Blumen seltener zu haben sind.

Von Blätterpflanzen, die vorzüglich empfohlen zu werden verdienen, zeigt unsere Tafel in Fig. 1 den Croton variegatum, der auch Codiaeum chrysostictum genannt wird. Unter den Pflanzen, deren ornamentale Blätter unsere Warmhäuser während der Herbst- und Wintermonate zieren, ist diese Species eine der auffallendsten und malerischsten. Sie bildet eine nette, freiwachsende Staude von 1—3 Fuß Höhe, verzweigt sich nicht auffallend und eignet sich vorzugsweise zur Cultur in mittelgroßen Töpfen. Die lederartigen, länglich-lanzettförmigen Blätter haben eine lebhafte grüne Grundfarbe, werden auf der Oberfläche durch die reiche goldgelbe Mittelrippe durchzogen, von welcher aus die gleichgefärbten sekundären Rippen nach dem Blattrande ziehen und zwischen sich unregelmäßige größere und kleinere Flecken der dunklen Grundfarbe durchblicken lassen. Unstreitig sind sie in Bezug auf den lebhaften Contrast ihrer reichgefärbten Blätter die schönste Zierde zwischen dem dunklen Grün anderer Pflanzen.

Die Vriesia speciosa, auch Tillandsia splendens genannt, Fig. 2, eine zwergartige immergrüne Warmhauspflanze, gleicht in ihrer Gestalt der Bromelia. Die Blätter sind von 9—16 Zoll lang, schwertförmig, breit, nach der Basis zu übergreifend, am Rande kannellirt, nach dem obern Theile zu abgeflacht. Die Grundfarbe derselben ist ein tiefes Grün, und wird von der Basis an, auf der Unterseite, in Intervallen von regelmäßigen dunkel-chokoladefarbigen Querbinden durchzogen, die etwas weicher auf der Oberfläche hervortreten. Bei dieser Pflanze gesellt sich zur Schönheit der Blätter noch die der Blüthenkolbe, die, von der Krone oder dem Centrum der Blätter aufsteigend, durch ihre scharlachnen Deckblätter imponirt. Die Blüthen selbst sind weiß und von untergeordnetem Interesse.

Die Dracaena maculata, Fig. 3, eine compacte, aufrechte Topfpflanze, ist durch ihre breit-oblongen, 6—9 Zoll langen, dunkelgrünen, lichtgrün gefleckten Blätter, ebenfalls eine der schönsten ornamentalen Pflanzen und charakteristisch durch die Menge der hervorsprossenden, die Stengel umgebenden Blätter.

Prachtvoller und schmückender noch sind die Blätter der Dracaena terminalis picta, Fig. 4, einer bis 3 Fuß hohen Staude, deren bis 1 ½ Fuß lange, lanzettförmige, zugespitzte, scharlachrothe Blätterkronen den Stamm an der Basis umgeben. Die jungen Blätter sind von röthlichgrüner Farbe, gehen, je weiter sie im Wachsthum fortschreiten, am Rande und längs der Längsnerven in Scharlachroth über, und überziehen sich zuletzt bis zum Fuße des Blattstiels mit der gleichen Farbe. Werden die Blätterkronen der völlig entwickelten Pflanze, um neue Pflanzen zu bilden, abgenommen, so bleibt die Scharlachfarbe bei



1860 18.

dem Nachwuchs permanent, und die Pflanze wird dadurch zu einer der prachtvollsten und malerischsten aller ornamentalen Blätterpflanzen.

Die Pavetta borbonica, Fig. 5, eine andere Blattzierpflanze, verlangt Warmhauspflege. Sie hat ebenfalls lederige, länglich-lanzettförmige, von 6 bis 10 Zoll lange, lorbeerähnliche Blätter, die an der Oberseite eine breite, bis zur Spitze verlaufende, scharlachne Mittelrippe haben. Die Seitenadern haben dieselbe prachtvolle Färbung, während die feineren Verästelungen mit den zwischenliegenden Füllungen im lebhaften Grün contrastiren, das in lichten und dunkleren Schattirungen auf der Oberfläche hervortritt. Als Bewohner heißer Climate verlangt die Pavette während ihres Wachsthums eine hohe Temperatur und ziemlich feuchte Atmosphäre. Das ihr in Wuchs und Gestalt sehr ähnliche Elaeodendron indicum wird häufig mit der Pavette verwechselt, hat aber bei weitem nicht die lebendige Färbung dieser.

Die Haemadictyon venosum, Fig. 6, eine niedliche Kletterpflanze, die auch unter dem Namen Echites nutans bekannt ist, zeichnet sich durch das reiche dunkle Grün ihrer oval-gespitzten oder oval-lanzettförmigen Blätter aus. Die Mittelrippen derselben, sowie die Seitenrippen, sind von Rosenlackfarbe, die Unterseite ist rosenlackfarbig mit gelbbraunen Rippen.

Eine der schönsten Blätterzierpflanzen ist die Begonia splendida, Fig. 7, deren weicher Zwergstamm von 1—1½ Fuß hoch wird. Die großen ungleichseitigen Blätter derselben sind auf der Unterseite stark gerippt und, auf beiden Seiten sowie am Blattstiel und den Rippen, wenn kürzlich entwickelt, von durchaus gleicher Scharlachfarbe. Die Rippen selbst sind gelblich gefärbt und, wie der Blattstiel, ziemlich dicht behaart.

Eine niedliche Hängepflanze, die sich besonders für das Kalthaus eignet, ist der Coccocypselum repens, Fig. 8, deren purpurviolette Stengel mit kurzen Haaren besetzt sind und kleine ovale und herzförmige Blätter tragen, deren Stiele bis zur Basis der Mittelrippe die Farbe der Stengel haben. Die kleinen lillafarbigen Blüthentrauben entwickeln sich im Spätsommer und während der Herbstmonate auf kurzen hängenden Stielen aus den Blattachseln, und ihnen folgen kleine violettblaue Beeren, die während der Wintermonate einen schönen Contrast mit dem matten Grün der Blätter bilden.

2.

Die Kriegskameraden.

Nach einer wahren Begebenheit.

Vor den Thoren der preußischen Hauptstadt Königsberg waren viele Arbeitsleute beschäftigt mit dem Ab- und Zufahren von Steinen und Erde. Wälle wurden aufgeworfen, Gräben und Verschanzungen angelegt. Auch Steinmetzen und Maurer sah man in voller Arbeit: denn die so ferngelegene Pregelstadt sollte stark befestigt und so zur dereinstigen Schutzwehr des Reiches umgewandelt werden. Unter denen, welche diese Erdarbeiten zu beaufsichtigen hatten, befand sich auch ein Mann in ärmlicher Kleidung, dessen sonnverbranntes Gesicht die Spuren eines arbeitvollen Lebens unverkennbar zur Schau trug. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein oder auch wohl darüber; doch hatte er sich gut erhalten, und seine feste militärische Haltung zeigte es deutlich, daß er früher dem Soldatenstande angehört haben müsse.

Die Sonne stand schon hoch; es mochte bald Mittag sein, und von der Arbeit ermüdet setzte sich der wackere Veteran, um auszuruhen, auf einen umgelegten Karren im Schatten eines im vollsten Blüthenschmucke prangenden Kastanienbaumes, und die kurze thönerne Pfeife in der Linken haltend, blies er wohlbehaglich die dichten Rauchwolken vor sich hin, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, als um seine Pfeife und die ihm untergebenen Arbeiter. Da kam ein Spaziergänger in gewöhnlich bürgerlicher Kleidung an ihm vorüber, schaute ihm scharf in's Gesicht, kehrte dann in einiger Entfernung wieder um und schritt abermals auf ihn zu. Die Züge des Fremden schienen dem alten Krieger nicht unbekannt; es tauchten dunkle Erinnerungen aus längst vergangener Zeit in ihm auf, und mit einem Male ward es ihm klar, daß jener Fremde da vormals ein Waffenbruder von ihm gewesen und den Freiheitskrieg mit ihm durchgekämpft habe. Deßhalb erhob er sich denn auch von seinem Sitze, und rief dem ihm nun wohlbekannten Freunde im Tone der Verwunderung nach treuherziger Soldatenmanier zu: „Kamerad Böttcher, bist du's?

„Ja wohl bin ich der, und du, bist du nicht Müllner?“ war die Gegenfrage.

„So ist's, Brüderchen!“ versetzte in freudiger Ueberraschung der Andere. „Wir sind ja alte gute Bekannte. Aber sag' mir, Kriegskamerad, wie kommst du denn hieher? Es scheint dir besser zu gehen, als mir armen Schlucker; das zeigt der neue feine Rock, den du trägst. So weit hab' ich's nicht bringen können. Mir hat's damals im Kriege besser geglückt, als jetzt im langen Frieden.“

„Will dir's glauben!“ lächelte der Andere. „Und daß du brav mitgefochten hast, kann ich dir bezeugen; hab' ich doch selbst mein Leben dir zu verdanken; denn du warst es ja, der an jenem verhängnißvollen Tage bei Leipzig, nicht achtend die feindliche Uebermacht, den schweren Todesstreich von meinem Haupte abhielt.“

„Sie hatten dir's bravem Kerl freilich arg zugedacht, die Franzmänner; aber mach' mir davon nicht viel Redens, Böttcher! Dergleichen Vorfälle hatten wir im Kriege ja alle Tage.“

„Wackerer Kamerad,“ fuhr Böttcher fort, „ich hatte mir viele Mühe gegeben, dich im Leben wieder aufzufinden, um dir für meine Lebensrettung zu danken; aber wir wurden ja gleich nach der Schlacht getrennt, und alle meine Nachforschungen blieben bisher fruchtlos. Um so mehr freue ich mich, dich jetzt nach so langer Zeit hier wiedersehen zu können. Nun sprich, wie lebst du? wie ist's dir seitdem ergangen? Vielleicht ist mir's möglich, dir noch, wenn auch spät, meine Dankbarkeit auf irgend eine Weise durch die That an den Tag zu legen.“

„Wie mir's geht?" versetzte der Gefragte. „Du lieber Gott, das siehst du ja, schlecht und recht! ich muß arbeiten vom Morgen bis zum Abend, und verdiene dabei kaum so viel, daß ich zur Noth als ehrlicher Mann mich durchschlage. Ja, wenn ich einmal eine Förster- oder Zolleinnehmerstelle erhalten könnte, die mir neben freier Wohnung so meine 15 — 20 Thaler einbrächte monatlich, da wär' ich wohl aufgehoben für immer und wollte gar nichts weiter wünschen. Aber mit solchen Anstellungen geht es heutzutage leider mehr nach Gunst, als nach Verdienst: wer keinen Fürsprecher hat, bleibt sitzen."

„Je nun, Kamerad," entgegnete der Andere, „so schlimm wird es nun wohl gerade nicht sein. Brave Männer finden im lieben Vaterlande immer noch ihr gutes Unterkommen; aber man kann's ja nicht Jedem gleich an der Nase ansehen, weß Geistes Kind er sei. Darum gib dich nur zufrieden. Vielleicht werden auch deine billigen Wünsche eher in Erfüllung gehen, als du's vermuthest. Wie steht es denn mit deinen Schulkenntnissen? kannst du gut schreiben?"

„Nein, gut schreiben kann ich nicht. Zu unserer Zeit hatte man's damit noch nicht so genau genommen. Aber beim Militär hab' ich manchem Franzosen mit der Säbelklinge ein Andenken in's Gesicht geschrieben, das er wohl sein Lebtag nicht vergessen wird."

„Das ist nun wieder freilich eine andere Schreibart, die sich im Frieden nicht gut anwenden läßt. Darum aber ist es schlimm, daß du die nöthigen Schulkenntnisse, die bei einer Anstellung im Staatsdienste unbedingtes Erforderniß sind, dir nicht zu eigen gemacht hast. Indessen ist's doch vielleicht möglich, deine Wünsche zu erfüllen. Besuche mich nur morgen zum Frühstück! Da wollen wir dann das Weitere besprechen."

„Weiß ich doch nicht, wo du wohnst; wie kann ich denn dich besuchen?" meinte Müller.

„Ich habe mein Logis im königlichen Schlosse, und meinen Namen weißt du. Du darfst nur nach mir fragen. Also morgen früh um 10 Uhr! Auf Wiedersehen!"

„Werde bestimmt mich einfinden, Kamerad!"

Der Fremde nahm hierauf wieder seinen Gang zur Stadt zurück, und der alte verabschiedete Kriegsmann schaute gedankenvoll ihm nach, indem er still vor sich hin murmelte: „Wirst auch nicht im Stande sein, einem alten Kriegsmanne so recht ordentlich auf die Beine zu helfen."

Des andern Tages Punkt 10 Uhr fand unser Veteran verabredetermaßen sich im Schlosse ein und fragte den ersten besten Mann nach dem Zimmer des Herrn Böttcher. Sogleich wurde er in eines der freundlichsten Gemächer geführt, wo sein Kriegskamerad ihn bereits bei einer Flasche Rheinwein erwartete. Herzlich hieß er den Eintretenden willkommen. Es wurde ein Frühstück servirt, und Beide setzten in aller Vertraulichkeit sich neben einander, ließen sich's wohl schmecken, und plauderten von der vergangenen Zeit, von glücklich überstandenen Gefahren und den nur zu schnell entschwundenen Jugendfreuden, die ihnen die Mühseligkeiten des Krieges damals leichtlich ertragen und überwinden halfen. Sie hatten schon die zweite Flasche geleert, und unser Gast, des edeln Weines seit langer Zeit ungewohnt, wurde mit jedem Glase munterer, so daß der gastfreie Wirth seine wahre Freude hatte an des alten Kriegskameraden ungekünstelter Offenheit. „Nun sag' mir aber doch, trautster Freund," fuhr dieser fort, „bei wem bist du denn eigentlich hier im Schlosse? und was ist dein Geschäft? Wie mir's ergangen und was ich treibe, weißt du; nun aber, nachdem du mir deinen ganzen Einfluß zur Erreichung meines Lieblingswunsches, ein Aemtchen zu gewinnen, versprochen hast, ist die Reihe an dir. Darum heraus mit der Sprache! Dem Anscheine nach mußt du gerade keinen schweren Dienst haben; nicht so? —"

„Darüber kann ich leicht dich aufklären, alter Freund," entgegnete der freundliche Wirth. „Ich bin der Oberpräsident der Provinz Preußen." Und dabei schlug er den leichten Ueberrock zurück und zeigte dem erstaunten Freunde die mit Orden reich gezierte Brust. Starr vor Verwunderung und Schreck saß dieser auf seinem Stuhle und wußte zuerst keine Worte zu finden, um bei dem hohen Beamten seine bisherige Vertraulichkeit zu entschuldigen. Aber der edle Mann reichte dem ihn Anstarrenden zutraulich die Hand und sagte: „Wackerer Kriegskamerad, warum mit einem Male so erstaunt? Es bleibt zwischen uns bei dem vertraulichen ‚Du', und was deine Anstellung betrifft, so hoffe ich, daß du, ohne den ich längst schon im Grabe läge, nicht allzu lange wirst warten dürfen. Damit du aber nicht genöthigt bist, weiter um schweren Tagelohn zu arbeiten, will ich selbst meinem wackern Freunde ein Monatsgeld von 20 Thalern aussetzen, welches du so lange fortbeziehen sollst, bis sich eine bessere und passende Versorgung für dich trifft."

Tief gerührt und mit Freudenthränen im Auge verließ der brave Veteran seinen edelmüthigen Kriegskameraden; Oberpäsident Böttcher aber hielt redlich Wort. Müller erhielt auf dem K. Polizeiamte eine Anstellung mit einem monatlichen Gehalte von 30 Thalern; er machte seinem Posten Ehre.

M. R.

Porta Westphalica.

Wie so ganz anders sieht es doch jetzt in jener Gegend aus, als vor acht- oder neunhundert Jahren! — Die Porta Westphalica oder auch „die Weserscharte" ist der Punkt oder Einschnitt, wo die Weser unweit der Stadt Minden sich mitten durch das Gebirg (dasselbe ist ein Zweig des Wesergebirgs und führt hier den Namen „Süntelgebirge") hindurch Bahn bricht, um sofort das westphälische Gebirgsland zu verlassen und bis Bremen, ja bis in's Meer zwischen flachen Ufern in starken Krümmungen langsam dahinzufließen. Zu beiden Seiten des Stromes hart an diesem Einschnitte erheben sich zwei hohe Berge, der (528 Fuß hohe) Jakobsberg, der Schlußpunkt des östlichen Süntels, am rechten, und der (807 Fuß hohe) Wittekindsberg, die höchste Spitze des westlichen Süntels, am linken Ufer, und auf beiden hat man eine ausgedehnte Fernsicht, durch welche die geringe Mühe des



Porta Westphalica.

Hinaufsteigens zehnfach vergolten wird. Am Fuße der beiden Berge scheint Alles nur Eine Felsenmasse zu sein, weiter hinauf aber sind die Abhänge mit mächtigen Bäumen besetzt, von denen viele ein hohes Alter verrathen. Die Gegend hat also etwas Wildromantisches, und man könnte versucht sein, zu glauben, man sei urplötzlich in eine Schlucht des Schwarzwaldes versetzt worden.

„So ist es wohl auch schon vor achthundert Jahren gewesen," sagt sich nun der oberflächliche Beschauer; und derselbe mag Recht haben, aber dennoch müssen wir wiederholen: „wie ganz anders sieht es jetzt aus, als zu jenen Zeiten!" Damals Alles ein unabsehbarer Wald von hier bis an den Rhein, nach Düsseldorf und weiter hin, und in diesem Walde die Heimath der tapferen Sachsen! Damals die ganze Gegend wiederhallend von dem Schlachtgeschrei der Cohorten Karls des Großen, welche ausgezogen waren, die Sachsen mit dem Schwerte zum Christenthum zu bekehren! Damals der Held Wittekind im Felde, der nach jeder Niederlage wieder stärker erstand, als er vorher gewesen war, bis er endlich weniger der Gewalt der Waffen erlag, als der Ueberzeugung, daß das Christenthum dazu bestimmt sei, die heidnischen Götter zu verdrängen!

„Und jetzt?" An die Stelle des Waldes ist die Cultur getreten, und statt des Kriegsgetöses hört man die Hammerschläge der Fabriken. Ja, die ganze Gegend hat sich verändert und einen andern Charakter angenommen. Fast hart unter dem Jakobsberge dehnt sich das freundliche Dorf Hausberge aus, dessen Häuser in einem Wald von Obstbäumen begraben liegen. Etwas weiter entfernt sieht man das Dörflein Rehme, das aber weniger durch sich selbst (obwohl ebenfalls sehr freundlich und obstreich gelegen) merkwürdig ist, als durch die großartige Saline Neusalzwerk, deren Bohrloch das tiefste ist, welches in der Welt existirt. Man ist nämlich nicht weniger als 2220 Fuß tief in die Erde eingedrungen (also weit, weit unter die Oberfläche des Meeres), bis sich die 26° R.-warme Soole herausdrängte, welche jetzt nicht nur zur Salzgewinnung, sondern auch wegen ihres kohlensauren Gehalts zu den vielbesuchten Bädern in Oeynhausens Badanstalt (besonders merkwürdig ist das „Dunstbad", hervorgebracht durch einen künstlichen Wasserfall der Soole in einen bedeckten und geschlossenen Raum, und, wie man wissen will, von ungewöhnlicher Heilkraft in rheumatischen und anderen Krankheiten) benützt wird. Doch wir wenden unsern Blick in weitere Ferne, und vor uns liegt die Stadt Minden mit ihren großartigen Festungswerken und ihrem stattlichen Bahnhof, der selbst wie eine Festung aussieht. Der braungeäderte Sandstein nämlich, aus dem er gebaut ist (auch andere neuere Gebäude sind von demselben Material aufgeführt) und welcher in den nächsten Umgebungen der Porta Westphalica gebrochen wird, gibt ihm ein gar stattliches Ansehen, gerade wie auch dem Regierungsgebäude, das im Rundbogenstyle neben dem Dome aufgeführt wurde. Merkwürdiger für uns ist jedoch der Dom, nicht sowohl übrigens wegen seines Alters (er rührt vom zwölften Jahrhundert her) oder wegen seiner Bauart (es ist der Uebergang zum gothischen Styl), sondern vielmehr wegen eines einfachen Gemäldes, das von Vielen gar nicht beachtet wird. Dieses unter dem Altarblatte neben dem südlichen Eingang angebrachte Bild rührt von dem nicht unberühmten Meister Heinrich Altegrever

her (der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte), und stellt die Zusammenkunft des Sachsenherzogs Wittekind mit Karl dem Großen dar, in Folge welcher der Erstere das Christenthum annahm und den Letzteren als seinen Herrn und Meister anerkannte. Das Bild ist gut gemalt, und besonders trefflich sind die Charaktere der beiden Hauptpersonen in ihren Gesichtern wie in ihrer Haltung ausgeprägt.

Doch wir haben uns bereits zu weit von unserer „Weserscharte“ entfernt, und kehren daher zurück, um uns zu überzeugen, wie selbst gerade da, wo der Fluß das Gebirge durchschneidet, Alles ganz anders geworden ist, als vor achthundert Jahren. Ja, gerade hier tritt der Gegensatz am grellsten hervor. Früher sah man nichts, als ein enges, von Felsen eingeschlossenes, vom Walde überragtes Thal, durch welches, allen Raum einnehmend, die Weser dahinrauschte; jetzt aber, trotzdem daß die ganze Breite der Schlucht oder des Engpasses nur etliche und sechszig Schritte (200 Fuß rheinisch) mißt, ist dem linken Ufer eine gut ausgeführte und ziemlich breite Landstraße abgewonnen, und auf dem rechten Ufer führt die Eisenbahnlinie mitten durch die Felsen hin. Ja sogar für ein Gebäude hat man noch durch Aufbrechen der Sandsteinwand Platz gewonnen, für das Stationsgebäude nämlich, das — so wenig umfangreich es auch ist — durch seine kühne Lage schon und noch mehr durch seine Bauart (es ist durchaus von der Steinmasse, die hier in so großartigem Maßstabe zu Tage tritt, erbaut) an eine Ritterburg aus alten Zeiten erinnert. Weit moderner sieht dagegen das nicht weit entfernt, am Eingang des Einschnitts, errichtete „Hôtel Porta“ aus, welches dem Gegensatz zwischen der jetzigen und der Wittekindszeit die Spitze verleiht. Man denke sich die Wildniß von damals und — mitten in dieser das neumodische Hôtel, das mit allem Comfort, den der Reisende verlangen kann, ausgerüstet ist!

Und doch, trotz dieser Modernität, wird man mit jedem Schritte, den man thut, an die Zeiten „von ehemals“ erinnert. Schon der Name „Wittekindsberg“ weist uns darauf hin, daß wir auf klassischem Boden stehen. Noch mehr ist dieß der Fall, wenn wir, wie unsere Pflicht und Schuldigkeit ist, den Berg selbst besteigen. Zwar allerdings, im Anfang will das „Neuzeitliche“ nicht aus unserem Kopfe hinaus, sondern es drängt sich uns vielmehr mit aller Gewalt auf. Es steht nämlich hier oben seit einigen Jahren ein 75 Fuß hoher Thurm, den man blos errichtet hat, um den vielen Besuchern die Besteigung des Bergs noch lohnender zu machen, als sie vorher schon war; denn natürlich von der Spitze des Thurms muß die Fernsicht doch großartiger sein, als von der um 75 Fuß niedrigeren Spitze des Berges! Somit hat man, wenn man so will, durch die Erbauung dieses Thurms „der Natur nachgeholfen“, und dieser Begriff ist doch gewiß „modern“ genug. Allein schauen wir uns einmal, statt blos in die Ferne zu sehen, in unserer nächsten Nachbarschaft um! Was erblicken wir hier gleich in der nächsten Nähe des Thurms? Sieht das nicht aus wie ein Altar und Taufstein? Ja, steht da nicht noch altes Gemäuer, das sich fest wie die Grundmauer eines Gebäudes ausnimmt? Und — so ist es! Altar und Taufstein sind plump und roh gearbeitet, und die Mauerreste, welche noch vorhanden sind, erinnern keineswegs an die Kunst der Steinmetzen; aber wir müssen auch bedenken, daß wir vor Trümmern eines Gebäudes stehen, das schon vor fast neunhundert Jahren errichtet wurde, denn das, was wir sehen, sind die Ueberbleibsel der Kapelle, in welcher der edle Sachsenherzog Wittekind zum Christen getauft wurde.

Ein eigenes Gefühl durchschauert uns, wenn wir in diese längst vergangenen Zeiten zurückdenken. Wittekind und Karl der Große! Auf der Hohensyburg unweit des jetzigen gewerbreichen Städtchens Hagen standen sie einander zum ersten Male feindselig gegenüber, denn dort oben hatte Wittekind sein festes Lager und sogar eine Art Kastell, dessen Trümmer jetzt noch gezeigt werden, und hier am Endpunkte des Wesergebirges, auf dem Wittekindsberge, reichten sich Beide versöhnt die Hand und blieben von nun an Freunde durchs ganze Leben!

Th. Gr.

London

bedeckt — einer Mittheilung der Gesundheitsbehörde zufolge — gegenwärtig 121 englische Quadratmeilen, und ist dreimal so groß, als es im Jahre 1800 gewesen. Seine Einwohnerzahl vermehrt sich durch Geburten und Zuwanderung durchschnittlich um tausend Individuen pr. Woche. Der sechste Theil der Absterbenden beschließt das Leben in einer der öffentlichen Anstalten, in einem Versorgungshause, Gefängnisse oder Hospitale. London ist bekanntlich eine der gesundesten Hauptstädte Europa's, doch ließe sich für eine Verbesserung seines Gesundheitszustandes noch sehr viel thun. Der erwähnte offizielle Bericht möchte zu diesem Zwecke das Augenmerk des Publikums auf drei Punkte richten: daß es darauf bedacht sei, reine Luft zu athmen, reines Wasser anzuschaffen und auf gutem Grunde zu bauen. Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Publikum sich bei seinen (zweitausend) Aerzten nicht blos in Krankheitsfällen Rath erholen, sondern sich auch von ihnen belehren lassen möge, wie es sich am besten vor Krankheiten schützen könne.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Alphabetisches Register.